V 32

II
31, 6, 9.

Der Jüngling, wenn er mit dem Beginn des akadem. Studiums zuerst in die Welt der Wissenschaften eintritt, kann, je mehr er selbst Sinn u. Trieb für das Ganze hat, desto weniger einen andern Eindruck davon erhalten, als den eines Chaos, in dem er noch Nichts unterscheidet, oder eines weiten Oceans, auf den er sich ohne Compaß u. Leitstern versetzt sieht. Die gewöhnliche Folge jenes Zustandes ist: bei bessern organisirten Köpfen, dß sie sich regel- u. ordnungslos allen möglichen Studien hingeben, nach allen Richtungen schweifen, ohne in irgend einer bis zu dem Kerne vorzudringen, oder ihren fruchtlosen Versuchen im besten Fall etwas Anderes als am Ende der akadem. Laufbahn, die Einsicht zu verdanken, wie Vieles sie umsonst gethan u. wie vieles Wesentliche vernachlässigt; bei Andern, die von minder gutem Stoffe gebildet sind, dß sie gleich anfangs die Resignation üben, alsbald sich der Gemeinheit ergeben u. höchstens durch mechanischen Fleiß u. bloßes Auffassen mit dem Gedächtniß so viel von ihrem besondern Fach sich anzueignen suchen, als sie glauben, dß zu ihrer künftigen äußern Existenz nothwendig sei.... Einer andern Rücksicht kommt noch in Betracht. Es geschieht nur zu häufig, dß über der bestimmten Beschäftigung die allgemeine der universellen Ausbildung, über dem Bestreben, ein vorzüglicher Rechtsgelehrter oder Arzt zu werden, die weit höhere Bestimmung des Gelehrten überhaupt, des durch die Wissenschaft veredelten Geistes vergessen wird.... Der besondern Bildung zu einem einzelnen Fache muß also die Erkenntniß des organischen Ganzen der Wissenschaft vorangehen. Derjenige, welcher sich einer bestimmten ergibt, muß die Stelle, die sie in dem Ganzen einnimmt, u. den besondern Geist, der sie beseelt, so wie die Art der Ausbildung kennen lernen, wodurch sie in den harmonischen Bau des Ganzen sich einschließt, die Art also auch, wie er selbst diese Wissenschaft zu nehmen hat, um sie nicht als Sklave, sondern als Freier u. im Geiste des Ganzen zu denken." (Schelling).

V 32 n. v.

LESEBUCH ZUR ENCYKLOPÄDIE

enthaltend

250 Abhandlungen und Bruchstücke

aus 174 Schriften von 129 Autoren

über

Gegenstände aus allen Gebieten der Wissenschaft.

Durch

Dr. MAGER, [Karl]

Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Educationsrath, vormals Professor am Gymnasium und an der Gewerbschule in Aarau, und am College in Genf, der königlich preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtiges, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentliches Mitglied.

Königl. Studien-Bibliothek Passau

Staatliche Bibliothek Passau

ZÜRICH,

Verlag von Meyer und Zeller.

1847.

117 233 803

Staatliche
Bibliothek
Passau

Druck von Zürcher und Furrer.

I. Systematisches Inhaltsverzeichniss.

Erstes Reich.

Die ursprünglichen, reinen Wissenschaften.

ERSTE CLASSE.

(ERSTES BUCH.)

Die reinen Naturwissenschaften.

ERSTE ORDNUNG.

Die formale Naturwissenschaft.

(Reine Mathematik.)

			Seite.
1.	Euklid	*Gartz*	3— 7
2.	Archimedes	*Märtens*	7— 9
3.	Die euklideische Methode	*A. Schopenhauer*	9—14
4.	Die euklideische Methode gegenüber der genetischen	*A. Trendelenburg*	14—18
5.	Die Anfänge der Geometrie	*Chasles*	18—27

ZWEITE ORDNUNG.

Die abstracte Naturwissenschaft.

(Physik [u. Chemie].)

6.	Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie	*J. Fr. Herbart*	27—35
7.	Ueber das Licht	*L. Moser*	35—42
8.	Allgemeines über die Chemie	*J. (v.) Liebig*	42—45
9.	Chemische Kräfte, Verwandtschaften, Verbindungen	*Ders.*	45—47
10.	Chemische Proportionen und Aequivalente	*Ders.*	48—49
11.	Atomistische Theorie	*Ders.*	49—51
12.	Chemische Technik	*Ders.*	51—53

DRITTE ORDNUNG.

Die concrete Naturwissenschaft.

I. Kosmologie.

(Astronomie.)

13.	Keppler und seine Entdeckungen	*Whewell*	53—57
14.	Die uns zugewandte Mondoberfläche	*J. H. Mädler* u. *W. Beer*	57—60
15.	Die Nebelflecke und Nebelsterne	*A. v. Humboldt*	60—61

II. Geologie.

(Erdkunde als Naturwissenschaft: specielle, vergleichende und allgemeine, also Alles, was mathematische, physikalische, topische Geographie, Geognosie, Klimatologie, Phyto-, Zoo-, Anthropogeographie und Geologie genannt wird.)

			Seite.
16.	Die ältesten Weltansichten	*L. F. Kämtz*	61—64
17.	Die großen Entdeckungen im XV. und XVI. Jahrhundert	*Ders.*	65—68
18.	A. v. Humboldt's americanische Reise	*Ders.*	68—69
19.	Werner's neptunische Erdbildungsansicht	*Fr. Hoffmann*	69
20.	Ueber die geognostischen Systeme von Deutschland	*L. v. Buch*	70—71
21.	Bau und Wirkungsart der Vulcane	*A. v. Humboldt*	71—79
22.	J. R. Forster, Pallas, Humboldt, Steffens und Ritter, über die Gestalt der Erdtheile	*Fr. Hoffmann*	80—83
23.	Die Inseln nach L. v. Buch's Ansicht	*Ders.*	84—87
24.	Die niederen Inseln	*R. u. G. Forster*	87—88
25.	Bewegungen des Meeres	*A. v. Humboldt*	88—90
26.	Regen zwischen den Wendekreisen	*L. F. Kämtz*	90—92
27.	Isochimenen und Isotheren	*Ders.*	92—93
28.	Isothermen	*Ders.*	93—95
29.	Verbreitung der Pflanzen und Thiere	*A. v. Humboldt*	95—98
30.	Vorderindien	*K. Ritter*	98—102
31.	Italien	*J. F. Schouw*	103—106
32.	Das Stromgebiet des Mississippi	*G. Duden*	106—111

III. Morphologie.

(Sog. Naturgeschichte: Specielle: Krystallologie, Botanik, Zoologie, incl. Anatomie und Physiologie, und somatische Anthropologie; — Vergleichende; Allgemeine.)

33.	Die Mineralogie als morphologische und als geologische Wissenschaft	*H. F. Link*	111—113
34.	Die Krystallologie	*J. Fröbel*	113—115
35.	Bedeutung der Chemie für die Mineralogie	*Whewell*	115—117
36.	Bedeutung der Chemie für die Mineralogie	*J. (v.) Liebig*	117
37.	Die Botanik bei den Griechen und Römern	*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*	118—119
38.	Wichtigkeit der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen	*M. J. Schleiden*	119—122
39.	Die mexicanischen Arten der Gattung Musa	*A. v. Humboldt*	122—125
40.	Begriff der Pflanzenzelle	*C. Nägeli*	125—127
41.	Zur geographischen Botanik	*A. v. Humboldt*	127—130
42.	Definition und bisherige Erforschungsweise der geographischen Botanik	*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*	131
43.	Die Alpenpflanzen	*J. F. Schouw*	131—134
44.	Kurze Geschichte der Zoologie	*L. Oken*	134—137
45.	Entdeckung des Kreislaufs des Blutes	*Whewell*	137—138
46.	Aufgabe, Quellen und Methode der Physiologie	*C. Vogt*	138—140
47.	Definition und Hülfsmittel der Physiologie	*G. Valentin*	140—145
48.	Bedeutung der Chemie für die Physiologie	*J. (v.) Liebig*	145—147
49.	Die Varietäten der Menschenspecies	*J. Fr. Blumenbach*	147—148
50.	Die Augen bei verschiedenen Thieren	*G. (v.) Cuvier*	148—149
51.	Krystallisation und Organisation	*C. H. Schultz*	150—151
52.	Neun Proben sogenannter Naturphilosophie	*Schelling, Oken, Hegel*	151—152

ZWEITE CLASSE.

(ZWEITES BUCH.)

Die reinen Geisteswissenschaften.

(Die menschlichen Wissenschaften, die ethischen Wissenschaften.)

ERSTE ORDNUNG.

Die formalen Geisteswissenschaften.

A. Aesthetik.

			Seite.
53.	Begriff dessen, was Herbart Aesthetik nennt	*J. Fr. Herbart*	155—156
54.	Die theoretische und die ästhetische Auffassung; ästhetisches und moralisches Urtheil	*Ders.*	156—157
55.	Einleitung in die Aesthetik	*Ders.*	157—159
56.	Zur Einleitung in Aesthetik und Ethik	*G. Hartenstein*	160—166

B. Ethik.

57.	Historisch-kritische Einleitung in die Ethik	*J. Fr. Herbart*	167—171
58.	Andre Einleitung in die Ethik	*Ders.*	171—174
59.	Abriß der Ethik des Platon	*A. Arnold*	174—175
60.	Vermengung der Ethik und der Psychologie	*G. Hartenstein*	176—177
61.	Die Ethik muß Grundlage auch der kirchlichen Moral werden	*Ders.*	177—178
62.	Die ursprünglichen ethischen Ideen, od. die sittlichen Elemente	*J. Fr. Herbart*	179—181
63.	Andre Darstellung der ethischen Ideen	*M. W. Drobisch*	181—183
64.	Kant's Princip der Ethik	*Imm. Kant*	184—190

ZWEITE ORDNUNG.

Die abstracten Geisteswissenschaften.

A. Psychologie.

(Physik des Geistes.)

65.	Zur Geschichte der Psychologie	*M. W. Drobisch*	191—194
66.	Zur Einleitung in die Psychologie	*J. Fr. Herbart*	195—202
67.	Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden	*Ders.*	202—210
68.	Vorläufige Betrachtung des Verstandes und der Vernunft	*Ders.*	210—215

B. Geographie.

(Erdkunde als menschliche Wissenschaft, specielle, vergleichende und allgemeine, darstellend das zwischen der Erde und dem Menschen bestehende Wechselverhältniss.)

69.	Strabo	*Ph. H. Külb*	215—218
70.	Gesichtspunct der menschlichen Geographie	*K. Ritter*	218—221
71.	Benares, die Brahmanenstadt	*Ders.*	221—224
72.	Die Schweiz	*G. B. Mendelssohn*	224—231
73.	Deutschlands Grenzen und Eintheilung	*Ders.*	231—232
74.	Schwaben	*Ders.*	232—235
75.	Die Nordsee-Marschen; die Friesen	*Ders.*	235—238
76.	Norwegen	*H. Steffens*	238—240
77.	Vergleichung Englands mit Spanien und Holland	*G. B. Mendelssohn*	240—241
78.	Vergleichung der Alpen mit andern Hochgebirgen	*Ders.*	241
79.	Vorläufige Vorstellung von der allgemeinen Geographie	*J. G. Kohl*	241—243
80.	Wirkung der Erhebung des Bodens	*Ders.*	243—244

DRITTE ORDNUNG.

Die concreten Geisteswissenschaften.

I. Die Wissenschaft vom Naturstande der Menschheit.

A. Anthropologie.

			Seite.
81.	Verschiedene Ansichten über den Ursprung des Menschen	*H. Hauff*	244—248
82.	Gegenstand der Anthropologie ist der Naturmensch	*Franz Vorländer*	249—250
83.	Ueber den Unterschied der Geschlechter, Temperamente und Anlagen	*J. Fr. Herbart*	250—252
84.	Die Temperamente	*Imm. Kant*	252—254
85.	Die Lebensalter	*Aristoteles*	255—256
86.	Uebergang von der Anthropologie zur Ethnologie	*E. M. Arndt*	257—258

B. Ethnologie.

87.	Zur Kritik der Ethnologie. — Die Eintheilung nach Racen	*G. Duden*	258—260
88.	Fortsetzung. — Die Eintheilung nach den Lebensweisen	*Ders.*	260—263
89.	Schluß. — Die Eintheilung in Wilde, Barbaren u. s. w.	*Ders.*	263—269
90.	Zur Geschichte und Kritik der deutschen Mythologie	*J. Grimm*	269—272
91.	Bedeutung der Märchen, Mythen und Sagen	*Ders.*	272—273
92.	Ueber Homer, als Quelle der griechischen Vorgeschichte	*W. Wachsmuth*	274—275
93.	Uebersicht der europ-asiatischen Völker	*J. Cowles Prichard*	275—280
94.	Tagewerk der peruanischen Indier in den Missionen	*E. Pöppig*	280—283
95.	Allgemeines über die Vorgeschichte Israels	*H. Ewald*	283—286
96.	Eine Ansicht über den Ursprung der Deutschen	*J. G. A. Wirth*	286—287
97.	Fichte's Ansicht über die Hauptverschiedenheit zwischen den Nationen mit eigner Sprache und denen, welche eine fremde Sprache angenommen haben	*J. G. Fichte*	287—294
98.	Eine andere Ansicht	*F. Chr. Dahlmann*	294

II. Die Wissenschaft vom Culturstande der Menschheit.

A. Weltkunde, oder die Wissenschaft des Weltlaufs.

(Das zur Kenntniß der historischen Personen, Völker und Zeiten Dienende aus dem enthaltend, was sonst Geschichte, Alterthumskunde und Statistik heißt, also: Specielle, Vergleichende und Allgemeine Weltkunde, in welcher letzteren Weltgeschichte, Pragmatische [historische, sociale] Anthropologie und Theorie des Weltlaufes unterschieden werden.)

99.	Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers	*W. v. Humboldt*	294—302
100.	Worin die meisten Bearbeiter der Weltkunde fehlen	*Gb. Vico*	302
101.	Von einigen Fehlern der Bearbeiter der Weltkunde	*G. Duden*	302—308
102.	Ziel dessen, was F. A. Wolf Alterthumswissenschaft nennt	*F. A. Wolf*	308—310
103.	Ueber Ansicht und Behandlung der römischen Geschichte	*B. G. Niebuhr*	311—315
104.	Zur Kritik der neueren historischen Kritik	*Ludw. Ross*	316—320
105.	Nero, nach Tacitus	*K. Hoffmeister*	320—323
106.	Gregor VII. Tod. Die Urtheile über ihn	*J. Voigt*	323—327
107.	Die Perioden der Geschichte Indiens	*Chr. Lassen*	327—330
108.	Der mosaische Dekalog	*H. Ewald*	330—332
109.	Die Kleidung der Griechen	*K. O. Müller*	333—336

		Seite.
110. Die Auswanderung bei den Griechen	*W. Wachsmuth*	337—340
111. Das agrarische Recht der Römer. Sp. Cassius	*B. G. Niebuhr*	340—343
112. Manlius Capitolinus	*Ders.*	344—345
113. Die Licinischen Rogationen	*Ders.*	345—354
114. Das Leben der Deutschen im vorigen Jahrhundert. — Die reichsritterlichen Gebiete	*Cl. Th. Perthes*	354—358
115. Fortsetzung. — Die geistlichen Lande	*Ders.*	358—363
116. Schluß. — Die Reichsstädte	*Ders.*	363—366
117. Das Leben im Staat Ohio	*Fr. v. Raumer*	366—374
118. Bruchstück aus einer Charakteristik des griechischen Volkes	*W. Wachsmuth*	374—375
119. Die Zeit vor und bis zur Revolution	*B. G. Niebuhr*	375—378
120. Die materiellen Interessen der Völker im XVI. u. XVII. Jahrh.	*J. G. Droysen*	378—383
121. Vergleichung des Perikles mit Fabius Maximus	*Plutarch*	383—384
122. Die Deutschen in Nordamerika	*F. J. Grund*	385—391
123. Was die heutige Generation von den früheren unterscheidet	*G. Duden*	392—396
124. Zur Einleitung in die Weltgeschichte	*C. Fr. Haug*	396—401
125. Zur Einleitung in die pragmatische (historische, sociale) Anthropologie	*J. Fr. Herbart*	401—402
126. Einfluß der Beschäftigungsweise auf den Menschen	*G. Hartenstein*	402—404
127. Das Freundschaftsverhältniß	*Strümpell*	405—410
128. Die Familienverhältnisse	*G. Hartenstein*	410—412
129. Zur Einleitung in die Theorie des Weltlaufes	*Ders.*	412—422
130. Empirische Aufzählung der Gesellungen; einige leitende Gesichtspuncte für die Auffassung der gesellschaftlichen Thatsachen	*Strümpell*	422—430

B. Weltweisheit, oder die Wissenschaft des sittlichen Lebens.

131. Welche sind die Zwecke, die zugleich Pflichten sind?	*Imm. Kant*	430
132. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst als animalisches Wesen	*Ders.*	430—432
133. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst als moralisches Wesen	*Ders.*	432—433
134. Von der Pflicht des guten Beispiels	*J. G. Fichte*	433—438
135. Von den Pflichten des Gelehrten	*Ders.*	438—439
136. Pflichten der Privatwillen gegen die Zukunft	*J. Fr. Herbart*	439—441
137. Zusätze zu dem vorigen Capitel	*Ders.*	441—442
138. Warum die Moral nicht zu vollenden ist	*G. Hartenstein*	443—444
139. Pflichten gegen fremde Ehre; Pflicht der Wahrhaftigkeit	*Ders.*	444—446
140. Pflichten gegen die Gesellschaft	*Ders.*	446—449

III. Die Wissenschaft von den ursprünglichen Selbstdarstellungen des menschlichen Geistes, oder die Morphologie des Geistes.

(Specielle Morphologie: Sprache — Schrift, Schöne Kunst der äußeren Sinne — Gymnastik und Orchestik, die Nationallitteraturen — Mimik und Declamatorik; Vergleichende Morphologie, worin das, was jetzt gewöhnlich Aesthetik heißt; Allgemeine Morphologie oder Symbolik.)

1. A. Sprachwissenschaft (Phonologie).

141. Drei Arten der Grammatik	*J. Grimm*	449—452
142. Zwei Arten des Sprachstudiums	*Ders.*	452—454
143. Aus einer Kritik der Grimm'schen Grammatik	*F. Bopp*	454—456

			Seite.
144.	Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den grammatischen Kategorien	*K. Mager*	456—471
145.	Das Gesetz der Lautverschiebung	*J. Grimm*	471—473
146.	Das Verbum substantivum	*F. Bopp*	473—474
147.	Die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung	*W. v. Humboldt*	474—484

1. B. Schreib- und Lesekunst.

(Kunde der verschiedenen Schriftgattungen, Alphabete; Paläographie, Diplomatik u. s. w.)

148.	Die Schrift	*R. Lepsius*	484—486

2. A. Kunstwissenschaft.

149.	Die allgemeinen Formen der griechischen Tempel	*Franz Kugler*	486—488
150.	Der Parthenon; die Propyläen	*C. Schnaase*	488—490
151.	Deutsche Baukunst im Mittelalter	*C. L. Stieglitz*	491—493
152.	Die Gruppe des Laokoon im Belvedere	*J. J. Winckelmann*	493—494
153.	Die Statue des Apollo im Belvedere	*Ders.*	494—495
154.	Die Gruppe der Niobe in Florenz	*C. Schnaase*	495—496
155.	Correggio und Michelangelo	*Franz Kugler*	497—499
156.	Gluck, Haydn, Mozart	*R. G. Kiesewetter*	499—503

2. B. Gymnastik und Orchestik.

157.	Griechische Ansicht von der Gymnastik	*Plato*	503

3. A. Litteraturwissenschaft.

158.	Ueber die philologische Kritik der homerischen Gesänge	*G. Bernhardy*	503—506
159.	Geist und Kunstart der homerischen Dichtung	*Ders.*	507—509
160.	Herodot	*K. O. Müller*	509—514
161.	Pindar	*R. Rauchenstein*	515—519
162.	Aeschylus. Sophokles. Euripides	*A. W. (v.) Schlegel*	519—524
163.	Die römische Beredsamkeit. Cicero. Quintilian	*G. Bernhardy*	524—528
164.	Der Anfang der Nibelungen, kritisch bearbeitet	*K. Lachmann*	529—532
165.	Zur Geschichte des Nibelungenliedes	*G. G. Gervinus*	532—534
166.	Ueber Gœthe's Hermann und Dorothea	*W. v. Humboldt*	534—538
167.	Zur vergleichenden Litteraturwissenschaft. – Dante, Milton, Klopstock, Franzosen, Wieland, Gœthe, Schiller	*C. Fortlage*	539—541
168.	Zur allgemeinen Litteraturwissenschaft. — Eigenthümliche Natur der Dichtkunst	*W. v. Humboldt*	541—542
169.	Ueber die Kunst der Prosa	*G. C. J. Hoffmann*	542—545
170.	Zur vergleichenden Kunstwissenschaft. — Verwandtschaft aller Künste	*W. v. Humboldt*	545—546
171.	Manier, Styl und Originalität	*G. W. F. Hegel*	546—549

3. B. Mimik und Declamatorik.

172.	Ueber den Vortrag des Redners	*Cicero*	549—550

Zweites Reich.

(DRITTES BUCH.)

Die abgeleiteten, angewandten Wissenschaften.

ERSTE CLASSE.

Die Gesundheitswissenschaft.

173. Die ärztlichen Methoden *J. Henle* . . . 553—555
174. Die medicinischen Disciplinen *Ders.* 555—560
175. Ueber Geistesstörungen *R. H. Lotze* . . . 560—562
176. Nothwendiger Wechsel in der Anstrengung der Organe . *C. W. Ideler* . . . 562—563

ZWEITE CLASSE.

Die Wohlstandswissenschaft.

177. Zur physiologischen Betrachtung des Güterlebens. — Was den Menschen in Bewegung setzt *M. v. Lavergne-Peguilhen* 564—565
178. Das Geld, seine Functionen, sein Wesen *Ders.* 566—568
179. Die Productionskräfte *Ders.* 568—569
180. Zur ethischen Betrachtung des Güterlebens, seine Idee . . *H. Eisenhart* . . . 570—571
181. Zur Anwendung der Naturwissenschaften auf die Gewerbe. — Die Galvanoplastik *W. A. Rüst* . . . 571—572
182. Die Darstellung des Leuchtgases *F. Köhler* . . . 573—574
183. Die einzelnen Gewerbe. — Die Navigation *E. Bobrik* . . . 574—575
184. Die Landwirthschaft *Boussingault; Liebig; Burger* . . . 575—578
185. Die verarbeitende Industrie *E. Baumstark* . . 578—579
186. Der Handel *J. G. Büsch* . . . 579—580
187. Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie *Fr. List* 580—581
188. Zur Lehre von der Wohlstandspflege. — Regulirung der Bevölkerung. Wirthschaftspolitik im Ackerbaustaate *H. Eisenhart* . . . 581—582

DRITTE CLASSE.

Die Kriegswissenschaft.

189. Läßt sich die Kriegskunst lehren oder lernen? . . . *W. v. Willisen* . . . 583—587
190. Armeen, ihre Eigenschaften und Functionen *Ders.* 588—590

VIERTE CLASSE.

Die Vereinswissenschaft.

(Nur diejenigen ewigen Vereine sind gemeint, in denen es ein Oben und ein Unten gibt, also die häusliche, die bürgerliche und die politische Gesellschaft — Familie, Gemeinde, Staat; — nicht aber die Kirche und die Schule.)

			Seite.
191.	Zur Geschichte und Kritik der Staatswissenschaft. — Plato und Aristoteles	*F. Chr. Dahlmann*	591—595
192.	Zur Darstellung der Staatswissenschaft. — Principielle. — Zur physiologischen Betrachtung des Staates	*G. Hartenstein*	595—598
193.	Fortsetzung. — Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft	*J. F. Herbart*	598—600
194.	Fortsetzung. — Eintheilung der Staatsformen	*Ders.*	600—601
195.	Fortsetzung. — Wodurch die Demokratien verderben	*Montesquieu*	601—603
196.	Zur ethischen Betrachtung des Staates; seine Idee	*G. Hartenstein*	603—604
197.	Fortsetzung. — Der Zweck des Staates von der Ansicht des Rechtsstaates aus bestimmt	*R. [v.] Mohl*	604—607
198.	Die Aufgaben des Staates. — Die Polizei	*Ders.*	607—610
199.	Fortsetzung. — Zur Theorie der Strafen und der Belohnungen	*Jer. Bentham*	610—613
200.	Zur historischen Staatswissenschaft. — Specielle. — Die deutsche Staatsgeschichte	*K. Fr. Eichhorn*	614
201.	Fortsetzung. — Das deutsche Reich als Staat	*Cl. Th. Perthes*	614—616
202.	Fortsetzung. — Genesis der Unfreiheit in Deutschland	*Fr. Löher*	616—617
203.	Fortsetzung. — Eine Hauptgrundlage der bürgerlichen Freiheit in England	*L. Frhr. v. Vincke*	617—618
204.	Fortsetzung. — Vergleichende. — Zwei Fragmente	*G. Duden*	619—620
205.	Zur relativen Staatswissenschaft. — Eine Ansicht über eine reichsständische Verfassung für Preußen	*F. J. Stahl*	620—622
206.	Nicht Alles, was im Staate, gehört zum oder gar dem Staate. Unterschied zwischen Staat und Kirche	*A. Vinet*	622

FÜNFTE CLASSE.

Die Rechtswissenschaft.

207.	Begriff und Geschichte der Rechtswissenschaft	*K. Th. Pütter*	623—626
208.	Ein Urtheil über das sogenannte Naturrecht	*Hugo*	627
209.	Zur principiellen Rechtswissenschaft. — Entstehung des Rechtes überhaupt	*G. F. Puchta*	627—628
210.	Fortsetzung. — Entstehung des historischen oder positiven Rechtes	*Ders.*	628—629
211.	Fortsetzung. — Das System der Rechtsverhältnisse	*Ders.*	629—630
212.	Fortsetzung. — Eintheilung des Rechtes	*F. C. v. Savigny*	630—632
213.	Zur historischen Rechtswissenschaft. — Vier Titel aus einem der römischen Rechtsbücher	*Corpus juris civilis*	632—633
214.	Fortsetzung. — Acht Titel aus einem der deutschen Rechtsbücher	*Der Schwabenspiegel*	633—634

SECHSTE CLASSE.

Die Bildungswissenschaft.

		Seite.
215. Zur Kritik der Bildungswissenschaft. — Zwei fehlerhafte Auffassungen der Freiheit	*J. Fr. Herbart*	635
216. Fortsetzung. — Ueber Fichte's Ansicht der Erziehung	*Ders.*	635—640
217. Zur Darstellung der Bildungswissenschaft. — Principielle. — Die Bildung der Einzelnen, und zwar zunächst der Unerwachsenen. Plan der allgemeinen Pädagogik von Herbart	*Ders.*	640—642
218. Fortsetzung. — Begriff der aus der Psychologie abgeleiteten theoretischen Pädagogik	*Ders.*	643
219. Fortsetzung. — Der Mythus von der sog. formalen Bildung	*Ders.*	643—645
220. Fortsetzung. — Bildung der Erwachsenen. — Bedeutung der Universität und ihr Verhältniß zu Schule und Akademie	*Fr. Schleiermacher*	645—648
221. Fortsetzung. — Die Bildung der Nationen. — Begriff dieses Theiles der Bildungswissenschaft	*M. v. Lavergne-Peguilhen*	648—650
222. Fortsetzung. — Zur historischen Bildungswissenschaft. — Universitäten in Deutschland im XIV. und XV. Jahrhundert	*H. E. Erhard*	650—651
223. Fortsetzung. — Ein Ausschnitt aus dem Bilde des heutigen deutschen Bildungslebens	*Hundeshagen, Giehne*	651—654
224. Fortsetzung. — Zur relativen Bildungswissenschaft. — Zur Kritik unserer Bildung	*G. Duden*	654—656

SIEBENTE CLASSE.

Die Seligkeitswissenschaft.

225. Zur Geschichte und Kritik der Seligkeitswissenschaft. — Der principiellen. — Kant's Kritik des ontologischen Beweises	*I. Kant*	657—660
226. Fortsetzung. — Zur Kritik des Pantheismus	*M. W. Drobisch*	661—667
227. Fortsetzung. — Der historischen. — Zur Kritik der sogenannten Mythologie	*P. F. Stuhr*	668—669
228. Fortsetzung. — Melanchthon, Zwingli, Calvin und Canus als Dogmatiker	*C. F. Stäudlin*	669—672
229. Zur Darstellung der Seligkeitswissenschaft. — Principielle. — Ein Capitel und ein Fragment über die Natur der Kirche	*A. Vinet*	673—674
230. Fortsetzung. — Historische. — Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Religion*)	*F. Böhringer*	675—676

*) Bei der für das Lesebuch gewählten Reihefolge ist, wie man sieht, von dem untersten normalen Bedürfnisse des Menschen ausgegangen und mit dem höchsten geschlossen, wo dann die Vereinswissenschaft

Drittes Reich.

(VIERTES BUCH.)

Die allgemeine Wissenschaft.

A. Zur Geschichte und Kritik der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ORDNUNG.

Zur Quellenkunde.

			Seite.
231.	Drei Proben von Spinoza's Philosophie	*B. Spinoza*	679–682

ZWEITE ORDNUNG.

Zur philologisch-historischen Bearbeitung der Quellen.

232.	Einleitung eines Commentars zu Aristoteles Kategorien	*Th. Waitz*	683–685

DRITTE ORDNUNG.

Zur historisch-philosophischen Verarbeitung der Quellen.

233.	Zur Charakteristik und Kritik der Hegelschen Philosophie und Methode	*J. Fr. Herbart*, *A. Trendelenburg*	685–689
234.	Ueberblick der Geschichte der Metaphysik	*J. Fr. Herbart*	689–690
235.	Was die Geschichte der Philosophie hauptsächlich lehrt	*Ders.*	690

B. Zur Darstellung der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ORDNUNG.

Zur formalen.

(Logik.)

236.	Begriff der Logik	*J. Fr. Herbart*	691–692
		F. Lott	693
237.	Die Hauptarten der Begriffe rücksichtlich ihrer Bildung	*Strümpell*	694–696
238.	Ueber die möglichen Classificationen vorliegender Begriffe	*J. Fr. Herbart*	696

in die Mitte tritt. Im Lehrbuche werden wir das Reich der abgeleiteten Wissenschaften von einem andern Gesichtspuncte betrachten, der folgende Eintheilung ergibt:

Erste Abtheilung.

Erste Classe: Gesundheitswissenschaft; Zweite Classe: Seligkeitswissenschaft.

Zweite Abtheilung.

Erste Classe: Wohlstandswissenschaft; Zweite Classe: Bildungswissenschaft.

Dritte Abtheilung.

Erste Classe: Kriegswissenschaft; Zweite Classe: Rechtswissenschaft; Dritte Classe: Vereinswissenschaft.

ZWEITE ORDNUNG.

Zur abstracten.

(Metaphysik.)

			Seite.
239.	Zur Einleitung in die Metaphysik	*G. Hartenstein* . .	697—700
240.	Fortsetzung. — Einer der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche. Problem der Inhärenz	*Ders.*	700—703
241.	Fortsetzung. — Die Substanz. — Krieg der Erfahrungsbegriffe gegen die Logik	*J. Fr. Herbart* . .	704—705

DRITTE ORDNUNG.

Zur concreten.

I. Das System des Seins und des Wissens, wie es auf dem ein angeblich absolutes Wissen gewährenden eingebildeten theocentrischen Standpunct erscheint.

S. das Lehrbuch, vgl. auch Nro. 233. I.

II. Das System des Seins auf dem anthropocentrischen Standpuncte.

S. das Lehrbuch.

III. Das System des Wissens auf dem anthropocentrischen Standpuncte: epistematische Morphologie oder Encyklopädie.

1. Zur speciellen Encyklopädie.

S. das Lehrbuch und viele Nummern dieses Lesebuches.

2. Zur vergleichenden Encyklopädie.

242.	Das Erfahrungs- und das speculative Wissen . . .	*Ed. Röth* . . .	706—708
243 a.	Natur der Empirie. — S. das Lehrbuch.		
243 b.	Natur der Philologie; Probe der herrschenden Begriffsverwirrung	*Z.*	709—711
243 c.	Natur der Historie. — S. die Nummern 87—89, 99—101, 104 und das Lehrbuch.		
244.	Natur der Philosophie	*J. Fr. Herbart* . .	711—717
245.	Fortsetzung	*G. Hartenstein* . .	717—719

3. Zur allgemeinen Encyklopädie.

(Organon des Wissens.)

			Seite.
246.	Zur speciellen Organik des Wissens. I. Kunstlehre der Philologie	*A. Böckh* . . .	720—722
247.	Fortsetzung. — II. Kunstlehre der Philomathie; 1. Kunstlehre der Empirie. — Einige Regeln der Naturforschung .	*J. F. W. Herschel* .	722—726
248.	Fortsetzung. — 2. Kunstlehre der Historie. — Ein Fragment über historische Kritik	*F. Rehm* . . .	726—727
249.	Schluß. — III. Kunstlehre der Philosophie. — Ueber Grund und Folge und die Methode der Beziehungen	*J. Fr. Herbart* . .	727—730
250.	Zur vergleichenden und zur allgemeinen Organik des Wissens. — Von der Nothwendigkeit, für das Erkennen eine sichere Methode zu haben	*F. Bacon* . . .	730—731

II. Autoren- und Bücherverzeichniss.

		Nro.	Seite.
1.	**Aristoteles**, Rhetorik, übersetzt von H. Knebel. 1838	85	255—256
2.	**Arndt**, E. M., Versuch in vergleichender Völkergeschichte. 1843	86	257—258
3.	**Arnold**, A., Einleitung in die Philosophie durch die Lehre Platon's. 1841	59	174—175
4.	**Bacon**, Francis, Novum Organum. 1620	250	730—731
5.	**Baumstark**, E., Cameralistische Encyklopädie. 1835	185	578—579
	Beer, W. Siehe Mädler.		
6.	**Bentham**, Jeremy, I. The rationale of reward. 1825; II. The rationale of punishment. 1830	199	610—613
7.	**Bernhardy**, G., I. Grundriß der griechischen Litteratur. II. 1845	158	503—506
		159	507—509
	II. Grundriß der römischen Litteratur. 1830	163	524—528
8.	**Blumenbach**, J. Fr., Handbuch der Naturgeschichte. 1807	49	147—148
9.	**Bobrik**, E., Handbuch der praktischen Seefahrtskunde. I. 1845	183	574—575
10.	**Böckh**, A., Ueber die kritische Behandlung der pindarischen Gedichte. 1825	246	720—722
11.	**Böhringer**, F., Kirchengeschichte in Biographien. I. 1. 1842	230	675—676
12.	**Bopp**, Franz, I. Vocalismus. 1836	143	454—456
	II. Vergleichende Grammatik. IV. 1842	146	473—474
13.	**Boussingault**, J. B., Die Landwirthschaft, deutsch von Graeger. I. 1844	184	575—576
14.	**Buch**, Leop. v., Geognostische Briefe, herausg. von v. Leonhard. 1824	20	70— 71
15.	**Büsch**, J. G., Theoretisch-praktische Darstellung der Handlung. I. 1808	186	579—580
16.	**Burger**, J., Lehrbuch der Landwirthschaft. I. 1832	184	577—578
17.	**Chasles**, Geschichte der Geometrie, übers. von B. A. Sohncke. 1839	5	18— 27
18.	**Cicero**, Vom Redner, übers. von J. F. K. Dilthey. 1829	172	549—550
19.	**Corpus** juris civilis I.: Imperatoris Justiniani institutionum compositarum per *Tribonianum* et *Theophilum* et *Dorotheum* libri IV. Rec. Ed. Schrader. 1832	213	632—633
20.	**Cuvier**, G., Vorlesungen über vergleichende Anatomie, deutsch von G. Fischer. II. 1802	50	148—149
21.	**Dahlmann**, F. C., I. Geschichte der englischen Revolution. 1844	98	294
	II. Die Politik. I. 1847	191	591—595
22.	**Decandolle**, A. P. und K. **Sprengel**, Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. 1820	37	118—119
		42	131
23.	**Drobisch**, M. W., I. Grundlehren der Religionsphilosophie. 1840	63	181—183
		226	661—667
	II. Empirische Psychologie. 1842	65	191—194
24.	**Droysen**, J. G., Vorlesungen über die Freiheitskriege. I. 1846	120	378—383

	Nro.	Seite.
25. Duden, G., Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet. I. 1833; II. 1835	32	106—111
	87	258—260
	88	260—263
	89	263—269
	101	302—308
	123	392—396
	204	619—620
	224	654—656
26. Eichhorn, K. Fr., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. I. 1843 . .	200	614
27. Eisenhart, H., Philosophie des Staats, oder allgemeine Socialtheorie. II. Positives System der Volkswirthschaft, oder ökonomische Socialtheorie. 1844	180	570-571
	188	581-582
28. Erhard, H. E., Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland. I. 1827	222	650-651
29. Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. I. 1843; II. 1845	95	283-286
	108	330-332
30. Fichte, J. G., I. System der Sittenlehre. 1798. Sämmtliche Werke. IV .	134	433-438
	135	438-439
II. Reden an die deutsche Nation. 1808. Sämmtliche Werke. VII	97	287-294
31. Forster, J. R. und G., J. R. Forster's Reise um die Welt. I. 1778 . .	24	87- 88
32. Fortlage, C., Vorlesungen über die Geschichte der Poesie. 1839 . .	167	539-541
33. Fröbel, Jul., Grundzüge eines Systems der Krystallologie. 1843 . . .	34	113-115
34. Gartz, In Ersch und Gruber's Encyklopädie. I. 39. Art. Euklid . . .	1	3- 7
35. Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen. I. 1846	165	532-534
36. Giehne, Fr., Studien und Skizzen. 1844	223	653-654
37. Grimm, Jacob, I. Deutsche Mythologie. I. 1844	90	269-272
II. Deutsche Grammatik. I. 1819	141	449-452
III. Deutsche Grammatik. I. 1840	142	452-454
IV. Deutsche Grammatik. I. 1822	145	471-473
38. Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. I. 1816	91	272-273
39. Grund, F. J., In der deutschen Vierteljahrsschrift. I. 1839	122	385-391
40. Hartenstein, G., I. Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. 1836	239	697-700
	240	700-703
	245	717-719
II. Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 1844	56	160-166
	60	176-177
	61	177-178
	126	402-404
	128	410-412
	129	412-422
	138	443-444
	139	444-446
	140	446-449
	192	595-598
	196	603-604
41. Hauff, H., Skizzen aus dem Leben und der Natur. I. 1840	81	244-248
42. Haug, C. Fr., Die allgemeine Geschichte. Erstes Heft. 1841 . . .	124	396-401
43. Hegel, G. W. F., I. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. 1830	52	152
II. Vorlesungen über die Aesthetik. I. Werke XI. 1835 .	171	546-549
44. Henle, J., Handbuch der rationellen Pathologie. I. 1846	173	553-555
	174	555-560

	Nro.	Seite.
45. Herbart, J. Fr., I. Hauptpuncte der Metaphysik. 1806; 1808. – Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst wissenschaftlichem Nachlasse, herausgegeben von G. Hartenstein. I. 1842	238	696
	249	727–730
II. Allgemeine praktische Philosophie. 1808	53	155–156
	136	439–441
III. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 1813; 1834 . .	55	157–159
	62	179–181
	236	691–692
IV. Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit. 1814. – Kleinere Schriften. II. 1842	215	635
	217	640–642
V. Lehrbuch zur Psychologie. 1816; 1834	83	250–252
VI. Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft. 1821. – Kleinere Schriften. II. 1842	193	598–600
VII. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. 1822. Kleinere Schriften. II. 1842 . .	67	202–210
VIII. Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie. 1823. – Kleinere Schriften. II. 1842	6	27– 35
IX. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. I. 1824; II. 1825	66	195–202
	68	210–215
	125	401–402
X. Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. I. 1828; II. 1829	234	689–690
XI. Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspuncten entworfen. 1831	54	156–157
	219	643–645
	233	685–686
	241	704–705
XII. Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral. 1836 .	58	171–174
XIII. Aus dem Nachlaß. Bd. II.	216	635–640
	218	643
Bd. III.	57	167–171
	137	441–442
	194	600–601
	235	690
	244	711–717
46. Herschel, J. F. W., Ueber das Studium der Naturwissenschaft, übers. von F. C. Henrici. 1836	247	722–726
47. Hoffmann, F., I. Physikalische Geographie. – Hinterlassene Werke. I. 1837	22	80– 83
	23	84– 87
II. Geognosie. – Hinterlassene Werke. II. 1838 . . .	19	69
48. Hoffmann, G. C. J., Philosophie der Rede oder Rhetorik. 1841 . . .	169	542–545
49. Hoffmeister, K., Die Weltanschauung des Tacitus. – Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten. I. 1831	105	320–323
50. Hugo, Lehrbuch des Naturrechts als Philosophie des positiven Rechts. 1819 .	208	627
51. Humboldt, A. v., I. Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. 1807 . .	41	127–130
II. Ansichten der Natur. II. 1808; 1826	21	71– 79
III. Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. III. 1812	39	122–125
IV. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. I. 1845 .	15	60– 61
	25	88– 90
	29	95– 98

	Nro.	Seite.
52. Humboldt, W. v., I. Aesthetische Versuche. I. 1799. – Ueber Gœthe's Hermann und Dorothea. – Gesammelte Werke. IV. 1843 .	166	534–538
	168	541–542
	170	545–546
II. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers, in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1820–21. – Gesammelte Werke. I. 1841	99	294–302
III. Die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung; ebendaselbst. 1820–21. – Gesammelte Werke. III. 1843	147	474–484
53. Hundeshagen, Der deutsche Protestantismus und die Nationalentwickelung. 1847	223	651–654
54. Ideler, C. W., Die allgemeine Diätetik. 1846	176	562–563
55. Kämtz, L. F., I. In Ersch und Gruber's Encyklopädie. I. 36. Art. Erde .	16	61–64
	17	65–68
	18	68–69
II. Vorlesungen über Meteorologie. 1840	26	90–92
	27	92–93
	28	93–95
56. Kant, Imm., I. Kritik der reinen Vernunft. 1781	225	657–660
II. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1785	64	184–190
III. Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. 1797 . . .	131	430
	132	430–432
	133	432–433
IV. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798	84	252–254
57. Kiesewetter, R. G., Geschichte unserer heutigen Musik. 1834	156	499–503
58. Köhler, F., Die Chemie in technischer Beziehung. 1840	182	573–574
59. Kohl, J. G., Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. 1841	79	241–243
	80	243–244
60 Külb, Ph. Hedw., Länder- und Völkerkunde in Biographien. I. 1846 . .	69	215–218
61. Kugler, Franz, Handbuch der Kunstgeschichte. 1842	149	486–488
	155	497–499
62. Lachmann, K., I. Der Nibelungen Noth und Klage. 1826; 1841 . . . } II. Anmerkungen zu den Nibelungen. 1836	164	529–532
63. Lassen, Chr., Indische Alterthumskunde. I. 1. 1845	107	327–330
64. Lavergne-Peguilhen, M. v., Grundzüge der Gesellschafts-Wissenschaft. I. Die Bewegungs- und Productionsgesetze. 1838	177	564–565
	178	566–568
	179	568–569
II. Die Culturgesetze. 1. 1841	221	648–650
65. Lepsius, Rich., Paläographie. 1834	148	484–486
66. Liebig, Just. (v.), Chemische Briefe. 1844	8	42–45
	9	45–47
	10	48–49
	11	49–51
	12	51–53
	36	117
	48	145–147
	184	576–577
67. Link, H. F., Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung. 1826–1830 .	33	111–113
68. List, Fr., Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. 1842	187	580–581
69. Löher, Franz, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen. 1846 . .	202	616–617
70. Lott, F., Zur Logik. 1845	236	693

	Nro.	Seite.
71. Lotze, R. H., Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. 1842	175	560–562
72. Mädler, J. H. und W. Beer, Der Mond. 1837	14	57–60
73. Märtens, In Ersch und Gruber's Encyklopädie. I. 5. Art. Archimedes	2	7–9
74. Mager, K., Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den grammatischen Kategorien, in dessen Pädagog. Revue. III. 1841	144	456–471
75. Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. 1836	72	224–231
	73	231–232
	74	232–235
	75	235–238
	77	240–241
	78	241
76. Mohl, R. [v.], Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. I. 1845	197	604–607
	198	607–610
77. Montesquieu, De l'esprit des lois. 1749	195	601–603
78. Moser, L., Ueber das Licht, 1843	7	35–42
79. Müller, K. Otfr., I. Archäologie der Kunst. 1835	109	333–336
II. Geschichte der griechischen Litteratur. I. 1841	160	509–514
80. Nägeli, C., In dessen und Schleiden's Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik. 2. Heft. 1845	40	125–127
81. Niebuhr, B. G., I. Römische Geschichte. 1811	103	312–315
II. Römische Geschichte. I. 1833	103	311–312
	113	345–354
III. Vorträge über römische Geschichte; herausg. v. M. Isler. I. 1846	111	340–343
	112	344–345
IV. Geschichte des Zeitalters der Revolution. I. 1845	119	375–378
82. Oken, L., I. Lehrbuch der Naturphilosophie. 1831	52	151–152
II. Naturgeschichte für alle Stände. IV. 1833	44	134—137
83. Perthes, Cl. Th., Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. 1845	114	354–358
	115	358–363
	116	363–366
	201	614–616
84. Plato, Unterredungen über die Gesetze. Uebersetzt von J. G. Schultheß, neu bearbeitet von S. Vögelin. II. 1842	157	503
85. Plutarch, Vergleichende Lebensbeschreibungen. Uebers. v. J. G. Klaiber. 1828	121	383–384
86. Pöppig, Ed., Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. II. 1836	94	280–283
87. Puchta, G. F., Cursus der Institutionen. I. 1845	209	627–628
	210	628–629
	211	629–630
88. Pütter, K. Th., Juristische Encyklopädie. 1846	207	623–626
89. Prichard, J. Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts; deutsch von Will und Wagner. III. 1. 1842	93	275–280
90. Rauchenstein, Rud., Zur Einleitung in Pindar's Siegeslieder. 1843	161	515–519
91. Raumer, Fr. v., Die V. St. von Nordamerika. II. 1845	117	366–374
92. Rehm, F., Lehrbuch der historischen Propädeutik. 1830	248	726–727
93. Ritter, K., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte. I. 1822; IV. 1. 1835; IV. 2. 1836	70	218–221
	30	98–102
	71	221–224
94. Röth, Ed., Geschichte unsrer abendländischen Philosophie. I. 1846	242	706–708
95. Roß, L., Hellenika. I. 1. 1846	104	316–320
96. Rüst, W. A., Grundriß der Technologie. 1844	181	571–572
97. Savigny, F. C. v., System des heutigen römischen Rechts. I. 1840	212	630–632

	Nro.	Seite.
98. Schelling, F. W. J. [v.], Ideen zu einer Philosophie der Natur. 1803	52	151
99. Schlegel, A. W. (v.), Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. 1809. – Sämmtliche Werke. V. 1846	162	519–524
100. Schleiden, M. J., Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. I. 1845	38	119–122
101. Schleiermacher, Fr., Gelegentliche Gedanken über Universitäten. 1808. — Sämmtliche Werke zur Philosophie. I. 1846	220	645–648
102. Schnaase, C., Geschichte der bildenden Künste. II. 1843	150	488–490
	154	495–496
103. Schopenhauer, Arthur, Die Welt als Wille und Vorstellung. 1819	3	9–14
104. Schouw, J. F., I. Europa. 1833	31	103–106
II. Naturschilderungen. 1840	43	131–134
105. Schultz, C. H., Die Natur der lebenden Pflanze. I. 1823	51	150–151
106. Schwabenspiegel, der, herausgegeben von W. Wackernagel. I. 1840	214	633–634
107. Spinoza, B., I. Tractatus theologico-politicus. 1670 / II. Ethica. 1677	231	679–682
Sprengel, Kurt, Siehe Decandolle.		
108. Stäudlin, C. Fr., Geschichte der theologischen Wissenschaften. I. 1810	228	669–673
109. Stahl, F. Jul., Das monarchische Princip. 1845	205	620–622
110. Steffens, H., Die gegenwärtige Zeit. II. 1817	76	238–240
111. Stieglitz, C. L., Geschichte der Baukunst. 1827	151	491–493
112. Strümpell, I. Die Vorschule der Ethik. 1844	127	405–410
	130	422–430
II. Entwurf der Logik. 1846	237	694–696
113. Stuhr, P. F., Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients. 1836	227	668–669
114. Trendelenburg, Ad., Logische Untersuchungen. I. u. II. 1840	233	686–689
	4	14–18
115. Valentin, G., Lehrbuch der Physiologie des Menschen. I. 1844	47	140–145
116. Vico, Giambattista, Scienza nuova. 1725	100	302
117. Vincke, L. v., Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens; herausgegeben von B. G. Niebuhr. 1815	203	617–618
118. Vinet, A., I. Mémoire en faveur de la liberté des cultes. 1826	206	622
II. Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'Eglise et de l'Etat. 1842	229	673–674
119. Vogt, C., Physiologische Briefe. I. 1845	46	138–140
120. Voigt, J., Hildebrand als Pabst Gregor VII. 1846	106	323–327
121. Vorländer, Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. 1841	82	249–250
122. Wachsmuth, W., Hellenische Alterthumskunde. I. 1846	92	274–275
	110	337–340
	118	374–375
123. Waitz, Th., Aristotelis Organon graece. I. 1844	232	683–685
124. Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften. 1837; übersetzt von J. J. v. Littrow. I. III.	13	53–57
	35	115–117
	45	137–138
125. Willesen, W. v., Theorie des großen Krieges. I. 1840	189	583–587
	190	587–590
126. Winckelmann, J. J., Geschichte der Kunst. 1764. – Werke VI. 1. 1815	152	493–494
	153	494–495
127. Wirth, J. G. A., Geschichte der Deutschen. I. 1846	96	286–287
128. Wolf, F. A., Darstellung der Alterthumswissenschaft, in dessen und Buttmann's Museum. I. 1807	102	308–310
129. Z. In der deutschen Vierteljahrsschrift. 1843. III.	243	709–711

ERSTES BUCH.

Reine Naturwissenschaften.

ERSTE ABTHEILUNG.

Formale Naturwissenschaft.

1. Euklid.

(*Gartz*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Sect. Th. 39 [1843] S. 56—59.)

Eukleides der Mathematiker, oder, wie er nach seinem berühmtesten Werke oft genannt wird, der Verfasser der Elemente (ὁ στοιχειώτης oder ὁ τα στοιχεῖα συναγαγών), lebte und lehrte zu Alexandrien in Aegypten unter der Regierung des Ptolemäus Lagi[1]), also etwa 300 Jahre vor Anfang unserer Zeitrechnung, mithin hundert Jahre später als der Philosoph Eukleides von Megara, mit welchem er oft verwechselt worden ist[2]). Ueber den Geburtsort und die Lebensumstände unseres Eukleides ist keine sichere Nachricht auf uns gekommen; denn die Traditionen, welche die arabischen Schriftsteller darüber mittheilen, beruhen offenbar auf Mißverständnissen[3]). Von Charakter soll Eukleides sanft und friedliebend, ohne Neid gegen fremde Verdienste gewesen sein und sich hierin sehr zu seinem Vortheile von Apollonius von Perga unterschieden haben[4]). Dabei fehlte es ihm jedoch nicht an dem Muthe, seine Ueberzeugung gegen hohe Personen, auch wo sie deren Wünschen entgegen war, auszusprechen. Dies beweist die Antwort, die er dem Ptolemäus gab, als dieser ihn fragte, ob sich denn die Geometrie nicht auf einem leichteren Wege erlernen lasse; worauf Eukleides sagte: es gibt zur Geometrie keinen eigenen bequemen Zugang für Könige[5]). Dem strengen Geometer schien ein ungründliches Popularisiren der Wissenschaft unwürdig.

Unter den Werken des Eukleides nehmen die erste Stelle ein dessen Elemente der Geometrie (στοιχεῖα), 13 Bücher, denen in den Manuscripten ein 14. und 15. Buch angehängt sind, welche beide aber wahrscheinlich von Hypsikles herrühren, wenigstens erst nach dem Auftreten des Apollonios, also noch mehr nach Eukleides, verfaßt sind, wie ein ihnen vorgesetztes Schreiben des Verfassers derselben an den Protarchos beweist. Einige Codices und darnach dann manche gedruckte Ausgaben, z. B. die baseler, fügen dem Titel die Worte bei: ἐκ τῶν Θεῶνος συνουσίων, woraus Manche, z. B. Petrus Ramus, haben schließen wollen, daß der etwa 200 Jahre vor Proklos lebende Theon der eigentliche Verfasser des ganzen Werkes, oder wenigstens, wie Andere meinen, Verfasser der Beweise sei. Dem widerspricht aber mit Recht Savile[6]), da Proklos, Boëthius, Alexander Aphrodisius und überhaupt das gesammte Alterthum dieses Werk, und zwar im Wesentlichen so, wie es uns vorliegt, dem Eukleides zuschreiben; wozu kommt, daß Proklos den Theon gar nicht einmal nennt, während er doch dessen Zeitgenossen Pappos erwähnt, und gern die Beweise anderer Mathematiker mit Nennung der Urheber anführt. Dagegen schließt Savile aus einer von Theon selbst gegebenen Notiz[7]), daß Letzterer bloß eine neue Ausgabe der Elemente des Euklides veranstaltet und darin Einiges zugesetzt habe. Robert Simson, der sich dieser Meinung anschließt, glaubt, daß grade manche Mängel der Elemente, welche er zu verbessern strebt, erst durch ungeschickte Veränderungen des Theon in dies Werk hineingekommen seien, z. B. die fehlerhafte Er-

klärung von der Zusammensetzung der Verhältnisse (Elem. VI. Defin. 5). Allerdings drängt sich der Gedanke auf, wenn man beim aufmerksamen Studium der στοιχεῖα darin, wie sie uns jetzt vorliegen, neben so vielem Vortrefflichen doch hin und wieder Irrthümer und Lücken in den Beweisen u. s. w. findet, daß dies nicht dem eigentlichen sich sonst so scharfsinnig zeigenden Verfasser, sondern den späteren Herausgebern, wie Theon u. A., zur Last zu legen sei; allein es ist unmöglich, jetzt noch mit Sicherheit darüber zu entscheiden. Daß Eukleides nicht der erste Erfinder aller der in seinen Elementen enthaltenen Sätze und ihrer Beweise, ja nicht einmal der Erste gewesen sei, welcher eine geordnete Zusammenstellung dieser Sätze versucht hat, läßt sich schon aus der musterhaften Verkettung und Strenge selbst schließen, welche sicherlich nicht auf den ersten Wurf, sowie sie vorliegt, gerathen wäre. Wir brauchen dies aber nicht bloß zu vermuthen, da uns Proklos (a. a. O.) die zahlreichen Vorgänger des Eukleides namhaft macht, und als Hauptverdienst des Letzteren bei Abfassung seiner στοιχεῖα die Einfügung vieler von Eudoxos erfundenen Sätze in das System und die Vollendung vieler Sätze des Theaitetes, sowie die Schärfung der Beweise rühmt[8]). Die Euklidische Zusammenstellung hat durch ihre großen Vorzüge vor allen früheren ähnlichen Versuchen veranlaßt, daß von letzteren kein einziger bis auf unsere Zeit erhalten worden ist, während Euklid's Elemente selbst bis in die neuesten Zeiten als ein Muster angesehen, ins Syrische, Arabische, Persische, Hebräische, Lateinische und in die Sprachen aller jetzt in Europa herrschenden Völker wiederholt übersetzt, häufig commentirt und noch öfter nachgeahmt worden sind. Am Schlusse von Kästner's Anfangsgründen der Geometrie stehen die Worte: »Ueber die unzähligen geometrischen Lehrbücher kann ich nur sagen, daß, von dem eigenen Werthe der Geometrie, Deutlichkeit und Gewißheit, jedes desto weniger besitzt, je weiter es sich von Euklid's Elementen entfernt«[9]). Diesem Urtheile trete ich in Bezug auf die Methode vollkommen bei, und glaube, daß man den formellen Nutzen der Geometrie großentheils aufgibt, wenn man, wie z. B. Littrow, in der Strenge der Beweise nachläßt und durch frühzeitiges häufiges Einmischen der Rechnung in die Geometrie die antike Reinheit der geometrischen Betrachtung aufhebt; auch halte ich es für ein falsches Systematisiren, wenn Manche, wie z. B. Legendre, die Aufgaben von den Lehrsätzen getrennt erst am Schlusse jedes Buches zusammenstellen, oder überhaupt die Reihenfolge der Sätze irgend wesentlich ändern. Dagegen leugne ich nicht, daß manche Berichtigungen und Ergänzungen, wie z. B. Rob. Simson sie geliefert hat, und viele Sätze Legendre's, wie unter andern die Betrachtung symmetrischer Ecken und Körper, nothwendig heutzutage dem Systeme der Elementargeometrie einzuverleiben seien; sowie die Vergleichung von Kugel, Kegel und Cylinder jetzt ebenfalls dahin gehört. Letztere Vergleichung würde Euklid selbst wohl seinem System eingefügt haben, wenn sie nicht erst später von Archimedes gefunden wäre. Für Euklid war, wie schon Proklos (II. cap. 4) sagt, die Construction der fünf sogenannten Platonischen Körper das Ziel, auf welches hin er, ein Anhänger der Platonischen Philosophie, sein ganzes System der στοιχεῖα mit bewundernswerther Consequenz gerichtet hat; obgleich er gewiß nicht dies für den Hauptzweck der ganzen Geometrie gehalten hat, wie schon seine übrigen Werke beweisen. Wer in unserer Zeit ein System der Elemente ausarbeitet, wird den Euklid zwar nicht in der Vorsteckung des erwähnten Ziels, wohl aber in der geschickten Auswahl der fruchtbarsten Sätze, sowie in der folgerechten Aneinanderreihung und strengen Erweisung derselben nachzuahmen, und dabei die seit Euklid's Zeit gemachten Fortschritte in der Geometrie, und besonders in der Arithmetik, weislich zu benutzen haben, ohne durch zu große Fülle den Anfänger zu verwirren. Die Proportionslehre Euklid's (im fünften Buche seiner στοιχεῖα) darf man nicht, wie es von Vielen geschieht, welche sich nicht die Mühe nehmen, sie genau kennen zu lernen, als gegenwärtig gänzlich veraltet ansehen; vielmehr verdient sie sehr mit der neueren Behandlungsweise der Proportionen verglichen zu werden, wodurch letztere an Gründlichkeit und Strenge gewinnt[10]).

Das zweite geometrische Werk des Eukleides sind seine Δεδομένα, welche von den alten Geometern als erste Einleitung in die geometrische Analysis angesehen wurden[11]). Gegeben nennen diese Geometer ein Ding alsdann, wenn es bei einer Aufgabe entweder unmittelbar als bekannt vorausgesetzt wird, oder aus dem, was so vorausgesetzt wird, gefunden werden kann. Ist z. B. der Halbmesser eines Kreises als bekannt vorausgesetzt, mithin gegeben, so ist eben dadurch auch die Größe dieses Kreises gegeben. Ist nun auch noch der Mittelpunct und die Ebene, in welcher der Kreis liegen soll, bestimmt [gegeben], so ist zugleich die Lage dieses Kreises gegeben. Ebenso, wenn zwei gerade Linien gegeben sind, so ist dadurch das Verhältniß zweier über denselben beschriebe-

nen einander ähnlichen und ähnlich liegenden geradlinigen Figuren gegeben u. s. w. Für die geometrische Analysis war es nun von Wichtigkeit, eine Sammlung von Sätzen zu besitzen, welche aussagen, wie in besonders häufig vorkommenden Fällen durch gewisse gegebene Stücke zugleich andere mit bestimmt, also gegeben, seien. Eine solche Sammlung sind Euklid's *Δεδομένα*. Aus der Beschreibung, welche Pappus von diesem Werke gibt, erhellet, daß dasselbe nicht ganz unverändert auf unsere Zeit gekommen ist, da es gegenwärtig 95 Sätze enthält, während Pappus nur 90 zählt. Diese Verschiedenheit scheint dadurch entstanden, daß die beiden, jetzt gewöhnlich als Satz 64 und 65 gezählten, Sätze von Pappus nur als zwei verschiedene Fälle eines Satzes, und die jetzt gewöhnlich als Satz 71 und 72, sowie auch die als Satz 75 und 76 gezählten bloß als Zusätze zu den unmittelbar vorhergehenden angesehen werden.

Ein drittes geometrisches Werk unseres Eukleides waren seine *Πορίσματα* in drei Büchern, von welchen aber, außer einigen Bruchstücken beim Pappus, der diese Bücher ebenfalls unter den Werken über die geometrische Analysis aufzählt, nichts auf unsere Zeit gekommen ist. Nach jenen Fragmenten haben mehrere neuere Geometer, am besten Rob. Simson[12]), versucht, die Porismen wieder herzustellen.

Ein viertes, leider gleichfalls verloren gegangenes geometrisches Werk des Euklid waren seine *Τόποι πρὸς ἐπιφάνειαν* in zwei Büchern, von denen Pappos, der auch sie zu den Hauptwerken über geometrische Analysis rechnet, nichts aufbehalten hat, als den Titel und vier zu ihrem Verständniß dienliche Lehrsätze. Montucla meint zuerst, diese »Oerter auf der Oberfläche« seien Oberflächen von Kugeln, Kegeln, Sphäroiden u. s. w. gewesen[13]), späterhin glaubt er darunter Curven von doppelter Krümmung verstehen zu müssen[14]). Chasles hält, besonders wegen des letzten Lehrsatzes bei Pappos, diese Oerter für Umdrehungsflächen des zweiten Grades und für Schnitte, welche auf solchen Flächen, wie auf dem Kegel, durch durchgelegte Ebenen gebildet werden[15]).

Ein fünftes geometrisches Werk des Eukleides sollen vier Bücher über die Kegelschnitte (*κωνικά*) gewesen sein. Pappos, der uns diese Nachricht aufbewahrt hat, erzählt (lib. 7. p. 249), daß durch Vervollständigung dieses Werkes und durch Hinzufügung von vier neuen Büchern Apollonios seine berühmte Schrift über die Kegelschnitte gebildet habe, ohne darin seines Vorgängers mit dem gebührenden Danke zu erwähnen.

Ein Buch *περὶ διαιρέσεων*, welches Euklid, nach Aussage des Proklos (p. 20. edit. Basil.), geschrieben hat, vermuthet der Engländer John Dee in einem Werkchen wieder gefunden zu haben, das sonst gewöhnlich dem arabischen Mathematiker Mahomet von Bagdad zugeschrieben wird, und dessen lateinische, ihm von Dee überlassene, Uebersetzung F. Commandin im J. 1570 herausgegeben hat. Savile (Praelect. I.) glaubt dagegen nicht, daß diese Schrift die von Proklos genannte Euklidische sei.

Dies sind die uns von den Alten genannten rein geometrischen Schriften des Euklid. Mehr logischen als mathematischen Inhalts scheint eine Abhandlung über Trugschlüsse (*σύγγραμμα ψευδαρίων*) gewesen zu sein, die wir aber auch nicht mehr besitzen. Euklid hatte sie, wie uns Proklos erzählt, verfaßt, um die Anfänger in der Mathematik vor den so häufig vorkommenden Irrthümern zu warnen und sie in der Entdeckung von Fehlschlüssen zu üben.

Ueber die Theorie der Musik besitzen wir zwei Werke, die dem Eukleides von manchen neueren Schriftstellern zugeschrieben werden, das eine *Εἰσαγωγὴ ἁρμονική*, das andere *Κατατομὴ κανόνος* betitelt. Daß Euklid über die Elemente der Musik (*κατὰ Μουσικὴν στοιχειώσεις*) geschrieben habe, bezeugt Proklos (p. 20); ob aber die eben genannten beiden Schriften diese *στοιχειώσεις* seien, bezweifelt Gregory, der sie in seine Ausgabe der Werke Euklid's aufgenommen hat, weil weder Ptolemäus in seiner Schrift *Harmonica*, noch irgend einer von dessen Vorgängern derselben erwähnt, und weil auch keine alte Handschrift der genannten beiden Tractate den Euklid als Verfasser nennt. Für die Geschichte der Musik, insbesondere für genauere Kenntniß der darin durchgeführten, vor Ptolemäus allgemein angenommenen, Hypothese des Aristoxenos, ist der erste dieser Tractate wichtig; der zweite setzt die jener Hypothese entgegenstehende spätere des Ptolemäus auseinander und ist schon darum dem Euklid abzusprechen.

Auch über Optik und Katoptrik hatte Euklid, nach dem Berichte des Proklos (p. 20), geschrieben, während Pappos keiner solchen Schriften desselben erwähnt, ungeachtet ihm die Veranlassung dazu beim 50. und 51. Satze seiner mathematischen Sammlungen sehr nahe lag. Gregory hält darum zwei mit Euklid's Namen auf unsere Zeit gekommene Werke: *Ὀπτικὰ* und *Κατοπτρικά*, die er in seine Ausgabe der Werke Euklid's aufgenommen hat, für unecht, wenigstens für sehr verfälscht, und gibt in seiner Vorrede viele aus

dem Inhalte dieser Bücher selbst geschöpfte Gründe für seine Meinung an.

Sicherer ist die Echtheit eines uns erhaltenen astronomischen Werkes, *φαινόμενα* betitelt, welches dem Euklid beigelegt wird, und dessen Pappos in seinem sechsten Buche, sowie auch der Grammatiker Philoponos[16]) erwähnt. Es enthält die Sphärik des Eukleides und ist für die Erkenntniß des Zustandes der Astronomie zu seiner Zeit ein schätzbares Hilfsmittel[17]). Ein ganz kurzes, bloß lateinisch vorhandenes, Fragment, *de levi et ponderoso*, das Zambertus dem Euklid beigelegt, ist höchst wahrscheinlich unecht.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigsten unter den Ausgaben und Uebersetzungen der Werke Euklid's und der Commentare über denselben anzugeben. Die Hauptausgaben des griechischen Originals sind:

1) *Euclidis opera graece cum Theonis expositione, cura Simonis Grynaei.* (*Basileae* 1530. *fol.*) Die älteste griechische, mir bloß aus Heilbronner bekannte, Ausgabe. Im J. 1533 erschienen ebendaselbst bei Joh. Herwagen: *Εὐκλείδου στοιχείων βίβλια ιε. ἐκ τῶν Θεῶνος συνουσίων. Εἰς τὸ αὐτοῦ τὸ πρῶτον ἐξηγημάτων Πρόκλου βίβλ. δ.* in Fol.

2) *Euclidis quae supersunt omnia ex recensione Davidis Gregorii, graece et latine.* (*Oxoniae* 1703. *fol.*)

3) *Les oeuvres d'Euclide en grec, en latin et en français d'après un manuscrit très ancien, qui était resté inconnu jusqu'à nos jours, par F. Peyrard.* 3 *Tomes in-*4. (*Paris* 1814. 1816. 1818); enthält bloß die Elemente und die Data nach einem, wie der Herausgeber meint, am Schlusse des 9. Jahrh. abgefaßten Manuscripte.

4) *Euclidis Elementorum libri sex priores graece et latine Commentario e scriptis veterum ac recentiorum mathematicorum et Pfleidereri maxime illustrati. Edidit Jo. Guil. Camerer. Tom. I. et II.* (Berlin 1824. 1825.) Ein zweiter Titel verheißt die Ausgabe der gesammten Elemente Euklid's. Es ist aber bis jetzt meines Wissens nichts außer diesen beiden Bänden erschienen, welche durch den darin aufgenommenen trefflichen Commentar Pfleiderer's ausgezeichneten Werth haben.

5) *Euclidis Elementa ex optimis libris in usum tironum graece edita ab Ern. Ferd. August. Pars I. et II.* (Berlin 1826—1829.) In der Vorrede des zweiten Theiles verspricht der Herausgeber auch eine Ausgabe der übrigen, dem Euklid zugeschriebenen, Werke, welche aber, soviel mir bekannt, noch nicht erschienen ist.

Unter den Uebersetzungen und Erläuterungen sind (außer den schon genannten) vorzüglich zu merken: 1) die älteste lateinische, von Campanus nicht aus dem Griechischen, sondern aus einer arabischen Bearbeitung (nicht der nachher anzuführenden) gefertigte, Uebersetzung der Elemente, welche das am frühesten im Druck erschienene unter den Werken des Eukleides (Venet. 1482. fol.) ist. Dies Buch ist jetzt eine literarische Seltenheit, und da es theils durch seine Abweichungen vom griechischen Originale, theils durch andere Eigenthümlichkeiten merkwürdig ist, so hat Kästner eine eigene Beschreibung davon geliefert, unter dem Titel: *Geometriae Euclidis primam, quae post inventam typographiam prodiit, editionem breviter describit A. G. Kaestner.* (Leipzig 1750. 4.) Vergl. damit desselben Gesch. der Mathematik. I. Th. (Göttingen 1796.) S. 289—302.

2) Die älteste aus dem griechischen Grundtexte unmittelbar verfertigte lateinische Uebersetzung sämmtlicher Werke des Eukleides: *Euclidis opera edita a Barth. Zamberto.* (*Venet.* 1505. *fol.*) — Diese beiden ältesten lateinischen Uebersetzungen sind später wiederholt sowohl einzeln, als auch zusammen herausgegeben worden.

3) *Euclidis Elementorum libri XV und cum scholiis antiquis a Federico Commandino Urbinate nuper in latinum conversi, commentariis quibusdam illustrati.* (*Pisauri* 1572. *fol.*)

4) *Euclidis Elementorum libri XV, demonstrationibus accuratisque scholiis illustrati, auctore Christoph. Clavio* (*Romae* 1574); des beigefügten Commentars wegen sehr schätzbar, später wiederholentlich abgedruckt zu Cöln (1591), Rom (1603), Frankfurt (1607) und in der Ausgabe sämmtlicher Werke des Clavius (Frankfurt 1612).

5) *Euclidis Elementorum geometricorum libri XIII. Ex traditione doctissimi Nasireddini Tusini nunc primum arabice impressi.* (*Romae* 1594.)

6) *Euclidis Elementorum libri priores sex, item undecimus et duodecimus ex versione latina Frederici Commandini, sublatis iis, quibus olim libri hi a Theone aliisve vitiati sunt, et quibusdam Euclidis demonstrationibus restitutis a Rob. Simson* (*Glasgov.* 1756. 4.); später auch in englischer Sprache, mit Hinzufügung einer Uebersetzung der Data, daraus auch ins Deutsche (ohne die Data) übersetzt von Matthias Reder, und im Auszuge von Joh. Andr. Matthias, dagegen die Data nach Simson's Ausgabe von J. C. Schwab.

7) Euklid's Elemente, 15 Bücher, aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Friedr. Lorenz (Halle 1781); nachher wiederholentlich neu aufgelegt von Lorenz, Mollweide, Dippe.

Ausführlicher findet man die für sich allein eine ansehnliche Bibliothek bildende, den Euklei-

des betreffende, Literatur in Heilbronner's *Historia Matheseos p.* 159 *seq.*, in (Scheibel's) Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß (neue Aufl.). 1. Bd. 1. St. S. 1—55 und 5. St. 459—481, in Murhard's *Bibliotheca mathematica. Vol. II. p.* 1—48, in Kästner's Geschichte der Mathematik. 1. Bd. S. 248—380 und in *Fabricii Bibliotheca graeca ed. Harless. T. IV. p.* 44—81 et 205 *seq.* Ueber die arabischen Uebersetzer und Commentatoren s. meine oben angeführte Schrift.

1) *Proclus Commentar. in Eucl. lib. I.* (*p.* 19. *edit. Basil.*)

2) Eine solche Verwechselung begehen die frühesten Herausgeber unseres Eukleides, wie Campanus, Orontius Fineus, Tartalea u. s. w. Beim Valerius Maximus (lib. 8. cap. 12) ist gar Eudoxos von Knidos mit unserem Eukleides verwechselt.

3) Vgl. meine Schrift: *De interpretibus et explanatoribus Euclidis arabicis.* (*Hal.* 1823.) §. 2 *et* 3.

4) *Pappi Collect. mathem. lib.* 7 *in prooemio.*

5) S. die lateinische Uebersetzung des Proklos (*Patavii* 1560) S. 90. Die Ausgabe des griechischen Originals ist an dieser Stelle defect.

6) *Praelectiones* 13 *in Principium Elementorum Euclidis.* (*Oxon.* 1621.) *p.* 7 *seq.*

7) *Comment. in Almagest. p.* 50.

8) *πολλὰ μὲν τῶν Εὐδόξου συντάξας, πολλὰ δὲ τῶν Θεαιτήτου τελειωσάμενος, ἔτι δὲ τὰ μαλακώτερον δεικνύμενα τοῖς ἐμπρόσθεν εἰς ἀνελέγκιους ἀποδείξεις ἀναγαγών.*

9) Aehnliche Aeußerungen von Newton und Lagrange führt Peyrard in der Vorrede seiner Ausgabe des Euklid an. Auch Leibnitz sprach sich über die Anordnung der Euklidischen Elemente ähnlich aus; s. *Wolfii Elem. Mathes. Tom. V. p.* 36. §. 8.)

10) Vgl. Pfleiderer's *Expositio et dilucidatio libri quinti Elementorum Euclidis* (*Tubingae* 1782), und desselben »Deduction der Euklidischen Definitionen 3, 4, 5, 7 des 5. Buches der Elemente« (in Hindenburg's Archiv der reinen und angewandten Mathematik. 2. Band. 7. Heft. S. 257 und 8. Heft (S. 440 ff.); auch meine »Allgemeine Größenlehre, vornehmlich die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nach Euklidischen und neueren Ansichten« (Halle 1820).

11) *Pappi Collect. math. lib. VII.*

12) *Opp. reliqua.* (*Glasgov.* 1776) *p.* 315—594.

13) *His. des mathémat. nouv. édit. T. I. p.* 172.

14) Ebend. S. 215.

15) *Aperçu hist. sur l'origine et le développement des méthodes en géometrie.* (Brüssel 1837.) Note II.

16) *Ad* 2. *Phys. Aristot.*

17) *Cf. Delambre*, *Hist. de l'astron. anc. Tom. I. p.* 51—58.

2. Archimedes.

(*Märtens*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Section, Theil 5, S. 143—144.)

Archimedes, ein Mathematiker, geb. zu Syrakus um 287 vor Chr., und verwandt mit König Hiero. Ein Genie der ersten Größe, und der Bewunderung aller Zeiten würdig. Das Genie lebt einzig in seinem Gegenstande, und Archimedes war in seine Untersuchungen gewöhnlich so vertieft, daß ihn seine Freunde an die nöthigsten Bedürfnisse seines Körpers erinnern mußten. Er machte die erstaunenswürdigsten Fortschritte fast in allen Theilen der Mathematik. Seine Entdeckungen, großentheils durch äußere Umstände veranlaßt, leisteten in der Anwendung die ersprießlichsten Dienste; doch fühlte er seinen Geist im Gebiete der reinen Theorie höher, als bei Veranstaltungen der Praxis, und darum wies er dieser einen niedrigeren, vielleicht zu niedrigen Rang an. Den meisten Fleiß widmete er der Geometrie, und seine Bereicherungen derselben müssen wir noch heute beträchtlich nennen. — Er zeigte zuerst, daß der Kreis einem Dreieck an Flächeninhalt gleicht, dessen Höhe mit dem Halbmesser eines Kreises, und dessen Grundlinie mit dem Umfange des letzten von gleicher Länge ist. Das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser suchte er auf die nun allbekannte Weise durch zwei reguläre Vielecke, davon das eine in den Kreis, das andere um denselben gezeichnet ist. Seine Theorie darüber in dem Buche *κύκλου μέτρησις* (Kreismessung). — Von ihm rührt die Entdeckung des Verhältnisses her zwischen Cylinder und Kugel. Er schätzte sie selbst so hoch, daß er beider Abbildung für sein dereinstiges Grabmal bestimmte. Seine Schrift darüber führt den Titel: *περὶ τῆς σφαίρας καὶ κυλίνδρου* (über Kugel und Cylinder). — In den beiden Büchern *περὶ ἀμβλυγωνιών κωνοειδέων καὶ σχηματῶν σφαιροειδέων*, über Konoiden

und Sphäroiden, vergleicht er diese mit Cylindern und Kegeln von gleicher Höhe und Durchmesser, und untersucht ihr gegenseitiges Verhältniß. — Ausgezeichnet ist seine Lehre über die Quadratur der Parabel in der Abhandlung *τετραγωνισμὸς παραβολῆς*, wobei er seinen Zweck durch Ausfüllung der parabolischen Fläche mit Dreiecken erreicht, deren Inhalt in geometrischer Progression abnimmt, daher die Summirung dieser Reihe den Flächeninhalt der Parabel gibt. In dem Buche *περὶ ἑλίκων*, über Spirallinien, bestimmt er das Verhältniß der Ausschnitte dieser Linien zu den Ausschnitten der Kreise, von denen sie eingeschlossen werden können, und die Eigenschaften ihrer Tangenten. Eine der schwersten seiner Abhandlungen. — In Rücksicht der reinen Arithmetik veranlaßte ihn die Behauptung, es gebe keine Zahl, den Sand am Meere zu bestimmen, zu der Abhandlung *Ψαμμίτης*, in welcher er zeigt, daß schon das fünfzigste Glied einer geometrischen Progression, deren Exponent zehn sei, überflüssig hinreiche, die Zahl der Sandkörner zu bestimmen, welche den damals angenommenen Raum des Universums ausfüllen würde. — Die Mechanik betreffend, enthalten seine zwei Bücher: *ἐπιπέδων ἰσοῤῥοπικῶν ἢ κέντρα βαρῶν ἐπιπέδων* (vom Gleichgewicht oder Mittelpunct der Schwere bei Flächen), damals ganz neue Untersuchungen über Hebel, Schwerpunct und überhaupt über mechanische Gesetze. Bekannt ist, wie er einst, bei Anwendung einer Maschine zur Bewegung eines großen Schiffes auf dem Lande durch seine alleinige Handanlegung, dem erstaunten Hiero zurief: „nur einen Standpunct und ich bewege die Erde!“ — Zu den hydrostatischen Untersuchungen in seinen zwei Büchern *περὶ τῶν ὀχουμένων* (von den im Wasser schwimmenden Körpern) wurde er durch den bekannten Vorfall veranlaßt, da einst Hiero einem Künstler Gold zu einer Krone hatte zuwägen lassen, auch eine Krone von demselben Gewicht erhielt, aber Betrug argwohnte, und die Sache näher untersucht wünschte. Archimedes, lange darüber sinnend, fiel endlich auf die Auflösung plötzlich, da er im Bade das Verdrängen des Wassers durch seinen einsinkenden Körper beobachtete, und sprang mit den Worten: gefunden! gefunden! aus dem Bade. Ein Pfund des dichten Goldes kann nicht so viel Wasser verdrängen, als ein Pfund Metall, in welchem unter Gold eine lockere Masse gemischt ist. Indem dies dem Archimedes klar ward, versuchte er, wie viel Wasser von einer Masse reinen Goldes, so schwer als die Krone, verdrängt wurde. So viel hätte auch bei Einsenkung der Krone in ein Gefäß voll Wasser überfließen müssen. Es floß aber mehr über, und so ward der Betrug entdeckt und berechnet. Die auf diese Veranlassung neu entdeckten hydrostatischen Gesetze machten späterhin eine noch genauere Berechnung nach anderer Methode möglich. Hiero ganz hingerissen von dieser Entdeckung rief aus, er wolle nun an nichts mehr zweifeln, was Archimedes sage. — Zu den mechanischen Erfindungen des Archimedes, welche wir nicht alle mehr kennen, gehört unter andern die Wasserschraube, wozu ihn vielleicht die von Nilüberschwemmungen in Aegypten zurückbleibenden Sümpfe veranlaßten. Ferner der Polyspast, eine Verbindung mehrerer Rollen. Vorzüglich berühmt wurde seine Sphäre zur Darstellung der Gestirnbewegungen. Sein Werk darüber ist verloren gegangen. — Mit dem meisten Bewundern hat man von jeher seine Erfindungen zur Vertheidigung seiner Vaterstadt Syrakus betrachtet. Der Angriff auf dieselbe durch die Römer fiel in das J. 212 v. Chr. unter Hiero's Nachfolger. Seine Maschinen, zerstörende Geschosse und Massen zu schleudern, brachten die Römer zur Verzweiflung, so daß sie sich in die Ferne zurückzogen und den Angriff in Blokade verwandelten. Auch hier noch soll Archimedes die Schiffe durch Brennspiegel angezündet haben; was jedoch unwahrscheinlich ist. Es könnte zwar der Mangel hinlänglicher Hohlspiegel durch Zusammensetzung von Planspiegeln ersetzt worden sein; allein es bleiben doch dabei noch Schwierigkeiten, welche die Ausführung zweifelhaft machen; und überdies wird von den wichtigsten historischen Schriftstellern, die jener Zeit am nächsten lebten, und auch des Archimedes Anstalten genau beschreiben, dieser Sache gar nicht erwähnt. Das Buch über die Brennspiegel, welches dem Archimedes zugeschrieben wird, ist untergeschoben. Endlich kostete die Eroberung von Syrakus, die den Römern zuletzt doch noch gelang, da sich die Einwohner beim Dianenfeste Ausschweifungen überließen, dem Archimedes das Leben. In seine Untersuchungen vertieft, hörte er den Lärm der in die Stadt eindringenden Feinde nicht, bis einige derselben in sein Haus stürmten, die ihn in blinder Wuth, ungeachtet Marcellus, welcher die Römer anführte, seiner zu schonen befohlen hatte, tödteten. Das Nähere davon wird verschieden berichtet. Gewöhnlich erzählt man, Archimedes habe gerade Figuren in den Sand gezeichnet, und statt dem herandringenden Soldaten auf Befragen seinen Namen zu nennen, habe er gerufen: *noli turbare meos circulos!* und sei so von demselben in ungeduldiger Hitze erstochen. Marcellus, höchst betrübt darüber, wandte seine Gunst

gegen des Archimedes noch übrige Verwandte, und ihm ließ er das Grabmal, nach seinem ehemaligen Wunsche, mit dem Cylinder und der Kugel setzen. Cicero als Quästor in Sicilien fand dasselbe vernachläßigt und von Gesträuch umwachsen; er ließ es wieder reinigen.

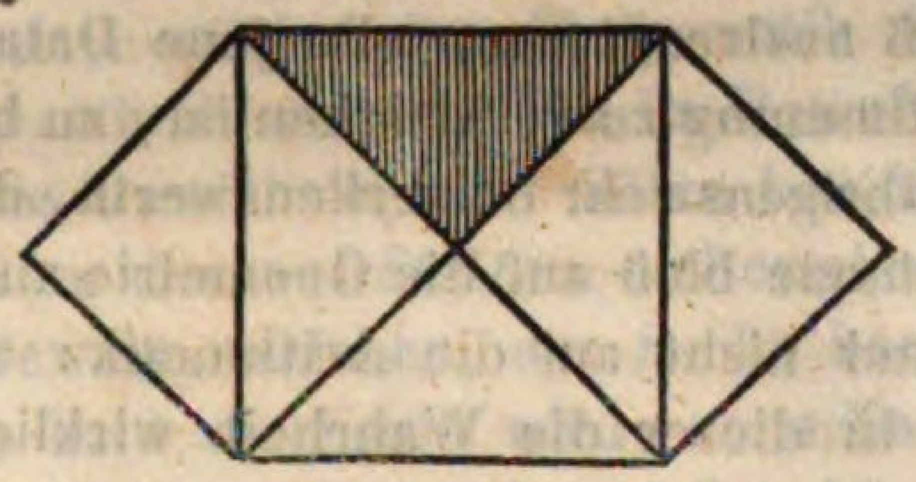
3. Die euklideische Methode.

(*Arthur Schopenhauer*, Die Welt als Wille und Vorstellung [1819], S. 102—118.)

Wenn wir nun mit unserer Ueberzeugung, daß die Anschauung die erste Quelle aller Evidenz, und die unmittelbare oder vermittelte Beziehung auf sie allein absolute Wahrheit ist, daß ferner der nächste Weg zu dieser stets der sicherste ist, da jede Vermittelung durch Begriffe vielen Täuschungen aussetzt; — wenn wir, sage ich, mit dieser Ueberzeugung uns zur Mathematik wenden, wie sie vom Eukleides als Wissenschaft aufgestellt und bis auf den heutigen Tag im Ganzen geblieben ist; so können wir nicht umhin, den Weg, den sie geht, seltsam, ja verkehrt zu finden. Wir verlangen die Zurückführung jeder logischen Begründung auf eine anschauliche: sie hingegen ist mit großer Mühe bestrebt, die ihr eigenthümliche, überall nahe, anschauliche Evidenz muthwillig zu verwerfen, um ihr eine logische zu substituiren. Wir müssen finden, daß das nicht anders ist, als wenn Jemand sich die Beine abschnitte, um mit Krücken zu gehen, oder als wenn der Prinz, im »Triumph der Empfindsamkeit,« aus der wirklichen schönen Natur flieht, um sich an einer Theaterdecoration, die sie nachahmt, zu erfreuen. — Ich muß hier an dasjenige erinnern, was ich im sechsten Capitel der einleitenden Abhandlung gesagt habe, und setze es als dem Leser in frischem Andenken und ganz gegenwärtig voraus; so daß ich hier meine Bemerkungen daran knüpfe, ohne von Neuem den Unterschied auseinanderzusetzen zwischen dem bloßen Erkenntnißgrund einer mathematischen Wahrheit, der logisch gegeben werden kann, und dem Grunde des Seins, welcher der unmittelbare, allein anschaulich zu erkennende Zusammenhang der Theile des Raums und der Zeit ist, die Einsicht in welchen, allein wahre Befriedigung und gründliche Kenntniß gewährt, während der bloße Erkenntnißgrund stets auf der Oberfläche bleibt, und zwar ein Wissen, daß es so ist, aber keines, warum es so ist, geben kann. Eukleides gieng diesen letzteren Weg, zum offenbaren Nachtheil der Wissenschaft. Denn z. B. gleich anfangs, wo er ein für alle Mal zeigen sollte, wie im Dreieck Winkel und Seiten sich gegenseitig bestimmen und Grund und Folge von einander sind, gemäß der Form, die der Satz vom Grunde im bloßen Raume hat, und die dort, wie überall, die Nothwendigkeit gibt, daß Eines so ist, wie es ist, weil ein von ihm ganz verschiedenes Anderes so ist, wie es ist: statt so in das Wesen des Dreiecks eine gründliche Einsicht zu geben, stellt er einige abgerissene beliebig gewählte Sätze über das Dreieck auf, und gibt einen logischen Erkenntnißgrund derselben durch einen mühseligen, logisch, gemäß dem Satz des Widerspruchs geführten Beweis. Statt einer erschöpfenden Erkenntniß dieser räumlichen Verhältnisse, erhält man daher nur einige beliebig mitgetheilte Resultate aus diesen Verhältnissen, und ist in dem Fall, wie Jemand, dem die verschiedenen Wirkungen einer künstlichen Maschine gezeigt, ihr innerer Zusammenhang und Getriebe aber vorenthalten würden. Daß, was Eukleides demonstrirt, Alles so sei, muß man, durch den Satz vom Widerspruch gezwungen, zugeben: warum es aber so ist, erfährt man nicht. Man hat daher fast die unbehagliche Empfindung, wie nach einem Taschenspielerstreich, und in der That sind einem solchen die meisten Eukleidischen Beweise auffallend ähnlich. Fast immer kommt die Wahrheit durch die Hinterthür herein, indem sie sich *per accidens* aus irgend einem Nebenumstand ergibt. Oft schließt ein apagogischer Beweis alle Thüren, eine nach der andern zu, und läßt nur die eine offen, in die man nun bloß deswegen hinein muß. Oft werden, wie im Pythagoräischen Lehrsatz, Linien gezogen, ohne daß man weiß warum: hinterher zeigt sich, daß es Schlingen waren, die sich unerwartet zuziehen und den Assensus des Lernenden gefangen nehmen, der nun verwundert zugeben muß, was ihm seinem inneren Zusammenhang nach völlig unbegreiflich bleibt, so sehr, daß er den ganzen Eukleides durchstudiren kann, ohne eigentliche Einsicht in die Gesetze der räumlichen Verhältnisse zu gewinnen, sondern statt ihrer nur einige Resultate aus ihnen auswendig lernt. Diese eigentlich empirische und unwissenschaftliche Er-

kenntniß gleicht der des Arztes, welcher Krankheit, und Mittel dagegen, aber nicht den Zusammenhang beider kennt. Dieses Alles aber ist die Folge, wenn man die einer Erkenntnißart eigenthümliche Weise der Begründung und Evidenz grillenhaft abweist, und statt ihrer eine ihrem Wesen fremde gewaltsam einführt. Indessen verdient übrigens die Art, wie vom Eukleides dieses durchgesetzt ist, alle Bewunderung, die ihm so viele Jahrhunderte hindurch geworden und so weit gegangen ist, daß man seine Behandlungsart der Mathematik für das Muster aller wissenschaftlichen Darstellung erklärte, nach der man sogar alle andern Wissenschaften zu modeln sich bemühte, später jedoch hievon zurückkam, ohne sehr zu wissen warum. In unsern Augen kann jene Methode des Eukleides in der Mathematik dennoch nur als eine sehr glänzende Verkehrtheit erscheinen. Nun läßt sich aber wohl immer von jeder großen, absichtlich und methodisch betriebenen, dazu vom allgemeinen Beifall begleiteten Verirrung, sie möge das Leben oder die Wissenschaft betreffen, der Grund nachweisen in der zu ihrer Zeit herrschenden Philosophie. — Die Eleatiker zuerst hatten den Unterschied, ja öfteren Widerstreit entdeckt zwischen dem Angeschauten, *φαινομενον*, und dem Gedachten, *νοουμενον*[1]), und hatten ihn zu ihren Philosophemen, auch zu Sophismen, mannigfaltig benutzt. Ihnen folgten später Megariker, Dialektiker, Sophisten, Neu-Akademiker und Skeptiker: diese machten aufmerksam auf den Schein, d. i. auf die Täuschung der Sinne, oder vielmehr des ihre Data zur Anschauung umwandelnden Verstandes, welche uns oft Dinge sehen läßt, denen die Vernunft mit Sicherheit die Realität abspricht, z. B. den gebrochenen Stab im Wasser u. dgl. Man erkannte, daß der sinnlichen Anschauung nicht unbedingt zu trauen sei, und schloß voreilig, daß allein das vernünftige logische Denken Wahrheit begründe, obgleich Platon (im Parmenides), die Megariker, Pyrrhon und die Neu-Akademiker durch Beispiele (in der Art wie später Sextus Empiricus) zeigten, wie auch andrerseits Schlüsse und Begriffe irre führten, ja Paralogismen und Sophismen hervorbrächten, die unendlich leichter entstehen und unendlich schwerer zu lösen sind, als der Schein in der sinnlichen Anschauung. Inzwischen behielt jener, also im Gegensatz des Empirismus entstandene Rationalismus die Oberhand, und ihm gemäß bearbeitete Eukleides die Mathematik, also auf die anschauliche Evidenz (*φαινομενον*) bloß die Axiome nothgedrungen stützend, alles Uebrige aber auf Schlüsse (*νοουμενον*). Seine Methode blieb herrschend alle Jahrhunderte hindurch, und mußte es bleiben, so lange nicht die reine Anschauung *a priori* von der empirischen unterschieden wurde. Zwar scheint schon des Eukleides Commentator Proklos jenen Unterschied völlig erkannt zu haben, wie die Stelle jenes Commentators zeigt, welche Kepler in seinem Buche *de harmonia mundi* lateinisch übersetzt hat: allein Proklos legte nicht genug Gewicht auf die Sache, stellte sie zu isolirt auf, blieb unbeachtet und drang nicht durch. Erst zwei tausend Jahre später daher wird die Lehre Kants, welche so große Veränderungen in allem Wissen, Denken und Treiben der europäischen Völker hervorzubringen bestimmt ist, auch in der Mathematik eine solche veranlassen. Denn erst nachdem wir von diesem großen Geiste gelernt haben, daß die Anschauungen des Raumes und der Zeit von der empirischen gänzlich verschieden, von allem Eindruck auf die Sinne gänzlich unabhängig, diesen bedingend, nicht durch ihn bedingt, d. h. *a priori* sind, und daher dem Sinnentruge gar nicht offen stehen, erst jetzt können wir einsehen, daß des Eukleides logische Behandlungsart der Mathematik eine unnütze Vorsicht, eine Krücke für gesunde Beine ist, daß sie einem Wanderer gleicht, der Nachts einen hellen festen Weg für ein Wasser haltend, sich hütet, ihn zu betreten, und stets daneben auf holprigem Boden geht, zufrieden, von Strecke zu Strecke an das vermeinte Wasser zu stoßen. Erst jetzt können wir mit Sicherheit behaupten, daß, was bei der Anschauung einer Figur sich uns als nothwendig ankündigt, nicht aus der auf dem Papier vielleicht sehr mangelhaft gezeichneten Figur kommt, auch nicht aus dem abstracten Begriff, den wir dabei denken, sondern unmittelbar aus der uns *a priori* bewußten Form aller Erkenntniß: diese ist überall der Satz vom Grunde: hier ist sie, als Form der Anschauung, d. i. Raum, Satz vom Grunde des Seins: dessen Evidenz und Gültigkeit aber ist eben so groß und unmittelbar als die vom Satze des Erkenntnißgrundes, d. i. die logische Gewißheit. Wir brauchen und dürfen also nicht, um bloß der letzteren zu trauen, das eigenthümliche Gebiet der Mathematik verlassen, um sie auf einem ihr ganz fremden, dem der Begriffe zu beglaubigen. Halten wir uns auf jenem der Mathematik eigenthümlichen Boden, so erlangen wir den großen Vortheil, daß in ihr nunmehr das Wissen, daß etwas so sei, Eines ist mit dem, w a r u m es so sei, statt dass die Eukleidische Methode beide gänzlich trennt und bloß das erstere, nicht das letztere erkennen läßt. Aristoteles aber sagt ganz vortrefflich, in den *Analyt. post. I*, 27: „*Ακριβεστερα δ' επιστημη επιστημης και προτερα, ἡτε του*

ότι και του διοτι ή αυτη, αλλα μη χωρις του ότι, της του διοτι.« — Sind wir doch in der Physik nur dann befriedigt, wann die Erkenntniß, daß etwas so ist, vereint ist mit der, warum es so ist; daß das Quecksilber in der Torricellianischen Röhre 28 Zoll hoch steht, ist ein schlechtes Wissen, wenn nicht auch hinzukommt, daß es so vom Gegengewicht der Luft gehalten wird. Aber in der Mathematik soll uns die *qualitas occulta* des Cirkels, daß die Abschnitte jeder zwei in ihm sich schneidender Sehnen stets gleiche Rectangel bilden, genügen? Daß es so sei, beweist freilich Eukleides im 35. Satze des dritten Buches: das Warum steht noch dahin. Eben so lehrt der Pythagoräische Lehrsatz uns eine *qualitas occulta* des rechtwinkligen Dreiecks kennen: des Eukleides stelzbeiniger, ja hinterlistiger Beweis verläßt uns beim Warum, und beistehende schon bekannte einfache Figur gibt auf einen Blick weit mehr, als jener Beweis, Einsicht in die Sache und innere feste Ueberzeugung von jener Nothwendigkeit und von der Abhängigkeit jener Eigenschaft vom rechten Winkel:



Auch bei ungleichen Katheten muß es sich zu einer solchen anschaulichen Ueberzeugung bringen lassen, wie überhaupt bei jeder möglichen geometrischen Wahrheit, schon deshalb, weil ihre Auffindung allemal von einer solchen angeschauten Nothwendigkeit ausgieng und der Beweis erst hinterher hinzu ersonnen ward: man bedarf also nur einer Analyse des Gedankenganges bei der ersten Auffindung einer geometrischen Wahrheit, um ihre Nothwendigkeit anschaulich zu erkennen. Es ist überhaupt die analytische Methode, welche ich für den Vortrag der Mathematik wünsche, statt der synthetischen, welche Eukleides gebraucht hat. Allerdings aber wird dies bei complicirten mathematischen Wahrheiten sehr große, jedoch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten haben. Schon jetzt fängt man in Deutschland hin und wieder an, den Vortrag der Mathematik zu ändern und mehr diesen analytischen Weg zu gehen. So hat z. B. Professor Thibaut in Göttingen in seinem Grundriß der reinen Mathematik viel geleistet, obwohl ich eine noch viel entschiedenere und durchgängige Substituirung der anschaulichen Evidenz an die Stelle der logischen Beweisführung wünsche.

Ferner hat Professor Schweins in Heidelberg (Mathematik für den ersten wissenschaftlichen Unterricht 1810) sich gegen die Eukleidische Behandlung der Mathematik erklärt und davon abzugehen versucht. Allein ich finde, daß seine Verbesserung sich bloß auf den Vortrag, nicht auf die Methode der Behandlung der Mathematik selbst erstreckt, welche noch ganz die Eukleidische geblieben ist. Er hat zwar statt der fragmentarischen Betrachtungsweise des Eukleides, eine mehr zusammenhängende, mehr pragmatische angenommen, welches allerdings sehr zu loben ist: sodann aber hat er die strenge Form des Eukleides abgeworfen, ohne jedoch von der eigentlichen Methode desselben, nämlich der logischen Beweisführung, da wo unmittelbare Evidenz zu haben wäre, im Mindesten abzugehen: daher alle dem Eukleides oben gemachten Vorwürfe auch noch bei dieser Behandlung nach wie vor gelten: nach wie vor kommt die Wahrheit zur Hinterthür herein, ergibt sich *per accidens* im vorliegenden Fall, wird dann sofort als allgemeingültig ausgesprochen, ohne daß, bei solchem Verfahren, die Berechtigung hiezu hervorgehe, da der Zusammenhang zwischen den im Lehrsatz gegebenen Bedingungen und den dabei nachher gefundenen Verhältnissen keineswegs sichtbar wird, sondern nur, daß man beides beisammen diesmal angetroffen, wobei man darauf provocirt, daß es sich jedesmal so finden wird.

Um die Methode der Mathematik zu verbessern, wird vorzüglich erfordert, daß man das Vorurtheil aufgebe, die bewiesene Wahrheit habe irgend einen Vorzug vor der anschaulich erkannten, oder die logische, auf dem Satz vom Widerspruch beruhende vor der metaphysischen, welche unmittelbar evident ist und zu der auch die reine Anschauung des Raumes gehört.

Das Gewisseste und überall Unerklärbare ist der Satz vom Grunde. Denn er ist, in seinen verschiedenen Gestalten, die allgemeine Form aller unserer Vorstellungen und Erkenntnisse. Alle Erklärung ist Zurückführung auf ihn, Nachweisung im einzelnen Fall des durch ihn überhaupt ausgedrückten Zusammenhangs der Vorstellungen. Er ist das Princip aller Erklärung und daher nicht selbst einer Erklärung fähig, noch ihrer bedürftig, da jede ihn schon voraussetzt und nur durch ihn Bedeutung erhält. Nun hat aber keine seiner Gestalten einen Vorzug vor der andern: er ist gleich gewiß und unbeweisbar als Satz vom Grunde des Seins, oder des Werdens, oder des Handelns, oder des Erkennens. Das Verhältniß des Grun-

des zur Folge ist in der einen wie in der andern seiner Gestalten ein nothwendiges, ja es ist überhaupt der Ursprung, wie die alleinige Bedeutung des Begriffs der Nothwendigkeit. Es gibt keine andere Nothwendigkeit, als die der Folge, wenn der Grund da ist, und es gibt keinen Grund, der nicht Nothwendigkeit der Folge setzte. So sicher also aus dem in den Prämissen gegebenen Erkenntnißgrunde die im Schlußsatze ausgesprochene Folge fließt, so sicher bedingt der Seinsgrund im Raum seine Folge im Raum: habe ich das Verhältniß dieser beiden anschaulich erkannt, so ist diese Gewißheit eben so groß als irgend eine logische. Ausdruck eines solchen Verhältnisses ist aber jeder geometrische Lehrsatz, eben so gut als eines der zwölf Axiome: er ist eine metaphysische Wahrheit und als solche eben so unmittelbar gewiß als der Satz vom Widerspruch selbst, der eine metalogische Wahrheit und die allgemeine Grundlage aller logischen Beweisführung ist. Wer die anschaulich dargelegte Nothwendigkeit der in irgend einem Lehrsatze ausgesprochenen räumlichen Verhältnisse leugnet, kann mit gleichem Recht die Axiome leugnen, und mit gleichem Recht die Folge des Schlusses aus den Prämissen, ja den Satz vom Widerspruch selbst: denn alles dieses sind gleich unbeweisbare, unmittelbar evidente und *a priori* erkennbare Verhältnisse. Wenn man daher die anschaulich erkennbare Nothwendigkeit räumlicher Verhältnisse erst durch eine logische Beweisführung aus dem Satz vom Widerspruch ableiten will, so ist es nicht anders, als wenn dem unmittelbaren Herrn eines Landes ein anderer dasselbe erst zu Lehn ertheilen wollte. Dies aber ist es, was Eukleides gethan hat. Bloß seine Axiome läßt er nothgedrungen auf unmittelbarer Evidenz beruhen. Die folgenden Sätze beweist er aus ihrer Uebereinstimmung mit jenen und dem Widerspruch ihres Gegentheils damit, und so nun ferner jeden folgenden Satz aus der Uebereinstimmung mit dem früheren und dem Widerspruch des Gegentheils mit demselben. Aber jene Axiome haben keineswegs mehr unmittelbare Evidenz als jeder andere geometrische Lehrsatz, sondern nur mehr Einfachheit durch geringeren Gehalt.

Wenn man einen Delinquenten vernimmt, so nimmt man seine Aussagen zu Protokoll, um aus ihrer Uebereinstimmung ihre Wahrheit zu beurtheilen. Dies ist aber ein bloßer Nothbehelf, bei dem man es nicht bewenden läßt, wenn man unmittelbar die Wahrheit jeder seiner Aussagen für sich erforschen kann: zumal da er von Anfang an consequent lügen konnte. Aber jene erste Methode ist es, nach der Eukleides den Raum erforschte. Zwar gieng er dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß die Natur überall, also auch in ihrer Grundform, dem Raum, consequent sein muß und daher, weil die Theile des Raums im Verhältniß von Grund und Folge zu einander stehen, keine einzige räumliche Bestimmung anders sein kann als sie ist, ohne mit allen andern im Widerspruch zu stehen. Aber dies ist ein sehr beschwerlicher und unbefriedigender Umweg, der die mittelbare Erkenntniß der eben so gewissen unmittelbaren vorzieht, der ferner die Erkenntniß, *daß* etwas ist, von der, *warum* es ist, zum großen Nachtheil der Wissenschaft trennt, und endlich dem Lehrling die Einsicht in die Gesetze des Raums gänzlich vorenthält, ja ihn entwöhnt vom eigentlichen Erforschen des Grundes und des innern Zusammenhanges der Dinge, ihn statt dessen anleitend, sich an einem historischen Wissen, *daß* es so sei, genügen zu lassen. Die dieser Methode so unabläßig nachgerühmte Uebung des Scharfsinns besteht aber bloß darin, daß sich der Schüler im Schließen, d. h. im Anwenden des Satzes vom Widerspruch übt, besonders aber sein Gedächtniß anstrengt, um alle jene Data, deren Uebereinstimmung zu vergleichen ist, zu behalten.

Es ist übrigens sehr bemerkenswerth, daß diese Beweismethode bloß auf die Geometrie angewandt worden und nicht auf die Arithmetik: vielmehr läßt man in dieser die Wahrheit wirklich allein durch Anschauung einleuchten, welche hier im bloßen Zählen besteht. Da die Anschauung der Zahlen in der *Zeit allein* ist und daher durch kein sinnliches Schema, wie die geometrische Figur, repräsentirt werden kann; so fiel hier der Verdacht weg, daß die Anschauung nur empirisch und daher dem Schein unterworfen wäre, welcher Verdacht allein die logische Beweisart hat in die Geometrie bringen können. Zählen ist, weil die Zeit nur eine Dimension hat, die einzige arithmetische Operation, auf die alle andern zurückzuführen sind: und dies Zählen ist doch nichts Anderes als Anschauung *a priori*, auf welche sich zu berufen man hier keinen Anstand nimmt, und durch welche allein alles Uebrige, jede Rechnung, jede Gleichung zuletzt bewährt wird. Man beweist z. B. nicht, daß

$$\frac{7 + 9 \times 8 - 2}{3} = 42,$$

sondern man beruft sich auf die reine Anschauung in der Zeit, das Zählen, macht also jeden einzelnen Satz zum Axiom. Statt der Beweise, welche die Geometrie füllen, ist daher der ganze Inhalt der Arithmetik und Algebra eine bloße

Methode zum Abkürzen des Zählens. Unsere unmittelbare Anschauung der Zahlen in der Zeit, reicht zwar, wie oben erwähnt, nicht weiter als etwa bis Zehn: darüber hinaus muß schon ein abstracter Begriff der Zahl, durch ein Wort fixirt, die Stelle der Anschauung vertreten, die daher nicht mehr wirklich vollzogen, sondern nur ganz bestimmt bezeichnet wird: jedoch ist selbst so, durch das wichtige Hilfsmittel der Zahlenordnung, welche größere Zahlen immer durch dieselben kleinen repräsentiren läßt, eine anschauliche Evidenz jeder Rechnung möglich gemacht, sogar da, wo man die Abstraction so sehr zu Hilfe nimmt, daß nicht nur die Zahlen, sondern unbestimmte Größen und ganze Operationen nur *in abstracto* gedacht und in dieser Hinsicht bezeichnet werden, wie $\sqrt{r-b}$, so daß man sie nicht mehr vollzieht, sondern nur andeutet.

Mit demselben Recht und derselben Sicherheit wie in der Arithmetik, könnte man auch in der Geometrie die Wahrheit allein durch reine Anschauung *a priori* begründet sein lassen. In der That ist es auch immer diese gemäß dem Satz vom Grunde des Seins anschaulich erkannte Nothwendigkeit, welche der Mathematik ihre große Evidenz ertheilt und auf der im Bewußtsein eines Jeden die Gewißheit ihrer Sätze beruht: keineswegs ist es der auf Stelzen einherschreitende logische Beweis, welcher, der Sache immer fremd, meistens bald vergessen wird, ohne Nachtheil der Ueberzeugung, und ganz wegfallen könnte, ohne daß die Evidenz der Geometrie dadurch vermindert würde, da sie ganz unabhängig von ihm ist und er immer nur das beweist, wovon man schon vorher, durch eine andere Erkenntnißart, völlige Ueberzeugung hat: insofern gleicht er einem feigen Soldaten, der dem von Andern erschlagenen Feinde noch eine Wunde versetzt, und sich dann rühmt, ihn erlegt zu haben [2]).

Diesem Allen zufolge wird es hoffentlich keinem Zweifel weiter unterliegen, daß die Evidenz der Mathematik, welche zum Musterbild und Symbol aller Evidenz geworden ist, ihrem Wesen nach nicht auf Beweisen, sondern auf unmittelbarer Anschauung beruht, welche also hier, wie überall, der letzte Grund und die Quelle aller Wahrheit ist. Jedoch hat die Anschauung, welche der Mathematik zum Grunde liegt, einen großen Vorzug vor jeder andern, also vor der empirischen. Nämlich, da sie *a priori* ist, mithin unabhängig von der Erfahrung, die immer theilweise und successiv gegeben wird, liegt ihr Alles gleich nahe und man kann beliebig vom Grunde oder von der Folge ausgehen. Dies nun gibt ihr eine völlige Untrüglichkeit, dadurch, daß in ihr die Folge aus dem Grunde erkannt wird, welche Erkenntniß allein Nothwendigkeit hat: z. B. die Gleichheit der Seiten wird erkannt als begründet durch die Gleichheit der Winkel: da hingegen alle empirische Anschauung und alle Erfahrung überhaupt nur umgekehrt von der Folge zum Grunde geht, welche Erkenntnißart nicht unfehlbar ist, da Nothwendigkeit allein der Folge zukommt, sofern der Grund gegeben ist, nicht aber der Erkenntniß des Grundes aus der Folge, da dieselbe Folge aus verschiedenen Gründen entspringen kann. Diese letztere Art der Erkenntniß ist immer nur Induction, d. h. aus vielen Folgen, die auf einen Grund deuten, wird der Grund als gewiß angenommen; da die Fälle aber nie vollständig beisammen sein können, so ist die Wahrheit hier auch nie unbedingt gewiß. Diese Art von Wahrheit allein aber hat alle Erkenntniß durch sinnliche Anschauung und durch Erfahrung überhaupt. Die Affection eines Sinnes veranlaßt einen Verstandesschluß von der Wirkung auf die Ursache: weil aber vom Begründeten auf den Grund kein sicherer Schluß ist, ist der falsche Schein, als Sinnentrug, möglich und oft wirklich, wie oben ausgeführt. Erst wenn mehrere oder alle fünf Sinne Affectionen erhalten, die auf dieselbe Ursache deuten, ist die Möglichkeit des Scheines zu einer unendlich kleinen Größe geworden. Im selben Fall ist alle empirische Erkenntniß, folglich die ganze Naturwissenschaft, ihren reinen Theil (Metaphysik) bei Seite gesetzt. Auch hier werden aus den Wirkungen die Ursachen erkannt: daher beruht alle Naturlehre auf Hypothesen, die oft falsch sind und dann allmählich richtigeren Platz machen. Deshalb konnte kein Zweig der Naturwissenschaft, z. B. Physik, Astronomie, oder Physiologie, mit einem Male gefunden werden, wie Mathematik oder Logik es konnten, sondern es bedurfte und bedarf der gesammelten und verglichenen Erfahrungen vieler Jahrhunderte. Erst vielfache empirische Bestätigung bringt die Induction, auf der die Hypothese beruht, der Vollständigkeit so nahe, daß sie zur Gewißheit wird. Alsdann aber ist dieser Gewißheit ihr Ursprung aus Induction so wenig nachtheilig, als der Anwendung der Geometrie die Incommensurabilität grader und krummer Linien, oder der Arithmetik die nicht zu erlangende vollkommene Richtigkeit des Logarithmus: denn wie man die Quadratur des Cirkels und den Logarithmus durch unendliche Brüche der Richtigkeit unendlich nahe bringt, so wird auch durch vielfache Erfahrung die Induction, d. h. die Erkenntniß des Grundes aus den Folgen, der

mathematischen Evidenz, d. h. der Erkenntniß der Folge aus dem Grunde, unendlich nahe gebracht und die Möglichkeit der Täuschung schwindet zu einer unendlich kleinen Größe. — Sinnliche Anschauung und Erfahrungswissenschaft haben also dieselbe Art der Evidenz. Der Vorzug, den Mathematik, Metaphysik (reine Naturwissenschaft) und Logik als Erkenntnisse *a priori* vor ihnen haben, beruht bloß darauf, daß das Formelle der Erkenntnisse, auf welchem alle Apriorität sich gründet, ganz und zugleich gegeben ist und daher hier immer vom Grunde auf die Folge gegangen werden kann, dort aber meistens nur von der Folge auf den Grund. An sich ist übrigens das Gesetz der Causalität, oder der Satz vom Grunde des Werdens, welcher die empirische Erkenntniß leitet, eben so sicher als jene andern Gestaltungen des Satzes vom Grunde, denen obige Wissenschaften *a priori* folgen. — Logische Beweise aus Begriffen, oder Schlüsse, haben eben so wohl als die Erkenntniß durch Anschauung *a priori* den Vorzug, vom Grund auf die Folge zu gehen, wodurch sie an sich, d. h. ihrer Form nach unfehlbar sind. Dies hat viel beigetragen, die Beweise überhaupt in so großes Ansehen zu bringen. Allein diese Unfehlbarkeit derselben ist eine relative: sie subsumiren bloß unter die oberen Sätze der Wissenschaft: diese aber sind es, welche den ganzen Fond von Wahrheit der Wissenschaft enthalten, und sie dürfen nicht wieder bloß bewiesen sein, sondern müssen sich auf Anschauung gründen, welche in jenen genannten wenigen Wissenschaften *a priori* eine reine, sonst aber immer empirisch und nur durch Induction zum Allgemeinen erhoben ist. Wenn also auch bei Erfahrungswissenschaften das Einzelne aus dem Allgemeinen bewiesen wird, so hat doch wieder das Allgemeine seine Wahrheit nur vom Einzelnen erhalten, ist nur ein Speicher gesammelter Vorräthe, kein selbsterzeugender Boden.

Soviel von der Begründung der Wahrheit.

[1]) An Kant's Mißbrauch dieser griechischen Ausdrücke darf hier gar nicht gedacht werden.

[2]) Spinoza, der sich immer rühmt *more geometrico* zu verfahren, hat dies wirklich noch mehr gethan, als er selbst wußte. Denn was ihm, aus einer unmittelbaren anschaulichen Auffassung des Wesens der Welt, gewiß und ausgemacht war, sucht er unabhängig von jener Erkenntniß logisch zu demonstriren. Das beabsichtigte und bei ihm vorher gewisse Resultat erlangt er aber freilich nur dadurch, daß er willkürlich selbstgemachte Begriffe (*substantia*, *causa sui* u. s. w.) zum Ausgangspunct nimmt und im Beweisen alle jene Willkürlichkeiten sich erlaubt, zu denen das Wesen der weiten Begriffssphären bequeme Gelegenheit gibt. Das Wahre und Vortreffliche seiner Lehre ist daher bei ihm auch ganz unabhängig von den Beweisen, eben wie in der Geometrie.

4. Die euklideische Methode gegenüber der genetischen.

(*Adolph Trendelenburg*, Logische Untersuchungen [1840] II. S. 286—295.)

In der Mathematik, scheint es, müßte das Ziel, synthetisch aus dem Allgemeinen das Einzelne werden zu lassen und im Werden zu begreifen, am erreichbarsten sein, da sie aus dem Elemente hervorgeht, das als das Ursprünglichste dem Denken und Sein zu Grunde liegt. Wirklich steht sie auf einer bewundernswürdigen Höhe, und von Plato bis zu unsern Tagen hat sich die idealere Richtung der Erkenntniß immer wieder an der großartigen Thatsache der mathematischen Wissenschaft aufgerichtet. Aber dennoch scheint in die Hilfslinien der Construction, in die Methoden der Rechnung noch dergestalt der Zufall hineinzuspielen, daß Herbart insbesondere auf ihr Beispiel die Lehre der zufälligen Ansicht gegründet hat[1]).

Der Grund, lehrt Herbart, ist zusammengesetzt, und die Zusammensetzung bringt die Folge hervor. Daher muß bei einer Ableitung der vorliegende Grund durch eine zufällige Ansicht vermehrt werden, um etwas zu ergeben. Herbart erläutert dies namentlich an dem Pythagoräischen Lehrsatz, dem Pfeiler der ganzen Analysis. Die gewöhnlichen Beweise desselben beruhen auf einer zufälligen Ansicht. Es ist ein glücklicher Griff, daß man aus der Spitze des rechten Winkels ein Perpendikel auf die Grundlinie fällt. Dadurch gewinnt man entweder nach der Lehre der ähnlichen Triangel Proportionen, die durch Rechnung den Satz ergeben, oder eine Construction, wie bei Euklides[2]), die vermittelst einer neuen zufälligen Ansicht, einer Zerlegung der Quadrate und Pa-

rallelogramme in halb so große Dreiecke nachweist, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich ist der Summe der Quadrate der beiden Katheten. Alles ruht hier auf dem hineingezeichneten Perpendikel, das die Figur vermehrte. Dieser Eingriff, sagt Herbart[3], ist einer von den Kunstgriffen, die uns in der Mathematik so oft begegnen, und deren Wirkung darin besteht, daß sie den vorliegenden Gegenstand in eine bekannte und fertige Vorstellungsreihe hineinführen, die alsdann von selbst abläuft. Diese Kunstgriffe erweitern den Grund, aus welchem die Folge hervorgehen soll. So sieht man den anfänglichen Grund sich erst erweitern und dann wiederum zusammenziehen. Wenn nach einem andern Beispiel die gemischte quadratische Gleichung auflösbar wird, indem man das Quadrat zu einem vollständigen Binomium ergänzt, so faßt man eine zufällige Ansicht von der Größe $x^2 \pm ax$. Auf diese Weise schreitet die Wissenschaft durch eine zufällige Ansicht fort, wie Herbart an mehreren Beispielen zu erläutern sucht.

So scheint denn der Ruhm der Wissenschaft, die Nothwendigkeit, plötzlich zu verfliegen, oder doch wenigstens auf der Basis des Gegentheils, auf dem zutreffenden Gerathewohl des Zufalls zu ruhen[4].

Zwar hat uns Herbart schon darüber zu beruhigen gesucht und an demselben Pythagoräischen Lehrsatze gezeigt, daß es Auflösungen gibt, die nur den in der Aufgabe schon liegenden Begriffen als Wegweisern folgen und nur verlangen, daß man diese Begriffe so, wie es ihnen angemessen ist, entwickele. Wir lassen es indessen dahin gestellt sein, ob nicht dennoch in seinem vermittelst Differentialen geführten Beweise eine zufällige Ansicht übrig bleibt, indem doch der unendlich kleine Bogen der Tangente gleich gesetzt wird, um ähnliche Triangel zu gewinnen. Sonst möchte sich die Lösung der Aufgabe durch ihre genetische Richtung empfehlen. Immer haben wir nur Ein glückliches Beispiel und keine Anweisung, wie der Beweis durch die der Aufgabe inwohnenden Begriffe indicirt sei. Vielmehr setzt Herbart in der Methode der Beziehungen die zufälligen Ansichten bis in die Metaphysik fort.

Eins scheint gewiß zu sein. Wenn auf dem mathematischen Gebiete, auf welchem vermöge der ursprünglichen That des Geistes eine Einsicht in die Evolution der Gründe kann geöffnet werden, der Zufall nicht zu bannen ist, vielmehr die schwankende Grundlage der Nothwendigkeit bleibt, so wird es in keiner Wissenschaft möglich sein; denn alle sind von jener ersten Quelle weiter entfernt. Wie die Sache steht, so waltet allerdings der Zufall der zutreffenden Ansicht. In den Euklidischen Beweisen tritt es deutlich hervor; und wir dürfen in ihnen, wie in einem Vorbilde, dies Verhältniß studiren[5]. In den Hilfslinien erscheint zunächst der zufällige Griff. Warum diese oder jene Hilfslinie gezogen werden soll, woher ihre Nothwendigkeit, das wird nicht erklärt. Die Möglichkeit einer geraden Linie, eines Kreises ist postulirt. Ziehe sie nun hier oder da, so heißt das unbedingte Gebot. Was daraus wird, muß sich finden. Die Hilfslinien sind die Willkür der Construction.

Wir wollen einen Weg bezeichnen, der ganz durch die Nothwendigkeit des Begriffs geregelt ist, und ihn an ein paar hervorstechenden Beispielen erläutern.

Der Begriff einer Sache faßt ihre Eigenthümlichkeit auf. Diese muß im ganzen Umfang der Möglichkeit die Wirkung und Gegenwirkung der Sache enthalten. Es kommt darauf an, was darin liegt, herauszusetzen. Der Begriff hat das nächste höhere Allgemeine und den artbildenden Unterschied zu seinen Elementen[6]. Was aus dem Allgemeinen folgt, wird durch die specifische Differenz im Besondern bestimmt. Daher ist die Aufgabe, die Sache gleichsam in dem Berührungspuncte des Allgemeinen und Besondern aufzufassen. Wo beide sich lebendig durchdringen, da haben die Eigenschaften der Sache ihren Ursprung. Die Geometrie wird daher die Construction so zu entwerfen haben, daß das Allgemeine und die specifische Differenz in der Wechselwirkung dargestellt wird. Aus einer solchen Construction springen die Eigenschaften hervor.

Wir wollen das Gesagte an demselben Beispiel anschaulich machen, an dem eben die Herrschaft der zufälligen Ansicht mitten im nothwendigen Erkennen nachgewiesen wurde, und betrachten zu diesem Behuf das rechtwinklige Dreieck.

Der Begriff des rechtwinkligen Dreiecks zerlegt sich leicht in sein Allgemeines und in den artbildenden Unterschied. Aus dem Allgemeinen folgen für das rechtwinklige die nothwendigen Eigenschaften jedes Dreiecks. Der Satz, daß in einem Dreieck die Summe der Winkel gleich zwei rechten ist, enthält die Grundbeziehung des Dreiecks überhaupt. Auf diese Eigenschaft der Winkel weist die specifische Differenz: rechtwinklig hin. Werden beide Bestimmungen in Verbindung gesetzt, so folgt, daß in dem rechtwinkligen Dreieck — und nur in diesem — ein Winkel gleich den beiden übrigen ist. Wird nun diese ausschließende Eigenschaft in dem Gemeinbilde des rechtwinkligen

Dreiecks dargestellt, wie ja die aus dem Begriff hervorgehende Construction gesucht wird: so ergibt sich nothwendig ein doppelter Fall, indem sich der rechte Winkel in die beiden andern zerlegt; denn die beiden Winkel an der Basis können in dem rechten Winkel eine doppelte Lage haben. Entweder wird der Winkel an der Basis rechts auch die Stelle im rechten Winkel rechts einnehmen, der Winkel links die Stelle links. Oder die Winkel werden die Stellen vertauschen, und der Winkel an der Basis rechts wird auf die linke Seite, und der Winkel an der Basis links auf die rechte Seite der theilenden Linie hinübergeworfen werden. Nur diese beiden Constructionen sind möglich; und gerade sie ergeben sogleich die beiden Hauptsätze vom rechtwinkligen Dreieck.

Im ersten Falle entstehen der Construction gemäß zwei gleichschenklige Dreiecke innerhalb des rechtwinkligen. Der eine der gleichen Schenkel ist beiden Dreiecken gemeinsam. Die drei gleichen Schenkel strahlen also wie Radien von einem Puncte aus. Oder — was dasselbe ist — um jedes rechtwinklige Dreieck legt sich dergestalt ein Halbkreis, daß die Hypotenuse den Durchmesser bildet.

Im zweiten Falle entstehen innerhalb des umschließenden rechtwinkligen Dreiecks Triangel, die unter sich und mit dem umschließenden ähnlich sind, da sich sogleich zwei Winkel in diesen drei Triangeln als gleich darstellen. Daraus folgt vermittelst der Proportionen der Pythagoräische Lehrsatz. Man könnte meinen, daß dieser Beweis mit dem sogenannten arithmetischen einer und derselbe sei. Der Unterschied liegt indessen in der Construction. In dem arithmetischen wird nach zufälliger Ansicht ein Perpendikel gefällt; in dem eben versuchten wird das construirt, was im Begriff gefordert und angezeigt ist. Daß jene Linie, die den rechten Winkel in die beiden andern zerlegt, gerade ein Perpendikel ist, folgt erst wie eine nachgeborene Eigenschaft aus der ursprünglichen Construction und geht die Betrachtung gar nichts an. Ehe überall von einem Quadrate der Hypotenuse, der Katheten die Rede sein kann, muß das bis dahin dunkele Thema von der Multiplication der Linien vorangegangen sein. Der Beweis setzt also nichts voraus, das nicht nach einer genetischen Entwickelung vor dem Lehrsatze feststehen muß.

Die Construction war durch nichts Aeußeres bestimmt, sondern lediglich durch die Elemente des Begriffs. Was in der Natur der Sache stillschweigend lag, ist verwirklicht worden. Das Allgemeine und Besondere (das Generelle und Specifische) setzten sich in Wechselwirkung; und dieser Entwurf des Begriffs, in dem das synthetisch Allgemeine hervortrat, offenbarte sogleich die nothwendigen Eigenschaften. Der Ertrag überrascht in dem vorliegenden Falle. Kein Satz spricht so wesentlich die Natur des rechtwinkligen Dreiecks aus, als der Satz, daß sich um jedes rechtwinklige Dreieck ein Halbkreis beschreiben läßt, und der Pythagoräische, daß die Summe der Quadrate der beiden Katheten dem Quadrate der Hypotenuse gleich ist. Daraus folgen die übrigen Eigenschaften weiter. Beide Sätze gehören zu den fruchtbarsten der ganzen Geometrie. Sie springen hier aus der einfachen Construction des im Begriffe Gegebenen wie mit Einem Schlage hervor. Wenn nun in dem vorgeschlagenen Verfahren Alles von der Nothwendigkeit des Begriffs bestimmt wird, so ist damit die zufällige Ansicht überflüssig geworden. Es ist im Einzeln erreicht, was im Allgemeinen gefordert werden mußte, aber unerreichbar schien.

Was aus dem Allgemeinen und ausschließend Eigenthümlichen (aus dem Generellen und Specifischen) folgt, kann n u r dem Dinge, dessen Begriff zu Grunde gelegt ist, und keinem andern angehören; denn die specifische Differenz, die Quelle des Beweises, schneidet dasselbe von allen andern ab, da sie gerade das auffaßt, was andere Dinge n i c h t haben. Wo daher eine Darstellung des ausschließend Eigenthümlichen, wie sie eben im Beispiel ist versucht worden, bestimmte Sätze ergibt, da gehören diese Sätze nur dem Gegenstande des zu Grunde gelegten Begriffes und keinem andern zu eigen. Oder, wenn wir dies in die logische Sprache des Systems übersetzen, in dem bezeichneten Falle ist es überflüssig für die Umkehrung des Satzes noch erst einen Beweis zu suchen. Der Beweis des Hauptsatzes enthält zugleich den Beweis des umgekehrten. Wenn aus dem eigenthümlichen Begriff des rechtwinkligen Dreiecks bewiesen ist, daß das Quadrat einer Seite gleich ist der Summe der Quadrate der beiden andern Seiten, so folgt, daß dies Verhältniß, das aus der ausschließenden Natur des rechtwinkligen Dreiecks fließt, immer und allenthalben das rechtwinklige Dreieck anzeigt. Das ist der Inhalt des umgekehrten Satzes. Wenn in einem Dreieck das Quadrat einer Seite der Summe der Quadrate der beiden andern Seiten gleich ist, so ist das Dreieck rechtwinklig. Wenn im System die umgekehrten Sätze meistentheils auf indirecte Beweise führen, so ist man dieser auf dem vorgeschlagenen Wege überhoben. So lange der Beweis eines Satzes auf einer zufälligen Ansicht, mithin

auf einer zufälligen Verknüpfung mit anderen Sätzen ruht, bleibt die Möglichkeit offen, daß die in dem Satze ausgesprochene Eigenschaft auch andern Figuren eben so zugehöre und sich also allgemeiner finde. Der Beweis der Umkehrung schafft erst diese Möglichkeit weg, die aus dem äußerlich gehaltenen Beweise wie ein Rückstand übrig blieb, und ist daher in diesem Zusammenhang unvermeidlich, um die ausschließende Eigenthümlichkeit darzuthun.

Die Umkehrung eines Satzes kann nach der Gegenseitigkeit einer Function noch einer realere Bedeutung haben. Das Subject eines Satzes stellt sich als der Grund des Prädicats dar. In der Fassung des Hauptsatzes erscheint daher der Begriff des Subjects als der ursprüngliche Grund und das Prädicat als die abgeleitete Eigenschaft. Wird der Satz umgekehrt, so empfängt das Prädicat die Stelle des Subjects und also die Bedeutung des ursprünglichen Grundes, und, was eben Subject und Grund war, die Bedeutung der Folge. Wenn diesem Wechselverhältniß die Wirklichkeit entspricht, so ist dadurch die gegenseitige Abhängigkeit der Glieder ausgedrückt. Keins ist vor dem andern berechtigt. Jedes kann als Ursache und wiederum als Wirkung des andern angesehen werden. Wo dies der Sinn einer Umkehrung ist, da wird sich für dieselbe ebenso ein directer Beweis finden lassen, als für die erste Fassung, wenn anders der directe Beweis den Gang des Werdens nachahmt. Nur bedarf es dann eines entgegengesetzten Anknüpfungspunctes, einer Herleitung aus der entgegengesetzten Möglichkeit der Entstehung; und der Beweis des umgekehrten Satzes muß darauf verzichten, sich nur an den dargethanen Hauptsatz anzulehnen. Wo die Umkehrung die eben bezeichnete Bedeutung hat, da sollte sie auch im System nicht als das logische Kunststück eines Rückschlusses erscheinen, sondern als der Ausdruck der entgegengesetzten Weise der Entstehung.

Im Euklides sind die wichtigsten Sätze nur aus dem äußern Zusammenhange und vermittelst zufälliger Ansichten bewiesen, aber nicht nach der Anleitung der im Begriffe der Sache nothwendig gegebenen Elemente. Doch ist in einigen Sätzen bereits geleistet, was eben gefordert wurde. So sind namentlich die Sätze vom Parallelogramm unmittelbar aus der specifischen Differenz einer von Parallelen eingeschlossenen Figur dargethan. Man vergleiche z. B. den Satz[7]), daß das Parallelogramm von der Diagonale in zwei gleiche Dreiecke getheilt wird. Die ausschließende Eigenschaft der Parallelen und die schneidende Diagonale sind darin lediglich die Factoren des Beweises, und nichts ist von außen aufgenommen. In solchen Vorbildern liegt schon ber Antrieb zu einer höhern logischen Vollendung des Systems[8]).

Wenn der Lehrsatz fix und fertig vorangeschickt und der Beweis hintennach gesandt wird, so sieht das Ganze wie eine Reihe starrer Behauptungen aus, die Fuß fassen und sich sodann verschanzen. So erscheinen Euklides Elemente, so Spinoza's Ethik und welche Schriften sonst den wohl befestigten Weg des Euklides einschlagen. Allenthalben ist eine kunstreiche Verkettung, aber nirgends ein Werden und Wachsen. Der vorgeschlagene Weg führt weiter. Denn er leitet dazu an, zu finden, was in der Natur der Sache liegt, nicht das anderswoher Gefundene durch eine entdeckte Verknüpfung zu befestigen. Der Lehrsatz wird neu gewonnen und nicht bloß äußerlich verbürgt.

Keine Wissenschaft hat eine so glückliche Stellung als die Mathematik, um aus dem Begriff der Sache ihren Inhalt zu entwickeln. Daher hat auch die analytische Geometrie, die aus den Formeln der Figuren, als aus algebraischen Definitionen der Sache, die Eigenschaften und Beziehungen ableitet, eine bewunderungswürdige Höhe erreicht.

In keiner andern Wissenschaft kann das Werden und Wesen des Gegenstandes so rein beobachtet und daher auch so rein im Begriffe festgehalten werden. In keiner andern Wissenschaft stehen die Beziehungen, die dem Gegenstande gegeben werden können, um seine ruhenden Eigenschaften ins wirkliche Leben zu rufen, auf gleiche Weise in der Hand dessen, der den Gegenstand erkennen will. Nirgends liegt das Element so rein vor und ist dem Auge des Geistes, da es von seiner schöpferischen Hand entworfen ist, auf gleiche Weise zugänglich.

Dennoch geht die Forderung über die Mathematik hinaus.

[1]) Herbart, Metaphysik II. S. 27 ff., vgl. Hartenstein, die Probleme und Grundlehren der allg. Metaphysik S. 138 ff.

[2]) Elemente I. 47. — [3]) Metaphysik II. S. 29.

[4]) Es stimmt damit zusammen, was Hegel in dem schönen Abschnitt vom Lehrsatz (Logik III. S. 304 ff.) über die Construction bemerkt S. 311: „Hintennach beim Beweise sieht man wohl ein, daß es zweckmäßig war, an der geometrischen Figur solche weitere Linien zu ziehen, als die Construction angibt; aber bei dieser selbst muß man blindlings gehorchen; für sich ist diese Operation daher ohne Verstand, da der Zweck, der sie leitet, noch

nicht ausgesprochen ist. Es ist gleichgültig, ob es ein eigentlicher Lehrsatz oder eine Aufgabe ist, zu deren Behuf sie vorgenommen wird; so wie sie zunächst vor dem Beweis erscheint, ist sie etwas aus der im Lehrsatze oder der Aufgabe gegebenen Bestimmung nicht Abgeleitetes, daher ein sinnloses Thun für denjenigen, der den Zweck noch nicht kennt, immer aber ein nur von einem äußerlichen Zwecke Dirigirtes.«

[5]) Sagt doch Kästner (Anfangsgründe 4. Ausg. S. 428) »von dem eigenen Werthe der Geometrie, Deutlichkeit und Gewißheit, besitzt jedes geometrische Lehrbuch desto weniger, je weiter es sich von Euklid's Elementen entfernt.«

[6]) Die alte, schon von Aristoteles entworfene Regel, *per genus proximum et differentiam specificam* zu definiren, wird hier aufgenommen und in ihren Folgen entwickelt. — [7]) Euklides, Elemente I. 34.

[8]) Als eine Bestätigung dieser logischen Forderung dürfen vielleicht Steiner's große Leistungen erwähnt werden, über die jedoch der Verfasser zu urtheilen nicht berechtigt ist.

5. Die Anfänge der Geometrie.

(*Chasles*, Geschichte der Geometrie [1837], übersetzt von *L. A. Sohncke* [1839] S. 1—20.)

§. 1. Den Ursprung der Geometrie findet man bei den Chaldäern und Aegyptiern. Der Phönicier Thales (geb. 639, gest. 548 v. Chr. G.) gieng nach Aegypten, um sich dort auszubilden und ließ sich darauf zu Milet nieder, wo er die ionische Schule stiftete, aus welcher die griechischen Philosophen hervorgiengen, denen man die ersten Fortschritte der Geometrie zu verdanken hat.

Pythagoras von Samos (geb. 580 v. Chr.), ein Schüler des Thales, gieng wie dieser zuerst nach Aegypten und darauf zu den Indiern, zog sich dann nach Italien zurück und gründete hier seine Schule, die weit berühmter geworden ist, als die, aus welcher sie hervorgieng. Vorzüglich diesem Philosophen und seinen Schülern gebührt der Ruhm der ersten Entdeckungen in der Geometrie, zu deren ausgezeichnetsten die Theorie der Incommensurabilität gewisser Linien, wie der Diagonale eines Quadrats im Vergleich mit der Seite desselben und die Theorie der regulären Körper gehören. Diese ersten Schritte in der Wissenschaft von den ausgedehnten Größen bieten im Uebrigen nur einige elementare Sätze dar, die sich auf die gerade Linie und den Kreis beziehen, worunter die merkwürdigsten sind: der Satz von dem Quadrat der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks (dessen Erfindung, wie die Geschichte oder die Fabel erzählt, den Pythagoras eine Hekatombe gekostet hat) und die Eigenschaft des Kreises und der Kugel, daß sie unter den Figuren von gleichem Umfang oder von gleicher Oberfläche die größten sind; Sätze, welche den ersten Keim zu der Lehre von den Isoperimetern enthalten.

§. 2. Die Geometrie blieb so beschränkt bis zur Gründung der Platonischen Schule, welches die Epoche ihrer bedeutendsten Fortschritte war.

Um sich in der Mathematik auszubilden, gieng Plato (430—347 v. Chr.), wie seine Vorgänger in Griechenland es gethan hatten, zu den ägyptischen Priestern und darauf nach Italien zu den Pythagoräern. Nachdem er nach Athen zurückgekehrt war, wurde er das Haupt der Schule und führte in die Geometrie die analytische Methode[1]), die Kegelschnitte und die Lehre von den geometrischen Oertern ein. Diese merkwürdigen Entdeckungen machten aus der Geometrie gewissermaßen eine neue Wissenschaft, welche im Range höher stand, als die Elementar-Geometrie, wie sie bis dahin betrieben war, und welche von Plato's Schülern transcendente Geometrie genannt wurde.

Seit dieser Zeit wurde die Lehre von den geometrischen Oertern[2]) auf höchst geschickte Weise auf die berühmten Probleme von der Verdoppelung des Kubus, von den zwei mittlern Proportionalen und von der Dreitheilung des Winkels angewandt.

Das erste dieser Probleme, durch seine Schwierigkeit, so wie durch seine fabelhafte Veranlassung bekannt, hatte schon früher die Geometer beschäftigt. Der durch die Quadratur seiner *lunulae* hinlänglich bekannte Hippokrates von Chios (um 450 v. Chr.) hatte es auf die Aufsuchung der beiden mittlern Proportionalen zwischen der Seite des gegebenen Kubus und dem doppelten dieser Seite zurückgeführt, so dass hierdurch wahrscheinlich Veranlassung zu dem allgemeinen Problem der zwei mittlern Proportionalen gegeben wurde. Letzteres wurde auf sehr verschiedene Arten gelöst,

welche aber sämmtlich den Geometern des Alterthums Ehre machten. Die erste Lösnng gehört Plato an, welcher dazu ein Instrument anwandte, das aus einem Winkelmaas bestand, auf dessen einem Schenkel eine gerade Senkrechte sich so bewegen ließ, daß sie parallel mit dem andern Schenkel blieb: unstreitig das erste Beispiel von der mechanischen Auflösung eines geometrischen Problems.

Menächmus, ein Schüler Plato's, bediente sich zu demselben Zweck der geometrischen Oerter, nämlich entweder zweier Parabeln, die einen gemeinschaftlichen Scheitel hatten und deren Achsen senkrecht auf einander standen, oder auch einer Parabel und einer Hyperbel zwischen ihren Asymptoten.

Eudoxus, ein anderer Schüler und Freund Plato's, wandte gewisse andere Curven an, welche er besonders zu diesem Zwecke erfunden hatte; unglücklicher Weise aber ist seine Lösung nicht auf uns gekommen und wir wissen auch nicht, welche seine Curven waren.

Die Auflösung des berühmten Pythagoräers Archytas, dessen Vorlesungen Plato in Italien gehört hatte, war rein speculativ. Sie ist dadurch merkwürdig, dass dabei von einer Curve doppelter Krümmung Gebrauch gemacht wird, welche die erste zu sein scheint, die überhaupt von den Geometern betrachtet wurde, wenigstens ist sie die älteste, welche bis zu uns gelangt ist[3]).

Die vier hier angeführten Lösungen des Problems der beiden mittleren Proportionalen sind, wie man sieht, wesentlich von einander verschieden. Dasselbe Problem beschäftigte noch viele Jahre hindurch die Geometer, wodurch sich natürlich die Auflösungen davon vermehrten. Eutocius, ein Mathematiker des sechsten Jahrhunderts, führt in seinem Commentar zum zweiten Buch über Kugel und Cylinder von Archimedes die des Eratosthenes, Apollonius, Nikomedes, Hero, des Byzantiners Philo, des Pappus, Diokles und Sporus an.

§. 3. Die vorzüglichen von Plato und seinen Schülern angedeuteten Methoden wurden von ihren Nachfolgern mit Eifer bearbeitet und bildeten den Gegenstand mehrer beachtungswerthen Werke, in welchen die Haupteigenschaften der Kegelschnitte entwickelt wurden, dieser berühmten Curven, welche 2000 Jahre später eine so bedeutende Rolle in der Mechanik des Himmels spielten, nachdem Keppler sie für die wahren Bahnen erkannt hatte, welche von den Planeten und ihren Trabanten durchlaufen werden, und nachdem Newton in ihren Brennpunkten diejenigen Punkte entdeckt hatte, in welchen die Kräfte sich befinden, die alle Körper des Weltsystems bewegen.

Das hauptsächliehste dieser Werke war das des Aristäus (um 450 v. Chr.), welches fünf Bücher über die Kegelschnitte enthielt und von dem die Alten mit außerordentlichem Lobe sprechen. Leider aber ist von diesen ebenso wenig Etwas auf uns gekommen, als von den fünf Büchern über die körperlichen Oerter von demselben Geometer[4]).

§. 4. Ungefähr in dieselbe Epoche fällt die Entdeckung der Quadratrix des Dinostratus. Diese Curve, welche vermöge ihrer Haupteigenschaft zur Theilung eines Winkels in eine Anzahl von Theilen, die gegebenen Linien proportional sind, geeignet ist, scheint zur Lösung des in der Schule Plato's behandelten Problems von der Trisection des Winkels erfunden zu sein. Sie würde auch das Problem über die Quadratur des Kreises lösen, wenn man sie geometrisch construiren könnte; und gerade diese Eigenschaft hat ihr bei den Alten den Namen der Quadratrix erworben. Nach Pappus scheint diese Eigenschaft von Dinostratus, dem Bruder des Menächmus, gefunden su sein, weßhalb die Neueren diese Curve die Quadratrix des Dinostratus genannt haben. Indeß scheint aus zwei Stellen des Proklus[5]) hervorzugehen, daß Hippias, ein Geometer und Philosoph, der zur Zeit Plato's lebte, der wahre Erfinder derselben gewesen sei und auch deren Eigenschaften bewiesen habe[6]).

§. 5. In diese ersten Zeiten der Geometrie scheint auch noch Perseus gesetzt werden zu müssen, der durch die Erfindung der Schneckenlinien einige Berühmtheit erlangt hat. Er bildete diese Curven, indem er die ringförmige Oberfläche oder den *torus*, welcher durch die Umdrehung eines Kreises um eine feste Achse, die in derselben Ebene liegt, entsteht, mit einer andern Ebene schnitt.

Es ist uns über diesen Gegenstand keine andere Nachricht geblieben, als eine Stelle von Proklus in seinem Commentar zum ersten Buch des Euklid[7]), wo er die Erzeugung dieser Curven in der ringförmigen Oberfläche deutlich beschreibt und die Erfindung derselben dem Perseus zuspricht. Einige Zeilen später fügt er noch hinzu, daß auch Geminus über die Schneckenlinien geschrieben habe, welcher Ausspruch ein Document von Wichtigkeit ist, weil es die Priorität des Perseus vor dem Geminus beweist. Von letzterem weiß man aber, daß er um die Zeit des Hipparch, in den beiden ersten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Daß die Schriften von Perseus und Geminus nicht auf uns gekommen

sind, ist sehr zu bedauern, denn es müßte sehr interessant sein, ihre geometrische Theorie dieser Schneckenlinien kennen zu lernen, da es Curven vom vierten Grade sind, welche heutzutage die Gleichungen der Oberflächen und einen schwierigen analytischen Calcul zu erfordern scheinen.

§. 6. Euklid (285 v. Chr.), der berühmte Verfasser der Elemente der Geometrie, bildete das Band zwischen der Platonischen Schule, in welcher er gebildet war, und der neu entstandenen zu Alexandrien. Schon viele griechische Geometer vor Euklid hatten über die Elemente der Geometrie geschrieben. Proklus, der uns ihre Namen überliefert hat, zeichnet unter ihnen folgende aus: Hippokrates von Chios, Leo, dessen Werk vollständiger und brauchbarer war, als das des vorhergehenden; Theudius von Magnesia, empfehlenswerth wegen der Ordnung, welche er in seine Abfassungsweise gebracht hatte; Hermotimus von Kolophon, welcher die Entdeckungen des Eudoxus und Thötetes vervollkommnete und auch vieles Eigene zu den Elementen hinzufügte. Bald darauf trat Euklid auf, welcher, wie Proklus sagt, „die Elemente sammelte, viele von den durch Eudoxus gefundenen Sachen in die gehörige Ordnung brachte, das, was Thötetes angefangen hatte, vollendete und das, was vor ihm nur leichthin angedeutet war, streng bewies[8]."

Euklid führte in die Elemente der Geometrie die Methode ein, welche unter dem Namen *Reductio ad absurdum* bekannt ist und welche in dem Nachweis besteht, daß jede Annahme, welche dem ausgesprochenen Satze zuwiderläuft, auf einen Widerspruch führt; eine Methode, welche vorzüglich bei jenen Untersuchungen von Nutzen ist, wo sich das Unendliche unter der Form von Irrationalgrößen darstellt. Archimedes bediente sich derselben in den meisten seiner Werke, und Apollonius machte von ihr in seinem vierten Buche über die Kegelschnitte ebenfalls einen glücklichen Gebrauch, so wie auch die neuern Geometer da großen Nutzen aus ihr gezogen haben, wo die Wissenschaft noch nicht weit genug vorgeschritten war, um directe Beweise liefern zu können, welche allein eine Wahrheit zur vollen Evidenz bringen und dem Geiste ganz genügen.

Die Elemente des Euklid enthalten 13 Bücher, mit welchen man gewöhnlich noch zwei andere über die fünf regelmäßigen Körper verbindet, die dem Alexandriner Hypsikles zugeschrieben werden, der um 150 Jahre jünger ist als Euklid.

„Man erhält eine richtige Vorstellung von dem ganzen Werke, wenn man sich dasselbe aus vier Theilen zusammengesetzt denkt. Der erste umfaßt die 6 ersten Bücher und zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, nämlich: Beweis der Eigenschaften gegebener Figuren, auf absolute Weise behandelt, und enthalten in den Büchern 1, 2, 3, 4; ferner Theorie der Verhältnisse von Größen im Allgemeinen im fünften Buch, und endlich Anwendung dieser Theorie auf ebene Figuren. Der zweite Theil besteht aus den Büchern 7, 8, 9, welche man mit dem Beinamen, die arithmetischen, benannt hat, weil sie die allgemeinen Eigenschaften der Zahlen behandeln. Der dritte Theil wird von dem zehnten Buche allein gebildet, in welchem der Verfasser die incommensurabeln Größen im Detail betrachtet. Der vierte Theil endlich, welcher die 5 letzten Bücher enthält, behandelt die Flächen und Körper. Von diesem großen Lehrbuch hat man nur die 6 ersten Bücher und das elfte und zwölfte in den Unterricht gezogen[9]."

§. 7. Diesen seinen Elementen verdankt Euklid die Berühmtheit seines Namens, obwohl es nicht das einzige seiner Werke ist, welches Bewunderung verdient. Dieser große Geometer hatte die Grenzen der Wissenschaft durch mehrere andere Schriften erweitert, welche ihm nicht weniger Ehre machen würden, wenn sie bis zu uns gelangt wären. Nur eines von ihnen, aber gerade das am wenigsten bedeutende, ist uns unter dem Titel *δεδόμενα* bekannt. Es ist eine Fortsetzung der Elemente und dazu bestimmt, deren Gebrauch und Anwendung auf alle Aufgaben, die in das Gebiet der Geometrie gehören, zu erleichtern. Euklid nennt hier gegeben alles das, was aus den Bedingungen einer Aufgabe unmittelbar vermöge der in seinen Elementen enthaltenen Sätzen folgt. Wenn man z. B. von einem gegebenen Puncte eine Gerade zieht, welche einen der Lage nach gegebenen Kreis berührt, so ist diese Gerade der Lage und Größe nach gegeben. (Satz 91 in den *Datis* des Euklid.)

Die alten Geometer und auch die des Mittelalters haben bei allen ihren geometrischen Untersuchungen die Sätze der *Data* ebenso wie die der Elemente citirt; selbst Newton macht in seinen Principien von diesen ebenso wie von den Kegelschnitten des Apollonius Gebrauch. Seit dieser Zeit aber sind solche Spuren des Alterthums aus den Schriften der Geometer verschwunden und das Buch der *Data* ist kaum denen bekannt, die sich mit der Geschichte der Wissenschaft beschäftigen[10].

Man kann aus einigen Sätzen der *Data* mit Leichtigkeit die Auflösung der Gleichungen des zweiten Grades ableiten, welche man bei den

Alten nur erst im Diophantus findet, welcher 600 Jahre nach Euklid lebte. Ein Beispiel hiervon ist folgender Satz: »Wenn zwei Gerade unter einem gegebenen Winkel einen gegebenen Raum fassen und wenn ihre Summe gegeben ist, so wird jede von ihnen gegeben sein«[11]).

Das dreizehnte Buch der Elemente, welches von der Einbeschreibung der regelmäßigen Polygone und Polyeder in den Kreis und die Kugel handelt, enthält nach dem fünften Satz folgende Erklärung von Analysis und Synthesis.

»In der Analysis nimmt man das Geforderte als zugestanden an und kommt dann hierdurch zu einer Wahrheit, welche zugestanden ist.«

»In der Synthesis nimmt man das, was zugestanden ist, und kommt von diesem zum Schluß oder zu der Kenntniß dessen, was verlangt ist.«

Mehrere hierauf folgende Sätze sind nach der analytischen und auch nach der synthetischen Methode behandelt.

§. 8. Unter den nicht auf uns gekommenen Werken des Euklid haben wir hauptsächlich zu bedauern: vier Bücher über die Kegelschnitte, deren Theorie durch ihn beträchtlich erweitert wurde, dann vier Bücher über die Oerter auf der Oberfläche, und endlich drei Bücher Porismen. Nach der Vorrede zum siebenten Buch der mathematischen Sammlungen von Pappus scheint es, daß die Porismen sich durch einen tiefen eindringenden Geist ausgezeichnet haben und daß sie zur Lösung der schwierigsten Probleme brauchbar gewesen sind. (*Collectio artificiosissima multarum rerum, quae spectant ad analysin difficiliorum et generalium problematum.*) Die 38 Hilfssätze, welche dieser gelehrte Commentator uns zum Verständniß der Porismen hinterlassen hat, beweisen, daß diese solche Eigenschaften der geraden Linie und des Kreises vollständig enthalten haben, welche in der neueren Geometrie die Theorie der Transversalen liefert.

Pappus und Proklus sind die einzigen Geometer des Alterthums, welche der Porismen Erwähnung thun, aber schon zur Zeit des erstern hatte sich die Bedeutung des Wortes *πόρισμα* geändert und seine, sowie des Proklus Erklärungen davon sind dunkel, so daß es für die Neueren eine schwierige Aufgabe war, zu entscheiden, worin der genaue Unterschied bestanden hat, den die Alten zwischen Theorem und Problem einerseits und der dritten Gattung von Sätzen, Porismen genannt, machten und besonders zu bestimmen, was die Porismen des Euklid waren.

Pappus führt uns zwar dreißig Sätze an, welche zu den Porismen gehörten, diese sind aber so kurz abgefaßt und durch Lücken und durch das Fehlen der Figuren so unvollständig geworden, daß der berühmte Halley, der gewiß in der alten Geometrie hinlänglich bewandert war, dennoch gesteht, daß er nichts davon begreife und daß bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts noch kein Satz restituirt war, obwohl die verdientesten Geometer diese Materie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben.

R. Simson hatte den Ruhm, die Bedeutung mehrerer dieser räthselhaften Sätze, sowie auch die Form der Abfassung, welche dieser Gattung von Sätzen eigenthümlich ist, aufzudecken. Die Erklärung, welcher dieser Geometer von den Porismen gegeben hat, ist folgende: »Ein Porisma ist ein Satz, in welchem ausgesprochen wird, daß man gewisse Dinge bestimmen könne und in welchem man sie auch wirklich bestimmt, wenn deren Beziehung zu festen und bekannten und auch zu solchen Dingen gegeben ist, welche bis ins Unendliche variirt werden dürfen, wobei diese letzteren durch eine oder mehrere Relationen unter einander verbunden sind, welche das Veränderungsgesetz, dem sie unterworfen sind, bilden.« Es seien z. B. zwei feste Achsen gegeben und man fälle von jedem Puncte einer Geraden Perpendikel p und q auf diese Achsen, so wird man eine solche Linie a und ein solches Verhältniß α finden können, daß man zwischen den beiden Perpendikeln die constante Relation

$$\frac{p - a}{q} = \alpha$$

erhält. (Nach der Weise der Alten wird dieser Satz so ausgesprochen: Das erste Perpendikel wird größer in Bezug auf ein zweites um eine gegebene Größe in Betreff eines Verhältnisses.)

Hier sind die gegebenen festen Dinge die beiden Achsen, die veränderlichen sind die beiden Perpendikel p und q, das gemeinsame Gesetz, dem die beiden veränderlichen Dinge unterworfen sind, ist dieses, daß der veränderliche Punct, von welchem aus die Perpendikel gefällt werden, einer gegebenen geraden Linie angehört, die gesuchten Dinge endlich sind die Linie a und das Verhältniß α, welche zwischen den festen und veränderlichen Dingen die vorgeschriebene Relation bilden.

Dieses Beispiel reicht hin, die Natur der Porismen zu erkennen, wie sie R. Simson, dessen Vorstellungsart seitdem allgemein angenommen ist, aufgefaßt hat. Inzwischen müssen wir hinzufügen, daß nicht alle Geometer das von Simson Gegebene als die richtige Idee dessen, was Euklid geliefert, anerkennen. Obgleich wir für unsere Person die

Meinung des berühmten Professors von Glasgow annehmen, so müssen wir dennoch sagen, daß wir in seiner Arbeit nicht die vollständige Lösung des großen Räthsels der Porismen gefunden haben. Diese Aufgabe ist in der That zusammengesetzt und jeder ihrer verschiedenen Theile verlangt eine Lösung, welche man vergebens in der Arbeit von Simson sucht. So muß man nothwendig darnach fragen:

1) Welches ist die Form in der Aussprache dieser Porismen?

2) Wie waren die Sätze, welche das Werk des Euklid enthielt und besonders die, von welchen uns Pappus eine, wenn auch nur sehr unvollständige Andeutung zurückgelassen hat?

3) Welche war die Absicht und der philosophische Grund bei Euklid, als er dieses Werk in so ungewöhnlicher Form abfaßte?

4) In welcher Hinsicht verdiente dieses Werk die besondere Auszeichnung, welche ihm Pappus vor den übrigen Werken des Alterthums zu Theil werden läßt? denn in der Ausdrucksweise eines Theorems allein besteht weder das Verdienst noch die Nützlichkeit.

5) Welche sind die Methoden oder heutigen Operationen, die sich unter einer andern Form am meisten den Porismen des Euklid anschließen, und was ersetzt sie in der Lösung der Probleme? denn man kann doch nicht annehmen, daß eine so schöne und fruchtbare Doctrin gänzlich aus der Wissenschaft verschwunden sein sollte.

6) Endlich wäre es nöthig, eine genügende Erklärung von den einzelnen Stellen des Pappus über diese Porismen zu geben, z. B. von der, wo er sagt, daß die Neueren die Bedeutung des Wortes geändert hätten, da sie nicht Alles durch sich selbst finden oder gewissermaßen porismiren konnten. Hätte nun ein Porisma nur in der Art des Ausdrucks bestanden, wie aus der Abhandlung von R. Simson hervorzugehen scheint, so war es jeder Zeit leicht, alle Sätze, welche dessen fähig waren, zu porismiren, und man sieht nicht ein, wie die Neueren darin Schwierigkeiten finden konnten, welche sie nöthigten, die Bedeutung des Wortes zu ändern.

§. 9. Bald nach Euklid bezeichnen zwei Männer von wunderbarer Geisteskraft, Archimedes (287—212 v. Chr.) und Apollonius, die größte Epoche der Geometrie bei den Alten. Ihre zahlreichen Entdeckungen in allen Theilen der mathematischen Wissenschaft haben zu mehreren Theorien den Grund gelegt, welche heute zu den wichtigsten gehören.

Die Quadratur der Parabel, welche Archimedes auf zwei verschiedene Arten gab, war das erste Beispiel der genauen Quadratur einer Fläche, die zwischen geraden Linien und einer Curve liegt.

Hinlänglich bekannt ist, daß die Spiralen, das Verhältniß ihrer Fläche zu der des Kreises, die Art an ihnen Tangenten zu ziehen, die Bestimmung des Schwerpuncts eines parabolischen Sectors, der Ausdruck für das Volumen der Segmente von Sphäroiden und parabolischen und hyperbolischen Konoiden [12]), das Verhältniß der Kugel zum umgeschriebenen Cylinder, das Verhältniß der Kreisperipherie zum Durchmesser und noch viele andere Entdeckungen von Archimed sind; und zwar Entdeckungen, die stets merkwürdig bleiben wegen der Neuheit und Schwierigkeit, welche sie damals darboten, und weil sie großentheils der Keim zu nachfolgenden vorzüglich in den Theilen der Geometrie wurden, welche die Messung der Curven und Oberflächen behandeln und welche die Betrachtung des Unendlichen erfordern.

Die Untersuchung über das Verhältniß der Kreisperipherie zum Durchmesser war das erste Beispiel, daß ein Problem durch Näherung gelöst wurde; ein so höchst nutzreiches Beispiel, welches ebenso oft in der algebraischen Rechnung als bei geometrischen Constructionen Vortheil gewährt.

§. 10. Das Verfahren, welches Archimed zum Beweis dieser neuen und schwierigen Wahrheiten anwandte, ist dem Wesen nach die Exhaustionsmethode, welche darin besteht, die gesuchte Größe z. B. einer Curve als die Grenze zu betrachten, welcher sich in- und umbeschriebene Polygone immer mehr nähern, wenn man die Anzahl der Seiten durch Halbirungen vervielfältigt, so daß der Unterschied kleiner wird als irgend eine gegebene Größe. Man erschöpft gleichsam auf diese Weise die Differenz; woher der Name der Exhaustionsmethode. Diese beständige Annäherung unter den Polygonen und der Curve gibt von letzterer eine mehr und mehr genaue Vorstellung, und wenn man dem Gesetz der Continuität folgt, gelangt man zu der gesuchten Eigenschaft. Endlich beweist man noch, daß das auf diese Art erhaltene Resultat in voller Strenge richtig sei, indem man die *reductio ad absurdum* anwendet.

Man hat oft gesagt, daß die Alten die Curven als Polygone von unendlich vielen Seiten betrachtet haben. Dieses Princip jedoch erscheint niemals in ihren Schriften und würde auch durchaus nicht mit der Strenge ihrer Beweise zusammenpassen: nur die Neueren haben es in die Geometrie eingeführt und dadurch die Beweise der Alten

vereinfacht. Diese glückliche Idee bildete den Uebergang von der Exhaustionsmethode zur Infinitesimal-Rechnung.

Ebenso hat man behauptet, daß die Methode des Archimedes verwickelt und schwer zu verstehen sei, und sich dabei auf das Zeugniß des Boulliaud, eines ziemlich gewandten Geometers des 17. Jahrhunderts, gestützt, welcher sagt, daß er die Beweise in dem Werke über die Spiralen nicht habe ordentlich verstehen können. Aber diese Meinung ist geradezu dem Urtheil der Alten entgegen, welche durch die bewunderungswürdige Ordnung und Klarheit, die Euklid in die Geometrie eingeführt hatte, die gerechtesten Richter in dieser Sache werden mußten; und um sie noch mit der eigenen Meinung der Neueren zu widerlegen, genügt es anzuführen, daß auch das Urtheil des Galiläi und Maclaurin, welche die Werke des Archimedes genau studirt hatten, dagegen streitet: »Es ist wahr, sagt Maclaurin, daß man geglaubt hat, noch mehr Sätze als Vorbereitung zum Beweise der Hauptsätze bilden zu müssen, wodurch seine Methode lästig erscheint. Aber die Anzahl der Schritte ist nicht der größte Fehler, den ein Beweis haben kann, man muß nur prüfen, ob sie zu einem vollständigen und bündigen Beweise nothwendig sind.« (*A treatise of fluxions.* Einleitung.)

F. Peyrard, der in unserer Zeit derjenige Gelehrte zu sein scheint, welcher die Werke der vier großen Geometer des Alterthums, Euklid, Archimed, Apollonius und Pappus, in all ihren Theilen am gründlichsten untersucht und sie übersetzt und erklärt hat, sagt ausdrücklich: »Archimed ist in der That nur für die schwer, welche mit der Methode der Alten nicht vertraut sind, er ist dagegen klar und leicht zu verfolgen, wenn man jene studirt hat[13].«

§. 11. Apollonius (um 247 v. Chr.) schrieb über die Kegelschnitte ein Werk in 8 Büchern. Die vier ersten enthielten Alles, was schon vor ihm über diesen Gegenstand geschrieben war, nur in einzelnen Theilen erweitert und verallgemeinert, was damals die Elemente der Kegelschnitte genannt wurde; die vier andern enthalten die eigenen Erfindungen dieses großen Geometers.

Apollonius war der erste, welcher die Kegelschnitte an einem schiefen Kegel mit kreisförmiger Grundfläche betrachtete: denn bis dahin hatte man nur einen geraden oder Drehungs-Kegel dazu gewählt und noch dazu die schneidende Ebene immer senkrecht auf einer Seitenlinie des Kegels angenommen, so daß man drei Kegel mit verschiedenem Scheitelwinkel anwenden mußte, um die drei Kegelschnitte zu erhalten. Man bezeichnete diese Curven durch die Ausdrücke: Schnitt eines spitzwinkligen, eines stumpfwinkligen und eines rechtwinkligen Kegels, die Namen Ellipse, Hyperbel und Parabel erhielten sie erst in dem Werke des Apollonius[14].

Das ganze gelehrte Werk gründet sich beinahe nur auf eine einzige Eigenschaft der Kegelschnitte, welche sich unmittelbar aus der Natur des Kegels ableitet, auf dem diese Curven gebildet werden. Diese Eigenschaft, welche die neueren Werke meistentheils ignoriren, verdient es, daß wir sie hier mit anführen, da sie der Schlüssel zur gesammten Doctrin der Alten und zum Verständniß ihrer Schriften durchaus nothwendig ist.

Denkt man sich einen schiefen Kegel, dessen Basis ein Kreis ist und zieht man vom Scheitel eine gerade Linie nach dem Mittelpunct der Grundfläche, so heißt diese Linie die Achse des Kegels. Die Ebene, welche man durch die Achse senkrecht zur Grundfläche legt, schneidet den Kegel in zwei Seitenlinien und den Kreis in einem Durchmesser; dieses Dreieck, welches den Durchmesser zur Basis und die Seitenlinien zu Seiten hat, wird das Achsendreieck genannt. Apollonius nimmt zur Bildung der Kegelschnitte die schneidende Ebene senkrecht auf der Ebene des Achsendreiecks an. Die Puncte, in denen die Ebene die Seiten des Dreiecks trifft, sind die Scheitel der Curve, und die Gerade, welche diese beiden Puncte verbindet, ein Durchmesser. Apollonius nennt diesen Durchmesser *latus transversum.* Auf der Ebene des Achsendreiecks errichte man in einem der Scheitel der Curve ein Perpendikel, dessen bestimmte Länge hernach angegeben werden soll, von dem Endpuncte dieses Perpendikels ziehe man eine gerade Linie nach dem andern Scheitel und errichte in irgend einem Puncte des Durchmessers der Curve eine senkrechte Ordinate, dann ist das Quadrat dieser Ordinate, vom Durchmesser bis zur Curve gerechnet, gleich einem Rechteck, welches construirt wird aus dem Theile der Ordinate, der zwischen dem Durchmesser und der Geraden liegt, und aus dem Theile des Durchmessers, welcher zwischen dem ersten Scheitel und dem Fußpunct der Ordinate enthalten ist. Dieses ist die ursprüngliche und charakteristische Eigenschaft, welche Apollonius für die Kegelschnitte entdeckt hat, und von welcher aus er durch äußerst gewandte Transformationen und Ableitungen beinahe zu allen übrigen gelangt. Sie spielt, wie man sieht, in seiner Hand beinahe dieselbe Rolle, als die Gleichung vom zweiten Grade mit zwei Veränder-

lichen in dem System der analytischen Geometrie von Descartes.

Man sieht hieraus, daß der Durchmesser der Curve und das Perpendikel, welches in einem seiner Endpuncte errichtet wird, zur Construction der Curve hinreichen. Diese beiden Elemente sind es, auf welche die Alten ihre Theorie der Kegelschnitte gründen. Das in Rede stehende Perpendikel wurde *latus erectum* genannt, welches die Neueren in den lange Zeit hindurch gebrauchten Namen *latus rectum* umwandelten, bis dieser endlich durch Parameter ersetzt wurde, wobei es geblieben ist. Apollonius und die Geometer nach ihm geben verschiedene geometrische Constructionen an dem Kegel selbst an, um die Länge des *latus rectum* zu bestimmen, aber keine scheint so einfach und so elegant zu sein, als die von Jacob Bernoulli. Dieser sagt: „Man lege eine Ebene parallel mit der Grundfläche des Kegels in derselben Entfernung von dessen Scheitel, in welcher die Ebene des vorgegebenen Kegelschnitts von diesem absteht; diese Ebene wird den Kegel in einem Kreise schneiden, dessen Durchmesser das *latus rectum* des Kegelschnitts sein wird[15]).

Hieraus leitet man ohne Mühe die Art ab, wie man einen gegebenen Kegelschnitt auf einen ebenfalls gegebenen Kegelschnitt aufträgt.

§. 12. Die ausgezeichnetsten Eigenschaften der Kegelschnitte finden sich in dem Werke des Apollonius behandelt. Wir wollen hier nur anführen: die Eigenschaften der Asymptoten, welche den größten Theil des zweiten Buches ausmachen; das constante Verhältniß der Producte aus den Segmenten, welche durch einen Kegelschnitt auf zwei Transversalen abgeschnitten werden, welche zweien Achsen parallel und durch einen gewissen Punct gezogen werden (Satz 16—23 im dritten Buche); die Haupteigenschaften der Brennpuncte in der Ellipse und Hyperbel, welche Apollonius Anwendungspuncte nennt (in demselben Buche, Satz 45—52); die beiden schönen Theoreme über die conjugirten Durchmesser (siebentes Buch, Satz 12 und 22, 30 und 31).

Wir müssen noch folgendes Theorem mit aufnehmen, welches so außerordentliche Wichtigkeit in der neueren Geometrie erlangt hat, da es die Grundlage der Theorie von den reciproken Polairen geworden ist und da aus ihm auch De La Hire das Princip seiner Kegelschnitttheorie hernahm; nämlich: „Wenn man durch den Durchschnittspunct zweier Tangenten eines Kegelschnitts eine Transversale zieht, welche die Curve in zwei Puncten, und die Verbindungslinie der Berührungspuncte beider Tangenten in einem dritten Puncte schneidet, so sind dieser dritte und der Durchschnittspunct beider Tangenten die zugeordnet harmonischen Puncte zu den beiden ersten.“ (Buch 3, Satz 37.)

Die 23 ersten Sätze des vierten Buches beziehen sich auf die harmonische Theilung der geraden Linien, die in der Ebene des Kegelschnitts gezogen werden, und sind großentheils besondere Fälle des eben ausgesprochenen Theorems. In den folgenden Sätzen betrachtet Apollonius das System zweier Kegelschnitte und beweist von ihnen, daß sie sich nicht in mehr als vier Puncten schneiden können. Er untersucht, was eintreffen muß, wenn sie sich in einem oder in zwei Puncten berühren, und behandelt die übrigen verschiedenen gegenseitigen Lagen, welche sie annehmen können.

Das fünfte Buch ist das köstlichste Denkmal für des Apollonius Genie. Hier erscheinen zum erstenmale Untersuchungen über das Größte und Kleinste. Wir finden hier Alles wieder, was uns die heutigen analytischen Methoden über diesen Gegenstand lehren, und erkennen darin zugleich den ersten Keim zu der schönen Theorie der Evoluten. Apollonius beweist nämlich, daß es auf jeder Seite der Achse eines Kegelschnitts eine Aufeinanderfolge von Puncten gibt, aus welchen man nach dem gegenüberliegenden Theile der Curve nur eine Normale ziehen kann; er liefert die Construction dieser Puncte und bemerkt, daß ihre Continuität zwei Räume von einander trennt, welche diese merkwürdige Verschiedenheit besitzen, daß man von jedem Punct des einen Raums zwei Normalen an die Curve ziehen kann, von jedem Punct des andern dagegen keine. Man erkennt darin die vollständige Bestimmung der Mittelpuncte der Berührungskreise und der Evolute für den Kegelschnitt. Apollonius nimmt eine Hyperbel, deren Elemente er bestimmt, zu Hilfe, um die Fußpuncte der Normalen zu construiren, welche von einem gegebenen Punct auf den vorgelegten Kegelschnitt gefällt werden. Alle diese Untersuchungen sind mit bewundernswerthem Scharfsinn geführt. — Dieses große Werk hat, wie Geminus berichtet, dem Apollonius den Beinamen des Geometers κατ' ἐξοχήν erworben.

Auf uns sind nur die sieben ersten Bücher gekommen und zwar die ersten vier in der Originalsprache, die drei anderen arabisch. Halley hat das achte Buch in der einzigen vollständigen und vorzüglichen Ausgabe der Kegelschnitte des Apollonius zu restituiren versucht[16]).

§. 13. Apollonius hat noch noch viele andere Schriften, meistentheils auf geometrische Analyse

bezüglich, hinterlassen, von diesen haben wir jedoch nur das einzige *de sectione rationis* erhalten, die übrigen unter den Titeln: *de sectione spatii*, *de sectione determinata*, *de tactionibus*, *de inclinationibus*, *de locis planis*, sind nach den Andeutungen des Pappus durch verschiedene Geometer der beiden letzten Jahrhunderte wiederhergestellt.

Apollonius hat endlich auch noch den Ruhm, die Geometrie auf die Astronomie angewandt zu haben; denn man schreibt ihm die Theorie der Epicykel zu, vermöge deren man die Phänomene des Stillstandes und der Rückläufigkeit der Planeten erklärt. Ptolemäus führt ihn in Bezug auf diesen Gegenstand in seinem Almagest an.

§. 14. Unter den Zeitgenossen des Archimedes und Apollonius zeichnet sich Eratosthenes aus, der 276 v. Chr. geboren wurde (11 Jahre nach Archimedes und 31 Jahre vor Apollonius). Dieser in allen Zweigen des Wissens gründliche Philosoph war unter dem dritten Ptolemäus Director der Bibliothek zu Alexandrien und verdient in gleichem Ansehen mit den drei berühmten Geometern des Alterthums, mit Aristäus, Euklides und Apollonius, zu stehen. Pappus führt von ihm ein Werk in zwei Büchern an, welches sich auf die geometrische Analysis bezieht, welches aber für uns verloren gegangen ist. Es hatte zum Titel: *de locis ad medietates;* wo wir nicht wissen, welche diese Oerter waren.

Eratosthenes hatte zur Auffindung der beiden mittleren Proportionalen ein Instrument erfunden, welches er Mesolabium nannte und welches er selbst in einem Briefe an den König Ptolemäus beschreibt, wobei er zugleich die Geschichte des Problems von der Verdoppelung des Würfels erzählt. Dieser Brief ist uns von Eutocius in dem Commentar zu dem Werke des Archimedes über die Kugel und den Cylinder erhalten. Auch Pappus gibt in seinen mathematischen Sammlungen die Construction des Eratosthenischen Mesolabiums.

§. 15. Die Arbeiten des Archimedes und Apollonius bezeichnen die brillanteste Epoche der alten Geometrie. Man kann diese als die Schöpfer und Begründer der beiden großen Fragen betrachten, welche die Geometer aller Epochen beschäftigt haben und an welche sich die meisten ihrer Werke anknüpfen, so daß sie in zwei Classen zerfallen und es beinahe scheint, als theilten sie sich in das Gebiet der Geometrie.

Das erste dieser wichtigen Probleme ist die Quadratur der krummlinigen Figuren, welches Veranlassung zur Entstehung des Infinitesimal-Calculs war, der erfunden und allmählig ausgebildet wurde durch Keppler, Cavalleri, Fermat, Leibnitz und Newton.

Das zweite ist die Theorie der Kegelschnitte, durch welche zunächst die geometrische Analysis der Alten und hernach die Methoden der Perspective und der Transversalen erfunden wurden. Diese waren die Vorgänger der Theorie der geometrischen Curven aller Grade und jenes beträchtlichen Theils der Geometrie, der bei den allgemeinen Eigenschaften der Ausdehnung nur die Gestalt und die Lage der Figuren berücksichtigt und sich nur der Durchschnitte von Linien oder Flächen und der Verhältnisse ihrer rechtwinkligen Entfernungen bedient.

Diese beiden großen Abtheilungen der Geometrie, von denen jede ihren besonderen Charakter hat, können durch die Benennungen Geometrie des Maßes und Geometrie der Gestalt und Lage oder durch Geometrie des Archimedes und Geometrie des Apollonius bezeichnet werden.

Diese beiden Abtheilungen sind übrigens auch noch die sämmtlicher mathematischen Wissenschaften, welche nach einem Ausdruck des Descartes die Untersuchung über die Ordnung und über das Maß zum Gegenstande haben[17]). Aristoteles hat schon dieselbe Idee in diesen Worten ausgesprochen: »Womit sollten sich die Mathematiker beschäftigen, wenn nicht mit der Ordnung und mit dem Verhältniß?«[18]).

Diese Definition der mathematischen Wissenschaften und diese beiden bedeutenden Abtheilungen, welche sie bemerklich macht, lassen sich vorzüglich auf die Geometrie anwenden. Man muß sich deshalb wundern, daß diese selbst in vorzüglichen Büchern diejenige Wissenschaft genannt wird, welche das Maß der Ausdehnung zum Gegenstand hat. Diese Erklärung ist offenbar unvollständig und gibt eine falsche Vorstellung von dem Zweck und dem Gegenstande der Geometrie.

[1]) Die folgende Erklärung von Analysis und Synthesis, wie sie Vieta im Anfang seiner *Isagoge in artem analyticam* gegeben hat, charakterisirt vollständig die beiden Methoden der Alten. Er sagt: »Es gibt in der Mathematik eine Methode zur Erforschung der Wahrheit, von der Plato für den Erfinder gehalten wird und welche Theon Analysis nannte und folgendermaßen definirt hat: Man betrachte die gesuchte Sache als gegeben und gehe von Folgerung zu Folgerung, bis man die gesuchte Sache als wahr erkennt. Die Synthesis dagegen ergibt sich als das Ausgehen von einer gegebenen

Sache, um durch Folgerung aus Folgerung zur Auffindung einer gesuchten Sache zu gelangen.«

2) Man nennt in der Geometrie einen Ort die Aufeinanderfolge von Puncten, deren jeder eine vorgelegte Aufgabe löst und deren jeder sich einer gewissen Eigenschaft erfreut, welche keinem andern Puncte außerhalb dieses Ortes zukommt. Die Alten theilen die geometrischen Oerter in verschiedene Classen. Sie nennen ebene Oerter die gerade Linie und die Kreislinie, weil sie in der Ebene erzeugt werden, körperliche Oerter die Kegelschnitte, weil man sich deren Entstehung auf einem Körper dachte, endlich lineäre Oerter alle Curven höherer Ordnungen, wie die Conchoide, Cissoide, Spirale und Quadratrix. Eben so nannte man Orts-Theorem ein solches, in welchem es sich um den Beweis handelt, dass eine Aufeinanderfolge von Puncten einer geraden oder krummen Linie den Bedingungen eines aufgestellten Satzes genüge, und ein Orts-Problem eine Aufgabe, in welcher gefordert wird, daß aus einer Aufeinanderfolge von Puncten jeder eine vorgegebene Bedingung erfüllt.

3) Die Beschreibung dieser Curve ist folgende: »Ueber einem Durchmesser der Basis eines geraden Kreiscylinders denke man sich einen Halbkreis beschrieben, dessen Ebene senkrecht auf der der Cylinder-Basis steht; den Durchmesser drehe man um einen seiner Endpunkte und führe bei dieser Kreisbewegung zugleich den Halbkreis so mit herum, dass seine Ebene beständig senkrecht auf der Basis des Cylinders steht; dieser Halbkreis wird in jeder seiner Lagen die Oberfläche des Cylinders in einem Puncte treffen: die Aufeinanderfolge dieser Puncte bildet die in Rede stehende Curve doppelter Krümmung.«

Um das Problem der beiden mittlern Proportionalen zu lösen, schneidet Archytas diese Curve durch einen Kegel, der durch Umdrehung um die Seitenlinie des Cylinders entsteht, welche durch den festen Endpunct des Durchmessers des beweglichen Halbkreises gezogen ist: der Durchschnittspunct gibt die gesuchte Lösung.

4) Diese fünf Bücher über die körperlichen Oerter, von welchen Pappus in dem siebenten Buche seiner mathematischen Sammlungen spricht, sind nach dieser Angabe durch Viviani unter dem Titel: *De locis solidis secunda divinatio geometrica in quinque libros injuria temporum amissos Aristaei senioris geometrae auctore Vincentio Viviani, etc.* (in fol. Florenz, 1701) ganz in der Weise der alten Geometrie restituirt worden. Schon im Jahr 1659 hatte derselbe Viviani das fünfte Buch der Kegelschnitte des Apollonius restituirt, von denen man damals nur die vier ersten Bücher hatte und welches zugleich mit dem sechsten und siebenten Buch durch Borelli aufgefunden wurde, als gerade Viviani sein Werk beendigt hatte.

5) Siehe den neunten Satz des dritten Buches und den Anfang des vierten Buches im Commentar des Proklus zum ersten Buch des Euklid.

6) Ein mit der alten Geometrie sehr vertrauter Geometer des 17. Jahrhunderts, Leotaud, hat über diese Curve eine Schrift herausgegeben, in der er eine große Menge von vorzüglichen Eigenschaften derselben aufdeckt, welche dem Titel des Werks: *Liber in quo mirabiles quadratricis facultates variae exponuntur*, entsprechen. Der Verf. vergleicht sie mit der Spirale des Archimedes und mit der Parabel, wendet sie zur Bestimmung des Schwerpuncts an, erkennt an ihr unendliche Aeste u. s. w. Johann Bernoulli hat ebenfalls einige Eigenschaften dieser Curven entdeckt. (S. Th. I. S. 417 seiner Werke und Th. II. S. 176 u. 179 seines Briefwechsels mit Leibnitz.)

7) Ueber die vierte Definition des Euklid. — Proklus spricht auch über die Schneckenlinie in seinem Commentar zur siebenten Definition und im Anfang seines vierten Buches, wo er sie noch die Schneckenlinie des Perseus nennt.

8) Proklus, zweites Buch, viertes Cap., in seinem Commentar über das erste Buch des Euklid.

9) Wir entlehnen diese Auseinandersetzung der Elemente des Euklid aus der vortrefflichen Notiz von Lacroix in der *Biographie universelle*.

10) Euklid bedient sich in seinen *Datis* eines Ausdrucks, der in seinen Schlüssen störend erscheint und dessen Sinn selbst in der Definition, die er davon gibt, schwer zu fassen ist. Da sich derselbe Ausdruck im Apollonius und Pappus findet und auch noch in Werken des vorigen Jahrhunderts gebraucht wird, so halten wir es für passend, seiner hier zu erwähnen. Euklid sagt: Eine Größe ist größer in Bezug auf eine andere um eine gegebene, was das Verhältniß betrifft, wenn nach Abzug der gegebenen Größe der Rest zu der andern ein gegebenes Verhältniß hat (11. Def. in den *Datis*). Sei etwa A größer als B um eine in Betreff eines Verhältnisses und sei c diese gegebene und μ das Verhältniß, so hat man

$$\frac{A - c}{B} = \mu.$$

Euklid wollte, wie man sieht, eine Gleichung mit drei Termen unter der Form einer Gleichheit zweier Glieder darstellen.

11) Dieser Satz enthält die Lösung der beiden Gleichungen $xy = a^2$ und $x + y = b$, welche unmittelbar die Gleichung vom zweiten Grad $x^2 - bx + a^2 = 0$ geben. Die Lösung der Aufgabe bei Eu-

klid gibt die Wurzeln dieser quadratischen Gleichung.

Ein anderer Satz (der 87.) löst die beiden Gleichungen $xy = a^2$ und $x^2 - \mu y^2 = b^2$, deren Wurzeln durch eine Gleichung des vierten Grades, die auf eine quadratische reducirbar ist, erhalten werden.

[12]) Archimed nennt Sphäroide diejenigen Körper, welche durch die Umdrehung einer Ellipse um ihre große und kleine Achse, und Konoide die, welche durch die Umdrehung einer Parabel oder Hyperbel um ihre Achse erzeugt werden.

[13]) Vorrede zur Uebersetzung der Werke des Archimedes.

[14]) Die beiden Worte Ellipse und Parabel waren schon Archimed bekannt. Das erste findet sich in dem Titel einer seiner Abhandlungen (Ueber die Quadratur der Parabel), obgleich es niemals im Texte vorkommt; das zweite wird zuerst im neunten Satze seines Buches über Konoide und Sphäroide gebraucht.

[15]) *Novum theorema pro doctrina sectionum conicarum* (*Acta Erud. ann.* 1689) *p.* 586.

[16]) *Apollonii Pergaei conicorum libri octo*; in fol. Oxoniae, 1710.

Peyrard hatte in den Vorreden zu seiner Uebersetzung des Archimedes, und zu seiner Uebersetzung des Euklides in drei Sprachen, eine französische Uebersetzung der Kegelschnitte des Apollonius angekündigt. Als schon die ersten Bogen gedruckt waren, ereilte den fleißigen Arbeiter der Tod. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Frucht seiner Arbeiten für Frankreich verloren sein sollte. Die Fonds, welche zur Aufmunterung für die Wissenschaften bestimmt sind, dürften keine bessere Anwendung finden, als in der Veröffentlichung dieses Werks.

[17]) Alle Beziehungen, welche zwischen Dingen derselben Art stattfinden können, lassen sich auf zwei zurückführen, auf Ordnung und Maß. (*Règles pour la direction de l'esprit; ouvrage posthume de Descartes*, 14. Regel.) Schon vorher hatte Descartes gesagt: Alle Wissenschaften, welche zu ihrem Gegenstand die Untersuchung über Ordnung und Maß haben, beziehen sich auf die Mathematik. (Ibid. 4. Reg.)

[18]) Drittes Capitel des elften Buches der Metaphysik von Aristoteles.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Abstracte Naturwissenschaft.

I. Physik.

6. Ueber die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie.

(*J. F. Herbart*, Vortrag gehalten in der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1823. — Kleinere phil. Schriften, II. S. 461—478.)

Ein Jahr ungefähr ist verflossen, seitdem ich die Ehre hatte, diesem gelehrten Kreise Rechenschaft von den Gründen abzulegen, weshalb ich einen Theil der Psychologie mathematisch zu behandeln für nöthig erachte. Damals gedachte ich die nächste Aufforderung, einen Vortrag zu halten, zu einer Fortsetzung jener Betrachtungen zu benutzen; wenn aber dieses für heute noch unterbleibt, so bitte ich Sie wenigstens nicht zu glauben, ich sei mir selbst ungetreu geworden. Im Schoße des philosophischen Denkens erzeugt sich gleiches Interesse für das Körperliche wie für das Geistige; jenes aber stellt sich uns jetzt besonders, in den Entdeckungen der Physiker, so oft von neuen Seiten dar, daß man wenig Reizbarkeit besitzen müßte, um nicht davon angezogen zu werden. Kurz, ich war in den letzten Wochen mit Experimenten beschäftigt; diese riefen mir meine früheren naturphilosophischen Untersuchungen ins Gedächtniß; jetzt bitte ich um Erlaubniß, von dem reden zu dürfen, was mir gerade am lebendigsten vorschwebt; so jedoch, daß ich am Ende einige Blicke auf das psychologische Feld zurückwerfen werde.

Lassen Sie mich jene bekannten Verse Schiller's voranstellen:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer besteh'n.

Schiller sah in der Philosophie ein Streben, welches stets achtungswerth bleibe, auch wenn seine Producte mißrathen. Diese Gesinnung, glaube ich, müssen wir uns vorzüglich dann vergegenwärtigen, wenn von Naturphilosophie die Rede ist. Die Natur spricht zu uns in Räthseln; ziemt es etwa dem Menschen nicht, darauf zu hören? Wer Ohren hat zu hören, der hört; und wer irgend ein Mittel weiß, um die Untersuchung anzugreifen, der untersucht; wenn er nicht entweder zu träge, oder sonst schon zu sehr beschäftigt ist. In dem letzten Falle befinden sich, wie mich dünkt, alle diejenigen, die uns rathen, uns lieber mit Beobachtungen und Rechnungen zu begnügen, welche dazu hinreichen können, um die Gesetze und die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen ans Licht zu bringen. Diese Männer wissen ohne Zweifel, daß das *Gesetz* noch nicht der *Grund* der Erscheinung ist, sie wissen, daß die Frage nach den Quellen des Nils nicht schweigt, wenn man auch im Delta noch so genau das Steigen und Fallen des Stroms beobachtet hat. Gleichwohl finden sie sich durch den Gewinn der empirischen und mathematischen Naturforschung so reichlich belohnt, daß sie demselben gern ihre ganze Muße schenken, gern dahin ihre ganze Kraft und Uebung richten. Darüber wird die tiefere Forschung erst versäumt, dann für unnütz erklärt, endlich ganz verworfen unter dem Vorwande, sie sei schon so Vielen mißlungen, und könne eben deshalb Niemandem gelingen. Ein offenbar übereilter Schluß; wozu man weniger geneigt sein würde, wenn man wüßte, welche Ursachen, welche mangelhafte Vorbereitungen an dem bisherigen Mißlingen Schuld waren. *Einseitige Ansichten, schwärmerische Vorliebe für Hypothesen, fremdartige Einmischungen*, das sind drei große Fehler, die Vieles verderben können, die sich aber vermeiden lassen. Hierüber eine kurze Erläuterung, welche nützlich sein wird, um uns den Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung lebhafter zu vergegenwärtigen.

Was zuvörderst die einseitigen Ansichten betrifft, so werden uns deren sogleich vier einfallen, wenn wir uns an den bekannten Unterschied der mechanischen, chemischen, vitalen und psychischen Kräfte erinnern. Aus früheren Zeiten sind Versuche genug bekannt, alle Natur, selbst die geistige, aus Materie und Bewegung zu erklären, die Materie aber aus Atomen von absoluter Härte und Undurchdringlichkeit zu construiren. An diese Fabel glaubt jetzt Niemand mehr. Ebenso wenig an einen Alles erklärenden Chemismus; aber Vielen behagt das Leben und die Einbildung, wenn man nur die Vitalitat klein genug nehme, so könne man auf den untersten Stufen des Lebens selbst die starre Masse, mit ihren rein statischen und mechanischen Phänomenen antreffen. Diese Einseitigkeit ist um Nichts besser als die vorigen; und ebenso wenig besser als die folgende, welche nur psychische Kräfte anerkennen will, alle äußere Natur aber als bloße Vorstellung betrachtet; die noch heute nicht ganz verschwundene Irrlehre des Idealismus. Alle diese Vorstellungsarten thun der Natur Gewalt an, und zwar in völlig gleichem Grade; das wird auch ohne Beweis derjenige empfinden, der sich gewöhnt hat, mit gleichmäßiger Aufmerksamkeit die verschiedenen Gebiete der Natur ins Auge zu fassen.

Als Beispiele der andern beiden, zuvor genannten, Fehler, drängt sich nur zu sehr jene Naturphilosophie auf, welche als das Eigenthum einer heutigen philosophischen Schule allgemein bekannt ist. Sie setzt absolute Identität, wider die Erfahrung, die uns ein Mannigfaltiges in zufälligen Verbindungen und Trennungen zeigt; wider das Bewußtsein vernünftiger Individuen, die sich *frei*, — das heißt zum Mindesten, Einer unabhängig vom Andern fühlen; sie setzt diese absolute Identität ohne Beweis, demnach als Hypothese; aber mit einer schwärmerischen Zuversicht, für welche der Name *intellectuale Anschauung* ist erfunden worden. Da sich Anschauungen nicht widerlegen lassen, so kann der Beweis, daß jene absolute Identität nicht bloß erfahrungswidrig, sondern auch vernunftwidrig und völlig ungereimt ist, denen nichts nützen, die einmal in jener Schwärmerei befangen sind. Für die Naturphilosophie ist es ein Unglück, damit in Verbindung gerathen zu sein. Die Folge davon war der dritte Fehler, nämlich fremdartige Einmischung von theologischen und politischen, ja selbst von den, unter einander selbst entgegengesetzten, Spinozistischen und Platonischen Meinungen; daher man jetzt in einem Zuge von der Freiheit und dem Magneten, von der Tugend und der Schwere, von dem Wasser und der Liebe reden hört; ja ich erinnere mich sogar von einem *Laster* gelesen zu haben, das dem *Nichts* entsprechen sollte; welches Laster ohne allen Zweifel die Deutelei ist.

Mußte die Naturphilosophie in diese Fehler

gerathen? Davon ist sie so weit entfernt, daß vielmehr nicht einmal deren Möglichkeit sich aus ihrem Gegenstande oder aus ihren Hilfsmitteln erklären läßt. Ihr Gegenstand ist die Natur; mit dem ganzen Reichthum von Thatsachen, welche mit der Vorsicht heutiger Beobachter und Experimentatoren sind gesammelt worden; aber menschliche Sorgen, Bedürfnisse, Leidenschaften gehören nicht in diesen Kreis; und können denjenigen, welcher sich hieher begibt, am wenigsten erreichen. Ihre Hilfsmittel sind Mathematik und Metaphysik; von denen die erstere das Muster der Besonnenheit, die andere freilich ein oft mißlungenes Werk des menschlichen Denkens, doch wenigstens seit dem sehr nüchternen Aristoteles keine Schwärmerei ist, die mit der eingebildeten intellectualen Anschauung könnte verwechselt werden. Wenn nun die Metaphysik eine Probe aushalten soll, bei der ihre möglichen Irrthümer sich verrathen müssen, so kann dazu nichts besser dienen, als jene schon vorhandene Verbindung von geläuterten Erfahrungen mit der Mathematik, wie sie jetzt in den Händen unserer Physiker ist. Gesetzt, die Metaphysik trage in diesen schon großentheils geordneten Gedankenkreis falsche Ansichten hinein, so ist die Gefahr gering und von kurzer Dauer; sie ist nicht größer als die einer unrichtigen mathematischen Hypothese. Denn die Folgerungen wird das Experiment und die Rechnung widerlegen; man wird alsdann den Gründen rückwärts nachgehen, bis man den Ursprung des Fehlers entdeckt. Das ist das Verfahren wahrheitliebender Männer, dies Verfahren ist unter den mathematischen Physikern längst üblich; und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß man in dem Kreise dieser höchst achtungswerthen Gelehrten sich nicht mit *halber* Wahrheit begnüge, sondern nach der *ganzen und vollen Wahrheit* strebe, die man ohne Metaphysik ebenso wenig wird erreichen können, als ohne Mathematik.

Wollen Sie, höchstgeehrte Herren! mir nun erlauben, daß ich Ihnen in wenigen Umrissen das Bild einer künftigen Naturphilosophie, wie ich es im Geiste zu erblicken glaube, mit Worten darzustellen suche, so ist es am bequemsten, sogleich vier verschiedene Hauptansichten zu unterscheiden, von denen zwei der Form nach verschieden, zwei andere der Materie nach entgegengesetzt sind. Die Naturphilosophie kann theils in synthetischer, theils in analytischer Form ihre Untersuchungen anstellen; und sie kann theils von der Voraussetzung einer universalen Einheit, theils eines ursprünglich Mannigfaltigen Gebrauch machen. Hier leuchtet sogleich ein, daß die beiden letzten, der Materie nach verschiedenen Ansichten sich untereinander aufheben; man kann sie daher nur als Versuche neben einander stellen, von denen einer sich im Verfolg der Untersuchung als unhaltbar zeigen muß, dennoch aber zum Ganzen wesentlich mit gehören wird, wofern man nicht schon *a priori* seine Unzulässigkeit deutlich genug möchte erkannt haben. Anders verhält es sich mit jenen, der Form nach verschiedenen Ansichten; diese bestehen neben einander, und sie unterstützen sich gegenseitig, wie ich nun sogleich entwickeln werde.

Wenn sich in den Naturerscheinungen das ihnen zum Grunde liegende Reale unmittelbar finden ließe; wenn es darin bloß *verhüllt*, und nicht *verlarvt* wäre, so würde man, wie bei der Blumenknospe, in welcher schon die Samenkapsel versteckt liegt, eine Hülle nach der andern vorsichtig hinwegnehmen, und das allmählig entkleidete Reale würde endlich nackt vor unseren Augen dastehen. Die Naturphilosophie wäre alsdann ganz analytisch; sie hätte keinen synthetischen Theil; am wenigsten brauchte ein solcher dem analytischen voranzutreten. Könnte es so sein, so wäre es gewiß schon längst so; denn der Geist des analytischen Verfahrens ist bei unsern Naturforschern im hohen Grade ausgebildet. Daß es nicht so sein kann, hat psychologische Gründe, die mit dem Ursprunge und dem Bildungsgange der menschlichen Erkenntniß innig zusammenhängen. Das Reale ist schlechterdings nirgends, in keinem Puncte, unmittelbarer Gegenstand der Erkenntniß; es muß, ungeachtet alles dessen, was einige Schulen in ihrer Rathlosigkeit, von unmittelbarer Offenbarung oder Anschauung gefabelt haben, — lediglich durch Schlüsse insoweit gefunden und bestimmt werden, als es sich überhaupt finden und bestimmen läßt. Diese nämlichen Schlüsse müssen nun in ihrem Fortgange dahin gelangen, die Möglichkeit der Materie, nicht als eines wirklichen Dinges, sondern als Erscheinung, darzuthun; und zugleich die mannigfaltigen Grundbestimmungen, sowohl der Materie im Allgemeinen, als ihrer Hauptarten zu entwickeln. Nur unter der Voraussetzung, daß dies gelungen, wenigstens nicht ganz und nicht in den Grundzügen verfehlt sei, lohnt es sich überhaupt, von Naturphilosophie zu reden. Gesetzt, auf dem ganzen Wege der Speculation bis hieher, sei gar kein Fehler gemacht worden, auch besitze die Untersuchung in jedem Puncte die gebührende wissenschaftliche Bestimmtheit: so können nun, da in der Construction der Materie gewiß Größenbegriffe vorkommen müssen, sogleich mathematische Untersuchungen an die

metaphysischen geknüpft werden; und es läßt sich denken, daß auf solche Weise eine mögliche Natur *a priori* erkannt werde, von der unsere wirkliche, irdische Erscheinungswelt ein kleiner Theil ist. — Allein, ein so weiter, glücklicher Fortgang ist nicht zu hoffen. Je weiter der Weg, desto größer die Gefahr des Irrthums. Daher muß man, sobald es irgend geschehen kann, von der Erfahrung her der Speculation entgegen kommen. Nicht als ob die Erfahrung unmittelbar bekräftigen sollte, irgend ein Reales sei wirklich so, wie die Metaphysik sage; — das kann nicht geschehen, weil in der Erfahrung das Reale nicht gegeben, sondern nur angedeutet wird, nämlich als eine nothwendige Ergänzung, ohne welche die Erfahrung sich nicht würde denken lassen. Aber sobald die Speculation anfängt anzugeben, wie gewisse Erscheinungen darum, weil sie aus dem Realen entspringen, beschaffen sein müssen: alsogleich kann man die Erfahrung fragen, ob diese Erscheinungen in unsrer Sinnenwelt vorkommen, und zwar genau so, wie man geglaubt hatte es vorauszusehen. Findet sich nun Aehnlichkeit oder Abweichung, so wird man die frühere Untersuchung so lange prüfen und berichtigen, bis vollkommene Congruenz vorhanden ist. Diese Arbeit erfordert nun nicht bloß synthetische, von der Metaphysik ausgehende, Speculation, sondern auch Analysis der Erfahrung. Gesetzt, man habe es darin zur Fertigkeit gebracht, so wird man, nachdem die allgemeinsten Bestimmungen schon durch Synthesis bekannt sind, hierauf eine große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen zurückführen können; weit leichter, als wenn man dieselben alle hätte *a priori* finden sollen. Daß hier überall die Mathematik zwischen Erfahrung und Metaphysik in die Mitte treten müsse, weil sonst gar keine bestimmte Vergleichung beider möglich sein würde, bedarf für den Kundigen kaum der Erinnerung.

Das Bisherige würde das Verhältniß zwischen Synthesis und Analysis in der Naturphilosophie zureichend angeben, wenn man annehmen dürfte, beide würden von einer einzigen Person vollzogen. Allein der geübte Metaphysiker und der geübte Experimentator müssen wohl als zwei verschiedene Personen gedacht werden; und überdies der geübte Mathematiker als ein dritter zwischen beiden. Hier wird nun immer einiges Mißtrauen Platz behalten. Der Experimentator wird die ihm dargebotene synthetische Grundlage immer nur als Hypothese betrachten; er wird versuchen wollen, ob nicht noch ein anderer Schlüssel eben so gut zu den Erscheinungen passe. Darum muß neben der wahren Metaphysik noch eine falsche ausgebildet, und versuchsweise der Erfahrung angepaßt werden; und dieses führt mich nun auf die beiden, der Materie nach entgegengesetzten, Hauptansichten der Naturphilosophie.

Diese beiden Ansichten sind beinahe so alt wie die Philosophie selbst. Wenn ich sie bis auf Platon zurückführe, so leitet dieser sie von den Jonischen und Eleatischen Philosophen ab; ja er will die eine davon schon beim Homer finden. Es ist der Mühe werth, uns hier an die bekannte Stelle im Theätet zu erinnern, wo der Satz des Protagoras angeführt wird: aller Dinge Maß sei der Mensch. Oder mit anderen Worten: was mir scheint, ist wahr für mich, was Dir scheint, wahr für Dich. Wie ist das möglich, und was will Protagoras damit sagen? Der geheime Sinn des Satzes, bemerkt Platon, sei dieser: Nichts ist an sich irgend etwas Bestimmtes; aber aus Bewegung, Veränderung, Mischung entsteht Alles; es gibt kein ruhendes Sein, sondern nur ein Werden. Unsere Philosophen sagen mit bloßer Veränderung der Worte: mit dem Sein gleich ewig, und mit ihm ursprünglich Eins und Dasselbe, ist das Werden. Daß jedes individuelle Leben aus dem allgemeinen zu begreifen, daß hingegen die Elemente der Natur, wie sie die Chemiker aufstellen, nur Gedankendinge seien, daß das Leben des Menschen ein stetes Aufgenommenwerden seines leiblichen Daseins in seine Beseelung sei, und dergleichen mehr, — das sind neue Worte, aber alte Ansichten; es sind diejenigen Meinungen, gegen welche sich Platon auf alle Weise stemmte; begreiflich mit mehr Aufwand von Worten, als heutiges Tages nöthig ist, weil die Chemie in ihrem gebildeten Zustande sich durch sich selbst dagegen vertheidigt. Unsere Chemie nämlich führt auf den gerade entgegengesetzten Grundgedanken, von Elementen, die ungeachtet alles Wechsels der Zustände, die sie in zufälligen Mischungen durchlaufen, dennoch innerlich, ihrem wahren Wesen nach, bleiben was sie ursprünglich sind; aber auch diese Ansicht, von dem ruhenden Sein, welches, einzeln genommen, von selbst keinen Wechsel beginnt, und von dem Gegensatze dieses Seienden gegen die Erscheinung, die eben durch ihren Trieb zum Wechsel sich als bloße Erscheinung, als ein Nichtiges, Unwahres charakterisirt; auch diese Ansicht ist nicht neu; sie ist die Grundvoraussetzung der Eleaten und des Platon, die nur nicht im Stande waren, sie durchzuführen; zum Theil darum, weil ihnen die heutigen Kenntnisse der Mathematik und Naturforschung abgiengen. Selbst

die Atomenlehre des Leukipp und Demokrit gehört dem ursprünglichen Streben nach hieher; so sehr sie auch durch das Kleben an Raumbestimmungen, durch die Unfähigkeit, sich ein unräumliches Sein zu denken, ist verdorben worden.

Wiewohl ich nun aus metaphysischen Gründen mich für die zweite, und gegen die erste Ansicht entscheide, so wünsche ich dennoch der Naturphilosophie, sie möge fortwährend nach beiden Ansichten zugleich bearbeitet werden. Denn ich bin überzeugt, daß die Lehre vom allgemeinen Naturleben, welches sich in die Gattungen, Arten und Individuen der Naturproducte nur verzweige, und im Laufe der Zeit verschiedene Evolutionsstufen durchlaufe, sich ohne jene Fehler durchführen lasse, welche den heutigen, schwärmerischen und Alles bunt durch einander mengenden Darstellungen ankleben.

Das Beste, was diese Ansicht für sich hat, ist keine vorgeblich intellectuale, sondern die ganz gemeine sinnliche Anschauung; die Erfahrung selbst, wie derjenige sie erblickt, der sich, ohne kritischen Geist, ohne tieferes Nachdenken, dem Gesammteindrucke der Erscheinungen hingibt. Daß man eine Meinung, die ganz offen auf der Oberfläche vor Jedermanns Augen daliegt, als ein Werk tiefsinniger Speculation anpreist, fällt ins Lächerliche. Jedermann sieht das Wachsen der Pflanzen und Thiere, er sieht die Metamorphosen der Knospen und Keime; kennt die Nahrungsmittel, und begreift, daß dieselben in einem continuirlichen Uebergange aus einem Zustande in einen andern begriffen sein müssen, bis sie sich in die verschiedenen festen und flüssigen Theile der organischen Leiber verwandelt haben. Jedermann weiß überdies, daß die Arten und Gattungen der Thiere und Pflanzen gewisse Stufenfolgen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit durchlaufen; und es kann Niemandem unerwartet sein zu hören, daß die Nachforscher zwischen den bekannten Arten und Bildungen noch eine Menge von Mittelgliedern einzuschieben, neue Vergleichungspuncte aufzustellen, die Reihen des Aehnlichen und Verschiedenen zu verlängern, endlich die Natur mehr und mehr als ein Ganzes darzustellen Gelegenheit gefunden haben, welches wie von Einem Triebe beseelt scheint, und in welchem es Mühe kostet, sich irgend ein Ruhendes, vom allgemeinen Wandel und Wechsel Ausgenommenes auch nur zu denken. Weit weniger Anstrengung ist nöthig, Alles in Einem Strome schwimmend sich vorzustellen, als einzusehen, daß, und warum man diesem Strom sich entgegenstemmen müsse. Weit bequemer ist die Rede vom allgemeinen Leben, als die Forschung nach irgend einem von den Gründen, warum denn nicht jedes Ding bereit ist, in jedes andere überzufließen? Warum die Arten und Gattungen der lebenden Wesen fest stehen? Warum die chemischen Verbindungen nach bestimmten Proportionen geschehen? Warum das Licht nur in geraden Linien gehen will, alle krummen Wege aber verschmäht? Warum die Weltkörper den strengen Regeln der Himmelsmechanik Folge leisten, von allen andern uns bekannten Naturkräften aber nicht die mindeste Notiz zu nehmen scheinen? Warum im Ganzen genommen das eigentliche Leben, das der Pflanzen und Thiere, nur einen so äußerst kleinen Theil des ganzen Daseins der Natur ausmacht, während so ungeheure Massen von Gestein und Metall übrig bleiben, welchen Leben einzuhauchen selbst der kühnsten Phantasie kaum gelingen will? — Mag man indessen versuchen, diese und so viele ähnliche Schwierigkeiten zu besiegen! Wer es nicht genau nimmt, der wird gar leicht darüber etwas Scheinbares sagen können.

Weit schwerer ist eine Naturphilosophie nach der entgegengesetzten Ansicht; und zwar besonders deswegen, weil diese nur im strengen Denken (keineswegs aber in dem, an sich nichts entscheidenden, Sinneneindruck einer Mehrheit unabhängiger Gegenstände), ihren Grund hat, und deshalb mit derselben Strenge des Denkens, woraus sie entstand, auch durchgeführt werden muß, wenn sie nicht als ungenügend in sich selbst zusammenfallen soll.

Nach dieser Ansicht nun besteht zwar die Materie, einstimmig mit dem Erfahrungsbegriffe und mit der Chemie, wirklich aus ihren einfachen Elementen, und ist in dieselben endlich theilbar, — sie ist demnach, als raumausfüllende Masse, kein geometrisches Continuum: aber sie ist auch nicht, wie die gedankenlose Atomistik meint, eine bloße Anhäufung undurchdringlicher Theile, die neben einander lägen ohne einen Grund des Zusammenhangs und der innern Configuration. Sondern die Materie ist ganz und gar das Resultat innerer Zustände ihrer Elemente; und die ganze Naturphilosophie ist Nachweisung des nothwendigen Zusammenhangs der inneren und äußeren Zustände. Diesen Begriff auseinanderzusetzen ist schwer, weil weder Physiker noch Philosophen geübt sind, auf innere Zustände dessen, woraus Materie besteht, ihr Augenmerk zu richten. Es würde mir wenig helfen, wenn ich hier bloß an Leibnitz erinnern wollte, der die Materie aus Monaden bestehen ließ, welchen er Vorstellungen, also innere Zu-

stände, beilegte; denn freilich bei dem Worte Vorstellungen denken wir an Bilder äußerer Gegenstände; und was diese leisten könnten, um daraus materielle Eigenschaften zu begreifen, läßt sich kaum einsehen. Ich will daher lieber an einen Gegenstand erinnern, der es den Physiologen längst nahe gelegt hat, an innere Zustände zu glauben; ich meine die Reizbarkeit und Wirksamkeit der Nerven. Hier, hoffe ich, wird man der Hypothesen von einem Nervenfluidum, oder von Nervenschwingungen, oder von den Nerven als galvanischen Conductoren, längst müde sein; man wird einsehen, daß man jeden Nerven als eine Kette empfindender Theile betrachten muß, daß also der Nerv in jedem Puncte lebendig ist, und daß dieses Leben durchaus nicht durch bloß materielle Bestimmungen kann beschrieben werden. Aber nicht bloß den Nerven, sondern auch andern festen Theilen des Leibes, und nicht bloß den festen, sondern auch allen flüssigen Theilen jedes lebenden Organismus hat man mit vollkommenem Rechte Vitalität zugeschrieben. Die flüssigen Theile nun haben gar keine bestimmte Construction; sie streben aber beständig nach einer solchen; und gelangen dazu wirklich, insofern sie die festen Theile ernähren. Genau so strebt auch die unorganische Materie, sich zu krystallisiren; ihr aber genügt die Krystallform, weil ihre innere Bildung nicht den Grad erreicht hat, welchem der Bau eines organischen Leibes entsprechen würde. Endlich selbst die nicht sichtbar krystallisirte Materie verräth wenigstens, daß ihr die Lage ihrer Theile nicht gleichgültig ist; sie erhält sich gegen widerstrebende Kräfte in ihrer Dichtigkeit und Cohäsion; es sei denn, daß sie einem ihrer Auflösungsmittel begegne, denn alsdann beginnen neue innere Zustände, und als Folge derselben neue Constructionen im äußerlichen Dasein.

Es wird nun scheinen, als hätte diese meine Darstellung viel Aehnlichkeit mit jener früheren Ansicht, die vom allgemeinen Leben ausgehend, dieses nur vermindert, um auf die rohe Materie zu kommen. Aber die Aehnlichkeit ist nur zufällig; und liegt mehr in den Gegenständen, die erklärt werden sollen, als in den Principien der Erklärung. Zwar habe ich hier, um mich in der Kürze einigermaßen verständlich zu machen, von den höchsten Phänomenen des Lebens angefangen, und bin von da rückwärts zu den untersten Stufen der Materie herabgestiegen. Aber die regelmäßige Untersuchung geht den umgekehrten Weg. Sie setzt nicht das Leben voraus, um die Materie zu erklären, sondern sie findet zuerst solche innere Zustände, welchen die bloße, chemische Durchdringung genügt; und sie erblickt die ganze räumliche Existenz als eine bloße Folge davon, daß unter gewissen Umständen es unmöglich wird, jenen innern Zuständen ganz vollständig zu genügen. Was wir chemische Durchdringung nennen, das ist, in seiner höchsten Reinheit gedacht, gar keine räumliche Existenz; es ist ein reines Causalverhältniß; und zwar nicht ein solches nach der Kantischen Ansicht, welches an die Zeit gebunden wäre, sondern ein völlig unzeitliches und ebenso völlig unräumliches. Aber es gibt Umstände, unter welchen sich dieses reine Causalverhältniß nicht völlig ausbilden kann; alsdann nehmen die Elemente, die sich darin befinden, eine räumliche und zeitliche Form des Daseins an; so entsteht Materie, als eine Beschränkung, als ein Mangel dessen, was eigentlich hätte sein sollen. Das mag mystisch klingen; es ist aber metaphysisch, das heißt, aus klar gedachten, in der Erfahrung gegebenen Begriffen, mit logischer Nothwendigkeit geschlossen, und die ganze Schlußkette ist so weit entfernt von reizenden Bildern oder erhabenen Ideen, daß man dafür keine andere Vorliebe fassen kann, als für das erste beste mathematische Theorem.

Als man nach Kant's Anleitung versuchte, sich die Materie aus den beiden Kräften, der Attraction und Repulsion, zu construiren: da erhob sich die Frage: sollen wir denn nun die Materie bloß als Kraft, und gar nicht als Substanz denken? Oder sollen wir die Substanz, die reale Grundlage, beibehalten, und dieser hintennach die Kräfte beilegen; gleichsam wie Prädicate im logischen Urtheil dem Subjecte gegeben werden? Wenn die Materie, als Substanz, schon da ist, wird sie noch etwas, als Zugabe, in sich aufnehmen, das nicht unmittelbar in ihrer Substantialität schon enthalten ist? Und diese Zugabe, wie wäre sie beschaffen? Zwei unter einander entgegengesetzte Kräfte, eine anziehende, eine abstoßende? Ist denn die Materie etwa ein Staat nach Montesquieu's Beschreibung, der sich durch gleiche, wider einander strebende Kräfte in seiner Verfassung erhält? Ein solcher Staat würde nicht in Ruhe, sondern im innern Kriege begriffen sein; und eine solche Materie würde sich selbst aufheben; daher wie dort der Staat, so hier die Materie ist mißverstanden worden. — Und dennoch ist es wahr, daß Attraction und Repulsion das ursprüngliche Wesen der Materie ausmachen; es ist ebenso wahr, daß beiden die Substanz zum Grunde liegt; aber der Fehler lag darin, daß man weder die Möglichkeit, diese entgegengesetzten Kräfte zu ver-

einigen, noch den Zusammenhang derselben mit der Substanz nachzuweisen vermochte. Die Wahrheit ist, daß Attraction und Repulsion die nothwendigen äußeren Folgen der inneren Zustände sind, in welche mehrere verschiedene Substanzen (eine allein reicht nicht hin) sich gegenseitig versetzen. Daher gibt es nicht in den Substanzen Kräfte, als deren Eigenschaften; sondern es entstehen aus dem inneren, unräumlichen, wahren Causalverhältniß der Substanzen zwei bloß scheinbare Kräfte, die nichts anderes sind als eine doppelte Nothwendigkeit, daß zu dem inneren Zustande ein ihm angemessener äußerer Zustand hinzutrete.

Von dieser doppelten Nothwendigkeit nun sind die chemischen Kräfte nur die näheren Bestimmungen nach Verschiedenheit der, ins Causalverhältniß tretenden, Substanzen; die mechanischen Kräfte sind davon entferntere Folgen; die vitalen sind beides vorhergehende verbunden, aber auf höheren Stufen der inneren, und darum auch der äußeren Ausbildung; endlich die psychischen Kräfte enthüllen uns das Innere, welchem das Aeußere entspricht; aber freilich erblicken wir dieses Innere in unserm Selbstbewußtsein auf einem so hoch gestellten Puncte, daß wir damit kaum noch die psychischen Zustände der Thiere, vollends die weit niedrigeren der Monaden, woraus die Körper bestehen, zu vergleichen im Stande sind.

Hier nun ist die Stelle, wo die Psychologie in die Naturphilosophie eingreift. Ungefähr so, wie uns die Astronomie gewöhnt, ungeheure Räume, vor denen anfangs die Phantasie erschrickt, mit Leichtigkeit zu durchlaufen, so muß die Psychologie uns üben, die weite Strecke der verschiedenen Ausbildung von Menschen und Menschenracen zu überschauen, dann von da rückwärts gehend thierische Zustände zu begreifen; endlich einzusehen, daß trotz der anscheinenden gänzlichen Ungleichartigkeit dennoch die Linie, auf der wir uns bewegen, zurückläuft zu den inneren Zuständen der Elemente nicht bloß belebter, sondern selbst roher Körper; obgleich hier von Selbstbewußtsein, von Vorstellungen, von Erkenntnissen, von Entschließungen, nicht aufs entfernteste die Rede sein kann. So paradox nun das hier Gesagte lauten mag, so ist es denn doch schlechterdings unentbehrlich, um die so oft aufgeworfene, so oft flüchtig beantwortete Frage gehörig zu erörtern: wie denn Materie und Geist in Verbindung treten können. Es ist bekannt, daß man dieser Verbindung durch mehr als eine Art von prästabilirter Harmonie bald aus dem Wege gegangen, bald ihr mit mehr als einer idealistischen Lehre in den Weg getreten ist, um ihr ewiges Stillschweigen aufzuerlegen; aber die Frage schweigt nicht; und kann von keiner Theorie gehörig behandelt werden, die entweder Geistiges auf Kosten des Körperlichen, oder Körperliches auf Kosten des Geistigen begünstigt. Denn die Verbindung steht ganz deutlich als eine gegenseitige Abhängigkeit vor Augen; zugleich aber ist die Abhängigkeit nicht so groß, daß man sie in völlige Einheit verwandeln dürfte; sondern die geistigen Functionen wechseln zwischen Regsamkeit und Unthätigkeit, und die leiblichen Kräfte entwickeln sich und schwinden, ohne daß irgend eine feste und deutliche Proportion zwischen jenen und diesen zum Vorschein käme. Hat man aber den innern Bildungsgang der Seele psychologisch kennen gelernt, so ist nicht schwer einzusehen, wie einerseits derselbe anfangs mit dem Organismus und dessen Entfaltungen verknüpft sein, und doch, einmal in Gang gesetzt, nun andererseits von jenem in hohem Grade unabhängig fortgehen, und seinen Weg auch noch über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus verfolgen könne. Noch weniger schwer aber ist alsdann die Verbindung zwischen Leib und Geist zu begreifen. Denn beide gehören zusammen wie Aeußeres und Inneres; der Leib ist ein Aeußeres, das den innern Zuständen aller seiner Elemente entspricht, welche Elemente sich auf sehr verschiedenen Stufen ihrer inneren Ausbildung befinden; unter diesen Elementen befindet sich Eins (oder wenn man will, einige wenige, statt deren aber die Voraussetzung eines einzigen allemal hinreicht), welches zu einer ganz vorzüglichen Ausbildung emporsteigt; dieses eine nennen wir die Seele; und das ganze System seiner inneren Zustände nennen wir Geist. In dem Geiste ruht das Selbstbewußtsein, welches demnach keineswegs in den Elementen der Materie verstreut liegt; das kann es auch nicht, denn das Ich setzt Einheit, das heißt hier, völlige Durchdringung aller dazu gehörigen Vorstellungen, voraus. So ist's beim Menschen; hingegen bei den Thieren verschwindet, je tiefer wir hinabsteigen, desto mehr jener Unterschied in der Ausbildung der Elemente, welche zusammengenommen äußerlich als Leib erscheinen; kein Wunder also, daß die Hervorragung des einen Elementes, dessen innere Zustände in ihrer Wechselwirkung wir unter dem Namen des Geistes kennen, sich bei ihnen nicht mehr deutlich offenbart, vielmehr der Geist vom Leibe verschlungen scheint, weil sich hier kein Herrschendes, kein einzelnes Vorzügliches, hervorgearbeitet hat. Wo kein

Diener, da kein Herr; wo kein Gehirn, da keine Seele!

Lassen Sie uns jetzt zurückschauen auf die zuvor genannten, der Form nach verschiedenen Naturansichten. Was ich so eben von der Materie, von ihren scheinbaren Kräften, von ihrer Verbindung mit dem Geistigen sagte, das hat seinen Grund in dem synthetischen Theile der Naturforschung; dem beobachtenden und analysirenden Physiker wird es dagegen ziemlich gleichgültig, in sein Geschäft wenig eingreifend erscheinen. Er beobachtet nicht Materie im Allgemeinen, sondern starre, tropfbare, dampfartige und gasförmige Körper; um ihm näher zu treten, muß man erst nachweisen, daß es Umstände gibt, in denen die Repulsion ein großes Uebergewicht über die Attraction gewinnt; daß hiedurch ein Unterschied, aber auch eine vielförmige Verbindung zwischen dichter und dünner Materie begründet wird; hiemit läßt sich analytisch die Erscheinung des Ponderabeln und Imponderabeln vergleichen. Aber auch dies führt uns noch nicht ganz in die Sphäre des Beobachters und Analysten; er will überhaupt nicht allgemeine Begriffe, sondern wirkliche Körper bearbeiten; und jede Allgemeinheit ist ihm verdächtig, die er nicht aus dem Individuellen durch Induction erlangen kann. Mit einem Worte: er sucht nicht Einheit, sondern nur Abkürzung des Ausdrucks; seine Allgemeinheiten sind nur Abbreviaturen für das Einzelne. — Doch wie? Gehe ich nicht vielleicht zu weit? Zwar erinnere ich mich wohl, daß hie und da ein Physiker sich rühmt, seine Theorie sei durchaus nichts weiter als die unmittelbare Aussage der Erfahrung. Allein die Physik strebt zur Geometrie hinan; und diese begnügt sich nicht mit Inductionen. Der Mathematiker betrachtet das allgemeine Gravitationsgesetz nicht als die Folge von einzelnen Erfahrungen, sondern er wagt die Voraussetzung, es gebe wirklich in der Natur einen allgemeinen Grund der Anziehung, von welchem die einzelnen Anziehungen als Wirkungen mit Recht können abgeleitet werden. Wollte der Physiker nicht ebenso seine Lehre von Bindung und Entbindung der Wärme bei den Formänderungen der Körper, wenigstens versuchsweise als Erkenntniß einer, in der Natur selbst liegenden, allgemeinen Nothwendigkeit betrachten; wollte er nicht ernstlich den einzelnen Fall als untergeordnet, als beherrscht von der höheren Regel, ansehen; sollte in der That die Induction, die im Felde der Erfahrung niemals über den heutigen Tag hinausreicht, der Physik die einzig zulässige Art der Einheit darbieten: dann könnte niemals ein künftiger Erfolg vorausgesagt, niemals ein Experiment als Bekräftigung eines zuvor aufgestellten Lehrsatzes unternommen werden, sondern man müßte stets warten, ob die Erfahrung wohl in der nächsten Stunde so gefällig sein wolle, noch einmal zu wiederholen, was sie kurz zuvor unter den nämlichen Umständen gelehrt hatte. Kurz: auch die Erfahrungswahrheit fordert bleibende Gründe, welche im Wechsel der Zeiten beharren; und auch der Physiker setzt stillschweigend ein Reales voraus, welches er auf dem Wege der Induction nie würde gefunden haben. Insofern nun gleitet alle Physik hinüber in Naturphilosophie; aber zunächst nur in deren analytischen Theil; und hier gibt es allerdings noch kein Streben nach universaler Einheit; hier finden sich einzelne Untersuchungen in unbestimmter Menge, die sich durch neue Beobachtungen vermehren. Wer hier das vorhandene Mannigfaltige zu einem organisch-wissenschaftlichen Ganzen umbilden wollte, der würde sich kein Verdienst erwerben; denn die Analysis muß vom Gegebenen ausgehen; dieses findet sich anfangs als ein nur lose zusammenhängendes Mannigfaltiges; so gerade muß die treue Naturdarstellung es wieder geben; sie muß nicht ins Schöne malen, nicht idealisiren wollen. Strebt die analytische Naturphilosophie nach etwas Höherem, so muß sie warten, bis der synthetische Theil weit genug vorgerückt ist; alsdann muß sie sich diesem anschließen; will sie aber, seine Manier nachahmend, allein stehen und unabhängig auftreten, so verwandelt sie sich in einen Zwitter, ähnlich den historischen Romanen, unwissenschaftlich und verwerflich gleich diesen. Verwaltet die analytische Naturlehre treulich ihr Amt, so ist sie nur Vorbereitung, nichts Vollendetes; sie besitzt Einheiten, aber noch keine Einheit. Sie widerstrebt keiner Theorie; aber sie ist neutral, und sieht dem Kampfe der verschiedenen Theorien gelassen zu.

Anders verhält es sich mit dem synthetischen Theile der Naturwissenschaft. Diesem muß allerdings die Idee der organischen Einheit vorschweben; aber hier drohen gefährliche Verwechselungen. Die organische Einheit ist nicht ursprüngliche Identität! und nach einer Idee verfahren, heißt nicht, den Gegenstand des Verfahrens für ein System von Ideen halten. Der Künstler bildet den Marmor nach der Idee des Schönen; aber den Marmor hält er nicht für schön, sondern betrachtet und behandelt ihn als einen gegebenen Stoff. Der Naturlehrer findet Thon und Sand, Gestrüpp und Gewürm, Schlangen und Kröten, neben den edleren Gebilden; wollte er nun damit anfangen,

die Unterschiede der Dinge zu verwischen, so würde er nichts weiter gewinnen, als die Mühe, sie hintennach doch wieder hinzuzeichnen; und den Vorwurf, erst geleugnet zu haben, was späterhin, gleichviel mit welcher Wendung, doch muß eingestanden werden. Die Idee der Einheit erfordert vielmehr eine solche Allgemeinheit der Grundbegriffe, welche sich von selbst allen den Modificationen darbiete, die genügen können, um der Mannigfaltigkeit der Naturgegenstände zu entsprechen. Ob nun diese Allgemeinheit durch Annahme eines Realen, mit einem inwohnenden Evolutionstriebe, oder ob sie durch Aufstellung eines Verhältnisses unter dem ursprünglichen Mannigfaltigen, welches geschmeidig genug sei für nähere Bestimmungen jeder Art, — möge erreicht werden: dies gehört schon zu den materialen Verschiedenheiten der Naturansichten, wovon oben die Rede war; allein der synthetischen Grundlegung zu unsrer Wissenschaft, sofern sie bloß formale Forderungen zu erfüllen sucht, ist es nicht wesentlich, dazwischen eine Wahl zu treffen. Es ist vielmehr vortheilhaft, selbst unhaltbare Ansichten soweit auszubilden, als es mit einigem Schein der Wahrheit geschehen kann; denn eben dadurch erreicht man den Punct, wo die Täuschungen ohne Zwang von selbst entfliehen.

Kaum wird es nöthig sein, daß ich jetzt noch den Wunsch ausspreche: die Einseitigkeit der heutigen Naturphilosophie möge bald durch diejenige Wahrheitsliebe gemildert werden, welche Alles prüft, um das Beste zu behalten.

7. Ueber das Licht.

(*L. Moser*, Vortrag gehalten in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1843.)

Von dem Lichte wußte man bis auf die neueste Zeit, daß die Sonne und die Fixsterne es eigenthümlich besitzen und aussenden, und daß es auf Erden durch Steigerung der Wärme und durch gewisse andere physikalische und chemische Processe zu erlangen sei. Das Licht war dazu da, damit es gesehen werde; es wurde für eine Kraft angesehen, deren Wirkung sich erst in den Augen der Menschen und Thiere äußere. Man mußte folglich sagen, daß ein Strahl, der von der Sonne ausgegangen und das Ende seiner Bahn in einem Auge fand, seine Bestimmung erfüllt hätte; die übrigen Strahlen, die irgendwo anders endeten, hatten sie verfehlt.

Nun gab es eine Erscheinung, welche die Strahlen der Sonne ziemlich allgemein hervorbringen: sie verändern die Farben der Körper, sie bleichen. Man muß durch die Bezeichnung »Bleichen« sich nicht so weit irren lassen, als wenn das Sonnenlicht die Farbe der Körper stets heller mache. Das findet in vielen Fällen statt, und in anderen nicht; es hängt dies von der Natur der Körper ab, und die Silbersalze z. B. werden im Licht dunkler. Dieser so auffallende Proceß der Farbenänderung hat jedoch bis auf den heutigen Tag wenig Aufmerksamkeit erlangt, und keinen Einfluß auf unsere Ansichten über die Bedeutung des Lichtes in dem Haushalt der Natur geäußert.

Die Physiker waren überhaupt auf einer andern Seite beschäftigt und zwar da, wo ihr ganzer Scharfsinn in Anspruch genommen wurde. Die Strahlen der Sonne sind, ehe sie ins Auge gelangen, im Allgemeinen mit Körpern in Berührung gewesen; ihre Bahn, ihre Geschwindigkeit, ja gewissermaßen ihre Natur ist dadurch verändert worden, und wenn sie nunmehr das Auge treffen, so liefern sie uns jene umfassende Kenntniß der Körperwelt, die uns umgibt. Diese Strahlen berichten dem Organ gleichsam von der Berührung, in welche sie mit den Körpern getreten, von der Richtung, in welcher diese Körper sich befinden, und von den Hindernissen, die ihnen in den Weg gelegt wurden. Wir finden uns umgeben mit Körpern aller Art, in den verschiedensten Entfernungen, und zwanzig Millionen Meilen von uns liegt die Ursache, die uns für gewöhnlich die breiteste, reichste Art der Anschauung verschafft! Das ist, wie man gestehen muß, ein merkwürdiges Schauspiel; allein wir werden dabei nicht verweilen, sondern die Rolle erwägen, welche die Physiker immitten desselben sich erwählt hatten. Damit die Lichtstrahlen uns die Körper offenbaren, müssen diese Körper auf Lichtstrahlen wirken. Das ist auch der Fall; sie schicken sie durch Spiegelung zurück; sie lassen sie hindurch, nachdem sie deren Richtung verändert; sie verschlucken endlich einen Theil derselben. In einzelnen Fällen wird diese Spiegelung, diese Brechung und diese Verschluckung sehr verwickelter Art, und ihnen

sehen wir die Thätigkeit der Physiker fast ausschließlich zugewandt. Sie haben dort große Triumphe gefeiert und die Gesetze der Bewegung des Lichtes mit ziemlicher Vollständigkeit enthüllt. Allein das Licht bewegt sich nicht bloß; es geht von gewissen Körpern, den selbstleuchtenden, aus und trifft andere; was an diesen beiden Stationen vorgeht, ist durch die physikalische Untersuchung bis auf die neueste Zeit nicht gefördert worden. Bemerken Sie, daß wenn der Einfluß der Körper auf das Licht Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung geworden ist, der umgekehrte Einfluß, derjenige, den das Licht auf die Körper ausübt, einer fast ganz gänzlichen Vernachlässigung anheimfiel.

Dies war die Lage der Sache bis auf Herrn Daguerre. Er zwang das Licht sich auf eine bestimmtere Weise, außerhalb des Auges, kund zu geben; er stellte die Aufgabe durch dieses Licht Bilder auf einer Silberplatte zu erhalten, und Sie wissen, mit welchem Erfolg er sie gelöset hat. Wenn wir von jedem Detail der Anfertigung absehen, so lehrt ein Daguerre'sches Bild, daß irgend ein Object, ein Haus, welches Lichtstrahlen sendet, in einem sehr merklichen Verhältniß zu einer Silberplatte stehe, die man ihm zweckmäßig darbietet. Diese Platte erhält den deutlichen Effect von jenen Lichtstrahlen.

Die merkwürdige Entdeckung Daguerre's war dazu geeignet, auf die Wissenschaft einen erheblichen Eindruck zu machen, einen erheblicheren als die uralte Erfahrung von der bleichenden Kraft des Lichtes, obgleich sie allgemeinerer Art ist. Denn solche unbestimmte Wirkungen wie die Farbenänderung der Körper, afficiren in der Regel unsern Geist wenig; er muß bestimmter herausgefordert werden, und es bedurfte eben der wunderbaren Schärfe eines Daguerre'schen Bildes, ihn zu erinnern, daß es an der Zeit sei, über das Licht noch auf andere Weise als bis dahin zu forschen. Ein Hinderniß stellte sich der freien Untersuchung entgegen: eine Theorie. Man sagte, wenn das Licht ein Silbersalz schwärzt, viele andere Stoffe entfärbt u. s. w., so sei das offenbar eine chemische Wirkung. Daguerre wendet zu seinen Versuchen eine Verbindung von Silber und Jod an; man setzte voraus, wiewohl ohne allen Grund, daß unter dem Einfluß des Lichtes das Jod fortgetrieben würde, während das in fein vertheilten Zustand zurückbleibende Silber schwarz erscheine. Da man es nun aber für unwahrscheinlich erachtete, daß das Licht eine Trennung von chemisch verbundenen Stoffen hervorbringen könne, so erfand man eine ganz neue Art von Strahlen, denen man diese Wirkungen zuwies. Sie sollten mit den Licht- und Wärmestrahlen zugleich von der Sonne ausgehen, sich diesen sehr ähnlich in der Bewegung verhalten, und sowohl das Geschäft des Bleichens versehen, als die Bilder auf den Silberplatten hervorbringen. Man nennt sie seit langer Zeit chemische Strahlen. Das Licht dagegen erhielt, Dank dieser unbegründeten Hypothese, das alte Privilegium wieder, bloß für die Thierwelt da zu sein, und so war man glücklich wieder dahin gelangt, die Bestimmung jedes Lichtstrahles für verfehlt zu erachten, der das Ende seiner Bahn in einem Auge nicht gefunden hatte.

Indem ich an die Lösung meiner Aufgabe gehe, Sie über diese engherzigen Vorstellungen von der Natur des Lichtes hinwegzuführen, wende ich mich etwas näher an den Daguerre'schen Versuch. Er bildet den etwas engen Pfad, welchen wir zu durchwandern haben, der inzwischen zu der freiesten Aussicht leitet. Daguerre's Vorschrift für die Anfertigung der Bilder ist diese: Die reine Silberplatte setze man den Dämpfen des Jod aus, bis das Silber sich mit ihnen verbunden und eine gelbe Farbe angenommen hat. Auf die so vorbereitete Platte lasse man das Bild einer Linse während einer gewissen Zeit wirken, jedoch nicht so lange, daß das Jodsilber etwa schon geschwärzt werde. Entfernt man die Platte früher, so sieht man also keine Spur einer Lichtwirkung darauf. Allein sie hat stattgefunden; denn bringt man die Silberplatte nunmehr in die Dämpfe von erwärmtem Quecksilber, so entsteht das Bild in der ihm eigenthümlichen Feinheit. Der Quecksilberdampf wird an den Stellen, welche das Licht traf, niedergeschlagen, das so gewonnene Quecksilber haftet und macht die hellen Partien des Bildes weiß. Den letzten Theil dieser Procedur, das Niederschlagen des Quecksilberdampfes, halte ich für eine der schönsten Entdeckungen dieses Jahrhunderts, dem sonst die neuen Thatsachen gerade nicht karg zugemessen worden sind. Also, wenn Jodsilber an irgend einer Stelle den Einfluß des Lichtes erfahren hat, so ist diese Stelle so verändert, daß sie einen Dampf zwingt, die Gasgestalt aufzugeben und als flüssiger Körper an ihr zu haften! Das ist mehr und etwas ganz Anderes, als man nach allen bisher bekannten Thatsachen vom Licht hätte erwarten können; es ist zugleich etwas so Eigenthümliches, daß von einem näheren Eingehen in diesen Vorgang weder jetzt noch sobald die Rede sein dürfte. Ich werde es daher nicht versuchen, sondern bei den Thatsachen bleiben.

Wenn man die Daguerre'sche Entdeckung auf

die Art ausspricht, wie es so eben geschehen ist, so fühlt man neben ihrer Merkwürdigkeit das Beschränkte schon in den Worten. Wird etwa die eigenthümliche Wirkung des Lichtes auf Jodsilber allein sich beschränken? Hierauf haben mir die Versuche die befriedigende Antwort ertheilt, daß alle untersuchten Körper vom Licht dieselbe Wirkung erfahren. Sie schlagen sämmtlich nachgehends den Quecksilberdampf nieder; das Jodsilber, welches Daguerre anwendet, zeichnet sich bloß durch größere Empfindlichkeit aus. Es wird ungleich schneller vom Licht afficirt, als die meisten der übrigen Körper, aber nicht anders als sie. Fragen muß man weiter: ist etwa der Dampf des Quecksilbers der einzige, welcher niedergeschlagen wird? Auch hierauf war die Antwort nicht minder befriedigend. Alle Dämpfe haben diese Eigenschaft, verdichtet zu werden, vorausgesetzt nur, daß die Lichtwirkung hinreichend lange gedauert habe.

Mit diesen so erweiterten Thatsachen tritt das Licht nunmehr in die Reihe der allgemein wirkenden physikalischen Kräfte, und ist berechtigt, einen hohen Rang unter ihnen zu fordern. Denn in der Oekonomie der Körperwelt gibt es kaum einen Proceß von größerer Bedeutung als denjenigen, durch welchen der Aggregatzustand einer Substanz, d. h. ihr Erscheinen in der Form des Festen, Flüssigen oder Dampfförmigen bedingt wird. Die Wärme hatte bis jetzt allein das Geschäft, diesen Aggregatzustand zu ändern. Wenn das Wasser sich fest als Eis, oder gasförmig als Wasserdampf oder endlich sich in seiner gewöhnlichen Form zeigte, so appellirte man an die Wärme, den Grund dafür anzugeben. Man sagte, wenn Wasser verdampft, so geschähe das durch ein Hinzutreten von Wärme, und wenn der Dampf wieder zurück in die Form von Nebel tritt, so geschähe das durch ein Entziehen von Wärme. Dieses in der Natur immense Geschäft der Verwandlung des Wassers in Dampf, und umgekehrt, fiel allein ausschließlich der Wärme zu, und machte sie zu einer der wichtigsten, einflußreichsten Kräfte.

Allein diese Ansicht ist in ihrer Ausschließlichkeit nicht ferner richtig; das Licht vermag ebenfalls den Aggregatzustand zu ändern. Nehmen Sie an, man hätte eine jodirte Silberplatte, wie sie aus der *camera obscura* kömmt. Sie trägt ein Bild, obgleich nicht das Mindeste davon auf ihr zu sehen ist. Bringen Sie diese Platte in einen Raum, der Quecksilber in Dampfform enthalte, so wird dieser Dampf an einzelnen Stellen der Platte reducirt, er kann daselbst die Form des Dampfes nicht länger behalten. Es entsteht an dieser Stelle ein Nebel von Quecksilber, welcher haftet und das Bild erzeugt. Somit ist hier durch eine Lichtwirkung, und durch sie allein, der Aggregatzustand eines Dampfes geändert, und man kann also nicht behaupten, daß eine solche Aenderung nur der Wärme zustehe. Ich habe bereits gesagt, daß der Dampf des Quecksilbers nicht der einzige sei, welcher nach einer stattgefundenen Lichtwirkung niedergeschlagen werde; daß dasselbe unter Umständen für alle Dämpfe gelte. Ja auch der Uebergang flüssiger Körper in die feste Form kann durch Lichtwirkungen bedingt werden, obgleich darüber bis jetzt nur wenige Versuche gemacht worden sind.

Wenn man das Vorangehende erwägt, so hat also das Licht auf dieser Erde noch einen andern Zweck, als bloß für das Sehen zu dienen, und ein leuchtender Strahl hat ihn nicht verfehlt, auch wenn er das Ende seiner Bahn in einem Auge nicht gefunden.

Aber nun von diesem Auge zu sprechen, ist es denn wahrscheinlich, daß das Licht zweierlei Wirkungen haben sollte, die eine auf alle Körper, die andere bloß auf das Auge? Newton hat für die Untersuchung der Natur drei Regeln aufgestellt, von denen die erstere vorschreibt, der Ursachen nicht mehr anzunehmen, als die Erscheinungen nothwendig machten. Denn die Natur, setzt er erläuternd hinzu, treibt mit den Ursachen keinen Luxus. Sollte sie jedoch, kann man fragen, mit den Wirkungen einen Luxus treiben? Das Auge setzt sich aus klaren, durchsichtigen Theilen zusammen, die größtentheils kugelförmig gekrümmt sind, und die Lichtstrahlen brechen, wie unsere Glaslinsen. Die Strahlen, die von einem Punct der Außenwelt das Auge treffen und auseinander fahren, werden von diesem optischen Theil des Organs wiederum zu einem Punct vereinigt, und da dasselbe für alle Puncte des äußeren Gegenstandes geschieht, so entsteht ein Bild desselben im Innern des Auges. Von der andern Seite dringt aus dem Gehirn ein starker Nerve, verbreitet sich flächenförmig im Auge, nimmt das Bild auf, und leitet es dahin, wo es wahrgenommen wird. Zwei Wissenschaften theilten sich bis jetzt in die Untersuchung des Sehprocesses: die Physik und die Physiologie. Der Physik fiel natürlich der durchsichtige Theil des Organs zu; denn hier liegen ähnliche Aufgaben vor, wie bei den gewöhnlichen Glaslinsen. Auch nahm die Physik ihre Aufgabe gerade so, als wenn es sich dabei um einen optischen Apparat handelte, dessen Vollendung, im üblichen Sinne des Worts, nach-

zuweisen wäre. Natürlich: wir schleifen Linsen, setzen Instrumente zusammen, wo uns Alles auf die Deutlichkeit und Schärfe der Bilder ankömmt; wir erreichen diesen Zweck mehr oder minder. Im Auge hat nun aber die Natur einen optischen Apparat gebildet. Dieser wird also wahrscheinlich die Vollkommenheit besitzen, die wir anstreben und nur annäherungsweise erreichen. Die Untersuchung der Physiker ist meistens nach dieser Seite gerichtet gewesen, und beinahe vollständig gescheitert. Das Auge ist kein vollkommenes Instrument, in dem Sinne nicht, in welchem wir die Güte eines Fernrohres oder einer *camera obscura* beurtheilen; es ist nicht einmal achromatisch. Es ist nicht vollkommen, und eine Vollkommenheit dieser Art hätte auch gar keinen Werth. Das Bild im Auge hat nicht die Bestimmung, absolut scharf zu sein; es soll vielmehr ins Bewußtsein treten, d. h. es muß durch Nervenfäden mit dem Gehirn in Verbindung treten. Diese Fäden können sehr dünn sein, so dünn als man will, nur nicht unendlich dünn; und das müßten sie doch, wenn wir die einzelnen, mathematischen Puncte eines Bildes sollten percipiren können. Je klarer man dies einsieht, um so mehr muß die physikalische Betrachtung des Auges, in der Art, wie sie bis dahin geführt worden, an Interesse verlieren. Lassen sie uns nun sehen, wie die Physiologie ihren Theil der Aufgabe behandelt hat.

Eine ganz eigenthümliche Betrachtungsweise, glaubte man, hebe überall da an, wo Nervensubstanz ins Spiel komme; denn in der Nervensubstanz sieht man das Specifische, Charakteristische des Lebens. Sowie daher das Bild der Außenwelt auf die flächenförmige Ausbreitung des Nerven angelangt war, nahm man an, daß das Weitere, das Hinübertragen des Bildes ins Bewußtsein, ein Act der Lebensthätigkeit sei, und in der Sphäre der unbelebten Körper keine Analogie fände. Das Auge schien vor allen übrigen Sinneswerkzeugen das Walten freier Lebensthätigkeit zu postuliren, denn es ist vorzugsweise vor allen übrigen Organen weit entfernt, mit seinen Aussagen sich immer strenge dem gegebenen Aeußerlichen anzuschließen. Es gibt vielmehr subjective Gesichtserscheinungen, durch welche das Auge uns Phänomene einredet, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Im gesunden Zustand seiner Thätigkeit verändert es die vorhandenen Farben, läßt ganz neue hervortreten, zu denen der äußere Grund fehlt, läßt sie hinter einander auftreten, oder abklingen, wie man das nennt. Künstler und Dichter, Leonardo da Vinci und Goethe, haben diese Erscheinungen vielfach untersucht und mit Vorliebe einen Gegenstand behandelt, der, wie es schien, von den strengen Regeln der unbelebten Natur sich befreiete. Unter diesen Umständen blieb für die Physiologie hier nichts zu thun, als die Erscheinungen zu beobachten, und wo es sich um deren Erklärung handelte, die Lebensthätigkeit vorzuschützen, — jenes weite, bequeme Hilfsmittel, welches die Aufgaben nicht löst, sondern nur fortschiebt. Zum Glück fangen die berühmten Physiologen unserer Zeit an eines solchen Hilfsmittels satt zu werden und treten dem Organismus näher heran als mit unbestimmten Begriffen von Lebenskraft und Lebensthätigkeit, wie sie in frühern Zeiten gebraucht wurden. Sie werden in ihrem ernsten Bestreben durch die Betrachtung des Auges bedeutend gefördert werden, denn hier wird es sich zeigen, daß eine Kraft wie das Licht auf den Nerven nicht anders wirke, als auf die übrigen Körper, daß hier also die Nervensubstanz den Gesetzen aller Materie unterworfen sei, und daß selbst diejenigen Erscheinungen, welche aus einer freien, schöpferischen Thätigkeit der Lebenskraft hervorzugehen scheinen, keine andere sind, als welche das Licht auf den übrigen Substanzen, auf einer jodirten Silberplatte z. B., in derselben Art hervorbringt.

Ich setze voraus, die Einerleiheit zweier Processe wie derjenige, durch welchen wir sehen und der andere, durch welchen Bilder auf Silberplatten erzeugt werden, sei der Art, um etwas länger dabei verweilen zu dürfen.

Wenn das Licht auf alle Körper wirkt, so ist dies nur so zu verstehen, daß sich die Wirkung auf die äußerste Oberfläche bis zu einer sehr geringen Tiefe erstrecke. Es ist wichtig, dies bei der vorliegenden Frage wohl im Auge zu behalten, damit man nicht in den Fall zu kommen befürchte, der Nervensubstanz eine zu tiefgehende Veränderung zuschreiben zu müssen. Die Schicht von Jodsilber z. B., welche wir zu Daguerre'schen Bildern verwenden, schätzt man noch nicht ein Milliontheil einer Linie dick, und doch wird diese geringe Schicht selbst von einer anhaltenden Sonnenwirkung nicht ganz durchdrungen. Sie wird vielmehr nur oberflächlich geschwärzt und hat darunter noch immer unverändertes, für Licht empfindliches Jodsilber. Folglich ist der gewöhnliche Einfluß des Lichtes auf die Oberfläche beschränkt, und die materiellen Veränderungen, die er hervorbringt, erstrecken sich nicht tief, — hierin, beiläufig gesagt, von der Wirkung der Wärme so sehr unterschieden.

Auf welche Weise das Licht die Theilchen edes Körpers an seiner Oberfläche verändere,

weiß man nicht, wie ich schon sagte, und man erfährt es vielleicht niemals. Genug, diese Veränderung gibt sich kund, wenn man Dämpfe auf den Körper wirken läßt, und es gibt noch andere Mittel der Erkennung, obgleich diese uns hier nicht interessiren. Wollte man es nun in Abrede stellen, daß die Nervensubstanz dieselbe Veränderung durch das Licht erfahre — wozu keine mir bekannte Thatsache auch nur den geringsten Grund liefern würde —, dann bliebe wegen des Sehens kein anderer Ausweg, als daß das Auge jene hunderte Billionen von Schwingungen zähle, welche das Licht nach wohlbegründeten physikalischen Sätzen in einer Secunde macht. Zwischen zweien solcher Theorien, dem Empfinden materieller Veränderungen auf dem Nerven und dem Zählen dieser Billionen von Schwingungen, wird man, wie ich denke, nicht lange zögern.

Es gibt einen Umstand beim Vorgang des Sehens, der für sich allein schon entschieden auf materielle Aenderungen hinweiset, und dieser ist, daß die Zeit dabei eine Rolle spielt. Feinere Versuche lehren, daß wir nicht in demselben Augenblicke sehen, in welchem die Lichtstrahlen das Auge treffen, daß es vielmehr dazu einer gewissen, wenn auch sehr kleinen Zeit bedarf. Ebenso wenig verschwinden die einmal wahrgenommenen Objecte in dem Moment, wo sie unserm Blick entzogen werden. Das Auge behält immer Nachbilder der Gegenstände zurück, welche, wenn bei starker Beleuchtung und etwas anhaltend gesehen wird, überaus störend werden können, und ihre Dauer auf Minuten, Stunden und unter Umständen sogar auf länger ausdehnen. Dann, muß man sagen, ist die Veränderung der Nervensubstanz zu beträchtlich gewesen, und sie bedarf einer langen Ruhe, um den normalen Zustand ihrer Erregbarkeit wieder zu erreichen. Das ist der Grund, weßhalb das Auge so schwer auf einen Gegenstand zu fixiren ist, viel schwerer als man gewöhnlich glaubt. Der starke Muskelapparat, der es in Bewegung setzt, ist größtentheils unserer Willkür unterworfen, und doch reicht der entschiedenste Wille nicht hin, es eine halbe oder ganze Minute fest und unverändert in seiner Stellung zu erhalten. Sein normaler Zustand ist der beständiger Bewegung.

Alles dieses würde schlecht mit der Ansicht zusammenstimmen, daß beim Sehen bloß Schwingungen wahrgenommen und gezählt werden, ist aber in gutem Einklang mit dem, was nach der Ansicht zu erwarten ist, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Materielle Veränderungen werden bei fortgesetzter Wirkung immer bedeutender und bedeutender; das Auge ist in beständiger Unruhe, sich ihnen zu entziehen. Bei allen materiellen Einwirkungen spielt die Zeit eine Rolle; dies Element ist beim Sehen vorhanden und ist dort nur sehr verringert. Es ist wahr, die Nervensubstanz im Auge wird rasch vom Licht afficirt, rascher vielleicht als die übrigen Substanzen, mit welchen wir Versuche angestellt haben. Wir können dies zugeben, ohne daß es erlaubt wäre, daraus auf einen specifischen Unterschied zu schließen. Unterschiede der Empfindlichkeit sind es, womit uns die Natur bei allen Kräften hinlänglich vertraut gemacht hat; wir legen eine besondere Wichtigkeit niemals darauf. Um nur bei dem Licht selbst stehen zu bleiben, so ist das reine Silber, wie jeder andere Körper, für dessen Wirkung empfänglich, aber außerordentlich weniger empfindlich als das Jodsilber, welches Daguerre anwendet. Daguerre hatte uns die Eigenschaften seiner Substanz kaum mitgetheilt, als das Bestreben, lebende, bewegliche Dinge abzubilden, dahin führte, das Jodsilber durch Hinzufügen von Chlor und Brom noch viel empfindlicher zu machen, so daß man jetzt mit Secunden da ausreicht, wo Daguerre der Minuten bedurfte, und wo man mit reinem Silber Tage nöthig hätte. Es ist kein Grund abzusehen, warum man hierin nicht weiter vorschreiten sollte; denn die ganze Sphäre ist noch sehr jugendlich. Allein es bedarf nicht mehr viel, und wir wären mit unsern gehörig zubereiteten Silberplatten der Nervensubstanz an Empfindlichkeit sehr nahe. Und um endlich das wahre Sachverhältniß anzugeben: es läßt sich schon jetzt nicht behaupten, daß wir mit den Silberplatten hinter der Erregbarkeit der Nervenhaut zurückstünden. Wir vergleichen die kurze Zeit, welche das Auge braucht, einen Gegenstand wahrzunehmen mit der längern, deren die jodirte Silberplatte bedarf, ein Daguerre'sches Bild zu liefern. Ist dieser Vergleich billig und erlaubt? Ich denke nicht, denn wir messen mit verschiedenem Maße und der Nachtheil ist gänzlich auf Seiten der jodirten Platte. Wir verlangen von ihr, sie soll Quecksilberdampf niederschlagen, viel Quecksilberdampf; denn wir wollen möglichst starke und weiße Bilder haben. Das Bild ist aber auf der Platte, ehe es viel Quecksilberdampf niederschlägt, ja es ist auf der Platte, ehe auch nur ein Atom davon reducirt wird. Man kann beweisen, daß schon in dem funfzigsten Theil der Zeit, welche wir für nöthig halten, das Bild in aller Ausführlichkeit dem Jodsilber eingeprägt ist, nur noch nicht für den Quecksilberdampf. Bei dem Sehen dagegen ist das Auge mit den ersten Graden der

Lichtwirkung so vollkommen zufrieden, daß es sich den späteren mit aller Macht entzieht. Man vergleiche also in beiden Vorgängen erst gleiche Stufen der Wirkung und dann wird es sich zeigen, daß die Substanz des Nerven nicht so viel leichter erregbar sei, als unser Jodsilber.

Ich kehre nunmehr auf den eigentlich physikalischen Boden zurück, der einen Augenblick verlassen werden mußte, um die Nervenmaterie in gleiche Reihe mit allen übrigen zu stellen, und den um so allgemeineren Satz aussprechen zu können, daß das Licht auf alle Körper wirke, und auf alle in derselben Art. Es ist ein Satz von Inhalt; denn er verlangt, daß wir mit der alten Ansicht vom Licht brechen. Licht hieß bis jetzt das Agens, welches auf das Auge wirkt; *Licht muß nunmehr dasjenige Agens heißen, welches auf die Körper jene Wirkung ausübt, die ich beschrieben habe, und welche durch die Dämpfe z. B. kundgegeben wird.* Das Privilegium, welches das Auge am Licht besaß, ist hiernach aufzuheben.

Zwei und ein halbes Jahrhundert sind es her, daß ein ähnliches Privilegium an der Wärme zurückgenommen werden mußte. Das Gemeingefühl besaß damals dieses Privilegium. Eine bestimmte Empfindung wurde Wärme genannt, eine andere Kälte. Da entdeckte man eine allgemeine Wirkung, die Ausdehnung, welche jene Kraft auf alle Körper ausübt, und nun geschah, was in solchen Fällen geschehen muß, die allgemeine Wirkung wurde zum Charakteristischen, zur Definition der Kraft benutzt; den Organismus gab man in dieser Beziehung auf. Das Thermometer trat an die Stelle desselben, sowie ich nicht zweifle, daß nunmehr die jodirte Silberplatte an die Stelle des Auges treten werde. Man lernte nun, besser ausgerüstet, nach und nach Wärme kennen, welche gar nicht gefühlt werden kann; man lernte eine gebundene Wärme kennen, eine solche nämlich, welche unter gewissen Umständen gefühlt wird, unter anderen unfühlbar ist. Hätte man die Wärme von der Empfindung, welche sie in uns erregt, nicht emancipirt, wie hätten solche Entdeckungen erfolgen sollen?

Das Bestreben, die Kräfte der Natur aus der Sphäre des Belebten, Organischen zu entheben, ist übrigens kein müßiges, auch beruht es nicht auf einer unbestimmten Vorstellung von der verwickelteren Art, wie diese Kräfte dort wirken. Es ist möglich, deutlicher hierüber zu sprechen, und die Vorliebe, welche der Physik innewohnt, oder innewohnen sollte, die Untersuchung der Kräfte, soviel es angeht, den unorganischen Körpern anzuvertrauen, zu rechtfertigen. Unseren Empfindungen liegen gewisse Gesetze zu Grunde, welche jede physikalische Untersuchung trüben; ich werde eines derselben anführen. Wir empfinden nicht den absoluten Grad der Einwirkung, welche die Außenwelt auf uns übt, sondern nur den relativen, und zwar wird der jedesmalige Sinneseindruck nach gleichzeitigen oder vorhergegangenen derselben Art beurtheilt. Auf uns macht des Abends ein Kerzenlicht einen starken Eindruck, das wir bei Tage kaum erkennen würden, oder welches wir nur schwach empfinden, wenn wir aus einem erhellteren Raume treten. Die Größe der Gegenstände, ja ihre Farbe, sind zu einem beträchtlichen Grade diesem Gesetze unterworfen. Es ist, wie man bei einiger Ueberlegung einsieht, ein schönes Gesetz, darauf berechnet, uns mit der Welt zu versöhnen, in die wir jedesmal versetzt sind. Aber von unseren physikalischen Instrumenten müssen wir verlangen, daß sie in ihren Aussagen sich einer absoluteren Ausdrucksweise bedienen, und solche relative Rücksichten nicht nehmen. Im vorigen Jahrhundert gieng der berühmte Bouguer nach der heißen Zone, und schildert die Kälte, die er dort bei irgend einer Gelegenheit empfunden. In diesem Jahrhundert erzählt uns der Capitain Parry von der Hitze, die er im hohen Norden, im Freien, habe erdulden müssen, so daß er genöthigt gewesen sei, einen Theil seiner Bekleidung abzulegen. Wenn Bouguer in der heißen Zone nicht gefroren, und Parry in den Polargegenden vor Hitze nicht gelitten haben würde, so hätten sie, und das Menschengeschlecht im Allgemeinen, von so weiten Reisen höchst wahrscheinlich abstehen müssen. Allein mit der physikalischen Kenntniß über die Wärmeverhältnisse auf der Erde sähe es traurig aus, wenn nicht ein Thermometer solche Reisende begleitet hätte. Nur einem so unbestechlichen Gewährsmann kann man es glauben, daß Bouguer fror bei 17 Grad Reaumur'scher Wärme, und Parry Kleider ablegte bei 10 Grad Kälte!

Wir bedürfen eines ebenso sicheren Gewährsmannes für das Licht, als die Wärme ihn im Thermometer seit so langer Zeit gefunden hat. Ich habe gefunden, daß es *dunkles* oder *unsichtbares Licht* gebe; eine kräftige Lichtstrahlung da, wo für das *Auge* nur vollkommene Finsterniß ist. Also müssen wir bei unseren Untersuchungen uns von diesem Auge unabhängig machen, mit dessen Angaben die Finsterniß so wenig erhellt würde, daß man vielmehr sagen muß, es ist das Auge, durch welches dieser

Zustand von Finsterniß recht eigentlich der Natur angedichtet wird. Ich bin hiermit bei demjenigen Punct angelangt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich lenken möchte; ich werde ihn daher mit der nöthigen Ausführlichkeit behandeln.

Erinnern wir uns der Wirkung, welche das Licht auf die Körper ausübt, und welche darin besteht, daß Dämpfe sich hernach an den afficirten Stellen niederschlagen und haften. Keine uns bekannte Kraft hat diese Wirkung, mindestens keine in dieser Art. Alle übrigen Kräfte haben schon das eigenthümlich, daß, wenn sie an einer Stelle eines Körpers erregt worden, sie sich nach allen Richtungen in demselben, und jedenfalls längs seiner Oberfläche verbreiten. Das ist nicht der Charakter der Lichtwirkung; *sie zeigt keine Spur einer solchen Verbreitung*, auch bei der anhaltendsten Dauer nicht. Wie wäre sonst auch die Schärfe der Daguerre'schen Bilder zu erklären? Wenn es also Licht ist, welches einen Effect hervorgebracht, so kann man darüber nicht in Zweifel sein, aus dem einfachen Grunde, weil keine andere Kraft in der Natur diesen so sehr bestimmten Effect hervorzubringen vermöchte. Das Licht der Sonne besteht aus den sieben Regenbogenfarben; jede von ihnen hat auf die Körper dieselbe Wirkung. Diese Farben unterscheiden sich nur durch die Zeit, welche sie brauchen, um die Wirkung bis zu einem gewissen Grade zu steigern. Sonst sind sie gleich, und daher geben auch diese verschiedenen Modificationen des Lichtes sich auf eine und dieselbe Weise kund, auf eine Weise, die nicht verkannt werden kann.

Dies vorausgesetzt, wollen wir uns denken, daß man eine polirte Oberfläche, am besten eine metallische, einem Körper nahe bringe, beide einige Zeit in dieser Nähe erhalte, und alles sichtbare Licht ausschließe. Wenn man die Platte jetzt entfernt, so zeigt sie nichts; allein in Dämpfe gebracht, *zeigt sie das Abbild des Körpers, der sich in ihrer Nähe befunden hat*. Dieser Körper hat folglich ganz so gewirkt, als wenn Licht von ihm ausstrahlte, und Licht muß von ihm ausgehen, denn nur dieses bringt Wirkungen solcher Art hervor. Das Licht kann jedoch dem Körper nur eigenthümlich sein, weil das fremde erborgte Licht, durch welches wir sehen, gänzlich ausgeschlossen worden ist. Ich habe diese Versuche in finstern Zimmern, in der Nacht, sogar ohne Kerzenlicht, angestellt, unter Umständen demnach, wo kein anderweitiges Licht auf die Körper fiel, und auch keines das Abbilden derselben hätte hervorbringen können. Seit jener Zeit habe ich die Eigenschaften, oder wenn man so sagen darf, die Farbe dieses unsichtbaren Lichtes bestimmt (Farbe in einem physikalischen Sinn genommen), und gefunden, daß das unsichtbare Licht vom sichtbaren sich so unterscheidet, wie die violette Farbe von der rothen. Es *unterscheidet* sich, und daraus folgt also, daß wenn nach allen getroffenen Vorkehrungen doch noch gewöhnliches Licht in die Räume gedrungen wäre, in welchen die Versuche angestellt wurden, dieses Licht das Abbilden der Körper nicht zu erklären vermöchte.

Ich werde Einiges diesem Fundamentalversuch hinzufügen.

Was die Oberfläche anbetrifft, auf welcher das Bild sich zeigen soll, so versteht es sich von selbst, daß sie rein und möglichst polirt sein muß; sonst ist man in der Wahl derselben wenig beschränkt. Es scheint z. B. ganz gleichgültig, aus welchem Metall die Platte bestehe. Anderen Substanzen gibt man so leicht nicht die nöthige Politur, die Abbildungen fallen daher in der Regel bei ihnen nicht besonders scharf aus; aber die Wirkung findet stets auf ihnen statt. Ich habe auf Glas, Porzellan, auf Glimmer, Harzen, selbst auf flüssigem Quecksilber, Körper in der Finsterniß sich abbilden lassen. Sonach wird Niemand daran zweifeln, daß die Oberfläche jeder Substanz dazu geeignet sei.

Was die abzubildenden Körper betrifft, so sind die verschiedenartigsten untersucht worden; keiner ohne Erfolg. Ob die Körper im Tageslicht diese oder jene Farbe haben, ob sie weiß oder schwarz erscheinen, das ist für die Versuche im Finstern von keiner Erheblichkeit. Die dunkelsten Körper — und hierzu gehören schwarzer Sammet und Lampenruß — senden so gut eigenthümliches Licht aus und bilden sich durch dasselbe ab, als die übrigen, ja, wie ich gefunden habe, häufig noch besser.

Also von der einen Seite alle Körper, welche unsichtbares Licht aussenden, von der anderen keine Substanz, deren Oberfläche davon nicht afficirt würde, und man gelangt zu dem interessanten Satz, daß *in der Natur jeder Körper auf jedem sich abbilde*, versteht sich mit hinlänglicher Schärfe und Deutlichkeit nur dann, wenn sie beide einander genähert sind, und die Strahlen nicht zu weit aus einander fahren. Der Act des Sehens, d. h. der *objective* Theil desselben, ist also der allgemeine Fall in der Natur, der in der Körperwelt überall vorkommt. Dieser Act individualisirt sich bei den *lebenden* Wesen

dahin, daß vermittelst eines brechenden Apparats die scharfe Abbildung selbst eines sehr entfernten Gegenstandes möglich wird. Dafür ist aber bei denselben Wesen, und mindestens gewiß bei uns Menschen, die Wahrnehmung des selbständigen Lichtes der Körper verhindert, und wir erkennen sie, die doch ihr eigenthümliches Licht besitzen, nur in einer fremden Beleuchtung.

II. Chemie.

8. Einleitendes.

(*Justus Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 6—16.)

Wie ein Samenkorn von einer reifen Frucht trennte sich vor sechzig Jahren die Chemie als selbständige Wissenschaft von der Physik; mit Cavendish, Priestley fängt ihre neue Zeitrechnung an. Die Medicin, die Pharmacie, die Technik hatten den Boden vorbereitet, auf welchem das Samenkorn sich entwickeln, auf welchem es gedeihen sollte.

Die Grundlage ist, wie man weiß, eine dem Anschein nach sehr einfache Ansicht über die Verbrennung. Wir wissen jetzt, was sich daraus entwickelt, welche Wohlthaten, welchen Segen sie verbreitet hat. Seit der Entdeckung des S a u e r s t o f f s hat die civilisirte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren. Die Kenntniß der Zusammensetzung der Atmosphäre, der festen Erdrinde, des Wassers, ihr Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Thiere, knüpften sich an diese Entdeckung. Der vortheilhafte Betrieb zahlloser Fabriken und Gewerbe, die Gewinnung von Metallen steht damit in der engsten Verbindung. Man kann sagen, daß der materielle Wohlstand der Staaten um das Mehrfache dadurch seit dieser Zeit erhöht worden ist, daß das Vermögen eines jeden Einzelnen damit zugenommen hat.

Eine jede einzelne Entdeckung in der Chemie hat ähnliche Wirkungen in ihrem Gefolge, eine jede Anwendung ihrer Gesetze ist fähig, nach irgend einer Richtung hin dem Staate Nutzen zu bringen, seine Kraft, seine Wohlfahrt zu erhöhen.

In vielen Beziehungen besitzt die Chemie Aehnlichkeit mit der Mathematik; sowie diese letztere uns lehrt, Felder zu vermessen, Häuser zu bauen, Lasten zu heben, ist sie, wie die Rechenkunst ein Instrument, dessen geschickte Handhabung augenfälligen Nutzen bringt. Auf der andern Seite befähigt die Mathematik den Menschen, richtige Vernunftschlüsse nach bestimmten Regeln zu ziehen; sie lehrt ihn eine eigenthümliche Sprache kennen, die ihm erlaubt, eine Reihe von Folgerungen auf eine außerordentlich einfache Art in Linien und Zeichen auszudrücken, die Jedem verständlich sind, der diese Sprache kennt; sie lehrt ihn durch gewisse Operationen, die mit diesen Linien und Zeichen vorgenommen werden, Wahrheiten aufzufinden; sie lehrt ihn, klare Einsicht in vorher dunkle und unbekannte Verhältnisse zu gewinnen.

Der Mechaniker, der Physiker, der Astronom benutzen die Mathematik wie ein völlig unentbehrliches Instrument, welches ihnen als Mittel dient, um gewisse Zwecke zu erreichen; sie müssen in seiner Handhabung, in seinem Gebrauche so geübt sein, daß ihre Anwendung zu einer mechanischen Fertigkeit wird, die nur ihr Gedächtniß in Anspruch nimmt; aber das Instrument macht ja das Werk nicht, sondern der menschliche Geist. Sie werden zugeben, daß ihnen ohne Urtheil, ohne Scharfsinn und Beobachtungsgabe alle mathematischen Kenntnisse nutzlos sind.

Sie können sich einen Menschen denken, der, begünstigt durch ein großes Gedächtniß, sich mit allen Lehrsätzen der Mathematik aufs vollkommenste vertraut gemacht hat, der es zu einer großen Fertigkeit gebracht hat, mit diesem Instrumente umzugehen, ohne daß er im Stande ist, sich selbst eine Aufgabe zu geben. Wenn Sie ihm die Aufgabe, wenn Sie ihm die Bedingungen zur Lösung einer Frage geben, so gelingt es ihm, durch die Vornahme der ihm geläufigen Operationen zu einer Antwort zu gelangen, ausgedrückt in einer Formel, in gewissen Zeichen, deren Sinn ihm durchaus unverständlich ist, weil zur Beurtheilung der Wahrheit dieser Formel ihm wieder andere Bedingungen fehlen. Dies ist ein bloßer Rechner; sobald er aber die Fähigkeit und das Talent besitzt, sich selbst eine Frage zu geben und die Wahrheit seiner Rechnung zu prüfen, so wird er zum Naturforscher; denn wo sonst sollte

die Aufgabe hergenommen sein, wenn nicht aus der Natur oder aus dem Leben?

Sie nennen ihn Mechaniker, oder Astronom, oder mathematischen Physiker, wenn er, von der Beobachtung ausgehend, den Zusammenhang gewisser Erscheinungen zu ermitteln, wenn er die Ursachen aufzufinden weiß, durch die sie hervorgebracht werden, wenn er die Resultate seiner Forschung nicht nur in einer Formel, in der Sprache des Mathematikers auszudrücken vermag, sondern wenn er überdies noch die Fähigkeit besitzt, eine Anwendung davon zu machen; wenn er die Formel also in einer Erscheinung wiedergeben und hierdurch ihre Wahrheit prüfen kann.

Der Astronom, der Physiker, der Mechaniker bedarf demnach zu der Mathematik, die er als Instrument gebraucht, noch der Kunst, Beobachtungen zu machen, die Erscheinungen zu interpretiren: es gehört dazu die Fähigkeit, einen Vernunftschluß in einer Erscheinung, in einer Maschine, durch einen Apparat wiederzugeben, eine Reihe von Schlüssen durch Versuche zu beweisen.

Der Physiker stellt sich die Lösung einer Frage, er will die Bedingungen einer Erscheinung, die Ursachen ihres Wechsels erforschen, und er gelangt, wenn die Frage richtig gestellt und alle Factoren in Rechnung genommen sind, durch Hilfe mathematischer Operationen zu einem einfachen Ausdruck der unbekannten Größe oder des gesuchten Verhältnisses. Dieser Ausdruck erklärt, in Worte übersetzt, den Zusammenhang der beobachteten Erscheinungen, der von ihm angestellten Versuche; er ist w a h r, wenn er ihm erlaubt, eine gewisse Reihe von andern Erscheinungen hervorzurufen, welche Folgerungen dieses Ausdrucks sind.

Sie sehen leicht ein, wie die Mathematik mit der Naturforschung zusammenhängt, daß neben der Mathematik ein hoher Grad von Einbildungskraft, Scharfsinn und Beobachtungsgabe dazu gehört, um nützliche Entdeckungen in der Physik, Astronomie oder Mechanik zu machen. Es ist ein ganz gemeiner Irrthum, daß man die Entdeckungen der Mathematik zuschreibt, es geht damit, wie in tausend Dingen, wo man den Effect mit der Ursache verwechselt. So schreibt man den Dampfmaschinen zu, was dem Feuer, den Steinkohlen, was dem menschlichen Geiste angehört. Zu Entdeckungen in der Mathematik gehört dieselbe Geisteskraft, derselbe Scharfsinn, das nämliche Denkvermögen wie für Lösung andrer schwieriger Probleme, in Beziehung auf ihre Anwendungen sind es Vervollkommnungen des Instruments, unzähliger nützlicher Anwendungen fähig, allein die Mathematik macht in der Wissenschaft der Naturforschung, von sich selbst ausgehend, keine Entdeckungen, sie verarbeitet stets nur das Gegebene, das durch die Sinne Beobachtete, den durch den Geist geschaffenen neuen Gedanken.

Der mathematischen Physik gegenüber steht die Experimentalphysik; diese ist es, welche Thatsachen entdeckt, untersucht und dem mathematischen Physiker vorbereitet. Die Aufgabe der Experimentalphysik ist, die Gesetze, die aufgefundenen Wahrheiten durch Erscheinungen auszudrücken, die mathematische Formel durch Versuche zu erläutern und den Sinnen anschaulich zu machen.

Die C h e m i e verfährt in der Beantwortung ihrer Fragen in derselben Weise, wie die Experimentalphysik. Sie lehrt die Mittel kennen, welche zur Kenntniß der mannigfaltigen Körper führen, woraus die feste Erdrinde besteht, welche Bestandtheile des thierischen und vegetabilischen Organismus bilden.

Wir studiren die Eigenschaften der Körper, die Veränderungen, die sie in Berührung mit andern erleiden. Alle Beobachtungen zusammengenommen bilden eine Sprache; jede Eigenschaft, jede Veränderung, die wir an den Körpern wahrnehmen, ist ein Wort in dieser Sprache.

Die Körper zeigen in ihrem Verhalten gewisse Beziehungen zu andern, sie sind ihnen ähnlich in der Form, in gewissen Eigenschaften, oder weichen darin von ihnen ab. Diese Abweichungen sind ebenso mannigfaltig, wie die Worte der reichsten Sprache; in ihrer Bedeutung, in ihren Beziehungen zu unsern Sinnen sind sie nicht minder verschieden.

Die Körper sind verschieden in ihrer Qualität; was ihre Eigenschaften uns sagen, ändert sich, je nachdem sie geordnet sind; wie in jeder andern, haben wir in der eigenthümlichen Sprache mit der die Körper zu uns reden, Artikel, Fälle, alle Beugungen der Haupt- und Zeitwörter, wir haben eine Menge Synonymen. Dieselben Quantitäten der nämlichen Elemente bringen je nach ihrer Stellung ein Gift, ein Arzneimittel, ein Nahrungsmittel, einen flüchtigen oder einen feuerbeständigen Körper hervor.

Wir kennen die Bedeutung ihrer Eigenschaften, der Worte nämlich, in denen die Natur zu uns spricht, und benutzen das Alphabet, um zu lesen.

Eine Mineralquelle in Savoyen heilt Kröpfe; ich stelle an sie gewisse Fragen, und alle Buchstaben zusammengestellt, sagt sie mir, daß sie Jod enthält.

Ein Mann ist nach dem Genusse einer Speise mit allen Zeichen der Vergiftung gestorben; die Sprache der Erscheinungen, welche dem Chemiker geläufig ist, sagt ihm, der Mann sei an Arsenik oder an Sublimat gestorben.

Der Chemiker bringt ein Mineral durch seine Fragen zum Sprechen; es antwortet ihm, daß es Schwefel, Eisen, Chrom, Kieselerde, Thonerde, oder irgend eins der Worte der chemischen Sprache der Erscheinungen, in gewisser Weise geordnet enthält. *Dies ist die chemische Analyse.*

Die Sprache der Erscheinungen leitet den Chemiker zu Combinationen, aus denen unzählige nützliche Anwendungen sich ergeben; sie führen ihn zu Verbesserungen in Fabriken und Gewerben, in der Bereitung von Arzneien, in der Metallurgie. Er hat den Ultramarin entziffert, es handelt sich jetzt darum, das Wort durch eine Erscheinung wiederzugeben, den Ultramarin mit allen seinen Eigenschaften wieder darzustellen. *Dies ist die angewandte Chemie.*

Kaum ist bis jetzt eine Anforderung der Gewerbe, der Industrie, der Physiologie durch die wissenschaftliche Chemie unbefriedigt geblieben. Eine jede Frage, scharf und bestimmt gestellt, ist bis jetzt gelöst worden; nur wenn der Fragende selbst nicht klar über den Gegenstand war, über den er Erläuterung begehrte, blieb er ohne Antwort.

Die letzte und höchste Aufgabe der Chemie ist die Erforschung der Ursachen der Naturerscheinungen, ihres Wechsels, sowie der Factoren, welche verschiedenartige Erscheinungen miteinander gemein haben; der Chemiker ermittelt die Gesetze, nach denen die Naturerscheinungen vor sich gehen, und er gelangt zuletzt, indem er alles durch die Sinne Wahrnehmbare und Erkannte zusammenfaßt, zu einem geistigen Ausdruck der Erscheinungen, zu einer *Theorie*.

Um aber in dem mit unbekannten Chiffern geschriebenen Buche lesen zu können, um es zu verstehen, um die Wahrheit einer Theorie klar einzusehen und die Erscheinungen, worauf sie gestützt, und die Kräfte, durch die sie hervorgebracht sind, unserm Willen unterthan zu machen, muß man nothwendig erst das Alphabet kennen lernen, man muß sich mit dem Gebrauch dieser Zeichen bekannt machen, man muß sich Uebung und Gewandtheit in ihrer Handhabung verschaffen, man muß die Regeln kennen lernen, welche den Combinationen zu Grunde liegen.

Aehnlich wie die höhere Mechanik, die Physik eine große Geübtheit in der *mathematischen Analyse* voraussetzt, muß der Chemiker als Naturforscher sich die vertrauteste Bekanntschaft mit der *chemischen Analyse* erworben haben. Alle seine Schlüsse, seine Resultate drückt er durch Versuche, durch Erscheinungen aus.

Jeder Versuch ist ein Gedanke, der den Sinnen wahrnehmbar gemacht ist durch eine Erscheinung. Die Beweise für unsere Gedanken, für unsere Schlüsse, sowie ihre Widerlegungen, sind Versuche, sind Interpretationen von willkürlich hervorgerufenen Erscheinungen.

Es war eine Zeit, wo die Chemie, ähnlich wie die Astronomie, die Physik und Mathematik, weiter nichts als eine durch Erfahrung ausgemittelte und in Regeln gebrachte Experimentirkunst war; seitdem man aber die Ursachen und Gesetze kennt, die diesen Regeln zu Grunde liegen, hat die Experimentirkunst ihre Bedeutung verloren.

Das mühsame, zeitraubende Erlernen von Handgriffen und Methoden, von Vorsichtsmaßregeln in den chemischen Gewerben, in der Industrie, der Pharmacie, die sonderbaren Attribute des Chemikers früherer Zeit, ihre Oefen und Gefäße, sind zu Curiositäten geworden; Alles dies erlernt sich nicht mehr, sondern es versteht sich von selbst, da man die Ursachen kennt, die sie nothwendig gemacht haben. Das Gelingen eines Versuches, einer Operation hängt weit weniger von der mechanischen Geschicklichkeit, als von Kenntnissen ab; das Mißglücken beruht auf der mangelhaften Erkenntniß; das Entdecken auf Gewandtheit im Combiniren und auf dem Denkorgan.

In den Vorlesungen lehren wir das Alphabet, in den Laboratorien den Gebrauch dieser Zeichen; der Schüler erwirbt sich darin Fertigkeit im Lesen der Sprache der Erscheinungen, er lernt die Regeln der Combinationen, sowie Gewandtheit und die Gelegenheit, sie in Anwendung zu bringen.

Sobald sich die Buchstaben und Zeichen zu einer geistigen Sprache gestaltet haben, so verliert und verwischt sich ihre Bedeutung nicht mehr. Mit ihrer Kenntniß ist er ausgerüstet, um unbekannte Länder zu erforschen, sich überall zu belehren und Entdeckungen zu machen, wo ihre Zeichen gelten; sie ist das Mittel zum Verständniß der Sitten, der Gewohnheiten, der Bedürfnisse, die in diesen Gegenden herrschen. Er kann zwar auch ohne die Kenntniß dieser Sprache die Grenzen dieser Länder überschreiten, allein er setzt sich zahllosen Mißverständnissen und Irrthümern aus. Er fordert Brod, und man gibt ihm einen Stein.

Die *Medicin*, die *Physiologie*, die *Geologie*, die *Experimental-Physik*, sie sind

diese unbekannten Länder, deren Gesetze, deren Einrichtungen und Regierungsformen er kennen lernen will. Ohne die Sprache der Erscheinungen zu kennen, ohne die Kunst, sie zu interpretiren, bleibt ihm nichts darin zu entdecken übrig, als die Kenntniß der Formen und äußern Beschaffenheiten.

9. Chemische Kräfte, Verwandtschaften, Verbindungen.

(Dasselbe Buch, S. 33—42.)

Um eine klare Anschauung der wunderbaren Ordnung und Regelmäßigkeit zu haben, in welcher die Körper Verbindungen eingehen, muß man sich daran erinnern, was der Chemiker mit Verbindung oder Zersetzung bezeichnet. Das Rosten des Eisens, das Bleichen der Farben an der Luft, die Ausbringung der Metalle aus ihren Erzen, die Darstellung von zahllosen Gegenständen des Handels und der Gewerbe, von Arzneien, kurz alle neuen Formen oder Erscheinungen, welche sich beim Zusammenbringen verschiedenartiger Körper den Sinnen darbieten, sie beruhen bis auf sehr wenige Ausnahmen auf einer Verbindung oder Zersetzung. Die letzten Ursachen der neuen Formen und Erscheinungen sind die chemischen Kräfte, von allen andern dadurch unterschieden, daß wir ihre Existenz in ihren Aeußerungen nur bei unmittelbarer Berührung der Körper wahrnehmen; in einer jeden meßbaren Entfernung äußern sie keine Art von Wirkung. Diese Classe von Erscheinungen begrenzen das Gebiet der Chemie; die Schwere, die elektrische, die magnetische Kraft, die Wärme haben Einfluß auf die chemischen Vorgänge; allein als Kräfte, die auf fernhin wirken, Bewegungen, Ortsveränderungen, überhaupt Naturerscheinungen bedingen, gehört die Ermittelung ihrer Natur und ihrer Gesetze im engeren Sinne der Physik an.

Das Eisen rostet an der Luft, Schwefel und Quecksilber werden zu Zinnober; es ist die chemische Kraft, die zwischen den Theilchen des Eisens und einem Bestandtheil der Luft, die zwischen den Theilchen des Schwefels und Eisens thätig ist, durch welche der Wechsel ihrer Eigenschaften bewirkt wurde; sie ist die Ursache der Entstehung eines Körpers mit neuen veränderten Eigenschaften, einer chemischen Verbindung.

Aus Zinnober, den wir mit Eisen erhitzen, erhalten wir wieder Quecksilber; aus Eisenrost, den wir mit Kohle glühen, erhalten wir wieder metallisches Eisen; wir zersetzen den Zinnober durch Eisen, den Eisenrost durch Kohle; die Ursache ist immer die chemische Kraft, der Erfolg beruht stets auf der Bildung einer Verbindung; das Eisen, welches das Quecksilber ausschied, verbindet sich mit dem Schwefel, wir hatten Schwefelquecksilber und bekommen Schwefeleisen, die Kohle, welche aus dem Eisenrost metallisches Eisen wieder hervorgehen macht, sie geht mit dem Bestandtheil der Luft, den das Eisen beim Rosten aufgenommen hatte, eine Verbindung ein. Die unendlich große Anzahl von chemischen Zersetzungen zusammengesetzter Körper, die Ausscheidung von einem ihrer Bestandtheile, sie beruht stets darauf, daß ein neu hinzukommender Körper mit den übrigen Bestandtheilen eine Verbindung eingeht. Es ist einleuchtend, daß diese Körper unter den gegebenen Bedingungen keine Art von Wechsel in ihren Eigenschaften erfahren könnten, wäre zwischen ihren Theilchen nicht die Ursache thätig, die wir als chemische Kraft bezeichnen. Ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch und der Bedeutung des Wortes entgegen, hat man die chemische Kraft Verwandtschaft, Affinität genannt. Man sagt: zwei Körper haben Verwandtschaft zu einander, wenn sie, mit einander in Berührung, die Fähigkeit zeigen, sich mit einander zu verbinden. Dieser Ausdruck ist entschieden falsch, wenn man damit sagen wollte, daß solche Körper verwandt mit einander wären.

Die sechsundfünfzig einfachen Körper durch einander auf einem Tische auf einen Haufen gebracht, würde ein Kind nach ihrer äußeren Beschaffenheit in zwei großen Classen ordnen können: in eine Classe, deren Glieder metallisches Ansehen besitzen, und in eine zweite, wo den einzelnen Individuen das metallische Ansehen abgeht. Die erste umfaßt die Metalle, die andern heißen Metaloide. Diese großen Classen lassen sich nun wieder je nach der Aehnlichkeit in andern Eigenschaften in kleinere Gruppen scheiden, in denen man also diejenigen vereinigt, die sich am nächsten stehen. In ganz gleicher Weise zeigen zusammengesetzte Körper Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten in ihren Eigenschaften, und wenn

man Alle familienweise ordnet, die also zusammenbringt, die von einem Vater oder einer Mutter entspringen, so zeigt es sich, daß die Glieder einer und derselben Familie sehr wenig, oft nicht die geringste Neigung zeigen, neue Mischungen zu bilden, sie sind ihren Eigenschaften nach Verwandte, haben aber keine Anziehung, keine Verwandtschaft zu einander, die Glieder hingegen zweier Familien, die in ihren Eigenschaften recht weit von einander abstehen, diese ziehen sich stets am stärksten an.

So haben die Verbindungen zweier Glieder derselben Familie die leicht erkennbaren Tugenden und Fehler der Familie in ungemindertem, oft in erhöhtem Grade; wenn aber zwei von ganz entgegengesetzten Stämmen sich alliiren, so geht stets ein neuer Körper daraus hervor, an dem man die Eltern nicht wieder erkennt.

So stehen Eisen und Quecksilber (zwei Metalle) den Stammbäumen nach, unendlich näher als Eisen und Schwefel, oder Quecksilber und Schwefel (ein Metall und ein Metaloid). An einer Verbindung zwischen den beiden ersteren erkennt man sogleich den Ursprung; aber wer sollte im Zinnober das flüssige silberweiße Metall, den gelben brennbaren Schwefel vermuthen? Hieraus ergeben sich in den Zusammensetzungen selbst verschiedene Grade der Verwandtschaft, womit man immer die ungleiche Fähigkeit oder das ungleiche Streben ihrer Theile bezeichnet, sich mit einander zu verbinden; auf diesen verschiedenen Graden der Anziehung beruhen nun alle Zersezzungen.

Es ist erwähnt worden, daß zur Aeußerung der chemischen Verwandtschaft unbedingt erforderlich ist, daß sich die Theilchen der Körper berühren, oder in unmeßbar kleiner Entfernung sich befinden. Jedermann kennt nun die Wirkung, welche die Wärme auf die Körper ausübt. Ein eiserner Nagel, noch so fest in die Wand geschlagen, wird allmählig lose und fällt zuletzt heraus. Im Sommer ist das Eisen mehr erwärmt, wie im Winter, es dehnt sich im Sommer aus und treibt mit großer Kraft das Holz und den Stein aus einander, im Winter zieht sich das Eisen aber in weit höherem Grade wie der Stein oder das Holz zusammen. Die Ausdehnung durch Wärme setzt voraus, daß die Theilchen eines Körpers sich von einander entfernen, die Zusammenziehung durch Kälte, daß sie sich einander nähern. Da nun eine gewisse Nähe der Theilchen eine nothwendige Bedingung zur Aeußerung der chemischen Verwandtschaft ist, so ist leicht einzusehen, daß durch den bloßen Effect der Hitze eine Menge chemischer Verbindungen in ihre Bestandtheile zerfallen müssen, und zwar stets in dem Fall, wo durch die Wärme die Entfernung ihrer Theilchen zuletzt größer wird, als die Sphäre ihrer chemischen Anziehung ist. Hierdurch erfolgt nothwendig eine Trennung; nimmt die Hitze ab, so nähern sich die Theilchen wieder einander, und bei einem gewissen Puncte der Nähe geht wieder eine Verbindung vor sich. Wir können uns denken, daß in, für uns unmeßbar hohen Temperaturen, Körper sich in einem und demselben Raume befinden, ohne sich mit einander zu verbinden, obwohl sie die stärkste Verwandtschaft zu einander haben, eben weil die Wärme die Verwandtschaft aufhebt, ihrer Aeußerung einen Widerstand entgegensetzt. So waren unstreitig die Bestandtheile des Erdkörpers zu einer Zeit, wo er eine außerordentlich hohe Temperatur besaß, in ganz anderer Weise geordnet, ja es ist nicht undenkbar, daß sie wie in einem Chaos durch einander schwammen, daß sich dieses Chaos zu den gegenwärtigen Mineralien und Gebirgsarten dann erst ordnete, als die Temperatur durch Abkühlung abnahm. Denken wir uns alle Elemente des Erdkörpers durch den Einfluß einer großen Hitze in den nämlichen Zustand versetzt, in welchem sich bei gewöhnlicher Lufttemperatur das Sauerstoff- und Wasserstoffgas befindet, so würde die Erde eine ungeheure Kugel von lauter Gasen sein, die sich überall gleichförmig mischen würden, ohne eine Verbindung mit einander einzugehen, ganz so wie dies beim Sauerstoff- und Wasserstoffgas, trotz ihrer ausgezeichnet großen Verwandtschaft, geschieht. Bei 350° verbindet sich das Quecksilber mit dem Sauerstoff der Luft zu einem rothen krystallinischen Pulver, bei 400° zerlegt sich dieses Pulver in Sauerstoffgas und in Quecksilberdampf.

Wenn wir eine Mischung von Eisen und Blei mit Schwefel in einem Tiegel zusammenschmelzen, so trennt sich das Eisen vom Blei und verbindet sich mit dem Schwefel; so lange noch eine Spur Eisen in dem Blei ist, tritt kein Theilchen Schwefel an das Blei, sondern nur an das Eisen; ist alles Eisen an den Schwefel getreten, so vereinigt sich jetzt der Schwefel mit dem Blei. Wie man leicht bemerkt, haben beide Metalle Verwandtschaft zu dem Schwefel, allein die des Eisens ist weit größer, als die des Bleies; daher kommt es denn, daß, wenn, wie es im Großen geschieht, das in der Natur vorkommende Schwefelblei (Bleiglanz) mit Eisen zusammengeschmolzen wird, sich das Blei geschmolzen im reinen metallischen Zustande abscheidet; das Eisen verbindet

sich mit dem Schwefel, zu dem es eine weit größere Verwandtschaft besitzt.

In ähnlicher Weise zerlegt das Eisen in der Glühhitze den Zinnober und treibt das Quecksilber aus, indem es sich mit dem Schwefel verbindet, allein in diesem Fall ist die Verwandtschaft des Eisens zum Schwefel nicht der einzige Grund der Zersetzung. Niemand hat bis jetzt Quecksilber im rothglühenden Zustande gesehen, wie Eisen, z. B. in der Esse des Schmieds; während das Eisen in der Hitze das Feuer nicht verläßt, verwandelt sich das Quecksilber unter denselben Umständen in einen unsichtbaren Dampf; seine Theile erhalten durch die Wärme das Vermögen, Gaszustand anzunehmen; die Fähigkeit eines Körpers, Gaszustand anzunehmen, beruht nun auf dem Vermögen oder Streben seiner Theile, sich abzustoßen, sich von einander zu entfernen, und dieses Streben behaupten die Körper in ihren chemischen Verbindungen. Das Quecksilber besitzt die Fähigkeit zu verdampfen, schon bei gewöhnlicher Temperatur; ein Tropfen Quecksilber verdampft allmählig in der Luft, er braucht hierzu längere Zeit als ein Wassertropfen, allein er verschwindet nach und nach. Durch die Hitze wird diese Verdampfung außerordentlich beschleunigt. Der Zinnober verdampft unter diesen Umständen nicht, was offenbar darauf beruht, daß dem Streben des Quecksilbers, Luftform anzunehmen und sich von den Schwefeltheilchen loszureißen oder zu entfernen, ein Widerstand entgegenwirkt, und dies ist die chemische Verwandtschaft des Schwefels; es ist dies ein Widerstand, der bei gewöhnlicher Temperatur nicht überwunden wird. Wird nun der Zinnober auf den Punct erhitzt, auf welchem das Quecksilber luftförmig wird, so wird nicht nur die Verwandtschaft zwischen Schwefel und Quecksilber geschwächt, sondern auch das Streben des Quecksilbers, sich von dem Schwefeltheilchen loszureißen, wird dadurch erhöht. Kommt jetzt der Wärme eine wenn auch nur schwache Verwandtschaft zu Hilfe, die des Eisens z. B. zum Schwefel, so erfolgt eine Trennung desselben vom Quecksilber, die ohne das Zusammenwirken dieser verschiedenen Ursachen nicht erfolgt wäre. So spielt denn das Streben eines Körpers, in gewissen Temperaturen Luftform anzunehmen, eine wichtige Rolle in allen Zersetzungs- und Verbindungsprocessen des Chemikers, es ändert, erhöht oder vermindert die Aeußerungen der Verwandtschaft.

In ganz ähnlicher Weise nimmt die Fähigkeit der Theilchen eines Körpers, ihren Zusammenhang zu behaupten gegen alle Ursachen, die ihn zu vernichten streben, Antheil an dem Spiele der Verwandtschaft. Wir können durch die Hitze den Zucker, das Kochsalz schmelzen, ihre Theile leicht beweglich nach allen Richtungen hin machen, ihren festen Zustand aufheben und vernichten. Dasselbe können wir durch Wasser; in dem Wasser, in welchem Zucker und Kochsalz schmelzen, ist es nicht die Wärme, sondern die chemische Verwandtschaft des Wassers, wodurch ihr Streben, zusammenhängend zu bleiben, aufgehoben wird. Ein Stück von einem weißgebrannten Knochen ist unlöslich in Wasser und alkalischen Flüssigkeiten, das Streben seiner Theile, ihren Zustand zu behaupten, oder, wie man in diesem Falle sagt, ihre Cohäsionskraft, ist größer, wie die Verwandtschaft der Flüssigkeit. In einer Menge saurer Flüssigkeiten, z. B. in Essig, tritt das Gegentheil ein, es löst sich darin auf. Es ist mithin einleuchtend, daß, wenn wir die Bestandtheile dieses Knochenstückes (Phosphorsäure und Kalk) in einer sauren Flüssigkeit mit einander zusammenbringen, wir keine Art von Veränderung eintreten sehen, weil beide, gleichgiltig in welcher Form, in der sauren Flüssigkeit löslich sind; bringt man sie aber in Wasser oder in einer alkalischen Flüssigkeit zusammen, die der Vereinigung ihrer Bestandtheile zu einem festen Körper kein Hinderniß entgegensetzt, so sehen wir Knochenerde als weißes Pulver zu Boden fallen; es entsteht, wie man sagt, ein Niederschlag.

In dieser Weise benutzt der Chemiker die ungleiche Löslichkeit der Körper in verschiedenen Flüssigkeiten, ihr Verhalten in der Wärme, als mächtige Mittel zur Scheidung, zur Analyse. Alle Mineralien ohne Ausnahme lassen sich durch geeignete Wahl in Flüssigkeiten auflösen; indem er nun durch Zusatz von andern Materien die Natur der Flüssigkeit ändert, wechselt damit die Löslichkeit der Bestandtheile des Minerals in dieser Flüssigkeit, und es gelingt ihm auf diese Weise, einen nach dem andern daraus zu scheiden. Dies ist der eine Weg der Analyse; der andere besteht darin, daß man der Auflösung einer Verbindung, welche fünf, sechs und mehr Bestandtheile enthält, nach und nach verschiedene andere Substanzen zusetzt, die mit einem oder dem andern der Bestandtheile eine unlösliche Verbindung eingehen. Dies geschieht in einer gewissen Reihenfolge, und zwar so, wie wenn die Bestandtheile in verschiedenen Fächern lägen, zu deren Oeffnung man ebenso viele verschiedene Schlüssel braucht.

10. Chemische Proportionen und Aequivalente.

(Dasselbe Buch, S. 43—49.)

Bei diesen Zersetzungen und Verbindungen liegt die Frage ganz nahe, wie viel man von dem einen Körper, von dem Eisen z. B., nöthig hat, um einen andern, das Quecksilber, aus dem Zinnober auszutreiben und in seiner Schwefelverbindung zu vertreten.

Alle diese Fragen sind auf das Erschöpfendste beantwortet.

Nimmt man in dem berührten Falle zu wenig Eisen, so bleibt ein Theil Zinnober unzersetzt, wird zu viel Eisen genommen, so bleibt der Ueberschuß außer Verbindung mit dem Schwefel.

Zu allen diesen Zersetzungen sind immer ganz bestimmte Mengen nöthig, die für alle Fälle unveränderlich sind, was offenbar nur darauf beruhen kann, daß sich die Körper nach unveränderlichen Gewichtsverhältnissen mit einander verbinden; denn eine Zersetzung ist ja nur der Erfolg einer Verbindung.

Um 117 Theile Zinnober zu zerlegen, brauche ich 27 Theile Eisen; ich erhalte 101 Theile Quecksilber und 43 Theile Schwefeleisen.

Es finden sich hiernach vereinigt
16 Theile Schwefel mit 101 Theilen Quecksilber,
welche abgeschieden und
vertreten werden durch 27 Theile Eisen.

Es folgt hieraus von selbst, daß sich 27 Theile Eisen vereinigt haben mit 16 Theilen Schwefel.

Es zeigt sich nun, daß das Gewichtsverhältniß des Eisens und Quecksilbers, in dem sie sich in ihrer Schwefelverbindung vertreten, oder in dem sie sich mit Schwefel vereinigen, überall und in allen den Fällen, wo der eine Körper durch den andern ersetzt und vertreten wird, das nämliche bleibt. Wenn aus irgend einer andern Verbindung des Quecksilbers, mit Sauerstoff, Chlor, Jod, Brom etc., das Quecksilber ausgeschieden und ersetzt wird durch Eisen, so habe ich für je 101 Theile Quecksilber immer und unabänderlich 27 Theile Eisen nöthig; die Erfahrung zeigt ferner, daß, wenn irgendwie 101 Theile Quecksilber in Verbindung treten mit einem Körper, dessen Gewicht a heißen mag, so geht das Gewicht a dieses Körpers auch mit 27 Theilen Eisen eine Verbindung ein.

Alles dieses sind reine Erfahrungen, welche die Chemiker mit der Wage in der Hand ermittelt haben, und diese festen Verhältnisse zeigen sich nicht nur für die wenigen der hier benannten Körper, sondern wir beobachten sie überall und an allen Körpern. So z. B. vereinigen sich

16 Schwefel mit 8 Sauerstoff
und mit 1 Wasserstoff,

und überall, wo in einer Verbindung Wasserstoff durch Sauerstoff, oder Sauerstoff durch Wasserstoff vertreten wird, beobachtet man, daß für je 8 Gewichtstheile Sauerstoff 1 Gewichtstheil Wasserstoff, und für 1 Gewichtstheil Wasserstoff 8 Gewichtstheile Sauerstoff in Verbindung treten.

Aber es bleiben sich nicht nur die Beziehungen der Gewichte Wasserstoff und Sauerstoff in andern Verbindungen einander gleich, sondern auch die Gewichtsverhältnisse des Schwefels, seine Gewichtsbeziehungen zu diesen beiden Körpern sind unveränderlich fest in der Art, daß, wenn in irgend einer Schwefelverbindung der Schwefel vertreten wird durch Sauerstoff, oder Wasserstoff, so treten an die Stelle des Schwefels die Hälfte seines Gewichtes Sauerstoff oder das Sechszehntel seines Gewichtes Wasserstoff.

1 Wasserstoff verbindet sich mit 16 Schwefel,
diese 16 Schwefel sind vertretbar
durch 8 Sauerstoff.

Der Erfolg dieser Vertretung ist die Verbindung von 8 Sauerstoff mit 1 Wasserstoff zu 9 Wasser, oder

8 Sauerstoff verbindet sich mit 16 Schwefel,
diese 16 Schwefel sind vertret-
bar durch 1 Wasserstoff.

Das Resultat ist wieder eine Verbindung von 1 Wasserstoff mit 8 Sauerstoff.

Man sieht leicht, daß, wenn das Gewicht bekannt ist, in dem sich ein Körper mit zwei, drei, vier und mehr andern (denn sie lassen sich immer zu zwei und zwei paaren) verbindet, so drücken diese Gewichte auch die Mengen aus, in welchen sich diese verschiedenen Körper unter einander verbinden. 16 Schwefel verbinden sich mit 8 Sauerstoff, 1 Wasserstoff, 101 Quecksilber, 27 Eisen; aber es verbinden sich genau 8 Sauerstoff mit 101 Quecksilber, mit 27 Eisen zu einem Oxyde des Quecksilbers, Eisens etc. Kennt man zuerst das Verhältniß, in dem sich ein Körper, ganz gleichgiltig welcher, mit allen übrigen verbindet, so weiß man die Quantitäten, in welchen sich alle Körper, wenn sie überhaupt die Fähigkeit, nämlich Verwandtschaft zu einander haben, untereinander verbinden. Die folgende Tabelle bedarf kaum einer Erläuterung.

Sauerstoff	O.	8	Kalium	K.	39,2
Wasserstoff	H.	1	Calcium	Ca.	20,5
Kohlenstoff	C.	6	Silicium	Si.	14,8
Schwefel	S.	16	Blei	Pb.	103,8
Stickstoff	N.	14	Kupfer	Cu.	31,8
Phosphor	P.	31,4	Quecksilber		101,4

Diese Zahlen drücken die Gewichtsmengen einiger einfachen Körper aus (sie sind von allen bekannt), in denen sie sich untereinander verbinden, oder wenn man will, es sind die Gewichte, in denen sie sich in ihren Verbindungen vertreten.

Es ist ganz besonders hervorzuheben, daß diese Verhältnisse sich auch in den Fällen nicht ändern, wo ein Körper mit einem zweiten, dritten etc. mehr wie eine Verbindung bildet. So verbinden sich 14 Stickstoff mit 8 Sauerstoff zu dem sog. Lustgas; es gibt eine zweite Verbindung, ein farbloses Gas, welches in der Luft rothe Nebel bildet, und das auf 14 Stickstoff 16 Sauerstoff (zweimal 8), es gibt eine dritte, welche 24 (dreimal 8), eine vierte, die 32 (viermal 8), eine fünfte, die Salpetersäure, welche 40 Sauerstoff (fünfmal 8) i m m e r auf 14 Stickstoff enthält. So vereinigt sich Kohlenstoff mit Sauerstoff in zwei Verhältnissen; die erste Verbindung, ein brennbares Gas, enthält auf 6 Kohlenstoff 8 Sauerstoff, die andere auf 6 Kohlenstoff 16 Sauerstoff; die letztere ist die bekannte Kohlensäure.

In allen Fällen, wo die Elemente sich zu irgend einer Verbindung vereinigen, zeigen sich diese festen, unveränderlichen Verhältnisse.

Aus der Analyse der Essigsäure ergibt sich, daß sie in 100 Gewichtstheilen 47,06 Kohlenstoff, 5,88 Wasserstoff und 47,06 Sauerstoff enthält. Ich weiß, wie viel Sauerstoff und Wasserstoff mit 47,06 Kohlenstoff verbunden sind, und nichts ist leichter, als zu berechnen, wie viel Sauerstoff und Wasserstoff auf 6 Kohlenstoff sich darin befinden. Es ist dies ein einfaches Regel de tri-Exempel. Auf 6 Kohlenstoff befinden sich darin $^3/_4$ Wasserstoff und 6 Sauerstoff, oder in ganzen Zahlen 24 Kohlenstoff (viermal 6), 3 Wasserstoff (viermal $^3/_4$) und 24 Sauerstoff (dreimal 8).

Oder ich weiß, wie viel Kohlenstoff und Wasserstoff in der Essigsäure mit 46,06 Sauerstoff vereinigt sind, und berechne, wie viel von diesen beiden Elementen auf 8 Sauerstoff (auf eine andere der obigen unveränderlichen Zahlen) kommen. Ich erhalte, auf 8 Sauerstoff sind 1 Wasserstoff und 8 Kohlenstoff; dreimal genommen gibt dies das nämliche Verhältniß.

Die Zusammensetzung aller chemischen Verbindungen ohne Ausnahme läßt sich ganz in der nämlichen Weise durch diese festen Zahlen ausdrücken, die man eben darum M i s c h u n g s g e w i c h t e, und in Beziehung auf ihre gegenseitige Vertretung A e q u i v a l e n t e genannt hat, weil sie wirklich die Quantitäten ausdrücken, in denen die Körper Mischungen (besser Verbindungen) eingehen, oder in denen sie gleiche Effecte, gleiche Wirkungen hervorbringen. Um eine chemische Action auszuüben, habe ich zu irgend einem Zwecke 8 Sauerstoff nöthig, und wenn ich anstatt des Sauerstoffes zu gleichem Zweck Schwefel verwenden kann und will, so brauche ich stets 16 Schwefel; diese Mischungsgewichte drücken gleiche Wirkungswerthe aus.

11. Atomistische Theorie.

(Dasselbe Buch, S. 55—61.)

Man wird sich leicht denken können, daß die Frage nach dem Warum, nach der Ursache dieser festen, unveränderlichen Gewichte, den philosophischen Geist der Chemiker beschäftigen mußte. Es muß eine Ursache geben, welche das Zusammentreten der Elemente in anderen Verhältnissen unmöglich macht, welche einer Verkleinerung oder Vergrößerung derselben ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzt. Die festen Verhältnisse sind Aeußerungen dieser Ursache, allein mit denselben ist das Gebiet der Forschung begrenzt, sie selbst ist nicht sinnlich wahrnehmbar und kann nur Gegenstand der Speculation, des geistigen Vorstellungsvermögens sein.

Wenn ich es versuchen werde, die Ansicht zu entwickeln, welche in diesem Augenblick über die Ursache der chemischen Proportionen herrschend geworden ist, so muß man nicht vergessen, daß ihre Unwahrheit oder Wahrheit mit dem Gesetze selbst nicht das Geringste zu thun hat; dieses letzte bleibt als ein Ausdruck der Erfahrung immer wahr und ändert sich nicht, wie sich auch die Vorstellungen über den Grund ändern mögen.

Eine sehr alte Vorstellung über die Natur der

Materie, die sogenannte atomistische, eignet sich in der That vortrefflich zum sinnlichen Verständniß der chemischen Proportionen; sie setzt nämlich voraus, daß in einem Raum, den ein fester, flüssiger oder luftförmiger Körper einnimmt, nicht alle Theilchen des Raumes mit fester Masse, mit Materie ausgefüllt seien, sondern daß ein jeder Körper Poren habe, nicht etwa wie bei einem Stücke Holz, an dem sie sichtbar sind, sondern unendlich viel kleiner. Ein Körper besteht nach dieser Ansicht aus sehr kleinen Theilchen, die sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden; zwischen je zwei Theilchen ist also ein, nicht durch die Materie des Körpers ausgefüllter Raum vorhanden.

Die Wahrscheinlichkeit dieser Idee ist in die Augen fallend; wir können ein Volumen Luft in einen tausendmal kleinern Raum zusammenpressen, und auch feste und flüssige Körper nehmen unter der Gewalt eines mechanischen Druckes einen kleinern Raum ein. Eine Billardkugel, mit einiger Kraft auf einen harten Körper geworfen, plattet sich ab und nimmt nach dem Abspringen die Kugelform wieder an. Alle Körper nehmen beim Erwärmen einen größeren, beim Erkälten einen kleineren Raum ein.

Es ist aus diesen wohlbekannten Erfahrungen leicht ersichtlich, daß der Raum, den ein Körper gerade einnimmt, von zufälligen Umständen abhängt, daß er wechselt mit den Ursachen, die ihn größer oder kleiner zu machen streben. Wenn man sich nun denkt, daß an dem Orte, wo sich ein kleines Theilchen Materie, das eigentlich Raumerfüllende in einem Körper, befindet, nicht gleichzeitig ein zweites und drittes Theilchen Platz hat, so führt dies von selbst auf die Vorstellung, daß die Vergrößerung oder Verkleinerung des Volumens eines Körpers eine Folge ist von der größeren oder kleineren Entfernung seiner raumerfüllenden Theilchen. In einem Pfunde flüssigen Wassers sind offenbar die Wassertheile näher bei einander, als in einem Pfunde Dampf, der bei gewöhnlichem Drucke einen 1700mal größeren Raum einnimmt.

Diese Vorstellung gewährt Einsicht in eine Menge Erscheinungen, welche, gleich einfach, bis jetzt durch keine andere Ansicht erklärbar sind.

Die atomistische Theorie setzt ferner voraus, daß die kleinen Theilchen, woraus die Masse eines Körpers besteht, nicht weiter in kleinere theilbar seien, daher denn der Name Atome für diese kleinsten Theilchen.

Es ist für den Verstand durchaus unmöglich, sich kleine Theilchen Materie zu denken, welche absolut untheilbar sind; im mathematischen Sinne unendlich klein, ohne alle Ausdehnung können sie nicht sein, eben weil sie Gewicht besitzen; allein so klein auch ihr Gewicht angenommen werden mag, wir können die Spaltung des einen Theilchens in zwei Hälften, in drei, in hundert Theile nicht für unmöglich ansehen. Aber wir können uns auch denken, daß diese Atome nur physikalisch untheilbar sind, so daß sie sich nur unserer Wahrnehmung nach so verhalten, wie wenn sie keiner weiteren Theilung mehr fähig wären; ein physikalisches Atom würde in diesem Sinne eine Gruppe von viel kleineren Theilchen sein, die durch eine Kraft oder durch Kräfte zu einem Ganzen zusammengehalten werden, stärker wie alle auf dem Erdkörper zu ihrer weiteren Spaltung uns zu Gebote stehenden Kräfte.

Mit diesen Atomen, und was der Chemiker darunter meint, verhält es sich wie mit seinen Elementen. Die 56 bekannten einfachen Körper sind nur Elemente beziehungsweise zu den Kräften und Mitteln, die uns zu Gebote stehen, um sie in noch einfachere zerfallen zu machen. Wir können es nicht, und die Grundsätze der Naturforschung festhaltend, nennen wir sie so lange einfache Körper, bis uns die Erfahrung eines Besseren überführt. Die Geschichte der Wissenschaft ist in Hinsicht auf diese Methode reich an nützlichen Lehren; Rückschritte, Irrthümer und falsche Ansichten ohne Zahl waren stets die unmittelbaren Folgen der Ueberschreitung des Gebietes der Erfahrung. Ohne die Theilbarkeit der Materie ins Unendliche zu bestreiten, behauptet der Chemiker nur den festen Grund und Boden seiner Wissenschaft, wenn er die Existenz physikalischer Atome als eine ganz unbestreitbare Wahrheit annimmt.

Ein Tübinger Professor hat diese Ansicht durch ein geistreiches Bild versinnlicht; er vergleicht die Atome mit den Himmelskörpern, die in Beziehung zu dem Raum, in welchem sie schweben, unendlich klein, d. h. Atome sind. Alle diese unzähligen Sonnen mit ihren Planeten und Trabanten bewegen sich in abgemessenen Entfernungen von einander; sie sind untheilbar in Hinsicht auf die Existenz von Kräften, die von ihnen etwas Materielles losreißen, oder ihre Gestalt und Größe in einem so bemerklichen Grade zu ändern vermöchten, daß damit ihr Verhältniß zu den andern Himmelskörpern gestört werden könnte; aber sie sind nicht untheilbar an sich. Das Weltall stellt in diesem Sinne einen großen Körper dar, dessen Atome, die Himmelskörper, untheilbar und unveränderlich sind.

Der atomistischen Ansicht gemäß ist demnach ein Stück Glas, ein Stück Zinnober, ein Stück Eisen etc. ein Haufwerk von Atomen Glas, Zinnober, Eisen, deren Zusammenhang durch die Cohäsionskraft bedingt wird; das allerkleinste denkbare Theilchen Eisen ist immer Eisen, aber was den Zinnober betrifft, so wissen wir mit der größten Bestimmtheit, daß ein physikalisch nicht weiter in kleinere Theile spaltbares Theilchen Zinnober noch kleinere Theile enthält, nämlich Schwefel- und Quecksilbertheilchen, von denen wir sogar das Gewichtsverhältniß kennen, in welchem beide darin vorhanden sind.

Das Eisen besteht aus gleichartigen Atomen Eisen, das Zinnober aus gleichartigen Atomen, von denen jedes Zinnober ist; aber diese letzteren sind nicht einfach, wie die des Eisens, sondern sie sind einer weiteren Spaltung fähig; für die Sinne sind sie gleichartig, allein wir wissen, daß sie zusammengesetzt sind; wir können durch Reiben, Pulvern, Feilen etc. ein Stück Zinnober in viel kleinere Stückchen zertheilen, allein durch keine mechanische Gewalt sind wir im Stande, die Kraft zu überwinden, mit welcher die ungleichartigen Theilchen, die Bestandtheile eines zusammengesetzten Atoms zusammengehalten werden. Darin unterscheidet sich eben die chemische Verwandtschaft von der Cohäsionskraft, daß sie sich nur bei Berührung der ungleichartigen Atome thätig zeigt, und da sich die Atome einander nicht durchdringen können, so folgt von selbst, daß die zusammengesetzten Atome durch Nebeneinanderlegung der einfachen, in Folge der zwischen ihnen thätigen Verwandtschaftskraft entstehen; sie gruppiren sich zu zwei, drei, zu hundert etc., und jede dieser Gruppen stellt einen gleichartigen Theil der ganzen Masse dar. Wir können uns das kleinste Theilchen Zinnober als eine Gruppe von zwei Atomen denken, von denen das eine ein Quecksilberatom, das andere ein Schwefelatom ist.

Wenn man erwägt, daß tausend Pfund Zinnober das nämliche Verhältniß Schwefel und Quecksilber enthalten, wie ein Pfund oder ein Gran, und sich denkt, daß ein Stück Zinnober eine Million Zinnoberatome enthalte, so ist klar, daß in einem einzigen Atom, wie in der Million Atome, sich stets für je 16 Schwefel 101 Quecksilber befindet. Zerlegen wir den Zinnober durch Eisen, so tritt das Quecksilberatom aus und sein Platz wird nun von einem Eisenatom eingenommen. Ersetzen wir den Schwefel im Zinnober durch Sauerstoff, so tritt ein Sauerstoffatom an die Stelle des Schwefelatoms.

Man sieht leicht ein, daß nach dieser Vorstellung über die Zusammensetzung der Körper und ihre gegenseitige Vertretung, die Aequivalentenzahlen nichts anders ausdrücken, als das relative Gewicht der Atome. Wie schwer ein einzelnes Atom wiegt, sein absolutes Gewicht, ist nicht bestimmbar, wie viel der eine aber mehr Gewicht mitbringt in eine chemische Verbindung wie der andere, das relative Gewicht der Atome, dies kann ermittelt werden.

12. Chemische Technik.

(Dasselbe Buch. S. 85—90.)

Wenn man von den Fortschritten und der Entwickelung der neueren Chemie reden will, so kann man nicht umhin, den Mitteln und Werkzeugen, die der Chemiker zu seinen Arbeiten benutzt, eine Lobrede zu halten. Ohne Glas, ohne Kork, Platin und Kautschuk wären wir heute vielleicht nur halb so weit. Zu Lavoisier's Zeiten war es nur wenigen und zwar nur sehr reichen Leuten, der Kostspieligkeit der Apparate wegen, gestattet, chemische Untersuchungen zu machen.

Die wunderbaren Eigenschaften des Glases kennt Jedermann: durchsichtig, hart, farblos, unveränderlich durch Säuren und die meisten Flüssigkeiten, in gewissen Temperaturen geschmeidiger und biegsamer wie Wachs, nimmt es in der Hand des Chemikers, vor der Flamme einer Oellampe, die Form und die Gestalt aller zu seinen Versuchen dienenden Apparate an.

Welche kostbare Eigenschaften vereinigen sich im Kork! Wie wenig vermögen Andere seinen Werth zu schätzen und seine Tugenden anzuerkennen! Vergebens würde man sich den Kopf zerbrechen, um den Kork als ganz gewöhnlichen Verschluß einer Bouteille durch etwas Anderes zu ersetzen. Man denke sich eine weiche, höchst elastische Masse, welche die Natur selbst mit einer Substanz getränkt hat, die zwischen Wachs, Talg und Harz steht (dem Suberin), wodurch sie die Eigenschaft erhält, völlig undurchdringlich für Flüssigkeiten, ja selbst bis zu einem gewissen

Grade für alle Gase zu sein. Wir verbinden durch Kork weite mit engen Oeffnungen, und mittelst Kautschuk und Kork construiren wir die zusammengesetztesten Apparate von Glas, ohne dazu den Metallarbeiter und Mechanikus, Schrauben und Hähne zu bedürfen. Die Apparate des Chemikers sind ebenso wohlfeil als rasch und schnell zu Stande gebracht und erneuert.

Ohne Platin wäre eine Mineralanalyse nicht ausführbar. Das Mineral muß aufgelöst, es muß aufgeschlossen, d. h. zur Auflösung vorbereitet werden. Glas und Porcellan, alle Arten von nicht metallischen Schmelztiegeln, werden durch die zur Aufschließung dienenden Mittel zerstört, Tiegel von Silber und Gold würden in hohen Temperaturen schmelzen; das Platin ist wohlfeiler wie Gold, härter und dauerhafter wie Silber, in allen Temperaturen unserer Oefen unschmelzbar, es wird durch Säuren, es wird von kohlensauren Alkalien nicht angegriffen, es vereinigt in sich die Eigenschaften des Goldes und des unschmelzbaren Porcellans. Ohne Platin würde heute vielleicht die Zusammensetzung der meisten Mineralien noch unbekannt sein. Ohne Kork und Kautschuk würden wir den Mechanikus bei allen unsern Arbeiten nicht entbehren können. Ohne Kautschuk allein wären die Apparate kostspieliger und zerbrechlicher; aber der Hauptvortheil, den beide gewähren, liegt in dem Gewinn an der unendlich kostbareren Zeit.

Das Laboratorium des Chemikers ist heutzutage nicht mehr das feuerfeste, dumpfe, kalte Gewölbe des Metallurgen, oder das mit Retorten und Destillirapparaten überladene Laboratorium des Pharmaceuten, es ist ein helles, warmes, freundliches Zimmer; statt der Schmelzöfen und Kohlen dienen ihm vortrefflich construirte Lampen; sein Feuer gibt ihm die reine und geruchlose Weingeistflamme. Mit diesen einfachen Hilfsmitteln, wozu noch die Wage kommt, macht der Chemiker seine umfassenden Untersuchungen.

Wägen und Messen unterscheidet die Chemie von der Physik, ja es gibt zwischen beiden keinen andern Unterschied. Seit Jahrhunderten haben die Physiker gemessen, allein erst seit fünfzig Jahren fiengen sie an zu wägen. Alle große Entdeckungen Lavoisier's, er verdankt sie der Wage, diesem unvergleichlichen Instrumente, das alle Beobachtungen und Entdeckungen festhält, die Zweifel besiegt und die Wahrheit ans Licht stellt, was uns zeigt, daß wir uns geirrt haben, oder daß wir uns auf dem wahren Wege befinden. Mit der Wage hatte das Reich des Aristoteles ein Ende; seine Methode, die Erklärung einer Naturerscheinung zu einem Spiele des Geistes zu machen, machte der eigentlichen Naturforschung Platz; drei von seinen Elementen waren von da an nur Bilder für Zustände. Alles Bestehende auf der Erde besaß nach wie vor den Zustand der Festigkeit, der Flüssigkeit oder der Luftform; allein Erde, Wasser und Luft gehörten als Elemente der Geschichte an, das Feuer war der sichtbare und fühlbare Repräsentant einer Aenderung dieser Zustände.

Die Ermittelung der Zusammensetzung der festen Erdrinde war die Hauptaufgabe für die auf Lavoisier folgende Generation, die Zusammensetzung der Atmosphäre, die des Wassers, sie war von ihm festgestellt. Zu den achtzehn Metallen, die man kannte, kamen als Bestandtheile von Mineralien vierundzwanzig neue. Die große Kluft zwischen dem Sauerstoff und den Metallen, sie füllte sich zu einem allmähligen Uebergang. Die Hauptmasse der Mineralien zeigte sich aus zwei und mehr Oxyden in festen, unveränderlichen Verhältnissen zusammengesetzt, als Verbindungen von metallischen Oxyden einerseits mit andern Oxyden, deren Radical, Kohle oder Silicium in seinen Eigenschaften von den Metallen wesentlich abwich. Eine andere Classe von Mineralien waren Schwefelverbindungen, Sulphide, in denen Schwefel die Rolle des Sauerstoffs spielte; bis auf ein Chlorid (das Kochsalz) war die Masse der übrigen Verbindungen, die Fluoride, Arsenide etc., verschwindend klein.

Die Mineralchemie begnügte sich nicht mit der Analyse, sie zeigte die Bildung des Bimssteins, des Feldspaths, Glimmers, der Schwefelmetalle etc. durch Synthese. Die Krone von allen Entdeckungen der Mineralchemie in Beziehung auf die Hervorbringung von Mineralien war unstreitig die künstliche Darstellung des Lasursteins. Kein Mineral konnte wohl mehr das Interesse erregen als dieses. Von dem schönsten Himmelblau, unveränderlich an der Luft und im stärksten Feuer, lieferten seine subtilsten Theile die kostbarste Malerfarbe. Der Ultramarin war theurer wie Gold, seine Darstellung schien unmöglich zu sein, denn vergebens hatte die Analyse nach einem Pigment gesucht; es enthielt kein Pigment: Kieselerde, Thonerde, Natron, drei farblose Materien — Schwefel und Eisen, die beide nicht blau sind — man hatte außer diesen keinen Körper gefunden, dem man die Farbe zuschreiben konnte. Aus Kieselerde, Thonerde, Natron, Eisen und Schwefel werden jetzt Tausende von Pfunden Ultramarin dargestellt, schöner noch wie der natürliche, und für die nämliche Summe, für die

man früher nur eine Unze bekam, kauft man heute mehrere Pfunde.

Man kann sagen, daß mit der Darstellung des künstlichen Lasursteins die Hervorbringung der Mineralien aufhörte Gegenstand einer wissenschaftlichen Aufgabe für den Chemiker zu sein. Ob sie damit aufhören darf, die Geologen zu beschäftigen, wer könnte hierüber zweifelhaft sein? — aber lange noch wird es dauern, ehe die Geologen sich zu Versuchen entschließen, die von den Chemikern nicht mehr erwartet werden können, eben weil für sie alles Interesse daran erschöpft ist; für den Chemiker bleibt in dieser Beziehung keine Frage mehr zu lösen.

Nach der Kenntniß der Bestandtheile der festen Erdrinde, des gegenseitigen Verhaltens der nicht weiter spaltbaren Stoffe, der Metalle und Metalloide, mußte nach dem natürlichen Gange der Naturforschung die höhere Potenzirung gewisser Elemente durch die Lebensthätigkeit in der Pflanze und im Thiere ein unmittelbar folgender Gegenstand der Arbeiten der Chemiker werden. Eine neue Wissenschaft, unerschöpflich wie das Leben selbst, entwickelt sich auf dem gesunden und festen Stamm der anorganischen Chemie; nach den Knospen, Blättern und Zweigen muß die Blüthe, nach der Blume sich die Frucht entwickeln; die Pflanzen- und Thierchemie sucht im Verein mit der Physiologie die geheimnißvollen Quellen des organischen Lebens zu erforschen.

DRITTE ABTHEILUNG.

Concrete Naturwissenschaft.

I. Kosmologie *.

13. Keppler und seine Entdeckungen.

(*Whewell's* Geschichte der inductiven Wissenschaften [1837], übersetzt von *J. J. v. Littrow*. I. S. 416—427.)

§. 1. Intellectueller Charakter Keppler's.

Verschiedene Schriftsteller, besonders der neueren Zeiten, die uns eine Uebersicht der Entdeckungen Keppler's (1571—1631) gegeben haben, waren überrascht und gleichsam unzufrieden damit, daß seine scheinbar so willkürlichen und phantastischen Conjecturen zu so großen und wichtigen Entdeckungen geführt haben. Sie wurden durch die Lehre ganz in Schrecken gesetzt, die ihre Leser aus der Erzählung des abenteuerlichen Zuges nach dem goldenen Vließe der Erkenntniß ziehen möchten, in welcher der grillenhafte, eigenwillige Held alle herkömmlichen Gesetze des Denkens, wie sie glauben, verletzt, und doch am Ende den glänzendsten Triumph gefeiert habe. — Vielleicht läßt sich aber dieses Paradoxon durch einige einfache Bemerkungen erklären.

Zuerst dürfen wir sagen, daß die Hauptidee, die Kepplern in allen seinen Versuchen leitete, nicht nur völlig wahr, sondern daß sie auch zugleich eine sehr philosophische und scharfsinnige Idee gewesen ist, daß nämlich irgend ein algebraisches oder geometrisches Verhältniß zwischen den Distanzen der Planeten, und zwischen ihren Umlaufzeiten oder Geschwindigkeiten existiren müsse. Die feste und unerschütterliche Ueberzeugung von dem Dasein einer solchen Wahrheit regelte alle seine Versuche, so sonderbar und phantastisch sie auch scheinen mochten.

Dann läßt sich aber auch wohl behaupten, daß große Entdeckungen gewöhnlich nicht ohne Wagniß des kühnen Entdeckers aufzutreten pflegen. Das Auffinden neuer Wahrheiten setzt ohne Zweifel Sorgfalt in der Ueberlegung und genaue Prüfung des Gegenstandes, aber ebenso gut auch eine schnelle Auffassung und eine lebendige Befruchtung desselben voraus. Die Erfindnngskraft besteht in dem Talente, alle Fälle, die eintreten können, schnell zu übersehen, und aus ihnen die geeigneten auszuwählen. Wenn die ungeeigneten einmal als solche erkannt und verworfen sind, so werden sie auch gewöhnlich bald ganz vergessen,

*) Astronomie.

und nur wenige jener Entdecker haben es für gut gefunden, uns auch ihre verunglückten Hypothesen und ihre mißlungenen Versuche mitzutheilen, wie Keppler es gethan hat. Wer immer eine Wahrheit fand, mußte gewöhnlich manchen Irrweg zurücklegen, um zu ihr zu gelangen, und jeder jetzt als wahr erkannte Satz mußte aus mehreren anderen unwahren hervorgesucht und ausgewählt werden. Wenn Keppler so viele Versuche unternahm, die bei einer genaueren Prüfung zum Irrthume führten, so handelte er darin nicht unphilosophischer, als wohl Andere auch gethan haben. Der Geist des Entdeckers geht nicht so vorsichtig auf dem gebahnten Wege einher, der am kürzesten zum Ziele führt. Irrwege und selbst ganz falsche Versuche sind hier oft unvermeidlich. Aber darauf kommt es an, die Falschheit derselben schnell zu entdecken, und den Irrweg nicht länger zu verfolgen, sondern sich sogleich wieder der Wahrheit zuzuwenden. Keppler ist auch dadurch ein so merkwürdiger Mann geworden, daß er uns erzählt, wie er seine Irrthümer selbst zu widerlegen suchte, und daß er uns dies ebenso umständlich als offenherzig erzählt. Dadurch sind seine Schriften in hohem Grade lehrreich und interessant geworden, indem sie uns ein treues Gemälde von dem Verfahren geben, das der menschliche Geist bei seinen Entdeckungen zu befolgen pflegt. Sie zeigen, wir wagen es zu sagen, den gewöhnlichen (obschon etwas carrikirten) Weg des inventiven Talents; sie zeigen uns die Regel, und keineswegs, wie manche bisher geglaubt haben, die Ausnahme von dem Verfahren, welches das Genie bei seinen Unternehmungen zu verfolgen pflegt. Setzen wir noch hinzu, daß wohl manche von Keppler's Einfällen uns phantastisch und selbst absurd erscheinen, jetzt wo Zeit und Nachdenken sie längst widerlegt haben, daß aber auch andere, die in seinen Tagen ganz ebenso willkürlich und grundlos waren, in der Folgezeit auf eine Weise bestätigt worden sind, daß sie nun uns höchst scharfsinnig und bewunderungswürdig erscheinen, wie z. B. seine Behauptung von der Rotation der Sonne um ihre Achse, die er noch vor der Erfindung des Fernrohres gemacht hat, oder seine Ansicht von der Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die ihm zufolge noch lange dauern, aber dann inne halten und endlich wieder in eine Zunahme übergehen wird. Wie richtig, wie poetisch schön ist sein Gemälde von der Art, wie er die Wahrheit suchte, die sich bald vor ihm zurückzog, bald wieder zur Nachfolge reizte, und wie glücklich spielt er dabei auf die liebliche Stelle in Virgil's Eklogen an:

Malo me Galatea petit, lasciva puella,
Et fugit ad salices et se cupit ante videri.

Als eine andere Eigenthümlichkeit des seltnen Mannes mag die Umständlichkeit und Mühseligkeit des Verfahrens betrachtet werden, durch welches er sich selbst von den Irrthümern seiner ersten Einfälle zurückzubringen suchte. Eines der nothwendigsten Talente eines erfindungsreichen Geistes ist die leichte Geschicklichkeit, diejenigen Mittel schnell zu ergreifen, die ihn von den eingeschlagenen falschen Wegen wieder auf den wahren führen. — Dieses Talent scheint Keppler nicht besessen zu haben. Er war nicht einmal ein guter, sicherer Rechner, da er oft Rechnungsfehler machte, von denen er mehrere selbst entdeckte, wo er denn die darauf verwendete Zeit betrauerte, von denen ihm aber auch mehrere andere bis an sein Ende verborgen blieben. Aber dieser Mangel wurde bei ihm reichlich ersetzt durch Muth und durch Ausdauer, die er in allen seinen Unternehmungen zeigte. Nie erlaubte er sich, durch vergebliche Arbeiten, so lang und mühsam diese auch waren, zu irgend einer Abneigung von dem Gegenstand, zur Verlassung seiner ersten Idee verführt zu werden, so lange nur diese selbst noch einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, und der einzige Lohn, den er gleichsam sich selbst für alle seine Mühsale gönnte, war der, daß er dieselben in seiner lebendigen, oft selbst scherzhaften Weise, seinen Lehrern auf das Umständlichste vorerzählte.

Der mystische Theil seiner Ansichten von der Natur scheint auf seine Entdeckungen keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, sondern vielmehr seine Erfindungskraft und seine ganze geistige Thätigkeit nur noch mehr aufgereizt zu haben. Hieher gehört sein Glaube an die Astrologie, von dem er sich noch immer nicht ganz losmachen konnte; seine Meinung, daß die Erde ein lebendes Thier sei, und endlich seine Ahnung von geistigen Wesen, durch die er die Planeten um die Sonne führen und das ganze Weltall leiten läßt. In der That sieht man oft, daß, wenn nur überhaupt klare Begriffe über einen bestimmten Gegenstand in dem menschlichen Geiste vorherrschen, mystische Ansichten über andere Gegenstände dem glücklichen Auffinden der Wahrheit nicht eben hinderlich scheinen.

Wir erblicken daher in dem Bilde Keppler's die allgemeinen Charakterzüge des erfindungsreichen Geistes, obschon allerdings einige von diesen Zügen zu sehr ausgeprägt, und andere wieder nur schwach angedeutet zu sein scheinen. Seine Entdeckungskraft war ohne Zweifel sehr thätig und

fruchtbar, und dadurch, sowie durch die Unermüdlichkeit seiner Ausdauer in der Verfolgung seines Zweckes, kam er dem Mangel an mathematischer Kenntniß und Methode zu Hilfe. Was ihn aber vor allen andern wesentlich unterscheidet, das ist das erwähnte Verweilen bei seinen eigenen Fehlern, seine ganz vorzügliche Lust an der Beschreibung aller der Irrwege, die er auf seiner Bahn zur Wahrheit durchwandert ist; Beschreibungen, die seinem Charakter Ehre machen, die für uns sehr lehrreich sind, und die von den meisten andern verheimlicht oder auch ganz vergessen werden, weil sie gewöhnlich Mittel gesucht und gefunden haben, diese ihre schwachen Seiten mit einem dichten Schleier zu bedecken. Er selbst drückt sich darüber im Anfange seines Werkes mit folgenden Worten aus: „Wenn Columbus, wenn Magellan, wenn die Portugiesen wegen der Erzählung ihrer Irrwege von uns nicht nur entschuldigt, sondern selbst gelobt werden, und wenn wir durch die Unterdrückung dieser Erzählungen viel Vergnügen verloren hätten, so wolle man auch mich nicht tadeln, wenn ich dasselbe thue." Keppler's Talente waren ein guter, fruchtbarer Boden, den er mit unsäglicher Mühe und Anstrengung, und zugleich unter großem Mangel an allen Kenntnissen und Hilfsmitteln des Landbaues bearbeitete; Waizen und Unkraut wucherte gleich gut auf allen Seiten dieses Feldes, und die Ernte, die er auf demselben erhielt, hatte das Eigenthümliche, daß dabei beide Gattungen von Pflanzen mit gleichem Fleiße und mit derselben Sorgfalt in die Scheuer gebracht wurden.

§. 2. Entdeckung des dritten Keppler'schen Gesetzes.

Indem wir nun von den astronomischen Speculationen und Entdeckungen Keppler's einen kurzen Bericht geben wollen, bemerken wir zuvörderst, daß sein erster Versuch, ein Verhältniß zwischen den verschiedenen Entdeckungen der Planeten von der Sonne zu finden, ein Fehlgriff war. Dieser Versuch war ohne allen festen Grund angestellt, obschon er die Resultate desselben mit einer Art von Triumph in seinem Werke »*Mysterium Cosmographicum*« vortrug, das in dem Jahre 1596 erschien. Die Nachricht, die er uns von dem Gang seiner Gedanken über diesen Gegenstand mittheilt, nämlich die verschiedenen Hypothesen, die er zu diesem Zwecke aufgebaut und wieder zerstört hat, sind allerdings aus den bereits oben angeführten Gründen für uns sehr interessant und belehrend. Demungeachtet wollen wir hier nicht länger bei ihnen verweilen, da sie doch nur zu einer nun längst und allgemein verworfenen Meinung geführt haben. Diese neue Lehre aber, welche die Verhältnisse der Planetenbahnen enthalten sollte, wurde mit den folgenden Worten aufgestellt: „Die Erdbahn ist ein Kreis. Wenn man um die Kugel, zu der dieser größte Kreis gehört, ein Dodekaëder beschreibt, so gibt die diesem letzten Körper eingeschriebene Kugel die Marsbahn. Beschreibt man dann um diese Bahn ein Tetraëder, so stellt der demselben eingeschriebene Kreis die Jupitersbahn vor. Beschreibt man aber um die Jupitersbahn einen Kubus, so wird der demselben eingeschlossene Kreis die Saturnusbahn sein. — Ebenso beschreibt man in jener ersten Kugel der Erdbahn ein Ikosaëder, so wird der diesem letzten Körper eingeschriebene Kreis die Bahn der Venus vorstellen, und beschreibt man endlich in der Venusbahn ein Octaëder, so wird der diesem Körper eingeschriebene Kreis die Mercursbahn bezeichnen." — Die fünf hier erwähnten polyëdrischen Körper sind bekanntlich die einzigen regulären Körper dieser Art.

Obschon aber dieser Theil des *Mysterium Cosmographicum*, wie gesagt, ein Fehlgriff war, so hörten demungeachtet ähnliche Betrachtungen nicht auf, den Geist desselben Mannes zu beschäftigen, und zweiundzwanzig Jahre später leiteten sie ihn endlich zu der einen von jenen drei merkwürdigen Entdeckungen, die nun unter der Benennung der „Keppler'schen Gesetze" bekannt sind. Er gelangte aber zu dieser Entdeckung, indem er die mittleren Distanzen der Planeten von der Sonne mit den Umlaufszeiten derselben verglich. Er drückt dieses Gesetz in der Sprache der Algebra mit den Worten aus, »daß die Quadrate der Umlaufszeiten den Würfeln der mittleren Distanzen proportionirt sind.« Dieses Gesetz war für Newton, zur Auffindung der anziehenden Kraft der Sonne, von der größten Wichtigkeit.

Man kann diese Entdeckung Keppler's als die Folge seines früheren, so eben angeführten Gedankenganges betrachten. Er sagt im Eingange seines Mysteriums: „Im Jahre 1595 brütete ich mit der ganzen Kraft meines Geistes über der Einrichtung des Copernicanischen Systems. Darin suchte ich unablässig vorzüglich von drei Dingen die Ursachen, warum sie eben so und nicht anders sich verhalten; nämlich von der Anzahl, von der Größe und von der Bewegung der Planetenbahnen." — Wir haben gesehen, wie er es anfieng, um den beiden ersten Fragen zu genügen. Er hatte auch hier mehrere Versuche gemacht, die Geschwindigkeiten der Planeten mit

ihren Distanzen in Verbindung zu bringen, aber er war hierin mit dem Erfolge seiner Bemühungen selbst nicht sehr zufrieden. In dem fünften Buche seiner „*Harmonice mundi*“ aber, die i. J. 1619 erschien, sagt er: »Was ich vor zweiundzwanzig Jahren, als ich die fünf regulären Körper zwischen den Planetenbahnen fand, versprochen hatte; was ich schon glaubte, ehe ich die Harmonie des Ptolemäus gesehen hatte; was ich meinen Freunden schon in dem Titel des Buches (über die vollkommene Harmonie der himmlischen Bewegungen) versprach, das ich ihnen nannte, noch ehe ich meiner Entdeckung selbst sicher war; was ich noch sechszehn Jahre später als eine immer noch zu machende Erfindung ansah; das, weswegen ich nach Prag gieng und mich mit Tycho Brahe verband; und endlich das, dem ich den größten und besten Theil meines Lebens geopfert habe — das habe ich endlich gefunden und ans Licht gebracht, und die Wahrheit desselben auf eine Weise erkannt, die selbst meine glühendsten Wünsche noch übersteigt.«

Das Gesetz selbst wird in dem dritten Capitel des fünften Buches mit den Worten aufgestellt: »Es ist völlig gewiß und sehr genau, daß das Verhältniß von den periodischen Umlaufszeiten je zweier Planeten das *sesquiplicate* von dem Verhältniß der mittleren Distanzen, d. h., von den Halbmessern der Bahnen ist. Die Umlaufszeit der Erde z. B. beträgt ein Jahr, und die des Saturns dreißig Jahre. Wenn man aber die Kubikwurzel von der Zahl dreißig nimmt, und diese Zahl aufs Quadrat erhebt, so findet man genau das Verhältniß der mittleren Distanz der Erde und des Saturnus von der Sonne. Denn das Quadrat der Kubikwurzel von Eins ist 1; die Kubikwurzel von 30 aber ist etwas größer als 3, und daher das Quadrat dieser Wurzel auch etwas größer als 9. Saturn's mittlere Distanz von der Sonne aber ist ebenfalls nur etwas größer, als neunmal die Distanz der Erde von der Sonne.« — Wenn wir nun zurücksehen auf die lange Zeit und auf die große Mühe, die Keppler zur Auffindung dieses Gesetzes verwendet hat, so scheint es uns, als müßte er blind gewesen sein, daß er dasselbe nicht schon viel früher gesehen hat. Sein Zweck war, so müssen wir voraussetzen, irgend einen Zusammenhang zwischen den Distanzen und den Umlaufszeiten der Planeten zu finden. Welche Art des Zusammenhanges aber, kann man sagen, ist einfacher und natürlicher als die, daß die eine dieser Größen wie irgend eine Potenz der anderen Größe sich verhalten soll? Das Problem einmal so gestellt, war also die Frage, welcher Potenz der Umlaufszeiten sind die Distanzen der Planeten proportionirt? Und darauf konnte die Antwort nun nicht schwer sein, daß die Distanzen der Potenz $^2/_3$ (oder daß sie der Kubikwurzel aus den Quadraten) der Umlaufszeiten proportionirt sind. — Allein diese erst hintendrein bemerkte Leichtigkeit der Entdeckungen ist eine Täuschung, der wir in Beziehung auf gar manche der wichtigsten Dinge ausgesetzt sind. In Rücksicht auf den gegenwärtigen Fall muß man zuerst bemerken, daß die Verbindung mehrerer Größen, durch Hilfe ihrer verschiedenen Potenzen, nur von denen ausgehen kann, die mit den algebraischen Formeln innig bekannt sind, und daß zu Keppler's Zeit die Algebra noch nicht in die Geometrie eingeführt war, wo sie jetzt als eines der vorzüglichsten Hilfsmittel bei allen mathematischen Untersuchungen erscheint. Auch kann man hinzusetzen, daß Keppler seine formellen Gesetze immer nur auf dem Wege des physischen Raisonnements zu suchen pflegte, und dieses letzte, auch wenn es nur unbestimmt und selbst fehlerhaft war, bestimmte doch allein die Natur des mathematischen Zusammenhangs, die er einmal angenommen hatte. So wurde er in seinem »*Mysterium*« durch seine Ideen von dem bewegenden Geist der Sonne unter anderen auf die Muthmaßung geführt, daß bei den Planeten der Zuwachs der Umlaufszeiten das Doppelte von der Differenz der Distanzen sei, und diese Voraussetzung gab ihm, wie er sah, wenigstens eine Annäherung an das wahre Verhältniß, allein sie schien ihm selbst nicht genau genug, um sich mit ihr zufrieden zu stellen.

§. 3. Entdeckung des ersten und des zweiten Gesetzes.

Die zwei ersten Gesetze Keppler's sind in den folgenden Worten enthalten: 1) die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren einem Brennpuncte die Sonne ist; und 2) die von dem Radius Vector der Planeten beschriebenen Räume sind den Zeiten proportional.

Gelegenheit zur Entdeckung dieser zwei Gesetze gab der Versuch, die beobachteten Bewegungen des Planeten Mars der alten epicyklischen Theorie anzupassen. Die Folge dieses Versuches war die gänzliche Verwerfung der alten Theorie, und damit zugleich die Aufstellung der neuen oder der elliptischen Theorie der Planeten. — Auch war die Astronomie jetzt reif geworden, um diese totale Metamorphose mit sich vornehmen zu lassen. Denn nachdem Copernicus gezeigt hatte, daß die Bahnen der Planeten sich auf die Sonne,

als auf ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct beziehen, so entstand auch zugleich die Frage, welches die wahre Gestalt dieser Bahnen, und welches die wahre Bewegung jedes Planeten in dieser seiner Bahn sein möge? Copernicus suchte die Längen der Planeten, wie wir bereits gesagt haben, durch excentrische Kreise und durch Epicykel darzustellen; die Breiten derselben aber erklärte er sich durch gewisse Librationen oder durch ein Auf- und Niederschwanken dieser Epicykel. Wenn ein guter Geometer mehrere wahre und vollständige Ortsbestimmungen eines Planeten am Himmel erhalten könnte, so würde er daraus die Gestalt seiner Bahn und die Art seiner Bewegung in dieser Bahn, in Beziehung auf die Sonne oder auf die Erde, durch Rechnung ableiten können. Allein solche vollständige Ortsbestimmungen der Planeten sind uns unmöglich, da wir von der Erde nur die geocentrische Länge und Breite, nicht aber auch die Entfernungen der Planeten durch Beobachtungen bestimmen können. — Als daher Keppler sich anschickte, die wahren Bahnen der Planeten zu suchen, mußte er die beobachteten Längen und Breiten derselben unter verschiedenen Modificationen der epicyklischen Theorie mit einander vergleichen, und dieses Geschäft setzte er so lange fort, bis er endlich, am Ende aller seiner mißlungenen Versuche, sich entschloß, diese Theorie als unrichtig gänzlich zu verwerfen, und ihr eine neue, die elliptische Theorie zu substituiren. Bemerken wir noch, daß er bei jedem Schritt seiner langen und mühsamen Laufbahn, wenn seine alten Truppen, wie er sich in seiner bilderreichen Sprache ausdrückte, geschlagen wurden, neue Hilfsvölker herbeirief, oder daß er seine früheren Hypothesen, wenn er sie unhaltbar fand, sofort wieder durch neuere zu ersetzen suchte. Dies ist auch ohne Zweifel der wahre Weg, der zu Entdeckungen führt. Nur diejenigen gelangen zu dem Besitze neuer Wahrheiten, die von einem Puncte ihrer Erkenntniß zu anderen oft sehr entfernten lebhaft überspringen und sie mit jenen verbinden können, nicht aber die, die an jeder Stelle vorsichtig stehen bleiben und warten, bis sie von außen getrieben werden, weiter zu gehen.

Keppler vereinigte sich mit Tycho Brahe im Jahre 1600 zu Prag, wo er diesen mit Longomontan eifrig beschäftigt fand, die Theorie des Planeten Mars durch die von ihm angestellten Beobachtungen zu verbessern. Keppler warf sich sogleich mit aller Kraft auf denselben Gegenstand. Die Resultate seiner Arbeiten machte er im Jahr 1690 in seinem vortrefflichen Werke: *De Motibus stellae Martis* bekannt. In dieser, wie in allen seinen zahlreichen Schriften, erzählt er mit der größten Offenheit nicht nur seine gelungenen, sondern auch alle seine mißglückten Versuche; die verschiedenen Hypothesen, die er aufgestellt hat; die Wege, wie er zu ihnen gekommen ist, oder wie er den Irrthum derselben entdeckt hat, und die ganze lange Reihe von Entwürfen und Hoffnungen, von Niederlagen und Siegen, durch welche er endlich zu seinem Ziele gelangte.

14. Die uns zugewandte Mondoberfläche.

(*W. Beer* und *J. H. Mädler*, Der Mond [1837] S. 124—126, 132—135.)

§. 1. Schon dem bloßen Auge zeigen sich, am deutlichsten im Vollmonde, größere und kleinere graue Flecke, theils scharf getrennt vom reineren Mondlicht, theils allmählig in dieses übergehend und mit ihm sich vermischend. Man hat sie Meere genannt und in früheren Zeiten auch dafür gehalten, obwohl schon Hevel, der diese Benennung zuerst bestimmt einführte, sich gegen weitere daraus gezogene Schlüsse verwahrt und sie nur deshalb so nennt, „weil er sie mit nichts Anderem besser zu vergleichen wisse.“ Spätere Untersuchungen zeigten aber immer deutlicher, daß wenigstens die Vorstellung einer allgemeinen Wasserbedeckung des Grundes hier nicht stattfinde. Denn Unebenheiten der verschiedensten Art ziehen durch sie hin; ihre Farbe ist nichts weniger als monoton und man bemerkt in ihnen leerstehende Tiefen, wie die Umrisse des Schattens deutlich zeigen. Wenn nun gleich hiermit noch nicht absolut behauptet werden soll, daß das Wasser, oder eine diesem ähnliche Flüssigkeit dem Monde gänzlich fehle, so geht doch hervor, daß wir unter Mare hier nichts anderes verstehen können als eine große graue, gegen ihre hellere Umgebung vertiefte und verhältnißmäßig ebene Fläche.

Völlig isolirt und von allen Seiten umschlossen finden sich auf der diesseitigen Mondhemisphäre

nur zwei von mäßiger Größe, das *Mare Crisium* und das *Mare Humorum.* Die größeren, wie das *Mare Serenitatis*, sind nur theilweise bestimmt begrenzt; denn nicht nur stehen sie, wie die Oceane unsrer Erde, unter einander in Verbindung, sondern auch gegen die helleren Landschaften mangelt eine Umrißlinie oft gänzlich. Dies ist besonders der Fall beim Mare Nubium, obgleich es der Mondmitte sehr nahe liegt, ferner beim Oceanus Procellarum, dem größten der uns sichtbaren. Auch zeigt sich nach den Rändern zu eine etwas geringere Differenz der Lichtstärke unter den Flächenstrichen, im Ganzen betrachtet.

§. 2. Die helleren Landschaften des Mondes sind fast ohne Ausnahme gebirgig, und die Berge des Mondes übertreffen die höchsten der Erde zwar nicht an absoluter Erhebung, wohl aber an Steilheit. Zuweilen, doch aber seltner als auf dem Erdkörper, bilden sich einfache Reihen mit einzelnen Gipfeln und kleinen Ausläufern, wie die Montes Hercynii und Cordilleras (Bergketten); gewöhnlicher aber zeigen sie sich in neben einander gelagerten breiten Massen mit tief einschneidenden oder auch ganz hindurchgehenden Querthälern, die jedoch nicht das Ansehen einer Durchspülung haben (Massengebirge). Oder es erhebt sich ein bedeutender Theil der Oberfläche über die umliegenden helleren sowohl als dunkleren Landschaften als Hochland empor (wie das der Alpen und Apenninen) und trägt dann auf seinem Plateau eine Menge der verschiedenartigsten Gebirgsformen, an einer Seite aber ein hohes Gebirg, welches mit gewaltigen Abstürzen sich plötzlich in die graue Ebene hinabsenkt (Randgebirg).

Der Apennin, das bedeutendste dieser Randgebirge, dessen Gipfel sich bis zu 18,000 Fuß erheben, ist (wie aus *Plutarchus de facie in orbe lunae* hervorzugehen scheint) schon von den Alten gesehen und für ein Gebirge gehalten worden. Es bildet zur Zeit der Viertel eine so bedeutende Protuberanz in der Nachtseite, daß eine Wahrnehmung mit scharfen unbewaffneten Augen keineswegs unglaublich erscheint.

§. 3. Was die Frage über Stromsysteme auf dem Monde betrifft, so steht diese in genauester Verbindung mit derjenigen über die Natur der großen grauen Flächen. Sind dies keine wirklichen Meere, so werden wir vergebens nach Flußgebieten ähnlich denen der Erde uns umsehen. Allein wir bemerken in allen diesen Flächen, auch außer den Ringgebirgen und den hellen glänzenden Kuppen, die man etwa für Inseln ansehen könnte, eine Menge flacher breiter Rücken, welche sie überall durchziehen und die sich gleichwohl dem größeren Theile nach an Farbe von den tieferen Gegenden durchaus nicht unterscheiden, was doch wohl stattfinden müßte, wenn jene flachen Erhöhungen Land und das Uebrige Wasser wäre. Um die Zeit der Quadraturen nehmen sogar viele Flächentheile, die im Vollmonde zu den helleren Gegenden gehören, eine dunklere, den Maren ganz gleiche Färbung an, obgleich sie ganz entschieden continental sind; ja es gibt Berglandschaften, wie die große Hügelgegend nördlich bei Schröter, die im Vollmonde noch dunkler als die Mare selbst erscheinen, obgleich man, wenn sie an die Lichtgrenze rücken, auf den ersten Blick die Unmöglichkeit einsieht, daß sie zu den wasserbedeckten Theilen gehören könnten. Folglich kann aus der dunkleren Färbung einer Gegend durchaus auf keine Wasserbedeckung geschlossen werden. Auf der jenseitigen Halbkugel aber dürfte man die Meere wohl noch weniger erwarten, wenn sie auf der diesseitigen, wo doch der Zug der Erde ihre Bildung mehr als dort begünstigen mußte, nicht gefunden werden.

§. 4. Diese Betrachtungen stehen im genauesten Zusammenhange mit der bekannten Frage über die Mondatmosphäre. Man hat für das Dasein einer solchen theils Beobachtungen angezogen, theils andere Gründe geltend machen wollen. Schröter will in der Nachtseite des Mondes, namentlich längs dem dunkeln Rande, während der erleuchtete Theil nur eine schmale Sichel bildete, Spuren einer Dämmerung wahrgenommen haben, und er berechnet aus diesen Beobachtungen die Dichtigkeit der Mondatmosphäre auf $1/28$ der unsrigen. — Melanderhjelm suchte theoretisch zu zeigen, daß die Dichtigkeit der Atmosphäre an der Oberfläche zweier Weltkörper sich wie die Quadrate der Fallhöhen an diesen Oberflächen verhalten müsse, was $1/36$ für die Dichtigkeit der Mondluft ergäbe; offenbar aber muß sein Schluß auf die Bedingung beschränkt werden, daß überhaupt so viel Atmosphäre vorhanden gewesen sei. Die Tragkraft eines Magneten berechnen, heißt noch nicht beweisen, daß an einem gegebenen Magneten in einem gegebenen Momente wirklich so und so viel Last hänge. Aus der Allgemeinheit eines Weltäthers (widerstehenden Mittels) aber läßt sich gewiß nichts der Art schließen, so lange wir über die wahre Natur dieses widerstehenden Mittels noch so gänzlich in Ungewißheit sind. Alles was man darüber sagen kann, ist, daß es noch unendlich viel dünner sei, als selbst die leichteste und verdünnteste Gasart, welche wir kennen. Nichts berechtigt uns zu der Be-

hauptung, daß es die Basis der Atmosphären ausmache und diese selbst im Grunde weiter nichts, als partielle Verdichtungen des Weltäthers wären. Die Atmosphäre der Erde kann gar wohl ihre durch Gravitation bestimmte Grenze haben; wäre dies aber auch nicht der Fall, bliebe das Mariottesche Gesetz auch für die äußersten Entfernungen in aller Strenge giltig, so würde z. B. auf halbem Wege zwischen Erde und Mond die Dichtigkeit der Erdatmosphäre durch einen Bruch

$$\frac{1}{1000000\ldots\ldots\ldots\ldots}$$

wo die Anzahl der Nullen des Nenners über Zehntausend gienge! ausgedrückt werden. Wird man auf eine solche Basis eine Mondatmosphäre bauen wollen?

§. 5. Bessel hat gezeigt (s. dessen Berechnung in den Astron. Nachrichten Nr. 263), daß selbst bei der größten Höhe, die man den Mondbergen, an welchen die bedeckten Sterne verschwinden, zugestehen kann (4000 Toisen), bei der höchsten noch möglichen Annahme für eine durch Refraction bewirkte Differenz der beobachteten Mondhalbmesser[1] (2″) und einer von der Oberfläche bis zur Höhe von 4000 gleichbleibenden Temperatur von 0° R., also bei Annahmen, welche die möglichst günstigen für eine größere Dichtigkeit der Mondatmosphäre sind, diese Dichtigkeit an der Oberfläche des Mondes doch nur $1/968$ der Dichtigkeit unserer Luft betragen könne, wenn sie qualitativ dieser gleich ist. Aber auch die Annahme anderer Gasarten, die in Bezug auf Strahlenbrechung untersucht sind, sowie anderer Temperaturen, geben Resultate, die dem obigen ähnlich sind, und das Sauerstoffgas, für welches nach diesen Berechnungen noch die größte Dichtigkeit herauskommt, gibt $1/863$, oder bei einer Temperatur von — 240° R., $1/500$. Nimmt man nun noch den Umstand hinzu, daß die Sterne, wenn sie in den dunkeln Mondrand eintreten, stets plötzlich und in ungeschwächtem Glanze verschwinden, so bleibt nichts anderes übrig, als dem Monde jede Atmosphäre, die der unsrigen in irgend einer Art vergleichbar wäre, abzusprechen.

§. 6. Der Mond kann also keine Meere haben; sowohl seine sichtbare als seine unsichtbare Hemisphäre sind nach ihrem ganzen Umfange continental. Nichts berechtigt uns, die unbekannten und unerforschlichen Regionen der anderen Mondhälfte willkürlich mit oceanischen oder was immer für Formen, die sich in den bekannten Theilen nicht finden, zu erfüllen, bloß deshalb, weil sie auf der Erde angetroffen werden und uns unentbehrlich sind. Und ebenso wenig kann er, selbst wenn unsereFerngläser nicht im Stande wären, uns vom Gegentheile zu überzeugen, Stromsysteme nach der Analogie seines Hauptplaneten haben.

Mit diesem eigenthümlichen Verhältniß stehen die Gebirgsformen im genauesten Zusammenhange. Die convexe Böschungsform, verbunden mit einer Steilheit, die auf der Erde nur an wenigen Puncten vorkommt, sind auf dem Monde vorherrschend. Böschungen von 45° und darüber gehören dort so sehr zu dem Gewöhnlichen, daß eine Mondkarte, nach dem Zahlenverhältniß der Lehmannschen Bergzeichnungstheorie dargestellt, ein überaus grelles Bild geben und nicht nur die helleren Flächentheile, sondern stellenweis selbst die Maren mit Felsenpartien überdecken würde. Nun aber ist die Dichtigkeit des Mondes nur wenig über die Hälfte (0,57) der Dichtigkeit der Erde; und es ist daher nicht wohl möglich anzunehmen, daß starre Felsenmassen dort häufiger als bei uns vorkommen. Gleichwohl würden selbst diese kaum im Stande sein, den Wirkungen der atmosphärischen und anderer Gewässer auf die Dauer zu widerstehen und sich in dieser Steilheit zu behaupten. Wir finden große Ringgebirge von so regelmäßiger Form nach innen und außen, wie sie sich bei den auf der Erde stattfindenden Einflüssen nie und nirgend erhalten könnte, sie waren also seit ihrer Entstehung frei von diesen Einflüssen. Die Bildung der Thäler, die auf dem Monde (wenn man die Kraterformen abrechnet) vergleichungsweise so selten, und dann in ganz anderen Verhältnissen als bei uns vorkommen, namentlich die gänzliche Abwesenheit aller nur einigermaßen bedeutenden Längenthäler muß jeden Terrainkundigen belehren, daß hier niemals Ströme flossen. Ebenso fehlt die Form der Stufenländer; der Abhang der Hochgebirge stürzt unmittelbar, gleich einer Mauer, nicht in ein ausgebildetes Thal, sondern in die Niederung hinab. Die Terrassenbildung ist nur im Innern der großen Ringgebirge gewöhnlich, sonst selten, und die vorhandenen sind meistens undurchbrochen. So zeigt unser Trabant, was unser eigner Planet uns nicht mehr zu zeigen vermag, die ursprüngliche Form seiner Gebirge.

[1]) Man kann den scheinbaren Durchmesser des Mondes sowohl durch directe Messung, als auch durch die Zeit erhalten, welche zwischen dem Eintritt und Austritt eines bedeckten Sternes verfließt. Fände nun eine Refraction statt, so müßte uns der

Stern am Mondrande später verschwinden und früher wieder erscheinen, als ohne dieselbe geschehen würde, der Durchmesser müßte also nach der letzten Methode kleiner gefunden werden; dies ist aber nicht der Fall. Die obige Annahme von 2'' ist nur die Größe, um welche die Resultate beider Methoden möglicherweise noch von der Wahrheit abweichen können.

15. Die Nebelflecke und Nebelsterne.

(*A. von Humboldt*, Kosmos [1845] I. S. 86—89.)

Die Erfindung des teleskopischen Sehens hat seit drittehalb Jahrhunderten den späteren Generationen eine Macht verliehen, deren Grenze noch nicht erreicht ist. Die erste und allgemeinste Betrachtung im Kosmos ist die des Inhalts der Welträume, die Betrachtung der Vertheilung der Materie, des Geschaffenen, wie man gewöhnlich das Seiende und Werdende zu nennen pflegt. Wir sehen die Materie theils zu rotirenden und kreisenden Weltkörpern von sehr verschiedener Dichtigkeit und Größe geballt, theils selbstleuchtend dunstförmig als Lichtnebel zerstreut. Betrachten wir zuerst die Nebelflecke, den in bestimmte Formen geschiedenen Weltdunst, so scheint derselbe in steter Veränderung seines Aggregatzustandes begriffen. Er tritt auf, scheinbar in kleinen Dimensionen, als runde oder elliptische Scheibe, einfach oder gepaart, bisweilen durch einen Lichtfaden verbunden; bei größerem Durchmesser ist er vielgestaltet, langgestreckt, oder in mehrere Zweige auslaufend, als Fächer oder scharf begrenzter Ring mit dunklem Inneren. Man glaubt diese Nebelflecke mannigfaltigen, fortschreitenden Gestaltungsprocessen unterworfen, je nachdem sich in ihnen der Weltdunst um einen oder um mehrere Kerne nach Attractionsgesetzen verdichtet. Fast drittehalbtausend solcher unauflöslichen Nebelflecke, in denen die mächtigsten Fernröhre keine Sterne unterscheiden, sind bereits aufgezählt und in ihrer örtlichen Lage bestimmt worden.

Die genetische Entwickelung, die perpetuirliche Fortbildung, in welcher dieser Theil der Himmelsräume begriffen scheint, hat denkende Beobachter auf die Analogie organischer Erscheinungen geleitet. Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwickelung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verschiedensten Stadien allmähliger Sternbildung. Der Proceß der Verdichtung, den Anaximenes und die ganze ionische Schule lehrte, scheint hier gleichsam unter unsern Augen vorzugehen. Dieser Gegenstand des Forschens und Ahnens ist vorzugsweise anziehend für die Einbildungskraft. Was in den Kreisen des Lebens und aller inneren treibenden Kräfte des Weltalls so unaussprechlich fesselt, ist minder noch die Erkenntniß des Seins, als die des Werdens; sei dies Werden auch nur (denn vom eigentlichen Schaffen als einer Thathandlung, vom Entstehen, als »Anfang des Seins nach dem Nichtsein«, haben wir weder Begriff noch Erfahrung) ein neuer Zustand des schon materiell Vorhandenen.

Nicht bloß durch Vergleichung der verschiedenen Entwickelungsmomente, in denen sich die gegen ihr Inneres mehr oder minder verdichteten Nebelflecke zeigen, auch durch unmittelbare auf einander folgende Beobachtungen hat man geglaubt, zuerst in der Andromeda, später im Schiffe Argo und in dem isolirten fasrigen Theile des Orionnebels wirkliche Gestaltveränderungen zu bemerken. Ungleichheit der Lichtstärke in den angewandten Instrumenten, verschiedene Zustände unseres Luftkreises, und andere optische Verhältnisse machen freilich einen Theil der Resultate als wahrhaft historische Ergebnisse zweifelhaft.

Mit den eigentlichen vielgestalteten Nebelflecken, deren einzelne Theile einen ungleichen Glanz haben und die mit abnehmendem Umfang sich vielleicht zuletzt in Sterne concentriren, mit sogenannten planetarischen Nebeln, deren runde, etwas eiförmige Scheiben in allen Theilen eine völlig gleiche milde Intensität des Lichtes zeigen, sind nicht die Nebelsterne zu verwechseln. Hier projiciren sich nicht etwa zufällig Sterne auf fernem nebligem Grunde; nein, die dunstförmige Materie, der Lichtnebel bildet Eine Masse mit dem von ihm umgebenen Gestirne. Bei der oft sehr beträchtlichen Größe ihres scheinbaren Durchmessers und der Ferne, in der sie aufglimmen, müssen beide, die planetarischen

Nebelflecke sowohl als die Nebelsterne, ungeheure Dimensionen haben. Neue und scharfsinnige Betrachtungen über den sehr verschiedenen Einfluß der Entfernung auf die Intensität des Lichtes einer Scheibe von meßbarem Durchmesser oder eines einzelnen selbstleuchtenden Punctes machen es nicht unwahrscheinlich, daß die planetarischen Nebelflecke sehr ferne Nebelsterne sind, in denen der Unterschied zwischen dem Centralsterne und der ihn umgebenden Dunsthülle selbst für unser teleskopisches Sehen verschwunden ist.

Die prachtvollen Zonen des südlichen Himmels zwischen den Parallelkreisen von 50° und 80° sind besonders reich an Nebelsternen und zusammengedrängten, nicht aufzulösenden Nebelflecken. Von den zwei Magelhanischen Wolken, die um den sternleeren, verödeten Südpol kreisen, erscheint besonders die größere, nach den neuesten Untersuchungen, „als ein wundersames Gemenge von Sternschwärmen, von theils kugelförmigen Haufen von Nebelsternen verschiedener Größe, und von unauflöslichen Nebelflecken, die, eine allgemeine Helligkeit des Gesichtsfeldes hervorbringend, wie den Hintergrund des Bildes darstellen." Der Anblick dieser Wolken, des lichtstrahlenden Schiffes Argo, der Milchstraße zwischen dem Scorpion, dem Centaur und dem Kreuze, ja die landschaftliche Anmuth des ganzen südlichen Himmels haben mir einen unvergeßlichen Eindruck zurückgelassen. Das Zodiakallicht, das pyramidenförmig aufsteigt (ebenfalls in seinem milden Glanze der ewige Schmuck der Tropennächte), ist entweder ein großer zwischen der Erde und Mars rotirender Nebelring oder, doch mit minderer Wahrscheinlichkeit, die äußerste Schicht der Sonnenatmosphäre selbst. Außer diesen Lichtwolken und Nebeln von bestimmter Form verkündigen noch genaue und immer mit einander übereinstimmende Beobachtungen die Existenz und die allgemeine Verbreitung einer wahrscheinlich nicht selbst leuchtenden, unendlich fein zertheilten Materie, welche, Widerstand leistend, in dem Encke'schen und vielleicht auch in dem Biela'schen Kometen durch Verminderung der Excentricität und Verkürzung der Umlaufszeit sich offenbart. Diese hemmende ätherische und kosmische Materie kann als bewegt, trotz ihrer ursprünglichen Tenuität als gravitirend, in der Nähe des großen Sonnenkörpers verdichtet, ja seit Myriaden von Jahren, durch ausströmenden Dunst der Kometenschweife, als vermehrt gedacht werden.

II. Geologie*.

16. Die ältesten Weltansichten.

(*L. F. Kämtz*, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, I. Sect. Theil 36 [1842] S. 368–370.)

Von den Vorstellungen, welche die alten Indier von der Erde hatten, ist uns nur wenig bekannt, poetische Vorstellungen wechseln mit guten Beschreibungen, aber, wie Bohlen bemerkt[1]), so sind viele Schriften, welche sich auf Geographie und Physik beziehen, noch nicht näher untersucht. Aber Abulfeda benutzte geographische Werke der Inder und gab ihnen sogar einen Vorzug vor denen der Griechen. Die Gelehrten scheinen nach Bohlen eine tiefere Einsicht in die Gestalt der Erde gehabt zu haben, welche sehr von der Volksansicht abweicht; so wird in den Jyotish, dem alten Kalender der Vedas, die Erde als ein Sphäroid betrachtet, dessen Durchmesser 1600 und Umkreis 5059 Yojanas enthält. Da nun der Yojana etwa 1⅓ deutscher Meile gleich ist, so erhalten wir sehr nahe die wahre Größe; auch erwähnt bereits Strabo, daß die Inder der Erde die Gestalt einer Kugel geben. Davon weicht sehr die Ansicht des Volkes ab, von welcher uns Bohlen und K. Ritter[2]) Darstellungen gegeben haben.

Es wird danach die Erde unter dem Bilde einer Lotosblume gedacht, welche auf der Fläche des Oceanes schwimmt[3]). In der Mitte dieser Lotosblume, der Padma, erhebt sich der Fruchtknoten, Pistill, Meru genannt, als Hochland der Erde. Dieser Meru ist die Mitte der Erde. Dieser Berg, der ebenso hoch empor wie tief hinabreicht,

*) Und Geographie, aber als Naturwissenschaft, also physische und physikalische Geographie, Geognosie, Hydrographie, Atmosphärologie (Meteorologie) und Klimatologie, Phyto-, Zoo- und Anthropogeographie, Geohistorie u. s. w.

wird durch viele Sagen verherrlicht. In dem Gedichte *Mahabharata* heißt er der goldene Berg, wie die Sonne leuchtend und rauchlosem Feuer vergleichbar; an dessen Seiten liegen die reinen Zufluchtsörter, wo die glücklichen Menschen wohnen, die Gehänge, an denen die verschiedenen Stufen des Paradieses gedacht werden. Er ist vierseitig nach den Thibetanern, convex und geschwellt nach den Buddhisten, oder ein Kegel. Der Gipfel dieses Meru oder Su-Meru (d. h. schöner Mann) ist eine kreisrunde Fläche von unermeßlicher Ausdehnung, von Bergkränzen, Ilawradam, umgeben, um den sich Sonne, Mond und Sterne bewegen und auf welchem Bramah seinen Götterhof hält, weshalb er auch von allen anwohnenden Völkerschaften bis auf den heutigen Tag verehrt wird. Nach den vier Weltgegenden wird dieser Fabelberg durch metallene Wände verschiedener Art, von Gold, Silber, Kupfer, Eisen oder auch von edlen Steinen, gestützt, daher auch seine Gehänge von mancherlei Farben, roth, weiß, gelb, schwarz sind, wie die Meere, zu denen sich nach den vier Weltgegenden seine Hauptströme ergießen. Diese großen Ströme heißen nach Süden der Ganga und Sindhu (Ganges und Indus), aus denen nicht bloß reine, sondern auch unreine Völker das Wasser trinken; gegen Osten strömt der Sitâ, gegen Norden der Bhadra, nach Wilson wahrscheinlich der Irtysch, gegen Westen der Apara Gandica oder Chacschu, der Oxus der Alten, den die Anwohner seines oberen Laufes noch jetzt Cocsha nennen. Rund um den Meru liegen Bergreihen oder Seen, welche die ganze Erdfläche in sieben Gürtel oder Inseln (*dvipa*) theilen. Die südlichste dieser Dwipas umfaßt Indien oder Bharatakhanda, dessen äußerste Spitze Lanka oder Ceylon bildet; ihm gegenüber liegen die nördlichen Kuru (Nordländer, etwa Sibirien) und ebenso in Osten und Westen. Rings um die seeumgürtete Erde strömt der Ocean, dann folgt ein hohes Gebirge (Lokâloka) und darüber hinaus ist das Land der Finsterniß und die Wohnung böser Dämonen, besonders im dunkeln und niedrigen Süden, wo als eine Art Gegenpol des erhabenen Meru (Su-Meru), der niedrige Meru (Ku-Meru) und das Reich des Todtenrichters Yama sich befindet. Die Nachbarländer Indiens scheinen völlig unbekannt, wenn auch durch Wallfahrer einige Kunde vom hohen Norden sichtbar wird, desto besser aber kennen die alten Schriften ihre eigene Heimath: selbst die Eigenthümlichkeit der Luftspiegelung in den Sandwüsten ist bekannt und konnte nur durch Pilger bemerkt werden. Nach Ritter ist offenbar in dieser ganzen Darstellung des Erdbaues von Asien nicht zu verkennen, daß die Eine wahre Hauptidee vom gemeinsamen asiatischen Hochlande und seinem Einflusse auf das ganze Continent derselben zum Grunde liegt. Der Meru ist das ganze Plateau der hohen Tatarei und Thibets, und hiernach richtet sich das Uebrige in der weiteren Ausführung. Denn im Süden und Norden vom Meru oder Hochlande streichen von Osten nach Westen je drei und drei Bergketten in paralleler Richtung, wodurch nun sammt den Landschaften im Norden und Süden und dem Meru in der Mitte sieben Zonen als Haupteintheilungen der Erde von Norden nach Süden gebildet werden, und das ganze feste Land Asien die natürliche Gebirgseintheilung seiner Landschaften erhält.

Wenig läßt sich von den geographischen Kenntnissen der Hebräer sagen; wir erfahren daraus nur Einiges über die Sitze der westasiatischen Völker, und wenn ihre Nachrichten weiter gehen, so scheinen sie zum Theil die Nachrichten von den Phöniziern entlehnt zu haben, von denen wir leider keine unmittelbaren Nachrichten haben, und welche mit großer Eifersucht einen jeden Fremden verhinderten, in ihre Fußtapfen zu treten, worin ihnen auch später die Karthager folgten.

Moses erklärt sich weder über den allgemeinen Bau der Erde, noch über den Lauf der Gebirge und Flüsse. Von Bergen werden nur vorzugsweise der Sinai und Ararat erwähnt, letzterer wohl identisch mit dem gleichnamigen Berge im heutigen Armenien. Alle Nationen des westlichen Asiens werden von ihm auf drei Familien zurückgebracht, die des Sem, Ham und Japhet[4]); schwer würde es aber sein, in der Bezeichnung ihrer Sitze die Stellen aufzufinden, an denen sie wohnten. Der Gesichtskreis des Moses scheint sich im Norden bis zum schwarzen Meere zu erstrecken, und hier wohnten wohl die Gog und Magog. Ob Tharschisch das Tarsus der Cilicier sei, läßt sich nicht entscheiden, das gleichnamige Land aber, nach welchem zu Salomon's Zeiten Phönizier und Juden von dem Hafen Eziongeber ausfuhren, scheint nach den Bemerkungen von Gosselin[5]) nichts als das offene Meer zu bedeuten. Ebenso wenig läßt sich etwas über Ophir sagen, wahrscheinlich lag dieses in Indien. Deutlicher tritt die Verwandtschaft der vorder- und mittelasiatischen Völker aus der in der Bibel gegebenen Stammtafel hervor. Lebhafter Handelsverkehr durch Karavanen verband entfernte Gegenden, und die Art der Kriegführung, Ueberrumpelung durch Pferde[6]), war ebenso wie noch jetzt bei den räuberischen Stämmen.

Die Geographie der ältesten Griechen lernen

wir am besten aus den Gedichten Homer's kennen. Auf dem Schilde, welchen Vulkan für den Achilles geschmiedet hatte, und welcher im 18. Gesange der Iliade beschrieben wird, finden wir eine Darstellung der ganzen Erde. Diese wird darnach als eine auf allen Seiten von dem Ocean umgebene Scheibe dargestellt [7]), welchen sich Homer als Fluß vorstellt, eine Vorstellung, die wir auch in der Folge sehr oft bei Dichtern wiederfinden; ja Hesiodus [8]) beschreibt sogar die am westlichen Ende der Erde liegenden Quellen dieses Flusses. Dieses Erdenrund war mit einer festen Wölbung bedeckt, unter der die Gestirne auf von Wolken getragenen Wagen rollen; am Morgen stieg die Sonne aus dem östlichen Ocean, tauchte am Abende im westlichen unter, und ein von Vulkan gearbeitetes Schiff brachte sie während der Nacht von Westen durch Norden gegen Osten zurück. Unter der Erde befand sich der Tartarus, in welchem die Titanen lebten, wohin weder Winde noch die Strahlen der Sonne kamen [9]). Außerhalb der Grenzen der Erde, wo der Himmel anfieng, lag das Chaos, welches selbst den Göttern furchtbar war [10]); die Erde war nach den Vorstellungen Homer's durch das schwarze, ägäische und mittelländische Meer in zwei Theile getheilt, den nördlichen und den südlichen, welchen Anaximander später die Namen Europa und Asien beilegte. Diese Eintheilung erhielt sich mit manchen Modificationen bis zu den Zeiten des Eratosthenes, und daher sahen so viele alte Schriftsteller den Phasis für die Grenze von Europa und Asien an; man glaubte, dieser Fluß verbinde das schwarze und östliche Meer ebenso, als die Meerenge des Hercules das mittelländische Meer mit dem westlichen Ocean. Hekatäos, welcher den Nil (*Aegyptus* bei Homer) als eine dritte Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Ocean hielt, gab der Idee eines dritten Welttheiles, Lybien, den Ursprung, jedoch hielt noch später Herodot Asien und Lybien für so groß als Europa. In der Mitte der Erdscheibe lag Griechenland mit seinen Inseln. Im Norden lag die Ebene der Pelasger [11]). Die Grenze der von den Griechen bewohnten Länder bildete gegen Norden der Peneus. Die Insel Scheria (Corfu) lag nach Homer schon außer Griechenland und war die Nachbarin des Oceanes [12]). Die südliche Küste Italiens lag am Ende der civilisirten Welt, und die Meerenge, wodurch Sicilien von Italien geschieden wird, bildete den Eingang in die fabelhafte Welt; daher wird Sicilien mit vielen Wundern ausgestattet, doch ist es auch das Land, aus welchem die Griechen ihre Sclaven erhielten. Westlich von Sicilien ist das eigentliche Land der Fabeln. Das Mittelmeer selbst erstreckt sich so wenig nach Westen, daß Ulysses nur einen Tag gebrauchte, um von der Insel Circe zum Eingange des Oceanes zu kommen, eine Vorstellung, welche auch lange nachher beibehalten wurde. Was von den westlich liegenden Ländern der Cimmerier, und im Ocean von dem Lande der Glücklichen (Elysium) gesagt wird, beruht wahrscheinlich auf dichterischen Fictionen; vielleicht waren es auch dunkle Nachrichten, welche sich auf den Bernsteinhandel der Phönizier bezogen. Aber die Nachrichten von jenen glücklichen Inseln und den darauf lebenden Makrobiern waren zu reizend, als daß man es nicht hätte versuchen sollen, sie in der Folge allenthalben zu suchen. Ebenso wenig läßt sich über die Hyperboreer und die riphäischen Berge sagen, auch diese wurden allenthalben gesucht, und Herodot [13]) bedauert sehr, nichts von den Hyperboreern entdeckt zu haben. Eben so wenig läßt sich etwas von der Lage des zuerst von Hesiod genannten Eridanus sagen. Die Idee von diesem Flusse, der sich in den Ocean ergoß, nachdem er das Land der Celten durchflossen hatte, erhielt sich im ganzen Alterthume. Bald sollte es der Po, bald Rhone, bald Rhein sein.

In Asien kannte Homer genau die Gegenden, in denen der trojanische Krieg geführt wurde, alle spätern Untersuchungen haben diese Genauigkeit in das hellste Licht gesetzt; ganz dasselbe gilt von den benachbarten Ländern. Erst gegen das äußerste Ende des schwarzen Meeres wird die Geographie Homer's wieder fabelhaft; die Amazonen, Kolchis u. s. w. zeigen, daß der Verkehr nach jenen Gegenden unbedeutend war. Ebenso kennt Homer die Küsten Kleinasiens, wo Pelasger und Mäonier wohnten, deren Wohnsitze erst später von den Joniern besetzt wurden. Auch die Werke der Sidonier werden gerühmt [14]). Von Aegypten hatte Homer ebenfalls einige Begriffe. Er rühmt die Kenntnisse seiner Bewohner, namentlich in der Medicin, und erwähnt Theben mit seinen hundert Thoren, sowie den Nil. Sehr weit aber scheint sich nach seiner Vorstellung Afrika nicht gegen Westen erstreckt zu haben. Aber eine Reise nach Aegypten schien eine der größten Unternehmungen, zu welcher Menelaus acht Jahre gebrauchte [15]). Auch der ferne Osten und Süden wurden mit fabelhaften Erzählungen angefüllt. Hier wohnten die Aethiopier, von denen ein Theil gegen den Aufgang, der andere gegen den Untergang der Sonne gerichtet ist [16]).

Etwas abgeändert, jedoch im Ganzen mit dem

Gegebenen übereinstimmend, erscheint die Geographie im Zuge der Argonauten, und nur aus den unrichtigen Vorstellungen der Alten von der Erde lassen sich mehrere Thatsachen auf diesem Zuge erklären.

In den folgenden Jahrhunderten erweiterten die Griechen ihre Kenntnisse, besonders durch die Anlegung der Colonien. Die Milesier und Megarenser legten deren am schwarzen Meere an, Korinth in Sicilien und Groß-Griechenland. Später wurden Sardinien, Corsica und das südliche Frankreich von den Phocäern besucht und Koläos von Lemnos segelte um 780 v. Chr. durch die Säulen des Hercules ins atlantische Meer, wozu er vielleicht Nachrichten und Charten von den Phöniziern erhalten hatte. Die erste Charte von Griechenland soll Anaximander von Milet verfertigt haben[17]), die in der Folge von Hekatäos verbessert wurde, aber jedenfalls sehr unrichtig war, da Anaximander die Erde als einen Cylinder ansah.

Durch Herodot (450 v. Chr.) wurden die geographischen Kenntnisse der Griechen schnell erweitert. Er war wahrscheinlich Kaufmann und wußte sich vorher völlig unbekannte Wege zu eröffnen. Er kam bis zu den Päoniern, wahrscheinlich im heutigen Serbien, besuchte die griechischen Colonien am Pontus Euxinus, durchwanderte einen Theil des südlichen Rußlands zwischen Borysthenes und Phasis; kam nach Babylon und Susa, und zog hier Nachrichten über Persien ein. Aegypten lernte er ebenfalls kennen und zum Theil die Karavanenstraßen, welche von hier ins Innere Afrika's gehen. Ebenso besuchte er Groß-Griechenland. In Tyrus scheint er mit eifersüchtigen Augen angesehen worden zu sein, da seine Nachrichten über Phönizien unbedeutend sind. So groß seine Kenntnisse auch waren, und so sehr sie die seiner Zeitgenossen übertrafen, so vereinigte er sie doch in kein System; nur das geht aus seinen Beschreibungen hervor, daß ihm die Welt nach den herrschenden Vorstellungen zu klein war; auch bemerkt er, es sei ihm unmöglich gewesen, den Oceanfluß zu finden. Er kennt die Grenzen Asiens gegen Süden, indem Darius eine Flotte vom Indus bis zu den Grenzen Aegyptens schickte, aber die Umschiffung Afrika's zieht er in Zweifel. Bei ihm finden wir die ersten Nachrichten vom kaspischen Meer, welche weit richtiger waren, als das, was spätere Geographen darüber gesagt haben. Er kennt die alte Handelsstraße von Indien nach Europa durch das kaspische Meer.

In die Zeit Herodot's fällt wahrscheinlich auch die Reise des Karthagers Hanno, welcher an der Westküste Afrika's nach Süden fuhr, um dort neue Colonien anzulegen[18]), und welcher bei seiner Rückkehr einen Bericht in einen Tempel eingraben ließ, der später ins Griechische übersetzt wurde. Genau lassen sich die von ihm beschriebenen Gegenden nicht bestimmen. Gosselin[19]) glaubt, der südlichste Punct sei das Vorgebirge Nun gewesen. Malte Brun[20]) ist der Ansicht, daß in dem Berichte von zwei Reisen die Rede sei, und daß er bis zur Weihrauchküste gekommen sei. Er ist um so mehr dazu geneigt, da Himilkon um dieselbe Zeit bis Albion kam, wo Zinn gefunden wurde, also Cornwallis; kamen die Karthager aber so weit nach Norden, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch nach Süden vordringen konnten.

[1]) Das alte Indien II. 209.

[2]) Erdkunde II. 5.

[3]) Ritter a. a. O. Nach Bohlen wird die Erde als eine gerundete Fläche gedacht, welche auf einer Schildkröte oder vier Elephanten ruht. Das alte Indien II. 210. I. 222.

[4]) 1 Mos. 10, 2–4.

[5]) *Recherches sur la géographie ancienne*, II. 126. Vergl. Wahl's Indostan I. 203.

[6]) Habakuk 1, 69. — [7]) *Ilias* XVIII. 606.

[8]) *Theogonia* 775. — [9]) *Ilias* VIII. 16.

[10]) *Hesiod. Theog.* 736. — [11]) *Ilias* II. 681.

[12]) *Odyss.* VI, 8. — [13]) *Herodot.* IV. 32.

[14]) *Ilias* VI. 289. VIII. 741.

[15]) *Odyss.* III. 73. XIV. 257.

[16]) *Odyss.* I. 22–26. V. 282. *Ilias* I. 423. XXIII. 206. — [17]) *Diog. Laert.* II. 1.

[18]) Hannonis Periplus in Hudson's *Geogr. Graec. min.* I.

[19]) *Rech. sur la Géogr. anc.* I. 61.

[20]) Geschichte der Erdkunde I. 102.

17. Die grossen Entdeckungen im XV. und XVI. Jahrhundert.

(Dasselbe Buch, S. 379—382.)

Die Schifffahrt hatte sich bis dahin nur bis zum Cap Nun an der Westküste Afrika's erstreckt; was jenseit dieses für die Seereisenden so gefährlichen Vorgebirges lag, war unbekannt. Gilianez gieng 1433 weiter. Während der Stürme, welche seine Reise so sehr verzögerten, landeten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz an den Inseln Porto Santo und Madera. In den großen Waldungen der letzteren Insel gründeten die Portugiesen ihre erste Colonie; Menschen, zahme Thiere, Zuckerrohr und Wein wurden dahin verpflanzt. Um dieselbe Zeit scheinen auch die Azoren entdeckt zu sein. Gonzalo Velho Cabral landete 1432 an der Insel Santa Maria und bis 1450 wurden die übrigen der Gruppe entdeckt; noch fehlt es an genauen Zeitangaben. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Inseln vor Ankunft der Portugiesen unbewohnt waren; ja es soll nicht einmal ein vierfüßiges Thier vorhanden gewesen sein. Indessen sind auf mehreren Charten des 14. Jahrhunderts Inseln in jenen Gewässern. Die karthaginiensischen und cyrenäischen Münzen, welche auf Corvo gefunden sind, scheinen für eine ältere Bekanntschaft mit ihnen zu sprechen, obgleich andere es für möglich halten, daß Araber, und selbst Normannen, die von einem afrikanischen Heerzuge zurückkamen, die Münzen dahin gebracht haben. Anfänglich hielt man diese Inseln für die Antillen des Marco Polo, und Martin Behaim zeichnete auf seiner Charte westlich von ihnen die Küste von Cathai.

Indessen dauerte der Krieg mit den Mauren jenseit des Vorgebirges Bojador fort. Im J. 1442 sah man in Lissabon die ersten schwarzen Sclaven, welche die Muhammedaner als Lösegeld für einige ihrer Mitbürger gegeben hatten. Im J. 1445 drangen die Portugiesen bis zum Senegal, wo sie die ersten heidnischen Neger fanden. Im J. 1456 entdeckte Aloysio de Cadamosto in Gesellschaft einiger Genueser die Inseln des grünen Vorgebirges. Bald nachher erreichte Peter von Cintra zuerst die Küste von Guinea und fuhr bis ans Vorgebirge Mesurado. Auch als Prinz Heinrich 1463 gestorben war, behielten die Portugiesen denselben Hang zu Entdeckungen. Besonders trug dazu die afrikanische Handelsgesellschaft Vieles bei, welche das Recht hatte, ganz allein nach den Gegenden zu handeln, welche südlich von Sierra Leone lagen. Im J. 1472 wurden die Inseln St. Thomas und Annabon entdeckt, von denen namentlich die erstere von verwiesenen Juden bebaut wurde, welche sich dabei der Negersclaven bedienten. Bald nachher fand Diego Cam den Zairefluß, dessen Nachbarschaft er durch Errichtung eines steinernen Kreuzes für Portugal in Besitz nahm, woher der Name Rio Pedrao bei Martin Behaim stammt. Alfonso d'Aveira entdeckte zu derselben Zeit Benin und brachte von daher Pfeffer nach Lissabon. Hier hörte er, daß 250 Meilen östlich von diesen Gegenden ein christlicher Fürst wohne, und es wurde nun der Priester Johann dahin versetzt. Um diese Zeit begann in Portugal lebhafter der Handel mit Negersclaven.

Nach mancherlei Beschwerden erreichte Bartholomäus Diaz im J. 1486 die südliche Spitze von Afrika, welcher Johann II. den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung gab, da er es jetzt nicht mehr für unmöglich hielt, Afrika zu umschiffen. Schon früher hatte dieser König zwei Mönche nach Jerusalem geschickt, um von den hier anwesenden Pilgern Nachrichten über den Priester Johann einzuziehen, aber ihre Unkenntniß der arabischen Sprache vereitelte diesen Plan. Darauf giengen Peter Covilham und Alfonso de Paira nach Alexandrien, um dort Nachrichten über die entfernten Gegenden einzuziehen. Covilham gieng nach Suez, dann besuchte er Goa, Calicut und die Goldminen von Sofala in Afrika. Paira war inzwischen nach Habessinien gegangen, aber daselbst gestorben. In Folge der Berichte von Covilham und derer, welche zwei portugiesische Juden gaben, die sich lange in Ormus und Calicut aufgehalten hatten, wurde man überzeugt, daß südlich von Afrika ein Land läge, und so wurde Vasco de Gama 1497 beauftragt, auf diesem Wege Indien zu suchen; zugleich wurde er beauftragt, mit dem Priester Johann ein Bündniß zum Schutze des Handels gegen Araber und Mauren zu schließen. Nachdem er das Cap doublirt hatte, besuchte er einen Theil der Kaffernküste (Natal), entdeckte, ohne Sofala zu berühren, Mozambique, wo er in Mombaze eine arabische Colonie fand; von hier gieng er nach Melinde, wo großer Luxus herrschte, der Handel blühete und er Steuermänner fand, welche ihn weiter führten. Im J. 1498 landete er zu Calicut an der Küste Malabar, seine Gefährten giengen nach verschiedenen Häfen, und es wurden dadurch die Größe und Wichtigkeit Indiens bekannter.

Erst die Nachfolger Gama's vervollständigten

unsere Kenntnisse von der Ostküste Afrika's. Peter Alvarez Cabral kam 1500 nach Quiloa, der Hauptstadt eines mächtigen arabischen Königreiches an der Küste Zanguebar. Albuquerque entdeckte 1503 die Insel Zangibar in der Nähe von Mombaze, und hier, sowie an verschiedenen andern Puncten, wurde Tribut erhoben. Tristan d'Acunha untersuchte 1502 die Insel Madagaskar, wo er arabische Colonisten traf. Um dieselbe Zeit landeten andere portugiesische Seefahrer an der Küste Ajan, womit die Araber alle Länder zwischen dem Quilmance und dem Cap Guardafui bezeichnen, wo Magadoxo einen sehr lebhaften Handel trieb. Als Albuquerque die Araber 1513 aus Aden vertrieben hatte, wurde das rothe Meer besucht.

Auch die Kenntniß von Asien wurde um dieselbe Zeit sehr erweitert. Nachdem Vasco de Gama in Calicut gelandet war, verbreiteten sich die Portugiesen sehr schnell an der Westküste Hindostans bis an den Meerbusen von Camboge. Im J. 1510 eroberte Albuquerque Goa in Decan, welches späterhin der Mittelpunct der portugiesischen Besitzungen wurde; außerdem wurde noch eine große Zahl anderer Puncte besetzt. Im J. 1514 kam Johann von Silveira in Bengalen an. Die Küste Coromandel wurde weniger besucht. Ebenso wurden die benachbarten Inseln aufgesucht. Im J. 1512 wurde Sincon d'Andrade nach den Maldiven verschlagen, die wegen ihrer Kokosnüsse bald berühmt wurden. Seit 1506 hatten sie Ceylon besucht und Colombo erbaut, von wo aus bald die Herrschaft über die ganze Insel erlangt wurde. Lopez Segueira gieng 1509 nach Malakka und dieses wurde 1511 von Albuquerque erobert. Dann wurden Siam und Pegu bekannt. Im J. 1516 landete Ferdinand Perez in China, wo es nicht mehr erlaubt wurde zu landen, sondern die Portugiesen mußten ihre Waaren auf der Insel Taman absetzen; ein Gesandter, welcher bald darauf nach Peking gieng, wurde nicht zur Audienz gelassen; er starb mit seinen Begleitern zu Canton im Gefängnisse. Seit 1511 durchkreuzten portugiesische Schiffe den ganzen Archipel östlich von Indien. Sumatra wurde genauer untersucht; 1513 Borneo gefunden; seit demselben Jahre lebhafter Verkehr mit der Nordküste Java's; im J. 1511 die Molukken, 1521 Celebes untersucht. Indessen war der Verkehr mit diesen östlichen Inseln sehr unbedeutend, da die Bewohner allen Umgang mit Fremden mieden. Im J. 1542 entdeckte Antonio de Mota Japan, wo die Portugiesen gut aufgenommen wurden, und wo die Jesuiten bald ihre Arbeiten anfiengen.

Während Portugal die Kenntnisse des Ostens erweiterte, wurde Spanien gleichsam unwillkürlich durch die klugen Projecte eines Ausländers nach Westen zu ähnlichen Großthaten hingerissen. Christoph Columbus, der Sohn eines genuesischen Schiffers, seit seiner Jugend mit dem Meere vertraut, mit einem wohlgebauten, festen Körper, hatte durch eifriges Studium der nautischen Wissenschaften richtigere Ansichten von dem Bau der Erde, als die meisten seiner Zeitgenossen. Ueberzeugt von der Kugelgestalt der Erde, vielleicht auch bekannt mit den früheren Reisen der Normannen, führten ihn die Entdeckungen der Portugiesen zu dem Gedanken, nach jenen reichen Ländern Indiens gebe es auch einen Weg nach Westen. Da die älteren Charten dem Festlande Asiens nach Osten eine viel zu große Ausdehnung gaben, so glaubte er, die Reise auf diesem Wege sei sehr kurz. Voll von dieser Idee bot er zuerst seinem Vaterlande seine Dienste zu diesem Unternehmen an; von Genua zurückgewiesen, wendete er sich nach Portugal; auch hier abgewiesen, gieng er nach Spanien, während sein Bruder Bartholomäus in derselben Absicht zu Heinrich VII. von England gieng. Zum Theil von dem vornehmen spanischen Pöbel in den Umgebungen des Königs verlacht, verfolgte er seine Idee mit Beharrlichkeit; aber erst nach acht Jahren war es möglich, die nöthigen Mittel zu erhalten. Kaum ist wohl je eine Expedition erbärmlicher ausgerüstet worden. Nur 90 Mann, auf drei kleine Fahrzeuge vertheilt, wurden ihm zugestanden, und mit ihnen verließ er am 3. August 1492 den Hafen Palos. Bei den canarischen Inseln trat er in ein ihm völlig unbekanntes Meer, aber bald verlor seine Mannschaft den Muth. Die Magnetnadel zeigte Abweichung, was Columbus aus einer Verrückung des Polarsterns ableitete; die beständigen Ostwinde, welche er hier zuerst kennen lernte, machten seine Begleiter unruhig, indem sie glaubten, sie würden keine günstigen Winde für die Rückreise antreffen; als die Expedition durch das Sargassomeer gieng, stieg die Unruhe immer mehr; dazu die lange Dauer der Reise. Columbus beschwichtigte seine Leute zum Theil dadurch, daß er eine falsche Schiffsrechnung führte, nach welcher die Entfernung von Europa nicht so groß erschien. Mehrmals wollten seine Leute umkehren, und es schienen ernstliche Meutereien ausbrechen zu wollen. Als er aber am 7. October zuerst das westliche Land durch ein sich dort hin und her bewegendes Licht entdeckte, da sah dieser zaghafte Pöbel sofort mit Verehren an dem so eben verwünschten Ausländer als ein überirdisches Wesen hinauf und bat knieend um Verzeihung. Am folgenden Tage stieg er auf der Insel Guanahani, einer der

Lucaien, ans Land, nannte sie St. Salvador und nahm davon im Namen des Königs Ferdinand von Castilien förmlich Besitz. Sein Betragen machte ihm die Bewohner geneigt, und zum Theil durch deren Hilfe wurde es ihm möglich, binnen wenigen Wochen noch acht benachbarte Inseln zu entdecken. Am 27. October lief er in dem Flusse Luna auf der Nordostküste von Cuba ein. Als er diese Insel umfuhr und an der Südküste hinsegelte, erblickte er am 3. December die Berge von Hayti, und am 4. December legte er sich daselbst im Hafen St. Nicolas an dem Nordwestcap vor Anker; die Insel nannte er wegen der Aehnlichkeit ihres Klima's mit dem von Spanien, Klein-Spanien (*Hispaniola*).

Nachdem Columbus diese wenigen Puncte eines westlich von Europa gelegenen Landes gefunden hatte, kehrte er nach Europa zurück. Seine Ankunft in Spanien glich einem wahren Triumph; bald erkannte man, daß er nicht sowohl einen neuen Weg nach Ostindien, als vielmehr eine völlig neue Welt mit neuen Menschenracen, neuen Producten und goldenen Schätzen gefunden habe. Spanien wachte mit Eifersucht darüber, die Früchte dieser wichtigen Entdeckung allein zu genießen. Portugal vermuthete, daß diese Länder mit Ostindien zusammenhiengen, welches von ihm nach so vielen Anstrengungen erreicht war. Zwischen beiden Ländern entstand ein Streit, welcher jedoch binnen Kurzem durch den Papst beigelegt wurde. Alexander VI. erließ im Mai 1493 eine Bulle, in welcher er vermittelst einer Linie, die von einem Pole zum andern gieng und 100 Meilen westlich von den canarischen Inseln gezogen wurde, die Grenzen zwischen den auswärtigen Besitzungen der Spanier und Portugiesen bestimmt werden sollten; späterhin kamen beide Mächte darin überein, daß diese Linie noch 300 Meilen weiter westlich gelegt werden sollte. Mit Recht wirft dabei Paw die Frage auf, wie wohl Europa eine Bulle des großen Lama von Tibet aufnehmen würde, wodurch dieser einem Kalmückenführer Spanien oder Italien schenkte, weil es von einem seiner Leute entdeckt wäre.

Columbus bereitete sich indessen zu einer zweiten Reise vor. Am 25. September 1495 verließ er den Hafen von Cadiz. Im November war der größte Theil der Antillenreihe entdeckt, im Juni 1496 kehrte er nach Spanien zurück, um sich gegen mehrere Verleumdungen zu vertheidigen.

Indessen hatten andere Mächte große Lust, an dem Vortheile dieser Entdeckungen Theil zu nehmen, und namentlich trat England in die Schranken. Als Bartholomäus Columbus nach England gieng, wurde er unterwegs von Seeräubern gefangen genommen; aus der Gefangenschaft entflohen, kam er in England in so dürftigen Umständen an, daß er sich einige Zeit mit dem Zeichnen von geographischen Karten so viel verdienen mußte, um sich mit Anstand bei Hofe einführen zu lassen. Heinrich VII. war sogleich bereit zu einer Unterstützung, allein gerade damals hatte Christoph bereits von Isabellen die Mittel zur Reise erhalten. Indessen suchte Heinrich diesen Zufall zu seinem Nutzen gut zu machen. Er schickte 1496 den Venetianer Sebastian Cabot, welcher in Bristol lebte, nach Westen, und im folgenden Jahre machte er eine zweite Reise. Er entdeckte Labrador und Newfoundland, sowie einen großen Theil der Küstenstrecke bis Florida. So also wurde von ihm zuerst das Festland gefunden. Columbus entdeckte dieses erst später, denn erst auf seiner dritten Reise entdeckte er am 1. August 1498 die Insel Trinidad an der Mündung des Orinoco; die gewaltsame Strömung, mit welcher die Gewässer dieses mächtigen Flusses gegen das Meer meilenweit hinausgetrieben wurden, ließen ihn ahnen, daß er es mit einem großen Lande zu thun habe. Er verfolgte nun die Küste bis in die Gegend von Cumana, und kehrte hierauf, durch Kränklichkeit genöthigt, nach Domingo zurück. Schon früher hatte Americus Vespucius das Festland gefunden, obgleich diese Thatsache zweifelhaft erscheint; bestimmter ist, daß derselbe in den J. 1501—1503 Brasilien entdeckte, an dessen Küsten bereits Cabral im J. 1500 durch einen Sturm geworfen war. Er gab ihm den Namen des heiligen Kreuzes und verfolgte die Küste von 5—17 Grad südlicher Breite. Erst 28 Jahre später gab ihm der Engländer John Hawkins den Namen Brasilien, von dem rothen, feuerfarbenen Holze. Im J. 1507 entdeckten die Spanier Pinzon und Diaz de Solis die Halbinsel Yucatan, und drei Jahre später erreichten Ojeda und Nicuessa die Landschaft Darien, 1518 Grivalva das Reich Mexico. Schon früher hatte Nugnez Balbao den Weg nach Peru angetreten und auf diesem sah er 1513 den großen Ocean, welchen er im Namen seines Königs in Besitz nahm.

So hatte man auch das stille Meer, welches Columbus so sehnlich gesucht hatte, gefunden. Ferdinand Magelhaens, ein Portugiese, fuhr nun zuerst um die Erde. Von Portugal für seine großen Verdienste in Ostindien mit Undank belohnt, trat er in die Dienste Carl I. von Spanien und bot diesem an, einen Weg nach den Molukken durch oder um Südamerika zu suchen. Am 10. August 1519 trat er die Reise an; er überwinterte

in dem von ihm am Ende von Südamerika entdeckten Hafen St. Julian, und lernte hier die kolossalen Patagonier kennen. Am 21. October 1520 erreichte er bei einem Vorgebirge, welches er nach den 11,000 Jungfrauen benannte, den Eingang in die nach ihm benannte Straße; alle seine Gefährten hielten diese Meerenge nur für eine tiefe, aber verschlossene Bucht, während er überzeugt war, daß hier eine Durchfahrt in den großen Ocean vorhanden wäre; mehrere frühere Meutereien hatte er schon mit der Hinrichtung der Rädelsführer gedämpft. Eins seiner Schiffe kehrte von hier nach Europa zurück, ein anderes legte den Weg durch die Straße bis in den großen Ocean zurück. Am 28. November erreichte die Expedition dieses Meer, welches von ihm wegen seiner Schönheit und Stille den Namen des stillen erhielt. Auch noch jetzt wollte ein Theil seiner Leute zurükkehren. Ohne widrige Winde gieng die Reise ziemlich schnell von statten, aber die Lebensmittel wurden täglich elender. So segelte er 3 Monate und 20 Tage, ohne etwas anderes zu sehen, als zwei wüste Inseln, die eine in 9°, die andere in 15° S. Am 6. März 1521 sah er die Insel Juoaguana, Acaca und Setana, deren Bewohner Alles nahmen, dessen sie nur habhaft werden konnten, weshalb er sie Diebesinseln (Ladronen) nannte. Einige Tage später entdeckte er für Spanien den Archipel der Philippinen. Am 30. März gieng er auf Magindanao ans Land; darauf besuchte er noch andere Inseln, fiel aber am 26. April 1521, als er für den König von Zebu gegen den König von Matan kämpfte. Im Commando folgten ihm Odoard Barbosa und Juan Serrano, die aber bald darauf vom König von Zebu ermordet wurden. Unter Pigafetto kamen sie im Juni nach Borneo, und am 8. November zu den Molukken, dem Ziele ihrer Reise. Sie verließen Timor am 11. Februar 1522 und fuhren um das Cap, worauf sie am 7. September 1522 in dem Hafen von St. Lucar ankamen, was aber nach ihrer Rechnung erst der 6. September war.

18. A. von Humboldt's amerikanische Reise.

(Dasselbe Buch. S. 389.)

Die Reise von Alexander von Humboldt wurde im J. 1799 angetreten; als Gefährte begleitete ihn Aimé Bonpland. Ueber Teneriffa gieng er nach Cumana und blieb im J. 1800 in Neu-Andalusien, worauf er die Provinzen von Venezuela, Neu-Barcellona und das spanische Guiana durchstreifte. Hierauf wurden Rio Apure und Orinoco befahren, die Quellen des Rio Negro aufgesucht und die Verbindung der beiden großen Ströme Südamerika's erwiesen. Nach Cumana zurückgekehrt, gieng er nach Cuba und von hier nach Carthagena, später nach Santa Fé de Bogota und Quito, bestieg den Pichincha und Chimborazzo; nach einer beschwerlichen Reise über die Anden besuchte er den Amazonenstrom und später Peru. Von Lima segelte er nach Guayaquil, Acapulco und erreichte Mexico, segelte über Vera Cruz nach der Havannah und von hier über Philadelphia nach Europa, wo er 1804 ankam. Kein früherer Reisender hat die Erdkunde so gefördert; er hatte die Geduld, ein einzelnes Phänomen bis ins kleinste Detail zu verfolgen, aber auch das Talent, aus einzelnen Erscheinungen sogleich das Allgemeine herzuleiten und durch bewunderungswürdige Combinationen die verwickeltsten Naturgesetze aufzuhellen und in ihrer Einfachheit darzustellen.

Nicht bloß die Geographie im engern Sinne, sondern alle Theile der Naturwissenschaften, welche mit der Geographie in Verbindung stehen, haben aus diesem Unternehmen den größten Nutzen gezogen. Die Pflanzengeographie wurde wissenschaftlicher und ausführlicher bearbeitet, als in früheren Werken; die großartigen Erscheinungen, welche die Vulkane der Andenkette darboten, zeigten, daß die damals herrschende Ansicht Werner's über die Bildung der Erdrinde nicht allgemein gültig sein könne, und es bildete sich die neuere Lehre von der vulkanischen Hebung der Gebirge, welche Humboldt mit seinem Freunde L. v. Buch vorzugsweise begründete; die Lehre von den Meeresströmungen wurde wissenschaftlicher behandelt, die regelmäßigen Gesetze der Bewegungen des Barometers, sowie die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche untersucht. Nur wenige Reisende können sich mit Humboldt nicht sowohl in Betreff der Größe des besuchten Landstriches, als vielmehr in Betreff der Resultate ihrer Arbeiten vergleichen; am nächsten steht ihm nach meiner Ansicht Horaz Benedict von

Saussure aus Genf, welcher in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Gebirge seines Vaterlandes besuchte; ebenso wie Humboldt das Große und Kleine beachtete und in seinen Reisen durch die Alpen einen großen Schatz der schönsten Erfahrungen niederlegte und Gesetze aufstellte, die zwar öfter bezweifelt, zum Theil unbeachtet, durch Erfahrungen, welche ich fast ein halbes Jahrhundert später machte, auf das Vollkommenste bestätigt worden sind.

19. Werner's neptunische Erdbildungsansicht.

(*Fr. Hoffmann*, Hinterlassene Werke II. [1838], S. 92–94.)

Es bleibt uns übrig, auch von Werner's allgemeinen und so lange von vielen Forschern angenommenen Erdbildungsansichten zu sprechen, und da müssen wir vorläufig im Allgemeinen bemerken, daß er in denselben weit weniger glücklich gewesen sei, als in den eben berührten Verhältnissen. Die Ursachen davon liegen indeß auch sehr nahe.

Werner schöpfte seine Vorstellungsweisen von der Entstehung der Erdrinde und der auf ihr vorkommenden Unebenheiten aus dem Anblicke und der genauern Kenntniß einer Gegend, welche verhältnißmäßig nur sehr wenige auffallende Thatsachen zeigt, die den Gegensatz neptunischer und vulkanischer Gebilde hervortreten lassen und die nothwendig zur Vermeidung einer gewissen Einseitigkeit bei der Auffassung solcher Vorstellungen gekannt werden müssen. Als er sein System schuf, kannte er wohl kaum mehr als das Erzgebirge und einen Theil seiner nächsten Umgebungen, besonders an der Südost- und Nordwestseite. In diesen Gegenden aber zeigen sich überall in großen Erstreckungen nur Spuren einer sehr einförmigen, ruhigen und ununterbrochenen Ausbildung der einzelnen Gebirgsglieder. Störende Einflüsse, die Wirkungen gewaltsamen Eingreifens vulkanischer Kräfte, hatte er niemals zu beobachten Gelegenheit gehabt. Kein Wunder daher, daß er denselben bei Ausführung seiner Ansichten nur einen geringen und beschränkten Einfluß verstattete, und bei seinen Vorstellungen von der Bildung der Erdrinde sich eine rein neptunische, zwar sehr consequente, aber doch einseitige und nicht allgemein giltige Ansicht ausbildete.

Nach ihm war der ganze Erdkörper ausschließlich aus dem Wasser hervorgegangen. Ihm war die Schichtung, als allen Gebirgsarten zukommend, das Product eines ruhigen Niederschlages, und alle die Unebenheiten unserer Erdoberfläche, alle die verschiedenartigen Lagerungsverhältnisse der Gebirgsarten waren nach ihm durchaus in dem Zustande und an der Stelle ursprünglich gebildet, in welcher sie gegenwärtig noch ruhend vorkommen. Verrückungen ganzer Gebirgsmassen aus ihrer ursprünglichen Lage, Erhebungen ganzer Länder aus der Tiefe des Meeresgrundes blieben ihm fremdartige und unerwiesene Erscheinungen. Um nun aber das Entstehen der Continente, welche einst Meeresgrund waren, und den mehrfach wiederholten Untergang früherer organischer Schöpfungen zu erklären, nahm er ein wiederholtes Anschwellen und Zurückziehen des Meeres an, von welchem er freilich die Ursache anzugeben nicht im Stande war. Nach den ihm bekannten Verhältnissen des Niveau's, in welchem sich die verschiedenen Gebirgsarten in und an dem Erzgebirge gelagert finden, bildete er sich ein System von fünf nach einander erfolgten Meeresbedeckungen (zwei in der Urzeit, eine in der Uebergangszeit und zwei in der Flözzeit), bei welchen jedesmal das Wasser nur einen bestimmten Stand sollte erreicht haben. Die Veränderungen, welche die Vulkane hervorbringen, verwies er in das beschränkte Feld rein örtlicher Entzündungen von Lagerstätten brennbarer Mineralien, besonders der Steinkohlenflöze. Vulkane waren daher nach ihm nur erst in sehr neuen Schichten, nach der Entstehung organischer Körper möglich, und er glaubte überhaupt, daß man dieselben als ganz außerwesentlich für die Bildung der Erdrinde füglich bei Seite setzen oder nur als Nebensache behandeln könne.

Wenn nun gleich dieses Bild rein das Gepräge der Kenntniß des beschränkten Gebirgsbezirkes trägt, in welchem es entsprungen war, so bleibt es doch immer bewundernswürdig, wie viel allgemein Anwendbares, das sich später auch in entfernten Theilen des Erdballs bestätigte, aus diesem einseitigen Standpuncte hat aufgefaßt werden können.

20. Ueber die geognostischen Systeme von Deutschland.

(*L. von Buch*, Geognostische Briefe, herausg. von *v. Leonhard* [1824] S. 265–271.)

Wenige Linien, glaube ich, werden hinreichen, die geognostischen Systeme, in welche Deutschland zerfällt, deutlich hervortreten zu lassen. Auch bedürfen diese Linien nur wenig Erläuterung. Nur die Begrenzungen verlangen einige Rechtfertigung.

Diese Systeme sind folgende:

I. Das Niederländische,
II. Das Nordöstliche,
III. Das Rhein-System,
IV. Das Alpen-System.

Wie alle Ketten in der zweiten dieser Abtheilungen, mit gar wenigen Ausnahmen, von Nordwest nach Südost sich hinziehen, ist so offenbar, vorzüglich in den nördlichen Theilen, daß man eine geognostische Charte nur aufzuschlagen braucht, um die Bemerkungen dieser Richtungen von Jedem zu hören, der solche Charte ansieht. Die Flüsse, als Hauptniederungen, bezeichnen im Allgemeinen diese Richtung. So bilden Oder, Spree, Elbe, von Havelberg bis zur Mündung, solchen, die Richtung des Ganzen bezeichnenden, Canal; dann wieder die Elbe von der Mitte von Böhmen bis Magdeburg, dann die Aller und die Weser bis zur Mündung. Herr Hoffmann hat das Detail dieser Erscheinung vorgetragen in Gilbert's Annalen B. 76. 33. Unstrut, Werra, und selbst die Donau, von Regensburg bis Linz, fließen unter denselben Verhältnissen. Die Donau folgt dem Laufe des Böhmer Waldgebirges, und die kleinere Kette in der Oberpfalz, wie die kleine, ausgezeichnete Granitreihe, welche von Schwarzenfeld an der Nab sich gegen Cham zieht, durch welche die Fortsetzung dieses Systems bis an die Donau so deutlich erwiesen ist.

Nördlich von Regensburg wird die Grenze durch die Kette des Jura bei Nürnberg bestimmt. Der Jura in der Schweiz gehört gänzlich in das Alpensystem, bis zu den Ufern des Doubs, der mit Alpen und Jura in gleicher Richtung fortlauft. Seit dem Schwarzwalde verläßt der Jura die Richtung der Alpen, und scheint fast ebenso sehr vom näheren Schwarzwalde, als von den entfernteren Alpen gezogen. Daher wird man in Deutschland die Jurakette selbst, die rauhe Alp als die Grenze beider Systeme machen können.

Seit dem merkwürdigen Einschnitte aber, in diesem Gebirge, von Berching und Berlingris, in Aichstädt bis an die Altmühl, wendet sich das Juragebirge, und fällt nun ganz in die Richtung des Böhmer Wald- und Fichtelgebirges; bis zu seinem Ende bei Lichtenfels, an den Ufern des Mains; daher wird denn die Höhe dieses Gebirges die Grenze des Systems bezeichnen. Die Richtung der scharfen Ketten des Muschelkalkes bei Rodach und Hildburghausen beweisen, daß sie noch innerhalb des zweiten Systems liegen; die Richtung der Berge des Muschelkalkes über Melrichsstadt gegen Kissingen, daß sie schon der Wirkung unterworfen sind, die vom Odenwalde und Spessart ausgeht. Die sehr auffallenden Erscheinungen im Thale der Fulda, von Ober-Rothenburg bis gegen Melsungen, das sonderbare Hervortreten des Gypses in so großer Mächtigkeit, verbunden mit der Richtung des Thales selbst, lassen auch hier noch den Einfluß der nordwestlichen Richtung bemerken. Die Grenze kann daher nur erst auf der Höhe in Südwest von Rothenburg gesetzt werden. Wie sehr die Höhen des Teutoburger Waldes und ihre Fortsetzung südlich von Osnabrück bis in die holländischen Niederungen gänzlich das geognostische Ansehen der Gegend von beiden Seiten dieser Höhen verändern, ist aus nicht fehlenden Materialien hinreichend bekannt.

Ungeachtet nun so viele verschiedene Erscheinungen benutzt werden müssen, diese Grenze aufzufinden, ungeachtet sie an drei andere Systeme hinläuft, so erscheint die Richtung dieser Begrenzung doch als eine fortlaufende Linie, und wenig von der Richtung des ganzen Systems verschieden. Schwer ist es zu glauben, daß dies auf einem bloßem Zufalle beruhe.

Das Erzgebirge ist das einzige verbindende Glied in anderer Richtung; aber nur bis östlich von Freiberg. Die Umgebungen von Dresden, die Lagerung der Steinkohlen von Potschappel, und der schwarzen Porphyre, scheinen ganz eine Copie von Schlesien. Ob das Mittelgebirge, welches am Fuße des Erzgebirges mit ihm parallel läuft, auf seine Erscheinung oder Richtung irgend einen Einfluß haben mag? Basaltische Formationen scheinen doch darinnen von schwarzen Porphyren wesentlich verschieden, daß sie wohl Plateaus erheben, aber nicht scharfe, fortlaufende Ketten.

Das Mährische Gebirge ist weit mehr ein hohes Plateau, als eine Kette; dagegen aber ziehen sich die Grenzen des Transitionsgebirges bei Prag, und des Gneißes östlich von Kolin und von Czaslau

ganz in der Richtung des Systems und der Elbe in diesem Theile des Landes.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß die Alpenkette, seit ihrer Gabelung westlich von Gräz, durch Schwanberger- und Pacheralp- und Matzelgebirge, ganz in die nordwestliche oder südöstliche Richtung übergeht, welche seitdem völlig die herrschende wird, und sich über einen großen Theil der Erdfläche ausdehnt. Alle griechische Ketten, selbst die Inseln des Archipelagus, folgen dieser Richtung; alle Ketten von Albanien und Epirus. Schon das adriatische Meer bezeichnet durch seinen Lauf die große Herrschaft dieses Gesetzes.

Noch scheint es nothwendig, die angenommenen Grenzen des Rheinsystems in Nordwest zu vertheidigen. Das große und breite Grauwackengebirge, welches der Rhein von Bingen bis Bonn durchschneidet, hat bei seinem ersten Auftreten in Südwest völlig den Charakter eines Kettengebirges. Die Grenze läuft von Südwest in Nordost, von der Saar bis nach Friedberg, und schwarze Porphyre (die Erhebungsursache), laufen in gleicher Richtung am Fuße hin. Diese Richtung ist aber zugleich die der Steinkohlengebirge und der Dolomitlager darinnen, zwischen Hardt und Hundsrück. Endlich ist der scharfe Abfall der Hardt selbst, bei Bliescastel, Homburg, Landstuhl, Kaiserslautern, völlig in dieser Richtung. Das ist nicht mehr die Richtung, welche Vogesen, Schwarzwald, Odenwald vorschreiben. Daher, scheint es, müsse man die Wirkung des neuen Systems bis zum Fuße der Hardt ausdehnen. Dann nach Oppenheim, dann über den Vogelsberg weg. Denn zu deutlich zeigen alle sogenannte Salzquellen, welche man zwischen der Nidda und der Lahn benutzt hat, daß sie noch zum System des Taunus gehören. Es sind Alles Sauerquellen, und größtentheils sehr starke; und überall, wo man Gestein unter den basaltischen Formationen entdeckt, gehört es der Grauwackenformation.

Je weiter gegen Norden, um so mehr verliert dies Gebirge das Auszeichnende einer Kette. Auch wird man immer weniger an schwarze Porphyre und Gebirgsspalten erinnert. Es tritt der schwarze Kalkstein hervor, und die Steinkohlengebirge mit ihm in so naher Verbindung, daß man sie dem Kalksteine untergeordnet geglaubt hat, ein Irrthum, den die ausgezeichneten Geognosten, die Herrn von Oeynhausen und von Dechen scharfsinnig und gründlich widerlegt haben. Ein Verhältniß, welches dem übrigen Deutschland, und vorzüglich dem nordöstlichen Systeme so gänzlich fremd ist.

Es folgen nun sogleich die oberen Formationen; rothes Todtes, rother Sandstein, Muschelkalk, werden so wie rothe Porphyre, im ganzen niederländischen Systeme fast vergebens gesucht. Ob es zufällig sein mag, daß der große Busen in der Grauwacke, in dem Kölln und Bonn liegen, correspondirend durch Zeeland und Zuydersee wiederholt ist?

21. Bau und Wirkungsart der Vulkane.

(*A. v. Humboldt*, Ansichten der Natur [1826] II. S. 126 — 178.)

Wenn man den Einfluß betrachtet, den seit Jahrhunderten die erweiterte Erdkunde und wissenschaftliche Reisen in entfernte Regionen auf das Studium der Natur ausgeübt haben, so erkennt man bald, wie verschiedenartig derselbe gewesen ist, je nachdem die Untersuchung auf die Formen der organischen Welt oder auf das todte Erdgebilde, auf die Kenntniß der Felsarten, ihr relatives Alter und ihre Entstehung gerichtet war. Andere Gestalten von Pflanzen und Thieren beleben die Erde in jeglicher Zone, sei es, wo in der meergleichen Ebene die Wärme des Luftkreises nach der geographischen Breite und den mannigfaltigen Krümmungen der isothermen Linien, oder wo sie fast scheitelrecht, an dem steilen Abhange der Gebirgsketten, wechselt. Die organische Natur gibt jedem Erdstrich seinen eigenen physiognomischen Charakter; nicht so die unorganische, da wo die feste Rinde des Erdkörpers von der Pflanzendecke entblößt ist. Dieselben Gebirgsarten, gruppenweise sich anziehend und abstoßend, erscheinen in beiden Hemisphären vom Aequator an bis zu den Polen hin. In einem fernen Eilande, von fremdartigen Gewächsen umgeben, unter einem Himmel, wo nicht mehr die alten Sterne leuchten, erkennt oft der Seefahrer, freudig erstaunt, den heimischen Thonschiefer, die wohlbekannte Gebirgsart des Vaterlandes.

Die Unabhängigkeit der geognostischen Verhältnisse von der gegenwärtigen Constitution der

Klimate mindert nicht den wohlthätigen Einfluß, welchen zahlreiche, in fremden Weltgegenden angestellte Beobachtungen auf die Fortschritte der Gebirgskunde und der physikalischen Geognosie ausüben; sie gibt derselben nur eine eigenthümliche Richtung. Jede Expedition bereichert die Naturkunde mit neuen Pflanzen- und Thiergattungen. Bald sind es organische Formen, die sich an längst bekannte Typen anreihen, und uns das regelmäßig gewebte, oft scheinbar unterbrochene Netz belebter Naturbildungen in seiner ursprünglichen Vollkommenheit darstellen. Bald sind es Bildungen, die isolirt auftreten, als entkommene Reste untergegangener Geschlechter, oder als unbekannte, Erwartung erregende Glieder noch zu entdeckender Gruppen. Eine solche Mannigfaltigkeit gewährt freilich nicht die Untersuchung der festen Erdrinde. Sie offenbart uns vielmehr eine Uebereinstimmung in den Gemengtheilen, in der Auflagerung verschiedenartiger Massen und in ihrer periodischen Wiederkehr, welche die Bewunderung des Geognosten erregt. In der Andeskette, wie in dem Centralgebirge Europa's scheint eine Formation gleichsam die andere herbeizurufen. Gleichnamige Massen gestalten sich zu ähnlichen Formen: in Zwillingsberge, Basalt und Dolorit; als prallige Felswände, Dolomit, Quadersandstein und Porphyr; zu Glocken oder hochgewölbten Domen der glasige, feldspathreiche Trachyt. In den entferntesten Zonen sondern sich gleichartig, wie durch innere Entwickelung, größere Krystalle aus dem dichten Gewebe der Grundmasse ab, umhüllen einander, treten in untergeordnete Lager zusammen, und verkündigen oft, als solche, die Nähe einer neuen unabhängigen Formation. So spiegelt sich, mehr oder minder klar, in jedem Gebirge von beträchtlicher Ausdehnung die ganze unorganische Welt; doch um die wichtigen Erscheinungen der Zusammensetzung, des relativen Alters und der Entstehung der Gebirgsarten vollständig zu erkennen, müssen Beobachtungen aus den verschiedensten Erdstrichen mit einander verglichen werden. Probleme, die dem Geognosten lange in seiner nordischen Heimath räthselhaft erschienen, finden ihre Lösung nahe am Aequator. Wenn die fernen Zonen, wie schon oben bemerkt ward, uns nicht neue Gebirgsarten liefern, das heißt unbekannte Gruppirungen einfacher Stoffe, so lehren sie uns dagegen die großen, überall gleichen Gesetze enthüllen, nach denen die Schichten der Erdrinde sich wechselseitig tragen, sich gangartig durchbrechen, oder mittelst elastischer Kräfte gehoben werden.

Bei dem so eben geschilderten Nutzen, den unser geognostisches Wissen aus Untersuchungen zieht, welche große Länderstrecken umfassen, darf es uns nicht befremden, daß eine Classe von Erscheinungen lange um so einseitiger betrachtet worden ist, als die Vergleichungspuncte schwieriger, man könnte fast sagen, mühevoller aufzufinden sind. Was man bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts von der Gestalt der Vulkane und dem Wirken ihrer unterirdischen Kräfte zu wissen glaubte, war von zwei Bergen des südlichen Italiens, dem Vesuv und dem Aetna hergenommen. Da der erste zugänglicher ist, und (wie alle niedrige Vulkane) häufiger auswirft, so hat ein Hügel gleichsam zum Typus gedient, nach welchem man sich eine ganze ferne Welt, die mächtigen an einander gereihten Vulkane von Mexiko, Süd-Amerika, und den asiatischen Inseln gebildet dachte. Ein solches Verfahren mußte mit Recht an Virgil's Hirten erinnern, der in seiner engen Hütte das Vorbild der ewigen Stadt, des königlichen Roms, zu sehen wähnte.

Allerdings hätte eine sorgfältigere Untersuchung des ganzen Mittelmeeres, besonders der östlichen Inseln und Küstenländer, wo die Menschheit zuerst zu geistiger Cultur und edlern Gefühlen erwachte, eine so einseitige Naturansicht vernichten können. Aus dem tiefen Meeresgrunde haben sich hier, unter den Sporaden, Trachytfelsen zu Inseln erhoben, dem azorischen Eilande ähnlich, das in drei Jahrhunderten dreimal, fast in gleichen Zeitabständen, periodisch erschienen ist. Zwischen Epidaurus und Trözene bei Methone hat der Peloponnes einen *Monte nuovo*, den Strabo beschrieben, und Dodwell wieder gesehen hat, höher als der *Monte nuovo* der phlegräischen Felder bei Bajä, vielleicht selbst höher als der neue Vulkan von Xorullo in den mexikanischen Ebenen, den ich von mehreren tausend kleinen, aus der Erde herausgeschobenen, noch gegenwärtig rauchenden Basaltkegeln umringt gefunden habe. Auch im Becken des Mittelmeeres bricht das vulkanische Feuer nicht bloß aus permanenten Kratern, aus isolirten Bergen aus, die eine dauernde Verbindung mit dem Innern der Erde haben, wie Stromboli, der Vesuv und der Aetna. Auf Ischia, am Epomäus, und, wie es nach den Berichten der Alten scheint, auch in der Lelantischen Ebene bei Chalcis sind Laven aus Erdspalten geflossen, die sich plötzlich geöffnet haben. Neben diesen Erscheinungen, die in die historische Zeit, in das enge Gebiet sicherer Traditionen fallen, und welche Ritter in seiner meisterhaften [Erdkunde sammeln und erläutern wird, enthalten die Küsten

des Mittelmeeres noch mannigfaltige Reste älterer Feuerwirkungen. Das südliche Frankreich zeigt uns in Auvergne ein eigenes geschlossenes System an einander gereiheter Vulkane, Trachytglocken, abwechselnd mit Auswurfskegeln, aus denen Lavaströme bandförmig sich ergießen. Die lombardische seegleiche Ebene, welche den innersten Busen des adriatischen Meeres bildet, umschließt den Trachyt der Euganeischen Hügel, wo Dome von körnigem Trachyt, von Obsidian und Perlstein sich erheben, drei aus einander sich entwickelnde Massen, die den feuersteinhaltigen Jurakalk durchbrechen, aber nie in schmalen Strömen geflossen sind. Aehnliche Zeugen alter Erdrevolutionen findet man in vielen Theilen des griechischen Continents und in Vorder-Asien, Länder, die dem Geognosten einst reichen Stoff zu Untersuchungen darbieten werden, wenn das Licht dahin zurückkehrt, von wo es zuerst über die westliche Welt gestrahlt, wenn die gequälte Menschheit nicht mehr unter der wilden Barbarei der Osmanen erliegt.

Ich erinnere an die geographische Nähe so mannigfaltiger Erscheinungen, um zu bewähren, daß der Kessel des Mittelmeeres mit seinen Inselreihen dem aufmerksamen Beobachter Alles hätte darbieten können, was neuerlichst unter mannigfaltigen Formen und Bildungen in Süd-Amerika, auf Teneriffa, oder in den Aleuten, der Polargegend nahe, entdeckt worden ist. Die Gegenstände der Beobachtung fanden sich zusammengedrängt; aber Reisen in ferne Klimate, Vergleichungen großer Länderstriche in und außerhalb Europa waren nöthig, um das Gemeinsame der vulkanischen Erscheinungen und ihre Abhängigkeit von einander klar zu erkennen.

Der Sprachgebrauch, welcher oft den ersten irrigen Ansichten der Dinge Dauer und Ansehen gibt, oft aber auch instinctmäßig das Wahre bezeichnet, der Sprachgebrauch nennt vulkanisch alle Ausbrüche unterirdischen Feuers und geschmolzener Materien; Rauch- und Dampfsäulen, die sporadisch aus den Felsen aufsteigen, wie bei Colares nach dem großen Erdbeben von Lissabon; Salse, oder feuchten Koth, Asphalt und Hydrogen auswerfende Lettenkegel, wie bei Girgenti in Sicilien, und bei Turbaco in Süd-Amerika, heiße Geiser-Quellen, die von elastischen Dämpfen gedrückt, sich erheben, ja im Allgemeinen alle Wirkungen wilder Naturkräfte, die ihren Sitz tief im Innern unseres Planeten haben. In Mittel-Amerika (Guatemala) und in den Philippinischen Inseln unterscheiden die Eingebornen sogar förmlich zwischen Wasser- und Feuervulkanen, *Volcanes de agua y de fuego.* Mit dem ersten Namen bezeichnen sie Berge, aus welchen bei heftigen Erdstößen und mit dumpfem Krachen, von Zeit zu Zeit, unterirdische Wasser ausbrechen.

Ohne den Zusammenhang der so eben genannten Phänomene zu leugnen, scheint es doch rathsam, dem physischen wie dem oryktognostischen Theile der Geognosie eine bestimmtere Sprache zu geben, und mit dem Worte Vulkan nicht bald einen Berg zu bezeichnen, der sich in einen permanenten Feuerschlund endigt, bald jegliche unterirdische Ursache vulkanischer Erscheinungen. Im gegenwärtigen Zustande der Erde ist freilich in allen Welttheilen die Form isolirter Kegelberge (die des Vesuvs, des Aetna, des Pics von Teneriffa, des Tunguragua und Cotopaxi) die gewöhnlichste Form der Vulkane; ich habe sie von dem niedrigsten Hügel bis zu 17,700 Fuß über der Meeresfläche anwachsen sehen; aber neben diesen Kegelbergen findet man auch permanente Feuerschlünde, bleibende Communicationen mit dem Innern der Erde auf langgedehnten zackigen Rücken und zwar nicht einmal immer in der Mitte ihrer mauerartigen Gipfel, sondern am Ende derselben, gegen den Abfall hin. So der Pichincha, der sich zwischen der Südsee und der Stadt Quito erhebt, und den Bouguer's früheste Barometerformeln berühmt gemacht haben; so die Vulkane, die in der 10,000 Fuß hohen Steppe de los Pastos sich erheben. Alle diese Gipfel von mannigfaltigen Gestalten bestehen aus Trachyt, sonst Trapp-Porphyr genannt, einem körnigen, rissig zerklüfteten Gesteine von glasigem Feldspath und Hornblende, welchem Augit, Glimmer, blättriger Feldspath und Quarz nicht ganz fremd sind. Wo die Zeugen des ersten Ausbruches, ich möchte sagen, das alte Gerüste sich vollständig erhalten hat, da umgibt die isolirten Kegelberge circusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel, aus aufgelagerten Schichten zusammengesetzt. Solche Mauern oder ringförmige Umgebungen heißen Erhebungs-Krater, eine große, wichtige Erscheinung, über welche der erste Geognost unserer Zeit, Leopold v. Buch, aus dessen Schriften ich auch in dieser Abhandlung mehrere Ansichten entlehne, unserer (der Berliner) Akademie vor fünf Jahren eine denkwürdige Abhandlung vorgelegt hat.

Mit dem Luftkreise durch Feuerschlünde communicirende Vulkane, konische Basalthügel und glockenförmige, kraterlose Trachytberge, letztere bald niedrig wie der Sarcouy, bald hoch wie der Chimborazo, bilden mannigfaltige Gruppen. Hier zeigt uns die vergleichende Erdkunde kleine Archipele, gleichsam geschlossene Bergsysteme,

mit Krater und Lavaströmen in den Kanarischen Inseln und den Azoren; ohne Krater und ohne eigentliche Lavaströme in den Euganeen und dem Siebengebirge bei Bonn: dort beschreibt sie uns Vulkane, in einfachen oder doppelten Ketten an einander gereiht, viele hundert Meilen lange Züge, bald der Hauptrichtung der Gebirge parallel, wie in Guatemala, Peru und Java, bald die Achse der Gebirge senkrecht durchschneidend, wie im Lande der Azteken, wo feuerspeiende Trachytberge allein die hohe Schneegrenze erreichen, und wahrscheinlich auf einer Kluft ausgebrochen sind, die in einer Länge von 105 geographischen Meilen den ganzen Continent, vom stillen Meer bis zum atlantischen Ocean durchschneidet.

Dieses Zusammendrängen der Vulkane bald in einzelne rundliche Gruppen, bald in doppelte Züge, liefert den entscheidendsten Beweis, daß die vulkanischen Wirkungen nicht von kleinlichen, der Oberfläche nahen Ursachen, abhängen, sondern große tiefbegründete Erscheinungen sind. Der ganze östliche, an Metallen arme Theil des amerikanischen Festlandes, ist in seinem gegenwärtigen Zustande ohne Feuerschlünde, ohne Trachytmassen, wahrscheinlich selbst ohne Basalte mit Olivin. Alle amerikanischen Vulkane sind, in dem Asien gegenüber liegenden Theile vereinigt, in der meridianartig ausgedehnten, 1800 geographischen Meilen langen Andeskette. Auch ist das ganze Hochland von Quito, dessen Gipfel Pichincha, Cotopaxi und Tunguragua bilden, ein einziger vulkanischer Heerd. Das unterirdische Feuer bricht bald aus der einen, bald aus der andern dieser Oeffnungen aus, die man sich als abgesonderte Vulkane zu betrachten gewöhnt hat. Die fortschreitende Bewegung des Feuers ist hier seit drei Jahrhunderten von Norden gegen Süden gerichtet. Selbst die Erdbeben, welche so furchtbar diesen Welttheil heimsuchen, liefern merkwürdige Beweise von der Existenz unterirdischer Verbindungen, nicht bloß zwischen vulkanlosen Ländern, was längst bekannt ist, sondern auch zwischen Feuerschlünden, die weit von einander entfernt sind. So stieß der Vulkan von Pasto östlich vom Flusse Guaytara, 3 Monate lang im Jahr 1797 ununterbrochen eine hohe Rauchsäule aus. Diese Säule verschwand in demselben Augenblick, als 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobamba und der Schlammausbruch der Moya dreißig- bis vierzigtausend Indianer tödteten. Die plötzliche Erscheinung der azorischen Insel Sabrina, am 30sten Januar 1811, war der Vorbote der fürchterlichen Erdstöße, welche weiter westlich vom Monat Mai 1811 bis zum Junius 1813 fast unaufhörlich, erst die Antillen, dann die Ebenen des Ohio und Missisipi und zuletzt die gegenüberstehenden Küsten von Venezuela erschütterten. Dreißig Tage nach der gänzlichen Zerstörung der Stadt Caraccas erfolgte der Ausbruch des Vulkans von Sanct Vincent in den nahen Antillen. In demselben Augenblick, als diese Explosion erfolgte, am 30sten April 1811, wurde ein Schrecken erregendes unterirdisches Getöse in allen Theilen einer Landstrecke von 2200 geographischen Quadratmeilen vernommen. Die Anwohner des Apure, beim Einfluß des Rio Nula, verglichen dies Getöse ebenso, als die fernsten Küstenbewohner, mit der Wirkung schweren Geschützes. Nun werden aber von dem Einfluß des Rio Nula in den Apure, durch welchen ich in den Orinoco gekommen bin, bis zum Vulkan von Sanct Vincent, in gerader Richtung 157 geogr. Meilen gezählt. Dies Getöse, welches sich gewiß nicht durch die Lüfte fortpflanzte, muß eine tiefe unterirdische Ursache gehabt haben. Seine Intensität war kaum größer an den Küsten des Antillischen Meeres, dem ausbrechenden Vulkan näher, als in dem Innern des Landes.

Es würde zwecklos sein, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren, ich gedenke nur noch des bekannten Erdbebens zu Lissabon. Gleichzeitig mit demselben, am 1sten November 1755, wurden nicht nur die Schweizer Seen, und das Meer an den Schwedischen Küsten heftig bewegt, selbst in den östlichen Antillen, um Martinique, Antigua und Barbados, wo die Fluth nie über 28 Zoll erreicht, stieg sie plötzlich 20 Fuß hoch. Alle diese Phänomene beweisen, daß die unterirdischen Kräfte entweder dynamisch, spannend und erschütternd im Erdbeben, oder producirend und chemisch verändernd in den Vulkanen sich äußern. Sie beweisen auch, daß diese Kräfte nicht oberflächlich, aus der dünnen Erdrinde, sondern tief aus dem Innern unseres Planeten durch Klüfte und unausgefüllte Gänge nach den entferntesten Punkten der Erdfläche gleichzeitig hinwirken.

Je mannigfaltiger der Bau der Vulkane, das heist der Erhebungen ist, welche den Canal umschließen, durch welchen die geschmolzenen Massen des innern Erdkörpers an die Oberfläche gelangen, desto wichtiger ist es, diesen Bau mittelst genauer Messungen zu ergründen. Das Interesse dieser Messungen, die in einem andern Welttheile ein besonderer Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen sind, wird durch die Betrachtung erhöht, daß das zu Messende an vielen Punkten eine veränderliche Größe ist. Die philosophische Naturkunde ist bemüht, in dem Wechsel der Erscheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit an-

zureihen. Um eine periodische Wiederkehr, oder überhaupt die Gesetze fortschreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewisser fester Puncte, sorgfältig angestellter Beobachtungen, die, an bestimmte Epochen gebunden, zu numerischen Vergleichungen dienen können. Hätte auch nur von tausend zu tausend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreises und der Erde in verschiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche bestimmt werden können, so würden wir wissen, in welchem Verhältniß die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmosphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieser Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intensität der magnetisch-elektrischen Kräfte, über welche zwei treffliche Physiker, Seebeck und Erman, ein so großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geschäft gelehrter Gesellschaften ist, den kosmischen Veränderungen der Wärme, des Luftdruckes, der magnetischen Richtung und Ladung beharrlich nachzuspüren, so ist es dagegen die Pflicht des reisenden Geognosten bei Bestimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptsächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rücksicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikanischen Gebirgen, am Toluca, Nauhcampatepetl und Xorullo, in den Anden von Quito am Pichincha versucht, habe ich Gelegenheit gehabt, seit meiner Rückkehr nach Europa zu verschiedenen Epochen am Vesuv zu wiederholen. Saussure hatte diesen Berg im Jahr 1773 in einer Zeit gemessen, wo beide Ränder des Kraters, der nordwestliche und südöstliche, ihm gleich hoch schienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 609 Toisen. Die Eruption von 1794 verursachte einen Absturz gegen Süden, eine Ungleichheit der Krater-Ränder, welche das ungeübteste Auge selbst in großer Entfernung unterscheidet.

Wir maßen, Herr v. Buch, Gay-Lussac und ich, im Jahre 1805 den Vesuv dreimal und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüber steht, la Rocca del Palo, genau wie Saussure; den südlichen Rand aber 75 Toisen niedriger, als 1773. Die ganze Höhe des Vulkan's hatte gegen Torre del Greco hin, (nach einer Seite, gegen welche seit 30 Jahren das Feuer gleichsam vorzugsweise hinwirkt,) um $^1/_8$ abgenommen. Der Aschenkegel verhält sich zur ganzen Höhe des Berges am Vesuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Vesuv hat also verhältnißmäßig den höchsten Aschenkegel, wahrscheinlich schon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meisten durch seinen Gipfel gewirkt hat. Vor wenigen Monaten ist es mir geglückt, nicht bloß meine früheren Barometer-Messungen am Vesuv zu wiederholen, sondern auch, bei dreimaliger Besteigung des Berges, eine vollständigere Bestimmung aller Krater-Ränder zu unternehmen. Diese Arbeit verdient vielleicht darum einiges Interesse, weil sie die Epoche großer Eruptionen von 1805—1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Theilen vergleichbare Messung ist, welche man bisher von irgend einem Vulkane bekannt gemacht hat. Sie beweist, daß die Ränder der Krater, nicht bloß da, wo sie, (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) sichtbar aus Trachyt bestehen, sondern überall ein weit beständigeres Phänomen sind, als man bisher nach flüchtig angestellten Beobachtungen geglaubt hat. Einfache Höhenwinkel aus denselben Punkten bestimmt, eignen sich zu diesen Untersuchungen noch mehr, als vollständige trigonometrische und barometrische Messungen. Nach meinen letzten Bestimmungen hat sich der nordwestliche Rand des Vesuv's seit Saussure, also seit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der südöstliche Rand, gegen Bosche Tre Case hin, welcher 1794 um 400 Fuß niedriger ward, kaum um 10 Toisen verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beschreibung großer Auswürfe, so oft der gänzlich veränderten Gestalt des Vesuvs erwähnt findet, wenn man diese Behauptungen durch die pitoresken Ansichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, so liegt die Ursache des Irrthums darin, daß man die Umrisse der Kraterränder mit den Umrissen der Auswurfskegel verwechselt, welche zufällig in der Mitte des Kraters auf dem, durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerschlundes sich bilden. Ein solcher Auswurfskegel, von Rapilli und Schlacken locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählig über dem südöstlichen Kraterrand sichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergestalt vergrößert, daß er selbst 100 bis 110 Fuß höher, als der nordwestliche Kraterrand, (die Rocca del Palo) geworden war. Dieser merkwürdige Kegel nun, den man sich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Vesuvs zu betrachten gewöhnt hatte, ist bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22sten October, mit furchtbarem Krachen eingestürzt, so daß der Boden des Kraters, der seit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt als der nördliche, 200 Fuß tiefer, als der südliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Gestalt

und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie so oft geschieht, mit dem Krater des Vulkan's verwechseln muß, gibt dem Vesuv zu verschiedenen Epochen eine eigenthümliche Physiognomie, und der Historiograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Berggipfels, nach dem bloßen Anblicke der Hackertscheu Landschaften im Palaste von Portici, je nachdem die nördliche oder südliche Seite des Berges höher angedeutet ist, das Jahr errathen, in welchem der Künstler die Skizze zu seinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einsturz des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaströme abgeflossen waren, in der Nacht vom 23sten zum 24sten October, begann der feurige Ausbruch der Asche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den ersten 4 Tagen am größten. Während dieser Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans so stark, daß die bloße Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts verspürt) die Decken der Zimmer im Palaste von Portici sprengten. In den nahe gelegenen Dörfern Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Bosche Tre Case zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Atmosphäre war dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man gieng mit Laternen in den Straßen, wie es so oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geschieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner gewesen. Man fürchtet Lavaströme weniger als einen Aschenauswurf, ein Phänomen, das in solcher Stärke hier unbekannt ist, und durch die dunkle Sage von der Zerstörungsweise von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menschen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufstieg und sich in die Atmosphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die neuntausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkans. Bei keinem andern Ausbruche war das Spiel der elektrischen Schläge so auffallend gewesen.

Am Morgen des 26sten Octobers verbreitete sich die sonderbare Nachricht: ein Strom siedenden Wassers ergieße sich aus dem Krater und stürze den Aschenkegel herab. Monticelli, der eifrige und gelehrte Beobachter des Vulkans, erkannte bald, daß eine optische Täuschung dies irrige Gerücht veranlaßt habe. Der vorgebliche Strom war eine große Menge trockener Asche, die aus einer Kluft in dem obersten Rande des Kraters, wie Triebsand, hervorschoß. Nachdem eine, die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangen war, erregte, gegen das Ende desselben, das so eben beschriebene vulkanische Gewitter einen wolkenbruchartigen, aber lang anhaltenden Regen. Solch eine Erscheinung charakterisirt, unter allen Zonen, das Ende einer Eruption. Da während derselben gewöhnlich der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Krater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder kothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte *eruptions boueuses*, oder, wie die alten französischen Systematiker sagten, Producte einer feurig-wässrigen Liquefaction.

Wenn die Gipfel der Vulkane (wie dies meist in der Andeskette der Fall ist) über die Schneeregion hinausreichen, oder gar bis zur zwiefachen Höhe des Aetna anwachsen, so werden, des geschmolzenen einsinternden Schnees wegen, die so eben beschriebenen Inundationen überaus häufig und verwüstend. Es sind Erscheinungen, die mit den Eruptionen der Vulkane meteorologisch zusammenhängen, und durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer stets beschneieten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aschenkegel vielfach modificirt werden: aber als eigentliche vulkanische Erscheinungen dürfen sie nicht betrachtet werden. In weiten Höhlen, bald am Abhange, bald am Fuß der Vulkane entstehen unterirdische Seen, die mit den Alpenbächen vielfach communiciren. Wenn Erdstöße, die allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans mächtig erschüttern, so öffnen sich die unterirdischen Gewölbe und es entstürzen ihnen zugleich Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm. Dies ist die sonderbare Erscheinung, welche der Wels der Cyklopen (*Pimelodes Cyclopum*) gewährt, den die Bewohner des Hochlandes von Quito Preñadilla nennen und den ich kurz nach meiner Rückkunft beschrieben habe. Als nördlich

vom Chimborazo in der Nacht vom 19ten zum 20sten Junius 1698 der Gipfel des 18000 Fuß hohen Berges Carguairazo einstürzte, da bedeckten Schlamm und Fische, auf fast zwei Quadratmeilen, alle Felder umher. Ebenso wurden, sieben Jahre früher, die Faulfieber der Stadt Ibarra einem ähnlichen Fischauswurfe des Vulkans Imbamburu zugeschrieben.

Ich erinnere an diese Thatsachen, weil sie über den Unterschied zwischen dem Auswurf trockener Asche und schlammartiger, Holz, Kohle und Muscheln umwickelnder Anschwemmungen von Tuff und Traß einiges Licht verbreiten. Die Aschenmenge, welche der Vesuv neuerlichst ausgeworfen, ist, wie alles, was mit den Vulkanen und andern großen, schreckenerregenden Naturerscheinungen zusammenhängt, in öffentlichen Blättern übermäßig vergrößert worden, ja zwei neapolitanische Chemiker, Vicenze Pepe und Giuseppe di Nobilli, schrieben sogar, trotz der Widersprüche von Monticelli und Covelli, der Asche Silber- und Goldgehalt zu. Nach meinen Untersuchungen hat die in zwölf Tagen gefallene Aschenschicht gegen Bosche Tre Case hin, am Abhange des Konus, da wo Rapilli beigemengt waren, nur 3 Fuß, in der Ebne höchstens 15 bis 18 Zoll Dicke erreicht. Messungen dieser Art müssen nicht an solchen Stellen geschehen, wo die Asche, wie Schnee oder Sand, vom Winde zusammengeweht, oder durch Wasser breiartig angeschwemmt ist. Die Zeiten sind vorüber, wo man, ganz nach Art der Alten, in den vulkanischen Erscheinungen nur das Wunderbare suchte, wo man, wie Ktesias, die Asche des Aetna bis nach der indischen Halbinsel fliegen ließ. Ein Theil der mexikanischen Gold- und Silbergänge findet sich freilich in trachytartigem Porphyr; aber in der Vesuv-Asche ist keine Spur von Gold oder Silber zu erkennen.

So entfernt auch die Resultate, die ich hier entwickele und welche Monticelli's genauern Beobachtungen entsprechen, von denen sind, die man in den letzten Monaten verbreitet hat, so bleibt doch der Aschenauswurf des Vesuvs vom 24sten zum 28sten October der denkwürdigste, von dem man, seit des ältern Plinius Tode, eine sichere Nachricht hat. Die Menge ist vielleicht dreimal größer gewesen, als alle Asche, welche man hat fallen sehen, so lange vulkanische Erscheinungen mit Aufmerksamkeit beobachtet werden. Eine Schicht von 15 bis 18 Zoll scheint, auf den ersten Anblick, unwichtig gegen die Masse, mit der wir Pompeji bedeckt finden; aber ohne auch der Regengüsse und Anschwemmungen zu gedenken, die freilich wohl diese Masse, seit Jahrhunderten, vermehrt haben mögen, ohne den lebhaften Streit wieder aufzuregen, der, jenseits der Alpen, über die Zerstörungsursachen der campanischen Städte mit vielem Skepticismus geführt worden ist, darf man wohl hier in Erinnerung bringen, daß die Ausbrüche eines Vulkans, in weit von einander entfernten Zeitepochen, ihrer Intensität nach, keinesweges mit einander zu vergleichen sind. Alle auf Analogieen gestützte Schlüsse sind unzureichend, wenn sie sich auf quantitative Verhältnisse, auf Menge der Lava und Asche, auf Höhe der Rauchsäulen, auf Stärke der Detonationen beziehen.

Aus der geographischen Beschreibung des Strabo und einem Urtheil des Vitruvius über den vulkanischen Ursprung des Bimsteins ersieht man, daß bis zu Vespasian's Todesjahre, d. h. bis zum Ausbruch, der Pompeji bedeckte, der Vesuv mehr einem ausgebrannten Vulkan, als einer Solfatara ähnlich sah. Wenn plötzlich nach langer Ruhe die unterirdischen Kräfte sich neue Wege eröffneten, wenn sie Schichten von uranfänglichem Gestein und Trachyt wiederum durchbrachen, so mußten Wirkungen sich äußern, für welche die später erfolgten kein Maaß abgeben können. Aus dem bekannten Briefe, in welchem der jüngere Plinius den Tod seines Oheims dem Tacitus berichtet, ersieht man deutlich, daß die Erneuerung der Ausbrüche, man könnte sagen, die Wiederbelebung des schlummernden Vulkans mit Eruption der Asche anfieng. Eben dieses wurde bei Xorullo bemerkt, als der neue Vulkan im September 1759, Syenit- und Trachytschichten durchbrechend, sich plötzlich in der Ebene erhob. Die Landleute flohen, weil sie auf ihren Hüten Asche fanden, welche aus der überall geborstenen Erde hervorgeschleudert ward. Bei den gewöhnlichen periodischen Wirkungen der Vulkane endigt dagegen der Aschenregen jede partielle Eruption. Ueberdies enthält der Brief des jüngern Plinius eine Stelle, welche deutlich anzeigt, daß gleich Anfangs, ohne Einfluß der Anschwemmungen, die aus der Luft gefallene trockene Asche eine Höhe von 4 bis 5 Fuß erreichte. „Der Hof," heißt es im Verfolg der Erzählung, „durch den man in das Zimmer trat, in welchem Plinius Mittagsruhe hielt, war so mit Asche und Bimstein angefüllt, daß wenn der Schlafende länger gezögert hätte, er den Ausgang würde versperrt gefunden haben." In dem geschlossenen Raume eines Hofes kann die Wirkung Asche zusammenwehender Winde wohl eben nicht beträchtlich gewesen sein.

Ich habe es gewagt, meine vergleichende

Uebersicht der Vulkane durch einzelne, am Vesuv angestellte Beobachtungen zu unterbrechen, theils des großen Interesses wegen, welches der letzte Ausbruch erregt hat, theils aber auch, weil jeder starke Aschenregen uns fast unwillkührlich an den classischen Boden von Pompeji und Herculanum erinnert.

Wir haben bisher die Gestalt und die Wirkungen derjenigen Vulkane betrachtet, die durch einen Krater in einer dauernden Verbindung mit dem Innern der Erde stehen. Ihre Gipfel sind gehobene, durch Gänge mannigfaltig durchschnittene Massen von Trachyt und Laven. Die Permanenz ihrer Wirkungen läßt auf eine sehr zusammengesetzte Structur schließen. Sie haben, so zu sagen, einen mehr individuellen Charakter, der in langen Perioden sich gleich bleibt. Nahe gelegene Berge geben meist ganz verschiedene Producte, Leucit- und Feldspathlaven; Obsidian mit Bimstein und olivenhaltige, basaltartige Massen. Sie gehören zu den neuern Erscheinungen der Erde, durchbrechen meist alle Schichten des Flötzgebirges, und ihre Auswürfe und Lavaströme sind spätern Ursprungs, als unsere Thäler. Ihr Leben, wenn man sich dieses figürlichen Ausdrucks bedienen dürfte, hängt von der Art und Dauer ihrer Verbindung mit dem Innern des Erdkörpers ab. Sie ruhen oft Jahrhunderte lang, entzünden sich plötzlich wieder und enden als Wasserdampf, Gasarten und Säuren ausstoßende Solfataren. Bisweilen, wie an dem Pic von Teneriffa, ist ihr Gipfel bereits eine solche Werkstatt regenerirten Schwefels geworden, und doch entfließen noch mächtige Lavaströme den Seiten des Berges, basaltartig in der Tiefe, obsidianartig mit Bimstein nach oben hin, wo der Druck geringer ist.

Unabhängig von diesen mit permanenten Kratern versehenen Vulkanen, gibt es eine andere Art vulkanischer Erscheinungen, die seltener beobachtet werden, aber, vorzugsweise belehrend für die Geognosie, an die Urwelt, d. h. an die frühesten Revolutionen unseres Erdkörpers erinnern. Trachytberge öffnen sich plötzlich, werfen Lava und Asche aus und schließen sich wieder, vielleicht auf immer. So der mächtige Antisana in der Andeskette, so der Epomäus auf Ischia im Jahre 1302. Bisweilen geschieht ein solcher Ausbruch selbst in der Ebene, wie im Hochlande von Quito, in Island fern von Hecla, und in Euböa in den lelantischen Gefilden. Viele der gehobenen Inseln gehören zu diesen vorübergehenden Erscheinungen. Die Verbindung mit dem innern Erdkörper ist dann nicht permanent: die Wirkung hört auf, sobald die Kluft, der communicirende Canal, wiederum geschlossen ist. Gänge von Basalt, Dolorit und Porphyr, welche in verschiedenen Erdstrichen fast alle Formationen durchschneiden, Syenit, Augitporphyr und Mandelsteinmassen, welche die neuesten Schichten des Uebergangsgebirges und die älteste Schicht des Flötzgebirges charakterisiren, sind wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise gebildet worden. In dem Jugendalter unseres Planeten drangen die flüssig gebliebenen Stoffe des Innern durch die überall geborstene Erdrinde hervor; bald erstarrend als körniges Ganggestein, bald sich überlagernd und schichtenweise verbreitend. Was die Urwelt von ausschließlich sogenannten vulkanischen Gebirgsarten uns überliefert hat, ist nicht bandartig, wie die Laven unserer isolirten Kegelberge, geflossen. Die Gemenge von Augit, Titaneisen, glasigem Feldspath und Hornblende mögen zu verschiedenen Epochen dieselben gewesen sein, bald dem Basalt, bald dem Trachyt näher; die chemischen Stoffe mögen sich (wie es Herrn M i t s c h e r l i c h's neue wichtige Arbeiten und die Analogie künstlicher Feuerproducte uns lehren) in bestimmten Mischungsverhältnissen krystallinisch an einander gereiht haben; immer erkennen wir, daß ähnlich zusammengesetzte Stoffe auf sehr verschiedenen Wegen an die Oberfläche der Erde gekommen sind, entweder bloß gehoben, oder mittelst temporärer Spalten durch ältere Gebirgsschichten, d. h. durch die früher oxydirte Erdrinde, hervorbrechen, oder aus Kegelbergen, die einen permanenten Krater haben, als Lavaströme ergossen. Die Verwechselung dieser so verschiedenartigen Erscheinungen führt die Geognosie der Vulkane in das Dunkel zurück, dem eine große Zahl vergleichender Erfahrungen sie allmählig zu entreißen angefangen hat.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, was in den Vulkanen brenne, was die Wärme errege, bei welcher Erde und Metalle sich schmelzend mischen. Die neuere Chemie antwortet: was da brennt, sind die Erden, die Metalle, die Alkalien selbst, d. h. die Metalloide dieser Stoffe. Die feste, bereits oxydirte Erdrinde scheidet das umgebende sauerstoffhaltige Luftmeer von den brennbaren unoxydirten Stoffen im Innern unseres Planeten. Die Erfahrungen, die man unter allen Zonen in Bergwerken und Höhlen gemacht und die ich mit Herrn A r a g o in einer eigenen Abhandlung zusammengestellt, beweisen, daß schon in geringer Tiefe die Wärme des Erdkörpers um vieles höher, als an demselben Orte die mittlere Temperatur des Luftkreises ist. Eine so merkwürdige und fast allgemein bewährte Thatsache steht in

Verbindung mit dem, was die vulkanischen Erscheinungen uns lehren. Laplace hat sogar die Tiefe zu berechnen versucht, in welcher man den Erdkörper als eine geschmolzene Masse betrachten könne. Welche Zweifel man auch, trotz der gerechten Verehrung, die einem so großen Namen gebührt, gegen die numerische Gewißheit einer solchen Rechnung erheben kann, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß alle vulkanischen Erscheinungen aus einer sehr einfachen Ursache, aus einer steten oder vorübergehenden Verbindung zwischen dem Innern und Aeußern unseres Planeten entstehen. Elastische Dämpfe drücken die geschmolzenen, sich oxydirenden Stoffe durch tiefe Spalten aufwärts. Vulkane sind, so zu sagen, intermittirende Erdquellen; die flüssigen Gemenge von Metallen, Alkalien und Erden, die zu Lavaströmen erstarren, fließen sanft und stille, wenn sie, gehoben, irgendwo einen Ausgang finden. Auf ähnliche Weise stellten sich die Alten (nach Platon's Phädon) alle vulkanischen Feuerströme, als Ausflüsse des Pyriphlegethon vor.

Diesen Betrachtungen sei es mir erlaubt, eine andere noch gewagtere anzuschließen. Vielleicht liegt auch in der innern Wärme des Erdkörpers, auf welche Thermometer-Versuche und Beobachtungen über die Vulkane hindeuten, die Ursache eines der wunderbarsten Phänomene, welche die Petrefactenkunde uns darbietet. Tropische Thiergestalten, baumartige Farrenkräuter, Palmen und Bambus-Gewächse liegen vergraben im kalten Norden. Ueberall zeigt uns die Urwelt eine Vertheilung organischer Bildungen, mit der die dermalige Beschaffenheit der Klimate im Widerspruch steht. Zur Lösung eines so wichtigen Problems hat man mehrerlei Hypothesen ersonnen, Annäherung eines Kometen, veränderte Schiefe der Ekliptik, vermehrte Intensität des Sonnenlichtes. Keine derselben hat den Astronomen, den Physiker und den Geognosten zugleich befriedigen können. Ich meines Theils lasse gern unverändert die Achse der Erde, oder das Licht der Sonnenscheibe, aus deren Flecken ein berühmter Sternkundiger Fruchtbarkeit und Mißwachs der Felder erklärt hat, aber ich glaube zu erkennen, daß in jeglichem Planeten, unabhängig von seinen Verhältnissen zu einem Centralkörper und von seinem astronomischen Stande, mannigfaltige Ursachen der Wärmeentbindung liegen, durch Oxydationsprocesse, Niederschläge und chemisch veränderte Capacität der Körper, durch Zunahme elektrisch-magnetischer Ladung, durch geöffnete Communication zwischen den innern und äußern Theilen.

Wo in der Vorwelt die tief gespaltete Erdrinde aus ihren Klüften Wärme ausstrahlte, da konnten vielleicht Jahrhunderte lang, in ganzen Länderstrecken, Palmen und baumartige Farrenkräuter und alle Thiere der heißen Zone gedeihen. Nach dieser Ansicht der Dinge, die ich in meinem Werke »Geognostischer Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Hemisphären« bereits angedeutet habe, wäre die Temperatur der Vulkane die des innern Erdkörpers selbst, und dieselbe Ursache, welche jetzt so schauervolle Verwüstungen anrichtet, hätte einst, auf der neu oxydirten Erdrinde, auf den tiefzerklüfteten Felsschichten, unter jeglicher Zone, den üppigsten Pflanzenwuchs hervorrufen können.

Ist man geneigt anzunehmen, um die wunderbare Vertheilung der Tropenbildungen in ihren alten Grabstätten zu erklären, daß langbehaarte elephantenartige Thiere, jetzt von Eisschollen umschlossen, einst den nördlichen Klimaten ursprünglich eigen waren und daß ähnliche, demselben Haupttypus zugehörige Bildungen, wie Löwen und Luchse, zugleich in ganz verschiedenen Klimaten leben konnten, so würde eine solche Erklärungsweise sich doch wohl nicht auf die Pflanzenproducte ausdehnen lassen. Aus Gründen, welche die Physiologie der Gewächse entwickelt, können Palmen, Pisang-Gewächse und baumartige Monokotyledonen nicht die nordische Kälte ertragen, und in dem geognostischen Problem, das wir hier berühren, scheint es mir schwer, Pflanzen- und Thierbildungen von einander zu trennen. Dieselbe Erklärungsart muß beide Bildungen umfassen.

Ich habe am Schluß dieser Abhandlung den Thatsachen, die in den verschiedensten Weltgegenden gesammelt worden sind, unsichere hypothetische Vermuthungen angereiht. Die philosophische Naturkunde erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht nicht in einer sterilen Anhäufung isolirter Beobachtungen. Dem neugierig regsamen Geiste des Menschen sei es bisweilen erlaubt, aus der Gegenwart in die Vorzeit hinüberzuschweifen, zu ahnen, was noch nicht klar erkannt werden kann, und sich an den alten, unter vielerlei Formen wiederkehrenden Mythen der Geognosie zu ergötzen. [1823.]

22. J. R. Forster, Pallas, Humboldt, Steffens und Ritter über die Gestalt der Erdtheile.

(*Fr. Hoffmann*, Physik. Geogr. [Hinterl. W, I. 1837] S. 71—81.)

Es scheint auf den ersten Blick, als ob die Umrisse der Massen des Festlandes gegen das Meer nur ein Gewebe von unregelmäßigen Verschlingungen seien, Einbuchten, Vorsprünge, Engpässe beider Elemente gegen einander, wie zufällige Umstände sie zu erzeugen im Stande waren; allein bei genauerer Ansicht zeigt sich, daß in dieser Beziehung ganz entschieden einige eigenthümliche und wie es scheint gesetzmäßige Verhältnisse stattfinden, deren Ursachen uns bisher noch verborgen blieben. — Schon Baco von Verulam, zu den Zeiten der Königin Elisabeth, hat auf dergleichen Verhältnisse Gewicht gelegt. Er bemerkt zuerst, daß die Südenden der beiden großen Continente, Afrika und Amerika, gegen das große südliche Polarmeer in eine Spitze auslaufen, gegen Norden dagegen breit endigen, und er rechnete diese Eigenschaften sehr sinnreich unter die *similitudines physicae in configuratione mundi.* Eine ganz andere Entwickelung aber gab diesem Gedanken zuerst Joh. Reinhold Forster[1]).

Nach ihm sind es hauptsächlich drei Eigenthümlichkeiten; durch welche die Umrisse der größern Continente einander aus unbekannten Ursachen analog gebildet erscheinen. Er machte nämlich darauf aufmerksam:

1) Daß die schmalen Südspitzen aller Continente felsig und hoch sind, die äußersten Enden nordwärts fortlaufender Gebirgszüge, welche plötzlich und ohne allen Verband abbrechen. So endigt Amerika steil und schroff mit dem Cap Horn, dem letzten südlich mehrmals querdurch zerrissenen Zweige der hohen Andeskette, — Afrika mit dem felsigen Cap der guten Hoffnung in dem 4182′ hohen Tafelberge, — Asien mit der Halbinsel diesseits des Ganges mit dem felsigen Cap Comorin, dem südlichen Ende der hohen Ghatskette, und die Südspitze Neuhollands bildet endlich die steile südliche Felsenspitze von van Diemensland (genannt Südost-Cap).

2) Daß es eine allen Continenten zukommende Eigenschaft ist, an der östlichen Seite ihrer Südspitze eine oder mehrere größere Inseln zu besitzen. Für Amerika sind dies die Falklands-Inseln und Staaten-Eiland, für Afrika die Insel Madagascar, für die Südspitze von Asien ist es Ceylon und für Neuholland sind es die beiden Inseln, welche Neu-Seeland zusammensetzen.

3) Daß eine nicht minder auffallende Eigenthümlichkeit aller Welttheile darin bestehe, an ihrer Westseite durch einen großen Meerbusen ausgehöhlt zu sein. Dies ist zunächst auf der Westküste Südamerika's, unter dem Wendekreis des Steinbocks, sehr merkbar; Lima liegt nahe am Nordende desselben und Arica in seiner tiefsten Einbiegung. Ungleich bedeutender indeß ist dies in Afrika, in dem großen Meerbusen von Guinea, ausgesprochen. Asien zeigt dies nur unbedeutend in Ostindien jenseits Cambaya, in dem Bogen um die Mündung des Indus; sehr ausgezeichnet aber ist es in Neuholland, und nimmt dort fast die ganze Ausdehnung der Südküste ein (Meerbusen von Nuits-Land).

Forster war geneigt die Veranlassung dieser überraschenden Gleichförmigkeit der Gestaltung in irgend einer gemeinsamen Ursache zu suchen, und hielt dazu die zerstörende Wirkung einer von Südwest nach Nordost gegangenen Fluth für hinreichend. Sie habe, so meint er, die südwärts auslaufenden Gebirgsarme zerschellt und, indem sie das umgebende Land von ihnen abstreifte, bei ihrem Ueberstürzen nach Osten Inseln von ihnen abgerissen; auf der Seite ihres Anprallens aber mußte sie den großen westlichen (gegen Südwest geöffneten) Meerbusen einwühlen.

Diese in der That überraschende Ansicht Forster's wurde von mehreren seiner Zeitgenossen getheilt, und insbesondere hat sie Pallas in seiner geistreichen Abhandlung von der Bildung der Gebirge mit einigen anziehenden Bemerkungen begleitet; auch er war geneigt, zur Erklärung erdgeschichtlicher Phänomene eine allgemeine Fluth aus Süden anzunehmen, welche seiner Ansicht nach auch die große Menge von Ueberresten südlicher Thiere, der Mammuthe, Rhinoceronten u. s. w. aus Süden nach Norden versetzt hätte (ebenso die südlichen Pflanzenformen). Ihr schrieb er dann ganz insbesondere noch die vielen südwärts geöffneten Meerbusen zu, welche den Körper unserer Continente zerschneiden; besonders auffallend sind diese an der Südseite von Asien (der arabische und bengalische Meerbusen mit dem daran hängenden rothen Meere

und dem persischen Golf, das Meer von Siam, von Tonking, das gelbe, tatarische und ochotskische etc.). **Pallas** machte ferner noch zur Unterstützung seiner Ansicht darauf aufmerksam, daß, wenn man die ganze Centralmasse von Asien als einen großen Gebirgskörper betrachte, das südwärts von demselben liegende Vorland doch äußerst unbedeutend zu der ungeheuren Ausbreitung des Vorlandes in Norden sei, welches dazu noch fast ganz aus zusammengeschwemmten Massen bestehe. Ganz einen ähnlichen Fall sieht er ferner in Amerika, wo das westliche Vorland der großen Cordilleren-Kette so ganz schmal und geringfügig ist, im Verhältniß zu seiner Ausdehnung an den entgegengesetzten Abhängen. Gewiß immer ein auffallendes Verhältniß.

Wir finden später in den Schriften **Alex. v. Humboldt's** Stellen[2]), welche beweisen, daß auch er auf diese wichtigen Verhältnisse, die auf eine Gesetzmäßigkeit in der Bildung des Festlandes hindeuten, sehr aufmerksam gewesen ist. Er weckte ganz insbesondere die Kenntniß einer zuvor nicht beachteten Eigenthümlichkeit in der Bildung der Küsten des atlantischen Meeres, indem er zeigte, daß dasselbe wesentlich die Gestalt eines großen Thales habe, welches durch einen Strom aus Südwest könnte gebildet worden sein. Die aus- und einspringenden Winkel seiner Thalwände (Cap St. Roque und der Meerbusen von Guinea, Cap Verde und der Meerbusen von Mexico) und die einander parallele Richtung der Küsten, welche die Verbindungslinien dieser Puncte bilden, entsprechen auch wirklich im Großen in so hohem Maaße diesem Bilde, wie es nur bei Thälern im Innern des Festlandes der Fall zu sein pflegt.

Diese überraschende Erscheinung kann jedoch nur als ein anziehendes Bild betrachtet werden, um sich die allgemeinen Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung der Länder und der Meere eindringlich zu machen, indem wir sie aus einem allgemeinen Standpuncte auffassen. Denn die einzelnen Verhältnisse der so eben supponirten großen Meeresfluth sind am Ende doch in der That wohl nicht füglich zu erklären. Denn wo soll die Wassermasse derselben dauernd den Fall her erhalten haben, als es zur Aushöhlung eines solchen Meeresbeckens doch nöthig war? Ebenso wenig ferner ist wohl einzusehen, wo die große Masse so zertrümmerten Festlandes könne geblieben sein, welches einst diese Lücken ausfüllte. Auch haben die genannten Forscher kaum gewagt, etwas über die Ursachen und den näheren Verlauf dieser wichtigen Ereignisse anzudeuten.

Diesen und verwandten Ansichten über die Gesetzmäßigkeit in den Begrenzungen des Festlandes hat übrigens neuerdings **Steffens** einen bedeutend höhern Grad von Ausbildung gegeben. Seine Darstellung davon gewährt einen trefflichen Ueberblick, wenn gleich wir auch sie nur ohne Rücksicht auf irgend eine Erklärung entwickeln können.

Zunächst bemerkt **Steffens** ganz allgemein, das Festland dränge sich gegen den Norden der Erde zusammen, laufe aber gegen Süden in Spitzen aus, und zwar thun dies nicht nur die Hauptkörper aller großen Continente, sondern auch alle Erdzungen und Halbinseln von irgend einiger Bedeutung, welche daran hängen. Diese Gestalt haben Schweden und Norwegen, Spanien und Portugal, Italien, Griechenland etc.; wir finden sie wieder in Indien diesseits und jenseits des Ganges, in Corea, Kamtschatka, Grönland, Californien, Florida etc. Wir unterscheiden ferner naturgemäß drei große Welttheile, welche eine merkwürdige Uebereinstimmung in ihrer Zusammensetzung zeigen. Die Grundzüge ihrer Bildung aber bestehn darin, daß erstlich jeder Welttheil aus zwei großen Länderabtheilungen besteht, welche an einer ihrer Ecken durch einen Isthmus mit einander verbunden werden; wo ferner beide Abtheilungen sich in diesen Isthmus ausstrecken, da tragen sie auf der einen Seite vor sich einen Archipelagus und auf der entgegengesetzten eine Halbinsel.

Der reinste Typus dieser gemeinsamen Grundgestalt findet sich in Amerika ausgedrückt; beide Hälften, Nord- und Süd-Amerika, sind von fast gleicher Größe, ähnlich in ihrer Gestalt und halten daher einander nahe das Gleichgewicht[3]), — die eine bis 70° nördlicher, die andere bis 56° südlicher Breite. Der Isthmus, welcher beide Hälften verbindet, ist lang und schmal, etwa zehn Breitengrade (von 8 bis 18° nördlicher Br.). Der östliche Archipelagus (die Antillen, Bermudas, Cuba, Domingo, Portorico, Jamaica etc.) ist ansehnlich, die Halbinsel auf der gegenüberliegenden Seite (Californien) zwar nicht groß, aber deutlich.

Etwas verschieden von diesem rein symmetrischen Bilde ist die Zusammensetzung der beiden andern Welttheile. **Steffens** sieht die beiden nördlichen Hälften derselben als verwachsen an, und begreift damit Europa und Asien. Die südlichen Hälften dagegen mit dem Isthmus, Archipelagus und Inseln erscheinen getrennt, und werfen sich die eine ganz auf die östliche, die andere ganz auf die westliche Seite. Europa und der Theil von Asien, welchen der Kaukasus und von

dort eine Linie nach dem persischen Meerbusen begrenzt, gehören der nördlichen Hälfte des westlichen dieser beiden Welttheile, die südliche Hälfte desselben bildet Afrika; sie hat an Umfang und Flächeninhalt bei weitem das Uebergewicht über die nördliche. Der Isthmus zwischen beiden, die Landenge von Suez, ist kurz und gedrungen, der kürzeste von allen und auch der nördlichste (30° Br.). Der Archipelagus, welcher ihm vorliegt, wird durch Cypern und die griechischen Inseln repräsentirt und ist unbedeutend; sehr ansehnlich dagegen ist die gegenüberliegende Halbinsel, Arabien, ein Land, das nach seinen natürlichen Erzeugnissen und nach der Gestalt seiner Oberfläche, rein afrikanischen Charakter trägt. Dieser in seinem Zusammenhange unstreitig anomale oder gezwungen dargestellte Welttheil erstreckt sich am wenigsten weit gegen Norden und Süden, vom Nord-Cap 72° Br. bis zum Cap der guten Hoffnung 34° 45′ südlicher Breite.

Der dritte Welttheil scheint viel glücklicher als der vorige combinirt, und bildet ein sehr passendes Gegenstück zu dem ersten. Seine nördliche Hälfte bildet die Hauptmasse von Asien, die südliche Neuholland. Der Isthmus zwischen beiden ist zerrissen, doch noch sehr vollständig bezeichnet durch die Verlängerung der Halbinsel Malacca, und ihre Fortsetzung durch Sumatra, Java, Sumbava, Sandebosch, Timor und Neu-Guinea; er ist der längste von allen (10° nördlicher bis 10° südlicher Br.) und zugleich der südlichste. — Die Aehnlichkeit der so gebideten Ländermassen mit Amerika ist in der That sehr auffallend, und auch schon außer Steffens von Lamark und von Ebel bemerkt worden. Der Archipelagus, der den Isthmus auf der einen Seite begleitet, ist sehr ansehnlich, der größeste von allen (Borneo, Celebes, Philippinen, Ladronen etc.), ebenso die Halbinsel auf der andern Seite, Ost-Indien diesseits des Ganges. — Dieser Welttheil reicht in Norden und in Süden weiter als die vorigen (75° nördlicher Br. bis 42° südlicher Br.), und bei ihm findet gerade das umgekehrte Verhältniß in den beiden Hälften statt, die Ländermasse der nördlichen ist weit überwiegend, auch wenn wir die südliche als theilweise zerstört annehmen (wie Steffens glaubt).

Diese drei Haupt-Abtheilungen der Erde stellen mithin die drei möglichen Modificationen des Grundtypus vor, welcher der Gestaltung der Continente zum Vorbilde zu dienen scheint, und eben dadurch erhält derselbe noch mehr den Charakter des Gesetzlichen. Ob übrigens diese Gesetzlichkeit wirklich begründet sei, oder nicht vielleicht ein ganz anderer, tiefer verborgener Zusammenhang dieser Erscheinungen statt finde, bleibt der Zukunft zu enträthseln aufbehalten.

Carl Ritter endlich ist unter den Schriftstellern der neueste, welche versucht haben Vergleichungen über die äußere Gestalt unserer Erdtheile anzustellen. Nach der ihm eigenthümlichen Richtung, die Oberflächengestalt der Erde vorzugsweise nach den Grundbedingungen aufzufassen, welche sie der Entwickelung des Menschengeschlechtes darbietet, wird die Aufmerksamkeit hier auf einige neue Verhältnisse hingelenkt.

Zuvörderst unterschied Ritter[4]), wie schon oben angeführt wurde, die Oberfläche der Erde in eine Land- und eine Wasserhalbkugel, und er zeigte, wie sich das Festland in großen Breitenausdehnungen auf der erstern lagert, der letztern dagegen nur keilförmig verengte Halbinseln, vereinzelte Glieder zustreckt, welche sich immer mehr und mehr den Hauptländermassen entfremden, und zuletzt endlich in Inseln und bloßen Klippen verloren gehn. Dieser Hauptländermassen gibt es wesentlich zwei, nämlich die alte und die neue Welt, denn die dritte liegt schon in der Sphäre der Wasserhalbkugel; diese aber zeigen in ihren Formen einige auffallende Gegensätze und die Charaktere einer zum Theil sehr merkwürdigen Individualisirung.

Zunächst was die Längen- und Breitenausdehnung betrifft, so ist der Contrast zwischen beiden sehr in die Augen springend. Asien und das mit ihm verwachsene Europa, als die Hauptmasse der alten Welt, haben ihre Hauptlängenausdehnungen von Osten nach Westen, und sie umlagern in dieser Richtung die halbe Erdkugel (1° bis 200° östlicher Br.), ihre Breitenausdehnung von Süden nach Norden dagegen ist viel geringer; in Asien, das ganz im Norden des Aequators zurückbleibt, beträgt sie nicht ein Viertel des Erdumfanges, in Europa nicht ein Sechstel. Ganz das Gegentheil dagegen zeigt Amerikas Lagerung; seine größere Ausdehnung von Süden nach Norden nimmt über ein Drittel (128°) des Erdumfanges ein; es besitzt eine doppelartig wechselnde Breite von Osten nach Westen, und diese beträgt kaum ein Fünftel des Erdumfanges; es streckt sich gerade durch doppelt so viel Zonen und Klimate hin, als Asien mit Europa, und umfaßt daher einen sehr viel größeren Wechsel seiner innern Erscheinungen. Ungleich größer und interessanter indeß ist der Contrast, welchen beide Ländermassen in der Entwickelung ihrer Umrisse zeigen, und dies ist das Eigenthümlichste in Ritters Darstellung.

Bei weitem die einfachste Erscheinung bietet

in dieser Rücksicht Afrika dar; es zeichnet sich unter den drei Erdtheilen der alten Welt durch seine fast inselartige Abgeschiedenheit aus, seine mehr abgeschlossene Erdgestalt nähert sich der elliptisch zugerundeten Figur mit sehr einförmiger Küstenperipherie. Der Längendurchmesser dieser Figur ist dem Breitendurchmesser fast gleich und ebenso klimatisch gleichartig auf der Nord- und Südseite des Aequators hingestreckt. Ohne tiefere Buchten, Einschnitte oder Meeresarme, ist der Umfang seiner Küstenkrümmung etwa 3800 Meilen lang, und sein Binnenland hat durch diese kärgliche Gestadeform die möglichst geringste Berührung mit dem Ocean erhalten.

Asien, nur auf drei Seiten vom Meere umflossen, läuft namentlich an seinen Ost- und Südküsten in weit vorspringende Landzungen, Vorländer und Halbinseln aus, welche als mehr oder weniger getrennte Glieder des großen breiten Erdtheils zu betrachten sind. — Von der Nordostspitze an, mit Kamtschatka, Corea, dem chinesischen Vorlande, den beiden Indien, Arabien, Kleinasien in Westen u. s. w., nehmen diese Gliederformen einen sehr ansehnlichen Flächenraum ein. Nichts desto weniger übrigens bleibt im Binnenlande Asiens noch immer ein sehr bedeutender Raum übrig, welcher nicht unmittelbar von einschneidenden Meeren oder dazu gehörigen Länderformen berührt wird, der sich als Stamm des Ganzen zeigt. Dieser Stamm ist seiner Ausdehnung nach noch immer sehr vorherrschend über die Glieder[5]; Afrika dagegen ist nur ein Stamm ohne Verzweigung und Gliederung. Seinem Flächeninhalte nach ist Asien reichlich um ein Viertheil größer als Afrika, und seine Küstenlänge beträgt fast das Doppelte, nahe an 7000 Meilen.

Europa dagegen ist in seinen Umrissen der mannigfaltigste und am eigenthümlichsten entwickelte unter den Erdtheilen. Sein von Osten nach Westen gedehnter langer, schmaler Stamm ist durch einschneidende Meeresarme und Mittelmeere in viele große und kleine Halbinseln getheilt, von welchen einige wieder mannigfaltig gegliedert erscheinen, wie z. B. die in dieser Hinsicht ganz einzige Gestalt Griechenlands. Das Eindringen der Meere bis in das tiefste Innere dieses Erdtheiles ist so bedeutend, daß die durch ihn eingeschlossenen Binnenmeere etwa die Hälfte des Areals seiner trocknen Länderräume ausmachen, und die Länge des Küstenrandes wird dadurch beträchtlich größer als die von Afrika, nämlich 5400 Meilen, ungeachtet sein Flächenraum dreimal geringer, ja selbst viermal kleiner als Asien ist. Europa ist daher der zugänglichste Erdtheil von der Seeseite, und dies bedingte seinen großen Einfluß auf den Culturgang des Menschengeschlechtes[6], seine Herrschaft über die andern. Bei ihm verhalten sich die Glieder zum Stamm etwa wie 1 zu 2, bei Asien dagegen etwa wie 1 zu 4.

Amerika vereinigt in sich gewissermaßen die Gegensätze und die Verdoppelung der Formen der alten Welt. Im Gegensatze gegen Afrika ist es durch ein mittelländisches Meer in seiner Mitte in ein doppeltes Continent verwandelt worden, und der beide verbindende Isthmus scheidet doch strenge den Norden vom Süden, während die zwischen beiden liegende neutrale Inselgruppe die Trennung vermittelt. — Beide Hälften haben in ihren Umrissen sehr viel Analoges (größere Breite in Norden, Zuspitzung nach Süden); am einförmigsten in ihrer Küstenumsäumung, Afrika am ähnlichsten ist die Südhälfte, doch weicht sie im Innern völlig davon ab, durch ein ganz verschiedenes oro- und hydrographisches System. Eine größere Mannigfaltigkeit in der Küstenumsäumung zeigt die nördliche Hälfte, besonders an der dem atlantischen Oceane zugekehrten Seite, welche durch tiefe Buchten und Binnenmeere Europa sehr ähnlich wird, eine Thatsache, welche sich auch in den Cultur-Verhältnissen ihrer Bewohner bestätigt.

[1]) Bemerkungen über Gegenstände der physikalischen Erdbeschreibung etc. Berlin 1783.

[2]) S. *Journ. de Phys. Tome LIII. p.* 33. *Relat. histor. V. p.* 46. *note.*

[3]) Wir erinnern uns hier an den Ausdruck von Alex. von Humboldt: Süd-Amerika ist eine jener großen Triangularmassen, welche die drei Continental-Abtheilungen der südlichen Halbkugel unserer Erde bilden.

[4]) S. Abhandlungen der K. Akademie der W. zu Berlin: Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile, 14. December 1826.

Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei graphischen Darstellungen durch Form und Zahl, 17. Januar 1828.

Erdkunde II. Einleitung zu Asien, p. 20 u. folg.

[5]) Der große Einfluß einer so mannigfaltig entwickelten Küstenform auf den Reichthum, und die Vervielfältigung aller Natur- und Völkerverhältnisse des Erdtheiles springt von selbst in die Augen.

[6]) Es entwickelte sich hier auf dem kleinsten Erdenraume die größeste historische Mannigfaltigkeit im Menschengeschlechte.

23. Die Inseln, nach L. von Buch's Ansicht.

(Dasselbe Buch, S. 103—111 u. 121—126.)

Ueberschauen wir die große Inselwelt, welche nächst den zuvor betrachteten Massen der Continente ein gleichsam für sich stehendes Reich bildet, worin mehr oder minder vereinzelte oder zusammengruppirte Stücke des festen Theiles unserer Erdkugel sich der Bedeckung durch das Wasser entzogen haben, so scheint uns zunächst in der Vertheilung und der Natur derselben der Zufall, keine eigenthümlich durchgreifende Gesetzmäßigkeit zu walten, und demgemäß finden wir auch bei allen früheren Geographen einstimmig die Meinung ausgesprochen, daß die Inseln nur die oft sehr unregelmäßig vertheilten Spitzen der höchsten Berge andeuten, welche die vom Wasser bedeckten Theile der festen Erdkugel ebenso wie so viele Theile des Festlandes besetzen. Seitdem man indeß genauer mit der Beschaffenheit und insbesondere mit der innern Bildung dieser isolirten Länder bekannt geworden ist, hat man auch in ihnen tief in der Natur begründete Eigenthümlichkeiten (Contraste) aufgefunden, und nächst einigen Bemerkungen aus früherer Zeit, welche wir Steffens[1]) verdanken, hat ganz besonders L. von Buch sich das Verdienst erworben, fruchtbare neue Ansichten in diesen Zweig der physikalischen Erdbeschreibung einzuführen. — Das Wesentlichste derselben besteht in Folgendem:

L. von Buch machte zuerst darauf aufmerksam[2]), daß wenn wir die Inseln vergleichend betrachten, zunächst in der Form ihrer Umrisse sich eine sehr bemerkenswerthe Verschiedenheit darbietet; die einen derselben nämlich sind von langgestreckter schmaler Gestalt, die einander gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufend, die andern dagegen nähern sich in ihrem Haupttypus mehr der kreisrunden oder elliptischen Form; L. v. Buch nennt daher auch die einen ohne Weiteres die langgestreckten, die andern die runden Inseln, und wir werden zugleich sehen, daß dieses Kennzeichen der Umrisse von hoher Bedeutung für unsere Vorstellungen von der Bildung derselben und von ihren Beziehungen zum Festlande sei.

Die langgestreckten Inseln pflegen gewöhnlich reihenweise hintereinander zu liegen; sie bilden mehr oder minder deutlich in Bezug auf einander stehende Ketten, so daß die Spitze der einen immer der entgegengesetzten Spitze der nächstfolgenden zugekehrt ist, und daher liegen ihre Längenachsen sämmtlich für gewisse größere Räume in einerlei Richtung. Dieser ihrer Längenausdehnung entspricht ferner, wie eine genaue Untersuchung zeigt, auch die Hauptausdehnung von einer oder mehreren parallel in ihrem Innern fortlaufenden Bergketten, und es ist dies in auffallender Beziehung ganz der Charakter der größeren Continente und der an ihnen befindlichen Halbinseln, deren Hauptlängenerstreckung, wovon weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird, immer von der Längenrichtung der in ihnen auftretenden Bergketten abhängig ist. — Dieser Charakter aber nicht nur allein erinnert uns bei den langgestreckten Inseln an die Continente, sondern ebenso sehr noch der Umstand, daß sie sich niemals beträchtlich von den Küsten der größern Continente entfernen, nie dem hohen offnen Meere selbst angehören, wie die andern Inseln, und wir können sie daher in jeder Beziehung mit Recht Continental-Inseln nennen.

In der That können wir uns die Entstehung derselben nicht besser versinnlichen, als wenn wir sie als abgerissene Splitter der zertrümmerten Ränder des Festlandes betrachten, zertrümmert durch unterirdisch hebende oder durch die von oben nieder zertheilend wirkenden Kräfte des Gewässers, und dafür spricht nicht nur in hohem Grade ihre geognostische Beschaffenheit, sondern mehr noch die Eigenschaft, daß diese Inseln so häufig im Großen und Ganzen den gegenwärtigen Rändern des Festlandes parallel liegen, gleichsam die vereinzelten Conturen seiner vormaligen Umrisse andeutend.

Ein ausgezeichnetes Beispiel von dem Vorkommen solcher Inseln, auf welches L. v. Buch ein besonderes Gewicht gelegt hat, zeigt sich in der halben Umgebung von Neuholland, an seiner O. und N.-Seite. Hier bildet sich ein wahrer zusammengehöriger Circus, welcher in S. mit den beiden langgestreckten Inselhälften von Neuseeland anfängt. Die Hauptlängenausdehnung derselben ist von SW. nach NO., parallel der gegenüberliegenden Küste des Continents, doch am Nordende derselben streckt eine langgedehnte Halbinsel sich weitvorlaufend gegen NW., die Küstenkrümmung von Neuholland in NO. gleichsam vorandeutend. Es setzt sich dann eine Verbindung der hier begonnenen Insellinie fort, durch die kleine Norfolk-Insel, Neu Caledonien, die vorliegende Reihe der neuen Hebriden, der Salomons-Inseln, Neu-Britannien,

Neu-Hannover und -Irland, Louisiade, Neu-Guinea u. s. w., von wo aus sich die bisher nachgewiesene, ziemlich einfache Reihe in die Molucken zersplittert. L. v. Buch nennt diese Reihe die westaustralische Kette, und erweist ihren Zusammenhang nicht nur durch die parallele Längenrichtung ihrer Inseln, sondern auch durch die bisher bekannt gewordenen Notizen über ihre geognostische Beschaffenheit. Schon vor ihm wurde dieselbe als das Fragment eines durchbrochenen Küstensaumes angesehn, welcher die vormalige Ausdehnung von Neuholland andeutete, und insbesondere hat Steffens darauf aufmerksam gemacht, daß wenn wir dasselbe nach diesen alten Umrissen restauriren wollen, es eine Afrika oder Süd-Amerika sehr ähnliche Gestalt erhält, was denn seiner Ansicht, daß es die Südhälfte des dritten Welttheiles bildet, sehr günstig ist.

Ungemein ausgezeichnet noch ist das Beispiel des Auftretens der langgestreckten Inseln in einer der Fortsetzungen der westaustralischen Kette durch die größeren Molucken, Java, und Sumatra; dort ist zugleich die Continentalnatur derselben durch den äußern Augenschein, durch den Zusammenhang mit der Halbinsel Malacca erwiesen, vollständiger als je irgendwo anders, und wir haben daher auch bereits diese Inseln (nach Steffens Vorgange) als ein naturgemäß zusammenhängendes Ganzes, als den Isthmus zu betrachten, welcher die beiden Continental-Hälften des dritten Welttheiles verbindet.

Ganz ähnlich ferner ist das Verhältniß einer andern Inselreihe, welche sich in S. aus dem verworrenen Archipelagus der Philippinen gestaltet. Sie geht von dort nach Formosa über, durch die Likejo-Inseln nach Japan, und von dort nach Jesso durch die Kurilen nach Kamtschatka. Schon oft ist in dieser nur wenig unterbrochenen Kette der ursprüngliche Saum der alten Ostküste von Asien erkannt worden, und da die beiden Continente (Asien und Neuholland) an ihrer Ostküste also so zahlreiche Spuren von Zertrümmerung zeigen, so hat man schon mehrfach daraus auf einen von O. nach W. fortschreitenden allmäligen Wechsel in der Vertheilung zwischen Festland und Meer schließen wollen. (S. u. a. Lamark Hydrogeologie, Wrede südbaltische Länder u. s. w.)

Die beiden andern großen Welttheile zeigen uns das Beispiel der langgestreckten Inseln zwar stets nur in sehr untergeordnetem Grade, aber doch oft mit sehr ausgezeichneter Deutlichkeit. Afrika hat nur ein isolirt stehendes Vorkommen derselben in der hoch gebirgigen, der Küste des Festlandes ausgezeichnet parallellaufenden Insel Madagascar. Amerika zeigt uns ein schönes Beispiel derselben im Golf von Mexiko, durch Portorico, San Domingo, Jamaica und Cuba, welche sich sichtbar durch die Halbinsel Yucatan dem Festlande anschließen, und welche sich zu Süd-Amerika etwa ebenso stellen, wie die Kette von Neu-Guinea und Neu-Irland zu Neuholland.

An seinem Nord- und Südende ferner ist das Festland von Amerika auf eine sehr ausgezeichnete Weise in eine Menge Continental-Inseln zersplittert. Schon oben ist gezeigt, daß ganz Grönland und die Länder nordwärts der Hudsons-Bay in diese Kategorie gehören; an der NW.-Küste ist in dieser Beziehung ganz besonders die Gegend längs Neu-Norfolk, -Cornwall, -Hannover und -Georgien merkwürdig, welche durch Vancouvers Aufnahme so bekannt ward, und in neuester Zeit haben wir durch Capit. King[3]) kennen gelernt, in wie hohem Grade Feuerland mit seinen Umgebungen dem eben erwähnten Bilde der Zertrümmerung alten Festlandes entspricht.

In Europa endlich sind die Beispiele des Auftretens solcher langgestreckten Inseln sehr häufig und deutlich, wenn gleich nirgend in so großartigem Maßstabe vorhanden. Zunächst im N. sind sie im höchsten Grade auffallend, denn die ganze Küste von Norwegen und ein Theil der von Schweden ist durch tief eindringende Felsschluchten zerspalten, und das Land endet in zahllosen Splittern, welche Skären (Scheeren) genannt werden, und seiner Küstenumsäumung einen ganz eigenthümlichen Charakter geben. In der Ostsee entsprechen diesem Bilde viele Inseln, und ich nenne nur Gottland, Oeland, Bornholm u. s. w. An der Nordküste von Deutschland tritt uns diese Erscheinung recht deutlich, wenn gleich sehr im Kleinen an der Inselreihe von Texel, Vlieland bis nach Neuwerk entgegen; England repräsentirt ungemein schön eine Continental-Insel, und an ihm hängen in N. seine Trümmerreihen in den Hebriden, Orkaden und Shetlands-Inseln. Ebenso vollkommen ferner entfalten sich dieselben Verhältnisse im Mittelmeere. Dort gehören zu den Continental-Inseln zunächst alle größer bekannten zwischen den Halbinseln Italien und Spanien, die Balearen, ferner Sicilien, Corsica, Sardinien und die ihnen nahe stehenden kleineren, Elba, Giglio u. s. w.; von diesen letztern namentlich erweist sich die Beziehung auf das Festland un-

gemein schön durch ihre geognostischen Verhältnisse, denn sie bilden nur ein Glied in der großen Kette des Gebirgssystemes, welches zusammenhängend die ganze Pyrenäen- und Apenninenkette ausmacht.

Parallel diesem Systeme ziehn sich im O. von Italien die Gebirgsketten längs der Küste des adriatischen Meeres in Dalmatien und Albanien, und hier ist es denn auch nun wieder eine ungemein schön ausgeprägte Reihe von Continental-Inseln, welche aus dem Golf von Istrien bis nach Ragusa (Meleda, Sabioncello) hier auftritt. Sie setzt weiter südlich in den Jonischen Inseln fort, von Corfu bis Cerigo.

Ungemein schön aber kommt ein solches Verhältniß wieder zum Vorschein auf der entgegengesetzten Seite von Griechenland, in dem Archipelagus der Cykladen, welchen wir an den Schluß dieser Betrachtung setzen. L. v. Buch hat uns in neuesten Zeiten über den innern Zusammenhang dieser Inseln ein sehr anziehendes Bild gegeben[4]). Er sagt nämlich: »Die griechischen Inseln sind nicht sporadisch zerstreut oder cykladisch versammelt, sondern sie haben ganz die Natur der norwegischen und schwedischen Scheeren, durch sie werden die Gebirgsreihen des festen Landes in gleicher Reihe und mit gleichen Gebirgsarten fortgesetzt, bis in weiter Entfernung die einzelnen Erhebungen nicht mehr als Inseln aus dem Meere steigen können. Sie sind daher nothwendige und wesentliche Bestandtheile von Griechenland selbst, und so sehr, daß man mit vollem Rechte und bloß von der Natur geleitet auf den äußersten Felsen von Stampalia setzen könnte: hier ist Europa und nicht Asien, und auf den westlichen von Kos und Kallimene: hier ist Asien und nicht Europa.«

L. v. Buch zeigt dann, wie ganz Griechenland in der Hauptsache von aus NW. nach SO. streichenden hohen Parallelgebirgsketten durchzogen wird. Zwei derselben, welche zu dem Systeme der großen Pinduskette gehören, setzen einander parallel fort, die eine durch Euboea, die andere durch Böotien und Attika nach Cap Sunium; die erstere geht mit unverändert geognostischem Charakter hinaus in die Inselreihe von Andros, Tine, Mykoni (Delos), die andere durch Zea, Syra, Paros, Naxia, Amorgos, Stamparia. Beide Inselreihen bestehen aus granitischen Gesteinen, Gneis, Glimmerschiefer und oft sehr ansehnlichen Marmorlagern. »Keine dieser Inseln steht daher durch ihre Natur einzeln und abgesondert von den übrigen, und deßhalb kann keine von ihnen, selbst Delos nicht, einzeln aus dem Grunde des Meeres emporgestiegen sein.« (p. 171.)

Sehr verschieden dagegen von diesen Continental-Inseln ist der Charakter der runden Inseln; sie haben keine der Eigenschaften, die wir oben von den langgestreckten erwähnten, keine parallelen Bergketten, die sich auf einander beziehn, auch halten sie sich nicht nothwendig an das Festland, als dessen Splitter sie daher keinesweges können betrachtet werden. Sie sind vielmehr, wie sogleich gezeigt werden soll, unabhängige selbständige Individuen, in sich abgeschlossen, entweder theilweise Producte des Meeres, oder doch wahrscheinlich ausdrücklich da entstanden, wo es an Continental-Massen mangelte. Wir thun daher unstreitig wohl recht, diese Inseln die pelagischen oder Meeres-Inseln zu nennen.

Vorzugsweise gehörte in diese Classe die zahllose Menge vereinzelt stehender Inseln, welche das Becken des großen Oceans zum Schauplatze einer eigenthümlichen, von den Continenten verschiedenen Welt machen. Es sind die ohne Rücksicht auf den Lauf der benachbarten Küsten zerstreut liegenden Gruppen, welche wir unter dem Namen der Freundschafts-, Societäts-, Marquesas-, Sandwichs-Inseln u. s. w. kennen, und welche zuerst Forster in einer übersichtlichen Darstellung zusammenfaßte. Nach den von diesem ausgezeichneten Naturforscher gegebenen Ansichten, welche seither stets wieder angenommen wurden, unterscheiden sich diese Inseln ihrer natürlichen Beschaffenheit nach sehr wesentlich in zwei Hauptabtheilungen, welche er die hohen und die niedern Inseln nannte, ein überaus wesentlicher und tief in ihrer Zusammensetzung begründeter Umstand.

Die hohen Inseln, welche sich mehr oder minder ansehnlich über dem Meeresspiegel erheben, sind der Zahl sowohl als der Größe nach über die niedern bedeutend vorwaltend. Sie sind eigentlich mehr oder minder ein für sich stehender einziger Berg, von stumpf kegelförmiger Gestalt, und daher kreisähnlicher Basis, oft bis zu Höhen emporsteigend, welche denen der höchsten bekannten Puncte des Festlandes nahe gleich kommen (z. B. Mowna Roa 14894 Fuß, Otaheiti 10230, Bourbon 10200, Pic von Teneriffa 11206). Unstreitig aber von ganz besonderer Wichtigkeit ist die bisher überall bestätigte Wahrnehmung, daß sie sämmtlich vulkanischen Ursprunges sind. Sie alle gleichen daher einander nicht nur völlig in ihrer äußern Gestalt, sondern auch in

ihrer Zusammensetzung, in der Beschaffenheit und Anordnung ihrer Bestandtheile, und wir verdanken namentlich von diesem letztgenannten Verhältnisse L. v. Buch eine sehr vollkommene und lehrreiche Schilderung.

Die niedern pelagischen Inseln, welche sowohl der Zahl als der Größe nach an Bedeutung den hohen sehr nachstehen, sind nicht minder merkwürdig, wie durch ihre, vollkommen dem Meere untergeordnete Bildung; denn sie alle sind, so weit bekannt ist, ein Werk des Baues der Korallenthiere. In der Art, wie die Ausbildung derselben vorgeht, bemerkt man unerwartet nicht minder als bei den vorher beschriebenen Inseln einen merkwürdigen Zug der Gesetzmäßigkeit, welcher zuerst insbesondere durch R. Forster hervorgehoben, und später durch die Darstellungen von Chamisso, Quoy und Gaimard, und neuerlichst durch die Untersuchungen von Kapt. Beechey[5]) vollkommen entwickelt worden ist.

Es zeigen nämlich die meisten der Korallenriffe, welche in den Tropengegenden der Südsee, im indischen Meere u. s. w. zerstreut liegen, eine ausgezeichnet ringförmige, nahe kreisrunde oder ovale Gestalt. Einen Damm von mehr oder minder, meist nur von sehr geringer Breite bildend, erheben sie sich durch allmähliges Wachsthum der Thiere bis an die Oberfläche dar Wassermasse. Sobald die Korallenthiere nahe die Oberfläche erreicht haben, wenn sie bei tiefen Ebben bereits trocken gelegt zu werden anfangen, so hören sie weiter zu bauen auf. Dann brandet das Meer gegen den ihm entgegengestellten Damm, welcher sich nun nur nach der Breite zu vergrößern trachtet, es nagt an der Zusammensetzung desselben, reißt große Blöcke von dem aus den Polypengehäusen gebildeten Gestein los, und rollt sie auf der Oberfläche der Dämme zusammen. Mehr oder minder zerriebne Muschelschalen, Fischknochen, Brocken von andern Seethiergehäusen, Wurmröhren, Echinusstacheln u. dgl., werden als Sand von den Wellen in die Zwischenräume dieser Blöcke geworfen, welche dadurch in ihrer aufgehäuften Lage befestigt werden. Das Ganze endlich verkittet sich, unter dem Einflusse der brennend heißen Sonne, zu einer zusammenhängenden Masse, und so erheben sich denn an einzelnen Stellen über dem Riff niedrige feststehende Inselstücke, wie sie der Zufall zusammenführte. An die Küsten derselben wirft nun das Meer die in ihm umherschwimmenden Pflanzensamen und Baumstämme, viele derselben, und unter ihnen ganz besonders die Cocospalmen, Pandanus, Brodfrucht, Pisang u. s. w., beginnen zu keimen, schlagen Wurzel und bekleiden die nackten, blendendweißen Korallenfelsen mit ihrem wohlthätigen Grün. Mit ihnen kommen kleine Thiere, wie Eidechsen, Insecten u. s. w., hinübergeschwommen, die Seevögel nisten am Strande und auf einzeln hervorragende Felsspitzen verirrte Landvögel nehmen ihre Zuflucht zu den Gebüschen, und wie Chamisso sehr schön sagt: (Reisebemerk. S. 187.)

„Und ganz spät, nachdem die Schöpfung längst geschehen, findet sich auch der Mensch ein; schlägt seine Hütte auf der fruchtbaren Erde auf, welche durch Verwesung der Baumblätter entstanden, und nennt sich Herr und Besitzer dieser Welt.“

[1]) Steffens Schriften 1821, Th. I. p. 193—219.
[2]) Leonh. Taschenbuch 1821, p. 393. Anm.
[3]) *Geographical Journal.* Vol. I. p. 155.
[4]) S. Poggend. Annal. X. 169. sq.
[5]) *Narrative of a Voyage I,* 157 *etc.*

24. Die niederen Inseln.

(J. R. Forster's Reise um die Welt, 1772—75, herausg. von G. Forster. [1778] 1. 188—189.)

Nachmittags sahen wir eine Insel gerade vor uns, die aus einer Reihe von niedrigen Felsen bestand, welche vermittelst verschiedner Klumpen von Bäumen zusammenhiengen. Der Lage und dem Ansehen nach zu urtheilen, mußte es eben dieselbe sein, welche Capitain Cook auf seiner vorigen Reise *Chain-Island* oder Ketten-Insel genannt hatte. Damit wir indessen diese Nacht nicht, wie in der vorigen, wiederum beilegen und dadurch in unserm Laufe aufgehalten werden möchten, ließ der Capitain ein Boot mit einer Laterne vor dem Schiffe her segeln, und befahl den Leuten, uns, sobald sie irgendwo eine gefährliche Stelle antreffen sollten, durch Signale Nachricht

davon zu geben. Diese Vorsicht war der vielen niedrigen Inseln wegen nöthig, die man, wie ich schon gesagt habe, in der Südsee, zwischen den Wende-Cirkeln antrifft und die mehrentheils von ganz sonderbarer Bauart sind. Sie bestehen nämlich aus Felsen, die vom Grunde des Meeres auf senkrecht wie die Mauern emporsteigen, an den mehresten Stellen aber kaum über dem Wasser hervorragen, und auch da, wo sie am höchsten sind, doch nicht mehr als etwa 6 Fuß über die Oberfläche der See hervorstehen. Oft sind sie von cirkelförmiger Gestalt und haben in der Mitte ein Bassin von Seewasser, und rings an den Ufern her ist das Meer überall unergründlich. Ohne Zweifel muß es auf denselben nur wenig Gewächse geben, und unter diesen mag der Coco-Nußbaum noch das beste und nutzbarste sein. Einer so armseligen Beschaffenheit und ihres oft nur geringen Umfangs ohnerachtet, sind dennoch manche bewohnt. Wie sie aber mögen bevölkert worden sein, ist ebenso schwer zu bestimmen, als wie die höhern Inseln der Südsee mit Einwohnern besetzt worden. Der Commodore, (jetzige Admiral) Byron, und nach ihm Capitain Wallis schickten, als sie auf ihren Reisen um die Welt hier an diesen niedrigen Inseln vorüber kamen, einige ihrer Leute an die Küste, gegen welche sich die Einwohner scheu und eifersüchtig bewiesen. Scheu sind sie vielleicht ihrer geringen Anzahl wegen, um derenwillen sie fürchten müssen leicht überwältigt zu werden; eifersüchtig aber, weil sie Mühe genug haben mögen auf ihren kleinen Felsen-Bezirken für sich selbst den nöthigen Unterhalt zu finden, und folglich die Fremden nicht mit gleichgültigen Augen ansehen können, da sie ihnen denselben zu schmälern drohen. Bei so bewandten Umständen können wir von ihrer Abstammung gar nichts sagen, weil ihre Sprache und Gebräuche uns bis jetzt noch gänzlich unbekannt, und dieses gleichwohl die einzigen Merkmale sind, aus welchen sich das Herkommen solcher Völker errathen läßt, die keine Schriften und Urkunden besitzen.

25. Bewegungen des Meeres.

(*A. v. Humboldt*, Kosmos I. [1845] S. 321—330.)

Störungen des Gleichgewichts und die dadurch erregte Bewegung des Wassers sind: theils unregelmäßig und vorübergehend vom Winde abhängig, und Wellen erzeugend, die fern von den Küsten im offenen Meere, im Sturm, über 35 Fuß Höhe ansteigen; theils regelmäßig und periodisch durch die Stellung und Anziehung der Sonne und des Monds bewirkt (Ebbe und Fluth); theils permanent, doch in ungleicher Stärke, als pelagische Strömung. Die Erscheinungen der Ebbe und Fluth, über alle Meere verbreitet (außer den kleinen und sehr eingeschlossenen, wo die Fluthwelle kaum oder gar nicht merklich wird), sind durch die Newton'sche Naturlehre vollständig erklärt, d. h. »in den Kreis des Nothwendigen zurückgeführt.« Jede dieser periodisch wiederkehrenden Schwankungen des Meerwassers ist etwas länger als ein halber Tag. Wenn sie im offenen Weltmeer kaum die Höhe von einigen Fußen betragen, so steigen sie als Folge der Configuration der Küsten, die sich der kommenden Fluthwelle entgegensetzen, in St. Malo zu 50, in Acadien zu 65 bis 70 Fuß. »Unter der Voraussetzung, daß die Tiefe des Meeres vergleichungsweise mit dem Halbmesser der Erde nicht bedeutend sei, hat die Analyse des großen Geometers Laplace bewiesen, wie die Stetigkeit des Gleichgewichts des Meeres fordere, daß die Dichte seiner Flüssigkeit kleiner sei als die mittlere Dichte der Erde. In der That ist die letztere, wie wir oben gesehen, fünfmal so groß als die des Wassers. Das hohe Land kann also nie überfluthet werden, und die auf den Gebirgen gefundenen Ueberreste von Seethieren können keinesweges durch ehemals höhere Fluthen (durch die Stellung der Sonne und des Mondes veranlaßt) in diese Lage gekommen sein.« Es ist kein geringes Verdienst der Analyse, die in den unwissenschaftlichen Kreisen des sogenannten bürgerlichen Lebens vornehm verschmäht wird, daß Laplace's vollendete Theorie der Ebbe und Fluth es möglich gemacht hat, in unseren astronomischen Ephemeriden die Höhe der bei jedem Neu- und Vollmonde zu erwartenden Springfluthen vorherzuverkündigen und so die Küstenbewohner auf die eintretende, besonders bei der Mondnähe noch vermehrte Gefahr aufmerksam zu machen.

Oceanische Strömungen, die einen so wichtigen Einfluß auf den Verkehr der Nationen und auf die klimatischen Verhältnisse der Küsten aus-

üben, sind fast gleichzeitig von einer Menge sehr verschiedenartiger, theils großer, theils scheinbar kleiner Ursachen abhängig. Dahin gehören: die um die Erde fortschreitende Erscheinungszeit der Ebbe und Fluth; die Dauer und Stärke der herrschenden Winde; die durch Wärme und Salzgehalt unter verschiedenen Breiten und Tiefen modificirte Dichte und specifische Schwere der Wassertheilchen; die von Osten nach Westen successiv eintretenden und unter den Tropen so regelmäßigen stündlichen Variationen des Luftdruckes. Die Strömungen bieten das merkwürdige Schauspiel dar, daß sie von bestimmter Breite in verschiedenen Richtungen das Meer flussartig durchkreuzen, während daß nahe Wasserschichten unbewegt gleichsam das Ufer bilden. Dieser Unterschied der bewegten und ruhenden Theile ist am auffallendsten, wo lange Schichten von fortgeführtem Seetang die Schätzung der Geschwindigkeit der Strömung erleichtern. In den unteren Schichten der Atmosphäre bemerkt man bei Stürmen bisweilen ähnliche Erscheinungen der begrenzten Luftströmung. Mitten im dichten Walde werden die Bäume nur in einem schmalen Längenstreifen umgeworfen.

Die allgemeine Bewegung der Meere zwischen den Wendekreisen von Osten nach Westen (Aequatorial- oder Rotationsstrom genannt) wird als eine Folge der fortschreitenden Fluthzeit und der Passatwinde betrachtet. Sie verändert ihre Richtung durch den Widerstand, welchen sie an den vorliegenden östlichen Küsten der Continente findet. Das neue Resultat, welches Daussy aus der Bewegung aufgefangener, von Reisenden absichtlich ausgeworfener Flaschen geschöpft hat, stimmt bis auf $^1/_{18}$ mit der Schnelligkeit der Bewegung überein (10 französische *milles marins*, jede zu 952 Toisen, alle 24 Stunden), welche ich nach der Vergleichung früherer Erfahrungen gefunden hatte. Schon in dem Schiffsjournal seiner dritten Reise (der ersten, in welcher er gleich im Meridian der canarischen Inseln in die Tropengegend zu gelangen suchte) sagt Christoph Columbus: »Ich halte es für ausgemacht, daß die Meereswasser sich von Osten gen Westen bewegen, wie der Himmel (*las aguas van con los cielos*)«; d. i. wie die scheinbare Bewegung von Sonne, Mond und allen Gestirnen.

Die schmalen Ströme, wahre oceanische Flüsse, welche die Weltmeere durchstreifen, führen warme Wasser in höhere, oder kalte Wasser in niedere Breiten. Zu der ersten Classe gehört der berühmte, von Anghiera und besonders von Sir Humfrey Gilbert bereits im sechzehnten Jahrhundert erkannte atlantische Golfstrom: dessen erster Anfang und Impuls südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung zu suchen ist, und der in seinem großen Kreislaufe aus dem Meer der Antillen und dem mexicanischen Meerbusen durch die Bahamastraße ausmündet; von Südsüdwest gen Nordnordost gerichtet, sich immer mehr und mehr von dem Littoral der Vereinigten Staaten entfernt und, bei der Bank von Neufundland ostwärts abgelenkt, häufig tropische Samen (*Mimosa scandens*, *Guilandina bonduc*, *Dolichos urens*) an die Küsten von Irland, der Hebriden und von Norwegen wirft. Seine nordöstliche Verlängerung trägt wohlthätig zu der minderen Kälte des Seewassers und des Klima's an dem nördlichsten Cap von Scandinavien bei. Wo der warme Golfstrom sich von der Bank von Neufundland gegen Osten wendet, sendet er unweit der Azoren einen Arm gegen Süden. Dort liegt das Sargasso-Meer, die große Fucus-Bank, welche so lebhaft die Einbildungskraft von Christoph Columbus beschäftigte und welche Oviedo die Tang-Wiesen (*Praderias de yerva*) nennt. Eine Unzahl kleiner Seethiere bewohnen diese ewig grünenden, von lauen Lüften hin und her bewegten Massen von *Fucus natans*, einer der verbreitetsten unter den geselligen Pflanzen des Meeres.

Das Gegenstück zu diesem, fast ganz der nördlichen Hemisphäre zugehörigen Strom im atlantischen Meeresthale zwischen Afrika, Amerika und Europa bildet eine Strömung in der Südsee, deren niedrige, auch auf das Klima des Littorals bemerkbar einwirkende Temperatur ich im Herbst 1802 zuerst aufgefunden habe. Sie bringt die kalten Wasser der hohen südlichen Breiten an die Küsten von Chili, folgt den Küsten dieses Landes und denen von Peru erst von Süden gegen Norden, dann (von der Bucht bei Arica an) von Südsüdost gegen Nordnordwest.

Mitten in der Tropengegend hat dieser kalte oceanische Strom zu gewissen Jahreszeiten nur 15°,6 (12½° R.), während daß die ruhenden Wasser außerhalb des Stromes eine Temperatur von 27°,5 und 28°,7 (22—23° R.) zeigen. Wo das Littoral von Südamerika, südlich von Payta, am meisten gegen Westen vorspringt, beugt der Strom sich plötzlich in derselben Richtung von dem Lande ab, von Osten gegen Westen gewandt: so daß man, weiter nach Norden schiffend, von dem kalten Wasser plötzlich in das warme gelangt.

Man weiß nicht, wie weit die oceanischen Ströme, warme und kalte, gegen den Meeresboden hin ihre Bewegung fortpflanzen. Die Ablenkung der süd-afrikanischen Strömung durch die, volle

70—80 Brassen tiefe Lagullasbank scheint eine solche Fortpflanzung zu erweisen. Sandbänke und Untiefen, außerhalb der Strömungen gelegen, sind mehrentheils, nach der Entdeckung des edlen Benjamin Franklin, durch die Kälte der Wasser erkennbar, welche auf denselben ruhen. Diese Erniedrigung der Temperatur scheint mir in dem Umstande gegründet, daß durch Fortpflanzung der Bewegung des Meeres tiefe Wasser an den Rändern der Bänke aufsteigen und sich mit den oberen vermischen. Mein verewigter Freund Sir Humphry Davy dagegen schrieb die Erscheinung, von der die Seefahrer oft für die Sicherheit der Schiffahrt praktischen Nutzen ziehen könnten, dem Herabsinken der an der Oberfläche nächtlich erkalteten Wassertheilchen zu. Diese bleiben der Oberfläche näher, weil die Sandbank sie hindert, in größere Tiefe herabzusinken. Das Thermometer ist durch Franklin in ein Senkblei umgewandelt. Auf den Untiefen entstehen häufig Nebel, da ihre kälteren Wasser den Dunst aus der Seeluft niederschlagen. Solche Nebel habe ich, im Süden von Jamaica und auch in der Südsee, den Umriß von Bänken scharf und fern erkennbar bezeichnen gesehen. Sie stellen sich dem Auge wie Luftbilder dar, in welchen sich die Gestaltungen des unterseeischen Bodens abspiegeln. Eine noch merkwürdigere Wirkung der wasser-erkältenden Untiefen ist die, daß sie, fast wie flache Korallen- oder Sandinseln, auch auf die höheren Luftschichten einen bemerkbaren Einfluß ausüben. Fern von allen Küsten, auf dem hohen Meere, bei sehr heiterer Luft, sieht man oft Wolken sich über die Punkte lagern, wo die Untiefen gelegen sind. Man kann dann, wie bei einem hohen Gebirge, bei einem isolirten Pic, ihre Richtung mit dem Compaß aufnehmen.

26. Regen zwischen den Wendekreisen.

(*L. F. Kämtz*, Vorlesungen über Meteorologie [1840] S. 165—169.)

Die Erscheinungen, welche der Regen in Betreff seiner Häufigkeit in den einzelnen Jahreszeiten zeigt, hängen so innig mit andern klimatischen Eigenthümlichkeiten zusammen, daß wir im Stande sind, die Erde darnach in verschiedene Regionen zu theilen. Wir wollen hier zunächst die Gegenden zwischen den Wendekreisen betrachten, weil sich hier eine weit größere Regelmäßigkeit zeigt, als bei uns.

Da, wo der Passat mit Regelmäßigkeit auf dem Meere weht, regnet es nicht, der Himmel ist stets heiter, zumal wenn die Sonne in der andern Halbkugel sich befindet. Nur in der Region der Calmen regnet es häufig; der aufsteigende Luftstrom reißt eine Menge Dämpfe mit sich in die Höhe, welche hier an der Grenze des oberen und unteren Passates condensirt werden. Die Sonne geht hier meistens bei heiterem Himmel auf, gegen Mittag zeigen sich einzelne Wolken, aus denen in kurzer Zeit ungeheure Wassermassen von heftigen Windstößen begleitet herabfallen, gegen Abend lösen sich die Wolken auf und die Sonne geht bei heiterem Himmel unter. So verlieren also die Luftmassen, welche sich in der Höhe nach beiden Polen bewegen, ihr Wasser größtentheils da, wo sie aufgestiegen sind, und hierin liegt wohl der Grund des Regenmangels da, wo in größerer Entfernung vom Aequator der Ostwind regelmäßig weht.

Auf dem Lande finden wir zwischen den Wendekreisen meistens in einem Theile des Jahres eine Störung in dem regelmäßigen Verlaufe der Passate, in Folge deren wir das Jahr dort in zwei Jahreszeiten theilen müssen, die trockene und die nasse: eine Eintheilung, welche die Europäer bei allen Bewohnern jener Gegenden getroffen haben, und welche um so charakteristischer ist, da oft Monate in der trockenen Jahreshälfte vergehen, ohne daß sich sogar eine Spur von Wolken zeigt.

Obgleich sich in Betreff dieses Verhaltens manche locale Verschiedenheiten zeigen, so finden wir doch eine große Uebereinstimmung im Laufe der Erscheinungen. Ohne daher dieselben in mehreren Tropengegenden zu betrachten, will ich hier den Gang so angeben, wie er von A. v. Humboldt beobachtet worden ist, um so mehr, da die von ihm gegebene Arbeit so vieles Licht über die Verhältnisse in unseren Gegenden verbreitet hat.

In demjenigen Theile Südamerikas, welcher nördlich vom Aequator liegt, ist der Himmel vom December bis zum Februar ungemein heiter, der Wind weht mit großer Regelmäßigkeit aus O oder ONO, dabei ist die Luft sehr trocken und die

Pflanzen haben ihre Blätter verloren. Gegen Ende des Februar und im Anfange des März ist das Blau des Himmels weniger tief, das Hygrometer zeigt größere Feuchtigkeit, die Bäume fangen an sich zu belauben; das helle Licht der Sterne wird zuweilen durch eine Nebelschicht verhüllt, und sie, die bis dahin ruhig waren, funkeln jetzt zuweilen bis in die Nähe des Zenithes. Der regelmäßige Wind wird weniger stark und oft von Windstillen unterbrochen. Nach und nach häufen sich gegen SSO Gebirgen ähnliche Wolken, die nicht selten den ganzen Himmel mit ungeheurer Schnelligkeit durchlaufen. Am Ende des März zeigen sich elektrische Explosionen am südlichen Himmel, dann geht der Wind wohl auf mehrere Stunden nach W und WSW, dabei nimmt die Luftelektricität zu, namentlich ist sie zur Zeit des Sonnenunterganges stark, und dieses ist ein sicheres Zeichen von der Nähe der nassen Jahreszeit, welche am Orinoco zu Ende Aprils beginnt. Der Himmel wird dann trübe und sein Blau verwandelt sich in ein gleichmäßiges Grau. Nachmittags, wenn die Wärme der Luft am größten ist, erhebt sich auf der Ebene ein Gewitter mit heftigem Regen. Anfänglich zeigen sich Bewölkung und Regen nur in den heißen Nachmittagsstunden und verschwinden gegen Abend; so wie jedoch die Jahreszeit weiter rückt, besonders dann, wenn die Sonne im Scheitel steht, fangen beide schon am Vormittage an, kehren aber gegen das Ende dieser Jahreszeit wieder in die Nachmittagsstunden zurück.

In vielen Gegenden ist die Nacht meistens heiter, in anderen regnet es auch während der Nacht, zuweilen sogar mehr als am Tage, doch scheint es, als ob Gebirgszüge wegen ihres Einflusses auf die Winde dazu am meisten beitragen. So fand dieses Boussingault auf den Höhen und in den Thälern der Anden, eben dieses sah Lyall in Madagascar, Roussin in Cayenne, und ähnliche, weniger umfassende Nachrichten sind uns von anderen Reisenden mitgetheilt worden.

Alle Phänomene deuten darauf, daß durch den aufsteigenden Luftstrom, welcher an dem Orte am stärksten ist, in dessen Scheitelpunkt sich die Sonne befindet, eine Störung im Gleichgewichte der Atmosphäre erzeugt wird; daher anfänglich nur ein Funkeln der Sterne, späterhin eine Veränderung in der Richtung der Winde. Durch die Verdunstung des am vorigen Tage gefallenen Wassers wird dieser Proceß längere Zeit unterhalten. Die Luft ist dann so feucht, daß selbst mitten in dem durch seine Trockenheit berüchtigten Afrika, Kleider, Schuhe und andere Gegenstände, welche nicht unmittelbar am Feuer stehen, feucht werden und die Einwohner sich in einer Art von Dampfbad befinden; eine Zeit, in welcher Fieber und andere Krankheiten in Menge entstehen. Eben so wie in Südamerika, so kündigt sich auch in Afrika die nasse Jahreszeit durch den Wechsel der Winde an.

Da diese Niederschläge von dem aufsteigenden Luftstrome abhängen, letztere aber mit der Sonne fortrückt, so findet eine ähnliche Fortrückung dieser Jahreszeit Statt. In Afrika z. B. beginnt die nasse Jahreszeit in der Nähe des Aequators schon im April; zwischen 10 Grad nördlicher Breite und dem Wendekreise, namentlich in den Gegenden, durch welche der Senegal fließt, dauert sie vom Anfange des Junius bis zum Anfange des November. Aehnlich ist es im Innern des Landes, wie dieses die Berichte von Mungo Park, Denham, Browne, Bruce u. a. beweisen. Eben so zeigen sich an der Westküste Amerikas in Panama die Regen schon im Anfange des März, dagegen in San Velas de California regnet es selten vor der Mitte des Junius. Da die Sonne durch den Scheitelpunkt jedes Ortes zwei Mal hindurchgeht, so finden wir, daß an Orten, welche in geringer Entfernung von den Wendekreisen liegen, die herabfallenden Wassermassen zwei Mal einen größten Werth erreichen; an denen aber, welche am Aequator liegen, sind die Zeiten des Durchganges durch den Scheitel durch ein größeres Intervall getrennt, und wir treffen daher daselbst meistens zwei nasse und zwei trockene Jahreszeiten.

Wie weit sich diese periodischen Regen nach Norden oder Süden erstrecken, ist noch nicht bekannt. In der Havannah auf Cuba und in Rio Janeiro zeigen sich schon stark hervortretende Uebergänge zu den Verhältnissen in höheren Breiten. In der Sahara scheint ihre Grenze in etwa 16 Grad nördlicher Breite zu liegen, doch erstreckt sie sich an den beiden diesen Erdtheil begrenzenden Meeren einige Grade weiter nach Norden.

Eben so, wie wir dieses früher von dem Verhalten der Winde kennen lernten, so zeigt uns auch der Wechsel der Jahreszeiten in Hindostan eine Abweichung von dem allgemeinen Gange der Witterung zwischen den Wendekreisen. Die Westküste dieser Halbinsel hat nämlich ihre nasse Jahreszeit während des SW-, die östliche während des NO-Moussons. Wenn nämlich der vom Meere kommende SW-Wind genöthigt wird, an der Bergkette der Ghats in die Höhe zu steigen, so werden die in die Höhe gerissenen Dämpfe hier condensirt, heftige Gewitterstürme zeigen sich dann fast täglich. Weiter im Lande fallen nur einzelne schwache

Regen, und an der Ostküste ist jetzt der Himmel heiter. Am heftigsten ist hier der Regen etwa im Julius. Dasselbe geschieht während des NO-Moussons an der Küste von Coromandel, nur ist hier das Gebirge weniger steil und daher die Regen nicht so bedeutend. Gleichzeitig ist dann der Himmel an der Westküste völlig heiter. Das Plateau von Dekan nimmt an den Jahreszeiten beider Küsten Theil, jedoch ist die herabfallende Wassermasse weit geringer als hier; die Vertheilung des Regens aber im Laufe des Jahres hängt von der Entfernung der einzelnen Orte von der Küste ab; je nachdem sie der Ost- oder Westküste näher liegen, richtet sich der Lauf der Witterung nach dem an diesen Küsten beobachteten; ja Orte in der Mitte der Halbinsel haben wohl zu allen Zeiten des Jahres einzelne Regen, oder sie zeigen zwei Maxima im Jahre.

Die Wassermenge, welche während der wenigen Monate der nassen Jahreszeit herabfällt, ist mehrfach größer als die bei uns im ganzen Jahr herabkommende. Wir können an den in der Nähe der Küste liegenden Orten 70 bis 120 Zoll jährlich annehmen. Bedenken wir dabei, daß dieses nur während weniger Monate geschieht, ja daß es auch in diesen meistens nur täglich einige Stunden regnet, dann fällt der Unterschied mit den bei uns beobachteten Verhältnissen lebhaft in die Augen. Die Tropfen bestehen aus großen Kugeln, welche dicht gedrängt und mit Heftigkeit auf dem Boden ankommen.

Wenn wir aber tiefer landeinwärts und bis zu bedeutenden Höhen gehen, dann nimmt die Regenmenge ab: so ist sie in Seringapatam in Hindostan und Bogota in Amerika kaum größer als in Deutschland.

27. Isochimenen und Isotheren.

(Dasselbe Buch, S. 208—210.)

Um eine Uebersicht über die klimatischen Verhältnisse zu erlangen, könnte man auf einer Charte diejenigen Orte verbinden, deren Temperatur in derselben Jahreszeit gleich wäre, so daß die so gezeichneten Linien ein Bild von der Wärmevertheilung der Erde gäben. Linien, welche auf diese Art gezeichnet, die Orte verbänden, deren Winterwärme gleich wäre, können wir I s o c h i m e n e n (ἴσος gleich, und χειμὼν der Winter) nennen, diejenigen aber, durch welche die Orte mit gleicher Sommertemperatur verbunden werden, können I s o t h e r e n (ἴσος gleich, und θέρος warm) heißen. Bis jetzt reichen die vorhandenen Thatsachen noch nicht aus, um diese Linien mit hinreichender Genauigkeit zu zeichnen, aber die vorhandenen Materialien zeigen bereits, daß beide Classen von Linien sehr bedeutend von den Linien abweichen, durch welche auf einer Charte die Orte von gleicher Polhöhe verbunden werden, denn im Winter senken sich diese Isochimenen mit Schnelligkeit nach Süden, wenn wir von der Westküste Europas ins Innere des Landes gehen, indem die östlich liegenden Orte weit kältere Winter haben, als die westlicher liegenden. Die Isotheren dagegen heben sich von der Westküste aus gegen Nordosten, und erst weiter im Festlande scheinen die Sommer bei einerlei Breite auch gleiche Temperatur zu haben. Etwas Aehnliches zeigt sich in Nordamerika, denn bei gleicher Breite haben die Orte westlich von den Aleghanis kältere Winter und etwas wärmere Sommer, als die an dem Meere liegenden Gegenden.

Daß Verhältnisse dieser Art auf das Leben der Pflanzen und Thiere vom größten Einflusse seien, ja zum Theil deren geographische Verbreitung bedingen, ist wohl von selbst einleuchtend, und einige wenige Bemerkungen mögen zum Beweise dieser Behauptung dienen. Viele Thiere, namentlich Vierfüßer, welche nicht so bedeutende Wanderungen machen können als die Vögel, fliehen sowohl große Wärme als Kälte, und namentlich ist ihnen die letztere zuwider. Wenn wir daher die nördlichsten Punkte, an denen diese Thiere sich zeigen, durch Linien verbinden, so fällt die so gebildete Grenze ihres Verbreitungsbezirkes sehr nahe mit den Isochimenen zusammen. Dieses zeigt sehr deutlich die von C. R i t t e r gezeichnete Charte über die Verbreitung der gezähmten und wilden Säugethiere in Europa. So gedeiht z. B. in Schweden das Elennthier noch in einer Breite von 65°, aber im Innern Sibiriens wird es kaum nördlich von 55° getroffen.

Eben so auffallend zeigen uns dieses die Pflanzen; aber bei Betrachtung dieser Verhältnisse müssen wir die perennirenden oder mehrjährigen von denen unterscheiden, welche sich im Laufe

eines Jahres aus Samen vollständig entwickeln und nach der Reife des Samens sterben. Perennirende Gewächse können der Kälte nur bis zu einem gewissen Grade Widerstand leisten, und sind sie zugleich so beschaffen, daß nur kurze Zeit zur Entwickelung der Blüthe und dem Reifen des Samens erforderlich ist, dann treffen wir sie an der Küste des atlantischen Meeres in sehr bedeutenden Breiten, während sie im Innern des Landes sich nur bis zu Punkten zeigen, welche weit südlicher liegen. So zeichnet sich das südliche England, namentlich die Gegend von Penzance, dadurch aus, daß mehrere Culturpflanzen, wie Myrthen, Camelien, Fuchsien und Buddlejen den ganzen Winter im Freien ausdauern können, während der Sommer freilich nicht immer genügt, um reife Früchte zu erzeugen, was bei diesen Pflanzen wegen ihrer Verbreitung durch Stecklinge auch weniger nöthig ist. Ganz dasselbe gilt vom Departement Finisterre in Frankreich. Eben dieses zeigen wildwachsende Pflanzen. So gedeiht die Buche *(Fagus sylvatica)* in Norwegen noch in der Breite von 59⁰, ihre Polargrenze liegt an der Westküste Schwedens in 58⁰, in Småland in 57⁰, und an der Ostküste in der Gegend von Calmar; in Litthauen liegt sie zwischen 54 bis 55⁰, in den Karpathen in etwa 49⁰, und in den Gebirgen der Krimm in etwa 45⁰. Die schöne Stechpalme *(Ilex aquifolium)*, welche in Norwegen und Schottland noch in bedeutenden Breiten vorkommt, ist in der Gegend von Berlin und Halle mehrmals im Winter erfroren. Völlig ähnliche Verhältnisse zeigen mehrere Arten von *Erica*, *Betula alnus*, *Populus nigra*, *Syringa vulgaris*, *Hedera helix*, *Viscum album*, *Berberis vulgaris*, *Vaccinium myrtillus* u. s. w. Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse von einjährigen Gewächsen, und unter diesen verdienen besonders die Getraidearten unsere Beachtung. Mögen die Winter kalt oder warm sein, sie haben wenig Einfluß darauf, wichtiger für sie ist die Temperatur derjenigen Periode, während welcher sie sich entwickeln; daher laufen ihre Polargrenzen nahe mit den Isotheren parallel. Im Innern von Norwegen und Lappland kann noch in einer Breite von 70⁰ Getraide gebaut werden, was an der Meeresküste erst mehrere Grade weiter südlich möglich ist. Aber weiter gegen Osten sinkt die Grenze nach Süden, und in Sibirien werden die Cerealien nicht mehr nördlich von 60⁰ gebaut. Eine völlig ähnliche Biegung zeigt uns die Polargrenze des Mais in Frankreich. An der Küste des atlantischen Meeres liegt sie südlich von Rochelle in 45⁰ 30′, berührt aber den Rhein zwischen Straßburg und Mannheim in etwa 49⁰ nördlicher Breite.

Selbst perennirende Culturgewächse, welche sich vor der strengen Kälte des Winters schützen lassen, aber zu ihrem Gedeihen warme Sommer verlangen, zeigen an der Westküste Europas eine von den Isotheren abhängige Gestalt ihrer Polargrenze. So kann der Wein im westlichen Frankreich nicht mehr nördlich von 47⁰ 30′ mit Vortheil gebaut werden, aber schon im Innern des Landes geht die Grenze bis 49⁰ und erreicht den Rhein nördlich von Koblenz in 50⁰ 20′. Dann aber hält sich diese Grenze in Deutschland sehr nahe in 51⁰ und scheint bedeutend nach Osten hin in dieser Polhöhe zu bleiben.

28. Isothermen.

(Dasselbe Buch. S. 224 — 227.)

Wenn wir auf einer Landcharte diejenigen Punkte mit einander verbinden, deren mittlere Temperatur gleich ist, so erhalten wir dadurch Linien, welche zuerst von Humboldt gezeichnet wurden, und denen er den Namen Isothermen gab. (Vom Griechischen ἴσος gleich und ϑερμὸς warm.) Da jedoch die Wärme der Orte desto geringer wird, je weiter wir uns über dem Meere erheben, so müssen wir die Temperaturen auf das Niveau des Meeres reduciren. Durch diese Arbeit, einen der wichtigsten Beiträge, welche wir je über einen Gegenstand der Meteorologie erhalten haben, lernten die Physiker das großartige der Gesetze der Wärmevertheilung kennen; seit der ersten Bekanntmachung dieser Arbeit ist die Zahl der Temperaturbestimmungen vielfach größer geworden; im Jahre 1831 versuchte ich es, eine neue Charte zu zeichnen, welche zwar im Allgemeinen mit der von Humboldt übereinstimmte, aber in einzelnen Punkten davon abwich. Die Thatsachen, welche ich seit

jener Zeit kennen gelernt habe, stimmen damit im Allgemeinen überein, und nur im Innern der Continente und im hohen Norden ist eine geringe Aenderung nöthig geworden. Ich will hier die Resultate dieser Untersuchung angeben:

1. Die Punkte, welche in jedem Meridiane die höchste Temperatur besitzen, scheinen nicht immer mit dem Aequator zusammenzufallen, sondern etwas von diesem entfernt zu sein.

2. Der terrestrische Aequator hat an den Küsten der Meere eine Temperatur von etwa 27½°; an den Westküsten der beiden großen Continente scheint diese Temperatur etwas geringer, weil kältere, von den Polen kommende Meeresströme durch ihre Kälte die Wärme dieser Gegenden etwas deprimiren. Im Innern der beiden Continente ist die Wärme des Aequators etwas höher als an den Küsten, es scheint die Regenmenge und die Bewölkung des Himmels geringer und dadureh die Einwirkung der Sonne mächtiger zu sein. Dieser Einfluß des Landes scheint in Amerika wegen der geringern Ausdehnung des Landes kleiner als in Afrika, wo über der großen Sandwüste eine ungeheure Erwärmung der Luft statt findet, welche dann ihren Einfluß auf die benachbarten Gegenden äußert. In Afrika scheint die Temperatur des Aequators die Größe von 29° zu erreichen oder noch zu übersteigen.

3. Die Isotherme von 25° durchschneidet die Westküste Amerikas etwas nördlich von Acapulco, läuft durch Vera-Cruz und nördlich von der Havannah (Temp. 25°,49) fort; etwas östlich von dem Meridiane der Havannah erreicht die Isotherme einen nach Norden convexen Scheitel und senkt sich gegen die Westküste Afrikas, welche sie etwa in der Mitte zwischen dem weißen Vorgebirge und der Mündung des Senegal (18 bis 19° nördlicher Breite) erreicht. Von hier hebt sie sich schnell gegen Norden, läuft durch den nördlichen Theil des rothen Meeres und in der Nähe von Abusheher am persischen Meerbusen (Breite 28° 15′, Temp. 25°,03) fort, und erreicht in dieser Gegend wahrscheinlich ihre größte Annäherung an den Pol. Denn weiter östlich senkt sie sich nach Süden und durchschneidet die Gruppe der Philippinen im nördlichen Theile der Insel Luzon in einer Breite von 16 bis 17°. (Manilla Breite 14° 36′, Temp. 25°,60.)

4. Die Isotherme von 20° durchschneidet die Westküste Amerikas etwa in der Mitte von Alt-Californien (Breite 28° bis 29°), hebt sich dann etwas nach Norden und läuft nahe dem Aequator parallel, bis sie die Ostküste Amerikas in Süd-Carolina in etwa 32° nördlicher Breite durchschneidet (Fort Johnston, Breite 34°, Temp. 19°,22; Cantonnement Jesup, Breite 31° 30′, Temp. 20°,12), sie senkt sich dann sehr wenig nach Süden und läuft südlich von Bermuda (Breite 32¼°, Temp. 19°,74) fort, indem sie zwischen Madera und Teneriffa fortgeht (Funchal auf Madera Temp. 19°,78, Sta. Cruz auf Teneriffa, Temp. 21°,72). In Afrika sich schnell gegen Norden hebend, geht sie in der Nähe von Algier und Tunis fort, scheint sich jedoch hier zugleich mit der Küste des Landes etwas nach Süden zu senken und zwischen Kreta (Breite 35° 29′, Temp. 17°,94) und Kairo (Breite 30° 3′, Temp. 22°,19) fortzugehen. Es scheint wahrscheinlich, daß sie sich im Innern Asiens wieder etwas hebt, jedoch senkt sie sich gegen die Ostküste dieses Landes etwas und durchschneidet letztere nördlich von Formosa.

5. Die Isotherme von 15° durchschneidet die Westküste Nordamerikas in der Gegend des Hafens von San Francisco in Neu-Californien und scheint von hier ziemlich genau nach Osten zu laufen, bis sie in dem Staate Delaware eine Breite von 37 bis 38° erreicht (Fort Savern, Breite 38° 58′, Temp. 13°,91; Chapel Hill, Breite 35° 54′, Temp. 15°,66; Nashville, Breite 36° 5′, Temp. 15°,43). Von hier hebt sie sich allmählig nach Norden und erreicht die Westküste Europas etwa an der Grenze von Spanien und Portugal (Lissabon, Breite 38° 43′, Temp. 16°,34), geht dann nördlich von Rom (Temp. 15° 48′) und durch den nördlichen Theil der Türkei fort. Die Ostküste Asiens erreicht diese Linie im südlichen Theile von Korea und Japan (Nangasaki, Breite 32° 45′, Temp. 16°,01).

6. Die Isotherme von 10° durchschneidet die Westküste Amerikas an der Mündung des Columbiaflusses (Fort George, Breite 46° 18′, Temp. 9°,29; Fort Vancouver, 45° 36′ Br., Temp. 10° 81), senkt sich dann nach Südosten und geht durch den nördlichen Theil des Staates Ohio und erreicht etwa bei Neu-York die Küste des atlantischen Meeres (Kingston, Neu-York, Breite 41° 55′, Temp. 9°,97; North-Salem, Breite 41° 20′, Temp. 10°,17). Hier am westlichen Ufer des atlantischen Meeres hat die Isotherme von 10° auffallend einen gegen den Aequator convexen Scheitel, schnell hebt sie sich gegen Europa und läuft in der Nähe von London fort (London, Breite 51° 31′, Temp. 9°,83; Dublin, Breite 53° 21′, Temp. 9°,56). Hier im westlichen Europa aber erreicht diese Isotherme ihren nach Norden convexen Scheitel, denn bei ihrem weiteren Verlaufe senkt sie sich nach Süden, geht durch Böhmen (Prag, Breite 50° 61′, Höhe 100 Toisen, Temp. 9°,97; Dresden, Breite 51° 3′, Höhe 60 Toisen, Temp. 8°,31) und den nördlichen Theil

des schwarzen Meeres (Nikolaïeff, Breite 46° 58', Temp. 9°,43; Sevastopol, Breite 44° 35', Temp. 11°,67). Die Ostküste Asiens durchschneidet diese Linie vielleicht im nördlichen Theile der japanischen Insel Nipon.

7. Die Isotherme von 5° durchschneidet die Westküste Amerikas nördlich von Neu-Archangelsk auf der Insel Sitcha (Breite 57°, Temp. 7°,09), jedoch scheint sie zu diesem Orte bereits aus einer südlichern Lage gekommen zu sein, da Iluluk auf der Insel Unalaschka in der Breite von 53° 53' nur eine Temperatur von 4°,03 hat. Schnell senkt sie sich gegen Südosten, durchschneidet den Michigan-See (Fort Brady, Breite 46° 39', Höhe 93 Toisen, Temp. 4°,89) und die Ostküste Amerikas im Staate Maine (Eastport, Breite 44° 54', Temp. 5°,43; Halifax, Breite 44° 44', Temp. 4°,77). Dann durch den südlichen Theil Neufundlands gehend, läuft sie nördlich von den Faröern fort und durchschneidet die Küste Norwegens etwa in der Gegend von Drontheim (Breite 63° 26', Temp. 4°,48). So wie sie über die scandinavischen Alpen gegangen ist, senkt sie sich nach Südosten, läuft nördlich von Christiania (Breite 59° 55', Temp. 5°,33) und Stockholm (Breite 59° 21', Temp. 5°,64), südlich von Moskau und Kasan fort, und erreicht die Küste Asiens etwa in der Mitte der Kurilenkette.

8. Die Isotherme von 0° senkt sich aus dem nordwestlichen Theile von Nordamerika gegen Südosten, scheint durch den südlichen Theil des Winipeg-Sees zu gehen und den südöstlichen Winkel von Labrador zu durchschneiden. Von hier schnell nach Nordosten aufsteigend, durchschneidet sie die Nordspitze Norwegens (Nord-Cap, Breite 71° 10, Länge 26° 1', Temp. 0°,07), senkt sich aber im Innern Lapplands schnell nach Süden, ja vielleicht der Bergkette parallel nach Südwesten (Enontekis, Breite 68° 30', Länge 20° 47', Höhe 226 Toisen, Temp. — 2°,86). Von hier läuft sie durch den nördlichen Theil des finnischen Meerbusens, (Uleo, Breite 65°, Temp. 0°,66), läuft nördlich von Kasan, Slatoust (Breite 55° 8', Höhe 185 Toisen, Temp. 0°,54) und Bernaul (Breite 53° 20', Höhe 61 Toisen, Temp. 1°,73) fort, hebt sich aber gegen die Ostküste Asiens hin nordöstlich und durchschneidet diese etwa in einer Breite von 56° in der Mitte von Kamtschatka (Petropaulowsk, Breite 53°, Temperatur 2°,04).

29. Verbreitung der Pflanzen und Thiere.

(*A. v. Humboldt*, Kosmos I. [1845] S 369—377.)

Seitdem ich in den Ansichten der Natur die Allbelebtheit der Erdoberfläche, die Verbreitung der organischen Formen nach Maßgabe der Tiefe und Höhe geschildert habe, ist unsere Kenntniß auch in dieser Richtung durch Ehrenberg's glänzende Entdeckungen „über das Verhalten des kleinsten Lebens in dem Weltmeere wie in dem Eise der Polarländer“ auf eine überraschende Weise, und zwar nicht durch combinatorische Schlüsse, sondern auf dem Wege genauer Beobachtung, vermehrt worden. Die Lebenssphäre, man möchte sagen der Horizont des Lebens, hat sich vor unseren Augen erweitert. »Es gibt nicht nur ein unsichtbar kleines, mikroskopisches, ununterbrochen thätiges Leben in der Nähe beider Pole, da wo längst das größere nicht mehr gedeiht; die mikroskopischen Lebensformen des Südpol-Meeres, auf der antarktischen Reise des Capitain James Roß gesammelt, enthalten sogar einen ganz besonderen Reichthum bisher ganz unbekannter, oft sehr zierlicher Bildungen. Selbst im Rückstande des geschmolzenen, in rundlichen Stücken umherschwimmenden Eises, unter einer Breite von 78° 10', wurden über fünfzig Arten kieselschaliger Polygastren, ja Coscinodisken, mit ihren grünen Ovarien, also sicher lebend und gegen die Extreme strenger Kälte glücklich ankämpfend, gefunden. In dem Golf des Erebus wurden mit dem Senkblei in 1242 bis 1620 Fuß Tiefe 68 kieselschalige Polygastren und Phytolitharien, und mit ihnen nur eine einzige kalkschalige Polythalamia heraufgezogen.“

Die bisher beobachteten oceanischen mikroskopischen Formen sind in weit überwiegender Menge die kieselschaligen, obgleich die Analyse des Meerwassers die Kieselerde nicht als wesentlichen Bestandtheil zeigt (und dieselbe wohl nur als schwebend gedacht werden kann). Der Ocean ist aber nicht bloß an einzelnen Puncten und in Binnenmeeren, oder den Küsten nahe, mit unsichtbaren, d. h. von nichtbewaffneten Augen ungesehenen Lebens-Atomen dicht bevölkert; man kann auch nach den von Schayer auf seiner Rückreise aus Van Diemens Land geschöpften Wasser-

proben (südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung in 57° Breite, wie mitten unter den Wendekreisen im atlantischen Meere) für erwiesen annehmen, daß der Ocean in seinem gewöhnlichen Zustande, ohne besondere Färbung, ohne fragmentarisch schwimmende, den Oscillatorien unserer süßen Wasser ähnliche Filze kieselschaliger Fäden der Gattung Chaetoceros, bei klarster Durchsichtigkeit zahlreiche mikroskopische selbständige Organismen enthalte. Einige Polygastren von den Cockburn-Inseln, mit Pinguin-Excrementen und Sand gemengt, scheinen über die ganze Erde verbreitet, andere sind beiden Polen gemeinsam.

Es herrscht demnach, und die neuesten Beobachtungen bestätigen diese Ansicht, in der ewigen Nacht der oceanischen Tiefen vorzugsweise das Thierleben, während auf den Continenten, des periodischen Reizes der Sonnenstrahlen bedürftig, das Pflanzenleben am meisten verbreitet ist. Der Masse nach überwiegt im allgemeinen der vegetabilische Organimus bei weitem den thierischen auf der Erde. Was ist die Zahl großer Cetaceen und Pachydermen gegen das Volum dichtgedrängter riesenmäßiger Baumstämme von 8—12 Fuß Durchmesser in dem einzigen Waldraum, welcher die Tropenzone von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenfluß und dem Rio da Madeira füllt! Wenn auch der Charakter der verschiedenen Erdräume von allen äußern Erscheinungen zugleich abhängt; wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft; ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck der stets sich erneuernden Kraft mit einander gepaart. In dem Thierreiche (und auch diese Betrachtung ist das Resultat von Ehrenberg's Entdeckungen) ist es gerade das Leben, das man das kleinste im Raume zu nennen pflegt, welches durch seine Selbsttheilung und rasche Vermehrung die wunderbarsten Massenverhältnisse darbietet. Die kleinsten der Infusorien, die Monadinen, erreichen nur einen Durchmesser von $^1/_{3000}$ einer Linie, und doch bilden die kieselschaligen Organismen in feuchten Gegenden unterirdische belebte Schichten von der Dicke mehrerer Lachter.

Der Eindruck der Allbelebtheit der Natur, anregend und wohlthätig dem fühlenden Menschen, gehört jeder Zone an; am mächtigsten wird er gegen den Aequator hin, in der eigentlichen Zone der Palmen, der Bambusen und der baumartigen Farn, da, wo von dem mollusken- und korallenreichen Meeresufer der Boden sich bis zur ewigen Schneegrenze erhebt. Die Ortsverhältnisse der Pflanzen und Thiere umfassen fast alle Höhen und Tiefen. Organische Gebilde steigen in das Innere der Erde herab; nicht bloß da, wo durch den Fleiß des Bergmanns große Weitungen entstanden sind, auch in natürlichen Höhlen, die zum ersten male durch Sprengarbeit geöffnet wurden, und in die nur meteorische Tagewasser auf Spalten eindringen konnten, habe ich schneeweiße Stalaktitenwände mit dem zarten Geflechte einer *Usnea* bedeckt gefunden. Podurellen dringen in die Eisröhren der Gletscher am Monte Rosa, im Grindelwald und dem Oberen Aargletscher; *Chionaea araneoides*, von Dalman beschrieben, und die mikroskopische *Discerea nivalis* (einst *Protococcus*) leben im Schnee der Polarländer wie in dem unserer hohen Gebirge. Das Rothwerden des alten Schnees war schon dem Aristoteles, wahrscheinlich in den macedonischen Gebirgen, bekannt geworden. Während auf hohen Gipfeln der Schweizeralpen nur Lecideen, Parmelien und Umbilicarien das von Schnee entblößte Gestein farbig, aber sparsam überziehen, blühen noch vereinzelt in der Tropengegend der Andeskette in 14000 und 14400 Fuß Höhe schöne Phanerogamen, das wollige *Culcitium rufescens*, *Sida pichinchensis* und *Saxifraga Boussingaulti*. Heiße Quellen enthalten kleine Insecten (*Hydroporus thermalis*), Galionellen, Oscillatorien und Conferven; sie tränken selbst die Wurzelfasern phanerogamischer Gewächse. Wie Erde, Luft und Wasser bei den verschiedensten Temperaturen belebt sind, so ist es auch das Innere der verschiedensten Theile der Thierkörper. Es gibt Blutthiere in den Fröschen wie im Lachse; nach Nordmann sind oft alle Flüssigkeiten der Fischaugen mit einem Saugwurme (*Diplostomum*) gefüllt: ja in den Kiemen des Bleies lebt das wundersame Doppelthier (*Diplozoon paradoxum*), welches der eben genannte Naturforscher entdeckt hat, ein Thier kreuzförmig verwachsen, mit zwei Köpfen und zwei Schwanzenden versehen.

Wenn auch die Existenz von sogenannten Meteor-Infusorien mehr als zweifelhaft ist, so darf doch die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daß, wie Fichtenblüthenstaub jährlich aus der Atmosphäre herabfällt, auch kleine Infusionsthiere, mit dem Wasserdampf passiv gehoben, eine Zeit lang in den Luftschichten schweben können.

Dieser Umstand ist bei dem uralten Zwiste über eine mutterlose Zeugung *(generatio spontanea)* in ernste Betrachtung zu nehmen: um so mehr als Ehrenberg, wie schon oben bemerkt, entdeckt hat, daß der nebelartig die Luft trübende Staubregen, welchem Seefahrer häufig in der Nähe der capverdischen Inseln und bis in 380 Seemeilen Entfernung von der afrikanischen Küste ausgesezt sind, Reste von 18 Arten kieselschaliger polygastrischer Thierchen enthält.

Die Fülle der Organismen, deren räumliche Vertheilung die Geographie der Pflanzen und Thiere verfolgt, wird entweder nach der Verschiedenheit und relativen Zahl der Bildungstypen, also nach der Gestaltung der vorhandenen Gattungen und Arten, oder nach der Zahl der Individuen betrachtet, welche auf einem gegebenen Flächenraume einer jeden Art zukommt. Bei den Pflanzen wie bei den Thieren ist es ein wichtiger Unterschied ihrer Lebensweise, ob sie isolirt (vereinzelt) oder gesellig lebend gefunden werden. Die Arten, welche ich gesellige Pflanzen genannt habe, bedecken einförmig große Strecken. Dahin gehören viele Tang-Arten des Meeres, Cladonien und Moose in den öden Flachländern des nördlichen Asiens, Gräser und orgelartig aufstrebende Cacteen, Avicennia und Manglesträucher in der Tropenwelt, Wälder von Coniferen und Birken in den baltischen und sibirischen Ebnen. Diese Art der geographischen Vertheilung bestimmt, neben der individuellen Form der Pflanzengestalt, neben ihrer Größe, Blatt- und Blüthenform, hauptsächlich den physiognomischen Charakter einer Gegend. Das bewegliche Bild des Thierlebens, so mannigfaltig und reizend, so mehr angeeignet es unseren Gefühlen der Zuneigung oder des Abscheues ist, bleibt fast demselben fremd, wirkt wenigstens minder mächtig auf ihn. Die ackerbauenden Völker vermehren künstlich die Herrschaft geselliger Pflanzen, und so an vielen Punkten der gemäßigten und nördlichen Zone den Anblick der Einförmigkeit der Natur; auch bereiten sie wildwachsenden Pflanzen den Untergang, und siedeln andere, die dem Menschen auf fernen Wanderungen folgen, absichtlos an. Die üppige Zone der Tropenwelt widersteht kräftiger diesen gewaltsamen Umwandlungen der Schöpfung.

Beobachter, welche in kurzer Zeit große Landstrecken durchzogen, Gebirgsgruppen bestiegen hatten, in denen die Klimate schichtenweise über einander gelagert sind, mußten sich früh angeregt fühlen von einer gesetzmäßigen Vertheilung der Pflanzenformen. Sie sammelten rohe Materialien für eine Wissenschaft, deren Name noch nicht ausgesprochen war. Dieselben Zonen (Regionen) der Gewächse, welche als Jüngling der Cardinal Bembo am Abhange des Aetna im sechzehnten Jahrhundert beschrieb, fand Tournefort am Ararat wieder. Er verglich scharfsinnig die Alpenflor mit der Flor der Ebenen unter verschiedenen Breiten; er bemerkte zuerst, daß die Erhöhung des Bodens über dem Meeresspiegel auf die Vertheilung der Gewächse wirke, wie die Entfernung vom Pole im Flachlande. Menzel in einer unedirten Flora von Japan sprach zufällig den Namen der Geographie der Pflanzen aus. Dieser Name findet sich wieder in den phantastischen, aber anmuthigen Studien der Natur von Bernardin de St. Pierre. Eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hat erst angefangen, als man die Geographie der Pflanzen mit der Lehre von der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper in innige Verbindung brachte, als man die Gewächse nach natürlichen Familien ordnen, und so numerisch unterscheiden konnte, welche Formen vom Aequator gegen die Pole ab- oder zunehmen, in welchem Zahlenverhältniß in verschiedenen Erdstrichen jede Familie zu der ganzen daselbst wachsenden Masse der Phanerogamen stehe. Es ist ein glücklicher Umstand meines Lebens gewesen, daß zu der Zeit, in welcher ich mich fast ausschließend mit Botanik beschäftigte, meine Studien, durch den Anblick einer großartigen, klimatisch contrastirten Natur begünstigt, sich auf die eben genannten Gegenstände der Untersuchung richten konnten.

Die geographische Verbreitung der Thierformen, über welche Buffon zuerst allgemeine und großentheils sehr richtige Ansichten aufgestellt, hat in neueren Zeiten aus den Fortschritten der Pflanzengeographie mannigfaltigen Nutzen gezogen. Die Krümmungen der Isothermen, besonders die der Isochimenen, offenbaren sich in den Grenzen, welche gewisse Pflanzen- und nicht weit wandernde Thierarten gegen die Pole zu, wie gegen den Gipfel schneebedeckter Gebirge, selten übersteigen. Das Elennthier z. B. lebt in der skandinavischen Halbinsel fast zehn Grad nördlicher als im Innern von Sibirien, wo die Linie gleicher Winterwärme so auffallend concav wird. Pflanzen wandern im Ei. Der Saamen vieler ist mit eigenen Organen zur weiten Luftreise versehen. Einmal angewurzelt, sind sie abhängiger vom Boden und von der Temperatur der Luftschicht, welche sie umgibt. Thiere erweitern nach Willkühr ihren Verbreitungsbezirk von dem Aequator gegen die Pole hin: da vorzüglich, wo die Isotheren sich wölben und heiße Sommer auf eine strenge Winterkälte folgen. Der Königstiger, von dem ostindischen gar

nicht verschieden, streift jeden Sommer im nördlichen Asien bis in die Breite von Berlin und Hamburg, wie Ehrenberg und ich an einem anderen Orte entwickelt haben.

Die Gruppirung oder Association der Gewächsarten, welche wir Floren (Vegetationsgebiete) zu nennen gewohnt sind, scheint mir, nach dem, was ich von der Erde gesehen, keineswegs das Vorherrschen einzelner Familien so zu offenbaren, daß man berechtigt sein könnte, Reiche der Umbellaten, Solidago-Arten, Labiaten oder Scitamineen geographisch aufzustellen. Meine individuelle Ansicht bleibt in diesem Punkte abweichend von der Ansicht mehrerer der ausgezeichnetsten und mir befreundeten Botaniker Deutschlands. Der Charakter der Floren in den Hochländern von Mexico, Neu-Granada und Quito, vom europäischen Rußland und von Nord-Asien liegt, wie ich glaube, nicht in der relativ größern Zahl der Arten, welche eine oder zwei natürliche Familien bilden; er liegt in den viel complicirteren Verhältnissen des Zusammenlebens vieler Familien und der relativen Zahlenwerthe ihrer Arten. In einem Wiesen- und Steppenlande herrschen allerdings die Gramineen und Cyperaceen, in unsern nördlichen Wäldern die Zapfenbäume, Cupuliferen und Betulineen vor; aber dieses Vorherrschen der Formen ist nur scheinbar, und täuschend wegen des Anblickes, den gesellige Pflanzen gewähren. Der Norden von Europa und Sibirien in der Zone nördlich vom Altai verdienen wohl nicht mehr den Namen eines Reichs der Gramineen oder der Coniferen als die endlosen Llanos zwischen dem Orinoco und der Bergkette von Caracas oder als die Fichtenwaldungen von Mexico. In dem Zusammenleben der Formen, die sich theilweise ersetzen, in ihrer relativen Gruppirung liegt der Gesammteindruck von Fülle und Mannigfaltigkeit oder von Armuth und Einförmigkeit der vegetabilischen Natur.

30. Vorderindien.

(*K. Ritter*, Erdkunde von Asien Bd. IV, I. Abth. [1835] S. 421–433.)

Unter den Dwipas, oder Halbeilanden der indischen Erdwelt, der Padma (s. Einleitung Asien Bd. I. S. 6, Bd. III. S. 896) nimmt Vorder-Indien, als einfaches Lotosblatt die mittlere Stellung zwischen den übrigen ein, dessen breite Wurzel am Fruchtboden des erhabenen, schneereichen Meru haftet, und von ihm seinen Honigseim, seine Befruchtung, seine Bewässerung, durch die beiden großen Stromsysteme Indus und Ganges erhält, indeß Dekan (Dakschinapathas im Sanskr., d. h, der Weg nach Süden oder die südliche Landschaft daher Δαχιναβάδης bei Arrian), die gegen den Süden gerichtete Spitze dieses kolossalen Gewächses, vom Ocean gebadet, mit dem zugehörigen Vorlande Ceylon, bis auf wenige Grade sich gegen den Erdgleicher hin, ausbreitet. Es verknüpft daher das Halbinselland Vorder-Indiens durch seine plastischen Gestaltungen die Erscheinungen der Tropenwelt mit denen der Polarwelt, welche letztere hier auf der großen absoluten Höhe der Himalaya-Ketten (unter 30° N. Br.), durch die verticale Erhebung des Bodens, von mehr als 20,000 Fuß über dem Meeresspiegel, in ihren wesentlichsten Erscheinungen dem Aequator um mehr als dreißig Breitengrade näher gerückt ist, indeß die erstere, die Tropenwelt, welche hier mit dem centralen, trocknen, dürren, sonnengebrannten, äthiopischen Afrika zwar in gleichen Parallelen liegt, doch keineswegs eine Unnahbarkeit wie dort bedingt, sondern vielmehr durch Wasserumgebung, Küstenströmung, Windsysteme, Thalbildungen und Berghöhen gekühlt und umfächelt, in allen Theilen und Verhältnissen gemildert und seit Jahrtausenden für die Völker und ihre Culturen zugänglich erscheint.

Daß dieses Vorderindien unter den reichsten Gliederungen des Erdtheiles die Mitte der tropischen Ostgruppe der Halbinseln Süd-Asiens einnimmt, und daß schon durch diese Weltstellung gegen die hinterindischen Völker im Osten und die Araber im maritimen Westen, sein Culturcharakter für den Entwicklungsgang der Menschengeschichte im Orient bedingt ward, wie der von Italien zwischen Griechenland im Osten und Hesperien im Westen, im Occident, ist schon früher dargelegt (s. Asien Bd. I. Einl. S. 63—65). Wie aber dieser indische Süden Asiens, durch seine Gebirgsland-

schaften in seinem Norden, sammt den Quellgebieten der obern Stufenländer des Ganges und Indus, mit dem centralen Asien auf das mannigfaltigste verknüpft ward, durch Natur- und Völkerverhältnisse, ist umständlich in den Untersuchungen über den Südrand Hochasiens und das Bergsystem des Himalaya nachgewiesen worden (s. Asien Bd. II. S. 407—1203 und Bd. IV. S. 1—399). Hier bleibt daher nur noch die Betrachtung des vorderindischen Tieflandes und der Stufenländer, welche dieses mit jenem Hochlande, durch die Stromsysteme des mittleren und untern Indus und Ganges in Verbindung setzen, übrig (s. Asien Bd. I. Einl. S. 59, 69), so wie die nähere Untersuchung des gesonderten, insularischen Hochlandes von Dekan (s. ebend. S. 62) mit seinen nächsten Gestadeumgebungen. Doch vorher ein Ueberblick über den Umfang und Zusammenhang des Ganzen.

Jener merkwürdigen Weltstellung Vorder-Indiens entspricht die bedeutende Ausbreitung des Flächenraumes, den es zwischen 5° bis 35° N. B. und 85° bis 110° O. L. v. Ferro einnimmt, zu welchem man von außen, von zwei Seiten her, nur über weite Meeresflächen schiffen, oder zu Lande ebenfalls nur von zwei Seiten, von NO und NW, nach sehr beschwerlicher Uebersteigung hoher Gebirgsketten vordringen kann, welche die südlichen und östlichen Randgebirge der Plateaulandschaften Tübets und Irans bilden, von denen das nördliche Vorder-Indien natürlich begrenzt wird. In dieser Ausdehnung, mit dem Gebirgslande des Himalayasystemes, welches die wasserreichen Quellarme der indischen Hauptströme überall zahlreich durchbrechen, gleicht die Halbinsel Vorderindiens der geometrischen Figur nach, wie der große W. Jones in seiner berühmten Rede über die Hindus bei der Eröffnung der Societät der Wissenschaften in Calcutta schon im Jahre 1786 aussprach, ungefähr einem Trapeze, oder einem verschobenen Rhombus, der zur vergleichenden Uebersicht leicht in zwei fast gleichschenklig Dreiecke sich zerfällen läßt, wenn man vermittelst ihrer gemeinsamen Grundlinie, zwischen Indus- und Ganges-Mündung, die ganze Breite Hindostans von W nach O durchschneidet, eine sehr große Ausdehnung von 330 geogr. Meilen, gleich der in Europa zwischen Bayonne und Konstantinopel.

Die beiden dadurch gebildeten Triangelländer ragen mit ihren spitzen Winkeln gegen Nord bis Ladakh am obern Indus (unter 34° 9' N.Br.), und gegen Süden bis zum Cap Kumari, oder Comorin der Europäer (unter 8° 4' N.Br.) vor; sie breiten sich nach entgegengesetzten Richtungen von der gemeinsamen Basis auf eine ähnliche Weise aus, als die continentalen und maritimen Hälften der indischen Landschaft im Norden und Süden. Die Höhe dieses großen, nördlichen Triangels, der Nord-Indien bildet, ist nur etwas geringer als die des südlichen, der den Süden Indiens, oder die eigentliche Halbinsel Dekan ausmacht. Die gerade Entfernung von Ladakh, über Agra, bis zum Narmada, oder Nerbudastrome der Europäer beträgt 170 geogr. Meilen; von da an würde man aber noch 225 geogr. Meilen zu durchschneiden haben, um auf dem kürzesten Wege bis zum Cap Comorin zu gelangen. Die gesammte Höhe beider, oder die ganze Ausdehnung Indiens, vom äußersten Süden bis zum äußersten bekannt gewordenen Nordende am Indusstrome, wäre demnach gegen 400 geogr. Meilen, doppelt so weit, als von Odessa bis St. Petersburg, gleichweit wie von Bordeaux bis Moskau, oder von Neapel bis Archangel. Es sind Entfernungen, die man sich auf Generalkarten von Asien, weil sie gewöhnlich dieselbe Größe europäischer Generalkarten haben, nie groß genug zu denken pflegt, da Asien, als Flächenraum, immer als das fünffache von Europa betrachtet werden muß. Die Schenkel des südlichen Triangels streichen von dem gemeinsamen Winkelpunkte am Cap Comorin gegen NW und NO, als Küstenlinie von Malabar und Koromandel bis zum zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Breitenparallel, innerhalb dessen der Nerbuda, der gefeierte Scheidestrom des Südens und Nordens der indischen Welt, wirklich seinen sonderbaren, wenig gekrümmten, fast allen andern Stromsystemen der Halbinsel widersinnigen Lauf von Ost gegen West gewinnt. Das große Triangelland des nördlichen Indiens ist etwas gegen den NW verschoben, und weniger regulär in seinen Dimensionen; in seinen beiden Schenkeln liegen das Indisch-Persische Grenzgebirge, dessen Richtung der begleitende Induslauf von NO gegen SW bezeichnet, und der große Gebirgswall des Himalaya von NW gegen SO, dessen vorliegende Ebenen der Gangesstrom in gleicher Direction durchfluthet. In der nördlichsten Höhe dieses aufsteigenden Triangels liegen die Hauptquellen der vier großen Ströme Indiens, des Indus, Satadru, Ganges und Brahmaputra, die von da aus ihren Wassersegen in weite Fernen spenden.

Staatliche Bibliothek Passau

In den großen Flächenraum Indiens haben sich diese beiden Triangelländer fast gleichartig getheilt, doch ist das nördliche um einige tausend Quadratmeilen seinem Areale nach größer. Das Dreieck im Norden des Nerbuda hält an 34,775, das im Süden desselben 30,220 geogr. Quadratmeilen; beide zusammen, nach einer runden Summe an 65,000 Quadratmeilen, also die Hälfte der Oberfläche Europas, wenn man von diesem die scandinavische Halbinsel abschneidet, und die Inseln Europas nicht mit in Rechnung bringt; oder etwas weniger als die Oberfläche des russischen Europas. In das Dreieck von Nord-Indien würde man dreimal die ganze östreichische Monarchie eintragen können; in das Dreieck von Dekan dreimal die Größe von Frankreich.

Die Küstenumschiffung der Halbinsel, von Vorgebirge zu Vorgebirge, allen Krümmungen folgend, wie sie Nearch, Alexanders Admiral, in der Kindheit der Schifffahrt im Westen, von der Indusmündung bei der Heimreise noch zu thun genöthigt war, würde eine sehr mühsame Arbeit, der langsamen Küstenbeschiffung Afrikas durch die Portugiesen ähnlich sein; denn von der Indusmündung bis zum Cap Comorin zieht eine Gestadelinie von 430, und von da, durch den Golf von Manar oder die Ceylonstraße nordwärts, zurück bis in den innersten Winkel des bengalischen Golfes zur Gangesmündung der Sunderbunds, eine fast gleich große Küstenkrümmung von 420 geogr. Meilen hin, auf welcher ohne nautische Kenntniß der Strömungen und Winde große Kämpfe zu bestehen sein würden. Die continentalen Nordgrenzen zu umschreiten, würde aber längs der Asameson-, Bhutaner-, Tübeter-, Nepalesen- und Chinesengrenze, wie durch die Gebiete der Seiks und Afghanen, oder Ost-Irans, wegen der schwer zu durchwandernden Hochgebirge unmöglich sein. Die Schenkel des nördlichen Triangellandes werden von hohen Gebirgsketten und wildem Hochgebirgslande durchzogen, die Mitte desselben aber von weiten tiefliegenden Niederungen und Ebenen erfüllt; ganz entgegen der Beschaffenheit des südlichen Dreiecks, in dessen Schenkel nur schmale, aber tiefe, niedrige, flache Küstenstriche liegen, schmale Meeressäume, das Littorale Indiens, dessen Mitte dagegen von hohen Gebirgsketten und dem erhabenen Tafellande Dekans erfüllt ist.

Der Norden und Süden Hindostans zeigen also nicht bloß astronomische Unterschiede in ihren Breitenabständen von dem Aequator oder in ihren Polhöhen, also verschiedene Erscheinungen zum Sonnenlauf, dem astronomischen Klima u. a. m. sondern sie bilden in der plastischen Gestaltung ihrer Oberflächen, in ihren Erhebungen und Vertiefungen, nach verticalen Dimensionen, die für alle physikalischen und historischen Verhältnisse der Länder so unendlich einflußreich sind, vollkommene Gegensätze.

Nehmen wir zu diesem merkwürdigen Contraste, der aus den verticalen Gliederungen seiner Oberflächen hervorgeht, hinzu, daß die Halbinsel Dekans durch ihre Ost- und Westgestade, unter verschiedenen Meridianen, auch auf ganz verschiedene Meerestheile angewiesen ist, auf das bengalische oder hinterindische und das persisch-arabische oder vorderindische Meer, die von ganz verschiedenen Strömungen und Wind-Systemen in Bewegung gesetzt, auch verschiedene Productionen, Lüfte, Gewässer und Völker herbeiführen, verschiedene Nautik erheischen, und daher ganz verschiedenen Weltverkehr der Seefahrer bedingen, den der europäischen, afrikanischen oder arabischen Nationen im Westen, den der malayischen, chinesischen, australischen, amerikanischen im Osten, daß aber die höchst beschwerlichen Gebirgspässe aus dem Tieflande Nordindiens gegen NO überstiegen, nach Hoch-Tübet und China, die gegen Nord nach Turkestan und Bochara, gegen NW nach Hoch-Iran, also ebenfalls zu den verschiedensten continentalen Hochländern Inner-Asiens führen, in ganz entgegengesetzte historische Welten, West- und Ostasiens, deren Vermittelung allein durch das Land Nord-Hindostans möglich ist, so haben wir im Umrisse uns den ganzen Reichthum der Verhältnisse Indiens vergegenwärtigt, der aus seiner individuellen Lage, seiner Weltstellung, als Theil der Planetenrinde gegen alle andern deutlich genug hervortritt. Wir wiederholen es hier, was schon anderwärts ausgesprochen wurde (Berlin. historischer Kalender 1829. S. 97), kein anderes Land der ganzen Erde ist in dieser Beziehung seiner Stellung zu einer Mannigfaltigkeit von physikalisch und historisch verschiedenen Welten des Erdballs, der Naturproducte, der Völkergruppen und des Menschenverkehrs reichlicher bedacht, und nur West-Europa steht ihm darin in mancher Hinsicht gleich.

Daß ein Ländergebiet von dem halben Umfange Europas auch den größten Wechsel von Gestaltungen seiner Oberflächen darbieten werde, ließ sich mit Wahrscheinlichkeit zum Voraus vermuthen,

da nur wenige, minder begünstigte Erdräume mit einem Einerlei von Oberflächen bedeckt sind. Seit den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt, in denen Reisende die indischen Landschaften durchzogen, schilderten sie diese labyrinthischen Wechsel von Bergen und Thälern, von Fruchtebenen, reichbevölkerten Provinzen, von Wüsten und Wäldern, von Stromgebieten und Küstenstrecken, ein jeder von seinem beschränkten Standpuncte aus, von dem er in diese neue Welt oft nur einen Blick hinein gethan, und so blieb es Jahrhunderte hindurch sehr schwierig, ja unmöglich, sich aus dieser Mannigfaltigkeit unzusammenhängender Daten eine richtige Vorstellung des ganzen Ländergebietes zu verschaffen. Diese verdanken wir erst den astronomischen Bestimmungen der neuesten Zeit, den Meridianmessungen, den Küsten- und Provinzenaufnahmen der Britten in Indien, und ihren seit ein paar Jahrzehenden sehr eifrig angestellten Höhenmessungen, geognostisch-botanischen und klimatischen Beobachtungen, wodurch erst die Naturbeschaffenheit, zumal das wahre Relief des Landes zu unserer Kunde gekommen und in die Karte von Hindostan eingetragen ist.

Von der mächtigsten Erhebung, dem Gebirgslande des Himalaya-Systemes, welches mit seinen Staunen erregenden Massen und dem Wunderreichthum seiner Erscheinungen den Norden Hindostans umsäumt, und als Randgebirge des centralen Plateau's gegen Hindostan einen Raum von wenigstens 12,000 Quadratmeilen überdeckt, ist früher nach den Abtheilungen der Mittelgruppe, der Ost- und der West-Gruppen, hinlänglich die Rede gewesen. Aber auch im Westen des Industromes streichen von NNO gegen SSW ebenfalls bedeutende Gebirgsketten, die Soliman-Gebirge, als Naturgrenzen von Hindostan vorüber; sie bilden aber das östliche Randgebirge des hohen Tafellandes von Ost-Persien, oder des Theiles von Iran, der von den Afghanen beherrscht und bevölkert ist. Sie sind anderer Natur wie jenes Gebirgsland des Himalaya, sie gehören nicht mehr zu Hindostan, sie senden ihm keine Thäler und Ströme zu, sie bilden nur dessen öden, klippigen und felsigen, westlichen Grenzwall, der seine genauere Betrachtung erst im Zusammenhange mit dem Plateau von Iran erhalten kann.

Die zweite größte Massenerhebung Hindostans ist aber das Tafelland von Dekan, oder das Plateauland der südlichen Halbinsel; es wird nicht durch bloße langgedehnte, wenn auch noch so beschwerlich zu ersteigende Gebirgszüge gebildet, deren bedeutendste die Ghats im Westen sind, sondern es dehnt sich in fast eben so großer Breite als Länge durch die weite Mitte der Halbinsel aus, als aufsteigendes Tafelland, oder als erhabene Berglandschaft, die wirklich mit weiten Hochebenen überzogen ist, oder von Hügel- und Berg-Landschaften überdeckt, deren Basis aber schon auf ihrer gemeinsamen Erhebung ruhet. Nicht die Riesenhöhe dieser Bergflächen und Berggipfel gibt dieser Naturform ihren wesentlichen Charakter, wodurch das tübetische Hochland und der Himalaya so ausgezeichnet sind, sondern die mäßige, jedoch geschlossene Gesammterhebung ihres weiten und breiten Gebietes, ohne zwischenliegende Tiefthäler, über den Spiegel der Meeresfläche zu beiden Seiten, wodurch ihr breiter Rücken einer erhabenen Insel gleich wird, die sich überall um einige tausend Fuß höher als ihre Umgebungen in eine kühlere Region emporhebt. In dieser emporgehobenen Plateaugestalt mit der mannigfaltigsten Oberflächenbildung breitet sich dieser Theil des hohen Dekans von den Tschumbul, Sone und Nerbude-Quellen südwärts, nur mit einer einzigen verhältnißmäßig geringen Unterbrechung bis gegen Cap Comorin, über ein Ländergebiet von mehr als 24,500 Quadratmeilen aus. Will man die vorliegende Nachbarinsel Ceylon, als ihre Fortsetzung, obwohl in abgerissener Inselgestalt, als abgesprengte Gliederung der Plateaumasse betrachten, so würde man noch das Areal von etwa 1250 Quadratmeilen hinzufügen müssen. Diese beiden großen Hochländer Indiens im Norden und im Süden, mit der kleinern abseits gegen Westen abgerückten, gebirgigen, isolirten Halbinsel Guzurate's, ähnlicher Größe wie Ceylon (1050 Quadratmeilen), nehmen demnach zusammen die größere Hälfte Indiens, einen Flächenraum von nahe an 38,000 Quadratmeilen ein.

Alles übrige, also die geringere Hälfte des ganzen Hindostan ist Niederung, tiefliegende Ebene, oder niederes Hügelland, von den beiden großen Stromsystemen des Indus und Ganges mit ihren Zuflüssen reichlich bewässert, oder flacher Küstensaum.

Das Tiefland, welches der Indusstrom nebst seinen Zuflüssen, den Penjab (Fünfstromland) durchzieht, nimmt einen Flächenraum von etwa 7550 Quadratmeilen ein; die Sandwüste Sind, mit beweglichen von Winden verwehten Flugsand-Dünen, etwa 3125; die Morastflächen von Cutch 325; das Tiefland der Gangesströme nebst der Niederung an der Brahmaputra-Mündung in Bengalen 10,700. Fügen wir

zu dieser Summe von 21,725 Quadratmeilen noch den flachen, sehr beengten Westsaum der Malabar-Küste 1450 und den etwas breitern Ostsaum der stark bevölkerten und städtereichen Koromandel-Küste 4230 Quadratmeile hinzu, so gibt dies insgesammt ein Areal von 27,405 Quadratmeilen tiefliegender Länderflächen, die im Contrast jener hochliegenden, eben wegen ihrer niedern Lage, dem ganzen Einflusse der schwülen Tropennatur ausgesetzt sind, indeß jene, von kühleren Luftschichten und Berglüften gefächelt, der Gluthhitze durch ihre höhere Lage, wenn auch nicht ganz, doch den größern Theil des Jahres entrückt sind, und auf den untern Stufen mildere Frühlingstemperatur genießen, auf den hohen selbst Winterkälte haben, ja auf den höchsten in die ewige Schneeregion hinein ragen, wenn sie schon nicht sehr weit entfernt vom Wendekreise des Krebses, der über den Mündungsländern des Indus und Ganges hinwegzieht, im subtropischen Gebiete des Erdtheils liegen.

Alle diese großen Naturformen der indischen Landschaft werden von einer unzähligen Menge von strömenden Wasseradern in tausend und tausend Bergklüften, Felsspalten, Thalgründen, Einsenkungen und Einspülungen von den größten Höhen bis zu dem flachen Strande der entgegengesetzten Meeresgestade durchzogen. In dem nördlichen Indien sammeln sich alle Quellen aus unzähligen Verzweigungen, die gemeinsamen Stämmen zuwachsen, nur zu zwei alpinen Stromsystemen, die mit ihren weiten Quellgebieten und Stufenländern, von denen sie ihre Schneewasser aus den Höhen zu den Tiefen wälzen, zu den größten der Erde gehören, und in jeder Hinsicht wahrhaft kolossaler Art genannt zu werden verdienen. Sie eilen alle ohne Ausnahme in weiten Bogenlinien oder Zickzackläufen den berühmtesten Strömen des Indus und Ganges zu, deren Gefälle von gemeinsamen, nahe beisammenliegenden Quellhöhen ihre reichen Wasserschätze zu Mündungen einander entgegengesetzter Meeresbuchten forttreibt. Der Ganges in einer Länge von nahe an 300 geogr. Meilen, mit einem Stromgebiete von 20,000 Quadratmeilen, der Indus mit einer Länge von 340 geogr. Meilen und einem Stromgebiete von 18,900, oder beide zusammen mit einem von ihnen bewässerten Areale von nahe 40,000 Quadratmeilen.

Das südliche Indien oder Dekan wird dagegen durch eine weit größere Anzahl, aber weit geringerer, jedoch selbstständig sich zum Meere mündender Ströme bewässert, deren Länge und Wasserfülle vom Norden gegen Süden gerechnet, in gleicher Proportion wie die Halbinsel an Breite sich verengt, immer mehr und mehr abnimmt, so, daß die südlichsten nur zu kurzen, meist durchgehbaren Küstenflüssen werden. Die beiden nördlichern, Nerbuda und Tapti haben die Sonderbarkeit, daß sie der allgemeinen Senkung entgegen, widersinnig von Ost gegen West in ihren engen Felsthälern gleichsam in geradlinigen unter sich parallelen Erdspalten zur Malabarküste eilen, indeß die Quellen der übrigen wie die des Godavery, Kistnah, Penaur, Palaur, Cavery und anderer insgesammt ganz dicht an der Malabar-Küste dem dortigen hohen Gebirgssaume des Dekan-Plateau's, dessen westlichem Randgebirge, nämlich dem Ostabhange der Ghat-Gebirge entquellen, und dann erst mit vielen Krümmungen und nördlichen wie südlichen Zuflüssen die weiten Plateauebenen gegen Osten durchziehen, ehe sie, über verschiedene Stufenabsätze stürzend, unterhalb des Ostabfalles des ganzen Dekan-Plateau's an der flachen, niedern Koromandel-Küste in das bengalische Meer einmünden. Indem wir die Natur dieser großen Hauptformen näher ins Auge fassen, ihre Gegeneinanderstellung und ihre Wechselwirkungen aufsuchen, wird das Bild des Landes von selbst uns entgegentreten, in seinen wichtigsten Beziehungen zu seinen Bewohnern und Staaten: denn deren Besitzergreifung der Landschaften ward überall bedingt durch die natürliche Grundlage ihrer Beschaffenheiten. Diese ist es, welche die Mittelpuncte einheimischer Cultur im Gebirgsland wie in der Ebene, am Stromgebiete oder am Gestade bestimmte, und den Herrschern und Staatengründern ihre Residenzen anwies; sie ist es, welche durch ihre Naturstraßen, Gebirgspässe, Stromlinien, Küstenströmung und Hafenbildung den Eroberern die Wege bahnte, oder den friedlichen Karawanen der Pilger und Handelsleute die Wege zu ihren Märkten, Tempeln, heiligen Badestellen und Wallfahrtsorten zeigte; sie ist es, welche die Flotten der überseeischen Fremdlinge in ihre Meeresanfuhrten aufnahm, und stromauf wie landein zu den Reis- und Kornkammern der Binnenländer und weiter zu der Besitznahme und Beherrschung des Ganzen führte.

31. Italien.

(*J. F. Schouw*, Europa [1833] S. 75—86.)

Durch die Alpen und das mittelländische Meer sehr natürlich begränzt, liegt diese Halbinsel zwischen 38—46½° N. B.; ihre Form ist länglich mit einer bedeutenden Bucht am südöstlichen Ende; die größte Ausdehnung ist von NW bis SO und beträgt 130 Meilen.

Den größten Theil der Halbinsel nehmen die Apeninen ein, eine langgestreckte Gebirgsmasse, die man als ein Zweig der Alpen betrachten kann. Ihre Richtung ist anfangs WSW bis ONO, von dem südwestlichen Theile der Alpen an bis Genua, dann WNW bis OSO zwischen Genua und Bologna. Hier verändert sich wieder die Richtung und bleibt in dem bei weitem größten Theil des Gebirges bis Nicastro in Calabrien NW bis SO., d. h. der Richtung der Halbinsel gleich; endlich in dem südwestlichen Vorsprung der Halbinsel NNO bis SSW. Die Längenausdehnung der Apeninen beträgt 150—160 Meilen, die Breite 5—15. Nur wenige Nebenzweige von einiger Bedeutung treten seitwärts hervor; die beiden größten sind: der Nebenzweig im Norden der Stadt Aquila und der, welcher im Osten von Sulmona zum adriatischen Meere sich ausdehnt. Dagegen liegen neben den Apeninen und in geringer Verbindung mit denselben mehrere Gebirgsmassen, wie die apuanischen Alpen zwischen Carara und Fivizzano, und die Gebirgsmasse zwischen den pontinischen Sümpfen und dem Garigliano-Flusse. Von den Apeninen völlig getrennt sind: der Gargano (am adriatischen Meere) der Vesuv (bei Neapel), das Albanergebirge (bei Rom), die Euganäen (bei Padua), die drei letzteren sind vulkanischen Ursprungs.

Die Mittelhöhe der Apeninen beträgt:

Von den Alpen	bis	Mt. Cimone		3500′
»	Mt. Cimone	»	Mt. Sibilla	4500
»	Mt. Sibilla	»	Mt. Matese	6000
»	Mt. Matese	»	Mt. Pollino	2500
»	Mt. Pollino	»	Nicastro	4500
»	Nicastro	»	Aspromonte	3000

Der mittlere Theil zwischen Sibilla und Matese (die Abruzzen und ein Theil des päpstlichen Gebietes) ist demnach der höchste; hier treten auch die höchsten Bergspitzen hervor, und das Gebirge hat auch hier seine größte Breite.

In den Apeninen selbst bemerken wir folgende Berggipfel:

Mt. Cimone	6600′
Alpe de Camporaghena	6200
Mt. Sibilla	6800
Gransasso d'Italia	8900′
La Majella	8800
Mt. Pollino	7000
La Sila	5000
Aspromonte	6000

Die höchsten Puncte der von den Apeninen fast getrennten oder völlig isolirten Gebirgsmassen, so wie der kleineren italiänischen Inseln sind:

Pizzo di Uccello (Apuanische Alpen)	5800′
Mt. Amiata (bei Siena)	5400
Schiena d'Asino	4500
Mt. Albano	3000
Gargano	3000
Vesuv	3800
Die Euganäen	1800
Elba	3100
Stromboli	2000

Unter den Bergpässen bemerken wir:

La Bocchetta	2400′
Pietra mala	3000
Ariano	2400

Italien hat eine sehr große Ebene zwischen den Alpen und den nördlichen Apeninen belegen, die jedoch auch als ein großes Thalgebiet, das Po-Thal, betrachtet werden kann. Die übrigen Ebenen von einiger Bedeutung sind die von Puglien am adriatischen Meere, die römische Campagna, die pisanische Ebene und die bei Neapel.

Die Nordapeninen, deren Hauptrichtung von West nach Ost ist, schicken an der Nordseite ihre Gewässer dem Po zu; an der dem Meere sehr nahe liegenden Südseite treiben nur unbedeutende Flüsse hervor. Südlicher sind die wichtigsten in den Apeninen entspringenden Flüsse: der Arno, die Tiber, der Garigliano und der Volturno an der Westseite: die Pescara und der Sangro an der Ostseite. Keiner von diesen apeninischen Flüssen ist von bedeutender Größe, sie troknen wegen Mangel an Sommerregen und Schneemassen oft im Sommer aus, wodurch diese Apeninenflüsse sich wesentlich von den auch im Sommer wasserreichen Alpenflüssen unterscheiden. Der bedeutendste Wasserfall der Apeninen ist der von Terni (*Caduta di Marmora*) circa 300′ hoch.

Außer den bereits oben gedachten Landseen am Fuße des südlichen Abhanges der Alpen kommen in Italien auch mehrere in den Apeninen oder am Fuße derselben vor, als *Lago di Bientina*, *Lago di Perugia*, *Lago di Bolsena*, *Lago Fucino*; letzterer liegt 2000′ über die Meeresfläche. Auch

trifft man mehrere Sümpfe, als die pontinischen, die Küstengegenden im Norden von Pisa, bei Commacchio u. a. m. Italien hat mehrere warme mineralische Quellen (auf Ischia, bei Pisa, San Filippo, in den Euganäen).

Die Hauptmasse der Apeninen besteht aus einem grauen dichten *Kalksteine* ohne Versteinerungen; jedoch kommen Granit und andere Gebirgsarten sowohl in dem südlichen als in dem nördlichen Theile vor. Die Insel Elba hat Eisengruben; sonst sind in den Apeninen Metalle nur sparsam vorhanden. Merkwürdig sind die *Marmorbrüche* bei Carara. Die getrennten Berge sind mehrentheils *vulkanisch*, unter diesen sind der Vesuv und Stromboli noch thätig.

Sicilien, zwischen 38—36¾ N. B., besteht größtentheils aus einer oben wellenförmigen Gebirgsmasse von beiläufig 1500—2000′, auf welcher sich höhere Gebirge erheben. Unter diesen sind die *Madonien* die bedeutendsten und höchsten, sie erreichen 6100′ über der Meeresfläche. Diese Gebirgsmassen bestehen größtentheils aus dem Kalksteine der Apeninen. Weit höher steigt der isolirte kegelförmige Vulkan *Etna*, dessen Höhe 10,500′ beträgt und demnach die höchsten Berggipfel der Apeninen übertrifft.

In *Sardinien* (39—41°) liegt an der Ostseite ein flaches längliches Gebirge, dessen höchster Gipfel *Genargentu* 5600′ erreicht; im Westen sind bedeutende Ebenen und einige getrennte Gebirgsmassen.

Die Insel Corsica (41½—43°) ist sehr gebirgig und die Berge von bedeutender Höhe. *Mt. Rotondo* erreicht 8500′, Mt. d'oro 8200′. Sowohl diese Insel als Sardinien sind hauptsächlich aus Urgebirgsarten gebildet.

Die *Temperaturverhältnisse* ergeben sich aus folgender Uebersicht.

	Breite.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Milano	45½	10½	2	18
Bologna	44½	11	2	19½
Florenz	43½	12	5½	19
Nizza	43½	12½	7½	18
Rom	42	12½	6½	18½
Neapel	41	13½	8	19
Palermo	38	14	9	19

Die Südseite und die Nordseite der nördlichen Apeninen bietet einen auffallenden Contrast dar; die Lombardei und selbst Bologna hat einen verhältnißmässig kalten Winter und warmen Sommer (ein Continental-Klima). Von Bologna nach Florenz ist die Wintertemperatur um 3½ Grad, von Bologna nach Nizza um 5½ Grad gestiegen, während die Sommerwärme ungefähr dieselbe bleibt oder niedriger wird. Dieser Unterschied in der jährlichen Vertheilung der Wärme hat auf die wildwachsenden und angebauten Pflanzen einen wesentlichen Einfluß, dessen Wirkungen dem Beobachter auffallen, der von Piemont nach Genua oder Nizza, von Modena nach Lucca oder von Bologna nach Florenz kommt. Erst durch Uebersteigung der Nord-Apeninen erreicht man das Klima und die Vegetation, welche die Küstenländer des mittelländischen Meeres charakterisiren. Von Florenz ab steigt ferner die Wärme des Winters bedeutend gegen Süden, die jährliche Mittelwärme nur wenig, und die Sommerwärme gar nicht. Hierbei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die Herbsttemperatur gegen Süden bedeutender zunimmt als die Sommertemperatur, oder, mit andern Worten, daß die Sommerwärme sich in den Herbst hinein verlängert. So ist in Milano und in Bologna der Juni wärmer als der September; in Florenz, Rom und Neapel sind beide Monate einander gleich, in Palermo aber und in Cagliari ist der September wärmer als der Juni. Die jährliche Mittelwärme von Palermo ist der Sommerwärme von Kopenhagen gleich, die Winterwärme entspricht der Temperatur vom Mai in letztgenannter Stadt, der Frühling von Palermo ist fast wärmer als der September in Kopenhagen oder der Sommer in Edinburgh; und die Herbstemperatur von Palermo ist höher als die Temperatur des wärmsten Monats in Kopenhagen. Und doch ist das Klima in Palermo kühler als sonst in Siciliens Küstenländern, weil diese Stadt, gegen Süden von Bergen umgeben, den Nordwinden ausgesetzt ist. Die Mittelwärme an der Südküste erreicht wahrscheinlich 16°. Frost ist in Palermo selten, und in 40 Jahren ist der Thermometer, nach den Beobachtungen auf dem dortigen Observatorio, nicht unter den Gefrierpunct gefallen.

Am Fuße des Hauptkraters vom Etna, 9200′ über der Meeresfläche, ist ein Haus aufgeführt (das englische Haus oder das Haus von Gemellaro), wahrscheinlich die höchste Wohnung in ganz Europa. Noch im Juni ist dieses Haus unter einer Schneedecke begraben und im August fällt schon der neue Schnee. Nach Thermometer-Beobachtungen, die in den Monaten Juli und August hier angestellt sind, war die mittlere Wärme dieser Monate nur 5°, während sie nach gleichzeitigen Beobachtungen in Catania am Meeresgestade 21½° betrug.

Sehr bedeutend ist die *Regenmenge* unmittelbar am Fuße der Alpen, 50—60″, nimmt aber in der lombardischen Ebene gegen Süden so sehr ab, daß sie am nördlichen Fuße der Nordapeninen

kaum die Hälfte beträgt. Unmittelbar am südlichen Abhange der letzteren Gebirge ist sie wieder sehr bedeutend, nimmt aber dann abermals gegen Süden allmählig ab und beträgt in Palermo nur 21″. Die Westseite der Apeninen bekömmt, unter übrigens gleichen Umständen, mehr Regen als die Ostseite. Wie in Spanien ist in Italien, mit Ausnahme der lombardischen Ebene, der Sommerregen unbedeutend, und er wird im Verhältniß zu der jährlichen Regenmenge um so geringer, je weiter man gegen Süden kömmt. Die eigentliche Regenzeit ist hier der Spätherbst und der Winter. Folgende Tafel, worin die Regenquantitäten der Jahreszeiten in Procenten der jährlichen Regenmenge ausgedrückt sind, wird diese Verhältnisse anschaulich machen.

	Breite	Sommer	Herbst	Winter
Padua	45½	0.26	0.31	0.21
Florenz	43½	0.14	0.35	0.28
Pisa	43½	0.12	0.39	0.28
Rom	42	0.11	0.35	0.30
Neapel	41	0.11	0.39	0.28
Palermo	38	0.06	0.35	0.37

Südlicher als Neapel ist Schnee in der Ebene selten und schmilzt gleich, wenn er fällt, durch die Tageswärme. Auf den höheren Bergen der Abruzzen, auf dem Aetna und den corsicanischen Gebirgen liegt der Schnee fast das ganze Jahr, und selbst hie und da bleiben wohl kleinere Massen das ganze Jahr über; die höchsten Berggipfel werden also nur von der Schneelinie berührt und es bilden sich keine Gletscher.

Der Scirocco ist ein heißer drückender aus Afrika kommender Wind, der die Luft trübe macht. Die ungesunde Luft (*aria cattiva*) herrscht in der wärmsten Jahreszeit in vielen Gegenden Italiens, wo sich dann Wechsel- und Nervenfieber erzeugen; sie sind unbewohnt oder die Bewohner verlassen sie zu dieser Jahreszeit. Diese Gegenden sind theils Sümpfe, in welchen die im stagnirenden Wasser verfaulten organischen Theile schädliche Dünste erzeugen, z. B. die pontinischen Moräste; theils aber auch große mehrentheils trockne Ebenen, z. B. Puglien, die römische Campagna und die westlichen Ebenen in Sardinien. Auch die Reisfelder, die unter Wasser stehen, verderben die Atmosphäre.

Die wildwachsenden Pflanzen Italiens stimmen mit denen von Spanien sehr überein. Die niedrigen Gegenden, bis zu einer Mittelhöhe von 1200′ bilden auch hier den immergrünen Gürtel, in welchem die Eichen vorkommen, die im Winter nicht entlaubt werden (besonders *Quercus Suber* und *Ilex*), der Lorbeerbaum, die Cypresse, die Pinie, die Pinaster (*Pinus Pinaster*), die aleppische Kiefer (*Pinus halepensis*), mehrere Wachholderarten (*Juniperus phoenicea* und *macrocarpa*), der Terebinthen- und Lentiscusbaum (*Pistacia Terebinthus* und *Lentiscus*), der Erdbeerbaum (*Arbutus Unedo*), die mannshohen Heidenarten (*Erica arborea* und *scoparia*), der Laurotinus (*Viburnum Tinus*), die Phillyräen (*Phyllyrea latifolia* und *angustifolia*), die Myrte, mehrere Cistus-Arten und die Geniste (*Spartium junceum*); auch viele aromatische Labiaten, Zwiebelgewächse, und die Zwergpalme. Hier wie in Spanien sind die grünen Rasen, besonders im Sommer, selten. Diese Vegetation tritt eigentlich erst im Süden der Nordapeninen hervor; doch findet man Andeutungen derselben am südlichen Fuße der Alpen, besonders an den Ufern der großen norditaliänischen Landseen, sowie an dem östlicheren Theile des Nordabhanges der Apeninen. Dem immergrünen Gürtel gehören auch zwei amerikanische, jetzt in den Küstenländern des mittelländischen Meeres sehr verbreitete Gewächse (die daher auch in Spanien vorkommen), der sonderbar gestaltete Cactus (*Opuntia vulgaris*) und die prachtvolle Aloe (*Agave americana*). Der zweite Gürtel, im mittleren Italien von 1200 — 3000′, ist der Gürtel der Kastanie und der nordischen Eichen; er entspricht der untersten Region der Alpen und zum Theil den mitteleuropäischen Ebenen und Thälern. Der dritte Gürtel von 3000 — 6000′ ist der der Buche. Hier ist nämlich dieser Baum vorherrschend; doch kömmt auch die Edeltanne, der Taxusbaum (*Taxus baccata*) und niedrige Kiefer vor, auf dem Aetna auch die Birke. Die Haselstaude und Himbeere (*Rubus idaeus*) gehören zu dieser Region, und im Ganzen genommen ist die Flora derselben der des nördlichen Europas ähnlich. Gute Weiden sind hier, besonders in dem mittleren und südlichen Theile der Apeninen, nicht selten. Zwischen der oberen Grenze der Buche (die hier die Baumgrenze bildet) und den höchsten Gipfeln, 6000 — 9000′, liegt der Gürtel der Alpenpflanzen, der jedoch nur in dem mittleren höchsten Theile der Apeninen und auf Corsicas Bergen sich vollständig entwickelt, hier aber im Wesentlichen ganz denselben Charakter hat, als die alpinische Region in den Alpen, den Pyrenäen und dem scandinavischen Gebirge. Auf dem Aetna, wo man, der Höhe nach, diese Region erwarten könnte, fehlt sie jedoch, weil der höhere Theil dieses Berges mit vulkanischer Asche bedeckt und fast pflanzenleer ist; dieser Gürtel wird des-

halb auch auf dem Aetna der nackte genannt.

Diesen nach den wildwachsenden Pflanzen gebildeten Regionen, entsprechen recht wohl die Regionen der angebauten Pflanzen. In dem immergrünen Gürtel baut man nicht nur Getraide und Wein, sondern auch den Oelbaum, und in dem wärmeren Theile Orangen. In dem Gürtel der Kastanie gedeiht Getraide und Wein, der Oelbaum aber nicht; in dem Gürtel der Buche nur Getraide. Das Getraide geht jedoch nicht so hoch als die Buche, nämlich nur bis etwa 4000′. Der obere Theil der Buchenregion, sowie die alpinische Region dienen nur zur Viehzucht.

Die vorherrschenden Getraidearten sind hier wie in Spanien Waizen und Mais für den Bedarf der Menschen, Gerste und Hafer für die Hausthiere. Reis wird in der lombardischen Ebene und in dem bolognesischen Gebiete gezogen. Auch Hirse und Doura werden cultivirt und zur Nahrung von Menschen und Thieren benutzt; seltner kommt Roggen vor. In den Berggegenden, wo der Waizen nicht wohl gedeiht, geben Kastanien ein Brodsurrogat ab. Mit der immergrünen Region fehlt in der lombardischen Ebene auch die Oelcultur; doch trifft man auch diese an dem südlichen Fuße der Alpen. Die Nordgrenze der Orangencultur im Freien ist bei Sestri und Nervi an der genuesischen Küste ($44\frac{1}{2}^0$ N. B.); an dieser Küste geht sie, durch die nahen Apeninen gegen Norden geschützt, bis Massa. In Toscana und im römischen Gebiete dagegen werden die Orangenbäume in der Regel im Winter gedeckt oder an sehr geschützten Stellen angebracht; erst bei Terracina kommen sie, als allgemein im Freien angebaut, wieder zum Vorschein. In den Orangengärten an den norditaliänischen Seen (Lago maggiore, Como, Garda) werden die Bäume im Winter bedeckt. Die übrigen Südfrüchte, welche bei Spanien genannt sind, gehören auch zu den Erzeugnissen Italiens; die nordeuropäischen Obstsorten kommen gleichfalls vor; Johannis- und Stachelbeeren jedoch selten.

Hanf wird besonders im Bolognesischen gebaut, Flachs nicht so häufig als im nördlichen Europa. Baumwolle gedeiht im südlichen Italien, in Sicilien und Sardinien; doch ist ihre Cultur nicht sehr verbreitet. Auch die Safrancultur ist nur beschränkt.

Die Hausthiere sind in Italien dieselben wie in Spanien, die Schafzucht ist weniger ausgedehnt als auf der spanischen Hochebene; doch ziehen die Schafheerden gegen den Winter von den Bergen der Abruzzen zu der Ebene Pugliens herab, wie in Spanien von den höheren zu den niedrigeren Hochebenen. Der Büffel ist häufig; der Eber kommt in den Wäldern vor.

32. Das Stromgebiet des Missisippi.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland I. [1833] S. 241—253.)

Wer sich ein treues Gemälde dieser Länder verschaffen will, der muß sich vor Allem den Erdraum selbst vorstellen, der zwischen dem Alleghany-Gebirge einerseits und dem Felsengebirge andrerseits, den canadischen Seen nördlich und dem mexicanischen Meerbusen südlich enthalten ist. Beim allgemeinen Anblicke dieses Raumes, — der an der Nordseite (von den Alleghanys im Staate Neu-York an) in seiner größten Weite über 5000 englische Meilen messen soll, in seiner mittlern Weite aber (von den Alleghanys in Kentucky bis zu den Quellen des Arkansas) gegen 3000 Meilen, und sich vom 48. Grade der Breite bis zum 29. (von den Quellen des Missisippi bis zum Ausflusse) erstreckt, — hat man zugleich auf die klimatische Scale zu merken. Man kann annehmen, daß an der Nordseite der Winter beinahe ein halbes Jahr dauere und nach Süden hin allmählig völlig verschwinde.

Um nach Einprägung dieser Umrisse die innere Beschaffenheit des Raumes kennen zu lernen, ist es rathsam, mit den großen Flüssen und ihren Thälern zu beginnen, und diese als Anhalte zu wählen. Billig kommt der Missisippi zuerst an die Reihe. Der Missouri ist zwar von größerer Länge und bringt auch bei der Vereinigung beider eine größere Wassermasse mit. Allein der Umstand, daß eine ziemlich gerade Richtung von Norden nach Süden, die den ganzen Raum in zwei nicht gar zu ungleiche Theile tleilt, sich besonders gut zum Anhalte eignet, wird in einer geographischen Uebersicht dem Missisippi stets den Vorzug bewahren. — Ich habe vor, später seinen Lauf durch eigene Anschauung kennen zu

lernen. Vorläufig begnüge ich mich mit den Schilderungen davon, welche ich in meiner gegenwärtigen Lage leicht einer Kritik unterwerfen kann, die vor groben Irrthümern sichert. Es gewährt mir das größte Vergnügen, mich mit den Herrlichkeiten, die ich nicht unmittelbar vor mir habe, in den Berichten Anderer zu beschäftigen, und so ist auch diese Eintragung ins Tagebuch ein wahrer Genuß für mich. Um mir ein klares Bild vorzuführen, verweilte ich anfänglich bei der Wassermasse an sich. Die Phantasie flog zu den Quellen hin und verfolgte ihren Wachsthum bis zum Meere, ohne sich um sonst etwas zu kümmern.

Ueber die Quelle des Missisippi ist man nicht einig. Einige nennen den Schildkröten-See (unter 47^{0}, $47'$) so, Andere den Blutegel-See (*Leech-lake*). Es gibt noch mehr Meinungen. Allein darum glaube Niemand, daß die Gegend seines Ursprungs so unbekannt sei. Die Wahrheit ist: wie der Strom überhaupt sich nach und nach aus kleineren Gewässern bildet, so geht es auch bei seinem ersten Entstehen. Wenn sich hier nun nicht von Anfang an eine Ader vor den anderen sehr auszeichnet, so kann es leicht zweifelhaft sein, welche Ader man den Stamm zu nennen habe. Offenbar fällt ein Streit darüber in das Läppische, und wer der Welt einen besonderen Dienst damit zu leisten meint, einen solchen Streit zu entscheiden, der ist zu beklagen. Eine natürliche Abtheilung des Stromes bilden die *St. Antons-Fälle*, etwas oberhalb dem 44. Breitengrade. Einige schätzen seine Länge bis dahin, *den Windungen nach*, auf 7—800 englische Meilen, und die mittlere Breite auf 1500 Fuß. Von *dort* wird er bald schmaler, bald breiter; doch ist er schon weit oberhalb der Mündung des Missouri (zwischen 39^{0} und 38^{0}) mehrmals über zwei englische Meilen breit, gewöhnlich aber etwas über *eine* Meile. Selbst beim niedrigsten Wasserstande ist er bis zur Mündung des Missouri immer gegen vier Fuß tief, ausgenommen bei den Schnellen in der Nähe der Mündung des Des-Moines-Flusses (zwischen 40^{0} und 41^{0}), die zuweilen der Schifffahrt ziemlich hinderlich werden. Man schätzt die mittlere Geschwindigkeit auf zwei bis drei Meilen für die Stunde und das Steigen der Frühlingsfluth, die vom März bis Ende Mai zu dauern pflegt, auf 15 Fuß. Dies gilt, wie gesagt, bis zur Mündung des Missouri. Bis so weit hat der Missisippi vielleicht ein milderes Ansehen als der Ohio. — Die St. Antons-Fälle sind gar nicht mit dem Falle des Niagara zu vergleichen, der fast eine englische Meile breit und zwischen 20 und 30 Fuß tief, durch eine Insel in zwei Arme getheilt, sich 170 Fuß senkrecht herabstürzt. Die senkrechte Höhe der Antons-Fälle soll keine 20 Fuß betragen, wiewohl sie früher viel höher angegeben worden ist. Auch ist die Breite der Wasserfläche nicht über 700 Fuß.

Man kennt das Ereigniß, wodurch die Niagara-Fälle zum Grabe eines Indianers wurden. Er schlummerte in seinem am Ufer befestigten Kahne, als ein verworfener Europäer, der dessen Weibe nachgestellt hatte, aus Rache oder aus Furcht den Kahn lösete, ehe das fliehende Weib ihn erreichen konnte. Der Indianer schwamm dem Abgrunde zu. Das Rufen des verzweifelnden Weibes vom Ufer her weckte ihn endlich auf, aber zu spät. Die Strömung riß ihn fort, ohne daß seine Kräfte das Geringste dagegen vermochten. Er hüllte sich in seine Decke, stimmte sein letztes Lied an und blickte mit größter Fassung seinem Verhängnisse entgegen, das ihn bald in die grausige Tiefe der stürmischen Fluthen begrub. Eine andere Begebenheit wird von den Antons-Fällen erzählt. Eine schöne Indianerin wurde von ihrem Geliebten einer Nebenbuhlerin nachgesetzt. Sie hatte bereits ein Kind mit ihm gezeugt. Als sie ihres Unglücks gewiß war, eilte sie festlich geschmückt in einen Kahn, der oberhalb der Fälle am Ufer lag, lösete ihn und überließ sich der Strömung. Diese wurde bald so mächtig, daß Niemand den Entschluß mehr hindern konnte. Nun erhob sie einen Gesang, der den tiefen Gram ihrer Seele den Lüften aufschloß, drückte ihren Säugling an den Busen und verschwand wie ein verklärtes Wesen, das für diese Welt zu gut war.

Mit dem Eintritte des Missouri verliert der Missisippi seinen milden Charakter völlig und geht durchaus in den des Missouri über. Seine *Breite* nimmt zwar nicht zu, im Gegentheil sie nimmt ab, so daß sie bei *Neu-Orleans* geringer ist, als oberhalb des Missouri. Aber desto mehr gewinnt seine *Tiefe*. Wo der Missisippi sich mit dem Missouri vereinigt, ist er doppelt so breit als dieser, der dennoch mehr Wasser führt. Zwischen der Mündung des Missouri und des Ohio wird der allerniedrigste Wasserstand auf sechs Fuß angegeben, und der höchste zur Fluthzeit um 30 Fuß höher, die mittlere Geschwindigkeit zu vier Meilen in der Stunde und die mittlere Breite auf etwa *eine* Meile. Das Wasser ist von der Mündung des Missouri an stets trübe (wie das Missouriwasser von dem La-Platte-Flusse an ist); wogegen es oberhalb des Missouri, die Fluthzeit ausgenommen, immer klar bleibt. *Unter* der Mündung des Ohio ist die höchste Fluth gegen 50 bis 60 Fuß. Tiefer in der Gegend des

32. Breitengrades nimmt sie aber wieder ab, so daß sie in Neu-Orleans, etwa 90 Meilen vor dem Ausflusse in das Meer, nie über 15 Fuß beträgt. Unterhalb der Mündung des Arkansas soll der Missisippi am meisten Wasser haben. Später, nach dem Einmünden des rothen Flusses wird er durch mehrere Seitenabflüsse geschwächt, bis er sich in vier Armen (einem östlichen, einem südöstlichen, einem südlichen und einem südwestlichen) in den mexicanischen Meerbusen ergießt. Der südöstliche (die Balize genannt) ist der Hauptarm.

Nachdem ich mir so viel von der Wassermasse an sich gemerkt hatte, verfolgte ich den Lauf wiederholt, um die Aufmerksamkeit auf das Stromthal zu heften. Das eigentliche Thal (die Thalebene oder *bottom*, wie die Amerikaner alle Thalebenen nennen, gemäß der Vorstellung, daß sie das ehemalige Bett der Gewässer seien), soll auch schon oberhalb der Antons-Fälle mehrere englische Meilen breit sein. Oft ist die Breite an beiden Seiten ziemlich gleich. Weit öfter aber treten an einer Seite die Hügel dicht zum Strome, während sie an der andern sich entfernen. Unter den Antons-Fällen soll bis zur Mündung des Missouri die Thalebene eine mittlere Weite von 5 — 6 englische Meilen haben, so daß also zwischen den das Thal begrenzenden Hügeln (die Strecke ausgenommen, wo sie an beiden Seiten zugleich bis zum Strome treten), eine Entfernung von 5—6 Meilen wäre. Bis zur Mündung des Ohio nimmt dies nur um einige Meilen zu. Indeß sind auch hier Strecken, wo die Bluffs (wie alle die Stromthäler einschließenden Hügel und Berge in Nordamerika genannt werden) von beiden Seiten den Strom einzwängen. Unter der Mündung des Ohio erweitert sich das Thal bis zu 40—50 englischen Meilen, und bei dem mexicanischen Meerbusen mag es sich über das Doppelte ausdehnen. Von diesem unterhalb der Mündung des Ohio gelegenen Thale wird dann auch jährlich ein großer Theil 10 — 15 Fuß hoch überschwemmt. Der letztere Umstand gibt, von dem Klima abgesehen, dem untern Missisippithale einen ganz andern Charakter. Auch unterhalb des Ohio sind in der Thalebene dichte Wälder, aber zur Fluthzeit stehen sie fast alle unter Wasser, weshalb an Ansiedelungen darin nicht zu denken ist. Wie anders ist das am obern Missisippi! Dort sind die Hügel überall so nahe, daß man sie vom Strome aus sehen kann. Die Thalebene selbst ist entweder mit den schönsten Baumarten bedeckt, oder mit Wiesengräsern, die nicht selten über fünf bis sechs Fuß hoch emporschießen. Nur wenige Stellen kann die höchste Fluth erreichen. Die angrenzenden Hügel aber sind beinahe sämmtlich mit Hochwald bedeckt, wenn auch zuweilen so dünne, daß sie Obstgärten gleichen. Auf einem Boden, der in Deutschland immerhin zur ersten Classe gerechnet werden würde, hier jedoch, weil die Lage der schwarzen Dammerde nicht dick genug scheint, einstweilen unberührt bleibt, sieht man Gräser wie auf den fettesten Wiesen, und diese Gräser von Eichen, Wallnußbäumen, Eschen, Linden und anderen Bäumen in solchen Zwischenräumen beschattet, als wenn es von Menschenhänden angelegte Obstgärten wären. Dergleichen Striche werden wohl Barrens genannt. Das Wort heißt im Wörterbuche allerdings dürre, unfruchtbar. Allein man hüte sich dabei, an Striche zu denken, die in Europa unfruchtbar heißen. Die Wälder um die Savannen sind meist solche Barrens.

Man kann sich die Landschaften nicht besser wünschen, als sie sich oberhalb des Ohio darbieten. Man stelle sich bloß den Theil von den Antons-Fällen bis zur Mündung des Missouri vor, eine Strecke von sechs Breitengraden mit einer Fruchtbarkeit, die in Europa fabelhaft klingt, in dem schönsten Klima, mit den reichsten Wäldern, der besten Wasserstraße, von Wildpret und Fischen wimmelnd, unter einem Schutze von Gesetzen und Sitten, der Raub und Diebstahl fast ganz ausschließt; und diese Gegend noch so frei von Ansiedlern. Sie gehört an der Ostseite, oben zum Nordwestgebiete, unten zum Illinoisstaate (von $42\frac{1}{2}^0$ an), an der Westseite oben zum Missourigebiete, unten zum Missouristaate (von $40\frac{1}{2}^0$ an).

Nunmehr blicke man weiter um sich. Man gehe nochmals zu den Quellen des Missisippi zurück, einzig zu dem Zwecke, um, wo Ströme, Flüsse und Bäche die das Thal begrenzenden Hügelketten geöffnet haben, seitwärts zu dringen, und auch dort die unzähligen Stätten kennen zu lernen, welche auf Ansiedler warten. Denn um jeden Gedanken an hindernde Indianer abzuhalten, braucht man sich nur zu erinnern, daß es in dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten diesseits der Felsengebirge[1]) nicht viel über hunderttausend Köpfe geben soll. Die Gegenden oberhalb der Antons-Fälle werden, so schön sie auch sind, doch vorerst noch keine Ansiedler anziehen. Ich eile deshalb den dort einmündenden Flüssen vorüber, ohne mehr zu bemerken, als daß die Ufer des von Westen kommenden und bei den Antons-Fällen einmündenden

St. Peters-Flusses mit seinen vielen Zweigen als überaus anmuthig geschildert werden. Hier war es, wo **Carver** unter den Indianern gelebt hat. Major **Long** liefert eine interessante neuere Beschreibung dieser Gegend. Die Gewässer sollen viel wilden Reis erzeugen, wovon, außer den Indianern, zahllose Schaaren von wildem Gefieder leben. Ueberhaupt muß dieser Strich des Missisippigebietes von Wildpret aller Art, insbesondere von Büffeln voll sein. Bis jetzt werden die theils mit Laub-, theils mit Nadelhölzern, theils mit Gräsern bedeckten Hügel und Ebenen jenseits der Antons-Fälle nur von solchen Weißen besucht, die mit den Indianern im Handelsverkehre stehen, und von Pelzjägern. Dafür gibt es auch einige Niederlassungen; außerdem einen militärischen Posten in dem St. Antons-Fort, wo etwa ein Bataillon Infanterie ist. Die Sioux oder Dacotas hausen hier. Sie zerfallen in mehrere (etwa 6) Stämme, und haben an Zahl, Gebiet und Ansehen den ersten Rang unter den Indianern westlich des oberen Missisippi, wie die Chippeways östlich[2]). **Unterhalb der Antons-Fälle** sieht man neben den vielen kleineren Flüssen und Bächen, welche die Wände des Missisippithales durchbrochen haben, manche Flüsse, die sehr weit schiffbar sind, wie z. B. zwischen dem 45. und 44. Grade der von Osten kommende St. Croix gegen 200 Meilen schiffbar sein soll; und etwas unter der, mit dem Namen des Sees Pepin belegten, Erweiterung des Missisippi (dessen Umgebung als wahrhaft paradiesisch geschildert wird), der Chippeway-Fluß (gleichfalls von Osten kommend) über achtzig Meilen. Unterhalb dieser Erweiterung folgen ferner kurz nach einander noch mehrere beträchtliche Flüsse von **Osten**, wie der Buffalo, und der Bluff-Fluß; sodann zwischen dem 43. und 42. Breitengrade ebenso beträchtliche von **Westen**, wie der obere Jowa und der Gelbe Fluß, und von Osten der La-Croix. Nicht weit vom 42. Grade trifft man auf den von Osten kommenden Wisconsin, der mit einer Mündung von 1800 Fuß in den Missisippi fällt, mehrere hundert Meilen schiffbar ist und mit dem Flusse Montreal, der sich in den Obern See (*lac superior*) ergießt, fast zusammenhängt. Zwischen dem Wisconsin und dem Fuchsflusse, der in den See Michigan fällt, ist nur ein Tragplatz von kaum einer Meile, über eine Fläche, die bei der Fluth eine Wasserstraße von einem Flusse zum andern, wenigstens für Kähne darbietet[3]). Nahe bei der Mündung des Wisconsin liegt das Städtchen Prairie-du-chien von den Hunde-Indianern, die früher hier hausten, benannt. Schon vor hundert Jahren hatten hier die Franzosen einen militärischen Posten. Jetzt sind dort im Fort Crawfurd zwei Compagnien Infanterie. Zwischen dem Wisconsin und dem Rockriver sind viele Bleibergwerke; dort ist auch der Fever-River (oder Feve, Bean-River, wie ihn Einige nennen), wohin der Zug der Metallgräber ziemlich stark zu werden scheint[4]). Die Minen sind vorzüglich an den Hügeln, welche mit den *Smoky mountains* zusammenhängen. An der Westseite des Missisippi streichen diese Hügel fort dem obern Missouri zu, wo sie auch wahrscheinlich viel Blei enthalten. Der Rockriver mündet etwa unter 41½° ein; wo wieder auch eine Veste der Vereinigten Staaten, Armstrong genannt, mit einer Compagnie Infanterie ist. Zwischen dem 41. und 40. Breitengrade fallen unter mehreren andern Flüssen ein, von der Westseite, der Des-Moines mit einer Mündung von mehr als 400 Fuß. Er soll über zweihundert Meilen für Boote schiffbar sein und mit seinen verschiedenen Zweigen eine sehr anmuthige Gegend durchströmen. Dann folgen gleichfalls an der Westseite: der Waconda, der Fabba, der Salzfluß (*Salt river*), der Kupferfluß (von den Franzosen auch wohl *Boeuf* genannt) und der Dardenne. Alle diese Flüsse sind für Boote eine Strecke weit schiffbar und bewässern köstliche Thäler. Am Salzflusse, der gegen fünfzig Meilen schiffbar ist, und am Kupferflusse sind schon bedeutende Ansiedelungen. Besonders scheint das Städtchen Troy (am Cuivre) sich heben zu wollen. Wenige Meilen unterhalb des 39. Breitengrades mündet der Illinois ein, der beträchtlichste Zweig des Missisippi **oberhalb** des Missouri, fast 400 Meilen schiffbar, durch einen seiner Zweige (den Des-Plaines) mit einem Flusse des Michigan-Sees (dem Chicago) zur Fluthzeit verbunden. Ich nenne die kleineren Flüsse, deren es unzählige gibt, gar nicht. Wenn es in Deutschland bekannt genug wäre, welche Gegenden hier zu Ansiedelungen frei sind, so würde eine wahre Auswanderungswuth zu befürchten sein.

Endlich treffe ich auf den mächtigen Missouri, der eine ähnliche Theilung der Aufmerksamkeit verlangt, als der Missisippi. Er entspringt etwa in derselben Breite, wie der Missisippi, aber viel weiter westlich, im Felsengebirge. Seine drei Hauptzweige, Jefferson (der nördliche), Gallatin (der mittlere) und Madison (der südliche), sind nach den Präsidenten der Vereinigten Staaten benannt. Diese, sämmtlich reißend, vereinigen sich innerhalb der hohen Berge und gelangen durch das sogenannte Thor der Felsengebirge (eine Felsenschlucht von etwa sechs Meilen Länge, deren

perpendiculäre Wände gegen 1200 Fuß hoch sind), in einer Breite von 4—500 Fuß, in den Raum, den die Gottheit vorzüglich für die fernere Entwickelung der bessern Kräfte der neuern Europäer geschaffen zu haben scheint. Der Strom läuft dann in einer Breite von 800—1200 Fuß mehrere hundert Meilen ruhig fort, bis er zu einer zwanzig Meilen langen Strecke kommt, wo er mit Einschluß von vier senkrechten Stürzungen (von 100, 20, 50 und 25 Fuß) gegen 350 Fuß Fall hat. Von dieser Stelle an ist sein Lauf zwar hin und wieder reißend, doch bis zum Missisippi (2500 englische Meilen) der Dampfschifffahrt nicht besonders hinderlich. Er ist im Allgemeinen schmäler als der obere Missisippi, obgleich er mehr Wasser führt. Unter seinen vielen Zweigen sind mehrere, die einen weit längeren schiffbaren Lauf haben, als der Rhein. Und diese Zweige werden wieder von anderen Zweigen gebildet, die ebenfalls für große Strecken schiffbar sind, so daß der Stamm mit seinen Haupt- und Nebenadern ein Gebiet für Ansiedelungen vorhält, wie es sonst keines auf der Erde gibt. — Um sich eine genauere Vorstellung zu verschaffen, hätte man von der Mündung aufwärts schiffend zunächst das Thal des Hauptstammes zu betrachten. Es ist nicht so weit, als das des Missisippi. Die mittlere Weite mag zwischen 3 — 5 englische Meilen betragen. Auch dieser Strom fließt selten mitten durch die Ebene. Meist sind an einer Seite die Hügel und Felsen dicht am Wasser, wenn an der andern Seite sich eine Ebene ausdehnt. Indeß sollen die Hügel und Berge, welche das Thal begrenzen, im Allgemeinen nicht so schroff sein, als am Missisippi. Auch ist das Thal selbst höher und trockner, was mit von seiner mehr sandigen Beschaffenheit herrührt[5]). Am Missisippi ist der Boden im Allgemeinen thonichter. Jenseits der Grenzen des Missouri-Staates trifft man auf mehr Wiesen, allein die Wälder bleiben noch lange, über 100 Meilen weit, vorherrschend. Erst am La-Platte-Flusse sollen die Wälder ganz aufhören. Am obern Missouri fangen sie wieder an vorzuherrschen.

Wenn unterhalb der Mündung des Ohio das westliche Missisippithal selbst auch nicht besonders zu Ansiedelungen einladet, so gilt dies doch keineswegs von den Thälern der Seitenflüsse; indem die des weißen Flusses, der etwas ober dem 34. Breitengrade einmündet, und des, von diesem durch die schwarzen Berge geschiedenen, Arkansas, als reizend genug geschildert werden. Ebensowenig gebricht es an der Ostseite, weder unterhalb, noch oberhalb des Ohio, an schönen Seitenflüssen, wo große Räume auf Ansiedler warten. Der Ohio bildet aber mit seinen Zweigen ein Netz, das gleichfalls für sich betrachtet werden muß. Dort ist es schon nicht mehr die Natur, was hauptsächlich die Aufmerksamkeit anzieht. Eine Menge blühender Städte, Canäle und Heerstraßen regen hier zu Gedanken an, wovon die europäische Statistik nichts kennt. Ein europäischer Statistiker fühlt sich überhaupt nirgend weniger an seiner Stelle, als in Nordamerika. In Europa kann man sich träge auf mechanische Ausfüllungen von Rubriken beschränken. Weil das Leben dort so stationär ist, wird ein solches Machwerk lange Zeit gute Dienste leisten. Hier hingegen ist eine gewöhnliche Statistik kaum ein Jahr brauchbar, und wer den Europäern ein Bild von dem nordamerikanischen Leben beibringen will, der muß sich um etwas bekümmern, warum sich die Statistiker nie bekümmern, nämlich um das Lebensprincip selbst. Er muß die Kräfte kennen zu lernen suchen, wovon die in statistischen Schriften bloß rubricirten Merkwürdigkeiten ausgehen. Er muß den Lesern das Gesetz, wornach sich hier so rasch alles Statistische verändert, zeigen können. Wie die Mathematiker und Astronomen für die Kenntniß bestimmter Figuren das Gesetz der Bewegung aufsuchen, wodurch sie beschrieben werden, so hat auch er sich hier nach den innern Kräften umzusehen; da es für ihn nicht minder schwierig und mühsam ist, stets deren schaffende Aeußerungen zu verfolgen, als für den Astronomen sich unaufhörlich mit Beobachtungen und Messungen des veränderten Standes der Gestirne zu beschäftigen.

Zuletzt wäre eine neue Wanderung anzustellen, um die Reihe der Klimate an diesem Vater der Ströme näher kennen zu lernen. An den Quellen des Missisippi dauert der Winter über ein halbes Jahr; unterhalb der Antons-Fälle bis zum Missouri, in der obern Hälfte etwa drei Monate, in der untern Hälfte etwa 1½ Monat. Vom Missouri bis zum Arkansas nimmt er bis zu Einem Monat ab, vom Arkansas bis zum rothen Flusse bis zu drei Wochen, und zu Neu-Orleans ist er ganz verschwunden. — Hinsichtlich des Klimas am Missouri berichtet man, daß die ersten hundert Meilen jenseits des Missouristaates keine besondere Aenderung zu spüren sei. Dann aber steigt die Höhe des Bodens; und der Fuß des Felsengebirges soll gegen 4000 Schuh über der Meeresfläche sein, was natürlich sehr auf die Temperatur einwirkt, die am oberen Missouri selbst im Sommer zuweilen Schnee und Frost zuläßt. Die Bevölkerung dürfte sich deshalb in

der ersten Zeit den Missouri entlang nicht weiter als zu der Krümmung, wo sein Lauf gerade von Norden kommt, ausdehnen, und dann an den westlichen Seitenflüssen fortgehen.

1) Nach Andern etwa 200,000 Köpfe, und **innerhalb** des Felsengebirges und **jenseits** noch etwa 90,000, im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten also gegen 300,000.

2) Die Chippeway-Sprache ist die Hauptsprache der Indianer des Nordens. Jedoch westlich des Missisippi macht ihr die Sprache der Sioux (oder Dacota-Indianer) den Rang streitig. Im Süden sind **östlich** des Missisippi die Sprachen der Muskogees (Creeks) und der Cherokesen die Hauptsprachen. Westlich des Missisippi am rothen Flusse, Arkansas und Missouri herrschen die Sprachen der Osagen und der Panis. Man will alle anderen Sprachen als Dialekte von diesen sechs betrachtet wissen.

3) Dort ist eine Stadt, *Portage summit* genannt, die rasch zunehmen soll.

4) An diesem Flusse ist die Stadt Galena, etwa zehn bis zwölf Meilen von seiner Mündung in den Missisippi; sie soll jetzt (1832) über 300 Häuser und über 1000 Einwohner haben.

5) In meinem Reiseberichte heißt es, daß der Missouri etwa alle dreißig Jahre einmal aus seinen Ufern trete und dies im Jahre 1824 der Fall gewesen sei. Dabei ist jedoch vergessen worden, zu bemerken, daß er im Jahre 1811 gleichfalls große Ueberschwemmungen verursachte, weshalb die Franzosen es noch das Jahr der Fluthen (*l'année des eaux*) nennen.

III. Morphologie *).

33. Die Mineralogie als morphologische und als geologische Wissenschaft.

(*H. F. Link*, Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung.)

Das **Innere** der Erdrinde erscheint uns als Gegensatz der **Oberfläche**. Hier ist das Organische herrschend, dort hingegen sehen wir nur, wenigstens jetzt, unorganische Massen. Wir nennen die unorganischen Körper, sofern sie Theile der Erdrinde sind, **Mineralien**. Das Wasser, welches die Erdschichten durchdringt, auch sich zuweilen im Innern sammelt, wird angesehen als von außen eingedrungen, und macht keinen Theil der Erdrinde aus. Auch Bergöl und alle flüssigen Körper, welche sonst noch in der Erde vorkommen, sind gleichsam nur vorübergehend in der Erdrinde, ohne einen festen und bestimmten Ort daselbst zu haben. Die Luft in den Höhlungen unter der Oberfläche muß ebenfalls nur als ein zufällig von oben oder von unten eingedrungener Körper angesehen werden, welcher bei jeder Gelegenheit zu entweichen, und in die Atmosphäre als seine Heimath überzugehen strebt. Es scheint daher sehr gezwungen, wenn die Mineralogen von den Gasen und vom Wasser anfangen, und Bruchstücke, gleichsam Geschiebe, eines chemischen Systems liefern, welche man in dem Mineralsystem nicht sucht und nicht braucht. Und doch vergessen dieselben Schriftsteller die verschiedenen Mineralwasser vollständig aufzuführen, welche man hier suchen möchte und brauchen könnte.

Die Mineralien nehmen in ihrem ausgebildeten Zustande eine regelmäßige oder vielmehr symmetrische Gestalt an, sie erscheinen als **Krystalle**. Der Ausdruck regelmäßig ist gewöhnlich, aber man muß bedenken, daß er nicht mathematisch richtig ist, denn ein mathematisch regelmäßiger Körper ist in gleiche Flächen eingeschlossen, welches Kennzeichen nur an wenigen Krystallen angetroffen wird. Einen symmetrischen Körper nennen wir aber einen Körper, welcher durch einen Schnitt in zwei gleiche Hälften kann getheilt werden. Die organischen Körper sind ebenfalls symmetrische Körper, und doch von den Krystallen sehr verschieden; wir müssen also hinzufügen, daß die Krystalle in Ebenen eingeschlossen sind, welche sich in Kanten schneiden und in Ecken zusammen treffen. Wir haben allerdings Ausnahmen an dem unsymmetrischen eingliedrigen Krystallsystem und im organischen Reiche an den Plattfischen; aber in der Natur gibt es, man möchte sagen der Natur nach, keine Regel ohne Ausnahme, und überall werden die letzteren als solche leicht erkannt.

*) Naturgeschichte (Naturbeschreibung) der drei Reiche, nebst Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte u. s. w.

So wie die organischen Körper auf der Oberfläche der Erde entspringen, und in Kraut und Blüthe sich verwandeln, so dringen die Krystalle aus dem Felsen hervor und zwar an dessen innerer Oberfläche, in den Höhlungen, Spalten und Drusen, als dessen Blüthe und höchste Vollkommenheit. Schon daraus könnte man folgern, daß die Mineralogie, welche mit der Botanik und Zoologie das Feld der Naturgeschichte einnimmt, auf die Krystallgestalt sich gründen müsse. Allein es kommt noch ein wichtiger Grund dazu. Die Botanik und Zoologie gehen von Individuen aus, denn die Arten, welche in jenen Wissenschaften eigentlich geordnet und bestimmt werden, beruhen auf Individuen, und solche Individuen, wie sie jene Wissenschaften vor sich haben, findet die Mineralogie nur in den Krystallen. Das Individuum zeigt eine bestimmte Gestalt; das unkrystallisirte Mineral, wie es von einem Felsen geschlagen, oder von der Oberfläche der Erde aufgenommen wird, zeigt eine höchst zufällige, oft willkürliche Gestalt. Der Verfasser hat schon früh den Gedanken geäußert, daß im Mineralreiche keine Individualität sich finde, ausgenommen in den Krystallen. Karsten, der Mineraloge, behauptete das Gegentheil, indem er nicht sowohl die Sache, als das in dieser Bedeutung vielleicht fremde Wort angriff, und ängstlich nach Definitionen bei den Philosophen suchte, um das geologische oder geognostische System nicht verlassen zu dürfen, dem er anhieng. Noch bei seinem Leben mußte Karsten sehen, daß die Mineralogie unter Hauy's Bearbeitung fast ganz zur Krystalllehre wurde.

Die Art, wie sie dem botanischen und so auch dem zoologischen System zum Grunde liegt, ist das Beständige in der Reihe der Generationen, das Beständige in der äußerlichen und zufälligen Veränderlichkeit, welcher der organische Körper ausgesetzt ist. Uebertragen auf die Mineralogie ist die Art das Beständige der Gestaltung in der Veränderlichkeit der Bildung überhaupt, also die Grundgestalt des Krystalls, von der sich die andern Gestalten ableiten lassen. So reiht sich das Mineralsystem dem botanischen und zoologischen System in der Naturgeschichte ungezwungen an. Werner, der durch die Einführung der äußern Kennzeichen in die Mineralogie und durch die genaue Bestimmung derselben diese Wissenschaft zu einem gleichen Range mit der Botanik und Zoologie erhob, gieng zu weit in der Ausschließung chemischer Kennzeichen, und Mohs ist ihm darin gefolgt. Die Verschiedenheit der chemischen Mischung im organischen Reiche ist zu gering, um die Aufmerksamkeit sehr auf sich zu ziehen, aber man darf sie keineswegs ganz vernachlässigen. Mehr als einmal hat man versucht, die Gegenwart oder die Menge des Stickstoffs als ein Kennzeichen des Thierreichs anzusehen, und wenn es auch zur Unterscheidung nicht hinreichen sollte, so dient es doch neben andern Kennzeichen, die Stelle eines Naturkörpers in einer Reihe zu sichern. Ebenso ist man gar zu ängstlich gewesen, in der Mineralogie Kennzeichen zuzulassen, welche einige Vorbereitung erfordern. Manche Schmelzungsversuche erfordern nicht so viel Vorbereitung und Mühe, als in der Kapsel der Moose das innere Peristom zu beobachten, wonach die Gattungen und Arten dieser Pflanzen bestimmt sind. Die Bequemlichkeit steht überall in der Naturgeschichte der Genauigkeit nach.

Es ist der Natur der Bezeichnung in der Naturgeschichte gemäß, die Art, wie wir sie eben als das Beständige in dem Veränderlichen bestimmt haben, allein zu benennen. Ursprünglich benannte man in der Botanik nur Arten, denn dieser Theil der Naturgeschichte bildete sich zuerst und allein aus; aber bald sah man ein, daß man nicht scharf genug unterschieden hatte, und so entstand es, daß man die künstliche, willkürliche Abtheilung, die Gattung nämlich, mit einem Hauptworte benannte, und die Art nur durch ein Nebenwort unterschied, welches man dem Hauptworte beifügte. Die Zoologie, welche sich lange nach der Botanik ausbildete, machte ihre Benennungen auf gleiche Weise. Es ist fehlerhaft, aber nicht zu ändern. Die Zahl der Arten ist zu groß, um jeder ein besonderes Nennwort zu geben, und überdies läßt sich jetzt nicht mehr eine Sprachverwirrung unternehmen. Sehr richtig benannten Werner und Hauy die Arten in der Mineralogie mit Hauptwörtern, und wenn Karsten solche Arten Gattungen nannte, um die Nomenclatur der botanischen und zoologischen ähnlicher zu machen, so war dieses nicht richtig. Aber noch zweckwidriger scheint es mir, wie Mohs gethan, höhern als jenen willkürlichen Abtheilungen solche Benennungen zu geben, und dadurch eine Sprachverwirrung herbeizuführen, welche ganz unnöthig ist.

In dem oben erwähnten Streite, ob die Mineralien außer den Krystallen Individuen darstellen, hatte Oken gesagt, die Individualität des Minerals bestehe in dem bestimmten Verhältnisse der chemischen Bestandtheile. Sehr richtig, aber es ist die Individualität der Moleculen, wovon die Individualität der Krystalle als Gegensatz des ungeformten Minerals ganz verschieden ist. Es gründet sich indessen allerdings auf jene Individualität das chemische System, welches in neuern Zeiten

mit großem Glück bearbeitet ist, und welches von der Chemie ebenso sollte unterschieden werden, als die Physiologie der Thiere und Pflanzen von der systematischen Aufstellung der Thier- und Pflanzengattungen und Arten. Man sieht auch gar nicht ein, warum in dem Laboratorium erzeugte Salze nicht ebensowohl eine Aufnahme im Systeme verdienen, als im botanischen Garten erzeugte Pflanzen. Nicht sowohl durch Betrachtungen dieser Art, als durch seine eigenen Arbeiten für die Gründung und Erweiterung der Chemie veranlaßt, entwarf Berzelius ein Mineralsystem nach den bestimmten Verhältnissen der Bestandtheile, wie es sich von dem größten Chemiker dieser Zeit erwarten läßt. Es ist aber ein Theil des erwähnten chemischen Systems und noch kein Mineralsystem, bis es durch die äußeren Kennzeichen das Gepräge des letztern erhalten hat. Doch da das chemische System in seinem Fortschreiten auf die chemische Zusammensetzung der Mineralien treffen muß, so ist es am bequemsten, das System nach chemischen Kennzeichen einzutheilen und die Bestimmung und Beschreibung der Arten vorzüglich nach den äußeren Kennzeichen zu machen. Wirklich haben auch seit Werner fast alle Mineralogen die Mineralogie nach dem chemischen System eingetheilt, und sich bei den Beschreibungen und Bestimmungen der Arten und Abarten nur der äußeren Kennzeichen bedient. Die Eintheilungen, welche Mohs nach äußeren Kennzeichen allein gemacht hat, sind so unnatürlich und so schwach bezeichnet, daß man sie den chemischen Bestimmungen wohl nicht vorziehen wird.

So läßt sich also Werner's und Hauy's Verfahren in der Systematik der Mineralogie nach allen Rücksichten rechtfertigen. Aber in der Mineralogie tritt noch ein Bedürfniß anderer Art auffallend hervor. Die Natur ist in der Erzeugung der Krystalle auf verschiedenen Stufen der Entwickelung erstarrt, und hat diese Stufen beständig gemacht. Sie ist ebenso auf verschiedenen Stufen der Zerstörung stehen geblieben, und wir sehen noch die Mineralien auf diesen verschiedenen Stufen. Es sind endlich mancherlei Veränderungen der schon gebildeten Körper geschehen, und auch hier bemerken wir, daß die verschiedenen Grade der Veränderung beständig wurden und dauernde Erzeugnisse gaben. Von der erdigen Bergmilch steigt die Natur zum krystallisirten Kalkspath auf und ganze Berge bestehen aus splittrigem und blättrigem Kalkstein, der ein gestörter oder zerstörter Krystall ist, und der gemeine Chlorit erscheint als ein veränderter blättriger Chlorit. In dem organischen Reiche ist dieses Alles nicht der Fall; die Natur eilt rasch von Einem zum Andern; was sich nicht entwickelt, vergeht als unbedeutend, und was zerstört wird, entgeht früher oder später seinem Untergange nicht. Es ist daher ein anderes System für das Mineralreich nothwendig, wovon in der Naturgeschichte des organischen Reiches die Rede nicht sein kann, ein geologisches oder geognostisches Mineralsystem, worin die verschiedenen Stufen der Entwickelung, der Zerstörung und der Veränderung der Mineralien bestimmt und durch Worte bezeichnet werden. Es ist allerdings nur ein Anhang, wenn man will, oder ein Zusatz, eine Erweiterung des eigentlichen Mineralsystems, welches sich aber frei und selbständig ausbilden muß, ohne sich von Formen des andern Systems beschränken zu lassen, die sich dafür nicht schicken.

34. Die Krystallologie.

(*Jul. Fröbel*, Grundzüge eines Systems der Krystallologie [1843] S. 5—7, 11—14.)

Nachdem in der neuesten Zeit die Kenntniß der Mineralien eine gewisse Erweiterung und Ausbildung erhalten hatte, war man wenigstens dahin gelangt, daß die Principien der Classification zur Sprache kommen mußten. Die große Schwierigkeit lag nur hier in dem Umstande, daß die Versuche einen wesentlichen Zusammenhang zwischen der chemischen Zusammensetzung der Mineralien und ihren äußeren Eigenschaften aufzufinden, durchaus keinen Erfolg zeigten. Classificirte man daher die Mineralien nach ihren Bestandtheilen, so kamen in eine und dieselbe Gruppe Körper zusammen, die sich in ihren äußeren Eigenschaften auf das Wesentlichste unterschieden; classificirte man aber nach den äußeren Eigenschaften, so mußte man nicht selten Körper von der unähnlichsten chemischen Zusammensetzung in einer Gruppe vereinigen. Nun erschien unter den Mineralogen den Einen die chemische Zusammensetzung, den Andern der äußere Habitus

als das rechte Classificationsprincip. So theilten sich die Mineralogen in zwei Parteien, die der Chemiker und die der Naturhistoriker, welche über den Gegenstand in ziemlich lebhaften Kampf gerathen sind und deren Zwiespalt selbst bis auf diesen Augenblick fortdauert.

In dem, was von beiden Parteien in Hinsicht auf Ausführung des mineralogischen Systems geleistet wurde, treten Berzelius und Mohs als die bedeutendsten Erscheinungen auf. Diese haben die Mineralogie überhaupt auf die entgegengesetzteste Weise betrachtet. Berzelius findet das einzige eigenthümliche Princip der Naturgeschichte in dem Leben. Nur darum weil von der Chemie das Leben bis jetzt nicht erklärt werden kann — und vielleicht nie wird erklärt werden können —, tritt ihm für die organische Natur die Naturgeschichte als eine eigene, von der Chemie getrennte Wissenschaft auf. Aber für die unorganische Natur fällt dieses Princip hinweg, weshalb, nach ihm, eine Naturgeschichte der unorganischen Körper im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht möglich ist und die Betrachtung dieser Körper ganz ins Gebiet der Chemie fällt. Die Mineralogie ist für Berzelius nichts anderes, als die — ihrer Natur nach nothwendig chemische — Lehre von den in der festen Erdrinde vorkommenden unorganischen Körpern; — nichts, als ein physisch-geographisches Excerpt aus der Chemie. — Von einem ganz anderen Gesichtspuncte geht Mohs aus. Er findet das Princip der Naturgeschichte in ihrer empirischen Methode, die von allem Theoretischen rein gehalten sein soll. Da sie keinen theoretischen Zweck kennt, so hat sie auch keinen Grund mit den Körpern Experimente vorzunehmen. Sie beschreibt nur, was sie vorfindet und so wie sie es vorfindet, und es liegt ganz außer ihren Grenzen, diejenigen Eigenschaften der Körper in Betracht zu ziehen, welche nur durch Veränderungen, die der Mensch mit ihnen vornimmt, zu Tage kommen. Darum kann, nach Mohs und seinen Anhängern, die chemische Zusammensetzung der Mineralien keinen naturhistorischen Charakter derselben ausmachen.

Diese beiden sich schroff gegenüberstehenden Ansichten sind auf verschiedene Weise angegriffen worden. Gegen Berzelius ist die Selbständigkeit der Naturgeschichte auch der unorganischen Körper behauptet worden, gegen Mohs die Zulässigkeit, ja Unentbehrlichkeit der chemischen Zusammensetzung als eines naturhistorischen Charakters der Mineralien. Durchläuft man aber die zahlreichen Erörterungen über diese streitigen Meinungen, sowie die späteren Versuche, die Wissenschaft nach einer oder der anderen neuen Ansicht zu bearbeiten, so muß man in der That von der Erscheinung überrascht werden, daß das eigentliche naturhistorische Princip, welches in der Mineralogie enthalten ist, von Allen, auch von den sogenannten Naturhistorikern, übersehen worden ist. Darum leiden alle Systeme, seien sie chemische oder auf äußere Eigenschaften gestützte, an dem gleichen Fehler, daß in ihnen die Mineralogie als physisch-geographische, aber nicht als naturhistorische Wissenschaft erscheint.

Auch Berzelius hat also den Begriff der Individualität ganz übersehen oder wenigstens übersprungen. Vielleicht ist er der Meinung, die Individualität lasse sich, wenigstens in der Form, in welcher sie in der unorganischen Natur auftritt, durch die Chemie erklären. Es wird sich aber zeigen lassen, daß dies, wenn man nur auf die letzten Principien der Wissenschaften zurückgeht, nicht der Fall ist. Und der Nutzen von der richtigen und scharfen Eintheilung der Wissenschaften ist gerade der, daß sich durch dieselbe und die daraus hervorgehende Behandlung derselben diese letzten Principien klar herausstellen, was gerade zu den höchsten und allgemeinsten Zwecken der Wissenschaft gehören muß. Der französische Mineralog Beudant erkennt an, daß die Individualität das Princip der Naturgeschichte sei und daß es eine Naturgeschichte der unorganischen Körper gebe. Aber das wahre Wesen der Individualität begreift derselbe darum doch nicht, so daß er nur scheinbar auf Seite derer ist, welche eine wahre Naturgeschichte der unorganischen Körper für möglich halten, in Wahrheit aber mit Berzelius übereinstimmt. Das unorganische Individuum ist ihm nichts anderes, als eine Substanz von bestimmter stöchiometrischer Zusammensetzung, also eine eigentliche chemische Verbindung, und weiter nichts.

Auch Hausmann verkennt den Begriff der Individualität über dem des Organismus und findet in der unorganischen Natur nur die Substanz als Princip. »Wollte man vergleichen,« sagt er, »so würde man ein einfaches Mineral nur irgend einer eigenthümlichen thierischen oder vegetabilischen Substanz, z. B. der Knochensubstanz, der Pflanzenfaser, gegenüber stellen dürfen.«

Es muß, nach allem diesem, zuerst untersucht werden, ob es unorganische Individuen gebe oder nicht. Unter einem Individuum in der organischen

Natur, wo die Existenz von Individuen außer Zweifel ist, verstehen wir *einen Körper, dessen Existenz durch eine in ihm wohnende sowohl qualitativ als quantitativ bestimmte Krafteinheit eine nothwendige und abgeschlossene innere und äußere Form erhalten hat.* Dieser Begriff nun schließt, neben dem eines Thieres und einer Pflanze, auch den Begriff der Natur gewisser unorganischer Körper ein, die man *Krystalle* nennt. Auch diese haben durch eine in ihnen vorhandene sowohl qualitative als quantitative Krafteinheit eine nothwendige und abgeschlossene innere und äußere Gestalt erhalten. *Es gibt also wahre unorganische Individuen.*

Diese Erkenntniß ist ein nothwendiger Theil einer allgemeinen Weltansicht, und als solche für das geistige Leben fruchtbarer, denn die Kenntniß der Hälfte aller Thiere und Pflanzen. Sie ist eine Eroberung auf dem Gebiete des *wesenhaften Seins*. Der individuelle Zustand — dies muß man sich zum Bewußtsein bringen — ist der einzige, für welchen das metaphysische Verhältniß von Wesen und Eigenschaft vorhanden ist, denn nur Individuen sind Wesen. In Bezug auf andere Körper substituirt bloß die Logik ihr formales Verhältniß von Subject und Prädicat für jenes reale, metaphysische, — aus dem Inbegriff aller Prädicate wird im Subject ein fingirtes Wesen hingestellt, auf welches die einzelnen Prädicate als Eigenschaften bezogen werden; — aber dieser nothwendige formale Proceß kann nie mit dem realen Verhältniß des wesenhaften Daseins verwechselt werden. So wenn wir von den Eigenschaften irgend eines chemischen Stoffes reden; das Subject — z. B. Sauerstoff, Weingeist — ist hier wieder nur ein Inbegriff von Prädicaten, ein fingirtes Wesen, das sich in seine Eigenschaften auflöst, für die das Wesen nur in der Grundlage eines größeren Ganzen, z. B. des Erdkörpers, des Sonnensystems, des Weltalls, gefunden werden könnte, dem diese Stoffe angehören, wie das Holz dem Baum, die Knochen und das Fleisch dem Thiere. — Hat man sich dies klar gemacht, so ist der Einwurf von selbst beseitigt, daß die innere Krafteinheit zwar allerdings bei den organischen Individuen auf einem besonderen Principe, nämlich dem *Leben* beruhe, bei den unorganischen aber ganz in das Gebiet chemischer Verhältnisse falle. Diesen chemischen Verhältnissen fehlt ja eben die Wesenhaftigkeit, in welcher die Individualität beruht. — Indessen möchte dieser Betrachtungsgang für Manchen zu abstract sein. Wir können ihn entbehren. Schon *äußerlich* ist jede gasförmige, flüssige, aber amorphe starre Substanz ein Beispiel, das der Chemismus mit allen seinen Eigenschaften auftreten kann, ohne sich an dem Zustande der Individualität zu zeigen, oder diesen hervorzurufen. Wenn im Chemismus anziehende und abstoßende Molecularkräfte wirken, so wirken sie eben nur so, daß dadurch der chemische Proceß mit seinen stöchiometrischen und verwandtschaftlichen Verhältnissen hervorgebracht wird, und *nichts Anderes*, — und was im Krystall Anderes zum Vorschein kommt, die symmetrisch-polarische Wirksamkeit dieser Kräfte, ihre bestimmte Größe in einem gegebenen Falle, also die Ausdehnung ihres Wirkungskreises, wie sich diese in der von inneren Bedingungen der Krafteinheit abhängigen äußeren Begrenzung ausspricht, — für das müssen besondere Bestimmungen hinzugekommen sein, die nicht im Wesen des Chemismus liegen. Dies gilt also, wie man sieht, für die unorganische Individualität so gut wie für die organische. Der Unterschied zwischen diesen beiden ist wohl überhaupt verhältnißmäßig zu wichtig genommen worden; denn die Kluft zwischen dem amorphen Zustande und der Individualität überhaupt ist weit größer, als die zwischen der unorganischen und organischen Individualität. Nicht nur die organische, sondern auch die unorganische Individualität hat also ihr eigenes Princip, durch welches sich die Wissenschaft derselben scharf von der Chemie absondert.

35. Bedeutung der Chemie für die Mineralogie.

(*W. Whewell*, Geschichte der inductiven Wissenschaften, deutsch von Littrow III. [1841] S. 256–259.)

Entdeckung des Isomorphismus. Mitscherlich. — Die Entdeckung, von der wir nun sprechen wollen, wird manchem Leser auf den ersten Blick zu umfassend erscheinen, um sie in die Geschichte der Krystallographie aufzunehmen, wird auch wohl von mehreren in die Geschichte der Chemie verwiesen werden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Krystallographie von

der Zeit an, wo sie in der Hand Haüy's eine höhere Wichtigkeit erlangte, ihre Ansprüche auf eine nähere Verwandtschaft mit der Chemie nicht mehr aufgegeben hat. Die Krystallform war seitdem eine bestimmte Eigenschaft von etwas Körperlichem geworden; aber worin dieses Etwas besteht, und auf welche Weise dasselbe modificirt werden kann, ohne etwas Anderes zu werden, das konnte von der Krystallographie selbst nicht entschieden, das mußte dem hilfreichen Beistande der Chemie überlassen werden. Haüy hatte als allgemeines Resultat seiner Untersuchungen angenommen, daß dieselben chemischen Elemente, in denselben Verhältnissen unter einander combinirt, auch immer wieder dieselben krystallinischen Formen hervorbringen werden, und ebenso auch umgekehrt, daß dieselben Formen und Winkel (mit Ausnahme des bekannten tessularischen Systems) auch wieder dieselbe chemische Constitution voraussetzen. Allein dieses Dogma konnte nur als eine annähernde Vermuthung betrachtet werden, von der sich gar manche auffallende und unerklärbare Ausnahmen zeigten. Viele dieser Ausnahmen wurden auf eine sehr schöne Weise durch die Entdeckung erläutert, daß es verschiedene Elemente gebe, die unter einander isomorph (gleichgestaltig) sind, das heißt, solche Elemente, deren eines an die Stelle des andern treten kann, ohne die krystallinische Form zu ändern, so daß also die chemische Composition eines Körpers gar sehr geändert werden kann, während der krystallographische Charakter desselben ganz unverändert bleibt.

Diese Entdeckung hat, wahrscheinlich aber nur als eine Vermuthung, schon Fuchs im Jahre 1815 gemacht. Er sagt bei Gelegenheit eines neuen Minerals, das man Gehlenit genannt hat: „Ich halte das Eisenoxyd für keinen wesentlichen Bestandtheil dieses Geschlechts, sondern bloß für ein stellvertretendes Element, durch welches ebenso viel Kalk ersetzt wird. Wir werden die Resultate unserer Analysen der Mineralien aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten gezwungen sein, wenn wir anders wünschen, sie von der einen Seite mit der Lehre von den chemischen Verhältnissen in Uebereinstimmung zu bringen, und auf der andern Seite die Anzahl der Geschlechter nicht unnöthiger Weise zu vermehren.“ In einer Vorlesung „über den gegenseitigen Einfluß der Chemie und Mineralogie“ (München 1820) richtet er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer wieder auf diesen seinen Ausdruck von den vicarirenden Elementen, durch den ohne Zweifel das Gesetz gemeint wird, welches später (1822) von Mitscherlich aufgestellt worden ist.

Dabei setzen wir aber keineswegs voraus, daß durch dieses Zuvorkommen jenes Naturforschers der von Mitscherlich gemachte Schritt ein gewöhnlicher und ohne weitere Wichtigkeit geworden sei. Der ganze Begriff von den vicarirenden Elementen war von sehr geringem Werthe, ehe er durch zahlreiche und sorgfältige Analysen seine Gestalt und seine gegenwärtige Bedeutung erhielt. Vielleicht war Niemand fähiger, jede neue in der chemischen Welt auftretende Idee zu ihrem besten Vortheil zu benutzen, als Berzelius, und doch finden wir ihn (Versuch über die Theorie der chemischen Verhältnisse, S. 122) noch um das Jahr 1820 bei einer vagen Ansicht dieser Fälle verweilen, „daß die Oxyde, die gleiche Mengen von Oxygen enthalten, auch ihre allgemeinen Eigenheiten gemeinschaftlich haben müssen,“ ohne diesen Gegenstand zu einem bestimmten Abschluß zu bringen. Sein Schüler, Mitscherlich, aber gab diesem Satze erst seine wahre krystallographische Bedeutung. So fand er, daß das Carbonat (kohlensaure Salz) der Magnesia, des Eisen-Protoxyds und des Mangan-Protoxyds in vielen Beziehungen auf ihre Gestalt übereinstimmen, während die homologen Winkel derselben um einen oder zwei Grade verschieden sind; ebenso fand er, daß das Carbonat von Baryt, Strontium, Blei und Kalk (Arragonit) nahe unter einander übereinstimmen; daß die verschiedenen Arten des Feldspaths bloß durch die Substitution des einen Kalis, statt eines andern unterschieden sind, und daß die Phosphate (phosphorsaure Salze) beinahe identisch sind mit den Arseniaten (arseniksauren Salzen) von verschiedner Basis. Diese und ähnliche Resultate wurden so ausgedrückt, daß man sagte, daß in allen solchen Fällen die Basis, Kalk, Eisen-Protoxyd und so fort, isomorph (gleichgestaltig) ist, oder, wie bei dem letzten Beispiele, daß die Arsenik- und die Phosphorsäure isomorph sind.

Da in einigen von den erwähnten Fällen durch die Substitution eines Elementes der isomorphen Gruppe für das andere der Winkel nur sehr wenig geändert wird, so hat man diese Gruppe plesiomorphose genannt.

Diese Entdeckung des Isomorphismus war sehr wichtig und erregte daher auch die Aufmerksamkeit aller Chemiker Europa's in hohem Grade. Die eigentliche Geschichte ihrer Aufnahme und ihres weiteren Fortgangs gehört jedoch, größtentheils wenigstens, in das Capitel von der Classification der Mineralien, da die erste Wirkung dieser Entdeckung eine gänzliche Umgestaltung der bisherigen chemischen Anordnungsysteme ge-

wesen ist. Aber selbst diejenigen Chemiker sowohl, als Krystallographen, die sich um systematische Classificationen nur wenig kümmerten, wurden doch durch die nun neu eröffnete Aussicht kräftig bewegt, daß endlich auch auf diesem Wege das lang gewünschte Gesetz von der Verbindung der krystallinischen Gestalt der Körper mit ihrer chemischen Constitution entdeckt werden möchte. Untersuchungen zu diesem Zwecke wurden bald und mit großem Eifer unternommen. So analysirte erst in den neuesten Zeiten Amprih eine Menge von tessularischen Mineralien, den rothen und schwarzen Spinell (Edelsteine), den Gahnit, Franklinit und das chronische Eisenoxyd, und nicht ohne guten Erfolg scheint er den chemischen Formeln dieser Mineralien einen gemeinsamen Typus gegeben zu haben, wie sie denselben auch schon in ihrer Krystallisation besitzen.

36. Bedeutung der Chemie für die Mineralogie.

(*J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 74—76.)

Ganz besonders wichtig und bedeutungsvoll wurde diese schöne, von einem Deutschen gemachte Entdeckung (des Isomorphismus) für die Mineralogie. Bei dem Versuche, die Mineralien nach ihren Bestandtheilen und ihrer Zusammensetzung zu ordnen, ergaben sich zahllose Verwickelungen und Schwierigkeiten; die gewissenhaftesten Chemiker widersprachen sich in der Zusammensetzung der am besten charakterisirten Mineralien.

So fand der Eine in dem Granat von Arendal über 13 Procent Bittererde, die in dem von Fahlun, vom Vesuv etc. gänzlich fehlte; in dem edlen Granat ergab die Analyse 27 Procent Thonerde, von welcher in dem gelben von Altenau keine Spur aufzufinden ist. — Welche Bestandtheile gehören denn zu dem Granat? wie ist er eigentlich zusammengesetzt? — Alles dies hat sich sehr einfach entwirrt; wo die Thonerde fehlte, fand sich das isomorphe Eisenoxyd, wo die Bittererde fehlte, fand sich der isomorphe Kalk; es zeigte sich, daß der Granat wechselnde Mengen isomorpher Oxyde, von Eisenoxyd und Thonerde, oder Kalk, Manganoxydul, Eisenoxydul enthält, die einander ohne Aenderung der Form der Verbindung zu vertreten vermögen.

Genauere Messungen der Krystalle haben später dargethan, daß die ähnlichen Verbindungen isomorpher Substanzen nicht immer ganz vollkommen die nämliche Form zeigen, daß also die Winkel, welche die Flächen mit einander bilden, nicht immer ganz identisch sind, und es ist sicher die schönste Begründung unserer Ansichten über die Existenz der Atome gewesen, daß diese Abweichungen durch Betrachtungen erklärbar wurden, die sich an die atomistische Theorie knüpfen ließen.

Versinnlichen wir uns in der That einen Krystall, entstanden durch Nebeneinanderlagerung von Atomen, von denen jedes eine gewisse Gestalt besitzt, und die Gestalt des ganzen Krystalls, als abhängig von der Form seiner kleinsten Theile, so wird das Thonerde-Atom in dem Alaun-Atom einen gewissen Raum ausfüllen. Wenn wir das Thonerde-Atom in diesem Krystall herausnehmen und an seine Stelle ein Eisenoxyd-Atom bringen, so wird der Alaunkrystall seine geometrische Gestalt behalten, wenn das Eisenoxyd-Atom die nämliche Form hat wie das Thonerde-Atom, aber nur dann, wenn es auch ebenso groß ist, wenn sein Volumen gleich ist dem Volumen des Thonerde-Atomes, wird die Form des Alaunkrystalls absolut dieselbe bleiben; füllt aber im Allgemeinen das isomorphe Oxyd den Raum des zu vertretenden nicht vollkommen aus, ist sein Volumen kleiner oder größer, so muß sich dies in der gegenseitigen Neigung der Kanten des Krystalls zu seiner Achse zu erkennen geben.

37. Die Botanik bei den Griechen und Römern.

(*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*, Grundz. d. wissenschaftl. Pflanzenk. [1820] S. 377—382.)

Die wissenschaftliche Botanik verdankt ihren Ursprung den philosophischen Schulen des alten Griechenlands. Es ward aber vielmehr die Naturlehre der Gewächse, als die beschreibende Botanik bearbeitet, theils, weil man bei der geringen Anzahl bekannter Pflanzen, die sich bei den Griechen und Römern kaum etwas über tausend belief, nicht nöthig fand, an Classification, an Theorie derselben, an schulgerechte Beschreibungen und regelrechte Namengebung zu denken; theils, weil der Sinn der Alten für die Naturgegenstände sich lediglich auf Erklärung der Erscheinungen und auf Anwendung der Naturkörper in den Künsten und Gewerben beschränkte; theils endlich, weil die Naturlehre der Gewächse ebenso wie die Naturlehre überhaupt aus Verstandesbegriffen hergeleitet wurde. Daher findet man in den Schriften und Bruchstücken der griechischen Philosophen nur einzelne Andeutungen der Lehre von dem Leben und der Ernährung der Pflanzen, die sie nach der Analogie mit dem Thierreich zu erklären suchten, dabei aber manche glückliche Idee über die Stufe, welche die Gewächse in der Reihe der Naturkörper einnehmen, und über ihre Verwandtschaften mit den Thieren äußerten.

Zwar beschäftigten sich in den Zeiten des blühendsten Zustandes der atheniscchen Republik, zum Behuf der Künste, besonders der Medicin, mehrere Männer, die man Rhizotomen nannte, ausschließlich mit dem Wurzelgraben und Kräutersuchen. Einige von ihnen, die auch Pharmakopolen genannt werden, scheinen selbst aus den Schulen der Philosophen ausgegangen zu sein und sich eine umfassende Kenntniß von Gewächsen erworben zu haben, woher man diese Physiker nannte; allein die meisten trieben ihr Gewerbe wie Marktschreier und beobachteten eine Menge abergläubischer Gebräuche, weshalb sie vielmehr für Handlanger als für wissenschaftlich gebildete Männer gehalten werden müssen.

Der erste Gründer der Naturlehre der Gewächse ist zwar Aristoteles von Stagira, dem selbst der Beiname: Pharmakopole, gegeben wurde, weil er eine Zeit lang das Geschäft des Einsammelns der Arzneipflanzen getrieben; allein seine echten Schriften über die Pflanzen sind verloren gegangen, und was wir jetzt unter diesem Namen besitzen, ist das abgeschmackte Machwerk eines unwissenden Griechen aus dem Mittelalter.

Aristoteles' Nachfolger und Lieblingsschüler, Tyrtamus aus Lesbos, dem er selbst, wegen dessen Beredsamkeit den Namen Theophrast gab, schöpfte unstreitig seine Grundsätze aus dem Unterricht seines großen Lehrers; auch bearbeitete er die Pflanzenkenntniß ganz in dem Sinn der peripatetischen Schule: doch scheint er wenige Wanderungen und Reisen unternommen zu haben, indem er sich immer auf das Zeugniß der Wurzelgräber, der Holzhauer und der Gebirgsbewohner beruft. Indessen, da er vom Jahr 371 bis 286 vor Christo lebte, so gab ihm der ewig denkwürdige Feldzug des großen Alexander durch Asien und Afrika Gelegenheit, mehrere ausländische Gewächse kennen zu lernen. Obwohl er diese nur gelegentlich und ohne genaue Beschreibungen anführt, so sind dennoch seine Werke, unter dem Titel: Geschichte der Pflanzen und von den Ursachen der Gewächse, unsterbliche Denkmäler seiner unbefangenen Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt und seiner trefflichen Beobachtung der Erscheinungen in derselben. Man darf indessen weder eine wissenschaftliche Anordnung der Gegenstände, noch eine systematische Aufzählung der ihm bekannten Gewächse erwarten, sondern muß das Ganze als das Erzeugniß eines Philosophen ansehen, der, fast ohne Vorgänger, zuerst versuchte, den denkenden Verstand mit den Erscheinungen in der Pflanzenwelt zu beschäftigen. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist von Schneider besorgt und in vier Octavbänden zu Leipzig 1818 herausgekommen. Auch war Theophrast der erste, der einen Pflanzengarten unterhielt, und in seinem Vermächtniß ernannte er einige seiner Schüler zu Verwaltern dieser Anstalt.

Seitdem Griechenland von den Römern unterjocht war, giengen die Kenntnisse der Besiegten dergestalt zu den Siegern über, daß diese, immer geneigt, nur das Nützliche zu erforschen, die Pflanzenkenntniß auch nur insofern bearbeiteten, als sie den Gewerben und Künsten Vortheile gewährt.

In den Werken der ältern Römer: Cato, Varro und Columella von der Landwirthschaft, die Schneider 1794 zu Leipzig am besten herausgegeben, findet man, sowie in Virgil's Gedichten vom Landbau und in dessen Eklogen, eine Menge Pflanzen genannt, die im Garten- und Ackerbau benutzt werden. Es ist sehr zu bedauern, daß wir die Schriften des jüngern Juba, Königs von Mauritanien, den Cäsar in Rom hatte erziehen lassen,

nicht mehr besitzen. Sie bestanden in einer Naturlehre, in einer Beschreibung der von ihm entdeckten canarischen Inseln, in Denkwürdigkeiten Lybiens und in einer Geschichte von Arabien. Ueberall schilderte er, wie die Alten bezeugen, die Pflanzen der Länder sehr sorgfältig.

Der berühmteste Schriftsteller unter den ältesten Botanikern ist Pedacius Dioskorides aus Anazarbus in Cilicien. Er lebte in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, war Arzt, und folgte den römischen Heeren auf ihren Feldzügen durch den größten Theil des römischen Reichs. Das Werk, welches wir von ihm besitzen, und dessen beste Ausgabe Sarracenus zu Frankfurt 1598 in Folio besorgt, hat den Titel: *Materia medica*, und enthält also eine Aufzählung aller Arzneipflanzen, die den Alten bekannt waren. Diese werden in ziemlich willkürlicher Ordnung aufgeführt, und nicht bloß mit den üblichen griechischen, sondern auch mit den römischen, punischen oder afrikanischen und andern barbarischen Namen bezeichnet, oft sehr vollständig beschrieben, ihr Standort angegeben, und von ihrer medicinischen Wirksamkeit Zeugnisse beigebracht. Dieses Werk hat, nebst dem des ältern Plinius, die längste Herrschaft über die Schulen ausgeübt, indem länger als anderthalb Jahrtausende hindurch dasselbe von allen Nationen für die einzige Quelle naturhistorischer, besonders botanischer Kenntnisse gehalten wurde.

Cajus Plinius Secundus, der Aeltere zugenannt, Feldherr und Staatsmann in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, hinterließ einen Inbegriff aller Wissenschaften, Kenntnisse und Künste, die er größtentheils aus griechischen und einigen römischen Schriftstellern zusammentrug. Das Werk führt den Titel einer Natur- und Weltgeschichte, und ist nach Harduin am besten von Franz in Leipzig 1778 bis 1791 in zehn Octavbänden herausgegeben. Die Pflanzen sind darin in alphabetischer Ordnung nach Theophrast und Dioskorides abgehandelt, auch hier und da eigene Bemerkungen hinzugefügt, und Gewächse beschrieben, die seine Vorgänger nicht kannten; wie er denn selber erzählt, daß er in seiner Jugend die Pflanzenkenntniß sich in dem Garten des Antonius Castor, eines Schwiegersohns des bekannten Königs Dejotarus, erworben habe.

38. Wichtigkeit der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen.

(*M. J. Schleiden*, Grundz. der wissenschaftl. Botanik I. [1845] S. 135—141.)

Es ist die Pflanze ein lebendiger Organismus, das heißt ein bestimmt angeordnetes System von körperlichen Theilen, in denen durch ein in regelmäßiger Periodicität sich selbst erhaltendes Spiel von Kräften ein beständiger Abfluß veränderlicher Zustände bedingt wird. Sie besteht also gewissermaßen aus drei Theilen, dem Thätigen der Gegenwart, den Ruinen der Vergangenheit und den Keimen der Zukunft, oder mit andern Worten, es gibt für jeden gegebenen Moment drei Betrachtungsweisen der Pflanze. Wir können sie einmal ansehen als das Resultat der vorangegangenen Veränderungen, als das Product einer lebendigen Thätigkeit, die aber jetzt nicht mehr existirt — zweitens können wir in derselben nur den Complex in lebendiger Wechselwirkung begriffener Kräfte annehmen und eine Verbindung auf einander wirkender Organe, die zu ihrer Erhaltung sich gegenseitig Zweck und Mittel sind — endlich drittens können wir die vorhandene Thätigkeit als nur in dem Bestreben begriffen auffassen, den gegenwärtigen Zustand aufzulösen und zu vernichten, um einen zukünftigen noch nicht vorhandenen vorzubereiten und herbeizuführen. Es ist aber für sich klar, daß jede einzelne dieser Betrachtungsweisen, und wenn sie noch so scharfsinnig und geistreich durchgeführt wird, nur ein todtes unbrauchbares Bruchstück geben kann, da uns zwei Drittheile des Lebens fehlen, daß sie daher um so sicherer auf Einseitigkeiten und Falschheiten führt, je consequenter sie verfolgt wird. Aber es ist ebenso leicht einzusehen, daß von jenen drei Betrachtungsweisen in einem gegebenen Momente nur die zweite möglich ist; denn aus dem, was ist, läßt sich weder das, was war, noch was sein wird, ableiten, wenn wir nicht erst anderweitig das Gesetz des Fortschritts gefunden haben. Wir können also überhaupt nie vollständige wissenschaftliche Einsicht in einen einzelnen gegebenen Zustand erlangen, wenn wir nicht seine Ableitung aus dem vorigen und damit erst seine Bedeutung erkennen. Diese Ableitung aus dem vorigen kann uns aber wiederum nur durch Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Ablei-

tung möglich werden, diese uns aber nur durch eine vollständige Vergleichung der ganzen Reihe wechselnder Zustände zur Erkenntniß kommen. Mit einem Wort: die einzige Möglichkeit, zu wissenschaftlicher Einsicht in der Botanik zu gelangen, und somit das einzige und unumgängliche methodische Hilfsmittel, welches aus der Natur des Gegenstandes sich von selbst ergibt, ist das Studium der Entwickelungsgeschichte. Alle übrigen haben immer nur adminiculirenden, untergeordneten Werth und führen nie zu einem sichern Abschluß auch nur des unbedeutendsten Punktes. Nur die Entwickelungsgeschichte kann uns über die Pflanze das Verständniß eröffnen, ja selbst alle Anordnung der Pflanzen ist sicher nur möglich nicht durch Vergleichung einzelner Zustände, sondern ihrer vollständigen Entwickelungsgeschichten.

Das ist eigentlich für sich so klar, daß man sich wahrlich wundern muß, daß man erst in der allerneuesten Zeit anfängt, es zu erkennen. Der Grund dieser langen Nacht beruht aber ohne Zweifel wieder auf der mangelhaften philosophischen Orientirung der Bearbeiter. Hätten sie die eigentliche Stellung und Bedeutung der Botanik richtig erkannt, so würden sie niemals auf den thörichten Versuch gekommen sein, das ewig Bewegte und Wechselnde aus einem einzelnen herausgerissenen Zustande begreifen zu wollen, während doch eben das eigentlich Wissenschaftliche in irgend einer Disciplin nur in dem Begreifen, in der Einsicht, nicht aber in dem bloß gedächtnißmäßig Auffassenden liegt. Ueber die Natur des Mondes wird uns noch so intensives Anstarren einer einzelnen Phase an bestimmter Stelle nicht aufklären; würde ein neuer Planet entdeckt, so bedarf der Astronom wenigstens die Beobachtung dreier verschiedener Zustände, um Einsicht in seine Natur zu gewinnen, und doch sind hier die Verhältnisse so einfach und das Gesetz, unter das sich das Object fügen muß, ist schon im Voraus bekannt. Bei der lebenden Pflanze aber, wo die Complicationen so unendlich viel verwickelter sind, wo das Gesetz erst gesucht werden soll, glaubt man mit der Beobachtung eines vereinzelt herausgerissenen Zustandes ausreichen zu können.

Fragen wir nun nach dem Urtheil, welches die Geschichte unserer Wissenschaft selbst der bloßen systematischen Bestimmung und Anordnung gesprochen hat, so erkennt man sogleich, wie man Schritt für Schritt der sich aufdringenden Wahrheit hat nachgeben müssen, ohne gleichwohl den Muth zu haben, das Princip mit einem Male rein anzuerkennen und als obersten Grundsatz an die Spitze der Wissenschaft zu stellen. Linné wollte Alles auf die Betrachtung der blühenden Pflanze beschränken und nahm nur ungern ausnahmsweise zur Frucht seine Zuflucht. Bald mußte man die Frucht ganz mit aufnehmen, aber auch zu Samen und Embryo greifen; neue Inconvenienzen, und man gieng wieder auf Ovarium und Eichen zurück wegen Abort von Fächern und Eichen. Die Blüthe wies auf eine Knospe und die Lage der Blätter in derselben zurück. Aber ordentlich mit Unwillen scheint man diesen Forderungen der Natur nachgegeben zu haben und es ist auch in der That mit diesem Flickwesen gar nicht viel genutzt und wir stehen Gottlob mit der Systematik jetzt fast so, daß man keine Pflanze mehr bestimmen kann, wenn man nicht die Originalexemplare neben sich hat. Jeder hat seine eigne Sprache, weil Jeder seine eigne Ansicht hat, von denen die meisten nichts taugen, weil sie nicht wissenschaftlich begründet sind. Wir haben große Werke genug über Gräser, ja einzelne Forscher haben ihnen fast ihr ganzes Leben gewidmet; was wissen wir von ihnen? so gut wie gar nichts; begreifen wir ihren Bau? keineswegs. Nur das eminente Naturgenie Rob. Brown hat auch hier einen Meistergriff gethan und den rechten Weg angedeutet, den aber keiner seiner Nachfolger betreten hat; das hätte zu viel Mühe gekostet und statt eines dicken unbrauchbaren Bandes hätte man in derselben Zeit höchstens ein dünnes, aber freilich brauchbares Schriftchen liefern können. Vergleicht man neben einander liegend drei oder vier neuere Bearbeitungen der Cyperaceen, so muß dem, der sich nicht an die Ueberschrift hält, der nicht die ganze Quälerei des terminologischen Unsinns durchgemacht hat und die in Parenthesen freigebig mitgetheilten Synonyme zu Rathe zieht, nothwendig der Gedanke entstehen, die Verfasser sprächen von eben so vielen himmelweit verschiedenen Familien. Zu solchem haltungslosen Herumtappen und principlosen Hin- und Herrathen führt die Vernachlässigung der Entwickelungsgeschichte unvermeidlich. Ich habe, seit ich zuerst meine Untersuchungen über *Secale cereale* bekannt machte, viele Gräser untersucht und überall dieselbe Regelmäßigkeit in der Anlage, drei symmetrisch gebildete Staubfäden, drei damit alternirende *lodiculae* (*corolla*) und damit alternirend drei[1]) *paleae* (*calyx*) gefunden; überall zeigen sich die *glumae* ohne allen Zweifel als *bracteae*, von denen bald die obere, bald die untere keine Blüthe in ihrer Achsel hält. Ueberall sieht man die oberen Bracteen abortiren. Hier ist aber noch ein unendliches Feld der Untersuchung zu

bearbeiten, welches durch Hin- und Herrathen nur noch ärger mit Unkraut bestreut wird, als ohnehin schon geschehen. Wie viel Papier ist nicht über die Bedeutung des *utriculus* bei *Carex* verschrieben worden; hat wohl ein einziger Botaniker sich die Mühe genommen, zuzusehen, wie er sich bildet? Mit dem Abortus ist großer Mißbrauch getrieben worden; aber hier, wo er sich leicht nachweisen läßt, hat Niemand an ihn gedacht. Ueberall zeigen die *Carices* im frühesten Zustande ein gleichförmiges dreitheiliges *perianthium*, zwei Theile davon verwachsen später zum *utriculus* und der dritte ist noch lange inwendig zu erkennen, ehe er völlig verschwindet. Wahrscheinlich ist der *hamulus* bei *Uncinia* nichts als dieses dritte *phyllum*.

Ich habe schon früher auf einen wesentlichen Unterschied in der lebendigen Entwickelung der Pflanzen und Thiere aufmerksam gemacht, nämlich auf den Mangel an *adolescentia* bei den Pflanzen. Dies ist eben, was für uns noch bei weitem mehr als für den Zoologen das Studium der Entwickelungsgeschichte als erstes und einziges regulatives Princip an die Spitze aller unserer Bestrebungen stellt. Die Pflanze ist überall nicht ein zu einer gegebenen Zeit fertiges, völlig entwickeltes Einzelwesen, sondern besteht nur aus einer stetigen Reihe sich auseinander entwickelnder Formen und Zustände. Diese Anschauungsweise ist die allein naturgemäße und richtige und jede andere vermag die wahre Natur der Pflanze nie zu fassen. Ehe dies nicht allgemein in der Botanik anerkannt wird, werden wir nicht aus dem trostlosen Zustande herauskommen, in welchem wir uns jetzt befinden.

Unter Studium der Entwickelungsgeschichte dürfen wir aber nicht ein unmethodisches Hineingreifen in frühere Zustände verstehen, wie das leider nur zu häufig geschieht. Die Regel, an die wir uns hier binden müssen, ist, daß wir im Allgemeinen von der Flüssigkeit an bis zur Form der Zelle und von dieser bis zur Zusammensetzung derselben zu Pflanze und Organ eine solche stetige Reihe von Zuständen beobachten, daß auch durchaus keine Lücke vorhanden ist, die möglicherweise einen einflußreichen Zustand bergen könnte und durch Vermuthungen auszufüllen wäre. Die ganze Reihe aller Mittelstufen muß sinnlich erfaßt werden, dann erst haben wir eine sichere Grundlage für die Induction gewonnen, um die Gesetzmäßigkeit der Veränderungen ableiten zu können. Jede dazwischen eintretende Lücke macht das ganze Resultat unsicher und man hat höchstens Beiträge für einen folgenden stetigen Beobachter gefunden. An diesem Fehler leiden die meisten Arbeiten Meyen's. So z. B. fehlen bei seinen Untersuchungen über *Viscum album* die Verfolgung des Verlaufs des Pollenschlauchs und die ganze Entwickelung des Embryobläschens zum Embryo [2]); Mirbel in seinen Untersuchungen über die Gräser [3]) hat ebenfalls den Verlauf des Pollenschlauchs und die Entwickelung des Embryosacks von seinem ersten Erscheinen bis zum Vorhandensein eines schon ziemlich ausgebildeten Embryos übersprungen. Dadurch kam er bis zum Schluß, der Embryosack sei das Embryobläschen. Schon sechs Wochen nach Erscheinen seines Werkes sah sich der wahrheitsliebende Mann gezwungen, sein Ableugnen des Embryosacks zurückzunehmen, und damit fällt seine ganze Arbeit als bedeutungslos zusammen, weil nun natürlich die Frage, auf die es hier allein ankommt, woher stammt der Embryo, wieder völlig unbeantwortet dasteht.

Diese völlige Stetigkeit der Entwickelungsreihe ist aber freilich nicht leicht zu erhalten, da es sich hier meistens um sehr kleine Gegenstände handelt, bei denen sich eine bestimmte Altersstufe im Voraus gar nicht erkennen läßt. In einem vielsamigen Fruchtknoten z. B. finden sich leicht alle Zustände vom ersten Antreten des Pollenschlauchs bis zur Abschnürung des Embryobläschens neben einander vor, aber es hängt rein vom Zufall ab, ob ich die rechten Zustände alle treffe; ich finde vielleicht bei aller Mühe den einen Tag stets nur den letzten Zustand und muß am folgenden und vielleicht noch manche Tage meine Untersuchungen aufs Neue beginnen, bis ich die vollständige Reihe beisammen habe. Hier bleibt nun kein anderes Mittel übrig, als jede verschiedene Erscheinung durch den Bleistift zu fixiren, damit man nachher alle einzelnen Zustände neben einander legen und dann durch Vergleichung in ihrer Zeitfolge einordnen kann. Deshalb ist es aber auch so unerläßlich nothwendig, daß jeder Botaniker selbst zeichnen könne; wer das nicht kann, wird auch nie etwas von Belang liefern. Ein Zeichner, und wenn man ihn auch beständig neben sich sitzen lassen könnte, kann hier nie genügend aushelfen, weil er nie weiß, worauf es eigentlich ankommt, während das doch so wesentlichen Einfluß auf Brauchbarkeit und Richtigkeit der Zeichnung hat. Ein Punct, der hier wesentlich zu berücksichtigen sein wird, ist folgender. Wir können unsere Verfolgung der Entwickelungsgeschichte wegen des nothwendigen Präparirens in den überwiegend meisten Fällen nicht an einem und demselben Individuum fortführen. Jeden

anderen Zustand müssen wir gewöhnlich einem anderen Exemplare entnehmen, und da hat man sich sehr zu hüten, daß man nicht bloß individuelle Abweichungen mit zwischen die wirklichen Entwickelungsstufen einschiebt; dadurch verwirrt man wenigstens Andern den Ueberblick, oft sich selbst. Ich möchte hier beispielsweise Mohl's Entwickelung der Sporen bei *Anthoceros laevis* [4]) anführen, wo der gründliche Mohl, wie ich glaube, eher zu viel als zu wenig mitgetheilt hat; mir scheinen nach der Analogie mit ähnlichen Entwickelungen, z. B. der Pollenkörner bei der *Oenothera elata* u. a., hier gar viele bloß zufällige Verschiedenheiten als Entwickelungsstufen aufgeführt zu sein, abgesehen davon, daß hier wahrscheinlich die Circulation übersehen und die Strömchen z. B. Taf. V. Fig. 9—20 zu festen Stäbchen oder Scheidewänden geworden sind. Dagegen scheint der in Fig. 1, 3, 10, 14, 15, 17—19, 21 und 22 deutlich vorhandene Cytoblast in den dazwischen liegenden Nummern nicht beachtet zu sein, weil er wahrscheinlich auf der andern Seite der Zelle unter dem dichteren Schleim sich verbarg. So bleiben, wie mir scheint, nur 1, 4, 5, 10, 22—29 als wirkliche Entwickelungsstufen übrig.

Die Entwickelungsgeschichte, wie ich hier ihre Aufgabe gestellt, ist die reichste Quelle für neue Entdeckungen und wird es noch für lange Zeit bleiben. Kaum ist noch ein einziges Organ, oder eine einzige Pflanze so vollständig, wie es die Wissenschaft verlangt, in ihrer ganzen individuellen Entwickelung verfolgt worden, und man kann getrost zugreifen, wo man will, und sicher sein, daß man bei treuer, redlicher und stetiger Beobachtung einen Schatz neuer Thatsachen und meist auch neue Gesetze zu Tage fördert, während das sogenannte Speculiren über halb unbekannte, halb mißverstandene Thatsachen, wie wir es namentlich in der Schelling'schen Schule finden, die Wissenschaft mit einem Wust unbrauchbaren Geschwätzes verwirrt, und man höchstens den Erfolg hat, von einigen unklaren, unphilosophischen Köpfen eine Zeit lang angestaunt zu werden, bis die gesund sich entwickelnde Wissenschaft über kurz oder lang die *materia peccans* auswirft und das närrische Zeug in die große Polterkammer menschlicher Thorheiten kommt.

Ich spreche hier also als allgemeines Regulativ aus: jede Hypothese, jede Induction in der Botanik ist unbedingt zu verwerfen, welche nicht durch Entwickelungsgeschichte orientirt ist.

1) Ueberall findet man die *palea superior* bei Oryza als dreinervig beschrieben, weil man geglaubt hat, ein gekieltes Blatt müsse am Kiel auch einen Nerven haben; Oryza weicht aber ebenso wenig ab, als irgend ein anderes Gras.

2) Meyen, noch einige Worte über den Befruchtungsact und die Polyembryonie der Phanerogamen. Berlin, 1840.

3) *Notes pour servir à l'histoire de l'embryogénie végétale; Voy. Comptes rendus des séances de l'Académie des sciences; séance du* 18 *mars* 1839.

4) *Linnaea* Bd. 13, S. 273.

39. Die mexicanischen Arten der Gattung Musa.

(*F. A. v. Humboldt*, Vers. üb. d. pol. Zust. d. K. Neuspanien III. [1812] S. 12—20.)

Was die Getraidegrasarten, der Waizen, die Gerste und der Roggen für West-Asien und Europa, und die mannigfachen Reisarten für die Länder jenseits des Indus, besonders für Bengalen und China, sind, das ist der Bananasbaum für alle Bewohner der heißen Zone. Auf beiden Continenten, auf allen Inseln in dem ungeheuren Raum der Aequinoctialmeere, überall, wo der mittlere Wärmestand des Jahres über 24 Grade (des 100 grad. Thermom.) hat, ist die Bananasfrucht einer der wichtigsten Culturzweige für den Lebensunterhalt der Menschen. Der berühmte Reisende Georg Forster und andere Naturhistoriker nach ihm haben behauptet, daß diese köstliche Pflanze vor Ankunft der Spanier nicht in Amerika vorhanden gewesen, sondern zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aus den canarischen Inseln dahin gebracht worden sei. Wirklich sagt auch Oviedo, der in seiner Naturgeschichte von Indien die einheimischen Vegetabilien von den erst dahin verpflanzten sorgfältig unterscheidet, bestimmt, daß die ersten Bananasbäume im Jahr 1516 von einem Mönch aus dem Predigerorden, Namens Thomas Berlangas [1]), auf die Insel St. Domingo gebracht worden seien. Auch versichert er, die Musa selbst in Spanien, bei der Stadt Almeria, in Granada und in dem Franziskanerkloster der Insel, la Gran Canaria, gebaut gesehen

zu haben, an welchem letztern Ort Berlangas die Schößlinge genommen hatte, die nach Hispaniola und von da allmälig nach den übrigen Inseln und der Terra firma verpflanzt wurden. Ueberdies könnte man für Herrn Forsters Meinung noch weiter anführen, daß in den ersten Nachrichten von den Reisen Colomb's, Alonzo Negro's, Pinzon's, Vespucci's[2] und Cortes oft vom Mais, von der Jatropha Manihot und der Agave, aber nie von dem Bananasbaum die Rede ist. Indeß beweist das Stillschweigen dieser ersten Reisenden bloß ihre geringe Aufmerksamkeit auf die natürlichen Erzeugnisse des mexicanischen Bodens. Hernandez, welcher, außer den Heilpflanzen, auch viele andere mexicanische Vegetabilien beschreibt, sagt nichts von dem Musa. Nun lebte dieser Botaniker ein halbes Jahrhundert nach Oviedo, und die, welche den Musa als dem neuen Continente fremd ansahen, bezweifeln wenigstens die Allgemeinheit seiner Cultur in Mexico gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts nicht, also zu einer Zeit, da eine Menge von Vegetabilien, die von weit geringerem Nutzen für den Menschen sind, von Spanien, den canarischen Inseln und von Peru dahin gebracht worden waren. Das Stillschweigen der Schriftsteller ist demnach kein hinreichender Beweis zu Gunsten von Herrn Forster's Meinung.

Es ist vielleicht mit dem wahren Vaterland des Bananas, wie mit dem der Birn- und Kirschbäume. Der Vogelkirschbaum (*Prunus avium*), z. B. ist in Deutschland und Frankreich einheimisch, und von Alters her, gleich der Rotheiche und der Linde, in unsern Wäldern vorhanden; da hingegen andere Kirschgattungen, welche man als beständige Varietäten ansieht, und die viel schmackhafter sind als die Vogelkirschen, durch die Römer aus Klein-Asien[3] und besonders aus dem Königreich Pontus zu uns gekommen sind. So pflanzt man auch in den Aequinoctial-Gegenden, und bis zum Parallelkreis vom 33. oder 34. Grade unter dem Namen des Bananasbaums eine Menge Gewächse, die durch die Form ihrer Früchte völlig verschieden von ihm sind, und vielleicht wirklich eigene Gattungen bilden. Wenn es daher noch ganz unerwiesen ist, daß alle zahme Birnbäume von dem wilden Birnbaum als von einem gemeinschaftlichen Stammvater herkommen, so darf man doch wohl noch eher daran zweifeln, daß die Menge beständiger Varietäten des Bananasbaums von der Musa Troglodytarum abstamme, die auf den molukischen Inseln gepflanzt wird, und, nach Gärtner, vielleicht nicht einmal eine Musa, sondern eine Gattung von Adanson's Ravenalogeschlecht ist.

Man kennt in den spanischen Colonien noch nicht alle Musa's oder Pisang's, welche Rumphius und Rheede beschrieben haben; doch unterscheidet man in denselben drei Gattungen, die von den Botanikern nur noch sehr unvollkommen beschrieben worden sind, den eigentlichen Platano oder Arton (*Musa paradisiaca*, Lin.), den Camburi (*Musa sapientum*, Lin.), und den Dominico (*Musa regia*, Rumph.). In Peru habe ich noch eine vierte, ganz besonders schmackhafte Gattung bauen sehen, nämlich den Meiya, aus der Süd-See, der auf dem Markt von Lima Platano de Taiti heißt, weil die Fregatte Aguila die ersten Stämme davon aus der Insel Otahiti hingebracht hat. Nun ist es eine in Mexico und auf dem ganzen festen Lande von Süd-Amerika allgemein verbreitete Sage, daß der Platano Arton und der Dominico daselbst lange vor Ankunft der Spanier gebaut wurden, daß aber eine Abweichung des Camburi, der Guineo, wie schon sein Name beweist, von der afrikanischen Küste gekommen ist. Der Peruaner, Garcilasso de la Vega[4], welcher die verschiedenen Epochen, in denen der amerikanische Landbau mit fremden Producten bereichert wurde, am sorgfältigsten bemerkt hat, sagt ausdrücklich, daß zur Zeit der Incas der Mais, die Quinoa und die Erdäpfel, und in den heißen und gemäßigten Gegenden die Bananen die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bewohner gewesen seien. Er beschreibt die Musa aus den Theilen der Antis, und unterscheidet sogar die seltenste Gattung, mit kleiner, süßer, gewürzhafter Frucht, nämlich den Dominico, von der gemeinen Banane oder Arton. Auch der Pater Acosta[5] bestätigt es, wiewohl nicht so nachdrücklich, daß die Musa vor Ankunft der Spanier von den Amerikanern gebaut wurde. Die Banane, sagt er, ist eine Frucht, die man in beiden Indien antrifft, unerachtet einige behaupten wollen, sie stamme eigentlich aus Aethiopien, und sei von da erst nach Amerika gekommen. An den Ufern des Orinoco, des Cassiquiare, oder des Beni, zwischen den Gebirgen von Esmeralda und den Quellen des Caronyflusses, mitten in den dichtesten Wäldern, beinahe überall, wo man indianische Dorfschaften findet, die noch in keiner Verbindung mit europäischen Niederlassungen gestanden sind, stößt man auf Manioc- und Bananaspflanzungen.

Dem Pater Thomas von Berlangas gelang es, bloß von den canarischen Inseln diejenige Musagattung nach St. Domingo zu bringen, welche jetzt daselbst gebaut wird, nämlich den Camburi (*caule nigrescente striato, fructu minore ovalo-elongato*), nicht aber den Platano arton oder Japalote,

der Mexicaner (*caule albo-virescente laevi, fructu longiore, apicem versus subarcuato acute trigono*). Ueberhaupt kommt bloß die erstere von diesen beiden Gattungen in den gemäßigten Klimaten, auf den canarischen Inseln, in Tunis, in Algier und auf der Küste von Malaga fort. Auch in dem Thal von Caraccas, unter dem 10° 30′ der Breite, aber von einer absoluten Höhe von 900 Meters findet man bloß den Camburi und den Dominico (*caule albo-virescente, fructu minimo obsolete, trigono*), nicht aber den Platano arton, dessen Früchte nur in sehr hoher Temperatur reifen. Nach diesen vielen Beweisen ist wohl kein Zweifel, daß der Bananas, welchen mehrere Reisende auf Amboina, in Gilolo und auf den Marianischen Inseln wild gefunden haben wollen, lange vor der Ankunft der Europäer in Amerika gebaut wurde. Letztere vermehrten bloß die Zahl der eingebornen Gattungen. Dabei darf man sich jedoch nicht wundern, daß keine Musa vor dem Jahr 1516 auf der Insel St. Domingo war. Gleich gewissen Thieren, nähren sich die Wilden meistens nur von einer einzigen Pflanzengattung, und die Wälder der Guayana enthalten viele Menschenstämme, deren Plantationen (Conucos) Manihot, Arum oder Dioscorea, aber nicht Einen Bananasstamm enthalten.

Trotz der großen Ausdehnung des mexicanischen Plateau's, der hohen Gebirge, die sich den Küsten nähern, hat der Raum, dessen Temperatur dem Anbau der Musa günstig ist, über 50,000 Quadratmeilen Umfang und nahe an anderthalb Millionen Bewohner. In den heißen, feuchten Thälern der Intendantschaft Veracruz, am Fuß der Cordillera von Arizaba, erreicht die Frucht des Platano arton zuweilen eine Länge von drei Decimeters und oft 20 bis 22 Centimeters (7 bis 8 Zoll). In diesen fruchtbaren Gegenden, besonders in der Nähe von Acapulco, San Blas und dem Rio Guasacualco enthält ein Regime Bananen 160 bis 180 Früchte und wiegt 30 bis 40 Kilogramme.

Ich glaube nicht, daß es auf dem Erdboden noch eine andere Pflanze gibt, die auf einem so kleinen Fleck Bodens eine so ansehnliche Masse nahrhafter Substanz hervorbringt. Acht bis neun Monate, nachdem der Schößling gepflanzt ist, fängt der Bananas an, sein Regime zu entwickeln, und im zehnten oder elften Monat kann man die Früchte pflücken. Haut man den Stamm ab, so findet man unter den vielen Schößlingen, welche Wurzeln getrieben haben, immer einen Sprossen (*pimpollo*), der zwei Drittel von der Höhe der Mutterpflanze hat, und drei Monate nachher Früchte trägt. So erhält sich dann eine Musapflanzung, die man in den spanischen Colonien Platanar (Banarin) nennt, von selbst, ohne daß der Mensch weiter für sie zu thun braucht, als die Stengel abzuschneiden, deren Früchte gereift sind, und ein- oder zweimal des Jahres die Erde um die Wurzeln her leicht aufzuhacken. Ein Land von hundert Quadratmetern Flächeninhalt kann wenigstens 30 bis 40 Bananasstämme fassen, und diese werfen in Einem Jahre, wenn man Ein Regime auch nur zu 15 bis 20 Kilogrammen Gewicht rechnet, über 2000 Kilogramme oder 4000 Pfund nahrhafte Substanz ab. Welch eine Verschiedenheit zwischen diesem Product und dem der Fruchtgräser in den ergiebigsten Theilen von Europa! der Waizen bringt, wenn man ihn gesäet, und nicht nach chinesischer Weise gepflanzt annimmt, zu einer zehnfältigen Erndte gerechnet, auf einem Strich Bodens von 100 Quadratmetern Umfang, bloß 15 Kilogramme, oder 30 Pfund Körner hervor. In Frankreich wird z. B. der halbe Hectare, oder der Arpent von 1344½ Quadrattoisen, bei vortrefflichem Boden mit 160 Pfund Körner, bei mittelmäßigem und schlechtem Grund mit 200—220 Pfund eingesäet, und das Product hiervon wechselt zwischen 1000 bis 2500 Pfunden auf dem Arpent. Die Kartoffel gibt, nach Herrn Tessier, in Europa auf 100 Quadratmetern wohl bestellten und gut gedüngten Landes 45 Kilogramme, oder 90 Pfund Wurzeln, und auf einem Arpent legal 4 bis 6000 Pfund aus. Der Ertrag verhält sich demnach zu dem des Waizens, wie 133 zu 1, und zu den Kartoffeln wie 44 zu 1.

Wer in Europa Bananasse, die in Treibhäusern gereift sind, gekostet hat, kann nicht begreifen, daß eine Frucht, welche durch ihre große Süßigkeit den getrockneten Feigen einigermaßen ähnlich ist, die Hauptnahrung von mehreren Millionen Menschen beider Indien sein könne. Man vergißt aber zu leicht, daß die nämlichen Elemente, je nachdem sie sich vereinigen oder trennen, in dem Vegetationsact sehr verschiedene chemische Mischungen bilden. Wer würde z. B. in dem milchigen Schleime, den die Getraidegräser, bevor die Aehre gereift ist, den Mutterkuchen der Cerealien erkennen, welcher die meisten Völker der gemäßigten Zone nährt? In der Musa geht die Bildung des Stärkestoffes der Epoche der Reifung voran, und man muß zwischen der grün gepflückten Bananas, und der, die man auf dem Blumenstiel hat gelb werden lassen, wohl unterscheiden. In der letzten ist der Zucker schon ganz ausgebildet und mit dem Mark vermischt, und zwar in solcher Menge, daß man, wenn kein

Zuckerrohr in der Region der Bananen gebaut würde, füglich aus der Frucht der letztern Zucker mit größerem Vortheil ziehen könnte, als in Europa aus den Runkelrüben und Trauben geschieht. Die grün gepflückte Bananas enthält dasselbe Nahrungsprincip, das wir im Getraide, im Reis, in den knolligen Wurzeln und im Sago finden, nämlich Stärkmehl mit einem kleinen Theil vegetabilischen Glutens verbunden. Knetete ich Mehl von, in der Sonne getrockneten, Bananen im Wasser, so erhielt ich nur einige Atome von der zähen stärkbaren Masse, welche in dem Mutterkuchen der Cerealien, und besonders in dem Fruchtkeim derselben in Menge vorhanden ist. Ist aber auch das Gluten, welches mit den animalischen Stoffen so viel Analoges hat, und in der Hitze aufschwillt, bei der Verfertigung des Brodes von großem Nutzen, so ist es andererseits nicht gerade unumgänglich nöthig, um eine Wurzel oder Frucht nahrhaft zu machen. Herr Proust hat das Gluten in den Bohnen, den Aepfeln und den Quitten, nicht aber in Kartoffel gefunden. Auch beweisen die Gummis, wie z. B. das vom *Mimosa nilotica* (*Acacia vera*, Willd.), womit sich mehrere afrikanische Völkerschaften während ihrer Reise durch die Wüste nähren, daß eine vegetabilische Substanz ein sehr gutes Nahrungsmittel sein kann, ohne darum weder Gluten noch Stärkestoff zu enthalten.

Schwer würde es sein, die vielen Zubereitungsweisen zu beschreiben, durch welche die Amerikaner die Frucht der Musa, vor und nach ihrer Reife, zu einer gesunden und angenehmen Speise machen. Oft habe ich, da ich an den Strömen hinaufreiste, die Eingebornen noch, wenn sie höchst ermüdet waren, ein völliges Mittagessen mit ein wenig Manioc und drei Bananen (Platano arton) von der größeren Gattung zurüsten sehen. Wenn man den Alten glauben darf, so waren die Philosophen im Indostan zu Alexanders Zeit noch mäßiger. »*Arbori nomen palae pomo arienae, quo sapientes Indorum vivunt. Fructus admirabilis succi dulcedine, ut uno quaternos satiet.*« (Plin. XII. 12.) Ueberhaupt sehen die Bewohner von heißen Ländern die zuckerhaltigen Substanzen nicht nur als für den Augenblick sättigende, sondern wirklich nahrhafte Speisen an, und ich habe auf den Küsten von Caraccas oftmals gesehen, daß die Maulthiertreiber, welche unser Gepäck führten, rohen Zucker (Papelon) dem frischen Fleische zum Essen vorzogen.

[1]) *De plantis esculentis commentatio botanica*, 1786, S. 28. *Histoire naturelle et générale des Iles et terre ferme de la grande mer océane*, 1556, S. 112 bis 114.

[2]) *Christiphori Columbi Navigatio. De gentibus ab Alonzo repertis. De navigatione Pinzoni socii admirantis. Navigatio Alberici Vesputii.* S. *Grynaei orbis nov.* Ausg. von 1555, S. 64, 84, 85, 87, 211.

[3]) *Desfontaines, histoire des arbres et arbrisseaux qui peuvent être cultivés sur le sol de la France*, 1809, Bd. II. S. 208, ein Werk, das sehr gelehrte und merkwürdige Untersuchungen über das Vaterland der nützlichen Vegetabilien und ihren ersten Anbau in Europa enthält.

[4]) *Comentarios reales de los Incas*, Bd. I. S. 282. Die kleine gewürzhafte Bananas, der Dominico, dessen Frucht mir in der Provinz Jaën de Bracamorros, an den Ufern des Amazonenstroms und des Chamaya am schmackhaftesten vorgekommen ist, scheint mit Jacquin's Musa maculata (*hortus Schoenbronnensis, Tab.* 446), und mit des Rumphius: *Musa regia* identisch zu sein. Letztere Gattung ist vielleicht überhaupt nur eine Varietät der *Musa mensaria*. In den Wäldern von Amboina gibt es, was sehr merkwürdig ist, einen wilden Bananas, dessen Frucht keine Körner hat, dies ist der Pisang jacki (Rumph. V. S. 138.)

[5]) *Historia natural de Indias*, 1608. S. 250.

40. Begriff der Pflanzenzelle.

(*C. Nägeli* in Schleiden's und Nägeli's Zeitschrift, 2. Heft [1845] S. 18 — 22.)

Wir haben den Begriff des zellenartigen Elementarorganes überhaupt darin gefunden, daß eine individuelle Partie von organischen Stoffen mit einer Membran sich bekleidet, durch dieselbe nach außen durch Aufnahme und Abgabe von Stoffen correspondirt, und im Innern sich chemisch und plastisch verändert. Die eigentlichen Zellen aber, im Gegensatz zu den zellenförmigen Bläschen des Inhaltes, zeichnen sich dadurch aus, daß sie die primären und unmittelbaren Elemente des Organismus sind,

und daß sie bei ihrem Entstehen ein Kernbläschen einschließen. Dieser Begriff der Zelle gilt gleichmäßig für das vegetabilische und das animalische Elementarorgan. Um den Begriff der Pflanzenzelle ins Besondere zu bestimmen, muß sie von der Thierzelle unterschieden werden.

Pflanzen- und Thierzelle scheinen auf den ersten Blick wenig verschieden zu sein. Sie stimmen in der Formbildung, in der Art der Fortpflanzung und andern wichtigen Lebensäußerungen mit einander überein. Und wenn auch sowohl die Pflanzenzelle für sich, als die Thierzelle für sich ganz verschiedene Erscheinungsreihen durchlaufen und ausbilden, so können doch diese selbst nicht einen absoluten Unterschied begründen, weil sie einerseits nicht allen Pflanzenzellen oder allen Thierzellen eigenthümlich sind, ihrem Begriffe also nicht der *Nothwendigkeit* nach, sondern bloß der *Möglichkeit* nach angehören, und weil anderseits nicht einmal nachgewiesen ist, daß diese Erscheinungen der einen oder der andern Classe von Zellen vollkommen mangeln. So kann z. B. die Verholzung, namentlich die spiralige, als eine solche charakteristische Eigenthümlichkeit der vegetabilischen Zelle, das Verschmelzen einer einfachen Zellenreihe durch Resorption der Wände zu einem Canal und die Zerfaserung einer Zelle (zu Zellgewebsfibrillen) als *vorzugsweise Attribute* der animalischen Zelle gelten. Diese Eigenthümlichkeiten können aber aus den angegebenen Gründen keine Begriffsunterschiede abgeben.

Der begriffsmäßige Unterschied darf nicht in einem Merkmal gefunden werden, das bloß *vorzugsweise* hier vorhanden und dort abwesend ist. Sondern es muß in der ganzen Wachsthumsgeschichte ein Moment sich zeigen, das ohne Ausnahme überall entweder hier auftritt und dort fehlt, oder hier so und dort absolut anders ist. Daß dieser ausschließliche Unterschied zwischen Thier- und Pflanzenzelle wirklich existire, läßt sich schon aus der verschiedenen Entwickelungsgeschichte der beiden Reiche vermuthen. Denn die Möglichkeit derselben muß schon in der besondern Organisation des Elementarorganes liegen.

Der Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierzelle muß in dem Inhalte oder in der Membran liegen, da die Zelle nur aus diesen beiden besteht. Der Inhalt zeigt eine so große Mannigfaltigkeit, daß es noch unmöglich scheint, einen Gesammtausdruck für alle Erscheinungen in dem einen und dem andern Reiche zu finden. In Betreff der Membran aber kann mit allgemeiner Gültigkeit gesagt werden, daß die vegetabilische Zellmembran aus ternären Verbindungen (O, H, C), die animalische Zellmembran aus quaternen Verbindungen (O, H, C und N) bestehe. Die Membran der Pflanzenzelle ist Gallerte, Stärke, oder am gewöhnlichsten Membranstoff, und gehört daher jener vegetabilischen Stoffreihe an, deren Grundlage die Formel 12 C, 16 H, 8 O bildet. Die Membran der Thierzelle dagegen besteht aus Eiweiß oder Faserstoff, also wahrscheinlich aus einer Verbindung von Protein (40 C, 62 H, 12 O, 5 N). — Alle animalischen Substanzen sind aus O, H, C und N zusammengesetzt, mit Ausnahme einiger Säuren, der Fette und Oele, der Harze, des Milchzuckers und einiger Farbstoffe. Diese genannten Stoffe bilden aber keine Zellmembranen. Es kann somit als empirisches Gesetz ausgesprochen werden, daß *die Pflanzenzellmembran aus stickstofflosen ternären, die Thierzellmembran aus stickstoffhaltigen quaternären Substanzen bestehe.*

Dieser Unterschied von Pflanzen- und Thierzelle darf nicht identificirt werden mit einer von den Empirikern längst aufgegebenen Ansicht, daß die Pflanze aus drei, das Thier aus vier Elementen gebildet werde. Es ist sogar keinem Zweifel unterworfen, daß jede Pflanzenzelle im lebenskräftigen Alter unter ihren Contenta eine gewisse Menge stickstoffreicher Substanzen enthalte. Dagegen beweist die Uebereinstimmung aller Thatsachen bis zur größten Gewißheit, daß die Membranen in keinem Theil der Pflanze und zu keiner Zeit der Entwickelung stickstoffhaltig seien.

Aus der Verschiedenheit der Membran ist nothwendig auf die Verschiedenheit des Inhaltes zurückzuschließen, da die Membran das Product des letztern ist. Der Inhalt der Pflanzen- und der Thierzelle muß seiner Organisation nach ein ganz verschiedener sein, da der eine nur ternäre, der andere nur quaternäre Stoffe zur Membranbildung abscheidet. Den Ausdruck für diese Eigenthümlichkeit zu finden, liegt noch in der Aufgabe der Wissenschaft. Es darf aber hier gleichwohl schon auf einige wesentliche Momente aufmerksam gemacht werden. Einige organische Stoffe, nämlich die bloß als Zelleninhalt vorkommen, finden sich nicht im Thierreich und haben in der Pflanzenzelle eine sehr allgemeine Verbreitung. Hieher gehören vorzüglich Gummi, Stärke und Chlorophyll. Das erstere fehlt wahrscheinlich nie in der jungen Pflanzenzelle; es scheint der Stoff zu sein, aus dem alle Membranen sich bilden. Amylum ist, mit Ausnahme der Pilze, fast in allen Zellen der übrigen Pflanzen zu irgend einer Zeit in größerer oder geringerer Menge vor-

handen. Diese zwei Stoffe fehlen der Thierzelle gänzlich, sowie überhaupt die ganze Reihe von vegetabilischen Stoffen, welche aus 12 C, 16 H, 8 O mit mehr oder weniger Wasser zusammengesetzt sind; einzig der Zucker ausgenommen. Diese Stoffe spielen im Leben der Pflanzenzelle die wichtigste Rolle. In jeder sind sie als Membran und zum größeren oder geringeren Theil auch als Inhalt vorhanden. Ihr organischer Grundstoff, aus dem sie sich bilden, ist höchst wahrscheinlich das Gummi, so daß sich die Eigenthümlichkeit der Pflanzenzelle auf die Erzeugung von Gummi aus den rohen Nahrungsstoffen und auf Umbildung des Gummi zurückführen läßt. — Chlorophyll ist wegen seiner großen Verbreitung im Pflanzenreiche und seines Mangels im Thierreiche ebenfalls als charakteristisch für die Pflanzenzelle zu nennen. Sein Verhältniß zum Gummi und den verwandten Stoffen ist chemisch noch nicht ermittelt. Die Entwickelungsgeschichte von Chlorophyll- und Amylumkügelchen zeigt, daß wenigstens eine gewisse organische Relation zwischen beiden existirt.

Wir sehen also, daß die Pflanzenzelle in allen Fällen als nothwendige Bedingung einen Stoff besitzt, der der Thierzelle mangelt, nämlich 12 C, 16 H, 8 O + Aq. Es würde sich nun fragen, ob die Thierzelle ihrerseits ebenfalls als nothwendiges Product ihrer Lebensthätigkeit einen Stoff aufweisen kann, welcher in der Pflanzenzelle nicht vorhanden ist. Es ist dies unwahrscheinlich, da der gemeinsame Grundstoff des Eiweißes und des Faserstoffes, das Protein (40 C, 62 H, 12 O, 5 N) ohne Zweifel auch in dem Schleim (Eiweiß) der Pflanzen vorhanden ist. Dabei darf aber nicht unberücksichtigt bleiben, daß Kern und Membran der Thierzelle als chemisch verschieden angenommen werden, da sie sich gegen Lösungsmittel verschieden verhalten. Es könnte also leicht möglich sein, daß Kern und Membran verschiedene Modificationen jenes Grundstoffes repräsentiren, und daß der Kern und die übrigen stickstoffhaltigen Substanzen der Pflanzenzellen mit dem Kerne der Thierzellen chemisch identisch wären. In diesem Falle würde die animalische Zelle eine Modification des gemeinsamen Grundstoffes besitzen, welche der vegetabilischen Zelle überhaupt mangelte. Wenn diese Voraussetzung aber sich als unrichtig erweist, so wäre dann bloß ein morphologischer Unterschied der stickstoffhaltigen Substanzen vorhanden, indem das Eiweiß in der Pflanze bloß als Zelleninhalt, im Thier zugleich als Zellmembran auftritt. — Eine gründliche Untersuchung könnte hier ein wichtiges theoretisches Resultat zu Tage fördern.

Der Begriff der Pflanzenzelle reducirt sich nun auf folgenden Ausdruck: daß eine individuelle Partie von organischen Substanzen, welche als nothwendige Elemente ternäre (12 C, 16 H, 8 O + Aq.) und quaternäre (C, H, O und N) Stoffe enthalten, und welche einen Kern (Kernbläschen) einschließen, sich mit einer aus 12 C, 16 H, 8 O + Aq. gebildeten Membran bekleidet.

41. Zur geographischen Botanik.

(*A. v. Humboldt*, Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, 1807.)

Die Geographie der Pflanzen untersucht, ob man unter den zahllosen Gewächsen der Erde gewisse Urformen entdecken, und ob man die specifische Verschiedenheit als Wirkung der Ausartung und als Abweichung von einem Prototypus betrachten kann. Sie löset das wichtige und oft bestrittene Problem, ob es Pflanzen gibt, die allen Klimaten, allen Höhen und allen Erdstrichen eigen sind. Wenn ich es wagen dürfte, allgemeine Folgerungen aus dem zu ziehen, was ich selbst in einem geringen Theile beider Hemisphären beobachtet; so sollte ich vermuthen, daß einige kryptogamische Pflanzen die einzigen sind, welche die Natur überall hervorbringt. *Dicranum scoparium*, *Polytrichum commune*, *Verrucaria sanguinea* und *Verrucaria limitata Scopoli* wachsen unter allen Breiten, in Europa wie unter dem Aequator, auf dem Rücken hoher Gebirge, wie an den Meeresküsten, überall, wo sie Schatten und Feuchtigkeit finden.

Am Ufer des Madalenenflusses zwischen Honda und der Aegyptiaca, in einer Ebene, wo das Thermometer ununterbrochen 25 bis 28 Grade zeigt, am Fuße der Ochroma und des großblättrigen Macrocnemum, haben wir Moosdecken gefunden, so dicht gewebt und von so frischem Grün, als man sie nur in schwedischen oder norddeutschen Wäldern beobachtet. Wenn andere Reisende be-

haupten, daß Laubmoose und alle Kryptogamen überhaupt in der heißen Zone selten sind, so liegt der Grund dieser Behauptung darin, daß sie nicht tief genug ins Innere der Wälder eindrangen, sondern nur dürre Küsten oder cultivirte Inseln besuchten. Von den Flechten finden sich sogar viele derselben Art unter allen Graden der Breiten in der Nord- und Südzone. Sie scheinen fast unabhängig vom Einflusse des Klimas, wie die Gebirgsarten, auf denen sie wachsen, und von denen kaum eine irgend einem Theile der Erde ausschließlich zugehört.

Unter den phanerogamischen Pflanzen kenne ich keine, deren Organe biegsam genug sind, um sich allen Zonen und allen Höhen des Standorts anzueignen. Mit Unrecht hat man drei Gewächsen, der *Alsine media*, der *Fragaria vesca* und dem *Solanum nigrum*, den Vorzug dieser Biegsamkeit zugeschrieben, dessen sich der Mensch allein und einige Hausthiere erfreuen, die ihn umgeben. Schon die pensylvanische und canadische Erdbeere ist von unserer europäischen verschieden. Von der letzteren glaubten wir zwar, Bonpland und ich, einige Pflanzen in Südamerika entdeckt zu haben, als wir zu Fuße über die Schneegebirge von Quindiu aus dem Madalenenthale in das Flußthal des Cauca kamen. Die wilde Natur dieses Theiles der Andeskette, die Einsamkeit jener Wälder von Wachspalmen, duftendem Styrax und baumartigen Parsifloren, die Uncultur der angrenzenden Gegenden, alle diese Umstände scheinen den Verdacht auszuschließen, als hätten Vögel oder gar die Hand des Menschen zufällig den Samen dieser Erdbeeren verstreut. Fanden wir aber wirklich *Fragaria vesca?* Würde die Blüthe, wenn wir sie gesehen hätten, uns nicht Verschiedenheiten zwischen der andesischen und europäischen *Fragaria* gezeigt haben, da so manche andere Arten dieses Geschlechts durch die feinen Nüancen von einander abweichen? Mehrere deutsche und schwedische Gewächse, welche man ehemals auf den Granitklippen des Feuerlandes, der Staateninsel, und an den Küsten der magellanischen Meerenge beobachtet zu haben glaubte, sind, bei näherer Untersuchung des Charakters, von Decandolle, Willdenow und Desfontaines als analoge, aber von den europäischen verschiedene Species erkannt worden.

Ich darf mit Zuversicht behaupten, daß in den vier Jahren, die ich in Südamerika in beiden Hemisphären herborisirt, ich nie ein einziges wild wachsendes, dem neuen Continente vor seiner Entdeckung zugehöriges europäisches Gewächs beobachtet habe. Von vielen Pflanzen, z. B. *Alsine media*, *Solanum nigrum*, *Sanchus oleraceus*, *Apium graveolens* und *Portulaca oleracea* darf man bloß behaupten, daß sie, wie die Völker der kaukasischen Race, über einen beträchtlichen Theil der nördlichen Erdstriche verbreitet sind. Ob sie auch in den südlichern Ländern existiren, in welchen man sie bisher noch nicht entdeckt hat, ist eine unzubeantwortende Frage. Naturforscher sind bisher noch so wenig in das Innere des afrikanischen, südamerikanischen und neuholländischen Continents eingedrungen, wir dürfen uns so wenig schmeicheln, die Flora dieser Länder vollständig zu kennen, während daß man in Europa täglich unbeschriebene krautartige Gewächse, in dem viel besuchten Pensylvanien sogar unbeschriebene Bäume entdeckt, daß es vorsichtiger ist, sich über diesen Punct aller allgemeinen apodiktischen Aussprüche zu enthalten. Der Botaniker würde sonst leicht in den Fehler der Geognosten verfallen, von denen viele den ganzen Erdkörper nach dem Modelle der Hügel construiren, welche ihnen zunächst liegen.

Um über das große Problem von der Wanderung der Vegetabilien zu entscheiden, steigt die Geographie der Pflanzung in das Innere der Erde hinab, um dort die Denkmäler der Vorzeit zu befragen, als versteintes Holz, Gewächsabdrücke, Torflagen, Steinkohlen, Flötze und Dammerde, welche die Grabstätte der ersten Vegetation unseres Planeten sind. Betroffen findet sie südindische Früchte, Palmenstämme, baumartige Farrenkräuter, Pisangblätter und den Bambus der Tropenländer in den Erdschichten des kalten Nordens vergraben. Sie untersucht, ob diese Pflanzen heißer Klimate, wie Elephantenzähne, Tapir-, Krokodil- und Didelphis-Gerippe, die man neuerdings in Europa entdeckt hat, zur Zeit allgemeiner Wasserbedeckungen, durch die Gewalt der Meeresströme vom Aequator her, in die gemäßigten Zonen angeschwemmt worden sind, oder ob nicht diese nördlichen Klimate selbst Pisanggebüsche und Elephanten, Krokodile und baumartiges Bambusschilf erzeugten.

Die Pflanzen, welche den Thieren in Hinsicht auf Reizempfänglichkeit der Organe, und auf die Natur reizender Potenzen so nahe verwandt sind, unterscheiden sich von den Thieren wesentlich durch die Epoche ihrer Wanderungen. Diese, wenig beweglich in der früheren Kindheit, verlassen ihre Heimath erst, wenn sie herangewachsen sind; jene, an den Boden gewurzelt nach ihrer Entwickelung, stellen ihre Reisen noch im Samenkorne, gleichsam im Ei, an, welches durch Federkronen, Luftbälge, Flügelansätze und elastische

Ketten (*Elater* oder *Catenula* der Morchantien) zu Luft- und Wasserreisen geschickt ist. Herbstwinde, Meeresstürme und Vögel begünstigen diese Wanderungen; aber ihr Einfluß, so groß er auch ist, verschwindet gegen den, welchen der Mensch auf die Verbreitung der Gewächse auf dem Erdboden ausübt.

Einige Pflanzen, welche der Gegenstand des Garten- und Ackerbaues sind, haben seit den fernsten Jahrhunderten das wandernde Menschengeschlecht von einem Erdstriche zu dem andern begleitet.

So folgte in Europa die Weinrebe den Griechen, das Korn den Römern, die Baumwolle den Arabern. Im neuen Continente haben die Tulteken, aus unbekannten nordischen Ländern über den Gilastrom einbrechend, den Mais über Mexico und die südlichen Gegenden verbreitet. Kartoffeln und Quinea findet man überall, wo die Gebirgsbewohner des alten Condinamarka (Neu-Granada) durchgezogen sind. Die Wanderungen dieser eßbaren Pflanzen sind gewiß; aber ihr erstes ursprüngliches Vaterland bleibt uns ein ebenso räthselhaftes Problem, als das Vaterland der verschiedenen Menschenracen, die wir schon in den frühesten Epochen, zu welchen Völkersagen aufsteigen, fast über den ganzen Erdboden verbreitet finden. Südlich und östlich vom caspischen Meere, am Ufer des Oxus, und in den Thälern von Kurdistan, dessen Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, findet man ganze Büsche von Citronen-, Granat-, Birnen- und Kirschbäumen. Alle Obstarten, welche unsere Gärten zieren, scheinen dort wild zu wachsen. Ich sage s c h e i n e n, denn ob dies ihr ursprüngliches Vaterland sei, oder ob sie dort einst gepflegt, nachmals verwildert sind, bleibt um so ungewisser, als uralt die Cultur des Menschengeschlechts, und daher auch der Gartenbau in diesen Gegenden ist.

Doch lehrt die Geschichte wenigstens, daß jene fruchtbaren Gefilde zwischen dem Euphrat und Indus, zwischen dem caspischen See und dem persischen Meerbusen Europa die kostbarsten vegetabilischen Producte geliefert haben. Persien hat uns den Nußbaum und die Pfirsiche, Armenien (das heutige Haikia) die Aprikose, Klein-Asien den süßen Kirschbaum und die Kastanie; Syrien die Feige, die Granate, den Oel- und Maulbeerbaum geschenkt. Zu Cato's Zeiten kannten die Römer weder süße Kirschen, noch Pfirsiche, noch Maulbeerbäume. Hesiod und Homer erwähnen schon des Oelbaums, der in Griechenland und auf den Inseln des ägyptischen Meeres cultivirt wurde. Unter Tarquin dem Alten existirte kein Stamm desselben, weder in Italien, noch in Spanien, noch in Afrika. Unter dem Consulate des Appius Claudius war das Oel in Rom noch sehr theuer, aber zu Plinius Zeiten sehen wir den Oelbaum schon nach Frankreich und Spanien verpflanzt.

Die Weinrebe, welche wir jetzt cultiviren, scheint Europa fremd zu sein. Sie wächst wild an den Küsten des caspischen Meeres, in Armenien und Caramanien. Von Asien wanderte sie nach Griechenland, von Griechenland nach Sicilien. Phocäer brachten den Weinstock nach dem südlichen Frankreich, Römer pflanzten ihn an die Ufer des Rheins und der Donau. Auch die Vitisarten, welche man wild in Neu-Mexico und Canada findet, und welche dem zuerst von Normännern entdeckten Theile von Amerika den Namen Wineland verschafften, sind von der jetzt über Pensylvanien, Mexico, Peru und Chili verbreiteten *Vitis vinifera* specifisch verschieden.

Ein Kirschbaum mit reichen Früchten beladen schmückte den Triumph des Lucullus. Die Bewohner Italiens sahen damals zum ersten Male dieses asiatische Product, welches der Dictator nach seinem Siege über den Mithridates aus dem Pontus mitbrachte. Schon ein Jahrhundert später waren Kirschen gemein in Frankreich, in England und Deutschland [1]).

So verändert der Mensch nach Willkür die ursprüngliche Vertheilung der Gewächse, und versammelt um sich die Erzeugnisse der entlegensten Klimate. In Ost- und West-Indien, in den Pflanzungen der Europäer bietet ein enger Raum den Kaffee aus Jemen, das Zuckerrohr aus China, den Indigo aus Afrika, und viele andere Gewächse dar, welche beiden Hemisphären zugehören: ein Anblick, der um so interessanter ist, als er in der Phantasie des Beobachters das Andenken an eine wunderbare Verkettung von Begebenheiten hervorruft, welche das Menschengeschlecht über Meer und Land, durch alle Theile der Erde getrieben haben.

Wenn aber auch der rastlose Fleiß ackerbauender Völker eine Zahl nutzbarer Pflanzen ihrem vaterländischen Boden entrissen, und sie gezwungen hat, alle Klimate und alle Berghöhen zu bewohnen: so ist durch diese lange Knechtschaft ihre ursprüngliche Gestalt doch nicht merklich verändert worden. Die Kartoffel, welche in Chili 3500 Meter (fast 11,000 Fuß) hoch über dem Meere cultivirt wird, trägt dieselbe Blüthe, als die, welche man in die Ebenen von Sibirien verpflanzt hat. Die Gerste, welche die Pferde des Atriden nährte, war unbezweifelt dieselbe, als die, welche wir heute noch einernten. Alle

Pflanzen und Thiere, welche gegenwärtig den Erdboden bewohnen, scheinen seit vielen Jahrtausenden ihre charakteristische Form nicht verändert zu haben. Der Ibis, welchen man unter Schlangen- und Insectenmumien in den ägyptischen Katakomben findet, und dessen Alter vielleicht selbst über das der Pyramiden hinausreicht; dieser Ibis ist identisch mit dem, welcher gegenwärtig an dem sumpfigen Ufer des Nils fischt. Diese Uebereinstimmungen, diese Beständigkeit der Form beweisen, daß die kolossalischen Thiergerippe und die wunderbar gestalteten Pflanzen, welche das Innere der Erde einschließt, nicht einer Ausartung jetzt vorhandener Species zuzuschreiben sind, sondern daß sie vielmehr einen Zustand unseres Planeten ahnen lassen, welcher von der jetzigen Anordnung der Dinge verschieden und zu alt ist, als daß die Sagen des vielleicht später entstandenen Menschengeschlechtes bis zu ihm aufsteigen könnten.

Indem der Ackerbau die Herrschaft fremder eingewanderter Pflanzen über die einheimischen begründet, werden diese nach und nach auf einen engen Raum zusammengedrängt. So macht die Cultur den Anblick des europäischen Bodens einförmig, und diese Einförmigkeit ist den Wünschen des Landschaftmalers, wie denen des im Freien forschenden Botanikers gleich entgegen. Zum Glücke für beide ist aber dies scheinbare Uebel nur auf einen kleinen Theil der gemäßigten Zone eingeschränkt, in welchem Volksmenge und moralische Bildung der Menschen am meisten zugenommen haben. In der Tropenwelt ist menschliche Kraft zu schwach, um eine Vegetation zu besiegen, welche den Boden unserm Auge entzieht, und nichts unbedeckt läßt, als den Ocean und die Flüsse.

Die ursprüngliche Heimath derjenigen Gewächse, welche das Menschengeschlecht seit seiner frühesten Kindheit zu begleiten scheinen, ist in eben solches Dunkel vergraben, als das Vaterland der meisten Hausthiere. Wir wissen nicht, woher jene Grasarten kommen, auf deren mehlreichem Samen hauptsächlich die Nahrung aller kaukasischen und mongolischen Völker beruht. Wir kennen nicht die Heimath der Cerealien, des Waizens, der Gerste, des Hafers und des Roggens. Diese letztere Grasart scheint noch nicht einmal von den Römern cultivirt worden zu sein. Zwar suchen altgriechische Mythen den Ursprung des Waizens in den Fluren von Enna in Sicilien; zwar haben Reisende behauptet, die Gerste in Nord-Asien, am Ufer des Samara (im asiatischen Kaptschak, im Lande Orenburg), der in die Wolga fließt, den Spelz in Persien[2]) bei Hamadan, und den Roggen in Kreta wildwachsend entdeckt zu haben: aber diese Thatsachen bedürfen einer genaueren Untersuchung; es ist so leicht, einheimische Pflanzen mit fremden zu verwechseln, die, der Pflege und Herrschaft des Menschen entflohen, verwildernd ihre alte Freiheit in den Wäldern wiederfinden. Auch die Gewächse, auf welchen der Reichthum aller Bewohner der heißen Zone beruht, Pisang, Melonenbäume, Cocospalme, Jatropha und Mais, hat man noch nirgends ursprünglich wildwachsend beobachtet. Freilich habe ich mehrere Stämme der erstern, fern von menschlichen Wohnungen, mitten in den Wäldern am Cassiquiare und Tuamini gesehen: vielleicht aber hat sie doch die Hand des Menschen dahin versetzt; denn der Wilde dieser Regionen, düster, ernst und mißtrauischen Gemüths, wählt abgelegene Schluchten, um seine kleinen Pflanzungen anzulegen, Pflanzungen, die er, wechselliebend nach kindischer Art, bald wieder verläßt und mit andern umtauscht. Die verwilderten Pisangstämme und die Melonenbäume[3]) scheinen dann bald Erzeugnisse des Bodens, auf dem sie sich mit einheimischen Gewächsen zusammengesellen. Ebenso wenig habe ich je erfahren können, wo im neuen Continente die Kartoffel wild wachse: diese wohlthätige Pflanze, auf deren Cultur sich großentheils die Bevölkerung des unfruchtbaren nördlichen Europa gründet, hat man nirgends in uncultivirtem Zustande gefunden, weder in Nordamerika, noch in der Andeskette von Neu-Granada, Quito, Peru, Chili und Chiquitos; ungeachtet die Spanier mehreren Gebirgsebenen den täuschenden Namen *Paramo de las Papas* geben.

[1]) Einige Botaniker behaupten, daß die kleine Varietät von *Prunus avium* in Deutschland wild sei. Von Pflaumen und Birnen haben die Römer nur die größeren schöneren Abarten aus Syrien eingeführt.

[2]) Auf einem Berge, vier Tagereisen von Hamadan, fand Michaux wilden Spelz. Er vermuthete, daß *Triticum hibernum* und *Triticum aestivum* in Persien einst ebenfalls wildwachsend entdeckt werden würden.

[3]) Ich meine *Carica papaya*; denn *Carica posposa* glaube ich oft ursprünglich wild gesehen zu haben.

42. Definition und bisherige Erforschungsweise der geographischen Botanik.

(*A. P. Decandolle* und *K. Sprengel*, Grundz. d. wissenschaftl. Pflanzenk. [1820] S. 333—334.)

Die Geographie der Pflanzen lehrt die gegenwärtige Vertheilung der Gewächse auf der Erde und in Wassern kennen, und sucht dieses Vorkommen aus äußeren Bedingungen herzuleiten. Sie ist also ein Theil der Physiologie der Pflanzen, da sie die Gesetze erforscht, nach welchen Klima, Temperatur, Boden, Höhe über der Meeresfläche und Entfernungen vom Aequator, sowie zufällige äußere Umstände auf das Vorkommen der Pflanzen wirken. Sie hängt gewissermaßen mit der Geschichte der Pflanzen zusammen, oder mit der Untersuchung über Entstehung, Wanderung und allmälige Verbreitung der Gewächse. Doch muß sie von dieser gesondert werden, und hat, wenn man sichere Thatsachen zum Grunde legt und ausmittelt, einen wesentlichen Einfluß auf den Garten- und Ackerbau, auf das Forstwesen und andere bürgerliche Gewerbe.

Man kann aber die Regeln der Vertheilung der Pflanzenfamilien und Gruppen in den verschiedenen Klimaten auf zwiefache Weise erforschen.

Man theilt nämlich zuvörderst die Oberfläche der Erde in gewisse Zonen, in welchen man die vorkommenden Pflanzen aufsucht und allgemeine Resultate daraus zieht. Zwar ist diese Methode mühsam, und deswegen besonders schwierig, weil wir bis jetzt alle Theile jeder Erdzone noch nicht genau kennen, weil auch von den meisten Reisenden die niederen Pflanzenfamilien gewöhnlich vernachlässigt werden. Indessen kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit von den bekannten Gewächsen auf die unbekannten schließen; wenigstens gewährt diese Methode mehr Sicherheit als die folgende, in welcher man sich bisher fast allein versucht hat. Man nimmt nämlich bei dieser zweiten Methode die Floren der Länder verschiedener Klimate zur Hand, vergleicht die aufgeführten Pflanzen, und schließt daraus auf ihre Vertheilung. Da nun nicht von allen Ländern und einzelnen Gegenden genaue Floren vorhanden sind, so kann es nicht fehlen, daß Trugschlüsse und Widersprüche entstehen, weil man die Gewächse angrenzender oder zwischen den untersuchten liegender Länder nicht mit in Anschlag bringt. Auch kann man nur die Floren nach einzelnen Graden der Breite oder der Länge, nicht aber nach der ganzen Zone gebrauchen, da die meisten Verfasser von Floren sich nur innerhalb eines bestimmten Bezirks mit der Vegetation bekannt gemacht haben.

43. Die Alpenpflanzen.

(*J. F. Schouw*, Naturschilderungen, 1840.)

Wir kennen alle den mächtigen Einfluß, den die Wärme auf die Pflanzenwelt ausübt; wir wissen, daß der Mangel an hinreichender Wärme das Pflanzenleben bei uns im Winter hemmt, daß die beginnende Frühlingswärme Stengel und Blätter hervorruft, die höhere Sommerwärme die Blüthe hervorlockt, die Frucht und den Samen reift, daß das wärmere Klima Südeuropa einen größeren Pflanzenreichthum verleiht als Nordeuropa, und das noch wärmere Klima innerhalb der Wendekreise den höchsten Pflanzenreichthum und die reichste, größte Pflanzenfülle hervorruft. Die Wärme zeigt sich also als der mächtige Wecker des Pflanzenlebens.

Die Pflanzen sind aber von sehr verschiedener Natur: der Wärmegrad, welcher bei der einen die Lebensäußerungen hervorruft, vermag nicht, sie bei einer andern zu wecken. Wir wollen uns jetzt mit denen beschäftigen, die durch den geringsten Wärmegrad ins Leben gerufen werden, mit denen, welche gleichsam am ersten den Sieg über die Feinde des Pflanzenlebens, Frost und Schnee, erringen, und welche also von dem klimatischen Standpuncte aus, Flora's Erstgeborne genannt zu werden verdienen, wie jene Farrenkräuter, deren Ueberreste wir in den Steinkohlenschichten finden, es von dem historischen Gesichtspuncte aus sind.

Diese Gewächse, welche der geringste Wärmegrad hervorzurufen vermag, haben ein eigenes Gepräge, machen eine eigene Flora aus. Wir finden sie in den Polarländern des Nordens (selbst in Ebenen und an der Küste), in dem nördlichen Lappland, in den nördlichsten Theilen Sibiriens

und Nordamerika's und auf den Inseln des nördlichen Eismeers; wir finden diese Flora in Gegenden, wo während acht bis zehn Monate des Jahres Schnee die Erde bedeckt und die Seen zugefroren sind, und wo mitten im Sommer Eisberge auf dem Meere umhertreiben.

Aber wir finden dieselbe Flora südlicher wieder, wenn wir die Gebirge bis zu einer hinreichenden Höhe besteigen. Wenn wir von den Küsten des mittelländischen Meeres im südlichen Frankreich eine Wanderung auf die See-Alpen unternehmen, so kommen wir zuerst durch Orangengärten, Olivenhaine und Gebüsche von Myrten, Lorbeerbäumen und immergrünen Eichen, über welche Pinien und hier und da eine einzelne Dattelpalme sich erheben; auf einer größern Höhe verlassen wir diesen Pflanzenwuchs, wir durchwandern nun Wälder von Kastanien und Eichen mit auffallendem Laube; höher oben treffen wir unsern alten nordischen Freund, die Buche, und noch höher oben die finstern Wälder von Tannen, Fichten und Lärchen; zuletzt verlassen uns auch diese Bäume, aller Baumwuchs hört auf, niedriges Buschwerk begleitet uns noch eine Weile, macht aber bald kleinern Kräutern Platz; endlich setzt der ewige Schnee, der selbst in den wärmsten Sommermonaten die Erde bedeckt, allem Pflanzenwuchs ein Ziel. So können wir, indem wir vom mittelländischen Meere aus bis zur Schneelinie hinaufsteigen, beim Durchwandern der verschiedenen Höhengürtel auf derselben Gebirgsmasse, in einem einzigen Tage Augenzeuge von eben so vielen verschiedenen Floren sein, als wenn wir in Monaten von dem mittelländischen nach dem Eismeere reisen.

Denjenigen Gürtel, welcher zwischen der oberen Grenze des Baumwuchses (der Baumgrenze) und der unteren Grenze des ewigen Schnees (der Schneegrenze) liegt, nennen wir den Alpengürtel (Gebirgsgürtel), und die Gewächse, welche hier gefunden werden, Alpenpflanzen (Gebirgskräuter). Diese Flora hat eine so bemerkliche Uebereinstimmung mit der Polarflora, daß sie mit derselben Eine ausmachen muß. Nicht nur alle Pflanzenfamilien und die allermeisten Pflanzengeschlechter sind fast dieselben, sondern selbst eine sehr bedeutende Anzahl der Arten ist beiden gemeinschaftlich; eine Thatsache, welche um so bemerkenswerther ist, da zwischen den Alpen und den nächsten nordischen Gebirgen, wo man dieselbe Flora wieder findet, ausgedehnte Ebenen oder doch nur Gebirgsmassen liegen, die nicht so hoch sind, daß diese Pflanzen auf denselben fortkommen könnten; eine Thatsache, welche es nothwendig zu machen scheint, anzunehmen, daß dieselben Arten ursprünglich auf mehreren Orten in weiter Entfernung von einander entstanden sind, indem ein Transport zwischen den Alpen und Norwegens Gebirgen sehr unwahrscheinlich ist, hauptsächlich da es sich hier nicht um einige wenige gemeinschaftliche Gewächse, sondern um den Pflanzenwuchs im Ganzen handelt, und da die Pflanzen an beiden Orten in Gegenden gefunden werden, wo der Boden nicht bearbeitet wird und wo die Menschen fast gar nicht auf die Natur eingewirkt haben.

Die Polarflora aber, oder, wie wir sie auch nennen können, die Alpenflora, findet sich nicht nur in den höheren Regionen der Alpen, der höchsten Gebirgsmasse Europa's, sie findet sich überall in Europa, im nördlichen Asien und in Amerika wieder, wo Gebirgsmassen hervortreten, hoch genug, um in ihren oberen Theilen ein diesen Gewächsen passendes Klima zu gewähren. Wir finden daher diese Flora in den Pyrenäen wieder, in der Sierra Nevada, in den Karpathen und auf dem Kaukasus, in den norwegischen, schottischen und isländischen Gebirgen, und wir finden Spuren derselben in den höchsten Bergspitzen der Apenninen und der griechischen Gebirgsmassen; wir sehen sie auf dem Altaigebirge, den Gebirgen Tauriens und auf den höheren Gebirgsmassen des nördlichen Amerika.

Welche Züge charakterisiren nun diese Flora?

Der erste Charakterzug ist: Mangel an Bäumen; selbst Büsche findet man nur in dem untern Theile des Alpengürtels, und hier spielen in den Alpen die Alpenrosen (*Rhododendra*) eine Hauptrolle, indem sie an den meisten Stellen ein dichtes Gebüsch bilden. Der kurze Sommer, auf zwei bis drei Monate beschränkt, und der Nachtfrost, welcher selbst in dem wärmsten Monate vorkommt, machen es leicht begreiflich, daß kein Gewächs hier lange Schößlinge treiben kann; die große gewichtige Schneemasse, die gewaltsamen Winde auf diesen Höhen machen es einleuchtend, daß kein junger Stamm oder Ast hier dem Einknicken entgehen kann; und daß also Stämme und Aeste, wo sie hervorkommen, sich nur wenige Zoll hoch über die Erde erheben können, oder jedenfalls, wenn sie sich etwas verlängern, genöthigt sind, auf der Erde oder an Felsen hinzukriechen.

Bäume sind im Allgemeinen diejenigen Gewächse, deren Lebensdauer am längsten währt. Das entgegengesetzte Extrem liefern die in unserm gemäßigten Klima so häufigen Sommergewächse (einjährige Gewächse), welche in demselben Jahre,

in dem sie aus dem Samen hervorkommen, wachsen, blühen, ihren Samen zur Reife bringen und wieder vergehen. Gleichwie nun Bäume in der Alpen- und Polarflora fehlen, so vermißt man dort auch die einjährigen Gewächse. Auch dieses ist leicht erklärlich: der Sommer ist allzu kurz, als daß der ganze Lebenscyclus einer Pflanze in demselben beendigt werden könnte; der Samen würde nicht Zeit haben, reif zu werden; würde derselbe auch in einem günstigen Jahre reifen, so würde dies doch in einem minder günstigen nicht geschehen, und die Art würde dann leicht für immer aussterben.

Es sind daher nur mehrjährige Kräuter und einzelne kleine Sträucher, die diese Flora darbietet; Gewächse, von denen entweder nur die Wurzel oder zugleich ein kurzer Stengel den Winter über erhalten wird. Da das Wachsthum in Hinsicht auf die Höhe so sehr beschränkt ist, so wird die Entwickelung durch Wurzelschößlinge befördert; so erzeugen manche Alpenpflanzen Büschel von kurzen, aus einer und derselben Wurzel hervorsprießenden Stengeln, die oft mit ihren Blättern und Blumen eine Art kleiner Kissen bilden.

In diesem Gürtel bildet sich sehr selten eigentliche Dammerde: der Erdboden besteht entweder aus nackten Felsen, in deren Spalten die Pflanzen wachsen, worin sich Wasser ansammelt und Moose den Platz für die größeren und entwickelteren Pflanzen vorbereiten; oder in Bergkies, fein aufgelöstem Gebröckel, welches von dem niederströmenden geschmolzenen Schneewasser durchsickert und fortwährend durch neues von oben herabkommendes Gebröckel vermehrt wird. Damit eine Pflanze unter solchen Verhältnissen gedeihen könne, sind lange Wurzeln erforderlich; wir sehen auch, daß diese bei den meisten Alpengewächsen sich vorfinden und hauptsächlich bei denen, welche im Kies wachsen.

Wenn wir die kurzen Stengel der Alpenpflanzen und ihre Blätter betrachten, so wird uns eine andere Eigenschaft derselben auffallen, nämlich der Mangel an Haaren und Dornen. Die Alpenpflanzen sind platt, und, wie man es sehr unbezeichnend nennt, unbewaffnet. Hieraus ersieht man, wie unrichtig die Meinung ist, daß die Haarbedeckung den Pflanzen zum Schutz gegen die Kälte gegeben sei; denn sollte irgend eine Art von Pflanzen desselben bedürfen, so müßten es wohl die Alpenpflanzen sein. Betrachten wir die Sache aus einem allgemeinen Standpuncte, so zeigt es sich, daß ein feuchter Erdboden glatte, ein trockner behaarte und mit Dornen versehene Gewächse nährt; da nun der Erdboden der Alpenpflanzen durch den herabströmenden geschmolzenen Schnee immer feucht ist, so sehen wir hierin die Ursache jener Eigenthümlichkeit der Alpenpflanzen.

Während ihr Stengel so klein ist, sind hiergegen die Blumen, im Verhältniß zur ganzen Pflanze, oft sehr groß. Kaum ist der Schnee geschmolzen, noch liegt er in der Nähe, und doch hat die Alpenpflanze schon Blumen; es ist, als ob sie sich in ihrer Entwickelung beeile, um den so außerordentlich kurzen Sommer zu benutzen, als ob die ganze Kraft des Gewächses dazu angewendet würde, so schnell wie möglich die Blumen zu entwickeln, welche daher, vermittelst des kurzen, zum Theile im Kiese verborgenen Stengels, unmittelbar aus der Erde hervorzuwachsen scheinen. Die bedeutende Größe der Blumen, im Verhältniß zum Stengel, ist ein sehr auffallender Zug der Alpenflora, und er tritt besonders deutlich hervor bei der Vergleichung mit den Pflanzen der Ebene, welche zu denselben Geschlechtern gehören.

Ein anderer Charakterzug bei den Alpenpflanzen sind die schönen reinen, unvermischten Farben, welche die Blumen darbieten: die reinste schneeweiße Farbe (*Dryas*, verschiedene Draba- und Saxifraga-Arten); die schönste himmelblaue (*Gentiana*, *Soldanella*, *Veronica*, *Campanula*, *Phyteuma*, das Zwerg-Vergißmeinnicht *Myosotis nana*, welches an Schönheit bei weitem seine berühmten Anverwandten in der Ebene übertrifft); die schönste rosenrothe Farbe (Primula-Arten, *Azala*, *Silene acaulis*); eine reine gelbe Farbe (*Ranuncula Potentilla*, *Viola biflora*, *Papaver*). Vergleicht man die Blumen der Ebene, zumal des Küstenlandes, mit denen dieser Gebirgpflanzen, so ist es auffallend, wie unrein, wie schmutzig jene im Allgemeinen gegen diese gehalten erscheinen. Dabei sind gesprenkelte Blumen, oder eine Vermischung mehrerer Farben in einer und derselben Blume, seltener bei den Alpenpflanzen.

Während die Alpenflora durch ihre großen Blumen, die reinen Farben und anmuthigen Formen derselben dem Blicke einen reichen Genuß gewährt, ist sie hingegen nicht im Stande, einen andern Sinn des Menschen zu ergötzen. Die Blumen der Alpengewächse sind alle — vielleicht bis auf einige wenige Ausnahmen, die jedoch Pflanzen betreffen, welche nur in dem untern Theile des Höhengürtels wachsen — ohne Geruch. Da ein höherer Wärmegrad, im Allgemeinen auch die Trockenheit des Erdbodens und der Luft, die Entwickelung von Secretionsstoffen befördern,

welche von den Blumen ausdünsten, weshalb das südliche Europa z. B. weit mehr wohlriechende Pflanzen als das nördliche hat, und die Anzahl der duftenden Pflanzen im Ganzen gegen den Aequator hin zunimmt, so begreifen wir leicht, daß die Alpenpflanzen, welche bei dem möglichst niedrigen Wärmegrad in einem stets feuchten Erdboden wachsen, nicht sehr duftend sein können.

Doch kann man nicht behaupten, daß den Alpenpflanzen Secretionsstoffe fehlen, denn bei manchen sind diese reichlich in der Wurzel und im Stengel enthalten; hauptsächlich kommen in dem Alpengürtel Beispiele von bitteren Pflanzen vor, z. B. die Genzianen; auch geben die meisten ein kräftiges Futter für das Vieh. Dagegen bringt die Alpenflora keine Giftpflanze hervor.

In keinem Welttheile hat der Mensch so die Natur verändert, wie in Europa, wo die Cultur in einigen Gegenden in Jahrtausenden, in anderen in Jahrhunderten, so große Veränderungen hervorgebracht hat, daß es nur wenige Gegenden gibt, wo man den Pflanzenwuchs in seinem ursprünglichen Zustande erblicken kann. Unter diesen wenigen Gegenden nehmen gerade die Polarländer und die Alpengürtel den bedeutendsten Platz ein. Kein Pflug durchfurchte, kein Spaten durchstach die Erde, keine Kornart und kein Gartenkraut wurde gesäet; der Mensch benutzte diese Gegenden nur zur Weide, und dies auf eine Weise, die nur sehr wenig von derjenigen verschieden ist, in welcher sie benutzt sein würde, wenn die Natur sich selbst gänzlich überlassen geblieben wäre.

Durch den starken Gegensatz zwischen den Gewächsen und ihrer Umgebung gewinnt die Alpenflora noch ein höheres Interesse. An die nackten steilen Felsen, die großen weißen Schneefelder, an die bläulichen Gletscher schließen sich unmittelbar die kleinen zierlichen Kräuter mit Blumen von den reinsten Farben. Hier ist das Anmuthige mit der majestätischen Größe gepaart.

Wir haben bei uns eine Flora, welche in mehrerer Hinsicht der Alpenflora analog ist, nämlich unsere Frühlingsflora. Auch der Lenz beginnt mit Kräutern mit schöngefärbten Blumen; einige, wie *Viola*, *Primula*, *Anemone*, *Draba*, gehören sogar zu den charakteristischen Geschlechtern der Alpenflora. Die Alpenflora aber zeigt einen Frühling, auf den kein Sommer und kein Herbst folgt; einen Frühling, den schnell und unmittelbar der Winter verdrängt. Dieser kurze aber anmuthige Lenz macht die Alpenflora noch interessanter; er ist ein reizender Schmetterling, welcher einige Wochen lebt, nachdem die Puppe viele Monate in der Erde verborgen gelegen.

44. Kurze Geschichte der Zoologie.

(*Oken*, Naturgesch. für alle Stände IV. [1833] S. 10–15.)

Um doch hier ein Wort von der Geschichte dieser Wissenschaft zu sagen, so theilt sie sich, wie alle anderen Wissenschaften, in nicht mehr als zwei Perioden, obschon man gewohnt ist, dieselben in eine viel größere Zahl zu zerreißen. Den Wendepunct aller menschlichen Kenntnisse bildet offenbar die Entdeckung der Buchdruckerkunst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

a. Aus dem großen Raume vieler Jahrtausende vorher leuchtet nur ein einziger Stern der Zoologie hervor; er heißt Aristoteles, der unter Alexander dem Großen zwischen 384 und 322 vor unserer Zeitrechnung lebte, und von diesem seinem Zögling, Verwandten und Gönner nicht weniger als 800 Talente (480,000 Laubthaler) zur Anschaffung, Zerlegung und überhaupt zum Studium der Thiere erhielt. Aristoteles ist nicht bloß der Schöpfer der Zoologie, sondern auch der vergleichenden Anatomie und Physiologie.

Die Römer haben sich bloß mit dem Todtschlagen der Menschen, nicht mit der Natur beschäftigt. Plinius hat nur zusammengetragen, was er größtentheils bei den Griechen gefunden, Gutes wie Schlechtes, ohne Beurtheilung; jedoch hat er Manches für die Geschichte erhalten, was sonst zu Grunde gegangen wäre. Er lebte kurz nach Christi Geburt, und war von Verona. Einige andere nach ihm, wie Solin, Aelian und Oppian sind fast nichts als Fabelsammler über Freundschaft und Feindschaft, Zauberkraft und wunderliche Heilkraft der Thiere, Mährchen, welche sich fast bis in unser Zeitalter fortgepflanzt haben. Den Solin hat schon das Alterthum den Affen des Plinius genannt.

Die Araber, nach dem sechsten Jahrhundert, haben auch nichts Erkleckliches für die Zoologie gethan. Einige christliche Schriftsteller im westlichen Europa, wie Isidorus Hispalensis, Albertus Magnus von Bollstädt bei Lauingen, verdienen kaum der Erwähnung.

Moses unter die Naturforscher zu rechnen, weil einige Thiere in der Bibel stehen, ist sonderbar. Manche haben sogar mit Adam angefangen, weil er den Thieren Namen gegeben hat.

Die alte Zeit hat demnach nur eine Periode, die sich in keine Epochen theilen läßt.

b. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gab es sogleich eine Menge Naturforscher, und zwar in allen Fächern.

Vor derselben wohnten die Wissenschaften im Hause des Privatmanns, auf dem Landgut eines Reichen, in dem engeren Kreise einer Privatgesellschaft, einer Kaste oder eines Standes, hin und wieder in einer Schule; nicht im Staate, dessen Regierung sich überhaupt um die Wissenschaften wenig bekümmerte.

Nach derselben traten die Wissenschaften plötzlich aus ihren Verließen hervor und breiteten sich in alle Welt aus. Nicht mehr Stand, Kaste, geheime Gesellschaft, Kloster verschlossen die Kenntnisse vor dem Volk; durch die Presse bekamen sie Flügel und drangen in die Hütten der Armen wie in die Paläste der Mächtigen. Von nun an wurden sie Staatsangelegenheit, theils um sie zu unterdrücken, theils um sie zu schützen, je nach Rohheit oder Bildung, Einfalt oder Einsicht, nach Furcht oder Muth. So ergieng es auch der Naturgeschichte. Anfangs aus Aberglauben von der Unwissenheit verfolgt, welche Alles aus Gespenstern oder Wundern erklären will, was sie nicht versteht, hat sie sich unter wechselseitigem Druck und Aufflug so ausgebreitet, so bereichert und so geltend gemacht, daß sie in unserer Zeit, mit wenigen, nicht mehr schädlichen Ausnahmen, sich des Beifalls und der Pflege sowohl der Regierungen als der Völker erfreut, und hat hinsichtlich ihres geistigen Werthes einerseits und ihres materiellen Nutzens anderseits solche Anerkennung gefunden, daß sie überall, wo sie einkehrt, mit Freundlichkeit und Ehren aufgenommen wird.

1) Gerade zu der Zeit, als die Buchdruckerei zu Mainz erfunden wurde, eroberten die Türken Constantinopel. Theodor von Gaza floh nach Calabrien, übersetzte daselbst den Aristoteles ins Lateinische, überreichte das Werk nach 1470 dem Papste Sixtus IV., von dem er 50 fl. erhielt, die er in die Tiber warf, um wieder arm Rom zu verlassen, in welchem, wie er sagte, die fettesten Esel das beste Korn verschmäheten. Aus diesem Wurf ist die neuere Zoologie entstanden, wie aus einem älteren die Menschen hervorwuchsen.

Für die Zoologie wurden fast gleichzeitig um 1500 in Italien Salviani und Aldrovandi, in Deutschland Conr. Gesner, in Frankreich Rondelet und Belon, in England Watton geboren, welche plötzlich mit großen Werken meist über die oberen Thierclassen, und zwar schon mit Abbildungen geschmückt, hervortreten; Gesner und Belon zuerst 1551, dann Watton 1552, Rondelet und Salviani 1554, Aldrovandi erst 1599.

Darauf erfolgte ein Stillstand fast von 100 Jahren, als wenn die Welt so lang gebraucht hätte, um diese Masse von Material in Fleisch und Blut zu verwandeln. Sie hat sich aber während dieser Zeit, Vesal aus Brüssel voran, so ernstlich mit der menschlichen Anatomie, durch Aquapendente, Harvey und Swammerdam und Malpighi mit der vergleichenden beschäftigt, daß sie in der Folge eine große Reihe von Männern hervorbringen konnte, welche nun, mit ganz neuen Kenntnissen ausgestattet, im Stande waren, das Thierreich nicht mehr einzeln in seinen Bruchstücken aufzufassen und zu beschreiben, sondern als ein Ganzes zu betrachten, zu ordnen, und mit wenigen Worten die Unterschiede der einzelnen Thiergattungen hervorzuheben. Der Engländer Ray war der erste, welcher dieses mit Erfolg 1693 versuchte und so gewissermaßen einbrachte, was seine Landsleute vorher versäumt und andern Völkern überlassen hatten.

2) So wanderte diese Wissenschaft von Süden nach Norden, aus Griechenland nach Italien, Deutschland und Frankreich, und von da nach einiger Rast nach England. Nun erst wachte der Norden auf, sein kräftiger Leib und Geist genährt von den reichen Früchten und Lehren des Südens.

Es war Linné, der Schwede, geboren 1707, gestorben 1778, dem es schon 1740 gelang, alle bekannten Naturkörper zu ordnen, mit kurzen Worten zu unterscheiden und denselben Namen zu geben. Sein Natursystem hat bald die ganze Welt durchflogen, thut es noch nach Ablauf eines Jahrhunderts, und wird es thun, so lang als die Wissenschaften leben.

In der neueren Zeit ist es daher eigentlich nur Linné, welcher eine Epoche bezeichnet, indem alle, welche vor ihm wirkten, nur als Sammler und Vorbereiter betrachtet werden können. Vor ihm war nichts Ganzes, nichts Verbundenes; keine Einsicht in die Menge der Geschöpfe und in ihre unterscheidenden Charaktere.

Das System von Linné war aber nur ein künstliches. Er hob bei Pflanzen und Thieren irgend ein Merkmal heraus, wobei er aber meist glücklicherweise das Wichtigere traf, und ordnete darnach die Geschöpfe, ungefähr so, wie man in einem Wörterbuche die Wörter nach dem Alphabet ordnet. Noch fehlte die Grammatik, welche die Wörter nach ihrem inneren Charakter trennt und vereinigt: so Hauptwörter, Beiwörter, Fürwörter, Zeitwörter u. s. w., unbekümmert um die Anfangsbuchstaben. Eine entsprechende Anordnung der Naturkörper nennt man, freilich nicht ganz mit Recht, ein natürliches System, auf welches übrigens Linné selbst schon gedeutet und hingearbeitet hat.

Die Freude, nach Linné's System die ganze Natur mit einem Blick zu überschauen, und Alles, was vorkommt, mit Leichtigkeit darin auffinden und benennen zu können, wirkte so mächtig, daß Hunderte von Menschen, davon ergriffen, sich in alle Welttheile zerstreuten, allen Gefahren trotzten und selbst das Leben aufopferten, um Naturalien zusammenzubringen und sie ihrem Lehrer zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Thiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder welche sie, bisher verachtet, in ihrem Garten, in Flüssen und Meeren fanden. Unter diesen vor allen Reaumur (geb. 1683, gest. 1757), Buffon (geb. 1707, gest. 1788), mit Daubenton (geb. 1716, gest. 1800), Frisch (geb. 1666, gest. 1743), Klein (geb. 1685, gest. 1759), Rösel (geb. 1705, gest. 1759), Trembley (geb. 1710, gest. 1784), Degeer in Schweden (geb. 1720, gest. 1778), Forskal (geb. 1734, gest. 1763), Fr. Müller, der Däne (geb. 1730, gest. 1784), Bloch (geb. 1723, gest. 1799), Pennant (geb. 1726, gest. 1798), Brisson (geb. 1723, gest. 1806), Latham (geb. 1740), Göze (geb. 1731, gest. 1793), Pallas (geb. 1741, gest. 1812), J. Fabricius (geb. 1742, gest. 1807), Schneider zu Breslau (†), Lacepede, Le Vaillant. Diejenigen, welche mehr Einzelnes bearbeitet haben, werden gelegentlich genannt werden.

Auf diese neue Epoche in der Zoologie folgte wieder ein neuer Eifer für die vergleichende Anatomie, worin man mit Recht Haller als den Anführer der Reihe betrachtet.

Wie Linné die ganzen Naturkörper in ein Ganzes vereinigt, so hat Haller die Theile und die Verrichtungen derselben, nämlich die Anatomie und Physiologie, in ein Ganzes verarbeitet, und allen künftigen Geschlechtern das Feld zubereitet und die Methode gewiesen, was und wie sie mit Glück in beiden Wissenschaften wählen und arbeiten müssen, um das große Problem zu lösen, nämlich die Gesetze des Thierreichs zu finden und damit das natürliche System zu begründen.

3) Was Aristoteles und Haller für die Anatomie und Physiologie, was Linné für die Zoologie gethan, das hat Cuvier von Mömpelgard (geb. 1769, gest. 1832) gesammelt, verarbeitet und vereinigt. Ihm verdankt die Welt das erste System der vergleichenden Anatomie, wozu er eben so viel selbst gearbeitet hat, als er Vorarbeiten gefunden. Aus diesem Werk ist sein Thiersystem hervorgegangen, welches jetzt das natürlichste ist, das wir besitzen. Mit ihm beginnt daher eine neue Epoche, die der natürlichen Methode.

Seit Cuvier zu wirken angefangen, und seinen Einfluß auf die französische Regierung zur Ausrüstung von naturhistorischen Weltumsegelungen ausgeübt hat, ist mehr gesammelt und in seinem Sinne von Hundert andern verarbeitet worden, als in allen Zeiten vorher. Man kennt jetzt 1230 Säugethiere, 5000 Vögel, 1000 Amphibien, 6000 Fische, vielleicht 50,000 Insecten, über 2000 Weichthiere, und zwar nicht bloß nach ihren äußeren Merkmalen, sondern großentheils nach ihren anatomischen Theilen, nach ihrer Lebensart und Fortpflanzung, wie auch nach Nutzen und Schaden, überhaupt nach ihrem Verkehr mit dem Menschen.

In dieser kurzen Zeit, nämlich seit der französischen Revolution bis jetzt, wurde die Zoologie im Sinne des natürlichen Systems von den geist- und kenntnißreichsten Menschen bearbeitet. Lamarck, Latreille, Geoffroy St. Hilaire, Savigny, Huber, Ferussac, Temminck, Kirby, Leach, Wilson, Rudolphi, Meigen u. s. w.

4) Sowie jedoch der Geist der Sprache durch die gewöhnliche Grammatik noch nicht erkannt wird, und ein natürliches System der Wörter und der Sprache erst in der sogenannten philosophischen Grammatik erreicht werden kann, so ist auch die jetzige natürliche Methode der Thiere noch nicht das eigentliche Gebäude. Sie ordnet die Materialien nur wie ein Baumeister vor dem Anfang des Baues, indem er Quadern zu Quadern, Mörtel zu Mörtel, Sand zu Sand, Balken zu Balken, Latten zu Latten und Ziegel zu Ziegeln häuft, um in der Folge durch neue Trennung und Verbindung der verschiedenen Werkstücke ein bewohnbares Gebäude zu gestalten. So muß die Zoologie verfahren, wenn sie wirklich die Thiere so zusammenstellen will, wie sie die Natur zusammengestellt hat; d. h. sie muß, außer ihrem Bau, die Gesetze ihrer Verwandtschaften, ihres Ranges erkennen, was nur durch das Verfolgen

ihrer Entwickelungsgeschichte möglich wird. Das echte natürliche System muß daher ein Entwickelungssystem, ein genetisches oder ein physiologisches sein, eine Aufgabe, woran man jetzt arbeitet, die aber freilich noch lang ihrer Lösung entgegensehen wird.

45. Entdeckung des Kreislaufs des Blutes.

(*W. Whewell*, Geschichte III. S. 455—459.)

Der unglückliche Servet, der von Calvin zu Genf i. J. 1553 als Ketzer verbrannt wurde, war der erste, der von der sogenannten »kleinen Circulation« oder von derjenigen mit Bestimmtheit spricht, die das Blut von dem Herzen zu den Lungen, und von da wieder zurück zu dem Herzen führt. Sein Werk, *Christianismi Restitutio*, wurde ebenfalls verbrannt, und nur zwei Exemplare desselben, so viel man weiß, entgiengen den Flammen. In diesem Werke ist es, daß er die hier in Rede stehende Lehre, als ein Seitenargument oder als eine Erläuterung zu seinem Hauptgegenstande, vorträgt. — „Die Communication zwischen der rechten und linken Herzkammer,« sagt er, „wird nicht, wie man gewöhnlich glaubt, durch die Theilung des Herzens gemacht, sondern das Blut wird durch einen merkwürdigen Kunstgriff (*magno artificio*) von der rechten Kammer in einen großen Umweg durch die Lunge geführt, wird von der Lunge ausgearbeitet, gelb gefärbt und dann von der *vena arteriosa* in die *arteria venosa* hinübergeleitet.« — Dieser wahre Uebergang wird übrigens bei ihm mit verschiedenen traditionellen Phantasien vermengt, von dem *spiritus vitalis* z. B., der seinen Ursprung in der linken Kammer haben soll u. dgl. Auch läßt sich wohl noch zweifeln, wie weit Servet diese seine Meinung auf Thatsachen oder bloß auf Vermuthungen und auf hypothetische Ansichten gestützt hat, die er sich über seinen „vitalen Geist“ entworfen hat. Man wird daher vielleicht mit größerem Rechte die eigentliche Begründung des Blutumlaufs durch die Lunge, als eine inductive Wahrheit, dem Realdus Columbus zuschreiben, dem Schüler und Nachfolger von Vesalius in Padua, der in seinem Werke (*De re anatomica* 1559) diese Entdeckung als sein Eigenthum reclamirt.

Andreas Cäsalpin, den wir bereits oben als einen der Väter der neueren inductiven Wissenschaft kennen gelernt haben, und der durch seine metaphysischen Speculationen nicht weniger als durch seine physischen Untersuchungen ausgezeichnet ist, hat in seinen *Quaestiones Peripateticae* die Circulation des Blutes durch die Lunge noch viel vollständiger beschrieben, als die vorerwähnten Schriftsteller, und er scheint selbst an dem Vorabend der Entdeckung des »großen Kreislaufes« gestanden zu sein. Er war es nämlich, der das Aufschwellen der Venen unter dem Verbande bemerkte, und der daraus den Schluß auf ein Zurückfließen des Blutes in diesen Gefäßen gezogen hat.

Allein noch war die Entdeckung einer anderen Structur übrig, die jener von dem Blutumlaufe vorausgehen mußte. Diese Entdeckung aber wurde von Fabricius ab Acquapendente gemacht, einem aus der langen Reihe von berühmten Professoren der Arzneikunde zu Padua, der auch daselbst über fünfzig Jahre gelehrt hatte. Der bereits oben erwähnte Sylvius entdeckte die Klappen an den Venen, aber Fabricius bemerkte zuerst, daß alle diese Klappen gegen das Herz gerichtet sind. Indem er diese Stellung mit jener der Herzklappen selbst verglich und sie mit dem Mangel aller Klappen in den Arterien zusammenstellte, mochte er leicht zu dem Schlusse kommen, daß das Blut in den Arterien nach einer ganz anderen Richtung sich bewege als in den Venen, und so hätte er auch wohl zu der eigentlichen Entdeckung des wahren Blutumlaufs gelangen können.

Allein dieser Ruhm war einem ganz anderen, war Wilhelm Harvey aufbehalten. So wahr ist es, was Cuvier sagt, daß wir oft ganz nahe an dem Rande einer Entdeckung stehen, ohne sie auch nur zu ahnen, und so wahr ist es, wollen wir hinzusetzen, daß immer eine gewisse Folge von Zeit und von einzelnen Geistern im Allgemeinen erfordert wird, um die Menschen mit einer Idee vertraut zu machen, ehe sie es wagen, von ihr zu den nächstfolgenden neuen Gedanken überzugehen.

William Harvey war i. J. 1578 zu Holkestone in Kent geboren. Seine ersten Studienjahre brachte er in Cambridge zu, und gieng dann nach Padua, wohin der Ruhm des Fabricius ab Acquapendente aus allen Theilen Europa's junge Männer gezogen

hatte, die sich in der Anatomie und Physiologie weiter unterrichten wollten. Aufgeregt durch die erst kürzlich gemachte Entdeckung seines großen Meisters von den Venenklappen und den Richtungen derselben, und selbst weiter nachforschend über den Eintritt der Venen in das Herz und über den Austritt der Arterien aus demselben, faßte er die Idee, eigene Versuche anzustellen, um dadurch den eigentlichen Lauf des Blutes in diesen Gefäßen aufzufinden. Es zeigte sich, daß die Venen, wenn er sie bei verschiedenen Thieren festband, immer **unter** dem Bande, d. h. in dem von dem Herzen fernsten Theile anschwollen, während im Gegentheile die Arterien, bei einer ähnlichen Unterbindung, auf der dem Herzen nächsten Seite aufgetrieben wurden. Indem er diese Thatsache mit der oben erwähnten Richtung der Klappen, die bei den Venen alle gegen das Herz gerichtet sind, combinirte, gelangte er endlich zu dem Schlusse, daß das Blut aus der linken Seite des Herzens in die Arterien bis an die äußersten Enden derselben getrieben wird, und daß es von da wieder durch die Venen in die rechte Seite des Herzens zurückkehrt. Er zeigte zugleich, wie diese doppelte Bewegung durch die Erscheinungen des Pulses, sowie auch durch die bekannten Resultate bei den Oeffnungen der Adern vollkommen bestätigt wird. Endlich bewies er auch, daß die Lungenbewegung nur eine Fortsetzung jener »großen Bewegung« ist, und sonach war denn die ganze Theorie von dieser Doppelbewegung des Blutes in dem thierischen Körper vollständig aufgestellt.

Harvey's Versuche zu diesem Zwecke wurden in den Jahren 1616 bis 1618 gemacht. Gewöhnlich heißt es, daß er seine Ansicht erst i. J. 1619 öffentlich mitgetheilt habe. Allein das Manuscript, das er dem ärztlichen Collegium vorgelegt hatte, existirt noch in dem britischen Museum; es ist vom April 1616 datirt und enthält alle die Sätze, auf welche seine Lehre gebaut ist. Erst i. J. 1628 gab er seine *Exercitatio Anatomica de motu cordis et sanguinis* zu Frankfurt heraus, bemerkt jedoch in dieser Schrift, daß er diese seine Ansichten schon vor neun Jahren in seinen Vorlesungen auseinandergesetzt und durch Beweise vor Augenzeugen bestätigt habe.

46. Aufgabe, Quelle und Methode der Physiologie.

(*C. Vogt*, Physiologische Briefe I. [1845] S. 2—7.)

Die Aufgabe der Physiologie ist verwickelter als die irgend einer andern Naturwissenschaft. Ist ja doch der Organismus an sich, sei er nun pflanzlich oder thierisch, und vor Allem der letztere, das Meisterstück des schöpferischen Gedankens, und seine Existenz, sein Leben nur durch das Zusammenwirken der mannigfachsten Kräfte möglich. Die kunstreiche Anordnung des menschlichen Körpers im Aeußern wie im Innern, die Menge der verschiedenen Organe, welche wir an ihm sehen, das harmonische Ineinandergreifen seiner Muskeln, Gefäße und Nerven erscheinen aber noch als rohe Verhältnisse, wenn man mit dem Mikroskope in die Geheimnisse der Structur unserer Körpertheile eindringt, wenn man die tausend und aber tausend Fäden untersucht, aus denen ein einziger Muskel, eine dünne Sehne gewebt ist, wenn die Millionen Kügelchen und Zellen der Oberhäute und Flüssigkeiten vor das erstaunte Auge treten, und in allen diesen kleinsten Theilen, deren Einzelnheiten oft selbst unsern vervollkommneten Instrumenten entgeht, eine Gesetzmäßigkeit des Baues, eine innere Zweckmäßigkeit erkannt wird, die bei dem Untersucher, der ihr gegenüber tritt, nur das Gefühl seiner Ohnmacht zurücklassen kann. Es ist wohl schon Manchem begegnet, daß er kleinmüthig Messer und Loupe auf die Seite gelegt und seufzte: All unser Streben ist eitel und unser Wissen Stückwerk!

Indeß wenn auch Einzelne unter den Schwierigkeiten gebeugt werden, so sind diese doch für die Forscher im Ganzen mehr Reize zu größeren Anstrengungen. Nach allen Seiten hin sieht man sich um Hilfe in andern Wissenschaften um, und diese sind dann auch nicht karg, sie überall zu gewähren, wo sie vernünftigerweise gefordert werden kann. Es hat der Physiologie unendlich viel Schaden gebracht, daß sie sich abschließen wollte, daß sie behauptete, das Leben kenne die Gesetze der anorganischen Natur nicht; es könne nur aus sich selbst und durch sich selbst begriffen werden. Mit solchen Ansichten war ferneren Fortschritten die Bahn abgeschnitten, denn wo man auf eine unerklärliche Thatsache, eine räthselhafte Erscheinung stieß, da war gleich die Eigenthümlichkeit der Lebenskraft, das unerforschliche Walten des organischen

Lebens da, um die Wißbegierde aufzuhalten und ihr zu sagen: Begnüge dich damit, daß das organische Leben nur seine eigenen Gesetze kennt. Erst seitdem man diese Richtung verlassen und angefangen hat, überall zuerst die Erscheinungen aus den analogen der anorganischen Natur zu erklären, und die Gesetze, welche in dieser letzteren gelten, auch in den Erscheinungen des organischen Lebens aufzusuchen sich bestrebt, erst seit dieser Zeit hat die Physiologie wahrhafte Fortschritte in der Richtung gemacht, die wir oben bezeichneten. Und weit davon entfernt, in einen todten Mechanismus zu verfallen, wie man der neuern physiologischen Richtung so oft vorwarf, ist sie es gerade, welche uns zu der tiefsten Ehrerbietung vor den im organischen Reiche herrschenden schöpferischen Gedanken zwingt. Wahrlich, wenn man dem Spiele der auf so einfache Art angewendeten Kräfte seine Aufmerksamkeit widmet, wenn man sieht, wie die Gesetze, welche die Bewegung des Weltalls und seiner Gestirne regieren, auch bei unseren Bewegungen ihre Anwendung finden, wie alle Ressourcen, die nur erdacht werden können, mit unendlicher Weisheit an der Maschine des Organismus angebracht sind, dann wird man zur Verehrung des Planes hingerissen, der so folgerecht aus den einfachsten Ursachen die herrlichsten Wirkungen zu entwickeln vermag.

Diesen einfachsten Kräften und ihrem Spielraume in dem Organismus nachzuspüren, ist die Aufgabe der Physiologie, der Lehre vom Leben. Zu ihrer Erforschung wendet sie theils die Beobachtung, theils den Versuch an, und jeder Fortschritt in den hilfreichen Doctrinen kann nicht ohne Rückwirkung auf die physiologische Wissenschaft bleiben. Der Physik entlehnt sie die Erklärung der Bewegungen, der Sinneseindrücke. Bei ihr findet sie die Gesetze des Pendels, nach welchen unsere in Bewegung gesetzten Glieder schwingen; bei ihr die Statik des Hebels, auf welcher die Erklärung der Bewegung unserer Knochen beruhen. Bei der Physik holen wir uns Rath über die mechanische Seite des Kreislaufs, über die Thätigkeit des Herzens, der Gefäße; von dort aus erhalten wir unsere Resultate über die optischen Gesetze des Auges, die akustischen Einrichtungen des Gehör- und Stimmorganes. Der Physik verdanken wir die wichtigen Thatsachen über die Anwendung des luftleeren Raumes bei der Construction unserer Gelenke. Die Chemie öffnet noch ein weiteres Feld der Untersuchung Verdauung und Aufsaugung, Ernährung, Absonderung und Athmung, alle vegetativen Processe im Allgemeinen, welche die Erhaltung des Individuums bezwecken, alle diese Processe gehören dem Chemiker als gemeinschaftliches Gebiet an, und können nur mit seiner Beihülfe erläutert und verstanden werden.

Den bedeutendsten Einfluß indeß hat das morphologische Studium der Organismen. Anatomie und Physiologie gehen miteinander Hand in Hand; die eine kann keinen Schritt vorwärts thun, ohne daß ihn die andere mitmacht. Allein nicht bloß die äußeren Verhältnisse der Lage, Gestalt und Verbindung der Theile unter einander kann dem Physiologen genügen. Der ganze Körper muß nicht nur für ihn, wie für den guten Chirurgen, durchsichtig sein, so daß er die Lage der Theile kennt: er muß den Körper auch in seinen kleinsten Theilen vergrößert vor Augen sehen, um einem jeden Blutkörperchen auf seinem Wege folgen und einer jeden Nervenfaser in ihren Schlingenzügen nachgehen zu können. Nur wenn er auf diesem Puncte steht, nur dann kann er sich zu wirklich freier Anschauung der durch die morphologischen Verhältnisse bedingten Umstände erheben. Man hat das Mikroskop viel und oft verdächtigt; man hat auf die Streitigkeiten hingewiesen, welche bei gewissen Untersuchungen entstanden, und namentlich diejenigen, welche keinen Begriff von dem Instrumente und seiner Behandlung hatten, schrieen am ärgsten ihre Verdammungsurtheile in die Welt hinein. Und dennoch wäre ohne dieses unschätzbare Instrument unsere ganze heutige Physiologie noch nicht einmal geboren, geschweige denn im fröhlichen Wachsthum. Es gibt freilich nichts Vollkommenes auf Erden; allein wenn wir falsch sehen, so liegt dies nicht an dem unschuldigen Glase, sondern an uns selbst und an unserer Interpretation des Gesehenen. Wie mancher bittere Streit ist nicht über Dinge entstanden, die nur mit den natürlichen Augen untersucht waren und wo dennoch die größten Beobachtungsfehler mit unterliefen. Sollen wir deshalb unsere Augen als unbrauchbar ausreißen oder wegwerfen?

Nicht minderen Eifer als das Mikroskop unter den älteren Bekennern der Wissenschaft haben oft die physiologischen Versuche in dem Publicum erregt und es gibt wohl wenig Universitätsstädte, wo nicht der Professor der Physiologie die Angriffe der Antithierquälvereine oder ihrer stillschweigenden Verehrer auszuhalten gehabt hätte. Der physiologische Versuch ist der nothwendige Prüfstein unserer Ansichten, und die Gewandtheit im Experimentiren, die ein wesentliches Bedingniß für das Gelingen des Versuches ist, wird nur

durch häufige Uebung errungen. Die Anstellung von Versuchen und Vivisectionen ist demnach dem wissenschaftlich thätigen Physiologen ebenso unbedingt nöthig, als dem Astronomen das Betrachten des Himmels. Freilich hat man dieses Bedürfniß an einigen Orten ins Luxuriöse getrieben; wohl Mancher wird sich erinnern, gewissen Vorlesungen in Frankreichs Hauptstadt beigewohnt zu haben, wo nach der Stunde der Professor von Dutzenden verstümmelter Thierleiber umgeben war und wo die Stärke des Beweises nach der Zahl der Schlachtopfer, die er gekostet, abgeschätzt wurde. Wir haben uns glücklicherweise in Deutschland von solchen Extremen fern gehalten und wir benutzen als Herren der Schöpfung unser Recht oder Unrecht über die Thiere mit mehr Mäßigung. Nichts desto weniger erkennen wir, namentlich für die nur während des Lebens statthabenden Processe der Nervenwirkungen und des Blutumlaufes, den Versuch, die Section und die Untersuchung lebender Thiere als eine unentbehrliche klare Quelle unserer Kenntnisse an. Zwar springt uns eine solche auch in der Pathologie, in der Betrachtung der krankhaften Zustände des menschlichen Körpers; allein leider fließt sie meist nur trübe. Man sollte glauben, es sei nichts leichter, als das Ziehen klarer physiologischer Schlüsse aus den krankhaften Erscheinungen. Man beobachtet diese oder jene Abweichung von dem Normalzustande, man entdeckt, welches Organ des Körpers dabei angegriffen und verletzt ist; — was natürlicher als nun zu schließen, daß die abnorme Function auch dem abnormen Organe angehöre? Allein die Natur stellt ihre Experimente nicht rein an, sie greift mehrere Organe zugleich an, oder, wenn nur Einzelnes vorzugsweise leidet, so wird durch die Organisation des Körpers an sich schon das Ganze in Mitleidenschaft gezogen. Es gibt ein einziges Feld in der Physiologie, wo wir einzig und allein auf die aus der Pathologie zu entnehmenden Thatsachen angewiesen sind. Dies ist die Frage über den Zusammenhang der Gehirntheile mit den Geistesthätigkeiten; eine Frage, die man unheilvoller Weise durch die sogenannte Phrenologie ihrem wissenschaftlichen Standpuncte entrückt und in das Gebiet des Charlatanismus hinüber gepflanzt hat. Der Einfluß des Gehirns und seiner einzelnen Theile auf die Functionen des Körpers können wir auch an Thieren untersuchen; allein ein Hund, ein Kaninchen gibt uns keinen Aufschluß über die Veränderungen, welche in seinen geistigen Fähigkeiten vorgehen, nachdem man ihm diesen oder jenen Hirntheil weggenommen hat. Dies könnte einzig nur der Mensch, und an dem darf die Natur nur allein experimentiren. Hirnkrankheiten, organische Fehler des Seelenorganes sind nicht selten, sie werden häufig von den Aerzten beobachtet; allein den Sitz der Desorganisation kann man nur an den krankhaften Erscheinungen erkennen, welche sich im Körper zeigen, an den Lähmungen der einzelnen Körpertheile, niemals an den vorkommenden Störungen der Geistesfunctionen. Wir wissen durchaus nichts Positives, absolut Nichts über die Beziehung der einzelnen Gehirntheile zu den Geistesthätigkeiten; in dem einzigen Puncte, wo die Pathologie auf sich selbst angewiesen war, hat sie nichts geleistet. Darf man sich wundern, wenn der Physiologe nur mit Mißtrauen sich ihrer bedient?

Auf solchen Stützen nun, theils wankenden, theils sicheren, ruht das Gebäude der Physiologie.

47. Definition und Hilfsmittel der Physiologie.

(*G. Valentin*, Lehrbuch der Physiologie des Menschen I. [1844] S. 1—8.)

Die Physiologie des Menschen beschäftigt sich mit der Erläuterung der Erscheinungen und Gesetze der materiellen und materiell-psychischen Thätigkeiten des lebenden menschlichen Organismus, während die Darstellung der Normen der reinen Geistesfunctionen den Gegenstand der Philosophie, vorzüglich der Logik und der Psychologie, bildet. Bei der innigen Beziehung aber, in welcher die Aeußerungen der Geistesthätigkeiten zu den materiellen Verhältnissen des Körpers, insbesondere des Nervensystemes stehen, berühren einander Physiologie und Psychologie auf mehrfache Weise. Die letztere kann gegenwärtig nicht mehr durch bloße einfache Beobachtung der Formen unseres Erkenntnißvermögens und durch darauf fußende, fernere Speculation erschöpfend behandelt werden, sondern muß die von der Physiologie gelieferten, ihre Forschungen interessiren-

den Thatsachen in sich aufnehmen und, soweit dieses ohne Verletzung der Wahrheit möglich ist, selbständig zu ihren Zwecken verarbeiten.

Da sich unser Körper entweder in einem regelrechten oder einem regelwidrigen Zustande befindet und demgemäß auch die oben genannten Functionen desselben und die seiner einzelnen Organe normal oder abnorm wirken, so haben wir in dieser Beziehung eine Physiologie des normalen und eine solche des kranken Organismus oder — um eine zwar nicht ganz logische, jedoch bei der Zergliederung der anatomischen Wissenschaften allgemein gebräuchliche Ausdrucksweise überzutragen — eine normale und eine pathologische Physiologie. Nach der bis jetzt üblichen Behandlungsweise der medicinischen Disciplinen wurde die Lehre von den krankhaften Thätigkeiten des menschlichen Organismus mehr zersplittert und theils der allgemeinen, theils der speciellen Pathologie und Therapie einverleibt. Die von gesunden Functionen unseres Körpers handelnde Wissenschaft führte den Namen der Physiologie oder den der Biologie im engeren Sinne des Ausdrucks.

Die Thätigkeit eines Organismus oder eines Organs wird durch die anatomischen, die physikalisch-chemischen und die aus diesen Qualitäten folgenden oder (nach unseren bisherigen Kenntnissen) neben ihnen existirenden virtuellen Eigenschaften desselben bestimmt. Hieraus ergibt sich dann, daß die Physiologie des menschlichen Körpers die Geweblehre, die specielle Anatomie, die Physik und die Chemie desselben voraussetzt, von den Resultaten dieser Wissenschaften als bekannten Grundlagen ausgeht und nach ihnen sowohl die rein physikalischen und chemischen Veränderungen unseres lebenden Körpers, als auch diejenigen seiner functionellen Erscheinungen, welche sich nach physikalisch-chemischen Principien der todten Natur nicht erläutern lassen, bespricht. Die normale Physiologie verhält sich daher zu der Anatomie, der Physik und Chemie wie eine angewandte Wissenschaft zu den ursprünglichen Disciplinen, deren praktische Corollarien sie bildet. Sie erleidet aber auch selbst die gleiche Anwendung, welche sie von den genannten Naturwissenschaften oft macht, nicht minder häufig von der pathologischen Physiologie.

Die Anatomie dient der Physiologie in doppelter Beziehung. Zuvörderst liefert sie gewissermaßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Buchstaben, in welchen die Sprache der physiologischen Lehren mitgetheilt werden muß. Um ein so bewundernswerthes Kunstwerk, als der lebende menschliche Organismus darstellt, soweit es angeht, zu verstehen, müssen wir dessen Einrichtung möglichst genau kennen. Nur unter Voraussetzung der Bekanntschaft mit dem Bau eines thierischen Theiles kann von den Functionen desselben gesprochen werden: denn jede genügende Erörterung des Ganges irgend einer Maschine setzt natürlicherweise eine vollständige Kenntniß der Form, der Beschaffenheit und der Gliederung des Räderwerkes voraus. Durch sie allein wird jedes Urtheil über die Thätigkeit des Apparates möglich gemacht. Außerdem aber, daß auf diese Weise die Anatomie die Basis der Physiologie, wie die aller übrigen medicinischen Wissenschaften bildet, gibt uns häufig schon die bloße Betrachtung der morphologischen Verhältnisse eines Theiles Gelegenheit, auf die Thätigkeit desselben zu schließen. Wenn wir z. B. in dem Auge einen linsenartigen, biconvexen, durchsichtigen, aus concentrischen und das Licht verschieden brechenden Schichten zusammengesetzten Körper, wie die Krystalllinse, so gestellt finden, daß die durch die Hornhaut, die wässerige Feuchtigkeit, die Pupille und die Linsenkapsel hindurchtretenden Strahlen denselben durchsetzen müssen, so folgern wir alsdann unmittelbar, daß wir es hier mit einer physikalisch brechenden und concentrirenden Vorrichtung zu thun haben. Noch häufigere Schlüsse erlauben die allgemein anatomischen Resultate, vorzüglich sobald sie mit der Beobachtung der physikalisch-chemischen und der vitalen Erscheinungen verbunden werden. Wenn wir z. B. wahrnehmen, daß alle Horngebilde unseres Körpers, wie die Epithelien, die Oberhaut, die Nägel und die Haare, in ihrem Innern weder Blutgefäße noch Nerven haben und nichts desto weniger in ihren Elementartheilen Phänomene selbständiger Entwickelungs- und Wachsthumsverschiedenheiten der Formen darbieten, so nehmen wir dann mit Recht an, daß die specielle Organisation der Zellen und Blättchen, welche jene Horngebilde zusammensetzen, eine selbständige ist und von den unmittelbaren Einflüssen des Blutes und der Nerven nicht abhängt. Sehen wir ferner, daß selbst in den blutgefäß- und nervenreichen Theilen die Gewebeelemente mehr oder minder entfernt von den Blutcanälen und den Nervenfasern liegen und nichts desto weniger automatisch wachsen und Veränderungen erleiden, so beweist uns dieses, daß auch hier nur ein vermittelter Einfluß des Blutes stattfinden könne. Wir schließen daraus, daß dieses bloß die Mutterflüssigkeit liefere, aus welcher sich die einzelnen Gewebtheile selbständig hervorbilden.

Die physikalisch-chemischen Eigenschaften der

einzelnen Organelemente stehen zuvörderst zur physiologischen Erläuterung der Kräfte von diesen in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die anatomischen Momente. Als Grundqualitäten der Materie bilden sie oft die Basis des physiologischen, sprachlichen Ausdruckes, während sie anderseits nicht minder häufig ohne alle weiteren Versuche zu Schlüssen über die Thätigkeiten der Theile, an welchen sie vorkommen, überführen. Weiß ich z. B., daß die Wandungen der Schlagadern elastisch sind, so kann ich schon ohne alles Fernere daraus folgern, daß sich die Arterien, sobald sie mit Blut stärker angefüllt werden, bis zu einem gewissen Grade ausdehnen und dann bei dem Nachlasse des Druckes zu ihrem alten Umfange wiederum zurückkehren. Ist es mir bekannt, daß das mechanisch abgelagerte Fett des menschlichen Körpers nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, dagegen keinen Stickstoff und keine unorganischen Salze führt, so erhellt hieraus von selbst, daß dasselbe einerseits zur Vergrößerung der stickstoffhaltigen Theile unseres Organismus ohne das Hinzutreten anderer Elemente nicht verwendet werden kann, und daß anderseits das Nitrogen stickstoffhaltiger Nahrungsmittel, wenn sich aus diesen Fett erzeugen soll, einen anderen Ausweg finden muß.

Außerdem können die physikalisch-chemischen Verhältnisse der Organe zu besonderen, an dem todten Körper vorzunehmenden Versuchsreihen, welche dann schlußweise auf die lebenden Thätigkeiten übertragen werden, Veranlassung geben. An dem ausgeschnittenen Kehlkopfe vermögen wir z. B. den allgemeinen Mechanismus der Stimmbildung, an dem isolirten Becken und den daran hängenden unteren Extremitäten des Leichnams die Momente des luftleeren Raumes in den Gelenken, die Pendelschwingungen des Beines u. dgl. zu studiren. Nach solchen Erfahrungen können wir dann wiederum künstlich nachgebildete Apparate, wie Sprachmaschinen, artificielle Augäpfel u. dergl. aufbauen, welche einzelne Seiten der Functionen des lebenden Körpers zum Theil wiedergeben. Bei Organen endlich, welche, wie z. B. das Labyrinth des Ohres, directen Versuchen unzugänglich sind, streben wir durch die Construction ähnlich gestalteter Vorrichtungen die physikalischen Verhältnisse derselben zu studiren, um die erhaltenen Ergebnisse auf die Functionen des analogen lebenden Theiles anzuwenden. Viele chemisch-physiologischen Bemühungen sind auf die gleiche Untersuchungsmethode angewiesen. Wenn wir z. B. finden, daß im lebenden Organismus der unlösliche Faserstoff sehr leicht in lösliches Eiweiß übergeführt wird, so bleibt uns zur Ergründung der Ursachen und Verhältnisse dieses Ueberganges kein anderes Mittel, als daß wir außerhalb des Körpers geronnene Fibrine mit andern Stoffen, mit welchen sie auch im obigen Falle während des Lebens in Berührung kommt, in Contact bringen. Findet sich dann, daß die Einwirkung der Wärme und gewisser Salze Faserstoff in Eiweiß umsetzt, so schließen wir, daß das Gleiche auch in dem lebendigen Organismus die Ursache der Veränderung sei. Wissen wir, daß bei Mangel der Arterialisation des Blutes der Tod eintritt und sehen, daß auch in unseren Laboratorien nach seiner Entfernung aus dem lebenden Körper das hellrothe Blut durch Kohlensäure dunkel, das dunkelrothe dagegen durch Sauerstoff hell wird, so werden wir mit Recht schließen, daß die Einathmung jener von tödtlichen, die des Oxygens dagegen von belebenden Wirkungen begleitet werde.

Beschränkte sich die Möglichkeit der über die Thätigkeiten der Organe zu gewinnenden Aufschlüsse nur auf dasjenige, was wir aus den anatomischen, den physikalischen und den chemischen Untersuchungen des todten Körpers und der ihres Lebens beraubten Theile desselben folgern können, so würde die Physiologie nicht nur viele ihrer wesentlichsten Resultate entbehren, sondern auch jeder Selbständigkeit ermangeln. Sie wäre dann nur eine rationelle Anwendung der Anatomie, Physik und Chemie, wie diese den todten Organismus behandelt haben, und keine vollständige Lehre von den Functionen des lebenden Körpers. Um diese Höhe zu erringen, bedarf sie noch anderer Erforschungswege, welche sich als die physiologische Beobachtung, das physiologische Experiment und das pathologisch-physiologische Studium darstellen. Diese drei Bahnen der Untersuchung sind keineswegs unter einander absolut verschieden, sondern gehen, wie sogleich erhellen wird, theilweise ineinander über.

Die physiologische Beobachtung beruht auf der einfachen Anschauung der lebendigen Thätigkeiten der Organe und der damit verknüpften oder der dabei zum Vorschein kommenden materiellen Veränderungen. Außer den nächsten und auffallendsten Erfahrungen, welche uns die unmittelbare Betrachtung des lebenden Menschen in dieser Beziehung liefert, lassen sich auf diesem Wege viele Detailverhältnisse ohne Weiteres durch speciellere Studien erforschen. Wir brauchen z. B. nur alle Stellungen und Bewegungen, welche unser Körper und vorzüglich unsere Extremitäten bei dem Stehen, Gehen, Laufen, Springen u dgl. zeigen, consequent

zu beobachten, um eine Reihe von Thatsachen, welche den Mechanismus dieser Zustände erläutern, zu gewinnen. Wir dürfen nur die eingeathmete und die ausgeathmete Luft vergleichend analysiren, um die Grundthatsachen der Chemie unseres Athmungsprocesses kennen zu lernen. Da jedoch viele Puncte der Art, bei der Kleinheit ihrer Objecte, der optischen Hilfsmittel, bei der Natur ihrer Wirkungen, anderer physikalischen oder einzelner chemischen Apparate und bei der verborgenen Lage der meisten inneren Organe der künstlichen und gewaltsamen Bloßlegung derselben im lebenden Körper bedürfen, so bedingt diese scheinbar einfache Untersuchungsweise häufig Nebenmomente oder erfordert Vorbereitungen, welche leicht von vorn herein Störungen verursachen oder, indem sie gleich einem physiologischen Experimente eingreifen und den Organismus seinen ganz normalen Verhältnissen entrücken, zu unvollständigen oder unrichtigen Resultaten führen und sogar den Zweck der Untersuchung gänzlich vereiteln können. Wollte ich z. B. in einem durchsichtigen thierischen Theile, wie der Schwimmhaut des Frosches, den Capillarkreislauf beobachten, so würde sich mir oft ein unregelmäßiger oder pulsatorischer Blutlauf darstellen, oder es würde sogar jede Circulation fehlen, sobald ich in der Absicht, Alles recht deutlich zu erfassen, die Schwimmhaut zu sehr ausspannte. Versuchte ich die Mengen der ausgeathmeten Kohlensäure und des exspirirten Wassers dadurch zu bestimmen, daß ich die ausströmende Luft durch Röhren, welche Kalk und Schwefelsäure enthalten, streichen lasse, und sorgte nicht dafür, daß die Wandungen des Verbindungsrohres erwärmt blieben, so würde sich Wasser an diesem ansetzen. Die durch die Gewichtszunahme des Schwefelsäurerohres zu bestimmende Wasserquantität fiele dann natürlicherweise zu gering aus. Hätte ich zum Zweck, die peristaltische Darmbewegung zu untersuchen, tödtete daher ein Thier, öffnete unmittelbar darauf dessen Bauchhöhle und fände, daß der plötzlich einwirkende Reiz der atmosphärischen Luft sehr lebhafte peristaltische Bewegungen hervorruft, so könnte ich leicht schließen, daß die Muskelhaut des Darmes stets auf adäquate Reize sehr heftig reagirt — eine Folgerung, die schon durch den gesunden Organismus theilweise beschränkt wird und die ich auch nicht in dieser Ausdehnung gemacht haben würde, hätte ich bei einem lebenden Thiere die Bauchhöhle geöffnet. Denn dann würde die Luft schon eine weniger stürmische Peristaltik angeregt haben. Wollte ich einfach beobachten, wie viel Harn innerhalb einer bestimmten Zeit von einem Thiere abgesondert wird, öffnete daher dessen Bauchhöhle, präparirte den Harnleiter frei heraus, trennte ihn in zwei Hälften, befestigte an sein oberes Durchschnittsende einige Canäle und leitete diese durch die wieder zugehefteten Bauchdecken nach außen, so würde ich in dem dann tropfenweise abgehenden Urine ein zu geringes Quantum erhalten, weil die Entzündung als eine nothwendige Folge der Verwundung, des Eintrittes der atmosphärischen Luft in die Bauchhöhle und des Reizes der Canäle und der diese befestigenden Ligatur die Absonderungsmenge verkleinert.

Der physiologische Versuch, welcher immer auf einem mehr oder minder bedeutenden und meist auf einem sehr gewaltsamen Eingriffe in den Organismus beruht, zwingt entweder einen Theil, in seiner eigenthümlichen Thätigkeitsäußerung unter gewissen uns bekannten anregenden Bedingungen hervorzutreten; oder er versetzt den Körper durch Zerstörung einer gewissen Partie desselben oder durch Einführung fremdartiger und dem Organismus direct oder indirect schädlicher Stoffe in einen krankhaften Zustand, dessen Symptome dann die Basis für Rückschlüsse und für fernere Folgerungen liefern; oder er ergänzt eine Function, die vorher dem Körper auf irgend eine Art entzogen worden ist, durch eine künstliche Vorrichtung. Durch Druck auf unseren Augapfel z. B., wodurch dann auch natürlicherweise unsere Netzhaut mittelbar getroffen wird, zwingen wir letztere, eine dieser Einwirkung entsprechende subjective Lichterscheinung hervorzurufen. Wollen wir uns von den schmerzempfindenden Eigenschaften des dreigetheilten Nerven überzeugen, so legen wir diesen an seinem Ursprunge bloß und reizen ihn mechanisch, galvanisch oder chemisch, oder greifen ihn bei Integrität des Schädelgewölbes durch das Neurotom an. In allen diesen Fällen dringen wir ihm einen äußern Reiz auf, den er adäquat, d. h. durch Schmerz beantworten muß. Die zweite Art von physiologischen Versuchen beruht, um mich so auszudrücken, auf negativen Verhältnissen, von denen dann rückwärts auf positive des gesunden Körpers geschlossen wird. Wir durchschneiden den Antlitznerven und sehen, daß dann die Gesichtsmuskeln der entsprechenden Seitenhälfte für den Einfluß des Willens gelähmt sind. Wir schließen daraus mit Recht, daß durch den N. facialis die Effecte unseres Willens auf die genannten mimischen Muskeln vermittelt werden. Wir finden nach Verletzung des Stammes oder des Augenastes des dreigetheilten Nerven secundäre Entzündung, Vereiterung und selbst fernere Zerstörung des Augapfels, und folgern alsdann,

daß für den Normalzustand der Ernährung des Auges die Integrität des genannten Nerven nothwendig ist. Bei der dritten Art des physiologischen Versuches beschränkt sich unser Eingriff nicht direct auf eine einzelne Stelle oder ein einzelnes Organ allein, sondern versetzt auf irgend eine Art den ganzen Körper oder einen großen und wesentlichen Theil desselben in eine Reihe normalwidriger Processe. Entweder geschieht dieses dadurch, daß wir ihm eine größere oder geringere Menge von Bedingungen, welche zu seiner Existenz nothwendig sind, wie z. B. den Sauerstoff zum Athmen, den Stickstoff in seinen Nahrungsmitteln entziehen, oder daß wir seine Normalthätigkeiten störende, ponderable oder imponderable Stoffe in ihn einführen, ihn z. B. durch Einleiten von Kohlenwasserstoff in seine Lungen, durch Einbringen von Morphin in seinen Magen vergiften oder zu hohen Kälte- oder Wärmegraden aussetzen, galvanische Ströme durch ihn treten lassen u. dgl. mehr. Rief aber die zweite Versuchsweise Zustände hervor, welche an die Eingriffe des Chirurgen erinnern, so bedingt diese dritte Art von Experimenten Verhältnisse, welche den rein medicinischen Krankheiten in höherem Grade entsprechen. Auch hier können wir oft aus dem Negativen, durch welches das Leiden verursacht wird, auf die normalen Functionen oder die einwirkenden Schädlichkeiten oder auf beide zugleich schließen. Doch nur zu häufig fehlen uns die Zwischenglieder, welche zu den Endresultaten überführen und welche allein erst eine befriedigende Anschauung des ganzen Herganges zu liefern im Stande wären. Nur wo die einfachsten Bedingungen des künstlich erzeugten Krankheitsprocesses gegeben sind, wird auch hier eine vollständigere und genügendere Auffassung möglich. Nach der Einspritzung von Wasser in das Blut z. B. sehen wir in den sogenannten serösen Höhlen und dem verbindenden, vorzüglich dem subcutanen Zellgewebe eine mit thierischen Stoffen mehr oder minder geschwängerte Flüssigkeit austreten, während zugleich die äußere Haut reichliche Wasserdünste entläßt. Der Grund dieser vermehrten exosmotischen Strömung, die Ursache, weshalb das aus dem Blute wieder austretende Wasser aufgelöste organische Stoffe mit sich hinwegführt, leuchtet von selbst ein. Ebenso klar wird uns die Todesursache, wenn das injicirte Wasser kalt war und theils hierdurch, theils durch seine Menge die Reizbarkeit der Muskeln und unter diesen auch die des Herzens gelähmt hat. Allein so wie wir die Bedingungen verwickelt stellen, entgeht uns auch jede befriedigende Einsicht nur zu leicht. Entwässern wir z. B. nicht das Blut, sondern entziehen ihm seinen Faserstoff, so erhalten wir nach einiger Zeit Darmgeschwüre — eine Erscheinung, deren Ursache uns noch größtentheils unbekannt ist. Durch das Studium der Einflüsse der narkotischen Gifte können wir mit Bestimmtheit erfahren, daß sie durch Vermittelung des Blutes auf das Nervensystem wirken. Allein durch welche specielle Bindeglieder diese ihre Endeffecte hervortreten, entgeht uns eben so gut, als der innere Zusammenhang der mannigfaltigen Erscheinungen, welche z. B. ein Typhöser von dem Anfange seiner Krankheit bis zu seinem Tode darbietet. Bei einer vierten Art physiologischer Experimente endlich ersetzen wir dem Körper einen Theil oder eine Thätigkeit, die ihm vorher in irgend einer Absicht entzogen worden, auf künstlichem Wege und erläutern hierdurch entweder gewisse Eigenschaften der fehlenden oder außer Function gesetzten Partie oder die Beziehungen derselben zu anderen Organen und Thätigkeiten. Wenn wir z. B. statt eines Stückes der Schlagader eines lebenden Thieres eine elastische Röhre einbringen und wahrnehmen, daß hierdurch der Kreislauf nicht wesentlich gestört wird, so erhellt hieraus, daß das hydraulische Centralorgan, das Herz, für die Bewegung des arteriellen Blutes im Ganzen eben nur elastischer Röhren, wie die Arterien sind, bedarf. Haben wir beide herumschweifenden Nerven durchschnitten und retten das Thier von dem Erstickungstode, indem wir eine Luftröhrenfistel anlegen, in diese eine Canüle mit hinreichend weiter Mündung einführen und so die in ihrer Thätigkeit gehemmte Stimmritze künstlich ersetzen, so erhellt hieraus, daß das durch jene Nervendurchschneidung erzeugte Hinderniß des Athmens eben nur in dem gestörten Verhältnisse der Kehlkopfmuskeln, welche die Form der Glottis bestimmen, liege. Hat man ein Thier enthauptet, leitet durch einen in den Durchschnitt der Luftröhre in der Richtung nach den Lungen hin eingeführten doppelten Blasebalg die künstliche Athmung ein, und stellt sich so der früher ruhende Herzschlag nebst einer der Intensität desselben entsprechenden Ausdehnung des Kreislaufes wieder her, so zeigt dieses Experiment, daß die Athmungsveränderungen des Blutes auf die Circulation bethätigend wirken, gleichwie umgekehrt bei Mangel der Herzthätigkeit kein Kreislauf und mithin keine Arterialisation des Blutes möglich ist, mit einem Worte, daß Circulation und Respiration des Erwachsenen in gewisser Hinsicht in wechselseitig bedingender Beziehung zu einander stehen.

Wie aber die physiologische Beobachtung häufig einen physiologischen Versuch als vorbereitendes Nebenmoment voraussetzt, so erfordern auch umgekehrt viele physiologische Experimente eine nachfolgende objective Beobachtung der Veränderungen, welche der durch den Versuch gemachte Eingriff nach sich zieht. Die ganze von der Wiedererzeugung der Gewebe z. B. handelnde Lehre beruht auf solchen Studien. Hier beantwortet erst die längere Zeit nach dem Versuche anzustellende Prüfung, ob das verloren gegangene Gewebe wieder ersetzt wird und ob ihm gleichartige oder ungleichartige Elemente gebildet worden sind, mit einem Worte, das Problem, dessen Lösung man sich zur Aufgabe gestellt hat. —

48. Bedeutung der Chemie für die Physiologie.

(*J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 225—233.)

Die neueste Zeit hat, als eine der bemerkenswerthesten Erscheinung in der Wissenschaft, eine Allianz der Physiologie mit der Chemie zu Wege gebracht, der wir über den Lebensproceß im Thier und in der Pflanze ungeahnte Aufschlüsse verdanken. Ueber das, was Gift, Nahrungs- oder Arzneimittel genannt werden muß, ist man nicht mehr im Zweifel; der Begriff von Hunger und Tod bewegt sich nicht mehr um eine bloße Beschreibung von Zuständen. Wir wissen jetzt mit positiver Gewißheit, daß die Speisen der Menschen in zwei große Classen zerfallen, von denen die eine zur eigentlichen Ernährung und Reproduction, die zweite hingegen zu ganz andern Zwecken im Thierkörper dient. Mit mathematischer Schärfe läßt sich nachweisen, daß Bier nicht nahrhaft ist, daß kein Bestandtheil davon fähig ist, zu Blut, zu Muskelfaser, zu irgend einem Theil eines Trägers der Lebensthätigkeit zu werden. Die völlige Umkehrung aller früheren Begriffe über den Antheil, den Bier, Zucker, Amylon, Gummi etc. an den Lebensprocessen nehmen, gewährt einer näheren Kenntniß der neuesten Forschungen und Ansichten in diesem Gebiete für einen größeren Kreis gewiß einiges Interesse.

Zu den ersten Bedingungen der Unterhaltung des thierischen Lebens gehört die Aufnahme von Nahrung (Stillung des Hungers) und von Sauerstoff aus der Luft (Athmungsproceß). In jedem Zeittheilchen seines Lebens nimmt der Mensch durch die Organe der Respiration Sauerstoff auf. Nie ist, so lange das Thier lebt, ein Stillstand bemerklich. Die Beobachtungen der Physiologen zeigen, daß der Körper eines erwachsenen Menschen, nach 24 Stunden bei hinlänglicher Nahrung, an Gewicht weder zu- noch abgenommen hat, dennoch ist die Menge von Sauerstoff, die in dieser Zeit in seinen Organismus aufgenommen wurde, höchst beträchtlich. Nach Lavoisier's Versuchen werden von einem erwachsenen Mann in einem Jahre 746 Pfund, nach Menzies 837 Pfund Sauerstoffgas aus der Atmosphäre in seinen Körper aufgenommen und dennoch finden wir sein Gewicht zu Anfang und zu Ende des Jahres entweder ganz unverändert, oder die Ab- und Zunahme bewegt sich um wenige Pfunde. Wo ist, kann man fragen, dieses enorme Gewicht an Sauerstoff hingekommen, das ein Individuum im Verlaufe eines Jahres in sich aufnimmt? Diese Frage ist mit befriedigender Sicherheit gelöst: kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs bleibt im Körper, sondern er tritt in der Form einer Kohlenstoff- oder einer Wasserstoffverbindung wieder aus. Der Kohlenstoff und der Wasserstoff von gewissen Bestandtheilen des Thierkörpers haben sich mit dem durch die Haut und Lunge aufgenommenen Sauerstoff verbunden, sie sind als Kohlensäure und Wasserdampf wieder ausgetreten. Mit jedem Athemzuge, in jedem Lebensmomente trennen sich von dem Thierorganismus gewisse Mengen seiner Bestandtheile, nachdem sie mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft eine Verbindung in dem Körper selbst eingegangen sind. Wenn wir, um einen Anhaltspunct zu einer Rechnung zu haben, mit Lavoisier und Seguin annehmen, daß der erwachsene Mensch täglich 65 Loth Sauerstoff (46037 Kubikzoll = 15661 Gran franz. Gewicht, in sich aufnimmt) und wir seine Blutmasse zu 24 Pfund bei einem Wassergehalt von 80 Procent annehmen, so ergibt sich aus der bekannten Zusammensetzung des Blutes, daß zu einer völligen Verwandlung des Kohlenstoffs und Wasserstoffs im Blut, in Kohlensäure und Wasser 66040 Gran Sauerstoff nöthig sind, die in vier Tagen und fünf Stunden in den Körper eines erwachsenen Menschen aufgenommen werden.

Gleichgültig, ob der Sauerstoff an die Bestandtheile des Blutes tritt oder an andere kohlen- und wasserstoffreiche Materien im Körper, es kann dem Schlusse nichts entgegengesetzt werden, daß dem menschlichen Körper in vier Tagen und fünf Stunden so viel an Kohlen- und Wasserstoff in seinen Nahrungsmitteln wieder zugeführt werden muß, als nöthig wäre, 24 Pfund Blut mit diesen Bestandtheilen zu versehen, vorausgesetzt, daß das Gewicht des Körpers sich nicht ändern, daß er seine normale Beschaffenheit behaupten soll. Diese Zufuhr geschieht durch die Speisen. Aus der genauen Bestimmung der Kohlenstoffmenge, welche durch die Speisen in den Körper aufgenommen wird, sowie durch die Ausmittelung derjenigen Quantität, welche durch die Fäces und den Urin unverbrannt, oder wenn man will, in einer andern Form, als in der Form einer Sauerstoffverbindung, wieder austritt, ergibt sich, daß ein erwachsener Mann, im Zustande mäßiger Bewegung, täglich 27,8 Loth Kohlenstoff verzehrt. Diese $27\frac{8}{10}$ Loth Kohlenstoff entweichen aus Haut und Lunge in der Form von kohlensaurem Gas. Zur Verwandlung in kohlensaures Gas bedürfen diese 27,8 Loth Kohlenstoff 74 Loth Sauerstoff. Nach den analytischen Bestimmungen von Boussingault (*Ann. de chim. et de phys. LXX.* 1, *p.* 136) verzehrt ein Pferd in 24 Stunden $158\frac{3}{4}$ Loth Kohlenstoff, eine milchgebende Kuh $141\frac{1}{2}$ Loth. Die hier angeführten Kohlenstoffmengen sind als Kohlensäure aus ihrem Körper getreten, das Pferd hat in 24 Stunden für die Ueberführung des Kohlenstoffs in Kohlensäure $13\frac{7}{32}$ Pfund und die Kuh $11\frac{2}{3}$ Pfund Sauerstoff verbraucht. Da kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs in einer andern Form als in der einer Kohlen- oder Wasserstoffverbindung wieder aus dem Körper tritt, da ferner bei normalem Gesundheitszustande der ausgetretene Kohlen- und Wasserstoff wieder ersetzt wird durch Kohlen- und Wasserstoff, den wir in den Speisen zuführen, so ist klar, daß die Menge von Nahrung, welche der thierische Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, in geradem Verhältniß zu dem aufgenommenen Sauerstoff steht. Zwei Thiere, die in gleichen Zeiten ungleiche Mengen von Sauerstoff durch Haut und Lunge in sich aufnehmen, verzehren in einem ähnlichen Verhältniß ein ungleiches Gewicht von der nämlichen Speise. In gleichen Zeiten ist der Sauerstoffverbrauch ausdrückbar durch die Anzahl der Athemzüge; es ist klar, daß bei einem und demselben Thiere die Menge der zu genießenden Nahrung wechselt, je nach der Stärke und Anzahl der Athemzüge. Ein Kind, dessen Respirationswerkzeuge sich in größerer Thätigkeit befinden, muß häufiger und verhältnißmäßig mehr Nahrung zu sich nehmen, als ein Erwachsener, es kann den Hunger weniger leicht ertragen. Ein Vogel stirbt bei Mangel an Nahrung den dritten Tag; eine Schlange, die in einer Stunde, unter einer Glasglocke athmend, kaum so viel Sauerstoff verzehrt, daß die davon erzeugte Kohlensäure wahrnehmbar ist, lebt drei Monate und länger ohne Nahrung. Im Zustand der Ruhe beträgt die Anzahl der Athemzüge weniger als im Zustand der Bewegung und Arbeit. Die Menge der in beiden Zuständen nothwendigen Nahrung muß in dem nämlichen Verhältniß stehen.

Ein Ueberfluß von Nahrung und Mangel an eingeathmetem Sauerstoff (an Bewegung), sowie starke Bewegung (die zu einem größerem Maß von Nahrung zwingt) und schwache Verdauungsorgane sind unverträglich mit einander. Die Menge des Sauerstoffs, welche ein Thier durch die Lunge aufnimmt, ist aber nicht allein abhängig von der Anzahl der Athemzüge, sondern auch von der Temperatur der eingeathmeten Luft. Die Brusthöhle eines Thiers hat eine unveränderliche Größe; mit jedem Athemzug tritt eine gewisse Menge Luft ein, die in Beziehung auf ihr Volumen als gleichbleibend angesehen werden kann. Aber ihr Gewicht, und damit das Gewicht des darin enthaltenen Sauerstoffs, bleibt sich nicht gleich. In der Wärme dehnt sich die Luft aus, in der Kälte zieht sie sich zusammen. In einem gleichen Volum kalter und warmer Luft haben wir ein ungleiches Gewicht Sauerstoff.

Im Sommer enthält die atmosphärische Luft Wassergas, im Winter ist sie trocken; der Raum, den der Wasserdampf in der warmen Luft einnimmt, wird im Winter von Luft eingenommen, d. h. sie enthält bei gleichem Volum im Winter mehr Sauerstoff wie im Sommer.

Im Sommer und Winter, am Pole und Aequator athmen wir ein gleiches Luftvolumen ein. Die kalte Luft erwärmt sich beim Einathmen in der Luftröhre und den Lungenzellen, und nimmt die Temperatur des Körpers an. Um ein gewisses Sauerstoffquantum der Lunge zuzuführen, ist im Winter ein geringerer Kraftaufwand nöthig, als im Sommer; für denselben Kraftverbrauch athmet man im Winter mehr Sauerstoff ein.

Es ist einleuchtend, daß wir bei einer gleichen Anzahl von Athemzügen in der Tiefe des Meeres eine größere Menge Sauerstoff verzehren, wie auf Bergen; daß die Menge der austretenden Kohlensäure, sowie das eingesaugte Sauerstoffgas mit dem Barometerstande sich ändert.

Das aufgenommene Sauerstoffgas tritt im Sommer und Winter, in ähnlicher Weise verändert, wieder aus, wir athmen in niederer Temperatur und höherem Luftdrucke mehr Kohlenstoff aus, wie in höherer, und wir müssen in dem nämlichen Verhältniß mehr oder weniger Kohlenstoff in den Speisen genießen; in Schweden mehr wie in Sicilien, in unsern Gegenden im Winter ein ganzes Achtel mehr wie im Sommer. Selbst wenn wir dem Gewicht nach gleiche Quantitäten Speise in kalten und warmen Gegenden genießen, so hat eine unendliche Weisheit die Einrichtung getroffen, daß diese Speisen höchst ungleich in ihrem Kohlenstoffgehalte sind. Die Früchte, welche der Südländer genießt, enthalten im frischen Zustande nicht über 12 Procent Kohlenstoff, während der Speck und Thran des Polarländers 66 bis 80 Procent Kohlenstoff enthalten. Es ist keine schwere Aufgabe, sich in warmen Gegenden der Mäßigkeit zu befleißigen, oder lange Zeit den Hunger unter dem Aequator zu ertragen, allein Kälte und Hunger reiben in kurzer Zeit den Körper auf. Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffs ist die Quelle der thierischen Wärme.

49. Die Varietäten der Menschenspecies.

(*J. Fr. Blumenbach*, Handbuch der Naturgeschichte [1807] S. 67—70.)

Es gibt nur Eine Gattung (*species*) im Menschengeschlecht; und alle uns bekannte Völker aller Zeiten und aller Himmelsstriche können von einer gemeinschaftlichen Stammrace abstammen[1]). Alle National-Verschiedenheiten in Bildung und Farbe des menschlichen Körpers sind um nichts auffallender oder unbegreiflicher, als die, worin so viele andere Gattungen von organisirten Körpern, zumal unter den Hausthieren, gleichsam unter unsern Augen ausarten. Alle diese Verschiedenheiten fließen aber durch so mancherlei Abstufungen und Uebergänge so unvermerkt zusammen, daß sich daher auch keine andere, als sehr willkürliche Grenzen zwischen ihnen festsetzen lassen. Doch habe ich das ganze Menschengeschlecht noch am füglichsten unter folgende fünf Racen zu bringen geglaubt:

1) Die kaukasische Race:
Abbild. naturhist. Gegenst., tab. 3 und 51.

von mehr oder weniger weißer Farbe mit rothen Wangen, langem, weichem, nußbraunem Haar (das aber einerseits ins Blonde, anderseits ins Schwarze übergeht); und der nach den europäischen Begriffen von Schönheit musterhaftesten Schädel- und Gesichtsform. Es gehören dahin die Europäer, mit Ausnahme der Lappen und übrigen Finnen; dann die westlicheren Asiaten, diesseits des Ob, des caspischen Meeres und des Ganges, nebst den Nordafrikanern; — also ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt.

2) Die mongolische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 1.

meist waizengelb (theils wie gekochte Quitten, oder wie getrocknete Citronenschalen); mit wenigem, straffem, schwarzem Haar; enggeschlitzten Augenlidern, plattem Gesicht; und seitwärts eminirenden Backenknochen. Diese Race begreift die übrigen Asiaten, mit Ausnahme der Malayen, dann die finnischen Völker in Europa (Lappen etc.), und die Eskimos im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador.

3) Die äthiopische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 5.

mehr oder weniger schwarz; mit schwarzem, krausem Haar; vorwärts prominirenden Kiefern, wulstigen Lippen und stumpfer Nase. Dahin die übrigen Afrikaner, namentlich die Neger, die sich dann durch die Fulahs in die Mauren etc. verlieren, sowie jede andere Menschenvarietät mit ihren benachbarten Völkerschaften gleichsam zusammenfließt.

4) Die amerikanische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 2.

lohfarb oder zimmetbraun (theils wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer); mit schlichtem, straffem, schwarzem Haar, und breitem, aber nicht plattem Gesicht, sondern stark ausgewirkten Zügen. Begreift die übrigen Amerikaner außer den Eskimos.

5) Die malayische Race:
Abbild. n. h. Gegenst., tab. 4.

von brauner Farbe (einerseits bis ins helle Mahagony, anderseits bis ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun); mit dichtem schwarzlockigem Haarwuchs; breiter Nase; großem Mund. Dahin gehören die Südsee-Insulaner oder die Bewohner des fünften Welttheils und der Marianen, Philippinen, Molucken, sundaischen Inseln etc. nebst den eigentlichen Malayen[2]).

Von diesen fünf Hauptracen muß nach allen physiologischen Gründen die kaukasische als die sogenannte Stamm- oder Mittelrace angenommen werden. Die beiden Extreme, worin sie ausgeartet, ist einerseits die mongolische, anderseits die äthiopische. Die andern zwei Racen machen die Uebergänge. Die amerikanische den zwischen der kaukasischen und mongolischen, so wie die malayische den zwischen jener Mittelrace und der äthiopischen.

[1]) Ich habe dies in der vierten Ausgabe der Schrift *de generis humani varietate nativa* weiter ausgeführt.

[2]) „Jede dieser fünf Hauptracen begreift übrigens wieder ein und das andere Volk, das sich durch seine Bildung mehr oder minder auffallend vor den übrigen derselben Abtheilung auszeichnet. Und so könnten z. B. die Hindus von der kaukasischen; die Chinesen und Japaner von der mongolischen; die Hottentotten von der äthiopischen; sowie die Nordamerikaner von denen in der südlichen Hälfte der neuen Welt; und die schwarzen Papus auf Neuholland etc. von den braunen Otaheiten u. a. Insulanern des stillen Oceans, als eigene Unterarten abgesondert werden.“ Beitr. zur Naturgesch. S. 72 der zweiten Ausgabe.

50. Die Augen bei verschiedenen Thieren.

(*G. Cuvier's* Vorl. üb. vergl. Anat., deutsch von *G. Fischer* II. [1802] S. 399—403.)

Alle rothblütigen Thiere, ohne Ausnahme, haben zwei bewegliche Augen in den Höhlen des Schädels, welche Augenhöhlen genannt werden, die aus denselben wesentlichen Theilen bestehen, wie die des Menschen. Keines derselben hat weder mehrere, noch wenigere. Es gibt nur anscheinende Ausnahmen, wenn die Nerven durch die Haut bedeckt sind, wie in der Blindmaus (*rat zemni; mus typhlus*), oder wenn dasselbe Auge mit zwei Pupillen doppelt scheint, wie in dem Fische, den man Schmerling (*Cobitis anablebs*) genannt hat.

Dasselbe findet auch in den Cephalopoden oder den Dintenfischen statt.

Die meisten Gasteropoden haben auch zwei Augen, die aber sehr klein sind, und entweder am Kopfe oder auf fleischigen und beweglichen Fühlfäden, in einigen nämlich an der Base dieser Fühlfäden, in andern hingegen auf ihrer Mitte oder an ihrer Spitze sitzen, wie man es in den Büchern der Naturbeschreiber finden kann. Nur die Geschlechter Clio, Scyllea, Lernea sind in dieser ganzen Ordnung der Augen beraubt.

Man findet in keinem Wurme aus der Ordnung der Acephalen Augen.

Die Augen der Insecten scheinen von den Augen derjenigen Thiere, von welchen wir bisher gesprochen haben, verschieden zu sein Sie lassen sich in zusammengesetzte (*composés ou chagrinés*), deren Oberfläche dem Vergrößerungsglase eine Menge Hügel darstellt, und in einfache theilen, die nur ein einziges Auge darstellen.

Alle Käfer und Tagschmetterlinge haben bloß zwei zusammengesetzte Augen, ohne einfache Augen dabei zu haben. Diese Augen sind zuweilen durch eine Querwand getheilt, und scheinen alsdann doppelt zu sein; dies findet statt in den Schwimmkäfern (*Gyrinus*). Man behauptet, in einigen Nachtvögeln einfache Augen gesehen zu haben.

Die Ordnungen Orthoptera, Hemiptera, Hymenoptera, Nevroptera, Diptera haben, bis auf einige Ausnahmen, zwei zusammengesetzte und drei einfache Augen, welche zwischen den beiden andern sich finden. Zu diesen Ausnahmen gehören die Tagfliegen und die Wassereulchen (*phryganea*), die nur zwei einfache Augen haben, welche in einigen Gattungen des ersten Geschlechts außerordentlich groß sind; die Stinkfliegen (*Hemerobius*) und die Ameisenlöwen, welche keine einfachen Augen haben.

Keinem geflügelten Insecte fehlen zusammengesetzte Augen.

Unter denen, welche ohne Flügel sind, haben einige nur zusammengesetzte, wie die Kelleresel; andere haben einfache: nämlich die Weber

vier; die Spinnen und Scorpionen sechs oder acht; die Vielfüße (*Julus*) und Scolopender eine ziemlich große Anzahl; andere endlich, die Zuckergäste (*lepisma*), Polypheme (*limules*, Monoceros) u. a. haben beide Arten von Augen.

Die Krebse haben beinahe alle zusammengesetzte Augen, die auf beweglichen Stielen stehen.

Die Insectenlarven, die sich nur zur Hälfte verwandeln, haben ihre vollkommenen Insecten ähnliche Augen; aber diejenigen, die sich vollkommen verwandeln, haben immer nur zwei einfache Augen, welche in den verschiedenen Gattungen der Zahl nach sehr veränderlich sind. Die Raupen z. B. haben deren auf jeder Seite sechs; die Afterraupen oder die Larven der Sägfliegen nur zwei, wie die der Bienen, Stratyomen u. a. Mehrere Larven mit vollkommener Verwandlung haben gar keine Augen.

Es würde eine unendliche Menge anderer Beobachtungen über die Gestalt, die Lage, die Richtung der Insectenaugen und ihrer Larven, und über die Wirkung, welche für ihr Gesicht daraus entstünde, zu machen sein; da sich aber alle diese Dinge von außen sehen lassen, müssen wir sie den Naturbeschreibern überlassen.

Unter den articulirten Würmern findet man manchmal kleine Hügel, welche den einfachen Augen der Insecten beinahe gleichen, wenn man dieselben dafür ansehen will. Einige Blutegel haben deren zwei, vier, sechs oder acht. Man findet deren in einigen Nereiden zwei oder vier; in einigen Naiden nur zwei, u. s. w.

Kein Zoophyt hat bisher etwas gezeigt, was Augen ähnlich wäre.

Die Augen liegen stets am Kopfe, in einigen Insecten ohne Flügel ausgenommen, wo sich der Kopf mit dem Brustschilde vermischt, d. h. in den Spinnen, den Webern, den Scorpionen, u. a. m.

Die relative Größe des Auges ändert sich ohne irgend ein Verhältniß mit den Classen, selbst nicht mit den natürlichen Geschlechtern ab. Die sehr großen Thiere haben indeß gemeiniglich nach Verhältniß ein kleines Auge: z. B. die Wallfische, die Elephanten, die Rhinoceros, die Nilpferde.

Es ist auch sehr klein in Thieren, welche stets unter der Erde leben, in den Maulwürfen, Spitzmäusen, den Blindmäusen, einigen Feldmäusen.

Die Säugethiere, welche von Körnern leben, auf die Bäume klettern, haben gemeiniglich sehr große Augen, wie die Maki, die Eichhörnchen, die Siebenschläfer, u. a.

Ein sehr großes Auge ist oft ein Zeichen, daß das Thier im Dunkeln sehen kann. Die Fledermäuse sind keine wahre Ausnahme von der Regel, weil sie nicht ihr Gesicht im Fluge zu leiten scheint, wie wir bei der Abhandlung vom Gefühl sehen werden.

Die Fische haben beinahe alle große Augen, ohne Zweifel weil sie in einem an sich dunklern Mittel leben.

Die Kopffüßler haben sehr große Augen, besonders der Calmar, während sie in den Gasteropoden, die deren haben, kaum sichtbar sind.

Wenn man alle zusammengesetzten und platten Augen der Insecten untersucht, so wird man finden, daß dieselben dem Lichte verhältnißmäßig größere Ocularflächen darbieten, als irgend ein Thier der andern Classen, obgleich jedes Auge insbesondere sehr klein ist.

Die Augen des Menschen und der Affen liegen nach vorn; bei den letzteren stehen sie selbst der mittleren Linie näher, als beim Menschen.

In den anderen Vierfüßern entfernen sich die Augen immer mehr von einander, und wenden sich nach den Seiten. In den Wallfischen liegen sie ein wenig nach unten. Die Vögel haben sie seitwärts gerichtet, die Eulen ausgenommen, in welchen sie nach vorn stehen, wie im Menschen.

Alle Reptilien haben die Augen auf der Seite.

Bei den Fischen herrscht sehr viel Verschiedenheit in dieser Hinsicht; indem einige, wie der Sternseher (*Uranoscopus*), sie ganz nach oben, andere (die Leier, Callionymi, und die Rochen) sie sehr schief gerichtet haben; bei einigen liegen sie alle beide auf einer Seite, wie bei den Schollen; indeß hat sie doch der größte Theil der Fische zur Seite.

Alle Thiere, deren Augen so liegen, können die Gegenstände nur mit einem Auge auf einmal betrachten.

51. Krystallisation und Organisation.

(*C. H. Schultz*, Die Natur der lebenden Pflanze 1. [1823] S. 59—62.)

Wenn wir nun also einerseits die Krystallbildung weder von mechanischen, noch chemischen, noch elektrischen und galvanischen Processen ableiten können, und sogar finden, daß diese Processe des allgemeinen Naturlebens eben so feindlich auf die Bildung des Krystalls, wie auf die übrigen Organisationen einwirken, und daß sich umgekehrt der Krystall gegen sie egoistisch verhält; wenn anderseits der Krystall eben so eine für sich, und durch sich selbst bestehende Totalität ist, wie das Thier und die Pflanze, und daher in dieser Rücksicht eine innere Allgemeinheit mit denselben hat: so entsteht die Frage, welche besondere Unterschiede sich in dem concreten Krystallleben von der Organisation der Pflanzen und Thiere finden. Betrachtet man die Krystallisation als Moment des allgemeinen Naturlebens, so ist man mit dieser Unterscheidung bald fertig, indem man sagt, der Krystall ist todt, weil er zur todten Natur gehört, die Pflanze und das Thier leben. Allein der Krystall setzt sich auch durch sein eigenes Leben ins Dasein, und in seinem Bildungsproceß zeigt er eben so gut innerliche, durch sich selbst erregte Bewegungen, wie die Pflanze und das Thier; darin dürfen wir den Unterschied beider also nicht suchen. Gestaltung aus innerer Macht ist ein allgemeiner Charakter aller individuellen Geschöpfe. Dazu gehört eine innere Differenz der bildenden Theile, in welcher die Organisation begründet ist. Es klingt zwar auffallend, den Krystall auch organisirt zu nennen; aber seine Kerngestalten sind gewiß eben so gut organische Differenzen, als die des Infusionsthiers und des Pilzes, und die Organisation der höheren Pflanzen und Thiere unterscheidet sich nur durch eine größere Zusammensetzung.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Krystall und den Pflanzen und Thieren liegt darin, daß der Krystall in seinem eigenen Bildungsproceß erstirbt, die Pflanze und das Thier aber ihre Bildung überleben. Der Lebenskreis (*periodus*) des Krystalls ist vollendet, sobald seine Gestalt gebildet ist; dagegen geht das Leben der Pflanze und des Thieres über ihre Erzeugung hinaus; diese erhalten sich längere Zeit hindurch gegen das allgemein physikalische Leben, was der Krystall nicht kann. Derselbe kann höchstens in einer todten Gestalt erhalten werden, indem die Einflüsse der allgemeinen Natur, ihn zu zerstören, abgehalten werden, wie man auf ähnliche Weise Pflanzen und Thiere nach ihrem Tode durch Weingeist vor der Zerstörung ihrer Gestalt durch Gährung oder Fäulniß bewahren kann, indem dadurch die physikalischen Potenzen auf sie einzuwirken verhindert werden. In Berührung mit den physikalischen Einflüssen wird der Krystall zerstört. Er schmilzt durch Hitze, verwittert an der Luft u. s. f. Man könnte daher die Krystalle gebildete, die Pflanzen und Thiere bildende Organisationen nennen.

Mit dieser Erhaltung des Lebens in Pflanzen und Thieren nach ihrer Zeugung hängt nothwendig eine Fortdauer der inneren Bewegungen zusammen, welche im Krystall nur so lange währen, bis die Bildung seiner Gestalt vollendet ist. Jede innere Bewegung geht mit der vollendeten Erzeugung des Krystalls zu Grabe. Bei den Pflanzen und Thieren aber wird sie ursprünglich durch die fortgesetzte Wechselwirkung ihrer elementaren Gegensätze hervorgebracht. Unterhalten wird sie durch den allgemeinen Proceß der Aufnahme fremder Substanz in ihr Inneres, deren Assimilation zur eigenen Substanz, und Anwendung zur Fortsetzung der Bildung. Diese Macht, sich gegen die Außenwelt nicht allein selbständig zu erhalten, sondern solche sogar ihrer ganzen Natur nach zu Grunde zu richten, und zum Theil der eigenen Totalität zu machen, der in das Ganze harmonisch eingreift, haben die Krystalle nicht in ihrem vergangenen Bildungsproceß. Sie entstehen nur aus der sich selbst gleichen Substanz, und sind ohnmächtig gegen die geringsten heterogenen Einflüsse, welche auf ihre ruhige Erzeugung störend einwirken. Aeußere mitgetheilte Bewegungen durch Schütteln, zu viel oder zu wenig Flüssigkeit, fremdartige Beimischung u. s. f., verhindern eine regelmäßige Krystallisation. Ruhe, Luft und Licht, Reinheit des zu krystallisirenden Stoffes u. dgl. begünstigen sie.

Freilich hat auch der Erzeugungsproceß der übrigen organischen Körper, eben weil es der Act ist, durch welchen ihre egoistische Macht erst hervorgerufen werden soll, noch keine so hohe Gewalt, sich gegen die äußeren Einflüsse zu behaupten, daß diese nichts gegen ihn vermöchten. Oft bringen äußere, störende Einflüsse, die während des Bildungsprocesses der Pflanzen und Thiere beunruhigend einwirken, anstatt Gestalten, Unstalten hervor; aber dennoch liegt in der ursprünglichen Durchdringung der zeugenden Stoffe bei

ihrer Bildung, welches gleichsam schon eine Assimilation des einen durch den andern ist, ein viel tieferer, innigerer Proceß als bei der Krystallisation.

Zugleich ist durch die Erhaltung des Lebensprocesses der Pflanzen und Thiere nach ihrer Erzeugung, in ihrer Organisation, ein innerer Gegensatz von Assimilations- und Bildungsorganen bedingt, welcher in den Krystallen nicht statt hat, und den Bau des Krystalles von dem Bau der Pflanzen und Thiere wesentlich unterscheidet. Zwar tritt diese Differenz erst bei den höheren Thieren und Pflanzen in deutlicher Entfaltung hervor, und ist bei den niederen Geschöpfen dieser Reiche eine fast ununterschiedbare Einheit, wie der Krystall; allein die Verrichtungen erscheinen unverkennbar, und lassen das Krystallleben weit hinter sich zurück.

52. Neun Proben sogenannter Naturphilosophie.

A. Aus *Schelling's* Ideen zu e. Phil. d. Nat. [1803.]

Lehre der Naturphilosophie vom Magnetismus. (S. 223—224.) Der Magnetismus ist der allgemeine Act der Beseelung, Einpflanzung der Einheit in die Vielheit, des Begriffs in die Differenz. Dieselbe Einbildung des Subjectiven ins Objective, welche im Idealen, als Potenz angeschaut, Selbstbewußtsein ist, erscheint hier ausgedrückt in dem Sein, obgleich auch dieses Sein an sich betrachtet wieder eine relative Einheit des Denkens und des Seins ist. Die allgemeine Form der relativen Einbildung der Einheit in die Vielheit ist die Linie, die reine Länge; der Magnetismus ist daher Bestimmendes der reinen Länge, und da diese am Körper sich durch absolute Cohäsion äußert, der absoluten Cohäsion.

Durch den Magnetismus ist jeder Körper Totalität in Bezug auf sich selbst, und seine beiden Pole die nothwendigen Erscheinungsweisen der beiden Einheiten des Besondern und Allgemeinen, sofern sie auf der tiefsten Stufe des Seins als differenziirt zugleich und indifferenziirt erscheinen. Vermöge der Schwere ist der Körper in der Einheit mit allen andern, durch den Magnetismus hebt er sich heraus, faßt sich in sich selbst als besondere Einheit: Magnetismus ist demnach die allgemeine Form des Einzelnen in sich selbst zu sein.

B. Aus *Oken's* Lehrb. d. Naturphil. [1831.]

1. Die Mathematik. (S. 4, §. 19—21.) Die höchste mathematische Idee oder das Grundprincip aller Mathematik ist das Zero = 0. Die ganze Mathematik beruht auf dem Zero. Das Zero bestimmt allein den Werth in der Mathematik. — Das Zero ist für sich nichts. — Die Mathematik ist auf das Nichts gegründet, und entspringt mithin aus dem Nichts. — Aus dem Nichts kann mithin etwas entspringen: denn die Mathematik, aus Sätzen bestehend, ist in Bezug auf das 0 ein Etwas. — Die Mathematik selbst wäre Nichts, wenn sie nichts anders, als ihr höchstes Princip, das Zero, hätte. — Wenn daher die Mathematik eine reale Wissenschaft sein will, so muß sie außer ihrem höchsten Princip noch in eine Menge Einzelnheiten zerfallen, nämlich zunächst in Zahlen und endlich in Sätze. — Was von der Mathematik gilt, muß von allen Wissenschaften gelten. Alle Wissenschaften müssen der Mathematik gleich sein.

2. Die naturphilosophische Dreieinigkeit. (S. 43, §. 199.) Es ist nun die Triplicität des Uractes in dem Universum vollständig aufgezeigt. — Die erste Erscheinung Gottes ist die Monas; dieser entspricht die Schwere, der Aether, die Finsterniß des Chaos. — Die zweite Erscheinung Gottes ist die Dyas; dieser entspricht der gespannte Aether, das Licht. — Die dritte Erscheinung Gottes ist die Trias; dieser entspricht die Formlosigkeit, die Wärme. — Gott in sich seiend ist Schwere; handelnd, aus sich tretend, Licht; beides zugleich, oder in sich zurückkehrend, Wärme. — Dieses sind die drei Ersten in der Welt und gleich den Drei, welche vor der Welt waren. Sie sind die erscheinende Dreieinigkeit = Feuer.

3. Die drei einfachen Stoffe. (S. 54, §. 254—259.) Der Aether hat drei Formen und mithin kann er sich auch nur auf dreierlei Weise verdichten, oder es kann nur dreierlei Figirungen

der Pole geben. — Die Verdichtungen der einzelnen Aetherformen müssen einfache Materien sein, die wir Stoffe nennen. — Es kann daher nur drei einfache Stoffe geben, einen Schwerestoff = 0, einen Lichtstoff = +, und einen Wärmestoff = —. Wird die Schwere des Aethers figirt, so muß die größte Verdichtung entstehen. — Die dichteste Materie ist nothwendig die schwerste. — Die dichte Materie muß in ihren Atomen unbeweglich, d. h. gestaltet sein. — Der Schwerestoff ist der Kohlenstoff (als Grundlage der Metalle). — Wird der Lichtäther figirt, so muß eine weniger dichte Materie entstehen, also eine weniger schwere, und zwar eine solche, deren Atome gegen einander beweglich sind. — Der Lichtstoff muß der thätigste in der Natur sein; er muß die Veränderungen aller andern Stoffe bestimmen. — Der Lichtstoff ist der Sauerstoff. — Wird der Wärmeäther figirt, so muß der dünnste, beweglichste und leichteste Stoff entstehen. — Der Wärmestoff ist der Wasserstoff. — Außer diesen drei Stoffen, dem Wärmestoff, Sauerstoff und Wasserstoff, kann es keinen einfachen Stoff mehr geben. — Alle anderen Stoffe müssen nur verschiedene Grade der Figirung dieser Stoffe sein oder Verbindungen derselben.

C. Aus *Hegel's* Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften [1830].

1. Die Natur. (S. 222 u. 227, §. 244 u. 247.) Die Idee, welche für sich ist, nach dieser ihrer Einheit mit sich betrachtet ist sie Anschauen; und die anschauende Idee Natur. Als Anschauen aber ist die Idee in einseitiger Bestimmung der Unmittelbarkeit oder Negation durch äußerliche Reflexion gesetzt. Die absolute Freiheit der Idee aber ist, daß sie nicht bloß ins Leben übergeht, noch als endliches Erkennen dasselbe in sich scheinen läßt, sondern in der absoluten Wahrheit ihrer selbst sich entschließt, das Moment ihrer Besonderheit oder des ersten Bestimmens und Andersseins, die unmittelbare Idee als ihren Wiederschein, sich als Natur frei aus sich zu entlassen. — Die Natur hat sich als die Idee in der Form des Andersseins ergeben. Da die Idee so als das Negative ihrer selbst oder sich äußerlich ist, so ist die Natur nicht äußerlich nur relativ gegen diese Idee (und gegen die subjective Existenz derselben, den Geist), sondern die Aeußerlichkeit macht die Bestimmung aus, in welcher sie als Natur ist.

2. Der Raum. (S. 235, §. 254.) Die erste oder unmittelbare Bestimmung der Natur ist die abstracte Allgemeinheit ihres Außersichseins, — dessen vermittlungslose Gleichgültigkeit, der Raum. Er ist das ganz ideelle Nebeneinander, weil er das Außersichsein ist, und schlechthin continuirlich, weil dies Außereinander noch ganz abstract ist und keinen bestimmten Unterschied hat.

3. Die Zeit. (S. 239, §. 258.) Die Zeit, als die negative Einheit des Außersichseins, ist gleichfalls ein schlechthin Abstractes, Ideelles. — Sie ist das Sein, das, indem es ist, nicht ist, und indem es nicht ist, ist; das angeschaute Werden, d. i. daß die zwar schlechthin momentanen, d. i. unmittelbar sich aufhebenden Unterschiede als Aeußerliche, d. i. jedoch sich selbst äußerliche, bestimmt sind.

4. Das Licht. (S. 273—274, §. 275—276.) Die erste qualificirte Materie ist sie als ihre reine Identität mit sich als Einheit der Reflexion-in-sich, somit die erste selbst noch abstracte Manifestation. In der Natur daseiend ist sie die Beziehung auf sich als selbständig gegen die andern Bestimmungen der Totalität. Dies existirende allgemeine Selbst der Materie ist das Licht, — als Individualität, der Stern, und derselbe als Moment einer Totalität, die Sonne. — Als das abstracte Selbst der Materie ist das Licht das absolut-leichte, und als Materie ist sie unendliches Außersichsein aber als reines Manifestiren, materielle Idealität, untrennbares und einfaches Außersichsein.

5. Die Luft. (S. 282, §. 282.) Das Element der unterschiedlosen Einfachheit ist nicht mehr die positive Identität mit sich, die Selbstmanifestation, welche das Licht als solches ist, sondern ist nur negative Allgemeinheit, also zum selbstlosen Moment eines andern herabgesetzt, daher auch schwer. Diese Identität ist als die negative Allgemeinheit die verdachtlose, aber schleichende und zehrende Macht über das Individuelle und Organische; die gegen das Licht passive, durchsichtige, aber alles Individuelle in sich verflüchtigende, nach Außen mechanisch elastische, in alles eindringende Flüssigkeit, — die Luft.

ZWEITES BUCH.

Reine ethische Wissenschaften.

ERSTE ABTHEILUNG.

Formale ethische Wissenschaften.

A. Aesthetik.

53. Begriff dessen, was Herbart Aesthetik nennt.

(*J. F. Herbart,* Allgemeine praktische Philosophie [1808] S. 42—47.)

Was eine Aesthetik, wie wir sie gegenwärtig noch nicht haben, eine Aesthetik als Aufstellung ästhetischer Principien, eigentlich zu leisten verbunden wäre? Nicht definiren, nicht demonstriren, nicht deduciren, selbst nicht sowohl Kunstgattungen unterscheiden und über vorhandene Kunstwerke raisonniren, als vielmehr — versetzen sollte sie uns in die Auffassung der gesammten einfachen Verhältnisse, so viele es deren geben mag, die beim vollendeten Vorstellen **Beifall und Missfallen** erzeugen. Inne werden sollten wir durch sie eben des specifischen Beifalls und des specifischen Mißfallens, welches einem jeden einzelnen Verhältnisse ursprünglich eigen ist. Auf diesem Wege würde sie allen den Verhältnissen, die zu einer Kunstsphäre gehören, eine gleichmäßige Aufmerksamkeit schaffen, und dadurch den unbewußten Tact berichtigen, welcher in der Scheidung des Schönen vom Häßlichen zwar ursprünglich beschäftigt ist, aber nur gar zu oft an individuellen Einseitigkeiten leidet, die ihn hindern, einer ungestümen Phantasie die gehörigen Schranken zu setzen. — Darf man es sagen, daß die musikalischen Lehren, die den seltsamen Namen Generalbaß führen, das einzige richtige Vorbild sind, welches für eine echte Aesthetik bis jetzt vorhanden ist? [1]) Dieser Generalbaß verlangt, und gewinnt, für seine einfachen Intervalle, Accorde und Fortschreitungen, absolute Beurtheilung, ohne irgend Etwas zu beweisen oder zu erklären. — Nicht anders sollen hier, weiterhin, Verhältnisse von Willen vorgelegt werden, um, gleich jenen Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beifall und absolutes Mißfallen zu versetzen. Rein abgeschnitten sein werden hier wie dort alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten geht! Der einzige Unterschied ergibt sich von selbst, daß der Musiker nur nöthig hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck Begriffe von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen sein, da diese Verhältnisse nur im Denken, nicht sinnlich, vernommen werden können. Ein Beitrag wird dadurch geliefert sein zu einer künftigen Poëtik, sofern unter deren Elementarverhältnissen die der Willen sich wieder finden müssen. Die übrigen Grundverhältnisse aufzusuchen und beizufügen wird alsdann vielleicht Andern eher gelingen. Das Rhythmische, nicht der Worte, sondern der Gedankenfolge, — und überhaupt das, was die successiv darstellende Kunst charakterisirt, — dürfte zunächst in Frage kommen.

Auch wird sich die Aesthetik vielleicht nicht fernerhin verhehlen wollen, daß sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte, — Kämpfe, — anmuthet, wie die Moral dem ihrigen. Daraus nämlich, daß dem Geschmack die vereinzelten Elemente seiner Verhältnisse gleichgültig sind, — zusammengenommen mit der allgemeinen Möglichkeit, daß jede Vorstellung, aufstrebend im Gemüth gegen eine innere Hemmung, den Charakter der Begierde annehmen könne, folgt unmittelbar, daß, wofern einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äußert, gar leicht ein Mißfallen mit dieser Begehrung zusammen-

stoßen könne; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben werden wird, da das absolute Mißfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. So muß der Künstler manchmal eine Vorliebe aufopfern, um sein Werk rein zu erhalten; und so sehen wir auf der Bühne geschehen, was wir nicht wünschen, damit nur der Form unser Beifall gewonnen werde. Wird man etwa hier von einer beschränkenden Natur der Aesthetik reden? — Sei denn die Hoffnung erlaubt, es werde keiner weitläuftigen Erörterung der beschränkenden Eigenschaft der Sittenlehre bedürfen, woran sich Manche zu stoßen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergibt es sich von selbst, daß sein Mißfallen — entweder dauern, oder diese Willen beschränken muß. Richtige Charaktere aber beschränken sich selbst mit Leichtigkeit, weil der Geschmack ihre herrschende Kraft ist; und so kann in ihnen das Gefühl, beschränkt zu werden, nicht aufkommen. Ebenso bei wahren Künstlern. Nur das haben die übrigen Theile der Aesthetik, wenn man will, voraus vor der Sittenlehre, daß sie den Unfolgsamen ganz abweisen können. Der schlechte Dichter, sagt die Poëtik, soll nicht dichten. Aber hat es einen Sinn, zu sagen: der schlechte Mensch soll nicht wollen?

[1]) Es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß von einer vollständigen Theorie der Musik der Generalbaß nur noch ein sehr kleiner Theil sein würde.

54. Die theoretische und die ästhetische Auffassung; ästhetisches und moralisches Urtheil.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 80—81.)

Die ersten Bestimmungen dessen, was pflichtmäßig zu thun und zu lassen sei, sind keine Werke der Willkür; sondern den Thaten und den darin sich äußernden Gesinnungen kommt ihr Werth oder Unwerth, das heißt, die Festsetzung ihres Vorzugs oder ihrer Verwerflichkeit, ursprünglich aus einem unwillkürlichen, willenlosen Vorziehen oder Verwerfen.

Nun setzt aber alles Vorziehen und Verwerfen zuerst voraus, die Gegenstände desselben seien wahrgenommen, oder wenigstens durch irgend eine Vorstellung, wenn auch nur in der Einbildung, aufgefaßt worden. Die bloße Vorstellung, ohne den Zusatz des Vorziehens oder Verwerfens, heißt eine theoretische; bleibt es dabei allein, so wird der Gegenstand als ein gleichgültiger vorgestellt. Hingegen der Zusatz: vorzüglich oder verwerflich gibt dem Gegenstande, als dem logischen Subjecte, ein Prädicat. Die Verbindung zwischen Subject und Prädicat heißt nun bekanntlich allemal ein Urtheil. Diejenige Art von Urtheilen aber, welche das Prädicat der Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit unmittelbar und unwillkürlich, also ohne Beweis und ohne Vorliebe oder Abneigung, den Gegenständen beilegt, heißt ästhetisches Urtheil.

Wenn aus den ersten, willenlosen Werthbestimmungen, welche unmittelbar in dem Gedanken irgend eines möglichen Wollens entstehen, ein wirklicher Vorsatz sich erzeugt hat, fernerhin keiner unlöblichen Willensregung Raum zu lassen: alsdann geben die nunmehr folgenden Begierden und Handlungen Anlaß, sie mit jenem Vorsatze zu vergleichen. Indem sie nun demselben mehr oder weniger angemessen gefunden werden, entsteht ein moralisches Urtheil. Jener Vorsatz nämlich ist ein gebietender Wille; es fragt sich, ob demselben gehorcht werde; und das Maß dieses Gehorsams ist das Maß des sittlichen Werths. Demnach geht das ästhetische Urtheil voran; bei dem moralischen aber wird jenes im Stillen vorausgesetzt, meistens ohne abgesondert betrachtet zu werden.

Jedermann weiß, daß die Sphäre der ästhetischen Urtheile sehr viel größer ist, als die der moralischen. In der That gibt es solcher Urtheile, die ein unwillkürliches Vorziehen und Verwerfen ausdrücken, sehr viele und von ganz verschiedener Art in den mancherlei Künsten. Ihnen unterwirft sich der Künstler; und daraus entsteht für ihn eine eigene Art des Gewissens, welches ihm Zeugniß gibt von dem Grade der angewandten Sorgfalt in Ausübung der Kunst. Aber wer nicht Künstler ist, bekümmert sich nicht darum; denn aus seinen ästhetischen Urtheilen über vorkommende Gegenstände wurden keine Vorsätze, daher

auch kein Gewissen. Noch mehr: der Künstler selbst klebt nicht an der Kunst; er läßt sie, wenn es ihm beliebt, und ihn sonst nichts treibt, ruhen, oder gibt sie ganz auf. Daß es sich mit den Bestimmungen über den Werth des Willens ganz anders verhält, liegt am Tage; denn das Wollen kann man nicht aufgeben; es ist der Sitz des geistigen Lebens.

Dennoch hat man, wie es scheint, nicht gewußt, daß ästhetische Urtheile unter andern auch den moralischen zum Grunde liegen. Im gemeinen Leben braucht man es nicht zu wissen [1]); aber wenn die Schulen es auch nicht wissen, so gerathen die Systeme in Verwirrungen, die man wohl kennt.

[1]) Hiebei noch eine Bemerkung. Oftmals werden moralische Forderungen als ein Druck von außen empfunden. Das liegt daran, daß die ästhetischen Urtheile nicht als eigene innerlich reif, sondern als fremde Urtheile und Vorschriften gelehrt und gelernt wurden.

55. Einleitung in die Aesthetik.

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1834] S. 102—108.)

Das Schöne und Häßliche, insbesondere das Löbliche und Schändliche, besitzt eine ursprüngliche Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne gelernt und bewiesen zu sein. Allein die Evidenz durchdringt nicht immer die Nebenvorstellungen, welche theils begleitend, theils von jenem selbst verursacht, sich einmischen. Daher bleibt es oftmals unbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht unterschieden; oft durch Verwechselungen und falsche Erklärungen entstellt. Es bedarf also, herausgehoben und in ursprünglicher Reinheit und Bestimmtheit gezeigt zu werden. Dieses vollständig zu leisten, und die, theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Mißfallende zu meiden, herbeigeführten Musterbegriffe (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist die Sache der allgemeinen Aesthetik; worauf die verschiedenen Kunstlehren sich stützen müssen, welche Anleitung geben, wie unter Voraussetzung eines bestimmten Stoffes, durch Verbindung ästhetischer Elemente, ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden.

Die Einleitung in die Aesthetik hat das Geschäft, die ersten Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche entstehen, wenn sich die verschiedenen, hier in Betracht kommenden, Reihen von Begriffen verwirren. Das Geschäft ist also das logische der Auseinandersetzung und Anordnung.

Erstlich nun liegt das Schöne im allgemeinsten Sinne (das καλον, welches das sittlich Gute unter sich befaßt), in einer Reihe anderer Begriffe, welche auch ein Vorziehen und Verwerfen ausdrücken; von diesen muß es gesondert werden.

Hat man es aus diesen herausgehoben, so ist der genauen Kenntniß wegen nöthig, gewisse Ausdrücke subjectiver Gemüthszustände zu bemerken, welche Irrthum veranlassen, wenn in ihnen eine Erkenntniß des Schönen gesucht wird. Die Reihe der Erregungen muß abgesondert werden.

Ferner ist bei Seite zu setzen, was sich auf den Standpunct des Zuschauers, als Bewunderers oder Kritikers bezieht, der im letzteren Falle Vorschriften, Imperative, aufzustellen unternimmt.

Alsdann erst kann auf die wahren Elemente des Schönen hingewiesen und von den Kunstlehren übersichtlich Etwas hinzugefügt werden.

Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen muß zuerst Erwähnung geschehen, obgleich diejenigen davor beinahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäftigen.

Das Nützliche hat einen außer ihm liegenden Beziehungspunct; es setzt irgend etwas Anderes voraus, wozu es nütze [1]).

Zu dem Angenehmeren im weiteren Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet, welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen und sich gleich bleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engeren Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Mißfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empfindung, vermittelst deren wir ein Empfundenes, ohne weiteren Grund, und selbst ohne Begierde

oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen (aus Furcht vor üblen Folgen); und bei aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheues dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewußt bleiben. — Zu der unwillkürlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein Gegenstand der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein Gefühl uns selbst zu. Das Nämliche ereignet sich bei jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wissen, was uns eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken gibt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen läßt, und über welche man eben deshalb durch's Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet[2]).

Während nun das Angenehme und Unangenehme, aus dem eben angegebenen Grunde, bei fortschreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe, immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht bloß als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den unbedingten Werth der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkürlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen[3]).

Da das Schöne gegenständlich oder objectiv sein soll: so wird jetzt, um es zu genauerer Kenntniß hervorzuheben, nöthig, die subjectiven Gemüthszustände abzusondern, durch welche es anscheinend Prädicate bekommt, die in die verschiedensten Gattungen des Schönen zugleich eingreifen. Man nennt es z. B. bald prächtig, bald lieblich, bald niedlich, welche Prädicate ebenso gut einem Werke der Poesie, als der Plastik, als der Musik zukommen können, wobei deshalb weder für poetische Gedanken, noch für plastische Umrisse, noch für musikalische Töne irgend eine sie selbst betreffende Bestimmung gewonnen wird. Um das objective Schöne und Häßliche in der Poesie zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Gedanken nachgewiesen werden; es müßte also wenigstens von Gedanken überhaupt die Rede sein. Um das objective Schöne und Häßliche in der Plastik zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Umrisse nachgewiesen werden; es müßte also von Umrissen die Rede sein. Um das Schöne und Häßliche in der Musik zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Töne nachgewiesen werden; es müßte also von Tönen die Rede sein. Nun enthalten die Prädicate prächtig, lieblich, niedlich (und viele ähnliche), nichts von Tönen, Umrissen, Gedanken; sie geben also auch nichts zu erkennen vom objectiven Schönen, weder in der Poesie, noch Plastik, noch Musik. Wohl aber begünstigen sie die Einbildung: es gebe ein objectives Schönes, welchem Gedanken, Umrisse, Töne gleich zufällig seien; und dem man sich annähern könne, indem man poetische, plastische, musikalische Eindrücke von ähnlicher Art zugleich empfange, die Gegenstände aber allmählich schwinden lasse, und nur die erregten Gemüthszustände zu verlängern suche. Das ist der Weg zur mystischen Anschauung! Wenn sie bekennt, das Nichts angeschauet zu haben, so hat sie beinahe Recht.

[1]) Bei älteren Schriftstellern, auch bei den classischen Alten, ist nichts gewöhnlicher als die Verwechselung oder Vermengung des Nützlichen mit dem Guten. Man findet diese Verwechselung als herrschenden Hauptgedanken in Xenophons Memorabilien; Platon und Aristoteles erheben sich über sie mit einiger Anstrengung; und die Stoiker sieht man wieder darin zurückgleiten. (Des Aristoteles Meinung von der Tugend als einem Mittleren zwischen zwei Extremen gehört jedoch nicht hieher; sie trifft gar nicht das eigentliche Wesen des Sittlichen, sondern sie ist eine Art von mathematischer Bemerkung darüber, daß die menschlichen Handlungen und Gewöhnungen ein Maximum ihrer Angemessenheit haben, jenseits dessen sie sich von dem Löblichen sowohl durch ein Zuviel als durch ein Zuwenig entfernen können.) Die Stoiker scheinen beim Cicero fast noch in zu günstigem Lichte

zu stehen; denn während Panaitios (der Vorgänger des Cicero in dem Werke von den Pflichten) das *honestum* und *utile* sorgfältig scheidet, um es wieder zu vereinigen, berichtet dagegen *Sextus* (*Pyrrh. Hyp. III*, 20, *etc.*) von der Schule im Allgemeinen ganz andere Lehren. Z. B. *φασιν ὁι Στωϊκοι, αγαθον ειναι ωφελειαν, — το δἰ ἑαυτο ἁιρετον, — το συλλαμβανον προς ευδαιμονιαν. ευδαιμονια δε εστιν ευροια βιου.* Aus dem allem, sagt Sextus, lernt man nicht, was das Gute an sich sei. Kennte man es schon, so würde man zugeben, daß es nütze, und um seiner selbst willen gewählt werden müsse. — Anderwärts (*cap.* 25) heißt es: *τῳ διομαλισμῳ των πραξεων καταλαμβανομεν τον εχοντα την περι τον βιον τεχνην.* Diesen *διομαλισμος* könnte man deuten auf die Idee der inneren Freiheit (§. 80); aber ebenso gut kann es die leere Consequenz sein, in welche sich dieselbe verwandeln würde, wenn man statt der übrigen Ideen (§. 81—84) bloße Maximen der Willkür oder der Klugheit setzte. — Gleich darauf werden aus den Schriften des Zeno von Cittium und des Chrysipp so unanständige Dinge angeführt, daß Sextus hinzusetzt, sie möchten schwerlich wagen, solchen Lehren gemäß zu leben, außer bei Kyklopen und Laistrygonen. — Alle Dialektik der Stoiker konnte den ästhetischen Sinn nicht ersetzen, der ihnen fehlte; daher verdarben sie das Gute, was sie vom Platon hatten. — Mit Spinoza, dem heutiges Tages Vielgepriesenen, steht es im Sittlichen nicht im mindesten besser. Sein eigentlicher Hauptgrundsatz ist das *suum utile quaerere.* Sein Gott liebt mit unendlicher Liebe sich selbst. Kein *διομαλισμος* kann diesen Egoismus veredeln; das verräth am stärksten der Staat des Spinoza.

[2]) Manche bedienen sich beim Nützlichen und Angenehmen des Ausdrucks: es gefällt. Dabei ist zuerst zu erinnern, daß das Nützliche, welches zwar nicht gefällt, aber doch vorgezogen wird, nur mittelbar, und nicht, wie hier allenthalben vorausgesetzt wird, unmittelbar, einen Vorzug vor seinem Gegentheil, dem Schädlichen, hat. Was aber das Angenehme anlangt, so verwechselt man es gewöhnlich mit dem, was die Begierden befriedigt; und im Zuge dieser Verwechselung mag denn auch Jemand, der im Kartenspiel gewinnt, wohl sagen, das Spiel sei ihm angenehm, und, es gefalle ihm, — wo beides gleich unrichtig gesprochen ist. Nimmt man das Angenehme in seinem wahren Sinne, so kommt es dem Schönen, wie schon oben gesagt, allerdings nahe; und viel näher, als Denjenigen willkommen ist, die, um recht erhaben zu scheinen, auch das Verwandte gern durch unübersteigliche Klüfte trennen mögen. Dennoch wird auch hier der Sprachgebrauch verwirrt, wenn Jemand sagt, der Geruch der Hyacinthe gefällt mir besser als der Geruch der Lilie. Denn bei dem Ausdrucke: es gefällt, wird Etwas, das da gefalle, als etwas bestimmt vor Augen zu Stellendes vorausgesetzt; Niemand aber kann den Geruch einer Blume, der eine Empfindung in ihm ist, Andern mittheilen, noch darauf, als auf ein Object der Betrachtung, hinweisen. — Uebrigens ist im ästhetischen Gebiete die Sprachverwirrung so groß, daß täglich vom schönen Wetter, statt vom angenehmen Wetter geredet, auch von einer Medicin gesagt wird, sie schmecke häßlich. Doch aber macht es der gemeine Sprachgebrauch nicht so arg, wie manche Philosophen, die sogar den *assensus logicus* auf deutsch mit Beifall, anstatt mit Zustimmung, übersetzen. Denn außer den Schulen sagt Niemand, ein viereckiger Cirkel mißfällt mir, — oder gar: es gefällt mir, daß der Cirkel rund ist!

[3]) Einer von den allgemeinsten Einwürfen, der, wenn er Grund hätte, nicht bloß auf die Darstellung der praktischen Philosophie, sondern der ganzen Aesthetik gienge, ist folgender: es werde eine unbedingte Beurtheilung von Verhältnissen angekündigt, die gleichwohl bedingt sei durch Abstraction vom Realen, und Reflexion auf die Begriffe, die zu Gliedern der Verhältnisse dienen sollen. — Um die Verwechselung, worauf dieser Einwurf beruht, fühlbar zu machen, darf man nur fragen: ob es denn wohl jemals eine Erkenntniß, oder eine Meinung, vom Unbedingten gegeben habe, die nicht auf ähnliche Weise bedingt gewesen sei durch tausende von Abstractionen und Reflexionen. Kein Mensch wird geboren mit der Anschauung des Unbedingten; jede wissenschaftliche Darstellung trifft ihre Vorkehrungen, um den Lernenden allmählig auf den rechten Standpunct zu stellen. Steht er auf diesem Puncte, hat er ins Auge gefaßt, was man ihm zeigt: dann erwartet man von ihm eine Entscheidung und Anerkennung, die man ihm nicht mittheilen, und die Er aus keinen Prämissen folgern kann; darum heißt sie unbedingt, wiewohl sie im psychologischen Sinne eine Menge von Bedingungen hat.

56. Zur Einleitung in Aesthetik und Ethik.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 8—25.)

Um zuerst die verschiedenen Arten des Vorziehens und Verwerfens auf gewisse Classen zu bringen, ist es nicht nöthig, den Kreis bekannter, auch der gewöhnlichen Vorstellungsweise zugänglicher Begriffe zu überschreiten. Denn daß das Nützliche, das Angenehme im weitesten Sinne des Wortes, das Schöne und das Gute zwar sämmtlich vorgezogen, und ihre Gegensätze verworfen, daß sie aber auch nicht auf dieselbe Weise vorgezogen und verworfen werden, dafür spricht schon das Bedürfniß, für diese verschiedenen Begriffe verschiedene Worte auszubilden. Es macht sich nämlich sogleich ein Unterschied bemerklich, der nicht nur das Schöne und Gute von dem bloß Nützlichen bestimmt trennt, sondern auch das Gebiet des Angenehmen in zwei ungleiche Theile zerlegt. Diese Unterscheidung ist dadurch kenntlich, daß das Schöne und Gute wenigstens den Anspruch macht, Gegenstand eines gleichbleibenden und allgemeinen Beifalls zu sein, während das bloß Nützliche einer veränderlichen, von besonderen Verhältnissen abhängigen Beurtheilung unterworfen ist; und da jener Anspruch überhaupt nicht möglich sein würde, wenn der Werth des Schönen und Guten von irgend welchen fremdartigen, dem Gegenstande selbst zufälligen Rücksichten bedingt wäre, so bekommt jener Unterschied sogleich die Bedeutung, daß die eine Art des Vorziehens oder Verwerfens unabhängig von jeder andern Rücksicht dem Gegenstande selbst, die andere nicht ihm selbst und unmittelbar, sondern ihm um irgend einer Beziehung willen auf irgend etwas außer ihm gilt. Demgemäß zerfällt alles Vorziehen und Verwerfen, aller Beifall und alles Mißfallen in ein absolutes und ein relatives.

Darüber nun, daß das Nützliche, das Brauchbare, das was Vortheil bringt, oder durch welche andere Ausdrücke man diesen Begriff bezeichnen will, durchaus nur etwas nur relativ Vorzügliches bezeichnet, ist wohl kaum nöthig, ausführlich zu werden. Das Nützliche ist seinem ganzen Begriffe nach charakterisirt durch seine Beziehung auf ein anderes, zu welchem es nütze; das Vorziehen desselben hat seinen Beziehungspunct nicht in ihm, sondern außer ihm; fällt dieser Beziehungspunct weg oder ändert er sich in irgend einer Art, so verschwindet oder ändert sich auch die Bedeutung des Nützlichen; an sich selbst hat es als solches keinen Werth.

Nicht ganz so einfach ist die Entscheidung über das Angenehme. In den Umfang dieses Begriffs fällt nämlich offenbar eine Reihe von Empfindungen und Gefühlen, für deren einzelne Glieder die Art, wie das Empfundene vorgezogen oder verworfen wird, nicht ganz dieselbe ist, indem die Empfindung des Angenehmen bald unabhängig ist von einer vorausgehenden Begierde, bald durch diese bedingt. In dem ersteren Falle entsteht das Angenehme im engeren Sinne; die zweite Classe angenehmer Empfindungen wird man besser thun, durch den Begriff des Lustbringenden, des die Begierde Befriedigenden zu bezeichnen. Was nun zunächst diese letztere Classe betrifft, so springt es hier wo möglich noch deutlicher in die Augen als bei dem Nützlichen, daß der Gegenstand der Begehrung an sich vollkommen gleichgültig, ja sogar an sich verwerflich sein, und doch eben wegen der Begehrung sehr heftig vorgezogen werden und insofern einen scheinbaren Werth bekommen kann. Aber auch nur einen scheinbaren, der seinen ganzen Grund nicht nur in der Beziehung des Objects auf das Subject überhaupt, sondern möglicherweise ausschließend in der individuellen, gerade jetzt vorhandenen Gemüthslage des Subjects hat, welches den Gegenstand vorzieht, weil es ihn begehrt. Darin eben liegt das Schwankende und Unsichere, das Flüchtige und Wechselnde desjenigen Vorziehens und Verwerfens, welches an das launenhafte Spiel der Neigungen und Leidenschaften gefesselt ist, welches die Gegenstände des Strebens, die Zielpuncte des Handelns, die Motive des Hoffens und Fürchtens hineinfallen läßt in den Wirbel und den Kampf in sich selbst haltungsloser Begierden und dem Zuschauer den Anblick eines bald lächerlichen, bald widerlichen, bald bemitleidenswerthen Drängens und Treibens darbietet. Was das Begehrte sei, und was es werth sei an sich, darnach fragt vielleicht er, der Zuschauer, wenn er etwas kennt, was einen Werth an sich hat; aber darnach fragt nicht die Begierde; sie will Befriedigung, nichts weiter; was ihr diese verspricht oder vorspiegelt, das ergreift sie; nicht um sein selbst, sondern eben um der Befriedigung willen. So erlöscht sie im Genuß und mit ihr der Werth des Genossenen; was der bloßen Lust dient, dessen Werth vergeht, nichtig an sich selbst, mit ihr. Darum widmet sie sich niemals einem Gegenstande, sondern sie

reißt ihn an sich; darum greift sie unruhig hinaus in die Zukunft; sie kennt nichts und will nichts, als sich selbst und was ihr dient; und die Werthgebung, die sie austheilt, ist so vergänglich wie sie selbst.

Wie verwickelt und schwierig nun auch die psychologische Untersuchung über die Natur, die Entstehung, den Wechsel der Begierden und die Ursachen der sehr mannigfaltigen Gefühle sein möge, welche die Befriedigung und Nichtbefriedigung derselben begleiten, so ist doch nicht nöthig, darauf einzugehen, um der Thatsache ihre Anerkennung zu sichern, daß neben demjenigen Vorziehen und Verwerfen, welches sich als durchaus von der Begierde abhängig darstellt, noch das Angenehme im engeren Sinne auf eine eigenthümliche Bedeutung Anspruch macht. Es gibt eine Menge Empfindungen, deren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, ganz unabhängig von der vorausgehenden Begierde, unmittelbar an die Auffassung des Gegenstandes selbst geknüpft ist. Am deutlichsten wird dieser Unterschied, wo die Auffassung des Angenehmen oder Unangenehmen zufällig zusammentrifft mit einer Begierde und zwischen dem Gefühle der Annehmlichkeit und der Befriedigung der Begierde ein Gegensatz sich geltend macht. Der unvermuthete Besuch eines lange Zeit nicht gesehenen Freundes kann, ohne daß man gerade jetzt begehrt hat, ihn zu sehen, sehr angenehm sein, und doch in einem Augenblicke eintreten, wo er der Befriedigung der Begierde, eine nothwendige Arbeit zu vollenden, hemmend entgegentritt; oder der Kranke, obwohl die antiperistaltische Bewegung des Magens eine an sich unangenehme Empfindung ist, kann doch begehren, daß es bei ihm bis zum Erbrechen kommen möge, und so in unzähligen andern Fällen. Möge nun auch ein großer Theil dessen, was für den Menschen angenehm oder unangenehm ist, wie die verschiedenen Arten der Geschmacks-, der Geruchs-, der Gefühlsempfindungen, abhängen von dem Verhältnisse seines Organismus zu den ihm dargebotenen Genießmitteln oder andern constanten Verhältnissen seines Empfindens, das Angenehme erhebt sich demungeachtet durch seine größere Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit, durch seine Unabhängigkeit von individuellen Gemüthslagen über das, was nur zur Befriedigung der Begierde dient, merklich empor, und die Annehmlichkeit, welche eine regelmäßig fortgesetzte, von glücklichem Erfolge begleitete Lebensordnung, die freie Entwickelung des Gesprächs mit gebildeten Menschen, eine reine erfrischende Morgenluft, die erquickende Kühle des Abends nach einem heißen Tage ungesucht und unbegehrt, eben indem sie sich darbieten, mit sich führen, kann in einzelnen Fällen ganz nahe an die Grenze des ästhetischen, ja selbst des sittlichen Wohlgefallens streifen.

Aber eben deshalb weil der Begriff des Angenehmen durch diese Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten der individuellen, gerade jetzt so oder anders aufsteigenden Begierde sich von dem des blos Lustbringenden unterscheidet, — eine Unterscheidung die für den Begriff auch dann noch gültig ist, wenn der Genuß des Angenehmen vermöge der psychischen Reproduction die Veranlassung einer auf die Wiederholung dieses Genusses und somit auf den Gegenstand desselben gehenden Begierde wird, — und weil dadurch das Angenehme in Verwandtschaft mit dem Schönen und Guten tritt, während das Lustbringende den reinen Gegensatz dazu bildet, ist es nöthig zu fragen, welcher Werth in der Empfindung des Angenehmen dem Gegenstande beigelegt wird, und ob das Angenehme den Anspruch machen kann, daß das in ihm enthaltene Vorziehen streng genommen dem Gegenstande selbst gelte. Sollte nun dieser Anspruch vollkommen gültig sein, so müßte sich der angenehme Gegenstand genau und bestimmt von der Empfindung ablösen, es müßte sich in Begriffen angeben lassen, was an ihm eigentlich vorgezogen und verworfen wird; dieses Was müßte also fähig sein, die Stelle eines logischen Subjects einzunehmen, auf welches unabhängig von der subjectiven Empfindung das Prädicat des Angenehmen oder Unangenehmen bezogen würde, mit einem Worte: der angenehme oder unangenehme Gegenstand müßte als solcher einer Beurtheilung unterworfen werden können. Das nun gelingt bei dem Angenehmen und Unangenehmen nicht; wie genau man auch die Empfindung desselben zu zerlegen bemüht ist, der Gegenstand läßt sich nicht von ihr, der Empfindung, absondern, nicht für sich, losgelöst von ihr hinstellen; er ist und bleibt als angenehmer mit der Empfindung verschmolzen und entzieht sich somit einer Beurtheilung in Begriffen. Das Angenehme eines guten Weines, das Unangenehme des Gliederschmerzes bleibt immer Empfindung; nicht der Wein oder die Glieder sind angenehm oder unangenehm, sondern die Empfindung des Geschmackes oder des Schmerzes; und das ist der allgemeine Grund, aus welchem sich das Angenehme und Unangenehme nicht bloß zufällig, sondern wesentlich in bloßen Gefühlen kund thut, und sich kein absoluter Maßstab desselben in der Form der denkenden Erkenntniß

aufstellen läßt. Wie weit es aber gelingen möchte, jene Sonderung wirklich auszuführen und somit das Angenehme nicht bloß von der Befriedigung der Begierde zu *unterscheiden*, sondern auch ihr *entgegenzusetzen*, so weit würde das Angenehme auch den Charakter des bloß Angenehmen verlieren und in das Gebiet des eigentlich Schönen hinübertreten, so daß in einzelnen Fällen, die in der Wirklichkeit gar nicht selten sind, derselbe Gegenstand von verschiedenen Auffassenden hier als Object einer bloß angenehmen Empfindung, dort als Object einer ästhetischen Beurtheilung könnte betrachtet werden.

Soll mithin das Schöne und Gute als Gegenstand eines *absoluten* Beifalls von dem bloß Angenehmen sich unterscheiden lassen, so darf es sich nicht bloß der Empfindung und dem Gefühle, sondern es muß sich der *Beurtheilung in festbestimmten Begriffen* darbieten. Es liegt dies streng genommen schon in dem Begriff eines *absoluten* Beifalls, der dem Gegenstande selbst, d. h. *ihm unabhängig* von jeder nicht in ihm selbst liegenden Beziehung und Rücksicht gelten soll. Denn soll dies möglich sein, so muß auch der Gegenstand seiner eigenen Beschaffenheit nach aufgefaßt, er, seinem eigenen Was nach, als logisches Subject hingestellt und nun ihm *unmittelbar* das Prädicat des Schönen oder Guten beigelegt werden. Der Beifall würde dabei nicht als abhängig gedacht werden von der besondern Beschaffenheit und Gemüthslage, oder gar von der Willkür des auffassenden Subjects, sondern im strengen Gegensatze zu der Begierde, die in die Zukunft greift und deren Vorziehen mit der Gegenwart des Begehrten in der Befriedigung erlöscht, würde er durch die Gegenwart des Objects in einem *willenslosen* (*unwillkürlichen*) Urtheile dergestalt bestimmt sein müssen, daß von jeder Intelligenz, die nur nichts eingemischte von subjectiver Vorliebe und Abneigung, dasselbe Urtheil über das Object erwartet werden könnte. Gegen diese Forderung einer rein objectiven Beurtheilung wird man in dem Umstande, daß doch auch das Schöne und Gute, um überhaupt als solches beurtheilt zu werden, von irgend einem Subject aufgefaßt werden müsse, daß also darin doch eine *Beziehung* zwischen diesem und dem Objecte liege, keinen Einwurf zu finden glauben, sobald man sich besinnt, daß hier nicht von einer Beziehung des Objects auf das Subject, durch welche das *Object* bestimmt würde, sondern umgekehrt von einer des Subjects auf das Object, durch welche das *Subject* in seinem Urtheile bestimmt werden soll, die Rede ist; mit andern Worten: daß der Inhalt des Urtheils nicht abhängig sein soll von dem, was dem Auffassenden als solchem eigenthümlich wäre. Auch der streng bewiesene mathematische Lehrsatz muß, um als wahr *erkannt* zu werden, von irgend einer Intelligenz aufgefaßt und gedacht werden; aber diese Wahrheit kommt ihm nicht vom Denken und Auffassen, sondern das Fürwahrhalten ist abhängig von der Qualität des Gedachten und der darin liegenden apodiktischen Nothwendigkeit; ebenso muß das Schöne und Gute, damit es gefalle und geschätzt werde, irgend *wem* gefallen; aber diese Schätzung muß, falls der Gegenstand wirklich das Prädicat des Schönen und Guten verdient, durchaus nur abhängig sein von der Beschaffenheit des Aufgefaßten. Die Auffassung macht und gibt hier nicht den Werth, sie findet ihn und erkennt ihn an; und obwohl die Sprache diese unwillkürliche Anerkennung genöthigt ist durch die Begriffe des absoluten Beifalls, der Werthgebung, der Achtung u. s. w. zu bezeichnen, welche sämmtlich den Ausdruck dieser Anerkennung von der Seite des Subjects hervorheben, so ist es doch nicht schwer, die Mißverständnisse, welche daraus hervorgehen könnten, durch das eben Bemerkte aufzuhellen und zu beseitigen.

Steht es nun fest, daß das Schöne und Gute darin übereinkommt, daß beides einen *reinen* und *unbedingten* Beifall als *unwillkürlichen* Erfolg der durchaus vollendeten, begierde- und leidenschaftslosen Auffassung des Gegenstandes in der Form eines, durch die Beschaffenheit des letzteren festbestimmten, folglich allgemeingültigen *Urtheils* in Anspruch nimmt, so tritt es dadurch nicht nur ein- für allemal dem bloß Nützlichen, Lustbringenden und selbst dem Angenehmen gegenüber, sondern es liegen darin auch die *bestimmten* Merkmale, *durch welche* es ihnen gegenüber tritt. Dadurch entsteht für die Classe desjenigen Vorziehens, dessen Gegenstände einen *eigenen Werth haben* und ihn nicht erst durch ihre Brauchbarkeit oder das pathologische Interesse bekommen, welches sich an sie knüpft, zugleich das Bedürfniß eines charakteristischen Namens; und so lange man noch auf *dem* Puncte der Untersuchung steht, wo man keine Veranlassung hat, auf die specifischen Differenzen des Guten und Schönen ein besonderes Gewicht zu legen, genügt dafür der des *ästhetischen Wohlgefallens*, des *Geschmacksurtheils* vollkommen. Die Mißverständnisse und Mißdeutungen, welchen dieser Name ausgesetzt ist, werden verschwinden, sobald man sich die

Mühe gibt, ihn genau in der Bedeutung zu nehmen, in welcher er hier eingeführt ist. Bekannt genug ist, daß der Begriff des Aesthetischen gewöhnlich bloß von dem Schönen und zwar vorzugsweise von dem Kunstschönen gebraucht wird. Wie erhaben nun auch die Kunst in ihren vollendeten Producten sein möge und wie wenig man in diesem Hinblick auf das Ideal Bedenken getragen hat, das Schöne und das Gute schlechthin für identisch zu erklären, — eine Identificirung, die gerade ebenso falsch ist, als wenn man etwa die Hyperbel und die Ellipse deshalb für identisch erklären wollte, weil sie beide unter den Begriff der Kegelschnitte fallen, — so üben doch die Künste zum großen Theil auch ein so heiteres, ja muthwilliges Spiel, und die Gesinnung, die sich diesem Spiele hingibt und die man häufig Geschmack zu nennen beliebt, ist der Laune, dem Bedürfniß der Aufregung, Erholung und Unterhaltung so vielfach unterworfen, daß es wohl auch als etwas ganz Willkürliches erscheint, ob man an dem Schönen „Geschmack finde", und sich mehr auf diese als eine andere Art ergötzen lassen wolle. Damit contrastirt denn freilich die Strenge sittlicher Forderungen, der schwere Ernst der Pflicht, der es nicht im mindesten in unser Belieben stellt, ob wir an dem Sittlichen oder an dem Unsittlichen „Geschmack finden" wollen, zu stark, als daß, wo jene Bedeutung des Wortes Geschmack die herrschende ist, man nicht die Befürchtung hegen sollte, daß von der Würde des Sittlichen nicht nur Etwas, sondern Alles eingebüßt werde, wenn man das Gute und das Böse in eine solche Parallele mit dem Schönen und dem Häßlichen stellt. Dann glaubt man voraussehen und voraussagen zu dürfen, daß „auf dem Wege, wo jeder früher eine schöne Seele, als eine vernünftige sein und lieber edel heißen, als gerecht sein will," man dahin kommen werde, zu sagen: „das Laster bestehe nur noch in einem schlechten und verdorbenen Geschmack." Nun *besteht* das Laster gewiß nicht bloß in einem schlechten Geschmack; aber die Verkehrtheit des Urtheils, die das Laster mit der Tugend verwechselte und den absoluten Beifall, welcher dieser gebührt, auf jenes übertrüge, würde mindestens geschmacklos sein, wenn man unter Geschmack ganz allgemein die Fähigkeit versteht, sich in seinem Urtheile und weiterhin in seinem Interesse durch den Werth des Gegenstandes selbst bestimmen zu lassen; also das Gute als gut, das Schöne als schön, das Würdevolle und das Nichtswürdige in seiner Würde und Nichtswürdigkeit auch wirklich anzuerkennen. Umgekehrt kann man ebensowohl von einem künstlerischen, als von einem sittlichen *Gewissen* sprechen, sobald man nichts weiter dabei im Auge hat, als die Möglichkeit, daß dem, der das Schöne producirt, die ästhetischen Anforderungen an die Vollendung seines Werkes ebenso lebendig vor der Seele stehen, wie dem sittlichen Menschen die Forderungen der Tugend und der Pflicht. Daß aber darum der gewissenhafte Künstler auch schon ein gewissenhafter Mensch sei, daß die Vortrefflichkeit des von ihm hervorgebrachten Kunstwerkes auch schon *ihm* als Person das Prädicat der sittlichen Vortrefflichkeit verschaffe, das folgt daraus nicht im geringsten. Ein Musikstück, welches in lauter Quinten fortschreitet, ist *in seiner Art* so häßlich, als ein aus Lug und Trug zusammengesetzter Charakter in *seiner Art* ist; aber die Häßlichkeit des Musikstücks ist kein Prädicat des Charakters, und es gehört eine sehr geringe Uebung des Denkens oder übler Wille dazu, daraus, daß zwei Begriffe, hier die des musikalischen und sittlichen Beifalls, in gewissen Merkmalen zusammenstimmen und somit sich der Subsumtion unter einen und denselben höheren Begriff darbieten, zu schließen, daß sie nicht durch nähere Determinationen sehr streng von einander geschieden werden, und sich daraus sehr verschiedenartige Folgen entwickeln können.

Ehe nun die Frage aufgeworfen wird: welche *bestimmte* Stelle in dem weiten Gebiete der Geschmacksurtheile dem *ethischen* Urtheile zukomme? muß, um dem allgemeinen Begriffe der ästhetischen Beurtheilung so viel wie möglich abzugewinnen, erörtert werden, ob sich nicht schon aus den allgemeinen Bedingungen *jedes* Geschmacksurtheiles darüber etwas werde bestimmen lassen, *was* an dem Gegenstande desselben die Beurtheilung hervorrufe und bestimme. Denn daß sich ein solches Was nachweisen lasse, ist die Bedingung des Versuchs, über das Schöne und Gute in bestimmten Begriffen etwas auszumachen, die Bedingung der Möglichkeit einer *Wissenschaft* von demselben; dadurch eben sollte das Schöne und Gute sich von dem bloß Angenehmen unterscheiden. Faßt man nun diese Forderung scharf auf, so zeigt sich eine Verwickelung. Einen Gegenstand als das, was er ist, auffassen, heißt zunächst ihn theoretisch auffassen. So faßt der Psycholog die geistigen Zustände, der Physiker und Chemiker die Kräfte und Eigenschaften der Dinge, der Geometer die Gestalten, der Metaphysiker die Erscheinungen überhaupt in der Absicht auf, zu bestimmen, *was* sie sind, und dieses Was zum Inhalt des

Wissens über sie zu machen. Aber in der rein theoretischen Auffassung liegt nichts von Beurtheilung, von Werthbestimmung. Ob eine Gestalt schön oder häßlich, ob eine Leidenschaft sittlich oder unsittlich ist, ist dem Geometer, dem Psychologen als solchen gleichgültig; die theoretische Auffassung hat kein Auge für den *Zusatz* im Urtheile, der den Gegenstand als einen *nicht gleichgültigen*, sondern als einen vorzüglichen oder verwerflichen bezeichnet[1]). Deshalb sind auch die Aufgaben der theoretischen Untersuchung ganz allgemein, während die ästhetische Auffassung auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Gegebenen beschränkt ist. Aber innerhalb dieses Gebietes, wie groß oder wie klein es sein möge, treffen beide ihrer Natur nach verschiedenartigen Auffassungen an denselben Gegenständen zusammen. Nun scheint es nothwendig zu sein, daß ein und derselbe Gegenstand, rein an sich und ohne alle fremde Zuthat aufgefaßt, auch nur eine und dieselbe Auffassung hervorrufe und bedinge, und daraus würde folgen, daß theoretische und ästhetische Auffassung identisch sei. Gegen diese Folge streitet aber die Thatsache, daß gewisse Gegenstände nicht bloß als gleichgültige, sondern auch als an sich gefallende oder mißfallende aufgefaßt werden, daß sie nicht bloß Object einer Untersuchung, die von ihrem Werthe keine Notiz nimmt, sondern auch Gegenstände einer *Beurtheilung* sind, die lediglich auf diesen *Werth* geht. Es entsteht also der Widerspruch, daß ein und derselbe Gegenstand eine doppelte, specifisch verschiedene Auffassung bedingen soll und doch nicht bedingen kann. Dieser Widerspruch würde nicht vorhanden sein, wenn sich behaupten ließe, daß es gar nicht *derselbe* Gegenstand sei, welcher die doppelte Auffassung hervorruft; aber diese Ausflucht ist abgeschnitten, sobald man nicht ganz willkürlich die Thatsache leugnen will, daß die ästhetische Beurtheilung sich wirklich in vielen Fällen auf *dieselben* Gegenstände bezieht, welche zugleich Gegenstand der theoretischen Untersuchung sind. Oder glaubt man wirklich behaupten zu können, daß z. B. die Töne, die eine bestimmte Harmonie bilden, *ganz andere* Töne sind, als die, für welche die Akustik eine bestimmte Anzahl von Luftschwingungen als Kennzeichen ihrer Höhe und Tiefe nachweist? Folglich liegt auch in dem obigen Widerspruche die deutliche Anzeige, daß ohne etwas Fremdes zu dem Gegenstande hinzuzunehmen, *in ihm selbst* Unterschiede liegen müssen, welche die verschiedenen Auffassungen desselben möglich machen. Ein schlechthin Einfaches aber schließt jeden Unterschied aus; folglich: sollen in dem Gegenstande Unterschiede liegen, so darf er *nicht einfach*, sondern muß *zusammengesetzt* sein. Würden aber die Theile, aus welchen er zusammengesetzt ist, für sich und jeder abgetrennt von den übrigen aufgefaßt, so würde in dieser Zersplitterung die Auffassung des Gegenstandes als *Ganzen* verloren gehen. Ein Ganzes aber, nicht in seinen Einzelnheiten oder als bloßes Aggregat, als Summe, sondern als Complexion einander gegenseitig und dadurch das Urtheil bestimmender Glieder auffassen, heißt: es den *in ihm liegenden Verhältnissen nach auffassen*; und nun zeigt sich die Möglichkeit, das thatsächliche Vorhandensein zweier verschiedenartiger Auffassungen mit der Identität des Gegenstandes zu vereinigen und den obigen Widerspruch aufzulösen, in dem Satze: *was ästhetisch gefällt oder mißfällt, gefällt oder mißfällt nicht als ein vereinzeltes Element, sondern als Glied eines Verhältnisses*, welches sich muß bestimmt nachweisen lassen; und die Gesammtheit aller an dem Gegenstande nachweisbaren ästhetischen *Verhältnisse* ist das, *was* an ihm gefällt. Es versteht sich von selbst, daß dieser Satz als allgemein bejahender, sich nicht rein umkehren läßt, in dem Urtheile: was an dem Gegenstande Glied eines Verhältnisses ist, gefällt oder mißfällt; es kann an ihm eine Menge Verhältnisse geben, welche gänzlich gleichgültig sind und gar kein Gegenstand *ästhetischer* Beurtheilung werden können; aber es reicht auch vollkommen hin, wenn es allgemein feststeht, daß das eigentliche Object der ästhetischen Beurtheilung überall *Verhältnisse* sind, und die Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieses Satzes liegt eben darin, daß im Gegenfalle in dem Begriffe des Gegenstandes, welcher thatsächlich einer verschiedenartigen Auffassung unterliegt, ein Widerspruch entstehen würde.

Dieses Resultat einer ganz allgemeinen von jeder bestimmten Erfahrung unabhängigen Betrachtung wird nun auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. Ein einzelner Ton, ein isolirter Punct u. s. w. sind kein Gegenstand eines ästhetischen Wohlgefallens; Accorde und Tonfolgen, die Umrisse einer Gestalt u. s. w. tragen schon eine Menge von Verhältnissen in sich; und so wie in der Kunst dieselben Elemente, so oder anders verbunden, eine verschiedene Schönheit erlangen, so liegen in den sittlichen Begriffen der Gerechtigkeit, der Liebe, der Treue u. s. w. offenbar Verhältnisse, ohne welche diese Begriffe jede bestimmte Bedeutung verlieren würden. Dabei ist Zweierlei zu bemerken: *erstlich*, daß der

Begriff des Verhältnisses hier ganz allgemein und nicht in der Beschränkung zu nehmen sei, die er in der Mathematik hat. Mathematisch stehen zwei Größen in einem Verhältniß, wenn die eine als aus der andern entstanden betrachtet werden kann; überdies ist in der Mathematik der Begriff des Verhältnisses durch den der Größe im strengsten Sinne des Wortes determinirt und somit lediglich auf Verhältnisse der Größen beschränkt. Zu einer solchen Beschränkung findet sich hier gar keine Veranlassung, sondern der Sinn des obigen Satzes ist ganz einfach der: daß keinem der Glieder für sich der Beifall gilt, sondern jedem nur insofern, als es sich mit den anderen zugleich der Auffassung darbietet. Ob die Glieder als auseinander abgeleitet, oder als nur zufällig zusammentreffend zu betrachten sind, ist dabei zunächst ganz gleichgültig. Damit hängt *zweitens* zusammen, daß man nicht über dem Begriffe dieser Verhältnisse die Auffassung des Gegenstandes, *dessen* Verhältnisse sie sind, und somit durch eine zu weit getriebene Abstraction den Gegenstand selbst über den Verhältnissen aus dem Auge verlieren dürfe. In der unmittelbaren *Anschauung* eines Kunstwerks, eines Charakters u. s. w. ist zwar zu diesem Fehler wenig Veranlassung vorhanden; im Gegentheile tritt hier dies bestimmte Bewußtsein der einzelnen Verhältnisse nur zu leicht hinter den Gesammteindruck des Ganzen zurück. Wohl aber kann es in der wissenschaftlichen *Reflexion* geschehen, daß der abstracte Begriff des bloßen Verhältnisses, abgesehen von den Gliedern desselben und dem Gegenstande, *dessen* Bestandtheile sie sind und der durch sie als Glieder eines Verhältnisses so oder anders charakterisirt wird, eine Bedeutung für sich selbst in Anspruch zu nehmen scheint. Aber auch dies würde eine *leere* Abstraction sein, sofern man unter leeren Abstractionen diejenigen versteht, bei welchen die bestimmte Bedeutung eines Begriffes in Beziehung auf die gerade jetzt vorliegende Aufgabe verloren geht. Die Bedeutung des Begriffes: Verhältniß, für Objecte der ästhetischen Auffassung ist immer daran gebunden, daß der Gegenstand *durch* die in ihm liegenden Verhältnisse, — nicht diese *ohne* den Gegenstand aufgefaßt werden, und deshalb darf die Auffassung des letzteren nicht verloren gehen über der abstrahirenden Reflexion auf jene.

Die bisherigen Erörterungen über das Schöne und Gute haben nun allerdings insofern nur einen *hypothetischen* Charakter, als sie auf dem Gedanken ruhen: *gesetzt*, es gäbe etwas, was Anspruch darauf machen könnte, im Gegensatze zu dem bloß Nützlichen, Lustbringenden und Angenehmen durch jene Begriffe bezeichnet zu werden, wie müßte es denn beschaffen sein? welcherlei Art ist der Beifall, der ihm gebühren würde? und worauf müßte sich die Aufmerksamkeit richten, um diesen Beifall in Form eines Urtheils auszusprechen? Gesetzt nun, es gäbe *nichts* wahrhaft Schönes und Gutes, so würde zwar die unmittelbare äußere Veranlassung zu dem Versuche einer Wissenschaft von demselben wegfallen; aber der *allgemeine Begriff der Aufgabe* einer solchen Wissenschaft würde dadurch nicht aufgehoben werden; vielmehr würden für ein Denken, welchem es gelänge, sich in die Anschauung solcher Verhältnisse zu versetzen, deren vollendete Vorstellung von einem willenlosen Urtheile des Beifalls unmittelbar begleitet würde, eine Mehrheit *vorbildender* Urtheile entstehen, die zugleich einen Maßstab und somit die *Principien* für die Beurtheilung der größeren oder geringeren Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit alles desjenigen enthalten würden, was dem Begriffe oder der Wirklichkeit nach in den Umfang jener Urtheile irgendwie fallen könnte. Nur würde für die Lösung einer solchen Aufgabe der *allgemeine Begriff* des Schönen und Guten ganz unbrauchbar sein. Denn dieser ist nichts, als das Abstractum, der allgemeine Ausdruck für die durch den Gegenstand selbst bestimmte absolute Werthgebung, und eben deshalb kann und darf in ihm nichts von dem bestimmten Inhalte der einzelnen ästhetischen Urtheile liegen. Wer Gemälde, Melodien, Gedichte, Bildsäulen durch den gemeinschaftlichen Begriff des Schönen bezeichnet, der denkt darin nichts von dem, was das specifisch Schöne des einen oder des andern ist, und die *Idee* des Schönen oder durch welchen anderen Ausdruck man dieses leere Abstractum bezeichnen möge, ist, man möge sie zergliedern so viel man wolle, ebenso unfähig darüber Aufschluß zu geben, als etwa in der Idee des Guten eine Bestimmung darüber liegt, was das specifisch Verwerfliche der Lüge oder des Neides oder das specifisch Vorzügliche der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit u. s. w. sei. Vielmehr gestaltet sich jene Aufgabe der Natur der Sache gemäß so, daß man auszugehen habe von den einzelnen Verhältnissen selbst, welche für ein bestimmtes Gebiet Gegenstand des Beifalls oder des Mißfallens sind, um *inne zu werden* des Urtheils, welches sie hervorrufen; daß man diese Verhältnisse *vollständig* kennen zu lernen bemüht sein müsse; daß man dann erst fortschreiten könne zur Verbindung einer Mehrheit solcher Verhältnisse, welche

in dieser Verbindung sammt den dadurch entstehenden neuen Verhältnissen ein größeres Ganze darstellen. Hat man auf diese Weise die verschiedenen Gebiete einer möglichen Beurtheilung durchmustert, dann erst würde sich sprechen lassen von dem, was sie mit einander gemein haben, von der Art, wie sie unter einander verbunden werden können, und allgemeine Bestimmungen, die sich auf alle Arten des Schönen gleichmäßig beziehen, würden, soweit sie überhaupt möglich wären, nicht der Anfang, sondern das Ende der ganzen Untersuchung sein. Wer einen festen Maßstab für das musikalisch oder plastisch Schöne erlangen will, der wird sich, statt sich unter den Begriffen des Schönen, Erhabenen, Komischen, Tragischen u. s. w. umzusehen, an die bestimmten Verhältnisse hier der Töne, dort der Gestalten zu halten haben; und so lange diese Verhältnisse nicht gekannt und nachgewiesen sind, fehlt es an den ersten Elementen einer gründlichen Untersuchung. Diese Nachweisung müßte durch alle Gebiete, wo sich das Schöne darbietet, gleichmäßig geleistet sein; dann würde sich fragen lassen, wie z. B. die Verhältnisse der Töne verschmelzen mit dem Rhythmus, wie sich an beides im Gesange die Poesie anschmiegt; mit einem Worte, wie und inwiefern die natürlichen Grenzen jeder einzelnen Kunst übergehen in die vereinte Wirksamkeit mehrerer Künste, indem fast jedes ästhetische Ganze eine Masse zusammenwirkender, in einander verwebter, sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig unterstützender oder hemmender Reihen von Verhältnissen darstellt. Wie schwierig und weitläufig auch eine solche Untersuchung sein möge, die Wissenschaft darf sich über die ganze Anlage derselben nicht täuschen und das Beispiel der Musik, die in der Harmonielehre eine zwar nicht vollständige, aber in gewissen Grenzen unerschütterliche ästhetische Grundlage hat, zeigt wenigstens, daß die Lösung einer solchen Aufgabe nicht schlechthin unausführbar ist.

Es würde nicht schwer sein, von hier aus den Charakter einer solchen Untersuchung durch Aussonderung alles dessen noch näher zu bestimmen, was in der Auffassung ästhetischer Objecte nicht ein den Gegenstand selbst betreffendes Urtheil, sondern die psychischen Erregungen bezeichnet, die sich in, neben und zum Theil vielleicht sogar durch die ästhetische Wirkung des Gegenstandes auf den Auffassenden sehr leicht einstellen. Wenigstens ist es ein sehr gewöhnliches Vorurtheil, mit welchem man an eine ästhetische Untersuchung geht, daß die Gefühle der Freude, des Schmerzes, der Bewunderung, der Begeisterung, die man von dem Kunstwerke erwartet, ja fordert, auch aus einer ästhetischen Untersuchung hervorquellen sollen, und daß man diese für der Sache unangemessen hält, wenn sie auf die Erregung dieser oder anderer Gemüthszustände, die sämmtlich bald mehr, bald weniger den reinen, ruhigen, affect- und begierdelosen Beifall überschreiten, theilweis sogar ausschließen, nicht absichtlich oder unabsichtlich hinwirkt. Ist aber das Streben, Effect zu machen, d. h. das Gemüth in eine Reihe verschiedenartiger, vielleicht widersprechender Erregungen zu versetzen, für den ästhetischen Werth eines Kunstwerkes, das dadurch vorherrschend charakterisirt wäre, mehr als verdächtig, so kann der wissenschaftlichen Aufgabe einer Untersuchung über das Schöne, die das Urtheil auf das lenken soll, was über diesem Wechsel an sich zufälliger Erregungen erhaben ist, noch viel weniger dadurch genügt werden, daß sie das Gemüth in die unruhige Beweglichkeit dieser Zustände des Affects und der Leidenschaft hineinziehe.

[1]) *Ut ea*, sagt Spinoza (*Tract. polit. Cap. 1*, §. 4), *quae ad hanc scientiam spectant, eadem animi libertate, qua res mathematicas solemus, inquirerem, sedulo curavi, humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere; atque adeo humanos affectus, ut sunt amor, ira, odium, invidia, gloria, misericordia et reliquae animi commotiones, non ut humanae naturae vitia, sed ut proprietates contemplatus sum, quae ad ipsam ita pertinent, ut ad naturam aëris aestus, frigus, tempestas, tonitru et alia hujusmodi, quae tametsi incommoda sunt, necessaria tamen sunt certasque habent causas, per quas eorum naturam intelligere conamur.* Diese Worte enthalten den reinen Ausdruck dessen, was die theoretische Auffassung und Forschung allein kennt und sucht.

B. Ethik.

57. Historisch-kritische Einleitung in die Ethik.

(*J. F. Herbart*, Kleinere Schriften und Nachlass III. [1843] S. 178—187.)

Jeder Mensch berathschlagt für sich und seine Freunde, was zu thun und zu lassen sei. Am Ende handelt Mancher ohne festen Entschluß.

Jeder pflegt sich als Theil eines größeren Ganzen zu betrachten. Dann genügt kein beliebiger Entschluß, sondern die Berathschlagung muß einen gemeinschaftlichen Willen ergeben, den Alle für den besten erkennen.

Aber Geschichte und Religion veranlassen noch überdies eine Art von Ueberlegung, wobei wir unparteiisch urtheilen wollen, indem wir persönlich entweder nicht vom Gegenstande der Betrachtung berührt werden, oder doch ihn gar nicht in der Gewalt haben.

Festigkeit, Allgemeingültigkeit und Unparteilichkeit der Entschlüsse, die wir für uns oder im Namen Anderer fassen, hat man schon seit ein paar Jahrtausenden durch die praktische Philosophie zu sichern gesucht, welche zu diesem Zwecke theils in die innersten Gesinnungen, theils in alle menschliche Verhältnisse bis zu den größten hinauf, eindringen muß.

Diese Wissenschaft war durch Pythagoras vorbereitet, gewann durch Sokrates und Plato festen Grund, wurde von den Stoikern ausführlich vorgetragen, vom Cicero nach griechischen Mustern rhetorisch dargestellt, späterhin von den römischen Juristen und zu christlichen Religionsvorträgen benutzt; und kam nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in doppelter Gestalt wieder zum Vorschein; nämlich als Naturrecht und Moral. Nämlich die Moral redete mit den einzelnen Menschen von der Sünde und den guten Werken; daneben aber redete Hugo Grotius (nach andern Vorgängern) über Krieg und Frieden mit den Mächtigen, um ihnen den Menschen als ein geselliges Wesen darzustellen, während Hobbes das Gedränge der Menschen gegen einander ins Auge faßte.

Eigentlich bearbeitete man eine und dieselbe Wissenschaft von zwei Puncten her. Hätte man ohne Fehler gearbeitet, so wären allmählig beide Darstellungen in einander gefallen. Allein Thomasius meinte in der Unterscheidung des *justum* vom *honestum* und *decorum* eine Grenzbestimmung zweier Wissenschaften zu finden, welche durch den Begriff des rechtlichen Zwanges von Grundling und Gerhard befestigt werden sollte. Seitdem meinten allmählig die Juristen, nur das Naturrecht, die Theologen nur die Moral nöthig zu haben, indem die Einen zu hohen Staatswürden, die Andern zum Himmel hinauf schaueten. Wolff aber, der zwei Theile der praktischen Philosophie unter den Namen Ethik und Politik anerkennt (dessen Logik §. 63), das Naturrecht dagegen (als *scientia actionum bonarum et malarum*) in der Ethik und Politik will vorgetragen wissen (zwischen welche er übrigens noch die Oekonomik, die Lehre von der häuslichen Gesellschaft einschiebt), hatte auch von einer *philosophia practica universalis* geredet, welche die allgemeinsten Grundlehren enthalten sollte.

Dieser Zustand der Wissenschaft spiegelt sich noch in Kant's Bearbeitung derselben. Unter den Namen: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft, wird von ihm das Allgemeinste der praktischen Philosophie untersucht, um den kategorischen Imperativ als ersten Grundsatz festzustellen. Dann folgen Rechts- und Sittenlehre, geschieden durch den Begriff des Zwangsrechts oder der vollkommenen Pflichten. In eben diesem Sinne arbeitete Fichte, jedoch schon mit bedeutender Entfernung vom kategorischen Imperative. Dahin gehört auch mit vielen Andern das Hufeland'sche Naturrecht.

Allein Hugo nannte das Naturrecht eine Todschlagsmoral, und fordert statt dessen eine Philosophie des positiven Rechts. Schleiermacher nannte es (Krit. d. Sittenl. S. 470) eine Unform, welche von der rechten Ethik müsse zerstört werden. Hegel zog in sein Naturrecht die Grundbegriffe der Moral hinein. Stahl, der Anhänger Schelling's und Savigny's, lehrt eine christliche Rechts- und Staatslehre, die ganz theologisch von der Welt als dem Leibe Gottes und vom Sündenfall beginnt. Droste-Hülshoff findet, daß die Rechtslehre sich an die Sittenlehre nothwendig anschließt. Diese Zeugnisse[1]) können vorläufig unsere Behauptung bestätigen, daß die Trennung zwischen Moral und Naturrecht, wenn nicht ganz grundlos, so doch unzweckmäßig ist, und dem heutigen Zustande der Wissenschaft durchaus nicht paßt. Weiterhin wird die Lehre von den praktischen Ideen zeigen, daß man zweierlei Theilung verwechselt hat. Nämlich der Ideen sind fünf, alle diese aber haben eine doppelte Anwendung, theils auf den Einzelnen, theils auf die Gesellschaft und den Staat. Jede dieser beiden Anwendungen erfordert, daß man sämmtliche

Ideen, sowohl die, welche von den Theologen und Moralisten, als die, welche von den Juristen vorzugsweise pflegten benutzt zu werden, bei einander habe und in der engsten Verbindung zugleich vor Augen habe. Eher könnte man die beiden Anwendungen getrennt behandeln; und dies mag immerhin geschehen in den Vorträgen der Theologen und Juristen für ihre nächsten Vorbereitungen zur Amtsführung; allein Niemand darf vergessen, daß er zugleich als Einzelner und als Mitglied der Gesellschaft seine Rechte und Pflichten zu überlegen hat; daher das Getrennte sich wieder vereinigt.

Die Begriffe von *Rechten*, *Gütern*, *Tugenden* und *Pflichten* sind demjenigen, der sich zur praktischen Philosophie wendet, nicht mehr fremd. Denn er weiß, daß sie alle sich auf unser Thun und Lassen beziehen; und daß die Bearbeitung solcher Begriffe es ist, welche der Name, praktische Philosophie, ankündigt. Es ist ferner bekannt genug, daß bei *Rechten* an Erlaubtes, bei Gütern an Begehrtes zu denken ist; daß Tugenden gelobt, Pflichten geboten werden. Daraus ergibt sich, daß ein Zusammenhang unter jenen Begriffen stattfinden müsse. Wo Erlaubnisse nöthig sind, da gibt es auch Verbote; wo Erlaubnisse benutzt werden, da wird etwas begehrt oder verabscheuet; vom Lobe aber ist das Gegentheil der Tadel, und dieser bleibt nicht aus, wo das Unerlaubte begehrt oder gar vollzogen wird. Es fragt sich nun, wo man beginnen müsse, um zur Darstellung dieses Zusammenhangs den rechten Faden zu finden?

Beginnt man beim *Rechte*, so geräth man sogleich in das Gedränge der Ansprüche, wodurch die Menschen einander ihre Freiheit beschränken. Denn Jeder ist geneigt, dieselbe so weit als möglich auszudehnen; bald unter dem Namen ursprünglicher Menschenrechte; bald durch Vorgreifen und Berufung auf älteres Recht; bald durch größere oder engere gesellschaftliche Verbindungen. Daraus würde ein wechselseitiger, aber sehr veränderlicher Zwang entstehen, indem die Macht der Menschen bald wächst, bald abnimmt, wenn nicht Verbote, um Einhalt zu thun, hinzukämen. Mag nun Jeder in seinem Innern solche Verbote aussprechen, oder ein höherer Wille wirksam sein, von welchem das Verbieten ausgeht: jedenfalls führt uns der Gehorsam, wodurch dem Verbote Folge geleistet werden soll, vom Rechte auf den Begriff der Pflicht zurück, wäre es auch nur durch den sehr gewöhnlichen Schluß, was nicht verboten, das sei erlaubt.

Wir können also beim Recht die Untersuchung jenes Zusammenhangs nicht anfangen, da jedenfalls zuerst die Pflicht muß erwogen werden, um das Erlaubte vom Verbotenen zu sondern.

Unter den drei Begriffen von *Gütern*, *Tugenden*, *Pflichten* scheint ein solcher Zusammenhang stattzufinden, als ob man nur nöthig hätte, irgend einen derselben, gleichviel welchen, zu entwickeln, um daraus die richtige Bestimmung auch der andern beiden zu gewinnen. Denn wenn die Güter als Zielpuncte festgesetzt wären, so würde die Tugend den Anfangspunct des Weges, die Pflicht aber den Weg selbst bezeichnen. Daher möchte es im Wesentlichen einerlei sein, ob man den Weg unmittelbar beschriebe, oder dessen Anfang sammt der Richtung festsetzte, in welcher fortgehend die Zielpuncte nicht verfehlt werden könnten, oder ob aus der Kenntniß dieser letztern auf den Weg und dessen Anfang geschlossen würde. So gäbe es drei gleich mögliche Formen der Sittenlehre, welche sämmtlich zu kennen nur der Vollständigkeit wegen bei einem so wichtigen Gegenstande nöthig wäre, nämlich die Form einer Güterlehre, Tugendlehre und Pflichtenlehre.

Was nun zuvörderst die *Güterlehre* anlangt, so warnt gegen sie, inwiefern sie der Tugend- und Pflichtenlehre die Grundlage darbieten würde, theils schon die Auctorität Kant's, theils aber ist auf der Stelle klar, daß man ihr eine fremde Gestalt aufzwingen würde, wenn unter Gütern nur diejenigen Gegenstände sollten verstanden werden, wonach der Mensch insofern strebt, als er tugendhaft ist und Pflichten erfüllt. Ein Gut ist jeder Gegenstand in dem Maße, wie er begehrt wird. Der Wille also gibt hier den Maßstab. In der Sittenlehre aber wird vermöge der Begriffe von Pflicht und Tugend vorausgesetzt, der Wille solle selbst gemessen werden, welches nicht möglich ist, wenn er das Maß angibt. Der Wille, sofern er *gut* oder *böse* heißt, wird gemessen; er unterliegt demnach hier einer ganz anderen Betrachtung, als dort, wo nach ihm die Güter und Uebel abgemessen werden.

Dennoch ist es ein großer Fehler, wenn die Güterlehre, ohne andere als zurückweisende Erwähnung, in der praktischen Philosophie ganz übersprungen wird. Um den Willen richtig zu beurtheilen, muß man ihn wenigstens erfahrungsmäßig, und ohne Vorurtheile falscher Psychologie, vor Augen haben. Es gibt aber im Menschen nicht bloß Einen Willen, sondern Wille ist nur der Name für ein mannigfaltiges Wollen und Nicht-Wollen, welchem eine noch größere Mannig-

faltigkeit des Begehrens und Verabscheuens, der Zuneigung und Abneigung, mehr oder weniger beharrlich und stark, theils vereinzelt, theils verknüpft und gegenseitig bedingt, zum Grunde liegt; und es ergibt sich aus der Gunst oder Ungunst der Lebensumstände, womit dies Alles zusammentrifft, eine nicht geringere Mannigfaltigkeit von Gemüthszuständen, Gefühlen und Affecten. Von einzelnen Gütern ist deshalb noch weit bis zum Wohlsein und der Fröhlichkeit; vollends bis zur Zufriedenheit, Heiterkeit, Glückseligkeit; ebenso unterscheiden sich einzelne Uebel, Entbehrungen, Schmerzen, von Unbehaglichkeit, Verstimmung, Unzufriedenheit, Unglück, Pein, Qual. Betrachtet man nun den Willen als bildsam: so kann die Glückseligkeitslehre nach **äußeren** und nach **inneren** Bedingungen abgehandelt werden; ihre letztere Hälfte wird dann leicht den Schein der Tugendlehre annehmen, indem der Wille sich darauf einrichtet, mit den Umständen zufrieden zu sein. Aber auch inwiefern dies nicht ausführbar ist (wegen natürlicher Bedürfnisse und Strebungen, die sich nicht ändern lassen), weiß der Mensch im Allgemeinen, daß man ihm Vorwürfe machen würde, wenn er, sein Wohl für sich und die Seinigen vernachlässigend, Fremden zur Last fiele. Hieraus, ohne nähere Ueberlegung, was und wieviel von Recht, Tugend, oder Pflicht solchen Vorwürfen zum Grunde liegen möchte, folgt sogleich die Nothwendigkeit, Bedürfnisse, Mittel und Hindernisse mit Rücksicht auf das Veränderliche im Laufe des Lebens in Betracht zu ziehen. Es wird also gefragt, was schwerer, was leichter zu ertragen und zu entbehren sei. Dies muß zum Theil das Individuum sich selbst beantworten; großentheils aber gehören hieher die Lehren des erfahrungsreichen Alters an die unerfahrene Jugend. Bleibende Güter müssen von Scheingütern unterschieden werden; die unvermeidliche Folge der verschiedenen Lebensperioden soll im Voraus überschaut sein. Hieher gehört auch Kenntniß der Verhältnisse, in Ansehung des Staates, des Zeitgeistes, der Culturstufen; und nothwendige Lebensklugheit wegen des, gleichviel ob vermeidlichen oder unvermeidlichen, jedenfalls wirksamen Egoismus Anderer, und der Bedingungen, unter welchen es möglich ist, demselben sich entweder anzuschließen oder ihm auszuweichen, um irgend eine Stellung unter Menschen zu behaupten. Aus diesem Allen soll sich eine Lebensordnung und ein Lebensplan ergeben, verbunden wo möglich mit Stetigkeit in der Befolgung, nöthigenfalls aber mit Nachgiebigkeit gegen die Umstände. So entspringen nun allerdings Vorschriften, welche Pflichten bestimmen; und ein Lob oder Tadel, wodurch ein Unterschied zwischen Tugend und Laster hervorgeht. Denn der Mensch soll seine Empfindlichkeit mäßigen sowohl in Genuß als Entbehrung; er soll Bedürfnisse und Ansprüche beschränken, die Kräfte schonen, üben, stärken; das Nöthige erwerben, sichern, vertheidigen, planmäßig gebrauchen. Er soll dies Alles aus dem Standpuncte einer Glückseligkeitslehre ansehen, welche die höheren Begriffe von Tugend und Pflicht nicht gerade leugnet; aber, so lange diese nicht entscheidend hervortreten, ihn vorläufig durch ihre Anweisungen in Thätigkeit setzt, damit er den Weg des Lebens überschaue und möglichst zu ebnen suche. Bleibt dagegen die Glückseligkeitslehre allein stehen, so endigt sie in Gemächlichkeit, in falscher Tröstung wegen unvermeidlicher Schmerzen, und oft in Lebensüberdruß.

Wenden wir uns an den Begriff der **Tugend**, so bemerken wir bald in ihm eine eigenthümliche Dunkelheit, derentwegen er nicht geschickt ist, einen Anfangspunct der Untersuchung darzubieten. Tugend ist das eigentlichste Lob für eine Person, nicht für ihre äußere Erscheinung, sondern für ihr Innerstes, für ihr wahres geistiges Wesen. Was aber ist eine Person, und zwar in ihrem verborgensten Innern? Und wie verknüpft man mit dem Begriffe hievon ein Urtheil des Lobes? — Persönlichkeit ist Einheit des Ich, welches in allem Wechsel des Lebens Sich Selbst erkennt. Aber was das Ich in Sich findet, das ist nach Zeiten und Umständen höchst verschieden. Wie besteht dabei die Einheit? Und was in dieser, an sich gleichgültigen Einheit, ist in dem Einen der Gegenstand des Lobes, im Andern der Gegenstand des Tadels? — Sollte die Beantwortung dieser Fragen **den Anfang** der praktischen Philosophie ausmachen, so müßte die Metaphysik vorausgegangen sein. Die Metaphysik aber ist seit ein paar Jahrtausenden der Schauplatz für streitige Meinungen, während die Begriffe von Tugend und Pflicht Jedem klar, wenigstens zugänglich sein sollen. Daher gab Kant ein sehr übles Beispiel, als er von einer Metaphysik der Sitten redete. Uebrigens muß der Metaphysik überlassen werden, zu zeigen, daß sie schlechterdings nicht im Stande ist, die praktische Philosophie zu begründen.

Sucht man denjenigen Begriff von Tugend auf, welcher im gemeinen Leben im Umlauf ist, so findet man denselben veränderlich und sehr unsicher; und ebenso die Begriffe von den Gegentheilen, von der Untugend, dem Laster, der Bosheit. Man hört von einzelnen Tugenden, z. B.

Mäßigung, Vorsicht, Muth, von denen nicht klar ist, ob sie nicht der Glückseligkeitslehre angehören. Man findet nicht bloß eine thätige Tugend, sondern auch eine leidende, in Gefühlen, Aufopferungen, Unterlassungen. Man findet eine spartanische Tugend, aber auch eine andere in frommen Kasteiungen; nicht selten auch einen Heroismus, der auf Meinungen und Ehrenpuncten beruht; und ihm gegenüber das Lob der Unschuld. Ob die Tugend im Kampfe bestehe und nach seiner Größe gemessen werde, oder ob sie über allen Kampf hinaus in der ursprünglichen Individualität liege, darüber wird gezweifelt. Bestimmter sind die Warnungen vor Lastern; am bestimmtesten die allgemeine Anweisung, daß der Mensch sich selbst achten und beachten solle. Daraus lernt man aber nur, daß in der Persönlichkeit die Tugend zu suchen sei; nicht, *was* sie eigentlich sei. Selbst die allgemeinen Ermahnungen zu Besserung und Buße sagen nicht, was eigentlich solle gebessert werden; die Erfahrung zeigt aber manchmal eine Neigung der Menschen, sich Fehler anzudichten, und hintennach einen Stolz mitten in der Buße.

Nicht viel klärer ist ursprünglich der Begriff der *Pflicht*. Zwar führt derselbe sogleich das Merkmal eines unter höherem Befehle stehenden Willens bei sich. Allein woher dieser Befehl, und woher die Nothwendigkeit ihm zu gehorchen? Die gemeine Unterwürfigkeit ungebildeter Menschen begnügt sich, einen Mächtigeren, welcher lohnen und strafen könne, hinzuzudenken; daher im Verborgenen zu sündigen erlaubt scheint. Ist denn der Wille dieses Mächtigeren nicht verpflichtet? Diese Frage würde bis zu dem Mächtigsten hinaufsteigen, wenn nicht unter Gebildeten schon vorausgesetzt würde, daß Jeder in sich selbst einen höheren Willen trägt, durch welchen er mit anderen, besseren Menschen in Gemeinschaft steht, so daß der ehrliche Mann sich auf die, welche ihm gleichen, verlassen kann, indem die niederen Begierden der Einzelnen einem allgemeinen Gesetze unterworfen, und auch ohne Zwang von außen, dem inneren Gesetze gehorsam sind. Allein damit ist noch nicht Rechenschaft gegeben über die eigentliche Verknüpfung der Glieder in dem Verhältnisse des Gehorchenden zum Gebietenden. Je ähnlicher der gehorchende Wille des Gebildeten, welcher dem inneren Gesetze folgt, dem Gehorsam dessen, der unter strengem äußeren Zwange steht: desto ähnlicher scheint auch der gebietende innere Wille einem von außenher gebietenden Zwingherrn. Mag immerhin das Gewissen mächtig genug sein, zu lohnen und strafen, so entsteht nur desto auffallender die Schwierigkeit, dieses Gewissen von einer Tyrannei zu unterscheiden, die um desto weniger zu dulden wäre, weil es nur von dem eigenen Wollen abhängt, ihr ein Ende zu machen; und weil ein Zwang, der von gar keinem festen Puncte ausgeht, in den Verdacht einer lächerlichen Selbsttäuschung gerathen kann.

Solchem Verdacht einen Anschein von Wahrheit zu geben, ist um desto leichter, da die Meinungen über die Pflicht verschieden sind und von Gewöhnungen abhängen, deren Ursprung aus Zwang und Lehre nicht zu verkennen ist.

Die Rechtspflichten werden durch Zwang eingeschärft. Die Wirkungen der Lehre reichen noch viel weiter; sie umfassen auch die sogenannten unvollkommenen oder Gewissenspflichten, mit der Zumuthung, Jeder solle sich selbst dergleichen auferlegen. Wie nun Manche sich durch leere Drohungen einschüchtern lassen, denen zu widerstehen sie Kräfte und Mittel genug haben, eben so und noch häufiger beugen sich die schwächeren Köpfe vor Auctoritäten. Man kennt die Priesterherrschaft; die Strenge, womit sie einen leeren Ceremoniendienst fordert; und die Barbarei, womit sie Pflichten erfindet, bis zur Verbrennung der Wittwen oder der Ketzer.

Nichts ist verkehrter, als an diesem Orte das Gefühl der Freiheit aufzuregen, damit es die Zweifel verscheuche. Gerade umgekehrt: wer sich dem Freiheitsgefühl hingibt, der sträubt sich nicht bloß gegen den Zwang, sondern er spottet auch der Lehre. Und wie sollte er nicht, wenn die Lehre weiter nichts weiß, als daß der gehorchende Wille von dem, gleichviel ob innerlich oder äußerlich, gebietenden *Willen* abhänge?

Zwar gibt es eine Idee der inneren Freiheit, und wir werden uns selbst in der Folge dieses Ausdrucks bedienen, um dadurch die Fähigkeit des sittlichen Menschen zu bezeichnen, daß er seinen Begierden nicht nachgebe, sondern ihnen widerstehe, und zwar durch den Entschluß, seiner besten Einsicht gemäß zu leben. Aber diese Idee ist nicht selbst ein Werk der Freiheit, sondern sie ist nothwendig und über allem Wollen oder Nicht-Wollen erhaben.

Frei fühlt sich jeder Mensch, der schlechteste wie der beste, wenn er von irgend einem rechtlichen oder unrechtlichen Zwange loskommt. Innerlich kann dies geschehen beim Zurückweisen andringender Begierden, gleichviel ob die Zurückweisung aus Gründen der Klugheit oder der Sittlichkeit entspringt. Es kann aber auch geschehen beim Abwerfen einer Auctorität, wiederum gleich-

viel, ob diese Auctorität auf guten oder schlechten Gründen beruhet.

Ganz frei fühlt sich der sittliche Mensch im Augenblicke der Selbstüberwindung nicht. Er kann sich so nicht fühlen, weil diese Selbstüberwindung nothwendig ist. Sie darf nicht unterbleiben. Er fühlt sich stark. Stärke aber ist etwas Anderes als Freiheit.

Dagegen *denkt* sich der sittliche Mensch frei, wenn er über sich selbst in ruhigen Stunden nachdenkt. Denn er betrachtet seine sittliche Einsicht als sein eigentliches Selbst; er unterscheidet davon die durch äußere Gegenstände und wechselnde Umstände aufgeregten Begierden als etwas Fremdes. Daher findet er sich frei, sobald das Fremde sich zurückzieht vor demjenigen Willen, welcher von der Einsicht der unmittelbare Ausdruck ist.

Hiemit hängt die Kantische Lehre in ihrem richtigen Ursprunge zusammen. Die unrichtigen Folgerungen, welche Kant daran knüpfte, werden vollends mißverstanden von Denen, welche den *Glauben* an die Freiheit in eine vorgebliche Erkenntniß, und die Erkenntniß am Ende gar in ein unmittelbares Gefühl verwandeln, welches nach der Kantischen Lehre ganz unmöglich sein würde.

Die wahre Lehrart der praktischen Philosophie aber hat sehr sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht wie eine Auctorität erscheine, an die man glauben solle, und die man wohl irgend einmal abwerfen könnte. Ihr ganzes systematisches Verfahren beruhet darauf, daß sie nicht selbst gebiete, nicht sich selbst als eine Vorschrift gelten mache.

Gienge sie von *Gütern* und *Uebeln* aus, so könnte sie durch Hoffnung und Furcht auf den Willen wirken. Tugenden würde sie darstellen als Fertigkeiten und Gewöhnungen, wodurch der Mensch sich geschickt machte, sein Wohl zu schaffen und sich vor Schaden zu hüten. Es bliebe aber der Wille doch am Ende der eignen Güterschätzung, oder dem eignen Verschmähen überlassen.

Gienge sie von der *Tugend* aus, so würde sie Lob und Tadel der Person aussprechen. Güter wären die Werke und Werkzeuge des tugendhaften Wirkens; Pflichten die nothwendigen Formen, worin sich die Tugend darzustellen hätte. Aber das Lob der Person würde nach dem Obigen die nöthige Klarheit vermissen lassen. Wer nun gleichwohl sich anstrengte, um solches Lob oder den entgegengesetzten Tadel auch nur zu verstehen, der würde das Selbstgefühl seiner eigenen Persönlichkeit in sich aufregen, indem ja zunächst Jeder selbst aus eigenem Bewußtsein die Persönlichkeit kennen muß, wenn Er die Rede davon verstehen soll. Lob und Tadel also würden gemäß diesem Selbstgefühle theils angeeignet, theils zurückgewiesen werden; und die Folge wäre, daß der Wille sich in den einmal vorhandenen Richtungen behauptete und bestärkte.

Gienge sie von der *Pflicht* aus, so würde sie Gebote und Verbote verkündigen; und hiemit Tugenden als innere Werkzeuge, als Vorbereitungen zu den geforderten Leistungen; Güter als Belohnungen oder erlaubte Genießungen. Aber in wessen Namen die Verkündigung geschähe? das würde im Dunkeln bleiben. Und wer nicht das Sollen am Ende auf ein bloßes Müssen zurückzuführen geneigt wäre, der fände in der Stelle des Gebieters nur seinen eigenen Willen. Auf die Frage nun, welche Auctorität dem Gebote oder Verbote zum Grunde liege, würde lediglich die Antwort erfolgen: der gebietende und der gehorchende Wille sind *als Willen* einander gleich. Folglich, da die Gleichheit keinen Grund des Unterschiedes abgeben kann, so ist gar kein Unterschied, also auch gar keine gebietende Auctorität vorhanden, mithin alle Sittlichkeit Werk des Vorurtheils!

[1]) Vergl. noch Mackeldey, Lehrb. d. heut. Röm. R. §. 112. »Die Rücksicht auf Erzwingbarkeit war bei den Römern gar nichts Wesentliches.«

58. Andere historisch-kritische Einleitung in die Ethik.

(*J. F. Herbart*, Analyt. Beleuchtung des Naturrechts und der Moral [1836] S. 1—10.)

In der gebildeten Gesellschaft wird Kenntniß der Rechte und Pflichten nicht bloß gefordert, sondern auch bei Jedem vorausgesetzt; daher es scheinen kann, ein streng wissenschaftliches Studium so bekannter Gegenstände noch neben der positiven Theologie und Jurisprudenz wäre kaum nöthig. Dies Vorurtheil wird am sichersten verhütet durch historische Darlegung der Verwickelungen, in welchen das Mannigfaltige der praktischen Philosophie sich so sehr befangen zeigt,

daß Auseinandersetzung und Zusammenfassung desselben gleich nothwendig ist.

Abgesehen von den Gegensätzen bürgerlicher Ordnung und Unordnung, die schon beim Homer, von den Familienpflichten und Ehrenpuncten, welche beim Sophokles stark hervortreten [1]), und von mancherlei ähnlichen Spuren bei den Dichtern überhaupt; abgesehen auch von den *ἀντιπεπονθός* der Pythagoräer (einem Größenbegriff, da bei der Vergeltung die Gleichheit zu beobachten ist), der *εὐθυμία* des Demokrit u. s. w.: erblicken wir um die Zeit des Sokrates die griechischen Denker in einem lebhaften Streite über die Gültigkeit der sittlichen Begriffe. Auf der einen Seite Sophisten, wie Thrasymachus mit seinem Grundsatze, das Recht sei der Vortheil des Stärkeren, — auf der andern Seite den Sokrates, umgeben von sehr verschiedenartigen Schülern, unter welchen Xenophon mit seiner besonnenen Lehre vom Nützlichen, und Platon mit dem entschiedensten Aufstreben zum absolut Guten, am meisten hervorragen. Um den Abstand zwischen diesen beiden zu bezeichnen, braucht man nur an den Cyrus des einen, und an die Republik des andern (besonders an das zweite, vierte und achte Buch) zu erinnern. Xenophon soll sogar, wie Gellius berichtet, den ersten beiden Büchern der Republik seine Cyropädie absichtlich entgegengesetzt haben [2]).

Viele haben im Platon zu finden geglaubt, was sie suchten. Tennemann suchte und fand bei ihm eine Kantische Pflichtenlehre; Schleiermacher fand Gottähnlichkeit als höchstes Gut, und dieses als das beste Princip der Sittenlehre [3]). Daß weder das eine, noch das andere kann behauptet werden, zeigt Stäudlin [4]). Es kommt hier darauf an, daß man theoretische und praktische Philosophie nicht vermenge; aber auch nicht vom Platon eine strenge Unterscheidung beider fordere. Manche Fragen, die ein heutiger Denker an ihn richten kann, finden bei ihm keine Antwort. Dahin gehört, was sich auf den Pflichtbegriff und die Freiheitslehre bezieht [5]). Stäudlin findet beim Platon Determinismus, und doch die Voraussetzung eigentlicher Freiheit [6]).

Daß, im Widerspruche mit Platon's scharfer Trennung des Sittlichen vom Glück, Andere neben ihm auftraten, die den gegenwärtigen, klug ausgewählten Genuß als den Preis ihrer Beherrschung der Affecten betrachteten; daß bald eine sanfte Erregung angerühmt, bald über die Leiden des Lebens geklagt, bald aber auch das Glück in der Abhärtung und Entbehrung gesucht wurde: dies Alles kann wenig befremden. Beim Aristoteles könnte man dagegen genau bestimmte Begriffe erwarten. Anstatt aber dem Platonischen *δίκαιον* sich anzuschließen, streitet er gegen die Idee des Guten, indem er sich in die Vieldeutigkeit des Wortes verwickelt [7]). Die Verwirrung wird unheilbar, indem er den ganz falschen Satz aufstellt, die Tugend werde gelobt wegen der Werke und Thaten, die Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*) hingegen als etwas Höheres und Vollständiges geschätzt [8]).

Der Fehler ist nur dadurch bedeckt, daß er in dem Tugendhaften die Gemüthsstimmung voraussetzt, vermöge deren im Rechthandeln zugleich die Freude daran soll enthalten sein [9]); diese Art von Freude kann aber nicht eher von anderer Freude unterschieden werden, als bis man weiß, was Rechthandeln heißt; und sie kann nicht behauptet werden, wenn das richtige Streben auf unübersteigliche Hindernisse stößt. Nachdem er nun ferner die Tugend in Einsicht und Wille geschieden hat, weiß er keine bessere Richtschnur für die Einsicht zu finden [10]), als die des Mittlern zwischen Zuviel und Zuwenig.

Uebrigens sind aus der Rhetorik des Aristoteles folgende Definitionen schon der Kürze wegen zu bemerken [11]): *καλὸν μέν ἐστιν, ὃ ἂν δι' αὑτὸ αἱρετὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ· ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν ἡδὺ ᾖ, ὅτι ἀγαθόν. εἰ δὲ τοῦτό ἐστι τὸ καλὸν, ἀνάγκη, τὴν ἀρετὴν καλὸν εἶναι· ἀγαθὸν γὰρ ὂν ἐπαινετὸν ἐστιν. Ἀρετὴ δὲ ἔστι μὲν δύναμις, ποριστικὴ ἀγαθῶν καὶ φυλακτική. καὶ δύναμις εὐεργετικὴ πολλῶν καὶ μεγάλων καὶ πάντων περὶ πάντα. Μέρη δὲ ἀρετῆς δικαιοσύνη, ἀνδρεία, σωφροσύνη, μεγαλοπρέπεια, μεγαλοψυχία, ἐλευθεριότης, πρᾳότης, φρόνησις, σοφία. — Ἔστι δὲ δικαιοσύνη ἀρετὴ, δι' ἣν τὰ αὑτῶν ἕκαστοι ἔχουσι, καὶ ὡς ὁ νόμος· ἀδικία δέ, δι' ἣν τὰ ἀλλότρια, οὐχ ὡς ὁ νόμος.* Man sieht, wie hier die Begriffe des Schönen, des Guten, des Angenehmen, des Nützlichen, des Gesetzlichen durch einander fahren.

Von anderer Art sind die Verwickelungen der Ethik mit der Psychologie. Durch Platon's populäre Darstellung (in der Republik) veranlaßt, wachsen sie beim Aristoteles durch seine mehr hervortretende Vermengung der Lebenskraft mit der Seele. Obgleich er es hier unentschieden läßt, ob das *ἄλογον ψυχῆς* von dem *λόγον ἔχον* an sich verschieden, oder nur wie die concave und convexe Seite eines Kreisbogens unterscheidbar sei [12]): so entsteht doch eine gänzlich falsche Stellung der Begriffe, indem er das *ἄλογον* als dasjenige Eine auffaßt, welches theils Lebenskraft ohne Geist, theils geistig, aber (wie die Begierden) der Vernunft zu folgen oder nicht zu folgen fähig sei.

Eine Zusammenfassung, die so wenig bestehen konnte, machte das Theilen nothwendig; und dazu kommt noch, daß gegen das Ende der Ethik nicht bloß wie beim Platon, der Tugend wegen, sondern auch des Vergnügens wegen Theile in der Seele gemacht werden; denn das Vergnügen soll die Thätigkeiten vollenden [13]; daher werden nothwendig die Classen der Vergnügungen eben so vielerlei Thätigkeiten anzeigen, welches zum Spalten der Seelenvermögen Anlaß geben mußte. Dunkelheiten der Psychologie mußten alsdann Dunkelheiten für den Sittenlehrer werden, der als Eudämonist aus allen möglichen Vergnügungen, nach dem Grade ihrer Haltbarkeit und wahrscheinlichen Erreichbarkeit, die Glückseligkeit zusammen zu suchen hatte, obgleich Aristoteles sich aus der Verlegenheit zu helfen gedenkt, indem er das Unterscheidende des Menschen vor den Thieren so darstellt, als wäre es demselben mehr eigenthümlich (wie wenn die Merkmale der Gattung weniger als die specifischen Differenzen einem Gegenstand zukämen [14]).

Auch derjenige Streitpunct, welcher in neuerer Zeit am meisten Schwierigkeit verursacht, nämlich die Freiheitslehre, ist vom Aristoteles angeregt. Er will zeigen, daß, weil und wiefern die Tugenden, als Fertigkeiten und Beschaffenheiten, von uns selbst abhängen, ebenso auch die Schlechtigkeiten freiwillig sind (ἑκούσιαι) [15]. Auf dem Wege aber zu diesem Ziele begeht er solche Fehler, daß gerade die Hauptpuncte, um derentwillen die Sittenlehre nothwendig ist, in Schatten gestellt werden. Er behauptet, Niemand berathschlage wegen der Zwecke, sondern nur wegen der Mittel [16]; natürlich weil er voraussetzt, der Zweck sei immer die Glückseligkeit. Ferner: er sagt zwar, dem Verdorbenen sei das Bessere nicht mehr möglich [17]. Aber die Verwöhnung sei freiwillig; und: nicht zu wissen, daß aus dem Handeln die Gewöhnungen entspringen, sei gar Sinnlosigkeit [18]. Vielmehr ist es Unachtsamkeit; und eben diese macht beständig die sittlichen Ermahnungen nöthig. Ueberhaupt kommt es beim Besser- und Schlechterwerden bei weitem nicht bloß auf Gewöhnung an; um die Sittenlehre aber stände es schlimm, wenn man, um die Grundbegriffe des Guten und Bösen zu kennen, erst die schwierigen Untersuchungen der Psychologie und Pädagogik vollendet erblicken müßte.

Aristoteles war so sehr gewöhnt, die Tugend als Fertigkeit anzusehen (woraus nothwendig eine Mehrheit von Tugenden entspringt), daß er sogar die Gerechtigkeit als eine solche zu behandeln anfängt, obgleich ihr Grundbegriff, der des Rechts, gar keine persönliche Beschaffenheit anzeigt. Das Schlimmste aber ist, daß er den wahren Begriff des Rechts ganz verfehlt. Denn er schiebt zweierlei unter: erstlich Gesetzmäßigkeit, ohne die verbindende Kraft des Gesetzes zu untersuchen, zweitens Gleichheit, ohne diejenigen Ungleichheiten zu betrachten, welche in dem einmal Zugestandenen und hiedurch Rechtlichen befestigt sind. Den Maßstab der Würdigkeit bei ungleichen Personen in verschiedenen Staatsverfassungen läßt er nach kurzer Erwähnung im Dunkeln liegen [19]. Der Richter heißt bei ihm Vermittler, und soll die Gleichheit wieder herstellen — als ob überall die Gleichheit dem Rechte gemäß wäre [20]. Dagegen ist der Sclave Eigenthum des Herrn, das Kind ein Theil des Vaters; nicht hieher, sondern nur auf solche Personen, die einer Gesetzgebung fähig sind, d. h. die einander in dem Grade gleich sind, daß sie wechselsweise einander regieren und von einander regiert werden, paßt nach Aristoteles der Begriff des Gerechten [21]. Daher stößt sich auch seine Politik nicht an der Sclaverei; außer sofern sie von der Kriegsgewalt abhängt. Daß es Sclaven von Natur gebe, denen es zukomme und nützlich sei, zu dienen, hält er für eine Thatsache [22]; er beruft sich dabei auf die Verschiedenheit der Thiere und Menschen, des Leibes und der Seele; und ist dem spinozischen Satze ganz nahe, das Recht entstehe aus der Gewalt.

Der Skepticismus und Probabilismus der Peripatetiker ist die natürliche Folge der eben bemerkten Fehler. Aber auch die Stoiker, indem sie sich verschiedener Formeln als Principien bedienten, haben besser ermahnt als gelehrt. Der kynische Grundsatz, der Natur gemäß zu leben, war ohne Zweifel gegen die Verkünstelung der Bedürfnisse im Culturzustande gerichtet; zu diesem kehrten die Stoiker zurück von der einfacheren Formel, übereinstimmend zu leben [23]. Ihre Tugendlehre war polemisch [24]; der Vorzug derselben vor der des Aristoteles liegt darin, daß die Tugenden nicht als vereinzelte Fertigkeiten, sondern als zusammengehörig zur Einheit, nämlich zur Weisheit hervortreten [25], während die Güter in mannigfaltiger Unterordnung, die Pflichten [26] vielfach getheilt erscheinen. Die Beurtheilung der Stoiker wird übrigens wegen mangelnder Quellen immer etwas Unsicheres behalten.

Merkwürdig ist Cicero's Auffassung der Stoischen Lehren schon in Ansehung des Naturrechts. Entschieden verschmäht er, das Recht von bürgerlichen Einrichtungen [27]) abzuleiten. Vielmehr gibt es nach ihm eine Art von Familienrecht des Menschengeschlechts im Reiche Gottes; und hiemit

eine Gleichartigkeit und allgemeine Verbindung der Menschen untereinander[28]), wodurch nothwendig die Geringschätzung der Barbaren und die Sclaverei ausgeschlossen wird.

Was das Privateigenthum anlangt, so knüpft er dies nur sehr kurz andeutend an eine Art von Verjährung ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Rechtstitel[29]). Wichtig ist auch die Verbindung des *decorum* mit der Pflichtenlehre[30]).

Durch das Christenthum mit der Religion in engste Verbindung gesetzt, gewann die Sittenlehre unendlich an Ausbildung und Wirksamkeit. Als aber die Mystik der Neuplatoniker mit jenem wetteiferte[31]), entstanden neue Verwickelungen durch Glaubenspuncte. Drei Principien wurden unterschieden und verbunden: das Gute (dies zugleich das Eine und Seiende), die intelligible Welt (das System der Ideen) und die Weltseele[32]). Diese zweite Benutzung der Platonischen Lehren ist weit verschieden von der früheren durch die Stoiker, weil die Veranlassung verschieden war. Die Stoiker nämlich hatten gegen Skepticismus und Eudämonismus zu kämpfen; hier aber wollte es die Philosophie der Religionslehre gleich thun. Aber hier stieß man nun an die Frage vom Ursprunge des Bösen; und suchte sich zu helfen, indem man das Böse vom Realen ausschloß, wodurch es in Schein, ja in bloße Negation verwandelt wurde[33]).

[1]) An die Antigone des Sophokles erinnert schon Aristoteles (Rhetor. I, 13) in Beziehung auf das, was von Natur recht sei.

[2]) Stäudlin's Geschichte der Moralphilosophie, S. 110.

[3]) Schleiermacher's Krit. d. Sittenlehre, S. 246 und 443.

[4]) Stäudlin's a. a. O. S. 137 u. 142. Vergl. Metaphysik I. S. 412.

[5]) Ueber den wesentlichen Zusammenhang dieser beiden Puncte vergleiche man hauptsächlich Kant's Kritik der prakt. Vernunft §. 5 und 6.

[6]) A. a. O. S. 166.

[7]) *Ethic. ad Nicom. I*, 4.

[8]) *Ibid. I*, 12.

[9]) *Ibid. I*, 9.

[10]) *Ibid. II*, 2. *τὰ δ' ἐν ταῖς πράξεσι καὶ τὰ συμφέροντα οὐδὲν ἑστηκὸς ἔχει.*

[11]) *Rhet. I*, 9. — [12]) *Ethic. I*, 13.

[13]) *Ibid. X*, 4.

[14]) *Ethic. X*, 7 am Ende. *τὸ γὰρ οἰκεῖον ἑκάστῳ τῇ φύσει, κράτιστον καὶ ἥδιστόν ἐσθ' ἑκάστῳ· καὶ τῷ ανθρώπῳ δὴ ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος, εἴπερ μάλιστα τοῦτο ἄνθρωπος.*

[15]) *Ibid. III*, 7. — [16]) *Ibid. III*, 5.

[17]) *Ibid. III*, 7. *γενομένοις οὐκέτι ἔξεστι μὴ εἶναι.*

[18]) *Ibid. τὸ μὲν οὖν ἀγνοεῖν, ὅτι ἐκ τοῦ ενεργεῖν περὶ ἕκαστα αἱ ἕξεις γίνονται, κομιδῇ ἀναισθήτου.*

[19]) *Ibid. V*, 6. — [20]) *Ibid. V*, 7.

[21]) *Ibid. V*, 10. — [22]) *Politicorum I*, 5.

[23]) Stäudlin a. a. O. S. 252 u. 297; vgl. S. 294.

[24]) Schleiermacher, Krit. d. Sittenl. S. 218.

[25]) Schleiermacher a. a. O. S. 180 u. 182.

[26]) Stäudlin S. 348.

[27]) *Cic. de legibus I*, 15.

[28]) *Ibid. I*, 7. 10. 11. 12.

[29]) *Cic. de officiis I*, 7: *eorum, quae natura fuerant communia, quod cuique obtigit, id quisque teneat;* wo der Grund dieses *obtigit* nicht weiter in Betracht gezogen wird.

[30]) *Ibid. I*, 27 *seqq.*

[31]) Stäudlin a. a. O. S. 440 u. s. w.

[32]) Stäudlin a. a. O. S. 448.

[33]) Stäudlin a. a. O. S. 452.

59. Abriss der Ethik des Plato.

(*A. Arnold*, Einleitung in die Philosophie durch die Lehre Platon's [1841] S. 69—72).

Der wohlbegründete und dann vollkommen gute Staat wird weise, tapfer, sittlich (vernünftig, *σωφρων*), und dann auch gerecht sein.

1) Die Weisheit besitzt der Staat, indem er wohlberathen ist. Dies setzt eine Erkenntniß voraus, nicht etwa das Wissen des Baumeisters, Landwirths u. s. w., sondern diejenige des vollkommenen Wächters und Befehlshabers. Diese werden aber verhältnißmäßig nur Wenige, dazu Herangebildete, erlangen.

2) Die Tapferkeit — der von der Vernunft, Einsicht geleitete Muth — ist besonders bei den Vertheidigern des Staates zu finden. Sie ist die Beschützerin (*σωτηρια*) der Auffassung (Meinung), welche sich durch die gesetzmäßige Erziehung über das gebildet hat, was furchtbar ist, und was nicht. Unter allen Verhältnissen muß sie gleich

bleiben. Sie entsteht aus der echten Natur und aus der Erziehung zugleich. Die richtige Meinung aber, die hier ohne Erziehung, bloß von Natur, entsteht, die thierische und die sclavische, ist nicht die gesetzmäßige und auch mit anderem Namen zu benennen [1]).

3) Die Sittlichkeit oder Vernünftigkeit (σωφροσυνη) ist eine gewisse Uebereinstimmung und Harmonie [2]). Sie ist Regelung (κοσμος, Ordnung) und Mäßigung der Lüste und Begierden. Diese, welche die furchtbare Gewalt des Bösen in der Seele sind, müssen von dem besseren Theile in ihr, eben von dieser Vernünftigkeit oder Sittlichkeit, besiegt werden. Bei der Mehrzahl aber, und zunächst bei den Weibern, dem Gesinde und dem großen Haufen der sogenannten freien Leute, ist die Menge und Gewalt der Lüste und unlauteren Begierden vorherrschend. Nur Wenige gibt es unter diesen, die einfach und mäßig sind und durch Vernunft (νους) oder richtige Meinung geleitet werden. Wenn der Weisheit und Tapferkeit nur ein Theil der Staatsglieder theilhaftig ist, so soll diese Vernünftigkeit als eine Harmonie alle, die Besseren wie die Schlechteren derselben, umfassen und beherrschen. (427 bis 432.)

4) Gerechtigkeit. Diese ist im Bisherigen schon mitbefaßt — in ihnen mit enthalten — gewesen. Schon die Bestimmung: daß Jeder sein eigenthümliches und bestimmtes Geschäft haben müsse, ist Gerechtigkeit, oder wenigstens eine Art derselben. Daß Jeder »das Seinige überhaupt thue«, Alles was ihm gebührt, wozu er fähig und berufen, ist eben auch das Gerechte. Ferner enthalten die drei vorhergenannten Tugenden durch sie das Vermögen, da zu sein. Denn nur durch die natürliche Anlage und die rechte Entwickelung, das Seinige überall thuend, gelangt man zu jenen und bleibt auch nur so lange im Besitz derselben, als man der Gerechtigkeit theilhaftig ist. Auch das gehört zu ihr, wenn die Richter die Rechtssachen schlichtend, Jedem das Seinige, — was recht ist — zuerkennen. — Dagegen entsteht besonders dadurch Ungerechtigkeit, wenn Jeder aus dem ihm zukommenden Kreis heraustritt, Alles sich durch einander mischt und übermüthig eine Classe in die andere hinüberstrebt. Jeder in der erwerbenden, beschüzzenden und berathenden Classe bleibe in seiner Sphäre und thue das Seinige. (432—434.)

So wäre die Gerechtigkeit also in dem Größeren, dem Staate, aufgefunden; es kommt nun darauf an, sie auch in dem Einzelnen nachzuweisen. Es werden demnach in dem gerechten Manne auch dieselben drei Tugenden (die Gerechtigkeit nämlich, als in allen enthalten, hier nicht mitgezählt), wie im Staate vorhanden sein müssen. Sie würden auch schon deswegen in den Einzelnen anzunehmen sein, weil sie sonst im Staate nicht sein könnten, der doch eben nur aus den Einzelnen besteht. Wenn oft nur eine oder die andere dieser Tugenden in den Einzelnen vorherrscht, so findet sich das auch im Staate, wie das Muthige vorzüglich in Thrazien und Scythien, die Wißbegier in Athen, die Erwerbsbetriebsamkeit — die Geschäftsthätigkeit, — in Phönizien und Aegypten. — Es kann aber die Seele, als eine, nicht jene drei Tugenden hervorbringen. Es sind daher in ihr, als Verschiedenes jedoch verbunden, drei Grundkräfte zusammen enthalten: 1. das Denkende, die Vernunft; 2. die natürlichen Triebe und Begierden (ἐπιθυμιαι), das Streben nach Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, das Gedankenlose, was von der Vernunft zu beherrschen ist; 3. das Muthige (θυμος), das bei guter Erziehung gegen die Begierden kämpft und wenn diese mit der Vernunft und Ueberlegung in Streit gerathen, sich auf die Seite der letzteren schlägt. Diese Grundkräfte der Seele stehen den drei Ständen im Staate gegenüber und in ihr muß eben auch jede dieser Kräfte das Ihrige thun. Das Vernünftige muß herrschen und das Muthige ihm gehorsam und verbündet sein. Die rechte Mischung der Musik und Gymnastik wird hier den Einklang hervorbringen und die Begierden dann jenen beiden unterordnen. So kommt dann die Gerechtigkeit auch in der Seele des Einzelnen zum Vorschein, indem diese eben überall das Maß, das Verhältniß oder das Angemessene — (d. i. das durch die besonderen Beziehungen, Umstände, Verhältnisse bestimmte Maß im Quantitativen, wie im Qualitativen) — das Rechte — ist. Sie erzeugt im Innern das richtige Verhältniß und die Harmonie der Kräfte.

Das Ungerechte ist das Gegentheil davon: Zwiespalt der drei Arten in der Seele, eine Vieltheuerei, ein Thun dessen, was uns nicht zukommt, ein Aufstand eines Theiles gegen das Ganze. Sie besteht aus Unwissenheit, Feigheit, Zügellosigkeit und allen Schlechten. Tugend ist Gesundheit, Schönheit und Wohlbefinden der Seele; Schlechtigkeit aber Krankheit, Häßlichkeit und Uebelbefinden derselben. (434—444.)

[1]) Negativ-dialektische Behandlung des Begriffs »Tapferkeit« im Laches.

[2]) Ebenso die Sophrosyne im Charmides durchgenommen.

60. Vermengung der Ethik und der Psychologie.

(*G. Hartenstein,* Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 88—90.)

Mannigfaltiger und vielgestaltiger sind dagegen diejenigen Verwickelungen, und zugleich größer die Nachtheile, welche für die Ethik entstehen, wo die Gültigkeit der sittlichen Ideen abhängig gemacht wird von irgend welchen theoretischen Lehrsätzen, welche die Unterlage der Ethik abgeben sollen. Verwickelungen dieser Art können sich theils unabsichtlich, als unbemerkte Fehler, als ein unwillkürliches Abgleiten auf ein fremdes Gebiet in die Untersuchung einschleichen, und dann werden sie selbst im besten Falle wenigstens die regelmäßige und freie Entwickelung der Wissenschaft hemmen; sie können aber auch absichtlich, mit wissenschaftlich ausgebildetem Bewußtsein darüber, was die Unterordnung der Ethik unter die theoretische Untersuchung bedeute, auftreten, und dann wird der ideale, vorbildende Charakter der Ethik selbst in Gefahr kommen. In beiderlei Beziehung gehört hierher zuerst die, wie es scheinen möchte, ganz unvermeidliche Verwickelung der Ethik mit der Psychologie. Ganz unvermeidlich findet die ethische Beurtheilung des Wollens dieses als ein psychisches Phänomen neben andern Phänomen; und wo nicht die Frage nach dem Werthe dieses Wollens als die Grundfrage aller Ethik mit vollkommener Deutlichkeit fest steht, da liegt kaum etwas Anderes so nahe, als der Versuch, durch die Untersuchung über die Natur des Wollens den Quellen des Unterschiedes zwischen einem solchen oder anderen Wollen nachzuspüren. Daher war von Aristoteles bis herab auf Kant nichts gewöhnlicher, als daß man der Ethik durch die Nachweisung der verschiedenen Triebe, Neigungen, Begierden, Leidenschaften u. s. w. ihren Inhalt zu geben suchte und sie so mit Lehnsätzen aus der Psychologie anfüllte. Aber weder die Aufzählung dieser Neigungen, Triebe, Begierden u. s. w., wie sie sich wirklich als Thatsachen darstellen, noch die Nachweisung, wie unter gewissen Bedingungen, mögen diese nun in der Thätigkeit besonderer Vermögen, oder in der, die Begierden anregenden Kraft gewisser Gegenstände oder worin immer sonst gesucht werden, solche Begierden und Aeußerungen des Wollens entstehen, kann den mindesten Aufschluß geben über die Frage: welches Wollen gut und welches Wollen böse sei. Wo man aber wirklich in der Thatsache, daß gewisse Begierden u. s. w. entstehen, vielleicht ganz natürlich, allgemein und unvermeidlich entstehen, das Kennzeichen der Löblichkeit dieser Begierden, und somit ihre sittliche Rechtfertigung finden zu können glaubte, da würde wenigstens eine Begründung der Ethik durch die Psychologie ganz überflüssig sein, sondern man brauchte bloß zu erwarten, was dem Menschen beliebt, um in diesem Belieben zugleich das Gesetz des Handelns zu finden. Eine Abhängigkeit der Ethik von der Psychologie in diesem Sinne würde geradezu in denjenigen Eudämonismus oder vielmehr Hedonismus hinein führen, der höchstens in der klugen Berechnung des mit der Befriedigung der Begierden und Neigungen verbundenen Genusses einen Grund der Unterscheidung zwischen einem solchen oder andern Handeln (denn das eigentliche Wollen ist dann schon für gleichgültig erklärt) finden kann; und die eudämonistische Moral, die den Menschen nimmt, wie sie ihn findet, ist zu loben, wenn sie wenigstens offen genug ist, diese Consequenz auszusprechen. Wie man sich daher auch die Psychologie ausgebildet denken möge, ihre Untersuchungen sind entweder für die Aufstellung der ethischen Ideen (deshalb aber nicht für die Anwendung derselben) vollkommen bedeutungslos, oder wenn die Natur des Willens und dessen gesetzmäßiger Verlauf, wie er in seinen Resultaten thatsächlich vorliegt, selbst an die Stelle der Ideen gesetzt wird, ist die Gefahr fast unvermeidlich, die Sittenlehre in einer Güterlehre untergehen zu lassen.

Eine minder verderbliche Wendung bekommt die Verschmelzung der Ethik mit der Psychologie allerdings dann, wenn man unter Anerkennung der ethischen Ideen, welche dieselben auch sein mögen, doch wenigstens die Frage erheben zu müssen glaubt, wie diese Musterbilder der Beurtheilung, die unzweifelhaft nicht anders als in einem wirklichen Acte des Urtheiles zum Bewußtsein kommen, in diesem Bewußtsein und für dasselbe entstehen, welches mit einem Worte der Ursprung dieser Ideen sei. Diese Frage kann nicht abgelehnt werden — für die Psychologie; in dieser muß, falls sie als Theorie des geistigen Lebens vollständig gefunden wäre, sich irgendwo der Punct, wo, und die Umgebung, in welcher die Ideen ins Bewußtsein eintreten, nachweisen lassen. Aber demungeachtet hat jene Frage da keine Bedeutung, wo es sich um den Inhalt dieser Ideen, um ihre Aufstellung handelt,

d. h. für die Darlegung der ethischen Principien selbst. Vielmehr, damit jene Frage nach dem Ursprunge der Ideen und nach den Ursachen, aus welchen die bloße Vorstellung gewisser Willensverhältnisse ein unwillkürlicher und absoluter Beifall begleite, auch nur verständlich sei, müssen die Ideen selbst schon gekannt und anerkannt sein; und die Ethik hängt hier so wenig ab von der Psychologie, daß erst unter Voraussetzung der Ideen jene Frage an die Psychologie gestellt werden kann. Selbst Kant, so sehr er auch die Seelenvermögen und ihre Functionen als Leitfaden der Heuristik benutzt, macht die Gültigkeit des kategorischen Imperativs nicht abhängig von der Beantwortung der Frage, wie ein solcher Imperativ möglich sei.

61. Die Ethik muss Grundlage auch der kirchlichen Moral werden.

(Dasselbe Buch, S. 54—57.)

Wenn die Ethik der griechischen Schulen das Schauspiel eines mit sehr verschiedener Gesinnung geführten, aber dennoch nicht zu einer ganz klaren Entscheidung gebrachten Kampfes zwischen dem Güterbegriffe und dem Tugendbegriffe darstellt, eines Kampfes, der deshalb mit abwechselndem Glücke geführt werden konnte, weil keinem von beiden Begriffen seine ihm mit dem andern vollkommen gleichmäßige Abhängigkeit von den Ideen nachgewiesen, sondern diese fortwährend mehr stillschweigend vorausgesetzt und fragmentarisch geltend gemacht, als vollständig entwickelt wurden, so trat in der späteren Zeit der Pflichtbegriff in den Vordergrund der Ethik, dessen erste Spuren bei den Stoikern vorkommen, und von welchem nach ihrem Beispiele Cicero, dessen römische, mit der Natur der Rechtsverhältnisse vielfältig vertraute Denkart sich hier kund gibt, bekanntlich den Titel zu einer seiner ausführlicheren ethischen Abhandlungen entlehnte. Die Veranlassung, daß die Behandlung der Ethik als einer Pflichtenlehre später beinahe die ausschließlich herrschende wurde, liegt in dem Einflusse, welchen das Christenthum auf ihre Gestaltung gewann. Wenn irgend etwas, so war das Christenthum geeignet, der Ethik den richtigen Weg ihrer Ausbildung vorzuzeichnen. Denn unmittelbar, ohne irgend einen Umweg zu nehmen, dringt es auf die Gesinnung, auf den Willen; es sucht das Gut nicht, wie die alte Welt, in den Werken und Thaten, in dem, was heraustritt in die Erscheinung, sondern in der Reinigkeit und Heiligkeit des Herzens, die man zwar erkennen kann an den Früchten, weil ein guter Baum gute Frucht, ein schlechter Baum aber schlechte bringt, deren eigener Werth aber nicht von der Tauglichkeit dieser Früchte zu allerlei Zwecken abhängt, sondern in sich selbst, auch da, wo sie nicht eingreift in die Kette äußerer Veränderungen, unerschütterlich gegründet ist[1]). Für den Inhalt dieser Gesinnung bot überdies die Idee Gottes, des Heiligen, Gütigen, Gerechten, Weisen, Haltpuncte dar, die, an Vollständigkeit und Reinheit weit erhaben über die religiösen Vorstellungen und ethischen Grundbegriffe des Alterthums, fast unmittelbar auf die ethischen Ideen selbst führen konnten. Wenn gleichwohl das Christenthum nicht zu einer solchen wissenschaftlichen Ausbildung der Ethik führte, welcher gegenüber der Streit der Schulen hätte verstummen müssen, so ist dieses ganz allgemein darin begründet, daß die Art, wie die Völker und Jahrhunderte die Lehren des Evangeliums auffaßten, durch den Gedankenkreis und die Gesichtspuncte mitbedingt war, aus welchen die Kirche sie als Inhalt des Glaubens und Motiv des Handelns ausbildete. Zweierlei tritt hier als vorzüglich wichtig hervor. Als himmlische Botschaft trat das Christenthum auf im Gegensatze zu dem Irdischen und Weltlichen; abwendend die Gemüther von diesem auf ein Jenseits, in welchem der Gläubige die Vollendung dessen zu erwarten habe, was hier unvollendbar ist. Die ideale Bedeutung dieses Gegensatzes, der bestimmt war, in ethischer Beziehung die Gemüther von dem Nichtigen und Veränderlichen zu dem, was als Inhalt des geistigen Lebens für sich selbst Halt und Bestand hat, hinzulenken, und der diese Bestimmung in den Gemüthern der Besseren auch zu allen Zeiten mehr oder weniger erreicht hat, verschwand aber allmählig hinter einer solchen Auslegung desselben, vermöge deren es dem Menschen vergönnt wurde, die Wünsche und Neigungen, die Hoffnungen und Befürchtungen, die das Herz bewegen, in den einen Begriff der Glückseligkeit zusammenfallen zu lassen und das Jenseits als das

Gebiet zu betrachten, in welchem diese Glückseligkeit zu erwarten stehe. So verlor nicht nur das irdische Leben seine eigene Bedeutung, sondern es verlor auch das eigentlich Ethische seinen absoluten Werth; es wurde herabgesetzt zu einem Mittel für einen außer ihm liegenden Zweck, die Glückseligkeit[2]), und so wie das jüdische Gesetz sagte: du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden, so suchte die Kirche durch die Motive des Lohnes und der Strafe die Kraft zu ersetzen, welche auf dem sittlichen Gebiete den Ideen und nur den Ideen gebührt. Zu diesem allmähligen Abgleiten in den Eudämonismus, der sich mit der wachsenden Ausartung des Katholicismus innerhalb der christlichen Kirche unter dem Deckmantel des religiösen Mysteriums in so roher und unsittlicher Form geltend gemacht hat, als nur irgendwo anders, kommt noch ein zweiter Umstand, der die Ethik von der geraden Richtung ihrer Entwickelung ablenkte. Das Christenthum trat auf als geoffenbarte, als positive Religion; und hierin lag die Veranlassung, daß man auf das Factum der Offenbarung im Laufe der Zeit mehr Gewicht legte, als auf den Inhalt derselben. Für den ethischen Gehalt des Christenthums hatte dies zur Folge, daß die sittlichen Vorschriften nicht von Seiten ihrer inneren Vortrefflichkeit, ihrer Wahrheit, sondern von Seiten ihres Ursprunges zur Nachahmung geltend gemacht zu werden anfiengen. Der Wille Gottes als solcher trat an die Spitze der Ethik; das Gebot Gottes verlangte Gehorsam als Gebot, und die Frage nach der Würde dieses Gebotes trat zurück vor dem Namen dessen, als dessen Gebot es sich ankündigte. So wurde die Moral des Christenthums eine Pflichtenlehre, aber nicht eine solche, die den Grund der Verpflichtung aus den Ideen entlehnt, sondern eine solche, die ihn in dem bloßen Dasein einer allmächtigen Autorität findet; und während das Motiv des sittlichen Handelns in Furcht und Hoffnung lag, quoll der Inhalt der sittlichen Gebote aus positiven Befehlen der Gottheit und der Auslegung, welche die Kirche ihnen zu geben für nöthig erachtete. Hiermit war aber die Wissenschaft, welche die ethische Ueberzeugung, wie jede andere, nur dem eigenen Forschen und Denken zu verdanken haben will, überflüssig gemacht; und nur dem unverwüstlichen Bedürfnisse des Geistes, über seine wesentlichen Interessen sich selbst zu orientiren, verdankt die Kirche den Kampf um die Wahrheit und die Reinigung ihres Bodens, durch welche es der Wissenschaft möglich ward, auf ihm sich wieder anzubauen[3]).

[1]) Ueber diesen sittlichen Charakter des Christenthums verdient nicht vergessen zu werden, was Kant Relig. innerh. der Grenz. der bloß. Vern. IV. St. 1. Thl. 1. Abschn. (Werke Bd. VI, S. 339 f.) sagt.

[2]) Wie nahe der religiöse Eudämonismus mit dem äußerlichsten Epikureismus zusammengrenzt, ja wie sehr beide im Princip identisch sind, hat in einer Parallele Lavater's und Wieland's neuerdings Gervinus (N. Gesch. d. poet. Nationallit. Bd. II. S. 304 ff.) treffend nachgewiesen.

[3]) Der Gegensatz zwischen der Berufung auf die innere Wahrheit des Christenthums und der auf die äußere Autorität seines Ursprungs, zwischen Philosophie und statutarischer Theologie zieht sich durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch. Zur Bezeichnung des Unterschiedes, der daraus für die Ethik erwächst, mag es genügen, den Worten des Augustinus: *Non ideo malum est, quia vetatur lege, sed ideo vetatur lege, quia malum est*, oder des Thomas von Aquino: *Volitum divinum secundum rationem communem quale sit scire possumus. Scimus enim, quod Deus, quidquid vult, vult sub ratione boni; ideo quicunque vult aliquid sub ratione boni, habet voluntatem conformem voluntati divinae*, gegenüber zu stellen die Bestimmung des Tertullian: *Non quia bonum est, auscultare debemus, sed quia deus praecepit*, oder die des Occam: *Ea est boni et mali moralis natura, ut cum a liberrima dei voluntate sancita sit ac definita, ab eadem facile possit emoveri et refigi, adeo ut mutata ea voluntate, quod sanctum et justum est, possit evadere injustum.*

62. Die ursprünglichen ethischen Ideen, oder die sittlichen Elemente.

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1834] S. 113—120.)

Alle einfachen Elemente, welche die allgemeine Aesthetik nachzuweisen hat, können nur Verhältnisse sein, denn das völlig Einfache ist gleichgültig, d. h. weder gefallend noch mißfallend. Die sittlichen Elemente sind gefallende und mißfallende Willensverhältnisse. Es ist aber hier nicht die Rede von dem Willen als einer Seelenkraft (die überall nicht exisirt), sondern von einzelnen Acten des Wollens, und von deren Verhältnissen gegen einander. Auch kommt es hier nicht auf eine Erkenntniß an, daß solches und anderes Wollen wirklich vor sich gehe, sondern auf die Begriffe von solchem Wollen, und auf die Beurtheilung der Verhältnisse, welche es bilden würde, wenn es wirklich vorhanden wäre. Damit diese Beurtheilung mit voller Bestimmtheit zu Stande komme: muß aus dem Begriff des Wollens alles Schwankende, also aller Unterschied des flüchtigen und launenhaften Begehrens von dem entschlossenen Wollen, fürs erste weggelassen werden.

Das erste sittliche Verhältniß, welches sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ist das der Einstimmung zwischen dem Willen und der über ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt. Diese Einstimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil mißfällt. Der hieraus erwachsende Musterbegriff der Einstimmung kann mit dem Namen: Idee der innern Freiheit bezeichnet werden[1].

Das zweite sittliche Verhältniß ist ein formales; es entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen nach Größenbegriffen verglichen wird. Diese Größenbegriffe sind: Intension; Extension (welches letztere hier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit der von dem Wollen umfaßten Gegenstände); und Concentration des mannigfaltigen Wollens zu einer Gesammtwirkung, oder die aus der Extension von neuem entspringende Intension. Durchgängig gefällt hier das Größere neben dem Kleineren; eine Art der Beurtheilung, welche sich im ganzen Gebiete der Aesthetik wiederfindet. Ein absoluter Maßstab, wornach sich der Beifall oder das entgegenstehende Mißfallen richten könnte, ist nirgends vorhanden. Allein das in der Vergleichung vorkommende Größere dient dem Kleineren zum Maße, wohin es gelangen müsse, um nicht zu mißfallen; und insofern kann man den hervorgehenden Musterbegriff, die Idee der Vollkommenheit nennen. Das Wort Vollkommenheit erhält hier einen bestimmten, und vermöge eines ästhetischen Urtheils gültigen Sinn, während es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Unwissenheit versteckt, was eigentlich das für eine Fülle sei, wohin ein Anderes kommen solle.

Das dritte Verhältniß besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eigenen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigene Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältniß ergibt die Idee des Wohlwollens oder Uebelwollens. Dasselbe Verhältniß ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angibt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlsein, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; ebenso fremd der Begriff der Passivität, die in der bloßen Mitempfindung liegen würde[2].

Das vierte Verhältniß, ein bloß mißfallendes, ist das des Streits, zu welchem zwei streitende Personen und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Uebelwollen, denn die beiden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streites führt auf die Nothwendigkeit des Rechts, welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkürlicher Feststellung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Mißfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andere Grundlagen gebaut werden[3].

Das fünfte Verhältniß, ebenfalls bloß durch ein Mißfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, insofern dieses bloß als eine äußere, zur Ausführung gediehene Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältniß am leichtesten vermöge der daraus entspringenden Idee der Vergeltung oder der Billigkeit[4]. Die unvergoltene That nämlich (welche unter gewissen näheren Bestimmungen in bloßer Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, die durch die Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe

von Lohn und Strafe, sofern beides verdient ist, und nicht etwa als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird[5]).

Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte ebenso wenig bewiesen, als die Reihenfolge der aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine praktische Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden, so kann es keinen größeren Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die bloß um ihretwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen, sonst läuft man die größte Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein von einer Seite sehr vernünftiges Leben von mehreren anderen Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht bloß das sogenannte Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigene sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren sollte. Der Eine strebt bloß nach Cultur (Vollkommenheit); der Andere kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein Dritter möchte die Staaten zu bloßen Zwangsmaschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein Vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit Alles, was Menschen einander zugestehen, sich gegenseitig vergelte; ein Fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere Idee der inneren Freiheit (welche sich, ohne Kenntniß der übrigen Ideen, in bloße Consequenz verwandelt) als die Summa alles Edlen und Guten anpreist. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere, obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier erwähnten darum, weil Jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewußtsein der einzelnen zum Grunde liegenden praktischen Idee hervorbringt[6]).

[1]) Von den historischen Vergleichungen, die sich hier darbieten, ist die mit Platon's Erklärung der vier Cardinaltugenden (im 4. B. der Republik) schon im ersten Capitel der praktischen Philosophie angedeutet. Die *σοφια* ist die Beurtheilung, *ανδρεια* und *σωφροσυνη* zusammen die Beschaffenheit des Willens, *δικαιοσυνη* die Richtigkeit des ganzen Verhältnisses. — Adam Smiths unparteiischer Zuschauer ist eigentlich die Beurtheilung, nur nicht rein gedacht, sondern vermenget mit sympathetischen Gefühlen. Kant's Allgemeinheit der Gesetzgebung, und gänzliche Abweisung aller materialen Triebfedern, kann gedeutet werden auf die scharfe und richtige Forderung, daß die beiden Glieder des hier nachgewiesenen Verhältnisses völlig getrennt, durchaus nicht zusammenfließend, gedacht werden müssen. Die Beurtheilung soll unbestochen sein, nichts von den Triebfedern des Willens in sich aufnehmen. Wer hiegegen fehlt, der bildet die Idee nicht rein aus, und bekömmt nur eine schwankende Grundlage für die praktische Philosophie.

[2]) Die Idee des Wohlwollens ist der Hauptgedanke der christlichen Sittenlehre; sie verlangt Liebe. Wer hier die gebietende Form für wesentlich hält; wer das Wohlwollen nicht in seiner Schönheit, das Uebelwollen nicht in seiner Häßlichkeit vor Augen hat, der wird auf eben so gezwungene Erklärungen verfallen, als Kant in der Krit. d. prakt. V. S. 147 gegeben hat.

[3]) Cicero, im ersten Buche von den Gesetzen, sagt sehr schön: *Omnium, quae in hominum doctorum disputatione versantur, nihil est praestabilius, quam plane intelligi, nos ad justitiam esse natos, neque opinione, sed natura constitutum esse jus.* Er beruft sich darüber auf die Gleichheit der Menschen; auf die Gemeinschaft der Vernunft und ihres Gesetzes. Und gewiß, wenn sich Alle auf den Standpunct der begierdenfreien Betrachtung stellen, so mißbilligen sie gemeinschaftlich den Streit; sie treffen Verabredung, um ihn zu schlichten und zu vermeiden; und je mehr diese Verabredung geeignet ist, sicheren Frieden zu erhalten, desto vollkommener ist das Recht, welches sie gemeinsam erschaffen. So geht aus der menschlichen Natur ein positives Recht hervor. Es ist positiv, weil sie es gemeinschaftlich gesetzt haben; es ist Recht, und als solches heilig, weil es dem Streite vorbeugt: es ist Naturrecht, weil es in der Natur der Menschen lag, daß es mußte gestiftet und anerkannt werden. — Aber weit ist davon das neuere sogenannte Naturrecht entfernt, welches untersucht, ob wohl diese oder jene einmal anerkannte Einrichtungen, z. B. die Testamente, auch von Natur schon recht sein würden, wenn man

die positive Satzung aufhöbe! Weit davon entfernt sind Occupation und Formation, als eingebildete Rechtstitel, wovon jene nichts anders bedeutet, als Drohung des Streites, falls ein Anderer das schon Occupirte nehmen würde; diese aber (die Formation) nur unter Voraussetzung der Occupation erlaubt ist.

[4]) Nur ganz kurz kann hier erwähnt werden, daß diese Idee sehr häufig mit der vorigen verwechselt wird, obgleich sie davon durchaus verschieden ist. Der Fehler ist alt; schon Aristoteles, indem er (oder der Vf. der *rhet. ad Alex. II*, 4) vom *δικαιον* als einem *εϑος αγραφον* spricht, rechnet dahin: *τοις ευεργεταις χαριν αποδιδοναι, τους μηδεν ἥμας κακον εργασαμενους μη βλαπτειν, τους κακον τι ποιησαντας τιμωρεισϑαι.* Vgl. *Ethic. ad Nic. V*, 6. Auch *Sextus Pyrrh. H. I*, 14, §. 67.

[5]) Gegen die ganze Reihe der hier aufgestellten Ideen ist ein Einwurf von so auffallender Ungereimtheit gemacht worden, daß man ihn am liebsten für Scherz nehmen würde; allein der ernsthafte Vortrag fordert eine ernsthafte Antwort. Der Beifall und das Mißfallen, wovon hier geredet wird, sei lediglich von logischer Art! — Der Urheber dieses Einwurfes wolle zuvörderst ja nicht glauben, daß man unternehmen werde, ihm ästhetische Urtheile, die er nicht von selbst fället, anzudemonstriren. Ungeachtet der ursprünglichen Evidenz dieser Urtheile bedürfen sie doch, wie schon bemerkt worden [S. 157 Nr. 55], herausgehoben zu werden aus den sie verdunkelnden Nebenvorstellungen und Vorurtheilen; und das gelingt nicht bei jedem Individuum. Wenn demnach der Gegner beim Zusammenstoßen zweier Körper dasselbe Mißfallen empfindet, wie beim Widerstreite zweier Willen, — oder beim regelmäßigen Wachsen einer Pflanze dasselbe Wohlgefallen, wie bei der Zusammenstimmung des Willens mit der ihm von der Beurtheilung gesetzten Regel: so mag ihm dies anheim gestellt sein; ein Anderes aber ist es mit der Logik, die er bei diesem logischen Beifall und Mißfallen an den Tag legt. Denn eine so tyrannische Logik ist noch nie erhört gewesen, die nicht dulden will, daß zweierlei, was Niemand für einerlei ausgegeben hat, neben einander bestehe. Es ist vollkommen denkbar, daß der Wille von der Beurtheilung abweiche, ebenso gut als daß eine Pflanze grüne Blätter und rothe Blumen habe; und gerade so kann auch gegen die ärgsten Mißverhältnisse der Unvollkommenheit, des Uebelwollens, des Streites, und der unvergoltenen Thaten, die Logik nicht den mindesten Einspruch machen. Das Alles ist von einem Widerstreite der Merkmale in einem Begriffe himmelweit entfernt. Das Uebelwollen ist ebenso verständlich als das Wohlwollen, der Streit ebenso verständlich, ja noch begreiflicher als das Recht, u. s. f.

[6]) Wer nun den Fehler vermeidet, der hier gerügt worden, — wer vielmehr die aufgestellten Ideen zusammenzufassen und gleichmäßig in sich wach zu erhalten sich bemüht, der wird in ihnen jene sanfte Führung finden, von der Platon so oft redet; freilich aber nicht gewaltsame Nöthigung, an die man sich seit Kant's kategorischem Imperative so gewöhnt hat, daß sie noch immer, trotz vielen Widerspruchs, der dagegen längst erhoben worden, für etwas Unleugbares pflegt gehalten zu werden. Wenn man alle psychologischen Erschleichungen bei Seite setzt, so bleibt von der schlechthin verbindenden Kraft allerdings etwas übrig, aber nicht mehr als dies: der Mensch kommt mit seiner praktischen Ueberlegung nicht eher zu einem festen Ruhepuncte, als bis er unter allen Motiven, denen er sich hingeben könnte, die ganz unveränderlichen obenan zu stellen sich entschließt. Unveränderlich aber sind allein die Ideen; beharrlich ist insbesondere das Mißfallen an der inneren Unfreiheit, wenn man, ihnen zuwider, anderen Motiven Raum gibt. Dieses fühlte Kant, als er von einer absoluten Selbstnöthigung redete.

62. Andere Darstellung der ethischen Ideen.

(*M. W. Drobisch*, Grundlehren der Religionsphilosophie [1840] S. 194—200.)

Es wird bei Feststellung der wahren Principien der Ethik darauf ankommen, mit systematischer Vollständigkeit die einfachsten Willensverhältnisse aufzufinden, mit deren Auffassung sich ganz unwillkürlich und mit unmittelbarer Evidenz ein absolutes Wohlgefallen oder Mißfallen verbindet. Hieraus nämlich bildet sich ein System sittlicher Musterbegriffe, eine ethischpraktische Ideenlehre, in welcher der Kern der ganzen Ethik und die Grundlage für alle weiteren

Ableitungen und Ausführungen enthalten ist. Wir wollen nun diese Reihe der ursprünglichen sittlichen Ideen in gedrängter Kürze entwickeln.

Zu dem ersten Verhältniß, das zu einem ethischen Urtheil und damit zu einer sittlichen Idee führt, gibt die Thatsache der unwillkürlichen Beurtheilung unsers Willens durch das Gewissen selbst die Veranlassung. Die Beurtheilung ergeht nämlich nicht erst über das wirkliche, sondern schon über das vorgestellte Wollen, nicht erst über die That, sondern schon über das Vorbild derselben, über den Gedanken einer möglichen That. Mit der Billigung oder Mißbilligung nun, welche schon den bloßen Gedanken trifft, ist die nachfolgende wirkliche That in Einstimmung oder Widerstreit. Jene gefällt ebenso unbedingt, wie dieser mißfällt. Daher wird die Harmonie zwischen dem wirklichen bewußten Willen und der ästhetischen Beurtheilung seiner ihm vorangehenden Vorstellung ein sittlicher Musterbegriff, eine ethische Idee, und zwar die erste von allen, weil in ihr der Grundgedanke der Sittlichkeit selbst, der der Uebereinstimmung des Willens mit seiner sittlichen Beurtheilung sich ausspricht. Auf welchen Kriterien diese Beurtheilung beruht, bleibt hier noch ganz dahingestellt: sie wird vorausgesetzt und kann vorausgesetzt werden, weil sie Thatsache ist; man kann und muß sich aber die fernere wissenschaftliche Entwickelung dieser Thatsache vorbehalten, und dafür sind die übrigen Ideen bestimmt. Die gegenwärtig in Rede stehende Idee aber kann aus den angegebenen Gründen die Idee des sittlich Guten, in anderer Hinsicht die der inneren Freiheit heißen. Dieser letztere Name nämlich kommt ihr insofern zu, als ihr, wie wir schon weiter oben gelegentlich bemerkten, dadurch allmählig Genüge geschieht, daß sich der Wille von der natürlichen Dienstbarkeit der sinnlichen Triebe und Begierden befreit, um die Abhängigkeit von dieser launenhaften wandelbaren Herrschaft mit der Unterwerfung unter die ewig sich gleiche Gesetzlichkeit der sittlichen Beurtheilung durch das Gewissen zu vertauschen und so aus dem Zustande der Naturnothwendigkeit in den der sittlichen Freiheit überzutreten.

Auf welchen Hauptmomenten beruht aber nun die sittliche Beurtheilung des Willens? Der Wille muß sich ohne Zweifel als sittlicher durch gewisse nähere Bestimmungen specifisch vom unsittlichen und sittlich-gleichgültigen unterscheiden. Diese Bestimmungen, welche wir qualitative nennen wollen, ebenso vorausgesetzt, wie wir bisher die sittliche Beurtheilung, ohne sie zu zergliedern, voraussetzten, sind daneben noch quantitative Unterschiede an dem sittlichen Willen zu beachten. Theils nämlich hinsichtlich der Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände des Wollens, der Größe des Wirkungskreises, der Extension, — theils hinsichtlich seines Sichzusammenhaltens, seines Festhaltens an Einem Ziele, seiner Beharrlichkeit, Concentration, — theils endlich in Beziehung auf Stärke, Energie, Intensität kann der sittliche Wille einer und derselben Person, auch wenn er auf dieselben ihn hervorrufenden Umstände gerichtet ist, ein größerer oder kleinerer sein. Der größere gefällt vor dem kleinern unbedingt. Daher der Musterbegriff eines möglichst großartigen, über alle Kleinlichkeit erhabenen sittlichen Wollens, oder die Idee der sittlichen Vollkommenheit, eine bloß formale und relative Bestimmung, welche die Erfüllung ihrer Form erst von den nachfolgenden qualitativen Bestimmungen des sittlichen Wollens zu erwarten hat. Dieser Idee gemäß ist das sittlich Kleinere, also immer noch Sittliche, das Unvollkommenere. Will man aber diese Größenbestimmung auf das Unsittliche übertragen, was nicht nothwendig, aber zulässig ist, so hat man dasselbe in seinem Gegensatz zum Sittlichen wie eine negative Größe zu behandeln, deren relativer Werth im Verhältniß zu der ihr entgegengesetzten positiven Größe um so kleiner, je größer ihr absoluter Werth ist. Daher je größer die Schlechtigkeit der Gesinnung oder das Verbrechen, um so entfernter von sittlicher Vollkommenheit.

Für die qualitative Bestimmung des sittlichen Willens ist die Annahme mehr als einer wollenden Person erforderlich, nachdem die einer einzigen die Idee der Vollkommenheit mit ihren Quantitätsunterschieden gegeben hat. Nach möglichst einfachen Verhältnissen suchend, werden wir also zwei Personen anzunehmen haben. Zunächst kann nun hier der Wille der einen, obgleich sie so gut wirkliche Person ist wie die andere, nur so weit in Betrachtung gezogen werden, in wie weit er von dieser andern Person bloß vorgestellt, vorausgesetzt wird und nach dieser Vorstellung, Voraussetzung, die übrigens richtig oder unrichtig sein mag, mit dem wirklichen Willen derselben Person in Berührung kommt. Bei dieser Berührung kann nun der wirkliche Wille der in Rede stehenden Person dem Willen der andern, wie jene ihn voraussetzt, vorstellt, entweder entsprechen, sich nach ihm richten, oder ihm widersprechen, sich entgegenstellen. Jener begünstigende Wille, wenn er von allen Nebenabsichten des Eigennutzes, also des eigenen Wohlgefühls, sowie von der Absicht, ein

solches in andern hervorzubringen (was Wohlthat sein würde), frei ist, erregt das reinste, unbedingteste Wohlgefallen, sowie der mißgünstige Wille, auch wenn er nicht zur That schreitet, sondern bloße Gesinnung bleibt, das entschiedenste Mißfallen. Auf diese Weise entspringt die Idee des Wohlwollens oder der Güte, mit ihrem Gegentheil, dem Uebelwollen. Durch sie wird in unmittelbarster Weise der Werth der innersten Gesinnung bestimmt, von ihr hängt am meisten das ab, was man unter Schönheit der Seele zu verstehen pflegt.

Komme jetzt der Wille der zweiten Person nicht bloß als vorgestellter, mithin vorausgesetzter, sondern ebenfalls als wirklicher in Erwägung, so sind zwei Fälle möglich, indem die Berührung der wollenden Personen nur eine mittelbare oder auch eine unmittelbare sein kann. Das erstere, bei dem wir zunächst stehen bleiben, wird dadurch möglich, daß ein gemeinschaftlicher Gegenstand des Willens beider Personen angenommen wird, in Beziehung auf den sie einander begegnen, welche Begegnung hier offenbar zufällig, absichtslos sein wird. Dieses Zusammentreffen der Willen kann aber nichts anderes sein als Streit (in dem jedoch, weil er auf absichtslosem und mittelbarem Zusammentreffen beruht, an sich noch kein Uebelwollen liegt), und dieser, als disharmonisches Willensverhältniß, mißfällt unbedingt und fordert daher Aufhebung, Schlichtung und Verhütung für die Zukunft. So entsteht die Idee des Rechts als der Begrenzung der Befugniß des Willens in seinen äußeren Handlungen, zur Schlichtung des möglicher Weise entstehenden und Verhütung des künftigen Streites, der Grenzbestimmung der äußeren Freiheit. Die Ueberschreitung dieser Grenzen bedingt das Unrecht; die Entscheidung, welche der streitenden Personen durch Ueberschreitung ihrer Rechtsgrenze und Verletzung des Kreises der äußeren Freiheit der andern die Veranlassung zum Streite gegeben hat und also die Schuld der verletzten Rechtsidee trägt, fordert als unparteiischen, unbetheiligten Dritten einen Richter.

Ist endlich das Zusammentreffen der wollenden Personen ein unmittelbares, der Wille also auf die Person selbst gerichtet, so gibt dies eine absichtliche That, die nun allerdings, je nachdem sie in der dabei passiv sich verhaltenden Person Wohlgefühle oder Schmerzgefühle hervorbringt, Wohlthat oder Uebelthat ist. Es würde aber sehr voreilig sein, hier fordern zu wollen, daß die Wohlthat für ein absolut Wohlgefälliges, die Uebelthat ebenso für ein Mißfälliges anerkannt werde. Eine Wohlthat kann gefallen, um des damit verbundenen Wohlwollens willen, wie die Uebelthat in Folge des Uebelwollens, das sie veranlaßte, aber damit kämen wir nur auf eine frühere sittliche Idee zurück und erhielten keine neue Bestimmung. Um zu einer solchen zu gelangen, ist es nothwendig, den Einfluß der übrigen Ideen auf die Beurtheilung des Werthes einer absichtlichen That sorgfältig abzuhalten. Abgesehen davon nun, wird eine Wohlthat als That gefallen, wenn sie eine wohlverdiente ist, das Gleiche läßt sich von derjenigen Wehethat sagen, die als gerechte Strafe ertheilt wird. Verdienter Lohn und gerechte Strafe finden allemal unbedingte Billigung. In beiden liegt aber eine Beziehung auf vorangegangene ähnliche Thaten, denen sie zur Ausgleichung dienen sollen; wer Gutes gethan hat, dem gebührt Belohnung, wie dem, der Böses gethan, Strafe. Der Gegensatz des Guten und Bösen verhält sich also hier gleichgültig, macht keinen Unterschied. Bringen wir ihn aber in Abzug, so bleibt nur die That *in abstracto* übrig, der Eingriff in eine andere Persönlichkeit, die sich hierbei bloß passiv, sowie der Eingreifende bloß activ verhält. Diese Ungleichheit mißfällt, mag die That eine gute oder üble sein, und fordert eine Ausgleichung. Man kann sich über dieses Mißfallen auch dahin aussprechen, daß es über die Verletzung der persönlichen Würde ergehe: denn der Begriff der Persönlichkeit, als des sich bewußten und seines Werthes oder Unwerthes bewußten Wollens, ist mit der Nöthigung zu einer bloß passiven, d. h. die Bestrebungen des eigenen Willens hemmenden oder gar vernichtenden Stellung unverträglich. Eine jede That ist aber eine Störung der fremden Persönlichkeit und fordert insofern eine Ausgleichung, die nun freilich nach Beschaffenheit der That nicht nur einen höchst mannigfaltigen, sondern auch einen entgegengesetzten Charakter annehmen kann. Die allgemeine Intention ist hiebei immer, den Thäter in eine Lage zu versetzen, die mit Hinsicht auf seine Persönlichkeit der Lage als gleichgeltend zu erachten ist, in welche er eine andere Persönlichkeit versetzt hat. Aus diesem Verhältniß geht die Idee der Vergeltung oder der Billigkeit hervor, bei welchem letzteren Worte man jedoch keinesfalls an ein Nachlassen vom strengen Rechte, sondern nur an die angemessene Ausgleichung zu denken hat.

64. Kant's Princip der Ethik.

(*Imm. Kant*, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten [1785] 1. u. 2. Abschn.)

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein **guter Wille**. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth und hiedurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben auf's Gemüth, und hiemit auch das ganze Princip zu handeln, berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger und unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit, glücklich zu sein, auszumachen scheint.

Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber demungeachtet keinen inneren unbedingten Werth, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affecten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Theil vom inneren Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen worden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unseren Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten werden.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen d. i. an sich gut, und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als Alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen nur immer zu Stande gebracht werden könnte. Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, so weit sie in unserer Gewalt sind), übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen, noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung sein, um ihn im gemeinen Verkehr besser handhaben zu können, oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber um ihn Kennern zu empfehlen und seinen Werth zu bestimmen.

Da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Theil selbst vervielfältigt), sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinct viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl aber uns Vernunft als praktisches Vermögen d. i. als ein solches, das Einfluß auf den Willen haben soll, dennoch zugetheilt ist, so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen, nicht etwa in anderer Absicht als Mittel, sondern an sich selbst guten Willen hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nöthig war, wo anders die Natur überall in Austheilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut, und zu allem Uebrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit, die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Cultur der Vernunft, die zur ersteren und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung

der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben, auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter Nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Vernunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zweckes, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein.

Um aber den Begriff eines an sich selbst hochzuschätzenden und ohne weitere Absicht guten Willens, sowie er schon dem natürlichen gesunden Verstande beiwohnt und nicht sowohl gelehrt, als vielmehr nur aufgeklärt zu werden bedarf, diesen Begriff, der in der Schätzung des ganzen Werthes unserer Handlungen immer obenan steht und die Bedingung alles Uebrigen ausmacht, zu entwickeln, wollen wir den Begriff der **Pflicht** vor uns nehmen, der den eines guten Willens, obzwar unter gewissen subjectiven Einschränkungen und Hindernissen, enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verstecken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch Abstechung heben und desto heller hervorscheinen lassen.

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen ist gar nicht einmal die Frage, ob sie *aus Pflicht* geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen bei Seite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar *keine Neigung* haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung *aus Pflicht* oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist und das Subject noch überdem *unmittelbar* Neigung zu ihr hat. Z. B. es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen unerfahrenen Käufer nicht übertheuere, und, wo viel Verkehr ist, thut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, sondern hält einen festgesetzten allgemeinen Preis für Jedermann, so daß ein Kind ebenso gut bei ihm kauft, als jeder Andere. Man wird also *ehrlich* bedient; allein das ist lange nicht genug, um deswegen zu glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grundsätzen der Ehrlichkeit so verfahren; sein Vortheil erfordert es; daß er aber überdem noch eine unmittelbare Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam aus Liebe keinem vor dem anderen im Preise den Vorzug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Also war die Handlung weder aus Pflicht, noch aus unmittelbarer Neigung, sondern bloß in eigennütziger Absicht geschehen.

Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdem hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen inneren Werth und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar *pflichtmäßig*, aber nicht *aus Pflicht*. Dagegen wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben, wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht; alsdenn hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

Wohlthätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch ohne einen anderen Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit Anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe, sondern mit anderen Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicher Weise auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwerth ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern *aus Pflicht* zu thun. Gesetzt also, das Gemüth jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Theilnehmung an Anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, anderen Nothleidenden wohlzuthun, aber fremde Noth rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus und thäte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann

hat sie allererst ihren echten moralischen Werth. Noch mehr: wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem Anderen auch voraussetzt oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Product sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höheren Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohlthue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

So sind ohne Zweifel auch die Schriftstellen zu verstehen, darin geboten wird, seinen Nächsten, selbst unseren Feind zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohlthun aus Pflicht selbst, wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widersteht, ist *praktische* und nicht *pathologische* Liebe, die im Willen liegt und nicht im Hange der Empfindung, in Grundsätzen der Handlung und nicht schmelzender Theilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.

Der zweite Satz ist: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Werth *nicht in der Absicht*, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern bloß von dem *Princip des Wollens*, nach welchem die Handlung, unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens, geschehen ist. Daß die Absichten, die wir bei Handlungen haben mögen, und ihre Wirkungen, als Zwecke und Triebfedern des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und moralischen Werth ertheilen können, ist aus dem Vorigen klar. Worin kann also dieser Werth liegen, wenn er nicht im Willen, in Beziehung auf deren verhoffte Wirkung, bestehen soll? Er kann nirgend anders liegen, als *im Princip des Willens*, unangesehen der Zwecke, die durch solche Handlung bewirkt werden können; denn der Wille ist mitten inne zwischen seinem Princip *a priori*, welches formell ist, und zwischen seiner Triebfeder *a posteriori*, welche materiell ist, gleichsam auf einem Scheidewege, und da er doch irgend wodurch muß bestimmt werden, so wird er durch das formelle Princip des Wollens überhaupt bestimmt werden müssen, wenn eine Handlung aus Pflicht geschieht, da ihm alles materielle Princip entzogen worden.

Den dritten Satz, als Folgerung aus beiden vorigen, würde ich so ausdrücken: *Pflicht ist Nothwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz.* Zum Objecte als Wirkung meiner vorhabenden Handlung kann ich zwar *Neigung* haben, aber *niemals Achtung*, eben darum, weil sie bloß eine Wirkung und nicht Thätigkeit eines Willens ist. Ebenso kann ich für Neigung überhaupt, sie mag nun meine oder eines Anderen seine sein, nicht Achtung haben, ich kann sie höchstens im ersten Falle billigen, im zweiten bisweilen selbst lieben, d. i. sie als meinem eigenen Vortheile günstig ansehen. Nur das, was bloß als Grund, niemals aber als Wirkung mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner Neigung dient, sondern sie überwiegt, wenigstens diese von deren Ueberschlage bei der Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße Gesetz für sich, kann ein Gegenstand der Achtung und hiemit ein Gebot sein. Nun soll eine Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung und mit ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, also bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen könne, als objectiv das *Gesetz*, und subjectiv *reine Achtung* für dieses praktische Gesetz, mithin die Maxime[1]), einem solchem Gesetze, selbst mit Abbruch aller meiner Neigungen, Folge zu leisten.

Es liegt also der moralische Werth der Handlung nicht in der Wirkung, die daraus erwartet wird, also auch nicht in irgend einem Princip der Handlung, welches seinen Bewegungsgrund von dieser erwarteten Wirkung zu entlehnen bedarf. Denn alle diese Wirkungen (Annehmlichkeit seines Zustandes, ja gar Beförderung fremder Glückseligkeit) konnten auch durch andere Ursachen zu Stande gebracht werden, und es brauchte also dazu nicht des Willens eines vernünftigen Wesens, worin gleichwohl das höchste und unbedingte Gute allein angetroffen werden kann. Es kann daher nichts Anderes, als die *Vorstellung des Gesetzes* an sich selbst, *die freilich nur im vernünftigen Wesen stattfindet*, sofern sie, nicht aber die verhoffte Wirkung, der Bestimmungsgrund des Willens ist, das so vorzügliche Gute, welches wir sittlich nennen, ausmachen, welches in der Person selbst schon gegenwärtig ist, die darnach handelt, nicht aber allererst aus der Wirkung erwartet werden darf.

Was kann das aber wohl für ein Gesetz sein, dessen Vorstellung, auch ohne auf die daraus erwartete Wirkung Rücksicht zu nehmen, den Willen bestimmen muß, damit dieser schlechterdings und ohne Einschränkung gut heißen könne? Da ich den Willen aller Antriebe beraubt habe, die ihm aus der Befolgung irgend eines Gesetzes entspringen können, so bleibt nichts als die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Handlungen überhaupt übrig, welche allein dem Willen zum Princip dienen soll, d. i. ich soll niemals anders verfahren, als so, *daß ich auch wollen könnte, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden*. Hier ist nun die bloße Gesetzmäßigkeit überhaupt (ohne irgend ein auf gewisse Handlungen bestimmtes Gesetz zum Grunde zu legen), das, was dem Willen zum Princip dient und ihm auch dazu dienen muß, wenn Pflicht nicht überall ein leerer Wahn und chimärischer Begriff sein soll; hiemit stimmt die gemeine Menschenvernunft in ihrer praktischen Beurtheilung auch vollkommen überein und hat das gedachte Princip jederzeit vor Augen.

Die Frage sei z. B.: darf ich, wenn ich im Gedränge bin, nicht ein Versprechen thun, in der Absicht, es nicht zu halten? Ich mache hier leicht den Unterschied, den die Bedeutung der Frage haben kann, ob es klüglich, oder ob es pflichtmäßig sei, ein falsches Versprechen zu thun. Das *Erstere* kann ohne Zweifel öfters stattfinden. Zwar sehe ich wohl, daß es nicht genug sei, mich vermittelst dieser Ausflucht aus einer gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, sondern wohl überlegt werden müsse, ob mir aus dieser Lüge nicht hinterher viel größere Ungelegenheit entspringen könne, als die sind, von denen ich mich jetzt befreie, und da die Folgen bei aller meiner vermeinten *Schlauigkeit* nicht so leicht vorauszusehen sind, daß nicht ein einmal verlornes Zutrauen mir weit nachtheiliger werden könnte, als alles Uebel, das ich jetzt zu vermeiden gedenke, ob es nicht *klüglicher* gehandelt sei, hiebei nach einer allgemeinen Maxime zu verfahren und es sich zur Gewohnheit zu machen, nichts zu versprechen, als in der Absicht, es zu halten. Allein es leuchtet mir hier bald ein, daß eine solche Maxime doch immer nur die besorglichen Folgen zum Grunde habe. Nun ist es doch etwas ganz Anderes, aus Pflicht wahrhaft zu sein, als aus Besorgniß der nachtheiligen Folgen, indem im ersten Falle der Begriff der Handlung an sich selbst schon ein Gesetz für mich enthält, im zweiten ich mich allererst anderwärtsher umsehen muß, welche Wirkungen für mich wohl damit verbunden sein möchten. Denn wenn ich von dem Princip der Pflicht abweiche, so ist es ganz gewiß böse; werde ich aber meiner Maxime der Klugheit abtrünnig, so kann das mir doch manchmal sehr vortheilhaft sein, wiewohl es freilich sicherer ist, bei ihr zu bleiben. Um indessen mich in Ansehung der Beantwortung dieser Aufgabe, ob ein lügenhaftes Versprechen pflichtmäßig sei, auf die allerkürzeste und doch untrügliche Art zu belehren, so frage ich mich selbst: würde ich wohl damit zufrieden sein, daß meine Maxime (mich durch ein unwahres Versprechen aus Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines Gesetz (sowohl für mich, als Andere) gelten solle? und würde ich wohl zu mir sagen können: es mag Jedermann ein unwahres Versprechen thun, wenn er sich in Verlegenheit befindet, daraus er sich auf andere Art nicht ziehen kann? So werde ich bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein allgemeines Gesetz zu lügen gar nicht wollen könne, denn nach einem solchen würde es eigentlich gar kein Versprechen geben, weil es vergeblich wäre, meinen Willen in Ansehung meiner künftigen Handlungen Anderen vorzugeben, die diesem Vorgeben doch nicht glauben, oder, wenn sie es übereilter Weise thäten, mich doch mit gleicher Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime, sobald sie zum allgemeinen Gesetze gemacht würde, sich selbst zerstören müsse.

Was ich also zu thun habe, damit mein Wollen gut sei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit. Unerfahren in Ansehung des Weltlaufs, unfähig, auf alle sich ereignende Vorfälle desselben gefaßt zu sein, frage ich nur: kannst du auch wollen, daß deine Maxime ein allgemeines Gesetz werde? wo nicht, so ist sie verwerflich, und das zwar nicht um eines dir, oder auch Anderen daraus bevorstehenden Nachtheils willen, sondern weil sie nicht als Princip in eine mögliche allgemeine Gesetzgebung passen kann; für diese aber zwingt mir die Vernunft unmittelbare Achtung ab, von der ich zwar jetzt noch nicht *einsehe*, worauf sie sich gründe (welches der Philosoph untersuchen mag), wenigstens aber doch so viel verstehe: daß es eine Schätzung des Werthes sei, welcher allen Werth dessen, was durch Neigung angepriesen wird, weit überwiegt, und daß die Nothwendigkeit meiner Handlungen aus *reiner* Achtung für's praktische Gesetz dasjenige sei, was die Pflicht ausmacht, der jeder andere Bewegungsgrund weichen muß, weil sie die Bedingung eines *an sich* guten Willens ist, dessen Werth über Alles geht.

Wenn wir unseren bisherigen Begriff der Pflicht

aus dem gemeinen Gebrauche unserer praktischen Vernunft gezogen haben, so ist daraus keineswegs zu schließen, als hätten wir ihn als einen Erfahrungsbegriff behandelt. Vielmehr, wenn wir auf die Erfahrung vom Thun und Lassen der Menschen Acht haben, treffen wir häufige und, wie wir selbst einräumen, gerechte Klagen an, daß man von der Gesinnung, aus reiner Pflicht zu handeln, so gar keine sicheren Beispiele anführen könne, daß, wenn gleich Manches dem, was Pflicht gebietet, **gemäß** geschehen mag, dennoch es immer noch zweifelhaft sei, ob es eigentlich **aus Pflicht** geschehe und also einen moralischen Werth habe. Daher es zu aller Zeit Philosophen gegeben hat, welche die Wirklichkeit dieser Gesinnung in den menschlichen Handlungen schlechterdings abgeleugnet und Alles der mehr oder weniger verfeinerten Selbstliebe zugeschrieben haben, ohne doch deswegen die Richtigkeit des Begriffs von Sittlichkeit in Zweifel zu ziehen, vielmehr mit inniglichem Bedauern der Gebrechlichkeit und Unlauterkeit der menschlichen Natur Erwähnung thaten, die zwar edel genug sei, sich eine so achtungswürdige Idee zu ihrer Vorschrift zu machen, aber zugleich zu schwach, um sie zu befolgen, und die Vernunft, die ihr zur Gesetzgebung dienen sollte, nur dazu braucht, um das Interesse der Neigungen, es sei einzeln, oder, wenn es hoch kommt, in ihrer größten Verträglichkeit unter einander zu besorgen.

In der That ist es schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger Gewißheit auszumachen, da die Maxime einer sonst pflichtmäßigen Handlung lediglich auf moralischen Gründen und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruht habe. Denn es ist zwar bisweilen der Fall, daß wir bei der schärfsten Selbstprüfung gar nichts antreffen, was außer dem moralischen Grunde der Pflicht mächtig genug hätte sein können, uns zu dieser oder jener guten Handlung und so großer Aufopferung zu bewegen; es kann aber daraus gar nicht mit Sicherheit geschlossen werden, daß wirklich gar kein geheimer Antrieb der Selbstliebe, unter der bloßen Vorspiegelung jener Idee, die eigentliche bestimmende Ursache des Willens gewesen sei, dafür wir denn gern uns mit einem uns fälschlich angemaßten edleren Bewegungsgrunde schmeicheln, in der That aber selbst durch die angestrengteste Prüfung hinter die geheimen Triebfedern niemals völlig kommen können, weil, wenn vom moralischen Werthe die Rede ist, es nicht auf die Handlungen ankommt, die man sieht, sondern auf jene inneren Principien derselben, die man nicht sieht.

Man kann auch denen, die alle Sittlichkeit als bloßes Hirngespinnst einer durch Eigendünkel sich selbst übersteigenden menschlichen Einbildung verlachen, keinen gewünschteren Dienst thun, als ihnen einzuräumen, daß die Begriffe der Pflicht (sowie man sich auch aus Gemächlichkeit gern überredet, daß es auch mit allen übrigen Begriffen bewandt sei) lediglich aus der Erfahrung gezogen werden müßten; denn da bereitet man jenen einen sicheren Triumph. Ich will aus Menschenliebe einräumen, daß noch die meisten unserer Handlungen pflichtmäßig seien; sieht man aber ihr Dichten und Trachten näher an, so stößt man allenthalben auf das liebe Selbst, was immer hervorsticht, worauf, und nicht auf das strenge Gebot der Pflicht, welches mehrmalen Selbstverleugnung erfordern würde, sich ihre Absicht stützt. Man braucht auch eben kein Feind der Tugend, sondern nur ein kaltblütiger Beobachter zu sein, der den lebhaftesten Wunsch für das Gute nicht sofort für dessen Wirklichkeit hält, um (vornehmlich mit zunehmenden Jahren und einer durch Erfahrung theils gewitzigten, theils zum Beobachten geschärften Urtheilskraft) in gewissen Augenblicken zweifelhaft zu werden, ob auch wirklich in der Welt irgend wahre Tugend angetroffen werde. Und hier kann uns nun nichts vor dem gänzlichen Abfall von unseren Ideen der Pflicht bewahren und gegründete Achtung gegen ihr Gesetz in der Seele erhalten, als die klare Ueberzeugung, daß, wenn es auch niemals Handlungen gegeben habe, die aus solchen reinen Quellen entsprungen wären, dennoch hier auch davon gar nicht die Rede sei, ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was geschehen soll, mithin Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gegeben hat, an deren Thunlichkeit sogar der, so Alles auf Erfahrung gründet, sehr zweifeln möchte, dennoch durch Vernunft unnachläßlich geboten seien, und daß z. B. reine Redlichkeit in der Freundschaft um nichts weniger von jedem Menschen gefordert werden könne, wenn es gleich bis jetzt gar keinen redlichen Freund gegeben haben möchte, weil diese Pflicht als Pflicht überhaupt, vor aller Erfahrung, in der Idee einer den Willen durch Gründe *a priori* bestimmenden Vernunft liegt.

Setzt man hinzu, daß, wenn man dem Begriffe von Sittlichkeit nicht gar alle Wahrheit und Beziehung auf irgend ein mögliches Object bestreiten will, man nicht in Abrede ziehen könne, daß sein Gesetz von so ausgebreiteter Bedeutung

sei, daß es nicht bloß für Menschen, sondern alle vernünftige Wesen überhaupt, nicht bloß unter zufälligen Bedingungen und mit Ausnahmen, sondern schlechterdings nothwendig gelten müsse; so ist klar, daß keine Erfahrung, auch nur auf die Möglichkeit solcher apodiktischen Gesetze zu schließen, Anlaß geben könne. Denn mit welchem Rechte können wir das, was vielleicht nur unter den zufälligen Bedingungen der Menschheit gültig ist, als allgemeine Vorschrift für jede vernünftige Natur, in unbeschränkte Achtung bringen, und wie sollen Gesetze der Bestimmung unseres Willens für Gesetze der Bestimmung des Willens eines vernünftigen Wesens überhaupt und, nur als solche, auch für den unserigen gehalten werden, wenn sie bloß empirisch wären und nicht völlig *a priori* aus reiner, aber praktischer Vernunft ihren Ursprung nähmen?

Man könnte auch der Sittlichkeit nicht übler rathen, als wenn man sie von Beispielen entlehnen wollte. Denn jedes Beispiel, was mir davon vorgestellt wird, muß selbst zuvor nach Principien der Moralität beurtheilt werden, ob es auch würdig sei, zum ursprünglichen Beispiele, d. i. zum Muster zu dienen; keinesweges aber kann es den Begriff derselben zu oberst an die Hand geben. Selbst der Heilige des Evangelii muß zuvor mit unserem Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt; auch sagt er von sich selbst: was nennt ihr mich (den ihr sehet) gut? Niemand ist gut (das Urbild des Guten), als der einige Gott (den ihr nicht sehet). Woher haben wir aber den Begriff von Gott, als dem höchsten Gut? Lediglich aus der Idee, die die Vernunft *a priori* von sittlicher Vollkommenheit entwirft und mit dem Begriffe eines freien Willens unzertrennlich verknüpft. Nachahmung findet im Sittlichen gar nicht statt, und Beispiele dienen nur zur Aufmunterung, d. i. sie setzen die Thunlichkeit dessen, was das Gesetz gebietet, außer Zweifel, sie machen das, was die praktische Regel allgemeiner ausdrückt, anschaulich, können aber niemals berechtigen, ihr wahres Original, das in der Vernunft liegt, bei Seite zu setzen und sich nach Beispielen zu richten.

Wenn es denn keinen echten obersten Grundsatz der Sittlichkeit gibt, der nicht unabhängig von aller Erfahrung bloß auf reiner Vernunft beruhen müßte, so glaube ich, es sei nicht nöthig, auch nur zu fragen, ob es gut sei, diese Begriffe, sowie sie, sammt den ihnen zugehörigen Principien, *a priori* feststehen, im Allgemeinen (*in abstracto*) vorzutragen, wofern das Erkenntniß sich vom gemeinen unterscheiden und philosophisch heißen soll. Aber in unseren Zeiten möchte dieses wohl nöthig sein. Denn wenn man Stimmen sammelte, ob reine von allem Empirischen abgesonderte Vernunfterkenntniß, mithin Metaphysik der Sitten, oder populäre praktische Philosophie vorzuziehen sei, so erräth man bald, auf welche Seite das Uebergewicht fallen werde.

Diese Herablassung zu Volksbegriffen ist allerdings sehr rühmlich, wenn die Erhebung zu den Principien der reinen Vernunft zuvor geschehen und zur völligen Befriedigung erreicht ist, und das würde heißen, die Lehre der Sitten zuvor auf Metaphysik gründen, ihr aber, wenn sie feststeht, nachher durch Popularität Eingang verschaffen. Es ist aber äußerst ungereimt, dieser in der ersten Untersuchung, worauf alle Richtigkeit der Grundsätze ankommt, schon willfahren zu wollen. Nicht allein, daß dieses Verfahren auf das höchst seltene Verdienst einer wahren philosophischen Popularität niemals Anspruch machen kann, indem es gar keine Kunst ist, gemeinverständlich zu sein, wenn man dabei auf alle gründliche Einsicht Verzicht thut, so bringt es einen ekelhaften Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halbvernünftelnden Principien zum Vorschein, daran sich schale Köpfe laben, weil es doch etwas gar Brauchbares für's alltägliche Geschwätz ist, wo Einsehende aber Verwirrung fühlen und unzufrieden, ohne sich doch helfen zu können, ihre Augen wegwenden, obgleich Philosophen, die das Blendwerk ganz wohl durchschauen, wenig Gehör finden, wenn sie auf einige Zeit von der vorgeblichen Popularität abrufen, um nur allererst nach erworbener bestimmter Einsicht mit Recht populär sein zu dürfen.

Man darf nur die Versuche über die Sittlichkeit in jenem beliebten Geschmacke ansehen, so wird man bald die besondere Bestimmung der menschlichen Natur (mitunter aber auch die Idee von einer vernünftigen Natur überhaupt), bald Vollkommenheit, bald Glückseligkeit, hier moralisches Gefühl, dort Gottesfurcht, von diesem Etwas, von jenem auch Etwas, in wunderbarem Gemische antreffen, ohne daß man sich einfallen läßt, zu fragen, ob auch überall in der Kenntniß der menschlichen Natur (die wir doch nur von der Erfahrung herhaben können) die Principien der Sittlichkeit zu suchen seien, und, wenn dieses nicht ist, wenn die letztere völlig *a priori*, frei von allem Empirischen, schlechterdings in reinen Vernunftbegriffen und nirgends anders, auch nicht dem mindesten Theile nach, anzutreffen seien, den Anschlag zu fassen, diese Untersuchung als reine praktische Weltweisheit oder (wenn man

einen so verschrieenen Namen nennen darf) als Metaphysik [2]) der Sitten, lieber ganz abzusondern, sie für sich allein zu ihrer ganzen Vollständigkeit zu bringen, und das Publicum, das Popularität verlangt, bis zum Ausgange dieses Unternehmens zu vertrösten.

Es ist aber eine solche völlig isolirte Metaphysik der Sitten, die mit keiner Anthropologie, mit keiner Theologie, mit keiner Physik oder Hyperphysik, noch weniger mit verborgenen Qualitäten (die man hypophysisch nennen könnte) vermischt ist, nicht allein ein unentbehrliches Substrat aller theoretischen sicher bestimmten Erkenntniß der Pflichten, sondern zugleich ein Desiderat von der höchsten Wichtigkeit zur wirklichen Vollziehung ihrer Vorschriften. Denn die reine und mit keinem fremden Zusatze von empirischem Anreizen vermischte Vorstellung der Pflicht, und überhaupt des sittlichen Gesetzes, hat auf das menschliche Herz durch den Weg der Vernunft allein (die hiebei zuerst inne wird, daß sie für sich selbst auch praktisch sein kann) einen so viel mächtigeren Einfluß, als alle andern Triebfedern, die man aus dem empirischen Felde aufbieten mag, daß sie im Bewußtsein ihrer Würde die letzteren verachtet und nach und nach ihr Meister werden kann, an dessen Statt eine vermischte Sittenlehre, die aus Triebfedern von Gefühlen und Neigungen und zugleich aus Vernunftbegriffen zusammengesetzt ist, das Gemüth zwischen Bewegursachen, die sich unter kein Princip bringen lassen, die nur sehr zufällig zum Guten, öfters aber auch zum Bösen leiten können, schwankend machen muß.

Aus dem Angeführten erhellt: daß alle sittliche Begriffe völlig *a priori* in der Vernunft ihren Sitz und Ursprung haben, und dieses zwar in der gemeinsten Menschenvernunft ebensowohl, als der im höchsten Maße speculativen; daß sie von keinem empirischen und darum bloß zufälligen Erkenntnisse abstrahirt werden können; daß in dieser Reinigkeit ihres Ursprungs eben ihre Würde liege, um uns zu obersten praktischen Principien zu dienen; daß man jedesmal so viel, als man Empirisches hinzuthut, so viel auch ihrem echten Einflusse und dem uneingeschränkten Werthe der Handlungen entziehe; daß es nicht allein die größte Nothwendigkeit in theoretischer Absicht, wenn es bloß auf Speculation ankommt, erfordere, sondern auch von der größten praktischen Wichtigkeit sei, ihre Begriffe und Gesetze aus reiner Vernunft zu schöpfen, rein und unvermengt vorzutragen, ja den Umfang dieses ganzen praktischen oder reinen Vernunfterkenntnisses, d. i. das ganze Vermögen der reinen praktischen Vernunft zu bestimmen, hierin aber nicht, wie es wohl die speculative Philosophie erlaubt, ja gar bisweilen nothwendig findet, die Principien von der besonderen Natur der menschlichen Vernunft abhängig zu machen, sondern darum, weil moralische Gesetze für jedes vernünftige Wesen überhaupt gelten sollen, sie schon aus dem allgemeinen Begriffe eines vernünftigen Wesens überhaupt abzuleiten, und auf solche Weise alle Moral, die zu ihrer Anwendung auf Menschen der Anthropologie bedarf, zuerst unabhängig von dieser als reine Philosophie, d. i. als Metaphysik, vollständig (welches sich in dieser Art ganz abgesonderter Erkenntnisse wohl thun läßt) vorzutragen, wohl bewußt, daß es, ohne im Besitze derselben zu sein, vergeblich sei, ich will nicht sagen, das Moralische der Pflicht in Allem, was pflichtmäßig ist, genau für die speculative Beurtheilung zu bestimmen, sondern sogar im bloß gemeinen und praktischen Gebrauche, vornehmlich der moralischen Unterweisung, unmöglich sei, die Sitten auf ihre echten Principien zu gründen und dadurch reine moralische Gesinnungen zu bewirken und zum höchsten Weltbesten den Gemüthern einzupfropfen.

[1]) Maxime ist das subjective Princip des Wollens; das objective Princip (d. i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjectiv zum praktischen Princip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesetz.

[2]) Man kann, wenn man will (sowie die reine Mathematik von der angewandten, die reine Logik von der angewandten unterschieden wird, also) die reine Philosophie der Sitten (Metaphysik) von der angewandten (nämlich auf die menschliche Natur) unterscheiden. Durch diese Benennung wird man auch sofort erinnert, daß die sittlichen Principien nicht auf die Eigenheiten der menschlichen Natur gegründet, sondern für sich *a priori* bestehend sein müssen, aus solchen aber, wie für jede vernünftige Natur, also auch für die menschliche, praktische Regeln müssen abgeleitet werden können.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Abstracte ethische Wissenschaften.

A. Psychologie.

65. Zur Geschichte der Psychologie.

(*M. W. Drobisch*, Empirische Psychologie [1842] S. 298—302 und 308—313.)

Als Vater der in ein System gebrachten Seelenvermögen ist Aristoteles zu betrachten, mit dessen allgemeinem metaphysischen Begriffssystem diese Lehre genau zusammenhängt. Er geht (*de anima II*), nach unsrer Weise zu reden, zunächst auf eine allgemeine und vergleichende Psychologie aus, indem er in den Kreis seiner Betrachtungen nicht bloß den Menschen, sondern auch die Thiere und sogar die Pflanzen zieht, woraus erhellt, daß sein Begriff des Beseelten (*ἔμψυχον*) im Wesentlichen mit dem unserigen vom Lebendigen zusammenfallen muß. Daher ist ihm die Seele der Anfang, das Wesen, die Ursache, der Zweck des Lebendigen, — das Lebensprincip, oder, wie er sie kürzer definirt, die erste Thätigkeit des organischen Naturkörpers, wenn man anders das unübersetzbare *ἐντελέχεια* durch „Thätigkeit" geben darf. Die Seele hat Vermögen (*δύναμεις*), die auch Theile der Seele (*μόρια τῆς ψυχῆς*) genannt werden, sich aber zur Thätigkeit dieser selbst nur verhalten, wie die Möglichkeit oder Fähigkeit zur Wirklichkeit (Gegensatz zwischen *δύναμις* und *ἐνέργεια* oder *ἐντελέχεια*)[1]. Es werden fünf Vermögen aufgezählt: das Ernährungsvermögen (*θρεπτικὸν μόριον*), das Empfindungs- (*αἰσθητικὸν*), Begehrungs- (*ὀρεκτικὸν*), Ortsveränderungs- (*κινητικὸν κατὰ τόπον*) und Denkvermögen (*διανοητικόν*). Nur im Menschen kommen alle diese Vermögen vereinigt vor. Ueberall aber, wo sich in einem Thier eins derselben findet, da sind auch alle diejenigen vorhanden, die in der vorstehenden Aufzählung ihm der Reihe nach vorhergehen. Das Ernährungsvermögen ist das erste und allgemeinste, durch welches alle organische Körper Leben erhalten. Ohne Verbindung mit den übrigen findet es sich nur bei den Pflanzen, in Verbindung mit dem zunächst angrenzenden Empfindungsvermögen bei den übrigen organischen Körpern. Sein Geschäft ist Ernährung und Fortpflanzung. — Durch das Empfindungsvermögen nimmt die Seele nur die Form, nicht die Materie des außer ihr vorhandenen Empfindbaren auf, wie das Wachs das Gepräge des Siegels (im geraden Gegensatz zu Kant, wo die Seele in ihren angestammten Formen das Siegel zum Wachs der Empfindung hergibt), und wird dadurch dem Empfindbaren, dem es zuvor unähnlich war, ähnlich. Es geschieht dies durch die fünf Sinne, von denen nur das Gefühl allen Thieren gemein ist. Die Wahrnehmungen durch die Sinne sind von dreierlei Art: 1) solche, die nur Einem Sinne eigen sind, z. B. das Sehen einer Farbe oder das Hören eines Geräusches; 2) die mehreren oder allen gemein sind, wie Bewegung, Ruhe, Zahl, Gestalt, Größe; 3) solche, die nicht sowohl empfunden als mittelbar (*κατὰ συμβεβηκὸς*, *per accidens*) erkannt werden, z. B. »daß dieses Weiße der Sohn des Diares ist.« Jeder Sinn empfindet nicht nur etwas, sondern auch daß er empfindet, ist also, nach dem heutigen psychologischen Sprachgebrauch, sein eigener innerer Sinn[2]. — Wo das Empfindungsvermögen vorkommt, da findet sich auch das Begehrungsvermögen. Dieses ist nämlich theils Begierde (*ἐπιθυμία*), theils Affect (*θυμός*), theils Wille (*βούλησις*). Wo nun Empfindung ist, da ist auch Lust und Schmerz, Angenehmes und Unangenehmes; wo aber dieses, da ist auch Begierde, denn diese ist das Begehren des Angenehmen. — Zwischen dem Empfindungs- und dem Denkvermögen steht die Phantasie, und zwar in der Weise, daß es ohne sie kein Denken gibt, sie selbst aber ohne den Sinn auch nicht vorhanden wäre. Doch ist sie kein

besonderes Vermögen (daher man hier φαντασία nicht Einbildungskraft übersetzen darf), sondern eine von der Wirkung der Sinne zurückgelassene Bewegung. Noch weniger als die Phantasie ist das Gedächtniß ein besonderes Vermögen, denn es gehört der Phantasie zu. Unmittelbar kann nur Erinnerung an Empfindbares statt haben; Erinnerung an Gedachtes ist nie ohne Bilder (φαντάσματα), daher mittelbar (κατὰ συμβεβηκός). Uebrigens ist die Erinnerung theils unwillkürlich (μνήμη), theils absichtlich (ἀνάμνησις). — Das Denk- und Erkenntnißvermögen (διανοητικὸν) heißt auch νοῦς, was bald durch Verstand, bald durch Vernunft übersetzt werden muß, da diese beiden Vermögen bei Aristoteles nicht getrennt werden. Das Denkvermögen ist selbständig wie der Sinn, den es voraussetzt; da es aber für jede Art von Gedankenformen der Dinge geschickt sein muß, bevor es wirklich zum Denken kommt, so ist es nur als Vermögen, als Fähigkeit (δυνάμει) vorhanden und besitzt kein körperliches Organ. Der Sinn gibt der Phantasie, diese dem Denkvermögen den Stoff; doch sind Gedanken (νοητὰ εἴδη), obgleich nicht ohne Phantasiebilder (φαντάσματα), doch von diesen sowohl als von den sinnlichen Wahrnehmungen (αἰσθητὰ εἴδη) verschieden. Der Sinn erkennt die Formen des Empfindbaren, das Denkvermögen die Formen der Formen, die Natur der Dinge selbst; es ist daher theils leidend, theils thätig, als Ersteres mit den übrigen Vermögen der Seele und des Leibes verbunden und daher vergänglich, als Letzteres trennbar und unsterblich. Noch unterscheidet Aristoteles theoretischen und praktischen νοῦς (Vernunft). Die Schlüsse des Erstern bezwecken Erkenntniß, die des Letztern gehen auf eine Handlung. Mittels der Phantasie nimmt der νοῦς das Künftige wahr, um Entschlüsse fassen zu können. Ueberhaupt nimmt die Phantasie in Beziehung auf ihn im Menschen dieselbe Stelle ein, wie der Sinn in den Thieren. — Vom Ortsveränderungsvermögen sagt Aristoteles, daß es weder in dem Ernährungs-, noch in dem Empfindungs-, noch in dem Denkvermögen allein seinen Sitz habe, auch sei es nicht ein Begehren, dem durch die Bewegung unaufhörlich Folge geleistet werde. Zweierlei scheine vorzüglich Ortsveränderung zu veranlassen: Begierde und praktische Vernunft. Von dem, was als ein wahres Gut von der Vernunft erkannt, oder auch nur als ein scheinbares von der Phantasie vorgestellt werde, gehe die Anregung zur Bewegung aus. Obgleich die in die Zukunft schauende Vernunft häufig mit der nur mit dem Gegenwärtigen beschäftigten Begierde im Streit ist, so ist doch immer das Begehrte dasjenige, was den Willen antreibt. Dieses nun ist ohne Bewegung, die Begierde dagegen bewegt und wird bewegt, der Körper endlich wird nur bewegt. In der Phantasie, die entweder durch die Vernunft gezügelt, oder nur durch die Sinne aufgeregt wird, liegt der stärkste Antrieb zur Begierde. In den mit Phantasie begabten Thieren gibt es eine dreifache Art der Entstehung der Bewegung: entweder beherrscht die Vernunft die Begierde, oder die Begierde ist stärker als die Vernunft, oder eine Begierde erregt die andere. — Daß hier überall dem Aristoteles der Begriff der Ortsveränderung mit dem des Handelns, dessen Bedingung jene allerdings ist, nahe zusammenfällt, geht von selbst hervor. Er bemerkt endlich noch, daß alle Thiere, die sich selbst bewegen, auch alle fünf Sinne haben.

Bei Kant finden wir in der Hauptsache die Wolff'schen Seelenvermögen wieder, zwar mit mancherlei Veränderungen, besonders in der Erklärung ihres Zusammenhangs, doch mit im Wesentlichen unveränderter Grundlage. Muß es anerkannt werden, daß sich hier ein weit tieferes Streben kund gibt, die Seelenvermögen als Glieder eines Organismus aufzuweisen, so vermißt man es doch andererseits sehr, daß Kant der Psychologie kein eigenes Werk gewidmet hat, sondern die psychologischen Begriffe einerseits als bekannt voraussetzte und als solche bei seinen kritisch-metaphysischen Untersuchungen in Anwendung brachte, andererseits damit doch mancherlei Veränderungen vornahm, die er aber nur gelegentlich anzumerken pflegte, und die, auch sorgfältig zusammengefaßt, doch kein sehr befriedigendes Bild von seiner Grundanschauung des geistigen Lebens geben, die keineswegs von der Wolff'schen wesentlich unterschieden ist, und der höheren Einheit sehr ermangelt. Diese Lehre von den Seelenvermögen scheint er für etwas so Unbedenkliches, wahrhaft Thatsächliches gehalten zu haben, daß er, der sich in der Metaphysik weder mit einer Kritik der Systeme, noch der allgemeinen philosophischen Begriffe begnügen, sondern durch Kritik des Erkenntnißvermögens dem Baume die Axt an die Wurzel legen wollte, nicht einmal die Frage aufwarf, ob ein solches Vermögen auch ein wahrhaft gegebenes oder nicht vielmehr nur ein erdachtes sei. Hier war seine Kritik zu Ende, und sein Philosophiren ruhte ganz auf der überlieferten Gewohnheit.

Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der Kant'schen Lehre von den Seelenvermögen möchten etwa folgende sein. Zuvörderst wird von dem Erkenntniß- und Begehrungsvermögen

unterschieden das Gefühl der Lust und Unlust, als das Mittelglied zwischen Beiden[3]), und bemerkt, daß alle Seelen-Vermögen oder -Fähigkeiten auf diese drei zurückgeführt werden können, die sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen[4]). — Was sodann das Erkenntnißvermögen insbesondere betrifft, so gehören zu ihm Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft. Sinnlichkeit ist die Fähigkeit, Vorstellungen durch die Art, wie wir von den Gegenständen afficirt werden, zu bekommen. Vermittelst derselben also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen. Die Materie der Sinnlichkeit gibt die Empfindungen, die Formen Raum und Zeit, jener für die äußeren Sinne, dieser für den inneren Sinn. Gelangt die Sinnlichkeit, mittelst der Receptivität zu Anschauungen der Gegenstände, so kommt der Verstand, als das Vermögen Vorstellungen selbst hervorzubringen, durch Spontaneität zu Begriffen, durch welche jene gedacht werden. Alles Denken aber muß sich, es sei geradezu oder im Umschweife vermittelst gewisser Merkmale, zuletzt auf Anschauungen, mithin auf Sinnlichkeit beziehen, durch die ihm der mannigfaltige Stoff gegeben wird. Dieser Stoff muß aber erst auf gewisse Weise durchgegangen, aufgenommen und verbunden werden, um daraus eine Erkenntniß zu machen. Die Handlung, wodurch dies geschieht, heißt Synthesis. Sie ist empirisch oder rein, je nachdem der Stoff durch die empirische Anschauung der Sinne, oder durch die reine Anschauung in Zeit und Raum gegeben ist. Sie ist in beiden Fällen die Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden, obgleich unentbehrlichen Function der Seele, des Vermögens, einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart in der Anschauung darzustellen. Da nun alle Anschauung sinnlich ist, so gehört die Einbildungskraft der Sinnlichkeit. Sie ist ferner entweder productive, die aller Erfahrung vorangeht, oder reproductive, welche vorher gehabte empirische Anschauungen nach Gesetzen der Association „ins Gemüth“ d. h. ins Bewußtsein zurückbringt. Sofern sie auch willkürlich Einbildungen hervorbringt, heißt sie Phantasie. Die Synthesis der Einbildungskraft auf Begriffe zu bringen, ist eine Function, die dem Verstande zukommt, und reine Synthesis, allgemein vorgestellt, gibt den Verstandesbegriff. Der Verstand überhaupt ist das Vermögen zu urtheilen, nämlich zu denken, d. i. durch Begriffe zu erkennen. Nach seinem logischen Gebrauch bringt er die Vorstellungen unter Begriffe, nach seinem transcendentalen Gebrauch aber bringt er die reine Synthesis der Vorstellungen auf Begriffe, und dieselbe Function, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheile Einheit gibt, gibt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche Einheit, allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt. So entspringen, den logischen Functionen des Urtheilens entsprechend, die reinen Verstandesbegriffe der Kategorieen, welche bloße Gedankenformen sind. Nach Kant besitzt der Verstand sein eignes vom innern Sinne wohl zu unterscheidendes Bewußtsein, die reine oder ursprüngliche Apperception[5]). Sie ist »dasjenige Selbstbewußtsein, was die Vorstellung: Ich denke, hervorbringt, die alle andere Vorstellungen muß begleiten können«[6]), ein Bewußtsein dessen, was der Mensch thut, indeß der innere Sinn dagegen ein Bewußtsein dessen ist, was er leidet, wie er durch sein eigenes Gedankenspiel afficirt wird. — Dies Alles kommt nun dem Verstande im weiteren Sinne zu. Verstand im engeren Sinne dagegen ist das Vermögen der Regeln, dem im transcendenten Gebrauch die Kategorieen als Stammbegriffe angehören. Als Vermögen, unter die Regeln zu subsumiren, kommt hierzu die Urtheilskraft, durch welche die Grundsätze der Anwendung der Kategorieen auf die Erfahrung entstehen. Endlich die Vernunft, die in formeller, syllogistischer, wie in transcendentaler Beziehung erklärt wird, als das Vermögen der Principien. Wie der Verstand im engeren Sinne ein Vermögen der Einheit der Erscheinungen vermittelst der Regeln, so ist die Vernunft das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Principien. Sie geht also niemals zunächst auf Erfahrung oder irgend einen Gegenstand, sondern auf den Verstand, um den mannigfaltigen Erkenntnissen desselben Einheit *a priori* durch Begriffe zu geben, welche Vernunfteinheit heißen kann, und von ganz anderer Art ist als die, welche vom Verstande geleistet werden mag.

In Absicht auf Gefühle und Begehrungen ist Kant in der Erörterung der sie hervorbringenden Vermögen weit kürzer, ohne Zweifel, weil ihm theils sein kritisches Geschäft hierin zu größerer Ausführlichkeit keine Veranlassung gab, theils weil ihm in der Hauptsache die gangbare empirische Psychologie genügte. — Die Absonderung der Gefühle der Lust und Unlust von den Begehrungen hatte bei ihm doch nicht die Annahme eines allgemeinen Gefühlsvermögens, einer späteren Erfindung, zur Folge. Man kann, sagt er, die Gefühle der Lust und Unlust durch die Wirkung

erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen, ist mir unangenehm, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten, ist mir angenehm. Das Gefühl soll hiernach auf den Antrieb, also auf Begehren und Verabscheuen zurückgeführt werden, und sein Bewußtsein wird durch den inneren Sinn vermittelt. Nur die ästhetische Urtheilskraft wird in dieser Sphäre als ein besonderes Vermögen, Dinge nach einer Regel, aber nicht nach Begriffen zu beurtheilen, hervorgehoben und von dem Erkenntnißvermögen als etwas Eigenthümliches getrennt. — Hinsichtlich des Begehrungsvermögens endlich bestreitet Kant mit vollem Rechte den Unterscheidungsgrund zwischen dem untern und obern, welcher davon hergenommen ist, daß die Vorstellungen, die mit dem Gefühl der Lust verbunden sind, in den Sinnen oder dem Verstande ihren Ursprung haben, indem er bemerkt, daß es bei den Bestimmungsgründen des Begehrens durch Angenehmes durchaus nicht auf den Ursprung der Vorstellung des Letzteren, sondern nur darauf ankomme, wie viel und großes Vergnügen eine solche auf die längste Zeit verschaffe. Das obere Begehrungsvermögen ist ihm aber allein die praktische Vernunft. Von dieser sagt er: reine Vernunft muß für sich allein praktisch sein, d. i. ohne Voraussetzung irgend eines Gefühls, mithin ohne Vorstellung des Angenehmen oder Unangenehmen als der Materie des Begehrungsvermögens, die jederzeit eine empirische Bedingung der Principien ist, durch die bloße Form der praktischen Regel den Willen bestimmen können. Alsdann ist Vernunft nur, sofern sie für sich selbst den Willen bestimmt (nicht im Dienste der Neigungen ist, ein wahres oberes Begehrungsvermögen, dem das pathologisch bestimmbare untergeordnet ist, und wirklich, ja specifisch von diesem unterschieden. Die Vernunft bestimmt in einem praktischen Gesetz unmittelbar den Willen, nicht vermittelst eines dazwischen kommenden Gefühls der Lust und Unlust, selbst nicht an diesem Gesetze. — Frei ist endlich der Wille im negativen Sinne, sofern er unabhängig von dem Naturgesetz der Erscheinungen, nämlich dem der Causalität gedacht werden muß. Freiheit im positiven Sinne ist die eigene Gesetzgebung der praktischen Vernunft. Gegen die Meinung aber, daß Freiheit nach empirischen Principien, wie jedes andere Naturvermögen erklärt werden könne und als psychologische Eigenschaft zu betrachten sei, zu deren Erklärung es lediglich auf eine genauere Untersuchung der Natur der Seele und der Triebfedern des Willens ankäme, — dagegen legt Kant feierlichen Protest ein.

[1]) *De anima II.*, 2. 7 ff. wird die Frage aufgeworfen und erörtert, ob jedes von diesen Vermögen die Seele oder nur ein Theil derselben sei, und wenn ein solcher, ob nur dem Begriffe oder auch dem Orte nach gesondert. Zur Antwort wird auf die Thiere (Polypen etc.) hingewiesen, die, wenn man sie zerschneidet, in ihren Theilen noch Bewegung und Empfindung zeigen, also auch Phantasie und Begierde haben müssen. Von Verstand und theoretischem Vermögen aber zeige sich nichts, sondern dies scheine eine eigene Gattung zu sein, und dies allein lasse sich also absondern wie das Unsterbliche vom Sterblichen, die anderen Theile der Seele seien nicht trennbar, sondern nur dem Begriffe nach verschieden.

[2]) Die Schwierigkeit dieser Annahme entgeht dem Scharfsinn des Aristoteles nicht, aber er entschließt sich dazu, weil er bemerkt, daß die Annahme eines besonderen Sinnes, um wahrzunehmen, daß man empfindet, auf eine unendliche Reihe (*εἰς ἄπειρον*) führt. *De anima III.* 2, 1.

[3]) Wir bedienen uns in der ganzen Darstellung, so viel wie möglich, der eigenen Worte Kant's.

[4]) Früher schon und, wie es scheint, zuerst hatte Joh. Nik. Tetens in seinen philosophischen Versuchen über den Menschen (2 Bde. Leipz. 1776. 77) drei Grundvermögen der Seele angenommen, nämlich 1) Gefühl, als Empfänglichkeit für die Eindrücke der Objecte und die unmittelbaren Seelenwirkungen; 2) Verstand, als Vermögen des Vorstellens und Denkens; 3) Willen, als Thätigkeitskraft.

[5]) Dies erinnert an Aristoteles, der (*de anima III*, 4) sagt: *καὶ αὐτὸς (ὁ νοῦς) δὲ αὐτὸν τότε δύναται νοεῖν.*

[6]) Kritik d. rein. Vern. §. 16 vergl. §. 24, wo der Unterschied des inneren Sinnes von der reinen Apperception eine weitere, freilich sehr dunkle Erläuterung erhält, wie es bei der Unhaltbarkeit der Unterscheidung nicht anders sein kann.

66. Zur Einleitung in die Psychologie.

(*J. F. Herbart*, Psychologie als Wissenschaft I. [1824] S. 4—17, 19—25.)

I. Von den Principien der Psychologie. Zuerst fragt der Leser nach den Principien, die ich zu Grunde legen und nach den Methoden, deren ich mich bedienen werde. Wobei sogleich zu bemerken, daß hier lediglich von Principien der Erkenntniß, das heißt, von Anfangspuncten des Wissens die Rede sein kann; keineswegs aber von Realprincipien, das heißt, Anfangspuncten des Seins und Geschehens. Denn wie, und ob überhaupt wir die letzteren zu erkennen vermögen, das ist eben die Frage; es ist keine Gewißheit, von der man ausgehen könnte. Und den Lehren, nach welchen es irgend ein Reales geben soll, das man unmittelbar und ursprünglich erkenne, steht die Thatsache entgegen, daß sie bezweifelt werden, da doch kein Zweifel möglich wäre, wenn durch irgend ein Princip des Wissens geradezu ein realer Gegenstand gewußt würde. Meinerseits benachrichtige ich den Leser, daß ich alle vorgebliche Identität von Ideal- und Realprincipien schlechthin leugne, und jede Behauptung der Art als einen Schlagbaum betrachte, wodurch der Weg zur Wahrheit gleich anfangs versperrt wird. Alles unmittelbar Gegebene ist Erscheinung; alle Kenntniß des Realen beruht auf der Einsicht, daß das Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn das Reale nicht wäre. Die Schlüsse aber von der Erscheinung auf das Reale beruhen nicht auf eingebildeten Formen des Anschauens und Denkens; — dergleichen Manche in dem Raume und der Zeit, ja sogar in dem Causalgesetze, oder noch allgemeiner in einem sogenannten Satze des Grundes zu finden glauben; dergestalt, daß sie diese Formen für zufällige Bedingungen halten, auf welche nun einmal das menschliche Erkenntnißvermögen beschränkt sei, während andere Vernunftwesen wohl eine andere Einrichtung ihres Denkens haben könnten. — Wer dieser Meinung zugethan ist, der verfährt consequent, wenn er die Schlüsse von der Erscheinung auf das Reale für ein bloßes Ereigniß in unserem Erkenntnißvermögen hält; der Fehler liegt aber daran, daß er die Formen des Denkens bloß empirisch kennt, ohne Einsicht in deren innere und unabänderliche Nothwendigkeit. Wäre ihm diese klar, so würde er auch richtigen Schlüssen vertrauen; und das Suchen nach einem höheren Standpuncte, auf welchem die einmal erkannte Wahrheit wohl wieder Irrthum werden möge, würde er als eine Träumerei betrachten, deren Ungereimtheit daraus entsteht, daß die Evidenz des Wachens verloren geht und vergessen wird. Diejenigen, welche auf verschiedenen Standpuncten Verschiedenes wahr fanden, hatten auf keinem richtig gesehen.

Eine zweite Bemerkung, die gleich hier nöthig scheint, betrifft das Verhältniß der Principien und Methoden. Beide bestimmen einander gegenseitig. Nämlich ein Princip soll die doppelte Eigenschaft besitzen, eigene Gewißheit ursprünglich zu haben, und andere Gewißheit zu erzeugen. Die Art und Weise, wie das letztere geschieht, ist die Methode. Daher richtet sich aber auch die Methode nach dem Princip, auf welches sie paßt; und ihm selbst muß sie abgewonnen werden. Der Denker, welcher in der Mitte seiner Beschäftigung mit einem (nicht willkürlichen, sondern gegebenen) Begriffe gewahr wird, daß dieser Begriff ihn nöthige, neue Begriffe an jenen anzuknüpfen, die zu ihm wesentlich gehören: derselbe findet, und erfindet eben dadurch die Methode, welche zu jenem Begriffe, als dem Princip, gehören wird. Ueber ein solches Verhältniß zwischen Methoden und den entsprechenden Principien lassen sich allgemeine Untersuchungen anstellen; aber in der reinen formalen Logik muß man dergleichen nicht suchen; denn eben weil diese von allem Inhalte der Begriffe abstrahirt, kann sie das Eigenthümliche besonderer Erkenntnißquellen, und die besondere Art, wie daraus geschöpft werden muß, nicht erreichen. Daher kann auch die Frage, wie Vieles aus einem einzigen Princip könne abgeleitet werden, nicht durch die allbekannte Bemerkung, daß zu einer logischen Conclusion wenigstens zwei Prämissen gehören, zurückgewiesen werden. Wer in der Philosophie gute Fortschritte machen will, der muß sich vor allen Dingen hüten, in der Form seines Denkens nicht einseitig zu werden und sich keiner beschränkten Angewöhnung zu überlassen. Fast jede Classe von Problemen hat ihr Eigenthümliches, sie verlangt neue Uebungen und Anstrengungen.

Hieraus erklärt sich's, daß oft die fruchtbarsten Principien lange Zeit ungenutzt liegen blieben. Man kennt sie in ihrer ersten Eigenschaft, nämlich daß sie an sich gewiß sind; aber man ist noch nicht aufmerksam geworden auf die zweite, vermöge deren sie neue Gewißheit erzeugen können. Und warum nicht? Weil man die dazu nöthige Methode nicht hat, und die derselben

angemessene Geistesrichtung und Uebung nicht besitzt.

Die Gefahr aber, daß vorhandene Principien ungenutzt bleiben, ist um desto größer, je mehr unsere Aufmerksamkeit getheilt wird, je mehr die Menge der Principien uns zerstreut; je unbestimmter sie vor unseren Augen gleichsam herum schweben; endlich je mannigfaltiger wir noch außer dem speculativen Interesse von ihnen beschäftigt werden.

In solchem Falle nun sind wir mit den Principien der Psychologie. An ihnen haben wir einen Reichthum, den wir nicht zählen können; ein Wissen, das wie ein Irrlicht uns stets begleitet und stets flieht; eine Ueberzeugung, deren Stärke zwar die größte, deren Bestimmtheit aber die allerkleinste ist; eine Basis von Untersuchungen, welche als Ganzes völlig fest liegt, und doch in jedem einzelnen Puncte schwankt; endlich eine Aufforderung zum Nachdenken, die so dringend und auf so mannigfaltige Weise einladend, die mit so vielerlei Angelegenheiten unsers Lebens und unserer Geschäfte verflochten ist, daß wir vor lauter Interesse zu derjenigen rein speculativen Gemüthsfassung, deren es zur Untersuchung einzig bedarf, kaum gelangen können.

Welches sind denn die Principien der Psychologie? Diese Frage hoffe ich mit allgemeiner Zustimmung so zu beantworten: es sind diejenigen Thatsachen des Bewußtseins, aus welchen die Gesetze dessen, was in uns geschieht, können erkannt werden. — Die Thatsachen des Bewußtseins sind ohne Zweifel die Anfangspuncte alles psychologischen Nachdenkens; abgesehen von ihnen, was hätten wir von der Seele zu sagen oder zu fragen? Nun soll auch aus den Principien etwas Weiteres erkannt werden; und hier möchte man sich vielleicht nicht mit den Gesetzen der geistigen Ereignisse begnügen wollen, sondern auch noch Aufschluß über das reale Wesen der Seele verlangen. Allein ob dieses erkennbar sei, wird wohl der Leser das vor der Untersuchung entscheiden wollen? Wir suchen ein speculatives Wissen; also freilich kein bloßes Register von Thatsachen, sondern eine gesetzmäßige Verknüpfung derselben; darüber hinaus grundlose Behauptungen aufzustellen, würde Nichts helfen; ergibt sich aber auf rechtmäßigem Wege noch etwas Mehr, so ist dies als eine willkommene Zugabe zu betrachten.

Wenn nun gleich die gegebene Antwort einleuchtend ist, so hat sie doch nur den Werth einer Nominaldefinition. Denn wir sehen noch nicht, ob es denn solche Thatsachen des Bewußtseins wirklich gebe, die zu Erkenntnißgründen der aufzusuchenden Gesetze dienen können. Welche es seien? Wie man sie herauswählen könne aus der Fülle der inneren Wahrnehmungen? Wie aus ihnen Etwas folge, und wie Vieles? Ob man mehrere solche Thatsachen verbinden müsse oder nicht? Ob man sich aller deren, welche die Würde von Principien behaupten können, nothwendig bedienen müsse; oder ob sie den mehreren Thoren Einer Stadt zu vergleichen seien, unter denen man wählen darf, weil *jedes* den Eingang zu der *ganzen* Stadt darbietet, obgleich vielleicht Eines schneller und bequemer als die anderen, uns in den Mittelpunct der Stadt würde gelangen lassen?

Diese Fragen, ohne Zweifel schwer genug zu beantworten, setzen alle schon voraus, daß man die Thatsachen des Bewußtseins, sowie die innere Wahrnehmung sie darbietet, wenigstens kenne und übersehe. Aber hat uns die empirische Psychologie auch nur so weit vorgearbeitet? Sie erzählt vom Vorstellungsvermögen, Gefühlsvermögen, Begehrungsvermögen; *sie ordnet diesen Vermögen*, als ob es Gattungsbegriffe wären, *andere Vermögen unter*, zum Beispiel, Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft; ja in dieser Unterordnung geht sie noch weiter, indem sie ein Ortgedächtniß, Namengedächtniß, Sachgedächtniß, einen theoretischen und praktischen Verstand u. dergl. aufweist. Ist nun wohl hier ein Ende der Unterordnung? Und ist das Allgemeine, dem Etwas subsumirt wird, eine Thatsache? Gewiß nichts weniger; alle Thatsachen sind etwas Individuelles, sie sind weder Gattungen noch Arten. Die letzteren aber müssen durch eine regelmäßige Abstraction aus der Auffassung des Individuellen entspringen. *Wie nun, wenn das Individuelle nicht still genug hielte*, um sich zu einer regelmäßigen Abstraction herzugeben?

Wer auch nur einen Versuch macht, die hier aufgeworfenen Fragen ernstlich zu überlegen, der wird bald inne werden, daß der Stoff, den wir behandeln wollen, äußerst schlüpfrig ist. Daher können wir diejenigen Untersuchungen, welche den wesentlichen Inhalt dieses Buches ausmachen, nicht gleich vornehmen, sondern es sind einige vorbereitende Betrachtungen nöthig. Zuerst über die Auffassung und Benutzung der psychologischen Principien. Ferner über das Verhältniß der Wissenschaft, die wir Psychologie nennen, zur allgemeinen Metaphysik. Dann werden wir uns in der Kürze an die neuere Geschichte der Psychologie erinnern; und erst am Ende dieser ganzen Ein-

leitung kann über den Plan des Buches eine nähere Auskunft gegeben werden. Die Leser aber werden gebeten, sich einen ruhigen Schritt gefallen zu lassen; und fest zu glauben, daß in der Philosophie allemal der Weg, den man in scheinbaren Geniesprüngen vorwärts macht, langsam wieder rückwärts gegangen wird.

II. Von den verschiedenen Weisen, wie die gemeine Kenntniß der Thatsachen des Bewußtseins gewonnen wird.

§. 1. Die Thatsachen des Bewußtseins (unter welchen die psychologischen Principien sich befinden müssen) werden entweder unwillkürlich gefunden, oder sie werden absichtlich gesucht. Man könnte hinzufügen, entweder durch Beobachtung unserer selbst, oder Anderer; allein es ist bekannt, daß die Aeußerungen Anderer nur mit Hülfe der Selbstbeobachtung ihre Auslegung erhalten können; daher es rathsam sein wird, zunächst bei der Selbstbeobachtung stehen zu bleiben.

Die Absicht, unser Inneres wahrzunehmen, kommt zwar im gemeinen Leben nicht gar häufig vor. Desto mehr aber wird man durch psychologische Beschäftigungen dazu veranlaßt und selbst angetrieben, indem man den Gegenstand, wovon die Rede ist, unmittelbar auffassen möchte. Aus diesem Grunde wird es hier ganz passend sein, von der absichtlichen Betrachtung der Thatsachen des Bewußtseins anzufangen.

§. 2. Den Versuch, in sein Inneres zu blicken, kann man jeden Augenblick anstellen. Immer wird sich Etwas finden, woran gerade jetzt gedacht wurde; immer auch ein körperliches Gefühl sich entdecken lassen, wäre es auch nur das, welches mit dem Stehen, Sitzen, Liegen, überhaupt mit der nothwendigen Unterstützung des Körpers verbunden ist. Ferner wird das, woran gedacht wurde, nicht einfach sein; auf seiner Mannigfaltigkeit wird die Selbstbetrachtung umherlaufen und es einigermaßen verdeutlichen. Aber nicht nur das Hervorgehobene wird alsbald wieder schwinden, sondern Alles, was die innere Wahrnehmung gefunden hatte, wird sich gar bald verdunkeln und irgend eine Veränderung in dem Schauspiele sich zeigen. Am gewöhnlichsten ist es die Selbstbeobachtung selber, von der eine neue Gedankenreihe anhebt, die wenige Augenblicke später aufs neue zum Object einer wiederholten Reflexion sich darbietet.

Das eben Beschriebene wird sich mannigfaltig abändern, wenn mitten im Geschäft, in der Leidenschaft, während des Sprechens mit Andern wir uns selber belauschen. Das Geschäft geräth dadurch ins Stocken, die Leidenschaft mäßigt sich und macht gar oft einem Affecte Platz, der aus dem Urtheil über uns selbst entspringt. Das Zuhören bei der eigenen Rede hemmt ihr rasches Fortströmen, und es regt sich ein Bestreben, den Gedanken zu concentriren, den die Worte aus einander legen, den Ausdruck entsprechender, ja den Ton der Stimme anklingender zu machen.

Will man verhüten, daß nicht der Zuschauer in die Handlung eingreife? Will man sich absichtlich gehen lassen, um rein aufzufassen, was von selbst innerlich geschehe? Nur um so eher wird Alles, was zu sehen war, sich verdunkeln, und gar bald wird nur noch der Zuschauer sich und sein eigenes Warten beschauen. Eine Stunde lang, wohl gar einen Tag lang unablässig und streng sich selbst beobachten, um in jedem Augenblick den eben vorhandenen inneren Zustand unmittelbar wahrzunehmen: dies könnte als eine der stärksten Selbstpeinigungen denen empfohlen werden, die darin ein Verdienst suchen.

§. 3. Unabsichtlich ist Jeder sein eigener Zuschauer während seines ganzen Lebens, und eben dadurch gewinnt er seine eigene Lebensgeschichte. Auch bringt er diese Geschichte und die aus ihr geschöpfte Kenntniß seiner Person zu jeder Selbstbeobachtung mit; jene ergibt das Subject, zu welchem diese nur die Prädicate liefern soll. Und schon aus diesem Grunde kann die absichtliche Selbstbetrachtung niemals reine Resultate liefern; der Beobachter kennt sich, den er kennen lernen will, schon viel zu gut im Voraus.

Die eigene Lebensgeschichte ist jedoch weder eine völlig zusammenhängende Kenntniß, noch aus bestimmt begränzten Theilen zusammengesetzt. Ihre Partien treten durch Anstrengung sich ihrer zu erinnern, oder durch zufällige Veranlassungen heller und ausführlicher hervor; wie viele aber der übrig gebliebenen Lücken sich noch möchten ausfüllen lassen, das leidet keine genaue Angabe.

Der Faden der Lebensgeschichte ist überdies sehr vielfältig der Faden äußerer Begebenheiten, die in ihrem Zusammenhange mit Interesse betrachtet wurden, und wozu nur hinterher hinzugedacht ist, daß man dieses Alles erlebt habe. Wiewohl nun auch die äußere Begebenheiten innerlich mußten aufgefaßt werden, und alle innere Auffassungen zu den Thatsachen des Bewußtseins zu rechnen sind, so kann man doch keineswegs behaupten, daß das Auffassen selbst wiederum innerlich wahrgenommen sei, — ebensowenig, als daß dieses Wahr-

nehmen des Auffassens abermals Gegenstand einer höheren Wahrnehmung geworden sei, — welches ins Unendliche laufen würde! Demnach ist der Gegenstand der Wahrnehmung keineswegs immerfort Wir selbst; vielmehr wird die innere Wahrnehmung häufig durch die äußere, oder auch durch andere Gemüthsbewegungen unterbrochen. Ueberdies läßt sich das Eintreten einer erneuerten, also früher erloschen gewesenen Aufmerksamkeit auf uns selbst oft genug deutlich wahrnehmen.

§. 4. Was aber in solchen Zeiten in uns vorgieng, da wir weder willkürlich noch unwillkürlich auf uns achteten, das erfahren wir sehr häufig aus dem Munde Anderer, oder wir schließen es aus den Producten unserer eigenen Thätigkeit; und dieses gibt eine dritte Art, wie wir zur Kenntniß der Thatsachen unseres Bewußtseins gelangen. Wir sind z. B. eine Strecke gegangen, ganz in Gedanken vertieft; aber die Stelle, wo wir uns jetzt befinden, verräth, wie weit unsere Schritte uns getragen haben. Oder wir haben Jemanden die Zeitung vorgelesen ohne Interesse und Aufmerksamkeit, so wissen wir vielleicht Nichts von mehreren Zeilen, die doch der Zuhörer gar wohl vernommen hat. Oder mitten im Phantasiren an einem Instrumente sind unsere Gedanken von der Musik abgekommen; und während wir mit ganz anderen Gegenständen uns lebhaft beschäftigen, stört uns ein Anwesender mit Bemerkungen über das, was wir so eben gespielt haben. So erfahren wir hintennach, was Alles durch unseren Kopf gegangen ist. — Es ist hier der Ort, einer Zweideutigkeit zu gedenken, an welche der Leser schon kann gestoßen sein. Thatsachen des Bewußtseins würden im engsten Sinne nur die innerlich beobachteten sein. Durch diese Bestimmung des Begriffs wären nicht bloß diejenigen Vorstellungen ausgeschlossen, welche wegen ihrer Dunkelheit unbemerkt bleiben, sondern auch das active Beobachten, sofern es nicht wiederum in einer höheren Reflexion ein Beobachtetes wird. Aber das active Wissen gehört gewiß mit zum Bewußtsein, wenn es nicht selbst ein Gewußtes wird. Und die dunkeln Vorstellungen verdunkeln sich so allmählig, daß das innerlich Beobachtete von dem, was sich der Beobachtung entzieht, nicht kann scharf abgeschnitten werden. Ueberdies wird Niemand bezweifeln, daß das Beobachtete mit dem Nichtbeobachteten in einem unzertrennlichen Zusammenhang fortlaufender Gemüthsthätigkeit stehe. Daher rechnen wir zu den Thatsachen des Bewußtseins alles wirkliche Vorstellen, und folglich zu den Arten, sie zu erfahren, auch die Beobachtung der Producte unserer vorstellenden Thätigkeit, sollte auch die innere Wahrnehmung unseres Thuns gemangelt haben.

Bekannte Beispiele zu häufen, wäre unnütz. Aber desto nothwendiger muß bemerkt werden, daß ganze Massen unserer geistigen Thätigkeit uns nicht eher als solche bekannt werden, als bis die Betrachtungen über unser inneres Produciren, von wo die idealistischen Systeme ausgehen, uns darauf führen. Ein Reisender erzählt wohl von dem, was er gesehen hat; aber indem er seines Sehens erwähnt, und was er dabei empfunden, beschreibt, fällt ihm nicht ein, von denjenigen Thätigkeiten seines Geistes zu sprechen, vermöge deren er das an sich intensive Wahrnehmen in ein räumliches Vorstellen ausgedehnter Gegenstände verwandelt hat. Und in unseren Psychologien lesen wir zwar von der Form der Anschauung und des Denkens, welche die gegebene Materie der Empfindung in sich aufgenommen habe; allein man unterläßt die ebenso wichtige als weitläuftige Erörterung, durch welche Stufenfolge die sogenannten reinen Formen des Anschauens allmählig zum klaren Bewußtsein gelangen; wie die Unterscheidung bestimmter Figuren möglich geworden sei, wie das Augenmaß, wie das rhythmische Gefühl sich ausbilde.

Man kann die Frage, was für eine Bewandniß es mit den behaupteten Formen des Anschauens und Denkens haben möge, hier noch ganz unentschieden lassen: gleichwohl steht der Satz fest, daß in den Anwendungen und dem deutlichen Vorstellen dieser Formen eine Menge psychologischer Thatsachen verborgen liegen, die ohne Zweifel in wesentlichem Zusammenhange mit den übrigen Thatsachen des Bewußtseins stehen und schon deshalb der Aufmerksamkeit der Psychologie keineswegs entgehen dürfen. Allein sowohl diese als überhaupt die ganze Classe derjenigen Thatsachen, welche nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern aus den Producten unserer Thätigkeit erst geschlossen werden, entfernen sich eben dadurch von der Eigenschaft der Principien; sie sind vielmehr Probleme, welche die Wissenschaft durch Lehrsätze zu lösen hat, und wobei wir uns wohl hüten müssen, den **Erschleichungen** Thür und Thor zu öffnen!

§. 5. Ueber Beobachtung Anderer, als ein Mittel zur Auffindung psychologischer Thatsachen, läßt sich wohl kaum etwas sagen, das nicht in

die vorstehenden Erörterungen zurückliefe. Denn, abgesehen von der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, wird Alles darauf ankommen, wieviel und wie genau jene Anderen von sich selbst auffassen und erzählen, und wie richtig wir theils ihre Erzählungen verstehen, theils die äußeren Zeichen ihrer inneren Zustände auslegen. Mit ihren eigenen Auffassungen nun sind jene in eben der Lage, wie wir mit den unserigen; um aber ihre Beschreibungen zu verstehen, können wir nur unsere eigenen inneren Wahrnehmungen zu Hülfe rufen. Daher beurtheilt denn auch Jeder die Anderen nach sich selbst; und die seltneren Zustände der Leidenschaft oder Begeisterung, die zarteren Regungen empfindlicher Gemüther werden von der bei weitem größeren Menge der Menschen nicht verstanden.

Die erste Bemerkung, die sich hier aufdringt, ist wohl diese, daß die Unsicherheit in den auf dem Wege der Ueberlieferung erworbenen psychologischen Kenntnissen in einem zusammengesetzten Verhältnisse stehe, und deshalb größer sei als bei der Selbstbeobachtung. Denn hier vereinigen sich die Mängel und die Erschleichungen in der überlieferten Nachricht mit denen in unserer Auslegung, und so laufen wir die Gefahr einer doppelten Täuschung. Sie kann auch noch größer werden, wenn die Ueberlieferung durch eine ganze Reihe von Menschen fortläuft, deren Jeder das Seinige hinzuthut. Sollte wohl dieser Fall da stattfinden, wo Einer (Hr. v. Schelling) von seiner intellectualen Anschauung redet, und die Tradition davon ihren Weg durch Kopf und Mund verschiedentlich gestimmter Schwärmer nimmt, die Alle in sich selbst das wiederfinden wollen, was sie vernahmen.

Zu einer zweiten Bemerkung veranlaßt die Neigung einiger Psychologen, bei den seltenen und sonderbaren Erscheinungen der Nachtwandler und Wahnsinnigen länger zu verweilen, als bei denen, die sich im gewöhnlichen Zustande ereignen, oder auch nur, sich über die Träume und ihre Sprünge mehr zu verwundern, als über den regelmäßigen Gedankengang der Wachenden. Natürlich ist es zwar, daß außerordentliche Erscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit wecken und auf sich ziehen; allein schon aus der Physik weiß man, daß von den gewöhnlichsten Begebenheiten (z. B. von den Veränderungen des Wetters) die Gründe oft am tiefsten verborgen liegen. Und in der Psychologie finden sich die größten Schwierigkeiten eben da, wo man am schnellsten mit einem Worte fertig zu werden glaubt. Ich erinnere nur an das Wort Vernunft; dieses allbekannte Wort, dessen Erklärung gewiß Jeder in seinem eigenen Bewußtsein anzutreffen behauptet, während er die psychologischen Curiosa meistens bei Andern aufsucht. — Es dürfte sich finden, daß wir nicht so sehr Ursache hätten, die Nachrichten von ungewöhnlichen Gemüthszuständen zu sammeln. Der Reichthum von Auffassungen, die wir täglich an uns selbst machen können, ist eben so groß, als dessen Verarbeitung schwierig und weitläuftig; und in dem Maße, als wir für die Erscheinungen in uns die allgemeinen Gesetze erkennen, muß es uns auch möglich werden, aus den nämlichen Gesetzen viel besser, als aus bloßer Uebertragung eigener Gefühle, die Gemüthszustände Anderer, selbst in ihren weitesten Abweichungen vom Gewöhnlichen, zu verstehen und zu erklären. So braucht der Astronom nur den Lauf der bekanntesten Planeten auf die Kegelschnitte zurückgeführt zu haben, um seinen Calcul gar bald auch den neuesten und fremdartigsten Phänomenen am Himmel anpassen zu können.

Hiemit leugne ich jedoch keineswegs irgend einer echten psychologischen Beobachtung ihren Werth ab Für alle Erfahrungen muß sich irgendwo eine Stelle in den Wissenschaften finden, wo sie willkommen sein können. Nur ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem, was am meisten auffällt, und dem, was die tiefsten Untersuchungen fordert, sowie zwischen dem, was am weitesten hergeholt wird, und dem, was die reichsten oder die ersten und nöthigsten Aufschlüsse darbietet.

§. 6. Es kann von Nutzen sein, wenn der Leser die vorhin gewiesenen Wege, wie wir zur Kenntniß der inneren Thatsachen gelangen, weiter verfolgen will; besonders um sich Rechenschaft davon zu geben, wie der Vorrath psychologischer Kenntnisse, den man schon zu besitzen glaubt, aus absichtlicher oder unabsichtlicher Selbstauffassung, aus Deutung der vorgefundenen Producte eigener Thätigkeit, aus Zeugnissen und aus Beobachtung Anderer allmählig sich zusammengesetzt habe. Diese Ueberlegung soll nicht auf einen Lehrsatz hinführen, aber sie soll heraushelfen aus dem Glauben an die Abstractionen der Schulen; sie soll das unmittelbare Bewußtsein dessen zurückführen, was den Erklärungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Begehrungsvermögen und Gefühlsvermögen und wie diese Gedankendinge weiter heißen, eigentlich an echter Erfahrung zum Grunde liegt.

Gesetzt nun, der Vorrath der psychologischen Thatsachen sei beisammen, welche Art von Regelmäßigkeit läßt sich im Allgemeinen an ihnen

erkennen oder doch vermuthen? Dies ist die erste Frage der *speculativen* Psychologie.

III. *Weshalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen?*

§. 10. In anderen Wissenschaften ist die Abstraction ein absichtliches Verfahren, wobei man weiß, *was* man zurücklegt und *warum* man Anderes hervorhebt. Die Reflexion hält gerade diejenigen Begriffe fest, unter welchen gewisse merkwürdige Relationen stattfinden; und nachdem dieselben untersucht sind, steht es der Determination frei, die gesetzmäßige Anwendung davon auf den Umfang der Begriffe zu machen. — In der Psychologie sind dagegen unsere Aussagen von dem innerlich Wahrgenommenen schon unwillkürlich Abstractionen, ehe wir es wissen, und sie werden es noch immer mehr, je bestimmter wir uns darüber erklären wollen.

Sie sind schon Abstractionen, ehe wir es wissen. Denn die genaue Bestimmung des Fließenden unserer Zustände (durch Ordinaten, zu denen die Zeit als Abscissenlinie gehören würde) fehlt schon, indem wir dieselben zum Object unseres Vorstellens machen. Sie verliert sich immer mehr, je länger wir die Erinnerung an ein innerlich Wahrgenommenes aufbehalten wollen. Sie verfälscht sich, je mehr wir uns anstrengen, sie fest zu halten, denn eben dadurch mischt sie sich mit dem übrigen Vorrathe unserer verwandten Vorstellungen.

Aber auch je bestimmter wir uns darüber erklären wollen, desto weiter kommen wir ab von der Wahrheit dessen, was eigentlich wahrgenommen wurde, und desto tiefer gerathen wir in die Abstractionen hinein. Aus einem zwiefachen Grunde.

Erstlich, je mehr wir uns bemühen, recht getreulich nur Das zu berichten, was wir erfahren haben, desto lieber verschweigen wir Alles, was wir nicht genau bemerkten, was wir nicht gewiß verbürgen können; wir heben demnach nur das Gewisseste heraus. Daher lassen wir in der Erinnerung an die inneren Wahrnehmungen absichtlich los von dem, dessen Schwankung wir fühlen, dessen bestimmte Angabe wir nicht zu erreichen hoffen. Was wir übrig behalten, ist ein Abstractum. — Dies Verfahren herrscht sichtbar in allen Psychologien. Die Verfasser derselben sprechen z. B. recht gern vom Gedächtniß; denn daß es *überhaupt* ein solches gebe, daran zu zweifeln fällt ihnen nicht ein; jeder Mensch muß ja unzählige Thatsachen dafür anführen können! Aber schon von den nächsten Arten, welche der Gattung: *Gedächtniß*, untergeordnet sind, als von dem Ortgedächtniß, dem Namengedächtniß, dem Zahlengedächtniß, dem Gedächtniß für Begriffe und Lehrsätze, für Urtheile und Schlüsse, für die Empfindungen während des Denkens, Ueberlegens und Beschließens, für das Wünschen und Wollen, für das, was man gethan oder gelitten hat, hiervon getrauen sich die Psychologen nicht, uns viel zu sagen. — Warum denn nicht? Doch wohl nicht darum, weil das Gedächtniß schon beim niederen Vorstellungsvermögen abgehandelt wird und es an diesem Orte in den Büchern ein ὕστερον πρότερον sein würde, schon auf Begriffe, Urtheile, Schlüsse, auf Fühlen und Wollen Rücksicht zu nehmen? Denn hieraus würde bloß folgen, daß die Stellung der Lehre von Gedächtniß eine Veränderung erleiden müsse. Aber daran liegt der Fehler, daß beim genaueren Eingehen auf das Specielle und auf die einzelnen Thatsachen sich das Gedächtniß nicht so bequem würde losreißen und abgesondert als eine eigene Seelenkraft hinstellen lassen, indem in jedem einzelnen Falle sich eine Menge von schwer zu bemerkenden und noch schwerer zu beschreibenden — daher gern mit Stillschweigen übergangenen — Nebenumständen geltend machen, die theils auf das erste Auffassen, theils auf das Merken, theils auf das Verknüpfen mit anderen Vorstellungen, theils auf den Vorsatz des Behaltens und das Interesse des Gegenstandes, theils auf die Zeit, während welcher das Gemerkte noch vor dem ersten Verschwinden im Bewußtsein gegenwärtig blieb, theils auf die Gemüthszustände in der Zwischenzeit bis zur Reproduction, theils auf die Reproduction selbst, ihre Geschwindigkeit, Lebhaftigkeit und Treue, — Einfluß gehabt haben und die bei jenen Arten des Gedächtnisses sehr verschieden zu sein und zu wirken pflegen. Der Erste, der dies Alles gehörig in Erwägung zieht, und dabei mit der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers zu Werke geht, wird finden, daß die vermeinten Nebenumstände die Hauptsache sind, und daß von dem sogenannten Gedächtniß nichts als der leere Name übrig bleibt.

Jede andere Seelenkraft würde auf gleiche Weise zum Beispiel dienen können. Ueberall werden die obersten Gattungsbegriffe mit der größten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Specielle und die genaue Beschreibung des Einzelnen; *und doch ist es eben dies, worauf in einer* **empirischen** *Wissenschaft Alles ankommt!* Oder hat schon Jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern,

in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren äußere? was den Verstand der Frauen, der Künstler uud der Logiker unterscheide? welche Abstufungen die Vernunft in ihrer Entwickelung zeige, bei Kindern und Erwachsenen, bei Wilden, Barbaren, Gebildeten, bei Bauern, Handwerkern und bei den höheren Ständen? Doch die Erwähnung des Verstandes und der Vernunft, zweier Namen, die neuerlich so verschiedene Auslegungen erhalten haben, daß kaum noch etwas Gemeinsames übrig bleibt, — erinnert mich, fortzugehen zu dem zweiten Grunde, der uns in den psychologischen Abstractionen festhält und uns immer mehr darin vertieft.

Nachdem einmal die Seelenvermögen da sind, sollen sie auch gebraucht werden zur Erklärung dessen, was in uns vorgeht. Aber je weniger von den näheren Bestimmungen der Thatsachen in den Begriffen jener Vermögen enthalten ist, desto schlechter gelingt die Erklärung. Es fehlen die Mittelglieder zur Verknüpfung. Es entstehen unbeantwortliche Fragen über das Causalverhältniß der Seelenvermögen unter einander, wodurch sie beim Zusammenwirken eins in das andere eingreifen, und sich gegenseitig zur Wirksamkeit auffordern, oder veranlassen, oder nöthigen. Jede solche Frage, indem sie mit einem Geständniß der Unwissenheit endigt, bringt den Schein hervor, als liege eine dunkle, unübersteigliche Kluft zwischen den Seelenvermögen, die nun gleich Inseln aus einem unergründlichen und unfahrbaren Meere herausragen. Was Wunder, wenn man es endlich müde wird, um das Zusammenwirken der Seelenvermögen sich zu bekümmern; wenn man vielmehr sich darin gefällt, die weite Trennung derselben durch recht große Unterschiede des einen Vermögens vom andern deutlich zu beschreiben? Und hierin hat man es in der That weit gebracht. Die Seelenvermögen scheinen in einem wahren *bellum omnium contra omnes* begriffen zu sein.

Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome; aber die Sinne verscheuchen sie; doch manchmal auch lassen sie sich von jener bethören, so daß wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniß findet sich bei schwachem Verstande, und umgekehrt; die Ausbildung des Einen läßt Nachtheil besorgen für das Andere. Noch weniger Friede hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug, er zeigt, daß die Sonne still steht, und das Ruder auch im Wasser gerade ist; er erblickt einfache Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung sahen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wußte nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bei diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müßig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand, der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich sein kann, aber sie verweisen ihm seine *difficiles nugas*, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet sein; doch er muß weichen oder fröhnen, da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust; und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, und das Schöne mit dem Häßlichen in den Rang bloßer Erscheinungen zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! Ja es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Parteien!

Wird man dieses im Ernste glauben? — Und doch stützt sich alles zuvor Gesagte auf bekannte Thatsachen. Die Frage ist bloß, ob eine wirkliche Vielheit von Kräften, die mit einem beharrlichen Dasein in uns bestehen und wirken und einander bald helfen, bald anfeinden, aus den Thatsachen solle geschlossen werden. Ob man immer fortfahren wolle, dem augenscheinlich flüssigen Wesen aller Gemüthszustände Trotz zu bieten; und, je mehr dieselben jeder Auffassung in harten und starren Formen widerstreben, desto hartnäckiger und eifriger ihnen dergleichen aufzudringen. Unseres Wissens hat die bisherige, auch die neuere und neueste Psychologie durchaus nichts Anderes geleistet, als immer neue, vergrößerte, schärfer gezeichnete Spaltungen und Gegensätze unter den vermeinten Seelenkräften. — Jedoch unsere Philosophen fangen schon an, sich zu entschuldigen, wenn sie aus Noth, wie sie meinen, und weil man sich doch müsse ausdrücken können, von Seelenvermögen reden; sie wollen es schon nicht Wort haben, daß sie wirklich und im Ernste jene Trennungen vorgenommen hätten;

sie verehren die unbekannte Einheit aller jener Vermögen. Damit haben sie nun zwar an wirklicher Kenntniß der Seele noch nichts gewonnen, und die eigentliche Physik des Geistes mag wohl so bald noch nicht neben der falschen Freiheitslehre der neueren Zeit aufkommen können; doch sind die Zeichen vorhanden, daß die alten Götter nicht mehr lange bestehen, und daß ihre Orakel bald verstummen werden. Denn in der That ist es, beim Lichte besehen, nicht so sehr übler Wille, noch unbeugsames Vorurtheil, — sondern es ist Ungeschick und Mangel an Kenntniß der Möglichkeit einer besseren Auffassung der Thatsachen, was der besseren Psychologie im Wege steht. Unsere Philosophen sind nicht Mathematiker, darum kennen sie nicht die Geschmeidigkeit, womit die mathematischen Begriffe sich dem Fließenden anpassen; vielmehr pflegen sie sich bei den mathematischen Formeln etwas recht Steifes, Starres und Todtes zu denken; — in diesem Puncte aber kann man ihre Unwissenheit lediglich bedauern.

67. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden.

(*J. F. Herbart*, Vortrag gehalten in der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1822. — Kleinere philos. Schriften II. S. 422—441.)

Sokrates wird von allen Jahrhunderten gelobt, daß er die Philosophie vom Himmel zur Erde und zu den Menschen herabgerufen habe; wenn er aber heute, wieder erstanden und bekannt mit dem Zustande unserer Wissenschaften, noch einmal zum Himmel hinaufblickte, um von dort etwas Heilsames für die Menschen herunter zu holen, so würde er da oben weit weniger die heutige Philosophie als die Mathematik geschäftig und in ihren Bemühungen mit dem glücklichsten und glänzendsten Erfolge gekrönt finden. Da möchte es ihm denn wohl einfallen zu fragen: »Saget mir, o ihr Vortrefflichen, was ist besser, die Seele oder das Körperliche? Was ist Euch wichtiger, die Nutation der Erdaxe oder das Schwanken Eurer Meinungen und Neigungen? Was ist Euch nöthiger, die Stabilität des Sonnensystems oder die Befestigung Eurer Grundsätze und Sitten? Wovon leidet Ihr mehr, von den Perturbationen der Planeten oder von den Revolutionen Eurer Staaten? — Und wenn die Mathematik ein so vortreffliches Werkzeug Eurer Nachforschungen ist, warum versucht Ihr denn nicht, es zu brauchen bei dem, was Euch das Wichtigste und Nöthigste ist? Oder wenn die Mathematik bei Euch im höchsten Ansehen steht, so daß Ihr geneigt seid, sie allen anderen Wissenschaften vorzuziehen: warum verurtheilt Ihr sie denn, entweder solche Gegenstände zu bearbeiten, die Euch so ferne stehen, daß sie noch kaum die Neugierde einiger wenigen Gelehrten reizen können, oder so nahe bei Euren gemeinsten sinnlichen Bedürfnissen und Wünschen, daß die Beschäftigung damit fast zu der niedrigen Classe der banausischen Künste herabsinkt?« Wenn Sokrates so fragte: wollten wir ihm etwa antworten, die Mathematik arbeite ja auch in unseren Zeughäusern und vor den Wällen belagerter Städte? Sie lehre uns, den menschlichen Kunstfleiß nicht bloß zu beleben, sondern auch zu zerstören? So möchten wir doch wohl nicht wagen, uns dem Spotte des bekanntlich sehr ironischen Mannes preiszugeben. Doch mit welchem Netze von Fragen er uns umstricken, und wie künstlich er uns aus unseren gewohnten Vorstellungsarten heraus winden und ziehen würde: wer möchte es wagen, geehrteste Anwesende, das darzustellen? Wenigstens ich wage es nicht; und um desto weniger, da etwas Anderes mir näher liegt, als die Art, wie sich etwa Sokrates über unsere beschränkte Anwendung der Mathematik wundern würde. Mir ist es nämlich nicht unbekannt geblieben, daß man sich über meine Versuche, der Mathematik ein Geschäft in der Psychologie zu geben, gewundert hat, und daß diese Verwunderung ganz kürzlich durch die von mir herausgegebene Abhandlung »*De attentionis mensura causisque primariis*« von Neuem ist angeregt worden.

Je geringer nun die Anzahl der Leser eines Aufsatzes sein wird, der eine verwickelte Differentialgleichung behandelt: desto mehr muß ich darauf gefaßt sein, daß man es dabei lassen werde, sich zu wundern, ohne sich genauer um die Sache zu bekümmern. Deßhalb habe ich mich entschlossen, einmal in anderer Sprache, als in algebraischen Zeichen, einen kurzen Bericht über

mein Unternehmen abzustatten; ein Unternehmen, dessen erste Anfänge noch in die letzten Monate des achtzehnten Jahrhunderts fallen, ja dessen Keim ich eigentlich noch früher in der Fichte'schen Schule fand; und womit ich seitdem, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, beschäftigt war, jetzt aber von Neuem mit der ernstlichen Absicht beschäftigt bin, nicht eher abzulassen, als bis ich meine Vorarbeit geübteren Mathematikern zur Fortsetzung darbieten kann. In dem Bericht über dieses mein Unternehmen werde ich die Scheingründe, von denen die vorerwähnte Verwunderung herrührt, voranstellen; und erst nach deren Beantwortung hoffe ich geneigtes Gehör für die Nachweisung, daß Mathematik auf Psychologie anzuwenden, *möglich*, und daß es *nothwendig* sei. Eine kurze Bemerkung darüber, daß diese meine Untersuchung sich in der That nicht bloß auf Psychologie beschränkt, sondern daß sie entferntere Beziehungen auf Physiologie und auf die gesammte Naturwissenschaft hat, soll den Beschluß machen.

Der erste von den Scheingründen, die mir entgegenstehen, ist seiner wahren Natur nach nichts Anderes, als die alte Gewohnheit; den Worten nach aber lehnt er sich an eine völlig unwahre Behauptung. Man hat nie gehört, daß die Mathematik anders angewendet sei, als auf Gegenstände, die entweder selbst räumlich sind, oder sich doch räumlich darstellen lassen; z. B. auf Kräfte, die mit gewissen Entfernungen wachsen oder abnehmen, und deren Erfolge man messen oder scharf beobachten kann. Man sieht aber nicht ein, welches Maßstabes sich Jemand bedienen könnte, um das Geistige in uns, das Wechselnde in unseren Vorstellungen, Gefühlen und Begierden, seiner Größe nach zu bestimmen und zu vergleichen. Unsere Gedanken sind schneller, wie der Blitz; wie sollten wir ihre Bahn beobachten und verzeichnen? Die menschlichen Launen sind so flüchtig wie der Wind, die Stimmungen so ungewiß wie das Wetter; wer kann hier gegebene Größen finden, die sich unter das Gesetz einer mathematischen Regelmäßigkeit bringen ließen? *Wo man nun aber nicht messen kann, da kann man auch nicht rechnen*; folglich ist es nicht möglich, in psychologischen Untersuchungen sich der Mathematik zu bedienen. — So lautet der Syllogismus, welcher sich aus dem Kleben an dem Gewohnten und aus einer augenscheinlichen Unwahrheit zusammensetzt. Es ist nämlich, um beim letzten anzufangen, ganz falsch, daß man nur da rechnen könne, wo man zuvor gemessen hat. Gerade im Gegentheil! Jedes hypothetisch angenommene, ja selbst jedes anerkannt unrichtige Gesetz einer Größenverbindung läßt sich berechnen; und man muß bei tief verborgenen, aber wichtigen Gegenständen sich so lange in Hypothesen versuchen, und die Folgen, welche aus denselben fließen würden, so genau durch Rechnung untersuchen, bis man findet, welche von den verschiedenen Hypothesen mit der Erfahrung zusammentrifft. So *versuchten* die älteren Astronomen excentrische Kreise, und Keppler *versuchte* die Ellipse, um darauf die Bewegungen der Planeten zurückzuführen; der Nämliche verglich die Quadrate der Umlaufszeiten mit den Würfeln der mittleren Entfernungen, ehe er deren Uebereinstimmung fand; desgleichen *versuchte* Newton, ob eine Gravitation, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, hinreiche, den Mond in seiner Bahn um die Erde zu erhalten; hätte aber diese Voraussetzung nicht genügt, so würde er eine andere Potenz, etwa den Würfel oder die vierte oder fünfte Potenz der Entfernung zum Grunde gelegt, und die Folgen daraus abgeleitet haben, um sie mit den Erfahrungen zu vergleichen. Das eben ist die größte Wohlthat der Mathematik, daß man lange vorher, ehe man hinreichend bestimmte Erfahrungen besitzt, die Möglichkeiten überschauen kann, in deren Gebiet irgendwo die Wirklichkeit liegen muß: daher man denn auch sehr unvollkommene Andeutungen der Erfahrung benutzen kann, um sich mindestens von den gröbsten Irrthümern zu befreien. Lange vorher, ehe ein Vorübergehen der Venus vor der Sonne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe diente, suchte man den Augenblick zu treffen, wo der Mond von der Sonne halb erleuchtet ist, um aus gemessenem Abstande beider Himmelskörper die Entfernung der Sonne zu finden. Das war nicht möglich; denn alle unsere Zeitmessung ist aus psychologischen Gründen viel zu grob, als daß der verlangte Augenblick hätte können genau genug bestimmt werden; allein dennoch gewann man hiedurch die Einsicht, daß die Sonne ein paarhundertmal so weit zum wenigsten entfernt sein müsse, als der Mond. Dies ist ein sehr einleuchtendes Beispiel, daß auch eine höchst unvollkommene Größenschätzung, da wo keine scharfe Beobachtung möglich ist, sehr belehrend werden kann, wenn man sie nur zu benutzen weiß. Und war es etwa nothwendig, für unser Sonnensystem den Maßstab zu besitzen, um seine Ordnung im Allgemeinen kennen zu lernen? War es (daß ich aus einer anderen Gegend ein Beispiel nehme) nicht eher möglich, die Gese'ze der Bewegung zu erforschen, ehe man die Fallhöhe in der Secunde

an einem bestimmten Orte auf der Erde genau kannte? Nichts weniger. Solche Erforschungen der Grundmaße sind an sich sehr schwierig, aber glücklicherweise bilden sie Untersuchungen von eigener Art für sich allein, auf welche die Kenntniß der wichtigsten Grundgesetze gar nicht nöthig hat zu warten. — Einladend freilich ist das Messen zum Rechnen, und jede leicht bemerkliche Regelmäßigkeit gewisser Größen ist ein Reiz für die mathematische Untersuchung. Umgekehrt, je weniger Symmetrie in den Erscheinungen, desto mehr verspätet sich der wissenschaftliche Fleiß. Bewegten sich die Himmelskörper in merklich widerstehenden Mitteln, oder wären die Massen nicht so klein gegen die Distanzen, so wäre vielleicht die Astronomie nicht weiter, wie jetzt die Psychologie; und jene würde sich alsdann nicht einmal, gleich dieser, wegen des Mangels an Schärfe der Beobachtungen durch die Menge derselben zu entschädigen hoffen können.

Ein zweiter Einwurf soll sich darauf gründen, daß die Mathematik nur Quantitäten behandelt; die Psychologie aber Zustände und Thätigkeiten von sehr verschiedener Qualität zum Gegenstande hat. Wollte ich diesen Scheingrund ganz ernsthaft widerlegen, so würde ich davon ausgehen, metaphysisch nachzuweisen, daß die wahren, eigentlichen, ursprünglichen Qualitäten der Wesen uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung sind; daß dagegen, wo wir in der gemeinen Erfahrung Qualitäten wahrzunehmen glauben, der Grund davon oft bloß quantitativ ist, wie z. B. wir ganz verschiedene Töne hören, aus denen sich noch weit mehr verschiedene Consonanzen und Dissonanzen zusammensetzen lassen, während bloß längere oder kürzere Saiten schneller oder langsamer schwingen. Aber so tief will ich mich für jetzt nicht einlassen. Denn es liegt mir hier nichts daran, den Satz zu beweisen, daß in der menschlichen Seele gar keine Mannigfaltigkeit ursprünglicher Vermögen existirt; das Vorurtheil von innerer qualitativer Vielheit in Einem Wesen mag hier ganz unangefochten bleiben, obgleich es zu den ersten Bedingungen wahrer Erkenntniß gehört, daß man sich davon losgerissen habe. Für jetzt genügt es zu sagen, daß, wie viel eingebildete Qualitäten auch Jemand in der Seele unterscheiden möchte, er dennoch nicht ableugnen könne, daß es außerdem eine unendliche Menge von quantitativen Bestimmungen des Geistigen gebe. Unsere Vorstellungen sind stärker, schwächer, klarer, dunkler; ihr Kommen und Gehen ist schneller oder langsamer, ihre Menge in jedem Augenblick größer oder kleiner, unsere Empfänglichkeit für Empfindungen, unsere Reizbarkeit für Gefühle und Affecten schwebt unaufhörlich zwischen einem Mehr oder Weniger. Diese und unzählige andere Größenbestimmungen, welche bei den geistigen Zuständen augenscheinlich vorkommen, hat man sehr mit Unrecht für Nebenbestimmungen des Wesentlichen gehalten, und dies ist der wahre Grund, weshalb man die strenge Gesetzmäßigkeit dessen, was in uns vorgeht, nicht entdecken konnte. Daß die vermeinten Nebenbestimmungen gerade die Hauptsache sind, kann ich hier in der Kürze nur an einem einzigen auffallenden Beispiele deutlich machen. Jedermann kennt den Schlaf; Jeder weiß, daß derselbe in einer Unterdrückung unserer Vorstellungen besteht, die im tiefen Schlafe vollkommen, im Traume unvollständig ist. Aber die Wenigsten denken daran, daß auch selbst während des hellsten Wachens in jedem einzelnen Zeitpuncte uns nur äußerst wenige von unseren Vorstellungen gegenwärtig sind; dahingegen die sämmtlichen übrigen uns gerade so wenig beschäftigen, wie im Schlafe; oder, wie man es bestimmter ausdrücken kann, daß unsere meisten Vorstellungen latent, und nur wenige jedesmal frei sind. Hier bitte ich, einen Blick in die Physik zu werfen, um sich an die latente und freie Wärme zu erinnern. Was war die Physik, bevor man dieses gehörig unterschied und in Betracht zog? Gerade das ist heutzutage noch die Psychologie. Alle geistigen Zustände und Erzeugnisse hängen zu allererst von der Grundbedingung ab, daß diese oder jene Vorstellungen in uns wach seien, denn der Schlaf, er sei nun ein totaler oder partialer, hindert Alles, so weit er reicht; oder mit anderen Worten: diejenigen Vorstellungen, welche nach den Gesetzen ihres Gleichgewichts in uns latent sind, wirken für so lange gar nichts im Bewußtsein. Anders verhält es sich mit solchen latenten Vorstellungen, welche nur nach den Gesetzen ihrer Bewegung in diesem unterdrückten Zustande sind; diese wirken sehr stark auf die Gemüthszustände, auf Affecten und Gefühle: doch der Unterschied zwischen Statik und Mechanik des Geistes läßt sich hier nicht entwickeln.

Noch andere Einwürfe gründen sich auf die gangbaren Meinungen von den sogenannten obern Vermögen des Geistes; und ich weiß wohl, ja ich habe es längst erfahren, daß ich hier gerade an die mächtigsten Vorurtheile stoße, an Vorurtheile, die darum unüberwindlich sind, weil man sie nicht ablegen will, und weil man sich gewaltsam sträubt, dasjenige, was ihnen widerspricht, auch

nur zu überlegen. Die Hauptpuncte sind hier das Genie und die Freiheit. Was ist das Genie? Lassen Sie mich der Kürze wegen durch ein Gleichniß antworten: das Genie ist ein Planet. Es geht gar keine gerade Straße, sondern seine Bahn ist eine krumme Linie; auf dieser steht es zuweilen still, um rückwärts zu wandern; anfangs langsam, dann geschwind, dann wieder langsam; darauf geht es vorwärts, nun taucht es sich in die Strahlen der Sonne und durchwandelt mit ihr in Gemeinschaft den Himmel; doch nur kurze Zeit, denn bald wiederum zieht es vor, in dunkler Nacht zu leuchten und sich desto größer zu zeigen, je vollkommener die Opposition ist, in welche es sich setzt gegen das Gestirn des Tages. Diese Worte passen, ich gestehe es, besser auf einen Planeten, als auf das Genie; doch die Aehnlichkeit wird deutlich genug sein. Das Wort Planet bezeichnet einen Irrenden, und wenn man will, mit Rücksicht auf die Träume der Astrologie, einen irrenden Ritter, der recht romantisch auf schreckliche oder liebliche Abenteuer ausgeht; und wie sich's eben trifft, bald Tod und Verderben dräut, bald Heil und Segen bringt. Wer möchte die Kreuz- und Querzüge eines Abenteurers auf eine feste Regel bringen? Und doch, was ist geschehen? Die irrenden Ritter sind verschwunden wie Gespenster, seitdem die Unwissenheit ist verdrängt worden von der Wissenschaft. Jetzt richten sich die Planeten nach dem Kalender; und das geht sehr natürlich zu, denn die Kalender haben gelernt, sich nach den Planeten zu richten. Gerade eben so und in demselben Sinne würde sich das Genie nach der Psychologie richten, wenn schon jetzt unserer Psychologie so viel wahre Wissenschaft zum Grunde läge, als unsern Kalendern. Soviel über das Genie, welches zwar seine Regel nicht kennt, aber darum doch nicht abläugnen darf, eine solche zu haben, denn das Nicht-Wissen ist kein Beweis von Nicht-Sein. Aber was soll ich nun von der Freiheit sagen? Zuerst dies, daß ich in der That müde bin, darüber zu reden. Denn längst habe ich die Gründe der Verwirrung und des Irrthums in diesem Puncte angezeigt und in allerlei Formen dargestellt; ich habe die ursprünglichen Urtheile, aus denen das moralische Gebot hervorgeht, gesondert und jedes einzeln bestimmt; ferner nachgewiesen, daß diese Urtheile, welche den Unterschied des Löblichen und Schändlichen, des Guten und Bösen festsetzen, nothwendig ganz willenlos, und selbst das vollkommenste Gegentheil alles Wollens sein müssen, indem sie durch jede Vermischung mit demselben sogleich verfälscht werden und eine unlautere moralische Gesinnung erzeugen würden. Von dem Augenblicke an, da mir diese Grundsätze klar wurden, habe ich die vermeintliche Unbegreiflichkeit der Willensfreiheit wie einen Nebel zerfließen sehen, indem das Würdige und Hohe, was man darin sucht, einen ganz anderen Platz hat, das Gemeine und Schlechte aber, was nun von der Freiheit, als Quelle der Möglichkeit des Bösen, noch übrig bleibt, nicht sicherer unter die ihm gebührende Zucht kann gestellt werden, als nachdem man ihm die blendende Larve der Freiheit abgerissen und es als eine Afterorganisation erkannt hat, die gleich Molen und Warzen nach Gesetzen der psychologischen Nothwendigkeit nicht bloß wachsen, sondern auch abnehmen und unter gegebenen Umständen zerstört oder verhütet werden könne. Was ich hier sage, das trifft in gewissen Puncten zusammen mit den frommen Gefühlen, die den Menschen warnen, in seinem eigenen Selbst (das heißt hier, in seinem Willen) den Ursprung, oder gar das Gesetz des Guten und Bösen zu suchen, und es besteht vollkommen mit der Zurechnung, die erstlich die That auf den Willen, dann den Willen auf den beharrlichen Charakter der Person zurückführt, ohne über den tiefer liegenden Grund irgend eines Charakters auch nur das Mindeste zu entscheiden, oder darauf irgend eine Rücksicht zu nehmen. — Doch alle Schwierigkeiten der Freiheitslehre würden bald verschwinden, wenn man sich nicht von dem Willen, der übrig bleibe, wenn die bekannte Freiheitslehre weggenommen werde, die allerseltsamsten Vorstellungen machte. Wer da sagt: ich kann mir keinen Willen denken, der nicht als solcher schon frei wäre, dem muß man antworten: behalte die Freiheit, denn in dem Sinne, worin du das Wort nimmst, ist sie wirklich vorhanden. Die menschliche Seele ist kein Puppentheater; unsere Wünsche und Entschließungen sind keine Marionetten; kein Gaukler steht dahinter, sondern unser wahres eigenes Leben liegt in unserm Wollen, und dieses Leben hat seine Regel nicht außer sich, sondern in sich; es hat seine eigene, rein geistige, keineswegs aus der Körperwelt entlehnte Regel; aber diese Regel ist in ihm gewiß und fest, und wegen dieser ihrer festen Bestimmtheit hat sie mit dem sonst ganz Fremdartigen, den Gesetzen des Stoßes und Drucks, immer noch mehr Aehnlichkeit, als mit den Wundern der vorgeblich unbegreiflichen Freiheit.

Um nun die Möglichkeit, daß Mathematik auf Psychologie angewendet werde, nachweisen zu können, muß ich zuvörderst die materiale Möglichkeit unterscheiden von der formalen. Jene

beruht auf den Größen selbst, die sich dem Psychologen darbieten; diese auf dem Verfahren, welches in der Untersuchung zu befolgen ist. Es scheint mir zweckmäßig, die Größen selbst einstweilen noch bei Seite zu setzen, und vor Allem die Form des Verfahrens etwas näher zu bezeichnen. Ich besorge nämlich, daß man sich entweder an ältere verfehlte, oder an neuere ganz leichtsinnige Versuche erinnern werde, der Mathematik in der Philosophie theils etwas nachzuahmen, theils mit den Zeichen und Ausdrücken derselben ein unnützes und thörichtes Spiel zu treiben, welches beides von dem Gebrauch der Mathematik, den ich unternommen habe, völlig verschieden ist. An jenen Verkehrtheiten ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Unbekanntschaft mit der wahren Natur der metaphysischen Probleme Schuld, welche die Mathematik aufzulösen so unfähig ist, daß sie vielmehr zu allen Zeiten denselben mit großer Kunst aus dem Wege gegangen ist, um nur ja nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt zu werden. Wer sich der metaphysischen Untersuchungen mächtig fühlt, der wird in manchen Puncten nachzuholen finden, was die Mathematik geflissentlich versäumt, oder nie zu Ende gebracht hat, wie bei den Parallelen, beim Unendlichen, beim Irrationalen, und bei Allem, was mit dem Begriffe der Continuität zusammenhängt. Weit gefehlt, in den eigentlich metaphysischen Untersuchungen der Mathematik nachahmen zu können, muß man hier mit anderen Hülfsmitteln und Kräften auch andere Anstrengungen verbinden und sich andere Uebungen für neue Verfahrungsarten verschaffen. Die Mathematik vermag wirklich Nichts außer dem Gebiete der Größen; bewundernswerth aber ist die Kunst, womit sie sich dieser allenthalben bemächtigt, wo sie sie antrifft. Erinnern wir uns nur gleich der Netze, womit sie Himmel und Erde umsponnen hat; jenes Systems von Linien, die sich auf Azimuth und Höhe, Declination und Rectascension, Länge und Breite beziehen; jener Abscissen und Ordinaten, Tangenten und Normalen, Krümmungskreise und Evoluten; jener trigonometrischen und logarithmischen Functionen, welche alle im Voraus bereit liegen, und nur darauf warten, daß man sich ihrer bediene. Ueberblickt man diesen Apparat, so sieht man freilich, daß die Mathematiker keine Zauberer sind, sondern daß bei ihnen Alles natürlich zugeht; man empfängt vielmehr den Eindruck wie von einer Menge künstlicher Maschinen, zahlreicher Zeugen einer mannigfaltigen und höchst lebendigen Industrie, die ganz dazu gemacht ist, um wahren und bleibenden Reichthum zu erwerben. Aber was ist nun dieser Apparat? Besteht er aus wirklichen Dingen? Wir wollen uns einzelne Beispiele vergegenwärtigen. Was ist die Himmelskugel? Ist sie ein wirkliches Gewölbe, eine wahre Hohlkugel, auf der man sphärische Dreiecke zeichnen könnte? Nein! sie ist eine nützliche Fiction, ein Hülfsmittel des Denkens, eine bequeme Form der Zusammenfassung aller Gesichtslinien, die zu den Sternen hingehen, und bei denen man bloß ihre Lage, nicht ihre Länge in Betracht zieht. Was ist der Schwerpunct? Ist er wirklich ein Punct in einem Körper? Was ist der Mittelpunct des Schwungs, sammt den Momenten der Trägheit für willkürlich anzunehmende Umdrehungsaxen? Warum redet die Statik vom mathematischen Hebel, der in der Natur nicht vorkommt? warum die Mechanik von Bewegungen der Puncte, von einfachen Pendeln, vom Fall geworfener Körper im luftleeren Raume? Warum nicht gleich vom körperlichen Hebel, von bewegter Materie, und von den Wurflinien in der Atmosphäre? Mit einem Worte, warum bedient sie sich so vieler fingirten Hülfsgrößen; warum berechnet sie nicht unmittelbar das, was in der wirklichen Welt sich vorfindet und geschieht? — Die Antwort liegt schon in der Frage: jene Fictionen sind nämlich wirkliche Hülfen; jene angenommenen Größen sind solche, auf welche die wirklichen erst müssen zurückgeführt oder zwischen denen sie müssen eingeschlossen werden, wenn man sich diese letzteren, die wirklichen Größen, entweder genau oder doch annäherungsweise will zugänglich machen. Hier ist nun zwar nichts, was die Psychologie der Mathematik nachahmen könnte; aber desto gewisser bringt die letztere ihr eigenthümliches Verfahren allenthalben hin mit, wohin sie selbst kommt. Demnach, inwiefern die geistigen Zustände und Thätigkeiten wirklich von Quantitäten abhängen, insofern kann man sicher voraussehen, die Berechnung dieser wirklichen Quantitäten werde ebenfalls nur durch Zurückführung derselben auf einfachere, bequemere Hülfsgrößen geschehen, zwischen welchen jene gleichsam einzuschalten, oder auch, von welchen sie abhängig zu machen seien, damit man ihnen so nahe als möglich auf die Spur kommen könne. Man mache sich demnach darauf gefaßt, nur einen allgemeinen und sehr vereinfachten Typus des Begehrens, und ebenso allgemeine Typen gewisser Hauptclassen von Gefühlen, Imaginationen u. dgl. wissenschaftlich nachgewiesen zu sehen, während die individuelle Wirklichkeit sehr sicher ist, sich der mathematischen Bestimmung und Begrenzung auf immer entziehen zu können. Nichts wäre lächerlicher, als wenn Jemand fürchten wollte,

durch irgend eine Mantik von Zahlen und Buchstaben seiner Geheimnisse beraubt oder in den verborgenen Regungen seines Herzens beschlichen und belauscht zu werden; in dieser Hinsicht wird die gemeine Weltklugheit immer weit schlauer und furchtbarer sein, als alle Mathematik und Psychologie zusammen genommen.

Es ist nun Zeit, die Größen selbst, welche sich der Berechnung darbieten, genauer anzugeben. Man muß vom Einfachsten ausgehen und beim ersten Anfange noch alle Verbindung der Vorstellungen unter einander bei Seite setzen. Alsdann bleiben nur zwei Größen, auf die man Rücksicht zu nehmen hat: *die Stärke jeder einzelnen Vorstellung* und *der Grad der Hemmung zwischen je zweien*. Hier ist schon Stoff genug für die Rechnung, um von zweien ganz allgemeinen psychologischen Phänomenen den ersten Hauptgrund zu entdecken, nämlich erstlich von dem oben erwähnten Umstande, daß die allermeisten unserer Vorstellungen in jedem bestimmten Augenblicke latent sind; und zweitens von der eben so merkwürdigen Thatsache, daß, so lange nicht physiologische Gründe den Zustand des Schlafes bewirken, niemals alle Vorstellungen zugleich latent werden, auch niemals *alle bis auf eine*, sondern daß stets, während des leiblichen Wachens irgend etwas und nie etwas ganz Einfaches, sondern etwas einigermaßen Zusammengesetztes vorgestellt wird. Hierüber würde man sich längst gewundert und nach der Ursache gefragt haben, wenn nicht das Gewohnte und Alltägliche sich in den Augen der Menschen immer von selbst verstünde.

Die Rechnungen, zu welchen die Stärke jeder einzelnen Vorstellung und der Grad der Hemmung zwischen je zweien Anlaß geben können, sind noch sehr einfach; sie werden aber schon weit verwickelter, wenn man nunmehr auch die dritte Größe, *den Grad der Verbindung* unter den Vorstellungen, in Betracht zieht. Alsdann ändern sich die früher erhaltenen Resultate, und neue kommen hinzu. Ueberdies bietet sich jetzt noch eine vierte Größe dar, um in die Rechnung einzugehen, nämlich die *Menge* der verbundenen Vorstellungen. Besonders merkwürdig aber sind die *längeren oder kürzeren Vorstellungsreihen*, welche bei *unvollkommener Verbindung* dann entstehen, wenn eine Vorstellung mit der andern, die zweite mit der dritten, diese mit der vierten, und so fort, in gewissem Grade verknüpft sind, während die erste mit der dritten, die zweite mit der vierten, und den folgenden, entweder gar nicht oder doch weit schwächer verschmelzen. Solche Vorstellungsreihen sind gleichsam die Fasern oder Fibern, woraus sich größere geistige Organe zusammensetzen; und sie tragen dabei ganz bestimmte Gesetze ihrer Reizbarkeit in sich, auf deren genauere Kenntniß in der Psychologie eigentlich Alles ankommt. Entfernte, aber höchst unzulängliche Andeutungen davon liegen in dem, was man unter dem Namen der Ideen-Association längst kennt; alles bestimmtere Wissen muß jedoch von der Rechnung ausgehen; und diese ist von den wichtigsten Folgen nicht bloß für die Theorie des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes, sondern auch für die Lehre von den Gefühlen, Begierden und Affecten. Nichts hindert mich, es unverhohlen zu sagen, daß hier die Mathematik eine grenzenlose Unwissenheit aufdeckt, in welcher sich die Psychologie bisher befunden hat. Sogar das räumliche und zeitliche Vorstellen hat hier, nicht aber in vermeinten Grundformen der Sinnlichkeit, seinen Sitz und Ursprung.

In Ansehung schon gebildeter Vorstellungsreihen entstehen ferner neue Quantitätsbestimmungen daraus, ob dieselben von irgend einem Reize in einem oder in mehreren Puncten zugleich getroffen werden; desgleichen, ob sie sich mehr oder minder in einem Zustande der Evolution oder Involution befinden; weiter, ob aus diesen Reihen, die ich vorhin Fasern oder Fibern nannte, sich schon größere oder kleinere Gewebe gebildet haben, und wie diese Gewebe construirt sind, ein Gegenstand, der zwar bei verschiedenen Menschen, wegen der gemeinschaftlichen Sinnenwelt, in der wir leben, und auf deren Veranlassung sich unsere Vorstellungen ebenso wohl verknüpfen als erzeugen, größtentheils gleichartig sein muß, doch so, daß bedeutende Modificationen eintreten, die von dem geistigen Rhythmus jedes Individuums, zufolge seines Nervenbaues und seiner ganzen leiblichen Constitution abhängen; und andere Modificationen, welche der Erfahrungskreis und die Gewöhnungen des Individuums bestimmen und welche man durch Erziehung und Unterricht suchen kann zweckmäßig einzurichten. Dieser letztere Punct muß besonders sorgfältig bemerkt werden. Bekanntlich wird die eigentliche Humanität dem Menschen nicht angeboren, sondern angebildet; der ganz wilde Mensch ist nichts als ein Thier, wiewohl ein solches Thier, in welchem die Menschheit durch Hülfe der Gesellschaft könnte entwickelt werden. Daher hat man schon oft die Hypothese vernommen, ein höheres Wesen müsse sich der ersten Menschen angenommen und sie geistig veredelt haben, eine Meinung, die wenigstens

nicht so gewaltig gegen die Erfahrung verstößt, als die von einem allmähligen Herabsinken der Menschheit aus einem ursprünglich höheren Zustande in den nachmaligen niederen, statt daß die ganze Länder- und Völkerkunde uns den ungeselligen Menschen roh und thierisch, folglich die eigentliche Menschheit von der Gesellschaft abhängig zeigt. Dies wird sehr schlecht beachtet von denjenigen Psychologen, welche Vernunft und innern Sinn, Ueberlegung und Selbstbeschauung für ursprüngliche Vermögen der menschlichen Seele halten; man muß sie aber damit entschuldigen, daß sie aus Unkunde in der Mathematik und der davon abhängenden Mechanik des Geistes die Wege nicht errathen können, auf welchen die allmählige Veredelung des menschlichen Geistes fortschreitet. So viel indessen läßt sich leicht bemerken, daß in dem Geiste nicht alle Vorstellungen gleichmäßig verbunden, und daß sie in sehr verschiedenem Grade beweglich sind; daß sie, ähnlich den höheren und niedrigeren Wolkenschichten in der Atmosphäre, in verschiedenen Richtungen theils langsam, theils schneller und flüchtiger umherschweben; daß eben deshalb unter diesen verschiedenen Vorstellungsmassen bei ihrem mannigfaltigen Zusammentreffen sich großentheils dieselben Verhältnisse wiederholen müssen, die zwischen neuen Anschauungen und älteren dadurch reproducirten Vorstellungen sich erzeugen; daß es folglich nicht bloß eine äußere Apperception, sondern auch ein inneres Vernehmen oder eine Vernunft geben müsse, bei welcher das, was man Ueberlegen und Schließen nennt, nur nach vergrößertem Maßstabe denselben Proceß wiederholt, der schon beim Zueignen sinnlicher Empfindung durch Anschauung und Urtheil vollzogen wird. Doch welches ist dieser Proceß? Ich glaube es zu wissen, aber ich kann es hier nicht entwickeln. Nur so viel kann ich sagen: die höheren Thätigkeiten des Geistes können unmöglich nach ihren wahren Gründen und Gesetzen erforscht werden, so lange man die niedrigeren noch nicht kennt, denen sie ähnlich und von denen sie abhängig sind; wiewohl man nun die mathematische Betrachtung schwerlich jemals bis in die obersten Regionen des vernünftigen Denkens und Wollens fortführen wird, so ist dieselbe dennoch als Grundlage der Erkenntniß auch dieser höchsten Gegenstände ganz unentbehrlich, damit wir, wenn die Wahrheit in ihren genauesten Bestimmungen uns vielleicht verborgen bleibt, wenigstens nicht die Lücken unseres Wissens, so wie es bisher geschieht, mit groben Irrthümern ausfüllen, und durch unnützen Zank von Parteien, die alle gleich Unrecht haben, uns am Ende die Philosophie selbst verleiden. — Und hier findet sich der Uebergang zu dem letzten Theile meiner Betrachtung. Es ist nicht bloß möglich, sondern nothwendig, daß Mathematik auf Psychologie angewendet werde; der Grund dieser Nothwendigkeit liegt, mit Einem Worte, darin, daß sonst dasjenige schlechterdings nicht kann erreicht werden, was durch alle Speculation am Ende gesucht wird; und das ist Ueberzeugung. Die Nothwendigkeit aber, daß wir den Weg zur festen Ueberzeugung endlich einschlagen, ist um desto dringender, je größer täglich die Gefahr wird, daß die Philosophie in Deutschland bald in denselben Zustand gerathe, in welchem sie längst in Frankreich und England sich befindet. Es gehört mit zu der großen Verblendung der meisten heutigen Philosophen Deutschlands, daß sie diese Gefahr nicht sehen. Verstünden sie Mathematik (dazu gehört aber mehr, als einige geometrische Elemente, und allenfalls quadratische Gleichungen zu kennen, oder einmal mit den Zeichen der Differentiale und Integrale gespielt zu haben), verstünden sie, sage ich, Mathematik, so würden sie wissen, daß ein unbestimmtes Reden, wobei Jeder das Seinige denkt, und welches eine täglich wachsende Spaltung der Meinungen erzeugt, trotz aller schönen Worte und selbst ungeachtet der Größe der Gegenstände, doch auf die Länge schlechterdings kein Gleichgewicht behaupten könne gegen eine Wissenschaft, die durch jedes Wort, was sie ausspricht, wirklich belehrt und erhebt, während sie zugleich — nicht etwa durch ungeheure ausgemessene Räume, — sondern durch das, alle Beschreibung übertreffende Schauspiel des ungeheuersten menschlichen Scharfsinns ein nie ermüdendes Staunen für sich gewinnt. Die Mathematik ist die herrschende Wissenschaft unserer Zeit; ihre Eroberungen wachsen täglich, wiewohl ohne Geräusch; wer sie nicht für sich hat, der wird sie dereinst wider sich haben.

Jetzt muß ich bestimmter angeben, worin der Grund liege, daß nicht bloß die Mathematik Ueberzeugung in sich trägt, sondern sie auch auf die Gegenstände überträgt, auf die sie angewendet wird. Dieser Grund findet sich zwar zu allererst in der vollkommenen Genauigkeit, womit die mathematischen Elementarbegriffe bestimmt sind; und in dieser Hinsicht muß jede Wissenschaft ihr eigenes Heil besorgen; keine kann es von der andern leihen oder geschenkt bekommen; die Psychologie ebenso wenig von der Mathematik, als die letztere von jener. Aber das ist nicht Alles. Sobald das menschliche Denken sich in langen

Schlußfolgen oder überhaupt an schwierigen Gegenständen versucht, deren inneres Mannigfaltiges sich gegenseitig verdunkelt, so tritt nicht nur die Gefahr, sondern auch der Verdacht des Irrthums ein, weil man nicht alles Einzelne mit gleichzeitiger Klarheit überschauen kann und sich daher am Ende begnügen muß, daran zu glauben, daß man anfangs nichts verfehlt habe. Jedermann weiß, wie sehr dieses selbst beim Rechnen, also beim ganz elementaren Gebrauche der Mathematik der Fall ist. Niemand wird sich einbilden, daß es damit in den höheren Theilen der Mathematik besser gehe; im Gegentheil, je verwickelter die Rechnung, desto höher steigt in sehr schneller Progression die Unsicherheit und der Verdacht verborgener Fehler. Wie macht es nun die Mathematik, um dieser ihr selbst im höchsten Grade beiwohnenden Unbequemlichkeit abzuhelfen? Schärft sie ihre Beweise? Gibt sie wohl gar neue Regeln, wie man die vorigen Regeln anwenden solle? Nichts weniger! Jede einzelne Rechnung, für sich betrachtet, bleibt in dem Zustande einer sehr großen Unsicherheit. Aber es gibt ja Rechnungsproben! Es gibt auf dem Boden der Mathematik zu jedem Puncte hundert verschiedene Wege; und wenn man auf allen hundert Wegen genau dasselbe findet, so überzeugt man sich, den rechten Punct getroffen zu haben. Eine Rechnung ohne Controle ist so viel wie gar keine. Gerade so verhält es sich mit einem jeden einzeln stehenden Beweise in irgend welcher speculativen Wissenschaft; mag er noch so scharfsinnig, mag er vollkommen wahr und richtig sein, er gewährt doch keine bleibende Ueberzeugung. Wer daher in der Metaphysik oder in der von ihr abhängenden Psychologie hoffen wollte, seine höchste Sorgfalt in der schärfsten Bestimmung der Begriffe und im folgerechten Denken schon durch Ueberzeugung — wohl gar durch allgemein mittheilbare Ueberzeugung — belohnt zu sehen, der würde gar sehr getäuscht werden. Nicht bloß die Schlüsse müssen sich gegenseitig, ungezwungen und ohne den leisesten Verdacht der Erschleichung, bestätigen, sondern bei Allem, was von Erfahrung ausgeht oder über Erfahrung urtheilt, muß die Erfahrung selbst, und zwar in unzähligen speciellen Fällen, das Resultat der Speculation genau und nicht bloß obenhin bekräftigen. Und jetzt bin ich beinahe am Ziele, denn ich habe nur noch nöthig, auf eine einzige Bedingung aufmerksam zu machen, ohne deren Erfüllung Erfahrungen und Theorien gar nicht können mit irgend einer Sicherheit verglichen werden. Alle Erfahrung ist quantitativ bestimmt, und sie ist den größten Veränderungen ausgesetzt, wenn die Größen, von denen sie abhängt, verändert werden. Soll ich dies noch durch Beispiele belegen? Soll ich etwa erinnern an die berühmte Frage der Aerzte: was ein Gift sei? ein Begriff, der bekanntlich deshalb Schwierigkeit macht, weil für unsere Gesundheit das Heilsamste im Uebermaße schädlich, das Schädlichste in rechter Quantität heilbringend wird. Doch wozu mich bei so leichten Gegenständen aufhalten? Das, was ich zeigen wollte, liegt schon am Tage, nämlich dies, daß jede Theorie, die man mit der Erfahrung vergleichen will, erst soweit fortgeführt werden muß, bis sie die quantitativen Bestimmungen angenommen hat, die in der Erfahrung vorkommen oder bei ihr zu Grunde liegen. So lange sie diesen Punct nicht erreicht, schwebt sie in der Luft, ausgesetzt allem Winde des Zweifels, unfähig, sich mit andern schon befestigten Ueberzeugungen zu verbinden. Alle quantitativen Bestimmungen aber sind in der Hand der Mathematik, und man kann daraus sogleich übersehen, daß alle Speculation, welche auf Mathematik nicht Achtung gibt, sich mit ihr nicht in Gemeinschaft setzt, nicht mit ihrer Hülfe die mannigfaltigen Modificationen unterscheidet, welche durch Veränderung der Größenbestimmungen entstehen müssen, entweder ein leeres Gedankenspiel oder im besten Falle eine Anstrengung ist, die ihr Ziel nicht erreichen kann. Vielerlei wächst auf dem Boden der Speculation, das nicht von Mathematik ausgeht und sich um sie nicht kümmert; und ich bin sehr weit davon entfernt, Alles, was solchergestalt wächst, für Unkraut zu erklären; wachsen kann wohl manch edles Gewächs, aber zur letzten Reife gelangen kann keines ohne Mathematik. Selbst über diesen Punct gibt es jedoch eine empirische Art von Ueberzeugung, die sich nicht anders als durch eigene Uebung im Gebrauch der Mathematik erwerben läßt. Man muß es gleichsam mit Augen gesehen haben, wie die Rechnung Folgerungen aus den vorhandenen Vordersätzen ableitet, die man nicht erwartet, Umstände hervorhebt, an deren Wichtigkeit man nicht gedacht, schiefe Ansichten zerstört, deren man bei aller Behutsamkeit sich doch nicht erwehrt hatte.

Es wird Ihnen, höchstgeehrte Herren, von selbst aufgefallen sein, daß meine letzte Behauptung sich gar nicht auf Psychologie beschränkt, sondern ganz allgemein alle Speculation trifft, denn überall ist eine mannigfaltige Controle und überall genaue Vergleichung mit der Erfahrung nöthig. Diese Ueberschreitung meines Gegenstandes würde mir

jedoch vielleicht, als hieher nicht gehörig, zum Vorwurfe gereichen, wenn nicht der Gegenstand selbst die Tendenz zur Erweiterung auf die Naturwissenschaft in sich trüge. Damit dies klar werde, bitte ich die Erinnerung zurückzurufen an diejenigen Größen, welche die Psychologie der Rechnung darbietet. Es waren: Stärke der Vorstellungen, Hemmungsgrad, Innigkeit der Verbindung, Menge der Verbundenen, Länge der Vorstellungsreihen, Reizbarkeit derselben an verschiedenen Puncten, das Mehr oder Weniger der Involution oder Evolution, der Verwebung oder Isolirung, — und, was bei aller geistigen Bewegung sich von selbst versteht, die Geschwindigkeit oder Langsamkeit in der Veränderung der wechselnden Zustände. Bei allen diesen Größen — an deren vollständiger Aufzählung hier nichts gelegen ist — kommt das, was eigentlich vorgestellt wird, weiter nicht in Betracht, als nur insofern davon Hemmung und Verbindung unter den Vorstellungen abhängt. Wir können daher gar nicht sagen, daß Rechnungen dieser Art sich gerade auf Vorstellungen als solche ausschließend bezögen; im Gegentheil, wenn es andere innere Zustände irgend welcher Wesen gibt, die theils unter einander entgegengesetzt, theils der Verbindung fähig sind (dies letztere folgt aber unmittelbar aus der Voraussetzung, sie seien in Einem Wesen), so passen darauf alle die nämlichen Rechnungen, und es kommt bloß noch auf die Frage an, ob wir Ursache haben, innere Zustände der beschriebenen Art noch in anderen Wesen, außer in uns selbst, anzunehmen. Doch hier, höchstgeehrte Herren, würde ich wirklich Ihre Zeit und Geduld über das mir gestattete Maß ausdehnen, — ich würde selbst bestimmter, als bisher, die verschwiegenen metaphysischen Voraussetzungen meines Vortrags andeuten müssen, wenn ich etwas mehr sagen wollte als dieses: daß alle organische Reizbarkeit, weit entfernt sich aus bloßen Raumverhältnissen erklären zu lassen, auf innere Zustände, ja selbst auf einen Grad von innerer Ausbildung hinweiset, und daß, wenn nicht diese letztere, so doch jene, die inneren Zustände, schon bei allen chemischen, elektrischen und magnetischen Verhältnissen, — und, was dasselbe sagt, bei aller Construction und Constitution der Materie müssen vorausgesetzt werden, dergestalt, daß die Psychologie den Naturwissenschaften überall wird vorangehen müssen, wofern es unserm Zeitalter Ernst ist, den letzteren eine feste philosophische Stellung und Gestaltung zu geben.

68. Vorläufige Betrachtung des Verstandes und der Vernunft.

(*J. F. Herbart*, Psychologie als Wissenschaft II. [1825] S. 37—49.)

Von Vernunft und Verstand ist zwar genug geredet worden, aber es ist nicht überflüssig, auch hier noch davon zu reden. Der Weg muß gezeigt werden, der für Andere offen lag; wir brauchen zu dem Ende nur wenige Schritte auf diesem Wege zu gehen, und wenn er gleich zunächst nur zu Namenerklärungen und zu Erläuterungen von nicht größerem Werthe führt, so wird doch dadurch gar mancher Irrthum, der späterhin blenden könnte, im Voraus abgelehnt. Wir versetzen uns demnach für eine kleine Weile auf den Standpunct der empirischen Psychologie, um von dort aus die oberen Vermögen zu betrachten.

Beruft man sich auf Erfahrung, so muß man sie in sinnlicher Klarheit hinstellen; wenige scharfe Züge reichen zu. Verstand hat der Mann; Unverstand zeigt das Kind und der Knabe; ihm ähnlich ist der, welcher den Verstand verlor.

Dort schlägt das kleine Mädchen ihre Puppe mit der Ruthe, denn die Puppe ist unartig! Dort spielen die kleinen Knaben mit bleiernen Soldaten; die größeren tragen selbstgeschnitzte Weidenzweige statt der Degen an der Seite, einige spielen Pferde; sie haben den Bindfaden in den Mund genommen, um Zaum und Zügel vorzustellen. Wenn der Mann das thäte, so würde man sagen, er habe den Verstand verloren.

Die Scheiterhaufen der Inquisition nennt man nicht unverständig, sondern vernunftwidrig, denn der Verstand des Egoismus leuchtet hervor neben der Schwärmerei; aber diese Art des Cultus ist gerade so vernünftig, wie der Dienst des Moloch, in dessen glühende Arme das Kind von der Mutter geworfen wurde. Auch wer die Lehren der Astronomie leugnet (um ein rein theoretisches Beispiel anzuführen), ist unvernünftig. Und nicht minder unvernünftig Jeder, der wissentlich und unberufen in sein Verderben rennt. Am empörendsten für die Vernunft ist eine vollen-

dete, vorbedachte Schandthat eines gleichwohl nicht schändlichen Menschen. Mit Entsetzen und Schaudern denke ich an den unglücklichen *Sand*. Man fühlt sich zerrissen, wie man seine That auch überlegen möge. Doch hinweg von diesem Bilde! Zurück zu gewöhnlichen, zu gemeinen Dingen! — —

In Gesellschaft findet man unverständig denjenigen, der sich bekannter Beziehungen, wodurch sein Gespräch doppelsinnig wird, nicht erinnert; hingegen den, welcher ohne Grund wissentlich Andere reizt, nennt man unvernünftig.

Die unartige Puppe, die bleiernen Soldaten, wodurch verstoßen sie wider den männlichen Verstand? Durch ähnliche Ungereimtheit, wie der Traum wider das Wachen. Diese Ungereimtheit sieht das Kind nicht; es sieht nicht Blei, nicht Holz; es denkt nicht an die Weichheit des Metalls; von dem harten Krieger und seiner Spannung weiß es noch wenig; es ist ihm nicht geläufig, Holz und Mensch wie Stoff und Kraft gegen einander zu stellen. Es ist vertieft in die Bedeutung seines schlechten Symbols, so weit es sie kennt, und bedarf nicht mehr zur Illusion und zur Unterhaltung. Es betrachtet nicht die wahre Qualität des Gegenstandes, so wenig wie derjenige, der Unkluges redet, indem er Ort und Zeit und Gesellschaft aus den Augen verliert. *Thäten die Vorstellungen ihre volle Wirkung*, erhielten sie ihre *ganze* Entwickelung, so wie es den *vorgestellten Gegenständen* angemessen ist, so würde der Unverstand fühlbar werden. Kluge Maßregeln gehen aus von der Umsicht, berichtigen sich durch Beobachtung, erweitern sich durch Berechnung der möglichen Erfolge, gelangen zur Ausführung durch stete Besonnenheit und Gegenwart des Geistes.

Darum stellte ich längst die Definition auf: *Verstand ist das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.*

Hingegen Vernunft ist das Vermögen, dasjenige zu vernehmen, wofür der Unvernünftige taub ist; und das sind — *Gründe*. Also: *Vernunft ist das Vermögen, zu überlegen, und nach dem Ergebniß der Ueberlegung sich zu bestimmen.*

Dem *Unvernünftigen* (z. B. dem Inquisitor) *muthen wir an, daß er anderen Betrachtungen Gehör gebe*; dem *Unverständigen, daß er seine eigenen, schon vorhandenen Gedanken vollends entwickele.*

Kein Wunder, daß man *Begriffe* dem Verstande zueignet, und *Schlüsse* der Vernunft. Jene bestimmen die Qualität des Vorgestellten; diese fügen sich eins zum andern, den Untersatz zum Obersatze. Aber dadurch allein würde noch keine brauchbare Namenerklärung gewonnen sein, wie tiefer unten ausführlicher soll gezeigt werden. Hier kümmern wir uns nicht um die Bestimmungen der Schulen, sondern um den Sprachgebrauch; denn wir reden nicht von wirklichen Dingen, sondern vom Sinn der Worte, von den allgemein vorhandenen Auffassungen, die durch sie angezeigt werden. Wir meinen demnach nicht, es *gebe nun wirklich ein besonderes* Vermögen, das dazu bestellt sei, die Gedanken nach der Qualität des Gedachten zurechtzustutzen; auch nicht, es sei wirklich die Sache eines *eigenen* Vermögens, zur Ueberlegung, zur inneren Berathschlagung die sämmtlichen stimmfähigen Meinungen und Absichten zu berufen, während ihres Votirens und Streitens das Protokoll zu führen, und das letzte Resultat in die innere Gesetzsammlung einzutragen: wohl aber bemerken wir, daß etwas dem Aehnliches wirklich in uns vorgeht; wir fassen es auf, heben es weg, und sehen nach, was tiefer darunter verborgen liegen möge.

A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

Da der Verstand die Fähigkeit ist, sich im Vorstellen nach der Qualität des Vorgestellten zu richten; da ferner der Verstand spät erwacht, sich langsam entwickelt, bei den Thieren fast ganz zu fehlen scheint, so richten sich nicht immer, nicht ursprünglich und von selbst die Vorstellungen nach der Qualität des Vorgestellten.

Nun ist zuvörderst klar, daß hier nicht von jenen *einfachen* Vorstellungen (wie roth, gelb, süß, sauer) die Rede sein kann, die wir im ersten Theile meistens betrachteten und etwa mit *a*, *b*, *c* bezeichneten, um sie als Größen in der Rechnung zu behandeln. Denn diese einfachen Vorstellungen, — die man *Empfindungen* nennt, wenn man auf den Augenblick ihres ersten Entstehens hinweisen will, — *haben kein Vorgestelltes außer sich selbst*, mit dessen Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben.

Demnach sind wir in der Region der *zusammengesetzten* Vorstellungen. Und es wird noch überdies ein Unterschied angenommen zwischen dem zusammengesetzten *Vorgestellten*, wie es sei, unabhängig vom Vorstellen, und dem

wirklichen Geschehen eben dieses **Vorstellens**, das mit jenem übereinstimmt oder auch nicht.

Nach diesem Unterschiede brauchen wir nicht weit zu suchen. Die Erfahrung erinnert uns fürs erste an unzählige Gegenstände, denen es zukommt, auf bestimmte Weise **vorgestellt zu werden**, indem sie sich zur Wahrnehmung darbieten, so daß, wenn einmal Einer sie anders vorstellt, ihm sogleich hundert andere Menschen zurufen, er habe sich geirrt.

Aber zweitens wissen wir aus der Lehre von den Complicationen und Verschmelzungen, daß der wirkliche Actus des Vorstellens allemal von bestimmten Reproductionsgesetzen abhängt, die sich sogleich bilden, indem die einfachen Empfindungen **zusammenkommen** und sogleich wirken, indem, sei es auch nur nach der geringsten augenblicklichen Hemmung, die Vorstellungen sich wieder heben. Wir wissen, daß hier Alles auf die **Ordnung** und **Stärke** der Auffassungen ankommt; und überdies, daß zufällige Hemmungen die Reproduction der Reihen und ihrer Verwebungen sehr leicht verkürzen und verkümmern, — ja daß eine Reihe, an welcher einige Glieder fehlen, **neue falsche Verbindungen** eingehen kann, die sie nicht würde zugelassen haben, wenn sie sich im Bewußtsein **vollständig** entwickelt hätte. (So geht's im Traume.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn ein zerstreuter Mensch, der nicht recht zuhört und zusieht, abweicht von der Qualität des Vorgestellten, wie der genaue Beobachter es findet; oder wenn ein Trunkener oder Träumender, dessen Vorstellungsreihen einer ungewöhnlichen Hemmung unterworfen sind, Zeichen des Unverstandes gibt.

Was aber die Kinder angeht, so können sie mitten in Kinderspielen doch für ihre Jahre verständig genug sein. Nur den Verstand der Männer muß man von ihnen nicht fordern, aus dem einfachen Grunde, weil es bei den Männern eine Menge von **Verbindungen**, und gerade deshalb von **Gegenkräften** unter den Vorstellungen gibt, welche zu erwerben jene noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Dasselbe gilt von den Thieren, die auch in **ihrer** Art verständig genug sein können, obgleich sie dem Menschen, der sie mit fremdem Maße mißt, unverständig dünken.

Der Verstand bezieht sich also auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproductionsgesetzen; und das Verständigwerden bezieht sich auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Vorstellungsreihen. Bei jeder solchen Berichtigung muß ein Stoß erfolgen, denn die ablaufende Reihe wird dadurch in dem Puncte gehemmt, wo die Berichtigung eintritt; sie wird genöthigt, hier ein neues Glied aufzunehmen.

Wir kennen diese Stöße aus der Erfahrung; es sind die **Urtheile**, wodurch den Subjecten wider Erwarten Prädicate gegeben werden.

Wäre hiebei **kein** Stoß erfolgt, so würde die Vorstellung, welche das Prädicat ausmacht, **ohne Weiteres** mit der des Subjects verschmolzen sein. Das heißt: man könnte die **Fuge** oder den **Kitt** zwischen beiden nicht wahrnehmen, welchen man gewöhnlich die *copula* nennt, sondern es wäre ganz unmerklich eine solche Verbindung eingetreten, wie wir sie unzählig oft zwischen den Partialvorstellungen einer Anschauung finden. Wie wenn Einer sich das Gesicht eines Andern merkt, ohne sich die Verbindung der Nase, der Augen, des Mundes u. s. w. in eben so vielen Urtheilen auseinanderzusetzen, als wie viele Combinationen darin liegen.

Also in jedem Falle, in welchem der sogenannte Actus des Urtheilens merklich wird, muß ein solcher Stoß, wie zuvor beschrieben, stattfinden. Das Subject, welches ein Prädicat eben jetzt bekommt, muß zuvor eine **anders bestimmte** Vorstellung gewesen sein; jedoch pflegen wir dieselbe in den meisten Fällen eine **unbestimmte** zu nennen, nämlich wenn die Bestimmung im Dunkeln blieb.

Hier kann wiederum die Erfahrung zu Hülfe kommen. Sie versorgt uns mit unzähligen Vorstellungen, denen Unbestimmtheit, das heißt, eine **Frage nach Bestimmungen** anklebt, darum, weil sie **vielfach** und **entgegengesetzt sind bestimmt worden**. Aus einer Menge großentheils gleichartiger Anschauungen erzeugt sich eine Gesammtvorstellung, welcher das Streben inwohnt, alle ungleichartigen Nebenbestimmungen mit sich hervorzuheben, die den einzelnen Fällen eigen waren. Dies Streben ist's, welches den Stoß des Prädicats auffängt, sobald die Gesammtvorstellung von neuem Subject eines Urtheils wird. Man kann das Gesagte unmittelbar anknüpfen an den §. 101.

Es ist dort gezeigt, daß gerade das Uebermaß entgegengesetzter Verbindungen es ist, wodurch eine Vorstellung dahin gelangt, daß sie für **isolirt** gelten kann und nunmehr für neue Verbindungen bereit liegt, wobei bloß ihre Qualität die bestimmende Ursache ausmacht, welches denn bei den **logischen** Anordnungen der **Begriffe** geschieht. Davon wird weiter unten ausführlich geredet werden. Aber es ist einer der ärgsten, wie

der gemeinsten Mißgriffe, deren sich die empirische Psychologie schuldig gemacht hat, den Verstand für das *Vermögen der Begriffe* (oder auch, Vermögen, durch Begriffe die Gegenstände zu denken) zu erklären (wobei noch obendrein, um einen zweiten Fehler zu begehen, Begriffe für *allgemeine Vorstellungen* ausgegeben werden, als ob es keine *einzelnen* Begriffe gäbe).

Diese Definition ist viel zu eng, und sie taugt deshalb Nichts; auch dann noch, wenn wir von dem Vorurtheil der Seelenvermögen ganz hinwegsehen. Die empirische Psychologie muß dem Sprachgebrauche genügen, und dieser erlaubt schlechterdings nicht, nach der Cultur der Begriffe die Größe des Verstandes abzumessen. Frauen, Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Kaufleute suchen den Verstand in keiner logischen Schule, obgleich sie hier allerdings diejenige, zwar wichtige, aber ziemlich eng beschränkte *species* des Verstandes suchen sollten, welche von der Anordnung und scharfen Bestimmung der Begriffe abhängt.

Der logische Zuschnitt der Gedanken ist nicht ihre Bewegung, und doch ist diese noch nöthiger, als jener, wenn sie sich nach der Qualität des Gedachten richten sollen. Wenigstens im Leben; denn anders verhält sich's in der Wissenschaft, der nicht vorgeschrieben ist, sie solle an einem bestimmten Tage fertig sein. Daher sind die Köpfe, welche viel Verstand *in einer gegebenen Zeit* haben, weit verschieden von großen Denkern, denen er leicht fehlen kann in dem Augenblick, wo man ihn fordert, denn die Vertiefungen des wissenschaftlichen Denkens richten sich zwar nach den Begriffen, aber nicht nach der Uhr.

Man gewöhne sich endlich gleich hier an eine Unterscheidung, die öfters nöthig ist, die des *Absichtlichen* und *Unabsichtlichen*. Es gibt ohne allen Zweifel eine starke Selbstbeherrschung, durch welche man sich *zwingt*, seine Gedanken nicht von der Qualität des Gedachten abschweifen zu lassen; diese Selbstbeherrschung ist der Nerv des Philosophirens. Aber sehr mit Unrecht würde man den ganzen Verstand auf diese Absicht zurückführen. Die natürliche Leichtigkeit, womit kluge Köpfe das Verwickelte richtig durchschauen und behandeln, ist auch Verstand; und darüber können sich nur diejenigen wundern, welchen im Ernste jedes Seelenvermögen Eins und ein Ganzes ist, das man denn freilich nicht zerstückeln und zersplittern darf!

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

Die Analyse der Vernunft ist merklich schwerer, als die des Verstandes. Zum Theil schon deswegen, weil man sich leicht versucht fühlt, die Betrachtung sogleich auf die *species*, theoretische und praktische Vernunft, zu richten, und darüber den allgemeinen Charakter dessen, was Vernunft heißt, nämlich *Ueberlegen* und *Entscheiden*, zu verfehlen.

Das erste Merkmal der Ueberlegung nun ist, daß sie *Zeit* braucht, damit sich eine Reihe von Vorstellungen entwickeln. Also bezieht sich die Vernunft (nämlich die *endliche*, die ein empirischer Gegenstand ist) wiederum auf die Reproductionsgesetze, die wir aus der Mechanik des Geistes kennen.

Allein es kommt etwas hinzu, wodurch das Ueberlegen sich vom Reproduciren des Gedächtnisses und der Phantasie unterscheidet.

Zuvörderst: die Reproduction wird innerlich beobachtet. Nun beruht alle Beobachtung auf einem unbestimmten Erwarten dessen, was kommen könnte. Also ist hier ein *unbestimmtes Vorstellen* zugegen, dergleichen nur eben zuvor beim Verstande, und seinem Uebergange ins Urtheilen, bemerkt wurde. In der That kann man den Gegenstand, welcher überlegt wird — den Fragepunct —, ansehen als ein noch unbestimmtes Subject, dem ein Prädicat bevorsteht.

Die Vernunft bezieht sich also auf eine *Theilung* des geistigen Thuns in *wenigstens zwei* Theile, die sich verhalten wie Beobachtetes und Beobachter, oder kürzer, wie Object und Subject.

Zweitens: der Ueberlegende beobachtet nicht bloß in sich die Reproduction einer bekannten oder einer zufällig neu entstehenden Reihe — wie wenn er das früher Memorirte wiederholen oder dem Spiele seiner Phantasie zuschauen wollte —, sondern er erwartet ein Ereigniß, das sich innerlich zutragen soll, wodurch eine noch nicht vorhandene Bestimmung seiner Gedanken eintreten wird. Dazu kann *eine* Reihe allein nicht hinreichen; es müssen deren zwei oder mehrere sein, die auf einander treffen, die irgendwie zusammenstoßen.

Die Vernunft bezieht sich also nicht bloß auf die Theilung des Objects und Subjects, sondern auch auf eine Theilung in dem Objectiven, welches zusammenstoßen soll.

Hieraus sieht man, daß der Syllogismus eines der leichtesten Beispiele für das Thun der Vernunft darbietet, aber das Beispiel ist nicht der

Begriff selbst; und es war eine sehr enge Definition, da man die Vernunft für das Vermögen zu schließen erklärte.

Indem wir die Erfahrung zurückrufen und uns der oftmals langen und zweifelnden Ueberlegungen erinnern, sehen wir, daß die Entscheidung keineswegs immer so rasch erfolgt, wie in einem gewöhnlichen Schulbeispiele der Logiker. Dies liegt zum Theil an der Länge der Reihen, die sich nur allmählig entwickeln und oft so rückwärts und seitwärts sich ausbreiten (wie wenn Beweise und Belege der Prämissen gesucht werden); oftmals aber tritt der Beobachter hervor; er ist afficirt worden von dem Zusammenstoß; er nimmt Partei, weil Streit unter den Reihen war, und es erfolgt ein Machtspruch statt der Entscheidung. Oder er sondert die Parteien, um sie zu vereinigen. Kurz, es geht im Innern wie in berathschlagenden Versammlungen. Auch bleibt oft der Mensch selbst nach der Ueberlegung noch innerlich in Zwiespalt, besonders wenn dieselbe nicht vollständig, das heißt, wenn nicht alle Gedankenreihen, die zusammenstoßen konnten, sich entwickelt haben und die säumigen erst später nachkommen.

Ist nun die Vernunft ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt? Ich glaube, sie begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Präsidenten oder beständigen Secretärs. Bestimmter darf ich hier nicht sprechen, denn ich befinde mich im Felde der Namenerklärungen und davon abhängiger Analysen, wodurch Untersuchungen nur vorbereitet, aber nicht abgeschlossen werden können.

Zum mindesten aber ist hier der Sprachgebrauch dergestalt beobachtet worden, daß nun alles Gesagte mit gleicher Leichtigkeit bezogen werden kann auf die theoretische, wie auf die praktische Vernunft.

Denn die Beschaffenheit der Reihen, welche sich entwickeln sollen, ist unbestimmt geblieben. Und die Vernunft, als solche, bezieht sich demnach nicht auf bestimmte Reihen, noch auf einen bestimmten Ursprung derselben. Wir haben freilich etwas vernommen von einer reinen Vernunft, die einen Vorrath von Ideen und Befehlen in sich trage; aber die Thatsache gehört zu den bestrittenen, und dergleichen muß man in empirischen Untersuchungen nicht mit den unbestrittenen vermengen; auch können wir dieselben für jetzt noch nicht füglich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes in Verbindung bringen, viel weniger die Erklärung zulassen: die Vernunft sei das Vermögen der Principien.

Aus dem Vorstehenden wird der Leser nun ohne Zweifel den Satz klärlich einsehen: der Verstand hat Vernunft. Denn wie könnte man immer seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten einrichten, ohne manchmal Ueberlegung zu Hülfe zu nehmen? — Ebenso klar ist ein zweiter Satz: die Vernunft hat Verstand. Denn wie könnte die Ueberlegung zur richtigen Entscheidung führen, wenn die Gedankenreihen, die in der Ueberlegung sich entwickeln, nicht der Beschaffenheit des Gedachten gemäß wären? Ebenso leicht würde man beweisen können, daß beide, Verstand und Vernunft, auch ein Gefühlsvermögen und ein Begehrungsvermögen haben, da beide sich bestreben, zu denken, und es fühlen, wenn sie zum Ziele ihres Strebens gelangen. Wer wird sich darüber wundern? Jedes Seelenvermögen ist längst in unseren Psychologien gewohnt als eine vollständige Person handelnd aufzutreten; es fehlt nur noch, daß der Verstand neben den anderen Vermögen, die er schon hat, auch noch Verstand — die Vernunft neben den übrigen Vermögen, die sie schon längst besitzt, auch noch Vernunft bekomme!

Doch ich würde den Leser beleidigen, wenn ich diesen Scherz verlängern wollte. Die nächste Absicht der zuvor gegebenen Analysen des Verstandes und der Vernunft — das heißt, der Begriffe, welche der Sprachgebrauch mit diesen Worten verknüpft, um ein Paar natürliche Ansichten des geistigen Lebens damit zu bezeichnen — wird erreicht sein, wenn man aus der kurzen Probe gesehen hat, wie eine bloße Zergliederung des empirisch Gegebenen dann aussieht, wann sie ohne Einmischung von Hypothesen angestellt wird; und wie wenig kann auf diesem Wege gewonnen werden. Sie gibt nämlich dann keinen Irrthum, aber auch wenig Wahrheit; nichts Besseres und nichts Schlechteres ist von der eigentlichen empirischen Psychologie zu sagen. Die Analysen der übrigen sogenannten Vermögen sind leichter, bei einiger Aufmerksamkeit kann Jeder sie selbst finden, es mag auch nützlich sein, sie von den oberen Vermögen zu den niederen fortschreitend (aus dem oben angedeuteten Grunde) weiter zu vollführen, allein ich werde mich nicht dabei aufhalten. Es wird jetzt schon soviel Licht auf einige Puncte des bevorstehenden Weges gefallen sein, als nöthig ist, um ihn anzutreten; insbesondere liegt uns nunmehr als Thatsache vor Augen, daß in unserm Geiste mehrere Vorstellungsmassen zusammenwirken, wenn wir auch noch nicht einsehen, inwiefern sie gesondert oder verknüpft sein

mögen. Die eigentlichen Aufschlüsse hierüber lassen sich nicht anders erlangen, als indem wir mit der Analyse allemal sogleich bei ihrem Anfange diejenige Hülfe verbinden, die wir uns im synthetischen Theile bereitet haben. Und dies nun ist unser Vorsatz.

B. Geographie.

69. Strabo.

(*Ph. Hedw. Külb*, Länder- und Völkerkunde in Biogr. I. [1846] S. 196—197, 199—206.)

Strabo, der Verfasser der *Γεωγραφικά* (17 Bücher), stammte aus einem angesehenen Geschlechte der Stadt Amasia in Kleinasien und wurde um das Jahr 60 vor Chr. geboren. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, und in Kleinasien gab es, wie er selbst versichert, schwerlich einen ausgezeichneten Lehrer, den er nicht gehört hätte. Nach Beendigung seiner Studien suchte er seine Wißbegierde durch Reisen zu befriedigen und gieng zuerst nach Aegypten, wo er mit dem Statthalter Aemilius Gallus, dessen Freundschaft er sich erwarb, das Land bis nach Aethiopien hin durchzog. Später durchwanderte er Kleinasien, einen Theil des östlichen Asiens, besuchte die Nordküste Afrika's und fast alle Inseln des Mittelmeeres und lernte Griechenland und eine große Strecke Oberitaliens genau kennen; deshalb rühmt er sich auch, er habe auf seinen Reisen gegen Westen von Armenien bis an die Grenzen Etruriens und gegen Süden vom schwarzen Meere bis nach Aethiopien mehr Länder gesehen, als alle Geographen vor ihm. Bei der Beschreibung der Länder, welche er nicht besuchte, benutzte er die vorzüglichsten Quellen und zog den bis zu seiner Zeit gesammelten Stoff so sorgfältig in sein Werk herüber, daß es als die Hauptquelle der Erdkunde von Herodot bis auf Augustus betrachtet werden muß. Zu bedauern ist bei diesen Vorzügen sein Vorurtheil gegen mehrere ältere Schriftsteller, wie Herodot und Pytheas, die er fortwährend als Lügner behandelt, was sie, wie wir bei der Darstellung ihrer Leistungen gesehen haben, gewiß nicht verdienen. Ein eigenes geographisches System hat Strabo, den man im Ganzen nur als einen geschmackvollen Sammler, nicht aber als einen genialen Förderer der Wissenschaft betrachten darf, keineswegs; er folgt dem des Eratosthenes mit einigen späteren, durch die Erweiterung der Erdkunde im westlichen Europa von selbst gegebenen Verbesserungen und hat uns somit wenigstens die Ansichten des Eratosthenes, dessen Schriften nicht mehr vorhanden sind, erhalten.

Die Beschreibung Europas beginnt Strabo mit Iberien (Spanien), und obschon er dem Lande eine unrichtige Gestalt gibt, so schildert er doch seine natürliche Beschaffenheit und seine Bewohner ziemlich genau. Der südliche Theil Spaniens, Bätica genannt, ist reich an Gold, Silber, Getraide, Wein, Oel und feiner Wolle, prangt mit herrlichen Städten, worunter das alte Gades das berühmteste ist, und wird von den Turditanern, einem fleißigen, gesitteten Volk bewohnt, dessen Name vielleicht durch Verunstaltung zu den vielen Sagen über das reiche Tartessus Veranlassung gegeben hat. Die Lusitaner, welche wir schon oben durch Polybius kennen gelernt haben, wohnten zwischen dem Tajo und Duero und beugten ebenso schwer, als die weiter nördlich in den Gebirgen wohnenden Gallaiker (Galizier) und Cantaber ihren Nacken unter das römische Joch; leichter gewöhnten sich die Celtiberer, die Nachkommen der Eroberer des Landes, welche sich zwischen dem Tajo und Ebro behaupteten, nach der Zerstörung ihrer Burgen an römische Art und Weise; am meisten hatte sich die dem Mittelmeere zugekehrte Küste Spaniens durch Handel und Gewerbfleiß bereichert und war mit blühenden Städten bedeckt. Dieser Küste gegenüber liegen die Gymnesien (Balearen), deren Bewohner von jeher als vortreffliche Schleuderer berühmt sind. Sie werden von Kindheit an schon in dieser Kunst geübt und bekommen eher kein Brod, als bis sie das Ziel getroffen haben. Der Boden dieser beiden Inseln ist sehr fruchtbar und hat dabei noch den Vorzug, daß man hier nicht leicht ein schädliches Thier findet. Selbst die Kaninchen sollen nicht einheimisch, sondern von der spanischen Küste herübergebracht worden sein und von einem einzigen Pärchen sich so sehr vermehrt haben,

daß sie Häuser und Bäume untergruben und umstürzten und die Einwohner nöthigten, ein römisches Heer zu Hülfe zu rufen. Jetzt läßt die Geschicklichkeit in der Jagd die Plage nicht mehr überhand nehmen und das Feld wird allenthalben mit großem Erfolge angebaut. — Nördlich von dem Hafen der Artabrer (Corunna) in der hohen See liegen die Zinninseln (Scillyinseln), deren zehn sind, nahe beisammen. Eine derselben ist unbewohnt, auf den übrigen findet man schwarzgekleidete Leute, deren Gewänder bis auf den Boden reichen, mit einem Gürtel um die Brust und einem Stabe in der Hand. Sie leben meist von Viehzucht und tauschen für das bei ihnen im Ueberflusse vorhandene Zinn und Blei von den sie besuchenden Kauffahrern Töpfergeschirr, Salz und eherne Geräthschaften ein.

Gallien, welches sich nördlich an Spanien anschließt, ist eben so schön und fruchtbar und wird von zahlreichen Flüssen durchströmt, die theils in den Ocean, theils in das mittelländische Meer münden und den Verkehr im Innern und nach außen sehr erleichtern. Von der Gestalt des Landes entwarf sich Strabo kein ganz richtiges Bild, denn er läßt den Rhein, welcher seine Grenze bildet, mit den Pyrenäen parallel fließen, setzt die Cevennen in die Mitte und dehnt die Halbinsel, welche die Bretagne bildet, viel zu wenig nach Westen aus. Das ganze gallische Volk ist kriegerisch, muthig und stets zum Kampfe bereit, aber ehrlich und durchaus nicht bösartig. Herausgefordert ziehen sie haufenweis in den Kampf, so unbefangen und so ganz ohne Vorsicht, daß sie dem Feinde, der sich einer Kriegslist bedient, leicht in die Hände gerathen, denn dieser findet sie, wann und wo er will, zu Wagstücken bereit, zu denen sie nichts mitbringen, als Kraft und Kühnheit. Jetzt, nach ihrer Unterjochung durch die Römer, leben sie in Frieden und richten sich nach den Befehlen ihrer Besieger, doch haben sie deshalb ihre Tapferkeit nicht verloren und aus ihnen besteht der vorzüglichste Theil der römischen Reiterei. Viele geben sich auch nützlichen Beschäftigungen hin und widmen sich sogar dem Unterricht und den Wissenschaften. — Die Gallier lassen die Haupthaare wachsen und tragen eine eigenthümliche Beinkleidung, nämlich weite Hosen; der Oberrock ist offen und reicht nur bis an die Hüften herab; darüber werfen sie einen aus grober einheimischer Wolle verfertigten Mantel. Ihre Bewaffnung besteht aus einem langen Schwerte, das an der rechten Seite hängt, einem langen Schild, einem Speer und Wurfspießen; Manche bedienen sich auch der Schleudern und der Bogen und Pfeile. Sie schlafen auf dem Boden und essen auf Polstern sitzend; ihre gewöhnliche Nahrung ist Milch und Fleisch, besonders Schweinefleisch, sowohl frisch als eingesalzen. Die Schweine bleiben fortwährend im Freien und zeichnen sich durch Größe, Stärke und Schnelligkeit aus und man kann leicht, wenn man sich ihnen unversehens nähert, in Gefahr kommen. Der Reichthum an Schaf- und Schweineheerden ist so groß, daß sie nicht nur Rom, sondern fast ganz Italien mit wollenen Zeugen und eingesalzenem Fleische versorgen. Ihre Wohnungen bauen sie geräumig aus Brettern und Weidengeflechten, kuppelförmig, mit einem hohen Dache. Ehe sie den Römern unterthan wurden, war ihre Staatsverfassung aristokratisch; sie wählten jedes Jahr einen Vorsteher und bei dem Ausbruche eines Krieges einen Anführer. Unterbricht in einer Volksversammlung Einer den Redner und schweigt nach dreimaliger Ermahnung nicht, so schneidet ihm der Rathsdiener mit dem Schwerte ein so großes Stück von seinem Mantel ab, daß dieser unbrauchbar wird. — In hohem Ansehen stehen bei ihnen die Barden, welche Hymnensänger und Dichter sind, die Seher, welche opfern und die Natur erforschen, und die Druiden, welche sich mit der Aufsicht über die Sitten und mit der Leitung der Staatsangelegenheiten befassen. — Neben ihren Haupttugenden, Einfachheit und Tapferkeit, zeigen die Gallier doch auch viel Unverstand, Prahlerei und Putzsucht. Um den Hals schlingen sie goldene Ketten, um die Arme und die Handgelenke Spangen, und die Vornehmen tragen bunte, goldgestickte Kleider. Ihre Eitelkeit macht sie nach einem Siege eben so übermüthig, als nach einer Niederlage verwirrt. Großen Unverstand zeigen sie durch die grausame, besonders bei den nördlichen Stämmen herrschende Gewohnheit, den erschlagenen Feinden die Köpfe abzuschneiden und sie als Siegeszeichen über ihren Thüren aufzuhängen. Eben so abscheulich war die Sitte, Menschen zu opfern und aus ihren Zuckungen zu weissagen; sie ist jetzt durch die Römer abgeschafft.

Gallien gegenüber liegt Britannien, eine dreieckige Insel, deren größte Seite der gallischen Küste zugekehrt und eben so groß ist als diese. Sie ist meist eben und waldig, an vielen Stellen von Hügelreihen durchschnitten und reich an Getraide, Heerden, Gold, Silber und Eisen. Als Handelsartikel werden Sclaven, Häute und Hunde ausgeführt, die sich leicht zur Jagd abrichten lassen; die Gallier bedienen sich derselben auch im Kriege. Die Britannier sind größer als die

Gallier, weniger rothhaarig und von schwammichterem Körperbau und haben meist schiefe Beine und einen schlechten Wuchs. In ihren Sitten gleichen sie in vielem den Galliern, sind aber noch barbarischer und einfältiger. Von Landwirthschaft und Gartenbau wissen sie nichts, und einige Stämme verstehen nicht einmal Käse zu machen, obschon sie Ueberfluß an Milch haben. Sie werden von einzelnen Häuptlingen beherrscht und von diesen im Kriege angeführt; ihre Waffen sind fast dieselben, deren sich die Gallier bedienen; auch kämpfen sie, wie diese, von Streitwagen herab. Ihre Städte legen sie in der Mitte der Wälder an, indem sie einen geräumigen runden Platz mit gefällten Bäumen einzäunen und darauf Hütten für sich und ihr Vieh errichten; sie bleiben aber nie lange an derselben Stelle. In diesem Lande fällt mehr Regen als Schnee, und selbst bei trocknem Wetter hält der Regen so lange an, daß man während des ganzen Tages nur drei bis vier Stunden lang um die Mittagszeit die Sonne zu sehen bekommt. — Von Jerne (Irland) weiß Strabo nichts Gewisses zu erzählen, als daß die Einwohner wilder sind als die Britannier und meist von Gras leben; daß sie auch Menschenfleisch fressen und es sogar für löblich halten, ihre verstorbenen Eltern zu verzehren. Noch mangelhafter sind seine Bemerkungen über Thule, denn den schon weiter oben mitgetheilten Reisebericht des Pytheas erklärt er in Folge seines Systems, nach welchem die Erde nur bis nach Jerne hin bewohnt sein darf, als ein Gewebe von Lügen.

Aus dem Norden Europas kehrt Strabo nach Süden zu den Alpen zurück; die Beschreibung dieses Gebirgszuges beweist aber hinlänglich, daß er den Alten sehr unvollkommen und nur an einzelnen Stellen bekannt war. Strabo läßt die Alpen bei Genua beginnen und mit dem Ocraberge (Birnbaumer Wald) auslaufen. Früher war der Uebergang über denselben sehr beschwerlich und der räuberischen Bewohner wegen höchst unsicher; der Kaiser Augustus versuchte die Wege, insoweit es sich möglich zeigte, gangbar zu machen und durch Vertilgung der Räuber zu sichern. Die Natur ließ sich aber nicht überall besiegen, der vorspringenden Felsen und ungeheueren Abhänge wegen, auf denen man bei jedem Fehltritte Gefahr läuft, in unergründliche Schluchten hinabzustürzen, denn der Weg ist an vielen Stellen so schmal, daß Fußgänger und selbst Lastthiere, die solche Pfade nicht gewohnt sind, vom Schwindel ergriffen werden; die Eingebornen aber gehen unbekümmert an den Abgründen hin und tragen dabei noch schwere Lasten. Große Gefahr droht indessen auch ihnen das Herabrollen ungeheurer Eismassen (Lavinen), welche oft ganze Reisegesellschaften mit sich fortreißen und in die Thäler schleudern, denn es liegen viele Eisschichten (Gletscher) übereinander, indem eine Schneelage nach der andern anfriert und sich bei gelindem Wetter auch leicht wieder von der untern ablöst, ehe sie durch die Sonne ganz geschmolzen werden.

Am Fuße der Alpen beginnt Italien, welchem Strabo in Folge der von ihm angenommenen falschen Breite von Marseille und der sizilischen Meerenge die Gestalt eines verschobenen Vierecks gibt. Seine Bemerkungen über die einzelnen Provinzen und Städte dieses Landes enthalten übrigens viel Merkwürdiges, worauf wir aber, da wir keine Geographie schreiben, nicht eingehen können. Oberitalien schildert er als eine überaus fruchtbare Gegend und die hier wohnenden Römer übertreffen nach seiner Behauptung alle übrigen in Italien an Reichthum, denn das angebaute Feld trägt viele und mancherlei Früchte und die Wälder sind so reich an Eicheln, daß Rom größtentheils von den daselbst gezogenen Schweinen versorgt wird. In Folge seiner guten Bewässerung ist es auch außerordentlich reich an Hirse, dem besten Schutzmittel gegen Hungersnoth, denn er wächst bei jeder Witterung und schlägt nie fehl, wenn auch die übrige Ernte mißglückt. Die Menge des erzeugten Weines verrathen schon die ungeheuern Fässer, die man allenthalben sieht und die größer sind als ein Haus. Die Fruchtbarkeit Oberitaliens hat sich bis jetzt nicht vermindert und das Ansehen des Landes sich sogar an manchen Stellen zu seinem Vortheil geändert, denn die von Strabo erwähnten weiten Sümpfe, durch welche Hannibal mit so großen Beschwerden sein Heer führte, bilden jetzt einen Theil der lachenden Gefilde um Parma und Modena, und Ravenna, welches, wie das heutige Venedig, mitten in Lagunen erbaut war und statt der Straßen Canäle hatte, liegt jetzt fast eine Meile vom Meere. Von Rom und den Römern spricht Straba verhältnißmäßig nicht viel und seine Bewunderung der Eroberer und Unterdrücker Griechenlands ist durchaus nicht übertrieben, doch erwähnt er ihrer Staatsstraßen, Wasserleitungen und anderer öffentlichen Bauten mit gebührendem Lobe; mehr gefällt er sich in Unteritalien, wo damals noch überall griechische Art und Weise die Oberhand hatte. Besonders rühmt er den Reichthum und die Fruchtbarkeit Siziliens, der Kornkammer Roms; selbst der Aetna ist an seinem Fuße mit

Wald und Pflanzungen umgürtet und nur am oberen Theil kahl und mit Asche, im Winter mit Schnee bedeckt. Seine Spitzen scheinen sich durch das unterirdische Feuer oft zu verändern, denn dieses bricht bald aus einer und bald aus mehreren Oeffnungen hervor und schickt manchmal Feuerbäche und manchmal Flammen und Rauch, bisweilen auch glühende Massen herauf. Der Berg wurde schon damals, wie noch jetzt, von neugierigen Reisenden bestiegen und von einigen derselben ließ sich Strabo erzählen, sie seien oben an eine Fläche von ungefähr einer Stunde im Umfange gekommen, die mit einem mauerähnlichen Walle umgeben war, so daß die, welche in den eingeschlossenen Raum hineingehen wollten, hinabspringen mußten. In der Mitte desselben sahen sie einen Hügel von aschgrauer Farbe und über diesem eine ungefähr zweihundert Fuß hohe, rauchähnliche und, da es gerade Windstille war, unbewegliche Wolkensäule. Zwei von ihnen, die es wagten, weiter vorwärts zu gehen, mußten, da der Sand immer tiefer und heißer ward, umkehren; auch konnten sie nicht mehr wahrnehmen, als ihre Gefährten, die aus der Ferne zuschauten.

Wir können Strabo in seiner Beschreibung des griechischen Festlandes und der es umgebenden Inseln nicht folgen, da sie zu sehr ins Einzelne geht und wir kein trockenes Verzeichniß von Städtenamen zu geben beabsichtigen. Mit überall durchschimmerndem Mißbehagen vergleicht er den ehemaligen glücklichen Zustand des herrlichen Landes, so lange es noch seiner Freiheit genoß, mit den drückenden Verhältnissen unter der römischen Herrschaft. — Den Norden Europas vom Rhein bis zum Don behandelt er nur flüchtig und übergeht aus vorgefaßter Meinung sogar den sehr zuverlässigen Bericht Herodots über die westlich und nördlich vom schwarzen Meere liegenden Länder und ihre Bewohner mit Stillschweigen. Selbst die Nachrichten über Germanien scheinen ihm zu neu und verdächtig gewesen zu sein. Von den Cimbrern erzählt er, daß sie ein umherziehendes, räuberisches Volk seien und daß sich unter ihren mit in den Krieg ziehenden Weibern altergraue, wahrsagende Priesterinnen in weißen, von einem ehernen Gürtel gehaltenen Gewändern und mit nackten Füßen befanden, welche den Gefangenen, sobald sie im Lager ankamen, entgegengiengen, sie mit bloßem Schwert und bekränzt an einen ehernen Kessel führten und ihnen, auf einer Erhöhung stehend, über demselben die Kehle abschnitten. Aus dem in den Kessel fließenden Blut und den zerrissenen Eingeweiden sagten sie wahr und verkündeten den Ihrigen Sieg. Während des Kampfes schlugen alle Weiber auf die Felle, welche über das Flechtwerk ihrer Wagen gespannt sind und verursachten dadurch einen entsetzlichen Lärm. — Asien glaubt Strabo durch die Eroberungszüge Alexanders und seiner Nachfolger, so wie durch seine eigenen Reisen am genauesten von den drei Welttheilen zu kennen und doch macht er sich schon von dessen Beschaffenheit im Allgemeinen einen sehr unrichtigen Begriff, denn er läßt den Taurus, eine nur in der Einbildung begründete Vereinigung mehrerer ganz verschiedenen Bergketten, quer durch ganz Asien laufen und dasselbe in zwei Hälften theilen.

70. Gesichtspunct der menschlichen Geographie.

(*K. Ritter*, Die Erdkunde I. [1822] S. 1—7 u. 19.)

Die Einleitung zu einem Versuche, die Gesammt-Erdkunde in einem innerlich verbundenen, wissenschaftlichen Ganzen darzustellen, kann, ehe sie zur Mittheilung des Planes, der Methode und zu den Quellen der Arbeit selbst sich wendet, nicht wohl den menschlichen Gesichtspunct umgehen, um dessentwillen überhaupt sie nur als wünschenswerth erscheint.

Dieser soll daher, inwiefern er das Verhältniß der Natur zur Geschichte, des Vaterlandes zum Volke, und überhaupt des einzelnen Menschen zum Erdganzen betrifft, hier nur kurz berührt werden, um die Aufmerksamkeit auf den letzten Zweck des Unternehmens zu leiten.

Wenn es anerkannt ist, daß jeder sittliche Mensch zur Erfüllung seines Berufes, und ein Jeder, dem das rechte Thun in etwas gelingen soll, das Maß seiner Kräfte im Bewußtsein tragen und das außer ihm Gegebene oder seine Umgebungen, wie sein Verhältniß zu denselben, kennen muß, so ist es klar, daß auch jeder menschliche Verein, jedes Volk seiner eignen innern und äußern Kräfte, wie derjenigen der Nachbaren, und seiner Stellung zu allen von außen herein

wirkenden Verhältnissen inne werden sollte, um sein wahres Ziel nicht zu verfehlen.

Das blinde Streben und das bewußtlose Wollen geben dem Menschen bei aller Spannung und Thätigkeit nicht diejenige Kraft, welche zum rechten Sein und Thun führt; es muß das entwickeltere Streben, das bewußtvollere, der Kraft entsprechende Wollen sein, welches, wo Klarheit sich zur Wahrheit gesellt, in schönen und großen, denkwürdigen Thaten hervortritt, die der Ewigkeit angehören. Nicht die verwirrte Vielartigkeit zügelloser Gewalten, sondern die Anschauung von dem Maß und dem Gesetz in der unendlichen Fülle und Kraft ist es, was uns auch schon in der sinnlichen Natur mit der Ahnung des göttlichen unwiderstehlich durchschauert.

Aber der rechte Wille des Menschen und die Erkenntniß des seiner eigenthümlichen Kraft Entsprechenden in dem außer ihm Gegebenen, sowie die gegenseitige Durchdringung und Steigerung von beiden, diese gehen nur aus dem ernsten Ringen nach der tieferen Erkenntniß des eigenen Selbst hervor, und aus der Betrachtung des Menschlichen und alles dessen, was in der Geschichte der Menschheit sich offenbart hat.

Wie nun jeder einzelne Mensch vermöge seiner eigenen Weise nicht jeglichem Unternehmen gewachsen und zu jedem berufen ist: ebenso wenig jedwedes Volk zur Erreichung jedes Zieles im bunten Kranze des Ruhmes und des Glückes. Es gehört zum Charakteristischen der menschlichen Natur, daß jedem einzelnen Menschen eine nur ihm angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt, durch deren Entwickelung er zu einem Vollkommneren wird, und so und nicht anders wiederholt sich dies in jedem Volke. In der vollendeten Ausbildung dieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche und mit ihr jede andere Größe des Menschen, wie die Volksthümlichkeit und Nationalgröße der Völker. Sie erwärmt und erleuchtet die Gegenwart, wie die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen und räumlichen, sondern nach ihrer geistigen Größe, und wirft ihre glänzenden Strahlen weithin durch das ganze Gebiet des gegenwärtigen Völkerlebens und der kommenden Geschichte.

Eigenthümlichkeit gehört aber nicht zu demjenigen, was das Volk sich selbst geben kann, so wenig, wie der einzelne Mensch es vermag; beide können nur die Selbständigkeit einer solchen Eigenthümlichkeit bewahren. Sie selbst aber geht von einer höheren Macht aus, als die des verschwindenden Menschen ist. Nur in seiner Macht und mehr noch in seinem Berufe liegt es, sich ihrer bewußt zu werden im Leben; denn ohne dieses Bewußtsein kann ihm sein Thun nicht gelingen. — Die Eigenthümlichkeit des Volkes kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, und weil kein Volk ohne Staat und Vaterland gedacht werden kann, aus seinem Verhältniß zu beiden und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten.

Hier zeigt sich der Einfluß, den die Natur auf die Völker und in einem noch weit höheren Grade, als auf den einzelnen Menschen ausüben muß, weil gleichsam hier Massen auf Massen wirken und die Persönlichkeit des Volkes über die des Menschen hervorragt.

Dieser Einfluß ist anerkannt und von jeher ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung für Völker-, Staats- und Menschengeschichte gewesen; auch in unseren Tagen ist er laut zur Sprache gekommen.

Es wirkt aber die Natur überall nur allmählig und mehr noch im Verborgenen als am hellen Tage. Das Samenkorn keimt unter der Erde und in der verhüllten Knospe ist schon wieder die Schöpfung eines neuen Geschlechts vorbereitet. So sind ihre Verhältnisse und Einwirkungen überall tiefer, als sie erscheinen, einfacher, als sie in der ersten Mannigfaltigkeit aussehen und zum Erstaunen weit sich verbreitend und folgenreich. Ja die stille Gewalt, die sie ausübt, bedarf einer gleich stillen Seele, in die ihre Erscheinungen eingehen, um in ihrer Gesetzmäßigkeit ungestört bis zum Mittelpuncte zu dringen.

Es bedarf, um eine ähnlich gebildete Seele zu begreifen, oft nur eines äußeren Zeichens, des rechten Blickes, des innigen Wortes, weil das Gleiche das Gleiche versteht. Aber die Natur steht dem Menschen jetzt wenigstens nicht mehr so nahe; sie ist ihm ein geheimnißvolles Wesen geworden, und nur im großen Zusammenwirken ihrer Kräfte, im Zusammenhange ihrer Erscheinungen will sie betrachtet sein. Dann erst wirft sie und strahlt sie Licht und Leben aus auf alle Wege, welche der menschliche Eifer zu betreten wagt; ja ihr Glanz wird dann ein blendendes Gestirn, dessen ganze Fülle er doch nicht aufzufassen vermag. Dann hellt sie alle Verhältnisse der Schöpfung, die wir belebte und unbelebte Natur zu nennen pflegen, auf, gibt über Alles, worüber wir sie befragen, die ersten Aufschlüsse und vor Allem auch über den Menschen.

Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, um der Geschichte des Menschen und der Völker willen auch einmal von einer minder beachteten Seite, von dem Gesammtschauplatze ihrer Thä-

tigkeit aus, der Erde, in ihrem Verhältniß zum Menschen, nämlich der Oberfläche der Erde, das Bild und Leben der Natur in ihrem ganzen Zusammenhang so scharf und bestimmt als Kräfte es vermögen, aufzufassen und den Gang ihrer einfachsten und am allgemeinsten verbreiteten geographischen Gesetze in den stehenden, bewegten und belebten Bildungen zu verfolgen?

Von dem Menschen unabhängig ist die Erde, auch ohne ihn und vor ihm, der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen. In einer Wissenschaft der Erde muß diese selbst um ihre Gesetze befragt werden. Die von der Natur auf ihr errichteten Denkmale und ihre Hieroglyphenschrift müssen betrachtet, beschrieben, ihre Construction entziffert werden. Ihre Oberflächen, ihre Tiefen, ihre Höhen müssen gemessen, ihre Formen nach ihren wesentlichen Charakteren geordnet, und die Beobachter aller Zeiten und Völker, ja die Völker selbst müssen in dem, was sie ihnen verkündigte, und in dem, was durch sie von ihnen bekannt wurde, gehört und verstanden werden. Die daraus hervorgehenden oder längst schon überlieferten Thatsachen müssen in ihrer oft schon wieder zurückgedrängten und vergessenen Menge, Mannigfaltigkeit und Einheit zu einem überschaulichen Ganzen geordnet werden.

Dann träte aus jedem einzelnen Gliede, aus jeder Reihe von selbst das Resultat hervor, dessen Wahrheit sich in den localisirten Naturbegebenheiten und als Wiederschein in dem Leben derjenigen Völker bewährte, deren Dasein und Eigenthümlichkeit mit dieser oder jener Reihe der charakteristischen Erdbildung zusammenfällt. Denn durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft hervor aus dem geistigen wie aus dem physischen Elemente in den Alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Gestaltet sich doch jeder Organismus dem inneren Zusammenhange und dem äußeren Umfange nach, und thut sich kund in dem Gesetz und in derjenigen Form, die sich gegenseitig bedingen und steigern, da nirgends in ihm ein Zufall waltet.

Nicht nur in dem beschränkten Theile des Thales, oder des Gebirges, oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen diese gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichten ein, von ihrer Wiege bis auf unsere Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in dem einen oder dem andern Puncte dieser sich auszudrücken scheint oder ausgesprochen ward, so ist es doch eben so gewiß, daß dieser überall und zu allen Zeiten tiefer im Verborgenen wirkte, gleichwie der einst unbekannte Gott in einer höheren Welt, der doch auch vordem schon immer und überall gegenwärtig gewesen war.

Wie man diesen anfangs nur in seinen einzelnen Wirkungen erkannte und verehrte, ohne daß ihn selbst noch das sterbliche Auge erblickt hatte, so löset sich auch wohl einmal noch der Widerstreit tausendfältig zerspaltener Naturkräfte, der ihre Einheit für unsern Blick einstweilen verhüllende Nebel verschwindet, und diese tritt in den Gesichtskreis menschlicher Weisheit.

Mit diesem Glauben kann jedes Streben nach Uebersicht der Naturwirkungen in ihrem Zusammenhange, wie schwach es auch sein mag, wenn es nur von dem Geiste der Wahrheit geleitet wird, ersprießlich sein, und in dieser Hinsicht nur kann ein Versuch, wie der gegenwärtige, von den Zeitgenossen mit Liebe aufgenommen werden, wodurch sein Inhalt erst lebendig gemacht wird.

Nicht die Sache des einzelnen Menschen ist es, eine solche Aufgabe zu lösen, zu deren Ergründung mehr oder weniger jeder tiefere Mensch durch sein Leben selbst seinen Beitrag für das Wohl des nachfolgenden Geschlechtes abgibt. Nur an diese sich anzuschließen, vermag er mit der ihm verliehenen Kraft, und im Gange treuer, historischer Entwickelung der Einheit des Gesetzes in der Mannigfaltigkeit der Erscheinung nachzuspüren.

Die Palme des Ruhmes ist denjenigen Forschern als den Heroen der Historie zuerkannt, die selbst ausgerüstet mit tiefgreifender Seelenkraft und großer Charakterstärke aus der Verwickelung der einzelnen Begebenheiten, aus dem Gedankengange und der Geschichte des einzelnen Wesens, oder des einen Volkes, oder der Völkervereine im Stande waren, die menschliche Natur in ihren bewußtlosen Tiefen bis zu ihren schwindelnden Höhen in ihren Thaten zu beleuchten und darzustellen, und durch ihre Nachweisung über den eigenthümlichen Entwickelungsgang zur Erreichung der größten nationalen und sittlichen Höhe für alle Völker der Erde zu unsterblichen Lehrern zu werden.

Vielleicht rückt einst die Zeit heran, in welcher gleich starke Naturen, indem sie mit ihrem Scharfblick zugleich die natürliche wie die sittliche Welt umspannten, und aus der Totalität ihrer welthistorischen Begebenheiten im Stande

wären, von dem Verhältnisse Aller mit gleich untrüglicher Sicherheit, wie jene hinauf so herab zu steigen aus diesem allgemeinen Gegebenen, den selbst zu setzenden nothwendigen Entwickelungsgang jedes einzelnen Volkes auf der bestimmten Erdstelle vorherzuweisen, welcher genommen werden müßte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die jedem treuen Volke von dem ewig gerechten Schicksale zugetheilt ist.

Um einem so vielfach nachgestrebten und wahrhaft großen Ziele, der höchsten Aufgabe der Staatsweisheit, das in seiner ganzen Größe nur in den Gesängen der Propheten mit dem begeisterten Blick in die Natur und in die Geschichten aus einer dunklen Vorwelt zu uns herüberleuchtet, um einem solchen verlornen Ziele uns wieder anzunähern, kann eine der Vorbereitungen im Gebiete der Wissenschaften auch dieser Weg sein, welcher hier mit seinen Resultaten vor Augen gelegt wird.

Zwar anfangs, wie es scheint, weit umherschweifend, führt er doch von derjenigen Stelle, von welcher er ausgeht, menschlicher Weise zu sprechen, ziemlich gerade in die Richtung seines Gesichtspunctes, und wenn auch nicht hier bis zum letzten Ziele, so scheinen die Aussichten und Erkenntnisse, die bei dem Fortschritte auf ihm gewonnen werden können, nicht unerheblich zu sein. Ohne in das endlose jeder einzelnen Erfahrung abzuirren, führt er nur schrittweis von specieller zu specieller Erfahrung, und wird so zur Curve, die das allgemeine Gesetz ausspricht, durch welches die Mannigfaltigkeit der Erfahrung oder des Materiellen beherrscht und für den höheren Zweck gehandhabt werden kann.

Aber nicht nur das allgemeine Gesetz einer, sondern aller wesentlichen Formen, unter denen die Natur im Größten auf der Oberfläche des Erdballs, wie im Kleinsten jeder einzelnen Stelle derselben erscheint, sollte Gegenstand der Untersuchung auf diesem Wege sein, denn nur aus dem Verein der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche kann die Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen aufgefaßt werden.

Und wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechtes durchaus ohne den Erdball gar nicht gedacht werden kann, so können auch der einzelne Mensch, ja das ganze von der Erde noch weit minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gefesselte Staat, ohne das Bewußtsein der rechten Stellung zu ihr nie zum vollen Einklange mit sich selber gelangen.

Oder mit andern Worten: nur dieser Einklang zwischen Volk und Vaterland, zwischen Stellung des Staates zur Natur wie zum Menschenleben, oder zur Physik und Politik hat eben von der einen Seite her in der Weltgeschichte das Blühen der Völker und Staaten bedingt und gefördert.

Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer jugendlicheren Periode der Vorzeit, bewußtlos, **zugleich** mit der organischen Entwickelung der Völker hervorquillt, da muß, wie in unserer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklanges, die ewige Tetraktys, als der unsterbliche Quell aller Harmonie, durch ernste Wissenschaft erforscht, und in das Bewußtsein eingetragen werden.

Wäre das Ziel der Erdkunde dann wirklich erreicht, so würde Eine Seite der Historie im Allgemeinen einen Fortschritt gewonnen haben, indem das erregende Wesen der Antriebe der äußeren Naturverhältnisse auf den Entwickelungsgang der Menschheit, welche den Forschern der Alten schon mehr als der neueren Geschichte manche Aufschlüsse gegeben haben, dadurch zu größerer Klarheit gekommen sein müßte. Es bliebe ein anderes Gebiet, das der inneren Antriebe der von dem Aeußeren unabhängigen rein geistigen Natur in der Entwickelung des Menschen, der Völker und Staaten, zur vergleichenden Untersuchung übrig, als würdiger Gegenstand einer leicht noch glücklicheren Betrachtung und nicht minder lohnenden Forschung.

71. Benares oder Kasi, die Brahmanenstadt.

(Dasselbe Buch, Asien IV. 2. [1836] S. 1154—1159.)

Benares[1]), Varanaschi im Sanskr., von den zwei Flüßchen Vara und Naschi, die sich hier unter 25° 30′ N. Br. zum Ganges münden, ist die große, berühmte Brahmanenstadt, die Kasi, d. i. die Glänzende, in dem Ramajana heißt. Sie ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges

bildet, von großem Umfang, der alte Sitz der Brahmanenschulen, die heiligste Stadt der Hindus, die früher über 5000 Studenten zählte, darin 8000 Häuser auch heute noch nur Priestereigenthum sein sollen. Ungeachtet Kaiser Aurengzeb hier in der Mitte der Stadt, am heiligen Ganga durch stolzen Aufbau einer hohen Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über das Gesetz Manu's zu feiern und das alte Heiligthum der Brahmadiener zu entweihen versuchte, so blieb der niedere Mahadeotempel mit seinem Dreizack, der tief unter dem glänzenden Halbmonde der Moschee zurückbleibt, mit den zahllosen geweihten Stellen seiner Umgebungen, doch der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt, der früher, nach einem Durchschnitt berechnet, täglich von zehntausend, und jährlich, zumal an den hohen Festen, von Hunderttausenden bewallfahrtet worden sein soll. Die 8000 Priesterhäuser sind von Brahmanenfamilien bewohnt, die fast nur von den täglichen Opfern und Almosen der Pilger leben. Gegenwärtig gehören für jeden Pilger 15 Tage dazu, um alle Ceremonien, wie an der Kaba zu Mekka, so im Tempel des Mahadeo vorschriftmäßig zu vollenden, um vollkommene Reinheit von Sünden zu erlangen. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Reiche und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden, und zahlen die größten Spenden und Almosen an die Heiligenschreine, die Priester und Armen. Viele Rajas, noch regierende, oft nur appanagirte und verarmte, unter denen auch der Raja von Benares selbst, aus dem Timuriden-Hause, haben hier Klöster für Brahmanen und Fakiers angelegt, unterhalten auch Gesandte, Vakils, die an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer erfüllen, um selbst selig zu werden. Daher sind die Gangesufer in Benares überall mit Prachttreppen, sogenannten Ghauts[2]), aus Marmorquadern versehen, um bequem zum Strombad hinabzusteigen, mit Gärten und Alleen bepflanzt, für Pilger und Brahmanen zur Haltung der Gebete, zu Almosenvertheilung, zu Opfern und Abwaschungen. Kein Ufer ist wie dieses so mit unzähligen Prachtwerken zur Ehre der Götter bebaut, voll Tempel, Pagoden, Hallen, Badplätze, Pavillons u. s. w. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer, oft von ungeheueren Preisen, weil die Prinzen und Reichen oft vor ihrem herannahenden Tode sich noch sputen, um durch einen Prachtbau hier eine Stelle im Himmel zu erringen. So ist das Stromufer selbst der bebauteste, bewohnteste, besuchteste Theil des ganzen Landes geworden, und kein System zur Cultur eines Wassergebietes und zur Civilisirung seiner Anwohner könnte erfunden werden, das erfolgreicher wäre, die Macht an seinen lebendigen Wassern zu concentriren, als dieses, ohne die Anwohner selbst zur Flußschifffahrt und zum Wasserleben zu führen, wie hierzu China das Gegenstück darbietet. Die Zahl der Tempel ist hier sehr groß; die der gelehrten Priestercollegien und Schulen, in denen das Brahmanengesetz im Sanskrit gelehrt und commentirt wird, wichtig für die Bewahrung der einheimischen Kenntnisse und Literatur. Eben darum aber, weil die Berührung der Europäer in der Idee der Hindus diese Schätze entweihen würde, sind sie noch viel zu wenig bekannt. Die Künste und Wissenschaften Indiens haben hier wohl ihren Hauptsitz; Gewerbe mancherlei Art, zumal Gold- und Silberarbeit, feine Weberei, und solche von kostbaren Gold- und Silberstoffen, die weit verschickt werden, dann der Handel, dem die Messen und das Pilgerwesen in allen Weltgegenden so günstig waren, sind hier blühend. Die Stadt ist außer den einheimischen Großen auch der Sitz vieler fremden Fürsten und Reichen mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, die auf geweihtem Boden dem Ende ihres Lebens entgegensehen, wie die Juden in Jerusalem. Aber noch größer ist die Zahl der Glücksritter, Abenteurer, Büßer, der Jogis, der Lahmen, Blinden, Aussätzigen, Krüppel, der frechsten und unverschämtesten Bettler aller Art von dem Brahmanen an bis zu den niedrigsten Casten, welche die Straßen und geweihten Orte förmlich belagern und ihrer Zwecke bei den großen Almosenspenden so vieler reicher Sünder und Devoten gewiß sind.

Uebrigens ist Benares, als Stadt, in seinen Gassen so eng und winklich gebaut, daß Europäer, die nur in Sicri, einer der Vorstädte, wohnen, mit ihren Equipagen in derselben keinen Eingang finden können, kaum daß der Reiter sich durch das Gedränge des Volkes, der Bettler, Kranken und Pilger, die vor unzähligen Fakirshäusern, mit fratzenhaften Idolen und Klingklang schlechter Musik, haufenweis stehen, hindurch winden kann, während Affenschaaren, die man als heilige Thiere gewähren läßt, die Dächer bespringen, und heilige Stiere, denen kein Leids in ihrer Freiheit geschieht, überall die an sich schon engen Gassen durch ihren langsamen feierlichen Schritt noch mehr beengen. Von den dabei vorfallenden Scenen haben Valentia und B. Heber anschauliche Darstellungen gegeben. In diesen engen Gassen, um kühl und schattig zu sein, erheben sich die Häuser bis zu fünf bis sechs Stock

Höhe mit den seltsamsten Architekturen, Vorsprüngen, vielen zierlich in Holz geschnitzten Gallerien, welche alle Stockwerke umlaufen, oben mit Terrassen, unten aus großen Quadern massiv und schön aufgebaut und reich bemalt, überall, wo die 12,000 hohen, massiven Häuser stehen, wohlhabend, aber in den Quartieren mit den 16,000 Häusern, die nur aus Erde mit Palm- und Rohrdächern aufgerichtet sind, von ärmlichem Ansehen. Die *Bevölkerung* von Benares ist wohl eben wegen dieser schwierigen Zugänglichkeit und des Mangels an Zählungen stets überschätzt worden. Früher gab man sie zu 632,000 Einwohner an; G. Valentias Specialverzeichniß derselben, nach Mr. Deanes[3]) Eingabe setzte im Jahre 1801 die permanente Volkszahl auf 582,000 an, in etwa 30,000 Häusern. Nach einem neueren Census vom Jahre 1830[4]), also 30 Jahre später soll sie keine 200,000 betragen. Jene große Zahl, die man späterhin noch auf 800,000 gesteigert hatte, war nur ein falscher Calcul nach der Häuserzahl. Diese war richtig gezählt; aber die Bevölkerung derselben war nur geschätzt. Für ein gewöhnliches *Holzhaus* (Kucha) nahm man 60, für ein sechsstöckiges *Steinhaus* (Pukka) 150 Bewohner an. Nach dem letzten Census ergab sich aber, daß man im Durchschnitt für jedes Haus, inner und außer der eigentlichen Stadt, nur sechs Bewohner rechnen könne. Doch hat auch diese Berechnung ihre Schwierigkeiten, da hier die Art des Häuserbaues und der Quartiere, denen sie angehören, viel Eigenthümliches hat, und auf sehr verschiedene Weise bewohnt wird. An eine wirkliche *Zählung* der Casten und Geschlechter ist hier wegen religiöser und politischer Vorurtheile noch nicht zu denken, und das britische Gouvernement selbst vermied den Versuch dazu, um jedem Aerger, Aufruhr, den dieser unfehlbar erregt haben würde, zu entgehen. Die männliche und weibliche Population zeigt sich jedoch der Zahl nach ziemlich gleich; die gewöhnlich geringere Töchterzahl soll nur von der Scheu der Familien herkommen, sie anzugeben. Ueberhaupt aber ist in der Stadt das Verhältniß der Kinder weit geringer als in den umgebenden Dörfern, dagegen das Verhältniß der Eingemietheten zu den Hauseigenthümern sehr groß, und stets eine große Zahl von Fremden und Pilgern aller Art in der Stadt, welche die Tempel und Ghauts förmlich belagern. Bei einem Versuche, den über die Fähren und durch eine der Hauptstraßen drei Tage vor einer Sonnenfinsterniß in die Stadt dringenden Zulauf des Volkes zu zählen, ergab sich die Summe von 50,000. Seit 1800 hat die Zahl der Häuser um 1½ Procent zugenommen, aber viele davon sind in Verfall. Die Zahl der Moscheen ist gerade ein Drittheil von der der Hindutempel, doch sollen gar manche, bei dieser Angabe, wegen ihrer versteckten und isolirten Lage übersehen sein. Diese Zählung wurde durch den Beistand von 17 Mullas durch das britische Gouvernement veranlaßt. Die wohlbesetzten Bazare von Benares, mehrere merkwürdige Tempel und Moscheen, das Observatorium, das Hinducollegium und begonnene christliche Schulen gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, aber in das innere Leben des dortigen, schlauen, zurückhaltenden, den Europäern nicht trauenden Brahmanenwesens, in ihre Tempel, Schulen, Bibliotheken, Literaturen ist noch kein Europäer eingedrungen. Durch J. Prinseps Beobachtungen[5]) haben wir neuerlich erst erfahren, daß Benares 231 Fuß Par. über dem Meere liegt, oder vielmehr über Chowringhi bei Calcutta; daß die Brunnen daselbst, bei einer Tiefe von 36 Fuß, eine mittlere Temperatur von 21½° Reaum. (79° 91' Fahrh.) haben, die mittlere Lufttemperatur im Freien 20° Reaum. (77° Fahrh.) beträgt, in den Straßen von Benares aber 21¼° Reaum. (79° 22' Fahrh.); daß die extreme Hitze im Mai bis zu 35° 11' Reaum. steigt (111° 15' Fahrh.), im Januar bis zu 5° 78' Reaum. (45° Fahrh.) fällt; also sehr große Differenzen stattfinden. Es fielen 40 Zoll und 5 Linien Par. Regen in Benares, nach dreijährigen Beobachtungen, wo weit weniger atmosphärischer Niederschlag stattfindet als in Calcutta. Das Gangesbette bei Benares, in der trockensten Jahreszeit, 25. Apr. 1829, hatte daselbst, nach Prinsep des Geometers Sundirungen[6]), eine Breite von 3000 Fuß, wovon aber nur 1400, also nicht einmal die Hälfte, wasserbedeckt waren; die Sundirungen gaben seinem Wasser eine mittlere Tiefe von 34 bis 35 Fuß Engl. Die Area seines Durchschnitts eine Fläche von 48,650 Quadrat-Fuß; die Geschwindigkeit des Flusses an der Oberfläche in einer Stunde 2910 Fuß, im untern Strom unter der Oberfläche nur 1410 Fuß. Jede Secunde wälzt also hier der Ganges ein Volumen von 19,000 Cubikfuß Wasser zur Tiefe, aber als *mittlere Entladung* für das *ganze Jahr* bei hohem Wasserstande 250,000.

[1]) *W. Hamilton Descr. I. p.* 305—309; *G. Vic. Valentia Voy. I. p.* 95—120; ebendas. *Appendix I. p.* 461 *etc.*; Reg. Hebers Leben und Nachr. Th. I. S. 368—404.

[2]) *Th. and W. Daniells Oriental Scenery, London* 1795. *Fol. Tab. XVI. Gaut in Benares.*

[3]) *G. Vic. Valentia Voy. Vol. I. App. I. p.* 407 *bis* 411 ; *Account of the Population of the City of Benares in the Year* 1801.

[4]) *Census in Benares* 1830 *in Asiat. Journ.* 1830. *Vol. III. p.* 89.

[5]) *J. Prinsep Meteorolog. Journ. of Benares in Asiat. Research. T. XV. App. III. p. VII.*

[6]) *G. A. Prinsep Account oft Steam Vessels and of Proceedings of Steam Navigation. Calcutta* 1830. 4. *p.* 91.

72. Die Schweiz.

(*G. B. Mendelssohn,* Das germanische Europa [1836] S. 202—213, 215—225.)

Thalform; Thalsysteme. — Charakteristisch für die Alpen, und historisch, politisch, militärisch höchst wichtig ist die Form der breiten Längenthäler, zwischen den großen Ketten; das Inn-Thal z. B. zieht über 30 Meilen lang, bis 1 Stunde breit, an der Grenze zwischen Kalkstein und krystallinischen Felsmassen. — Sie öffnen sich gegen die Ebnen durch Querthäler, welche Alpenpforten bilden. Fast immer jedoch ist der Ausgang in die Ebene erschwert durch Engpässe, sei es kurz vor dem Ende des Längenthals, sei es im Querthal, meist in der Nähe seiner Mündung.

Die Querthäler sind in der Regel viel kürzer — wenn sie auch an Breite den Längenthälern gleich bleiben. — Eine Ausnahme machen ein Paar große Thäler, die unter eigenthümlichen, abweichenden Verhältnissen tief ins Alpengebiet eindringen, und nur kürzere weniger bedeutende Längenthäler aufnehmen. — Vor allen die Thäler des Rheins, vom Bodensee aufwärts, und der Reuß im Norden, im Süden das Thal der Etsch. — Ueberhaupt sind im Süden nur wenige große longitudinale, viele bedeutende Querthäler, meist von Seen ausgefüllt.

In den Hauptthälern (quer- oder gleichlaufenden) ist die Thalsohle, ½ bis 1 Stunde breit, ganz wagerecht, oder leichthügelig durch den von den Thalwänden herabgestürzten, oder von Wildwassern herbeigeführten Schutt, der auch zumeist den Fuß der Felswände bildet. — Korn- und Maisfelder, Wiesen, Gebüsche, herrliche Ahornbäume schmücken diese Thalebnen, welche sich von den vorliegenden Hochebnen an bis zu ihrem oberen Ende, wo sie ihren Charakter verlieren und steil ins Gebirge hineinsteigen, um etwa 4—600 Fuß erheben. (Die Ebne im Norden hat 12—1600 Fuß Seehöhe.) Der Fluß durchströmt das Thal rasch, aber ohne Hemmung, meist bei gewöhnlicher Wasserfülle mit vielen Armen, in breitem, steinigem Bett. Selten trägt er Schiffe — oder nur kurz vor dem Austritt aus dem Gebirge, öfter Flöße. Wo die Thalsohle durch Aufschüttung nicht hinreichend erhöht ist, und künstlicher Schutz gebricht, sind Versumpfungen häufig.

Durch diese Hauptthäler ziehen die großen Straßen; hier liegen die Städte, die größeren Orte, Schlösser, Klöster, Abteien, nah aneinander gedrängt, — auf der ebnen Sohle oder auf Schutthügeln. Die Thalwände, so weit der Felsschutt reicht, oder sonst bei minder steiler Abdachung, sind bebaut, oder bebuscht und bewaldet, in den westlichen Thälern (im Wallis u. a.) auf der Sonnenseite zu Terrassenculturen benutzt (Wein, Feigen u. s. w.). Ueber den Thalgehängen tragen die unteren Bergstufen zahlreiche Dorfschaften mit zerstreuten Wohnungen; höher hinauf umzieht ein Gürtel von Alpenweiden, mit Sennhütten und Heuschobern besäet, die Felskronen der Bergfirsten.

Die Hauptkämme der Bergreihen, zwischen welchen die großen Thäler hinziehen, liegen meist noch mehrere Stunden von der Thalsohle derselben entfernt. Seitenthäler ziehen von ihnen hinab zum Hauptthal, in das sie fast immer mit enger Mündung, oft durch Felsspalten sich öffnen. — Durch Engpässe oder Felsengen, meist nur durch Kunst zugänglich, ohne Thalsohle, führen, an Wasserfällen hinan, hoch über dem Bach, die Gebirgswege stundenweit (2—3 Stunden) fort. Dann öffnet sich fast immer ein rundliches oder längliches Kesselthal mit ebner oder doch aufgeschütteter Sohle, vom Thalbach ruhig durchflossen; hier Dorfschaften mit zerstreuten Wohnungen, oft Obst- und Kornbau, Laubholz, Gebüsche; häufig kleine Seen, oder doch ein sichtbar ausgefüllter Seeboden. Hier drängt sich die Bevölkerung zusammen; selten sind die Engpässe zum Hauptthale hin bewohnt, und dann nur sparsam; noch seltner sind Nebenthäler, welche sich bis zum Hauptthal hin breit und offen fortziehen. — Eine Reihe solcher Kesselthäler legt sich an

den Fuß des Hauptkammes an. Von einem zum andern führen meist verhältnißmäßig leichte Verbindungswege, Fuß- oder Saumpfade, über begraste Rücken. Aber hinauf zu der dritten Stufe, den Hochthälern, welche den Gebirgskamm selbst durchschneiden, geleiten wiederum Felsschluchten meist steiler noch und enger, wilder, unwegsamer als die untern, in denen wiederum der Bach über Felsblöcke hinrauscht, wo die Gebirgswasser über die Thalwände in Wasserfällen stürzen, Gletscher sich herabsenken, den Grund der Schluchten auszufüllen oder Eisbrücken zu bilden, — rauhe Sturmwinde von der Paßhöhe dem Wanderer entgegenwehen, Lawinen ihn bedrohen.

Bleiben jene Hochthäler innerhalb der Schneeregion, so füllen sie sich mit Eismeeren, und senden durch die Schluchten gewaltige Gletscher hinab in das untere Thal, wo sie Eispforten und Pyramiden dicht an blühende Bäume und grünende Saaten hinbauen, und dem Gemsjäger, dem neugierigen Reisenden durch Ausfüllen der unnahbaren Felsschluchten Pfade auf die Eismeere und zu den höchsten Gipfeln bahnen. Wilde trübe Gletscherbäche brechen aus ihnen hervor, nicht durch ihre Zahl, aber durch Wasserfülle die nie versiegende Hauptnahrung der großen Ströme, welche dem beeisten Hochgebirge entquellen.

Sind die Hochthäler tief eingeschnitten, bis in die Waldregion, so führen Alpenstraßen hinüber, es sind die **Paßthäler**, — mit geringer Steigung, oder eben, ¼—½ Stunde breit, oft 1—2 Stunden lang, von steilen Felswänden eingeschlossen, von denen oft Wasserfälle oder Gletscher (minder wasserreich als die tiefern) herabkommen. — Der begraste Thalgrund oft von kleinen, tiefen Seen unterbrochen, trägt bisweilen Waldung und selbst Kornbau.

Größere, längere Nebenthäler haben auch wohl mehrere Thalstufen, mehrere Weitungen, durch Engpässe von einander getrennt; oder sie spalten sich aufwärts in mehrere Arme, deren jeder wiederum ein eigenes offenes Thalbecken umschließt. Ihre Seitenthäler, die Thäler dritter Ordnung sind fast immer nur Felsschluchten, selten und sparsam an den Halden bewohnt. Das obere Ende des Hauptthales selber gleicht ebenfalls einem Nebenthal. — Es führt über ein Bergjoch meist in ein anderes Längenthal.

Auch Nebenthäler, die ohne bedeutende Erweiterungen zur Berghöhe ansteigen, sind nicht selten, besonders auf der Südseite der Alpen, wo sie sich aus doppeltem Grunde steiler abdachen, weil die höchsten Kämme der Ebene näher stehen und diese tiefer liegt.

Auf solche Weise fügt sich ein alpinisches Thalsystem zusammen. — Den Mittelpunct bildet das Hauptthal, eine Fortsetzung der Ebne, ein »Trumm« derselben, tief ins Innere des Gebirges eindringend. Straßen führen ebenen Fußes hinein und hindurch, Klima, Kornbau, städtische und ländliche Sitte der Ebene setzen sich fort. Nur untergeordnet ist der Antheil am eigentlichen Alpenleben, das in den Seitenthälern zu Hause ist, deren bewohnter Theil, die Kesselthäler, das Hauptthal, wie ein Kreis von Inseln ein Festland umringen. Hier, wenn auch Ackerbau nicht ganz fehlt, ist doch das Hirtenleben vorwaltend, das halb nomadische, einsiedlerische Hirtenleben der Alpen. Damit die anderen Elemente alpinischer Existenz: — Einfachheit der Nahrungsmittel; Gefahren vielfacher Art, Muth, Besonnenheit, Klugheit hervorrufend; Jagd, im Hochgebirge noch eine Schule für den Muth, an den sie in der Ebene heute nur geringe Ansprüche macht; kunstreiche Arbeiten, eine Folge der Noth und Liebe zur Heimath — oder auch Auswanderung auf gewisse Zeit zum Handel oder zur Arbeit im Ausland. — Die Liebe zur Heimath führt fast immer die Auswandernden zurück. Sie bringen Geld, Gewandtheit, Bekanntschaft mit dem Ausland und seiner Sitte, Weltkenntniß mit zurück. So stark jedoch ist die Anziehungskraft der Alpennatur und des alpinischen Lebens, daß sie, auch reich geworden, fremde Weise, fremde Bedürfnisse alsbald ablegen, und zu der einfachsten Lebensweise der Väter zurückkehren.

Ein Thalsystem bildet eine natürliche Einheit; die Nebenthäler sind durch Bedürfniß und Nachbarschaft an das Hauptthal gekettet, wohin in der Regel die leichtesten oder einzigen Verbindungen führen, von woher allein sie für das Erzeugniß ihrer Heerden das Brodkorn und andere Lebensbedürfnisse eintauschen können. Dagegen bleiben sie doch in einer gewissen Isolirung durch die Abgelegenheit der vorzugsweise bewohnten Thalabschnitte, durch die Schwierigkeit der Wege, zumal in den langen Wintern; sie bewahren eine gewisse Eigenthümlichkeit, ja zuweilen eine Art politischer Selbständigkeit.

Die Nebenthäler erhalten aber zum Theil auch einen eigenen Charakter als Vermittler des Verkehrs mit anderen Thalsystemen; oder — an Hauptübergängen — mit anderen Ländern. Nicht selten ist die Verbindung mit einem benachbarten Thalsystem sogar leichter als die mit dem Hauptthal, — was auch wohl politischen Einfluß hat, und Zusammenhang mit jenem bedingt.

Auf solche Weise wird ein bedeutendes Gebiet,

eine ansehnliche Volksmasse durch natürliche Nothwendigkeit zusammengehalten und gleichsam organisirt. Die größere oder geringere Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Bevölkerung des Hauptthales im Vergleich mit den Nebenthälern, seine Stellung zur Ebene, Alles das übt nicht geringen Einfluß auf diesen Organismus. Ist das Hauptthal ganz oder zum größern Theil gegen die Ebene geöffnet, oder durch einen See ausgefüllt, so hört es auf, ein positiv wirksamer Mittelpunct zu sein, und bleibt nur Versammlungsplatz, Marktplatz für die anderen Glieder des Systems, — ein negatives Centrum.

Alpenseen. — Unter den eigenthümlichen Naturgebilden der Alpen sind die zahlreichen Seen von besonderem Interesse und großer Wichtigkeit, sowohl für das Innere des Gebirges als für das umgebende Vorland. Es sind große an den Eingängen oder kleinere im inneren Hochgebirge.

Die großen Seen gehören nur dem centralen Theil des Alpenzuges an, sowohl im Süden wie im Norden; — weder im westlichen Flügel, noch in den östlichen Alpen kommen sie vor; sie liegen in der Regel am Eingang ins Hochgebirge, zur Hälfte zwischen den kolossalen Felsenpfeilern der Pforte versteckt, zur Hälfte in die Ebene hinausragend, und bezeichnen so den Rand des Gebirges. Nur seltner ziehen sie sich tiefer ins Innere zurück, und werden dann meist durch Horizontalboden mit einem andern äußern See, oder doch mit der Ebene verbunden. Häufig und von eigenthümlichem Reiz sind die Doppelseen, Zwillingsseen, durch Aufschüttung aus einem Seitenthal von einander geschieden. — An diese Seen der Alpenpforten reiht sich eine andere Classe von Seen, die eigentlich nicht mehr dem Hochgebirge angehören, sich aber doch von ihm abhängig zeigen. Sie liegen außerhalb des Gebirges, im vorliegenden Hügelland — aber in der Fortsetzung von Querthälern oder Alpenseen, durch Horizontalboden getrennt, der auf früheren Zusammenhang deutet; so z. B. der Züricher See, der Bodensee (dieser jetzt eigentlich außerhalb, früher gewiß innerhalb des Gebirges).

Die Seen alle sind von großer Tiefe, Klarheit, die schönste Zierde der Alpen, Läuterbecken ihrer Gewässer; sie erleichtern den Verkehr, zumal den Waarentransport. — Innerhalb des centralen Alpengebietes selber zeigt sich noch ein merkwürdiger Unterschied in der Lage dieser großen Wasserbecken. In den Schweizeralpen verschließen sie, im Süden wie im Norden, die Ausgänge aller großen Alpenthäler. In Tyrol und den benachbarten Gegenden dagegen finden sie sich nur in den Mündungen der kleineren Thäler; die größeren Flüsse, Inn, Isar, Lech, Etsch haben ihre Thalgründe mit Bergschutt ausgefüllt. Das ist von wichtigem Einfluß auf die Schicksale der Thalgauen, und besonders auf den Boden und die Bodencultur der Ebene.

Die kleineren Seen, auch oft tief und klar, schmücken die höheren Alpengauen, namentlich auch häufig die Paßthäler. Hier, auf den Wasserscheiden, geben sie Bächen den Ursprung.

Die Gletscher sind die ersten im innersten Gebirge verborgenen Vorrathskammern der Wasserschätze, welche sich in den Seen am Rand der Ebene sammeln und läutern. Sie spenden ihre Gaben den Strömen der Ebene gerade dann am reichlichsten, wenn im hohen Sommer die niederen Berge und Hügel ihren Tribut versagen, und erhalten ihnen stete, gleichmäßigere Wasserfülle.

Andere erhabene und furchtbare Erscheinungen des Hochgebirges, Felsenstürze und Bergschlipfe, Lawinen, verschüttete Thäler, neu gebildete und mit unbeschreiblicher Wuth ausbrechende Seen bedrohen die inneren Alpengauen, ohne in weitere Lebenskreise einzugreifen.

Alpenstraßen. — Nach der Configuration der Thalsysteme richtet sich der Zug der Alpenstraßen. Es sind entweder Längenstraßen, oder Querstraßen, Alpenpassagen. Die Längenstraßen ziehen durch ein Längenthal und von einem ins andere; so besonders zwei große chaussirte Landstraßen, welche den größten Theil der Alpen der Länge nach durchschneiden; sie folgen den Thälern und übersteigen nur mäßige Höhen. Die Querstraßen suchen meistentheils ein Längenthal auf, indem sie sich entweder durch die Mündung desselben hineinziehen, oder eine der äußeren Ketten durch tiefere Einsattelungen oder Einschnitte überschreiten. In der Ebene des Längenthales steigen sie alsdann hinauf, bis sie die Mündung des zum Uebergang am meisten geeigneten Nebenthales erreichen. Bis hierher sind nur geringere Hindernisse zu überwinden; nur zuweilen werden einige Felssprengungen nöthig, bei den Engpässen der Mündung, und wo der Strom sich an die eine Thalwand drängt, — oder Dämme durch versumpfte, der Ueberschwemmung ausgesetzte Strecken.

Beim Eintritt ins Nebenthal aber beginnen die Schwierigkeiten. — Die gewöhnlichen Verbindungswege oder Pfade umgehen häufig die engen Felsschluchten, durch welche die Nebenthäler ins Hauptthal münden.

Kunststraßen ziehen auf schmalen gangbaren Terrassen, oft in großer Höhe über dem Thalgrund, oder auf künstlich gesprengten Bahnen hinan; dann, durch das Kesselthal, leicht; aber in den oberen Felsschluchten, die auf den Gebirgskamm führen, wiederholen und vermehren sich die Hindernisse. — Nur auf Gemspfaden kann man diese Engpässe umgehen; die gewöhnlichen Gebirgspfade suchen Felsleisten, oder mildere, durch Felsschutt gebildete Gehänge am Fuß der Felswände auf, welche oft an einer oder der andern Thalseite sich gegen die Wuth des Bergstromes erhalten (hier zuweilen einzelne Wohnungen oder ganz kleine Dörfchen), und müssen zu öfteren Malen von einem Ufer auf das andere hinüberziehen, auf hölzernen Brücken, welche im Winter fortgenommen werden, — wo dagegen oft der tiefe Schnee, von den Wänden herabgestürzt, den Thalgrund füllt und die Verbindung erleichtert[1]. Für die Kunststraßen bedarf es hier ausgedehnter Felssprengungen, hoch aufgemauerter Terrassen, steinerner Brücken, hoher Dämme in der Mitte des Thales, langer Felsgallerien zum Schutz gegen Lawinen und Steinregen, welche die mächtige Windsbraut herabjagt, sicherer Zufluchtshäuser für die Reisenden bei Unwettern, oder wenn Lawinen (zumal im Frühjahr) oft Tage lang die Straße sperren. — So erreicht man das Paßthal, wo kleine Dörfer oder Hospize Schutz und Rast gewähren, — dann geht es auf der andern Seite, wo die Gewässer sich scheiden, mit ihnen hinab in einen andern Himmelsstrich; auf ähnliche Weise, nur auf der italischen Seite meist noch steiler.

Andere Alpenstraßen ziehen kürzer in einem der großen Querthäler hinauf, welche bis auf den Fuß des Centralkamms führen; — dann wie oben — und entweder auch mit einem solchen Querthal hinab, oder in ein Längenthal — So auf der deutschen Seite die Gotthardstraße, die Graubündner Straßen, die des großen St. Bernhard; auf der italischen ist die Mehrzahl der Straßen von dieser Art.

Man unterscheidet (nach Ritter) Alpenpassage und eigentlichen Alpenpaß: jenes die ganze Straße durch die Alpen, dieses der Uebergang von einem Hauptthal in ein anderes auf dem entgegengesetzten Alpenhang, über den Hauptkamm hinweg. Die kürzesten Alpenpassagen sind natürlich solche, die aus einem Querthal ins andere übergehen, wie die oben genannten, dagegen ist dann der eigentliche Alpenpaß oft länger. In den östlichen Alpen, wo mehrere große Parallelketten sich sondern, mehrere Längenthäler östlich auslaufen, sind die Alpenübergänge von Norden her länger, und müssen mehrere Pässe überschreiten, — die dagegen in der Regel niedriger sind; über die südliche Kette, am Südufer der Drau führt eine Straße fast ohne Steigung durch einen tiefen Einschnitt nach Italien hinüber. In den westlichen Alpen hingegen ist die Form der Längenthäler weniger ausgebildet — mehrere, kürzere, hinter einander liegende verbinden sich durch Querthäler; — die Straßen müssen sich entweder hindurchwinden, oder zu wiederholtenmalen Bergpässe überschreiten. — Die große Zahl verhältnißmäßig bequemer Pässe tief eingesenkter Paßthäler ist in den Alpen charakteristisch.

S ü d s e i t e d e r A l p e n. — Die Südseite der Alpen fällt in die lombardische Tiefebene hinab, steiler im Allgemeinen als die Nordseite. Jene Ebene steigt vom adriatischen Meere an nur wenige hundert Fuß auf, und bleibt 6—800 Fuß niedriger als die nördliche. Das verstärkt den Contrast gegen den Norden sowohl, als der Thalstufen unter einander. Die Grenzlinien des ewigen Schnees und der verschiedenen Vegetationen und Culturen liegen im Süden im Durchschnitt an 800 Fuß höher über dem Meer, also um fast das Doppelte über der Ebene. Am Fuße des Gebirges, in den tiefen Thalgründen, an den Berghängen der Seebecken sieht man hier noch Kastanien, Feigen, ja Oelbau, der sonst auch in Oberitalien nicht mehr gedeiht; — die Orangerie bedarf jedoch im Winter der Bedeckung, ja der Heizung. In den Thalweitungen der mittleren Höhen gedeiht reicher Korn- und Obstbau. Wie schon erwähnt, ist die Form der Querthäler hier vorherrschend; hier sind die größten Seen in den Mündungsthälern, die mehrere Querthäler oder auch ein Längenthal in sich aufnehmen. Das Veltelin und das Thal von Aosta sind die beiden einzigen größern Längenthäler.

D e r A l p e n b e w o h n e r. — Wo wir immer den Sohn des Gebirges aufsuchen, in Thalesgründen und auf Bergeshöhen, am Bach oder auf jähem Felsenpfade, da sehen wir ihn von der mächtigen Natur seiner Alpen auf allen Seiten umgeben, ergriffen, bestimmt, umgarnt. Die Pfade, der Platz für Dorf und Haus, Acker und Weide, ja das Verhältniß zu seinen Nachbaren, ihrer Grundlage nach die Ordnung des Gemeinwesens, ist ihm unabänderlich vorgeschrieben. Abwehr drohender Gefahr, oder seltner Vorbeugung, — Aufsuchung oft mangelnder Nahrungszweige, eine höchst mannigfaltige Thätigkeit, der überwältigende, stets wechselnde Eindruck seiner Felsen und Seen, in winterlicher Hülle oder im Frühlingskleide, von Orkanen aufgewühlt, von Nebeln

verdeckt, oder im Abendglanz verklärt, Alles das nimmt alle seine Augenblicke, alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch. Fühlt er sich freier von menschlicher Willkür, als Andere, so ist ihm dagegen sein Gebirg ein strenger, oft harter, unbedingt waltender Gebieter; aber kein roher Despot, der durch knechtische Furcht herabgewürdigte Maschinen in Bewegung setzt, sondern ein großer Herrscher, der Geist und Gemüth seines Volkes auf alle Weise zu ergreifen, zu erregen, zu lenken versteht. Mit dem Seemann theilt der Alpenhirt den Vorzug, Muth und Thatkraft im Kampf gegen Naturmächte unblutig üben zu dürfen; aber nicht die unstete, alle Bande des Hauses und der Heimath auflösende Lebensweise. Auch der Bewohner der Küsten-Marschen steht unter der Herrschaft der Natur, und lebt in stetem Kampfe mit den Elementen; aber ihre Macht bedroht ihn seltner, — dann freilich noch weit furchtbarer. Seine Thätigkeit ist mehr vorbeugender Art.

Dem Naturleben der Alpen ist der veredelnde Einfluß höherer Bildung, milderer Sitte, der Religion nicht fremd geblieben. In verfeinerten Zeiten, unter verwickelten Verhältnissen, der einfachsten, frischesten Lebensweise treu, sind die deutschen Alpenstämme eine anziehende, erquickliche Erscheinung. Größe und Anmuth der Natur, mannigfache Gefahr; scharfe Contraste, ein festes Gesetz wie das Metrum im Gedicht in allem bunten Wechsel waltend, das Alles verbreitet einen poetischen Glanz über das Alpenleben; vorzugsweise poetisch, im engern Sinne, ist der Bewohner der Alpen nicht; seine dichterische Thätigkeit haftet fest an seinen Umgebungen. Er ist rüstig, von gesunder Sinnlichkeit; Beschauliches oder Träumerisches ist nicht an ihm zu spüren. Mit dem Beduinen auf den Hochebenen, in den Wüsten Syriens und Arabiens, mit den abenteuernden Normannen, zwischen Meereswogen und Felsklippen, hat er wenig gemein.

S c h w e i z e r - A l p e n l a n d. — Die Alpenthäler der Rhone, der Aar, der Reuß, des Rheins bilden das Innere des Schweizer Hochgebirges. Sie alle nehmen ihren Ursprung am Gebirgsknoten des Gotthard, oder doch ganz in seiner Nähe. Aus dem kleinen, grünen, baumlosen Urnerthal führen vielbetretene Pfade über mäßige Bergjoche in die einander fortsetzenden Längenthäler des Wallis westlich, des Hinterrheins östlich; — nach Norden ein Felsschacht in das Land Uri. Zwischen Rhone und Reuß schiebt sich das Thalgebiet der Aar, das Berner-Oberland ein, wie das Thal der Linth, das Alpenland Glarus, zwischen Reuß und Rhein. Isolirter liegt am Rande des Hochgebirges die Gruppe des Hoch-Säntis, — der alpinische Theil des Cantons Appenzell, — zwischen den beiden Armen, in welche sich bei Sargans die tiefe Furche des Rheinthales gabelförmig spaltet, den östlichen, welchen der Rhein heute durchströmt, und den westlichen, das Bette des Wallenstädter- und Züricher-Sees, von jenem nur durch einen fünfzehn Fuß hohen Damm geschieden, den wahrscheinlich einst der Rhein überfluthet hat, und, wenn sein Bett sich fortwährend erhöht, vielleicht wiederum überfluthen wird [2]).

Das W a l l i s ist ein Thalgebiet, wie es kein anderes gibt; das einzige auf der Nordseite der Alpen, welches sich nach Westen öffnet; zwischen Riesenketten, die beide kaum irgendwo unter die Grenze des ewigen Eises hinabsinken, den kolossalsten Gipfeln der Centralkette im Süden, und den nur wenig niedrigeren Berner-Alpen im Norden. Ueber beide führen nur sehr wenige gangbare Verbindungen nach Italien oder ins B e r n e r - O b e r l a n d, eine Reihe von Alpengauen, deren Gewässer in reizenden Zwillingsseen, dem Thuner und Brienzer, zusammenfließen; sowie das G e b i e t d e r R e u ß, die Wiege der alten Schweizer-Freiheit, seinen vereinigenden Mittelpunct im Vierwaldstädter-See findet, dessen Arme die Mündungen der Thäler von Uri, Schwyz und Unterwalden ausfüllen.

Die T h ä l e r d e s g r a u e n B u n d e s begegnen sich im oberen Querthal des Rheins, zwischen Ems und Ragaz. Das untere Rheinthal ist politisch gesondert, wie durch Engpässe. Seine Gabelung, die nach mehreren Seiten hin Ausgänge öffnet, seine weite Mündung gegen die Ebene des Bodensees, die Breite des Strombettes, die zahlreichen Arme, die großen Versumpfungen, welche die beiden Ufer einander entfremden, — das Alles macht, daß es nicht so sehr einem Alpenthale gleicht, als einem Busen der Ebene, und sich wenig eignet, das Centralgebiet eines Alpen-Cantons zu werden. — Den Schweizer Thalsystemen fremd, gehört dennoch die oberste Abtheilung des Innthales zu Graubünden; sie wird nach unten durch Felsengen verschlossen, die man auf Bergpfaden umgehen muß, nicht minder schwierig als die Pässe, welche zum Rheinthal hinüber führen. — Glarus ist ein einfaches Alpenthal. Das Hirtenvolk von A p p e n z e l l weidet seine Heerden an den Gehängen einer isolirten Gebirgsgruppe.

Der verschiedenen Organisation der Thalsysteme entsprechen ihre Schicksale. Im Wallis hat das große breite Hauptthal politische Einheit ver-

mittelt, welche über die nationale Verschiedenheit des obern und untern Thales Herr geworden ist. Das Berner-Oberland und die vier Waldstädte haben nur negative Centra, Graubünden ein unverhältnißmäßig schwaches. In den beiden letzteren Gebieten hat sich ein freies Bundesverhältniß gebildet, während das erste seinen Schwerpunct außerhalb gefunden hat.

Also mehrere von einander gesonderte Alpengauen bilden das Schweizer-Alpenland, von denen aber die wichtigsten, strahlenförmig auslaufend, sich an ihrem Ursprung, am Fuß des Gotthard begegnen, und durch verhältnißmäßig leichte Pfade mit einander verbunden werden. Ein beachtenswerthes Verhältniß, das nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Schweizer-Bundes geblieben ist. — Wo die bequemsten Pässe nach Süden hinüber führen, da hat das kriegerische Uebergewicht der deutschen Aelpler einige italiänische Alpenthäler dem Gebiete der Schweiz zugeeignet.

Schweizer-Ebene. — Wenn die Thalursprünge sich einander nähern, so führen die Mündungen in eine große vereinigende Region, in die ebene Schweiz[3]. Von allen dem Alpenzug vorliegenden Landschaften ist diese die am meisten geschlossene. Ihre natürlichen Grenzen sind im Westen und Norden Jura, Rhein und Schwarzwald, endlich Bodensee.

Der *Jura* ist ein steiler Gebirgswall, an Höhe den höchsten Gebirgen des mittleren Deutschlands gleich. Mehrere Parallelketten schließen Längenthäler ein, die theils hinter einander liegen, theils einander fortsetzen, und dann nur durch niedrige Querrücken geschieden werden, welche gleichsam *ein* Thal in mehrere Gefache absondern. Die herrschende Gebirgsart, ein vielfältigst zerklüfteter und von Höhlen durchlöcherter Kalkstein, verschluckt die Gewässer, die in den oberen Thälern verschwinden, um tiefer unten wieder hervorzubrechen. Die Thäler sind entweder ganz geschlossen, oder durch querlaufende Schluchten, welche die vorliegenden Ketten durchbrechen, mit der Ebene verbunden. Eigentliche Thalsysteme, weite, lange Hauptthäler, wie in den Alpen, gibt es im Jura nicht. Daher keine Vereinigung, daher geringe politische Bedeutung. Die Weiden sind meistens nur arm, mit den alpinischen verglichen; aber mannigfaltige, lebhafte Industrie hat in neueren Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung herbeigezogen. Die Pässe ziehen über das Gebirge nach Frankreich hin, längs der durchbrechenden Rhone oder durch andere tiefe Einschnitte. Von den Schwierigkeiten, welche sie darbieten, zeugt schon, was uns Cäsar von der Auswanderung der Helvetier berichtet.

Mit den Vogesen verbindet sich der Jura nur durch eine breite, flache Einsenkung, und setzt sich am Südufer des obern Rheins, dem Schwarzwald gegenüber, in niedrigen Rücken fort, von Aar und Limmat in ihrem Lauf zum Rhein durchbrochen, von diesem selbst endlich in mächtigem Sturz überschäumt. Der Rheinstrom, die unwegsamen, schwach bevölkerten Waldgebirge jenseits verstärken hier die Grenze, welche der breite Bodensee gegen Osten schließt.

Diese natürlichen Grenzen der Schweiz, weniger stark als die südlichen und westlichen, haben sich dennoch geschichtlich entscheidend erwiesen. Die Landschaften auf der Südseite des Rheins und des Bodensees, dem Beistand und der Einwirkung von Norden her entrückt, fielen in den Wirkungskreis der Schweizer-Eidgenossenschaft.

Man kann das Schweizerland zwischen Alpen und Jura, Genfer- und Bodensee als ein großes, etwa zehn Stunden breites Längenthal ansehen. Dicht an den Fuß des Juragebirges legt sich eine wagrechte Ebene, drei und mehr Stunden breit, in welcher der Neufchateller-, Bieler- und Murtenersee[4]) tiefe Abgründe ausfüllen, — nur ein flacher Rücken, die Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, von einem kleinen Canal überschritten, trennt sie vom Genfersee. Steil und mauerartig steigen aus ihr die Ketten des Juras empor, aber gegen Mittag hin erheben sich erst in niedrigen, dann in immer höheren Hügeln und Rücken, die Vorberge der Alpen. In der Nähe des Hochgebirges erreichen sie Höhen, die in anderen Gegenden sehr ansehnlich sein würden. Sie verhüllen den Fuß der Alpen. — Ihre Umrisse sind mild, abgerundet, die Thäler offen, muldenförmig, von sanften grünen Berghalden eingeschlossen; wie die Höhen, fast ohne Felsbildung. Zahlreiche, reizende Seespiegel schmücken diese Landschaft, theils aus den Alpen hervortauchend, theils in der Fortsetzung von Alpenthälern; ein reiches, fruchtbares, gut bewaldetes, wohlangebautes Land, mit Weinbau an den Gestaden der Seen, ergiebigem Ackerbau in den Ebenen und auf den Hügeln, Grasungen und Viehwirthschaft auf den höheren Vorbergen. Die Uebergänge zum Gebirgsland sind allmähliger als in anderen Gebirgen (z. B. in Baiern).

Ansehnliche Städte liegen vor den Mündungen der größeren Thäler, häufig am Ufer eines Sees, gegründet oder unabhängig geworden in Zeiten, welche der städtischen Größe, dem Entstehen abgesonderter Gemeinden günstig waren. Sie erwarben allmählig Gebiete in der Umgegend; durch

ihren Beitritt zur Eidgenossenschaft der Gebirgsgauen bildete sich nach und nach ein Schweizerbund, innerhalb natürlicher Gränzen. Unter andern Verhältnissen, bei größerer nationaler Gleichförmigkeit, stärkerem Druck von außen, war eine schärfer angezogene politische Einheit des ebenen Landes möglich, und Beherrschung des minder volkreichen und durch seine Bedürfnisse abhängigen Gebirges von da aus, wie Bern den Anfang dazu gemacht hat. Die Zerstückelung der Ebene, die Tapferkeit der Gebirgsvölker, von denen die Schweizerfreiheit ausgegangen ist, ihr Zusammenhang unter einander hat ihnen Selbständigkeit erhalten; unter entschiedenem Einfluß der Städte stehen sie schon seit langer Zeit.

Die Schweizer Eidgenossen haben ihre Unabhängigkeit mit besserem Glück verfochten, als deutsche oder flandrische Städtebündnisse. Zusammenhang, Abgeschlossenheit innerhalb starker natürlicher Grenzen, Anlehnung an das Gebirge und tapfere, bundesverwandte Gebirgsvölker, größere Kriegsübung ritterlicher Bürgerschaften, — Handel und Gewerbe blühten, ohne zu herrschen, — Alles das war ihnen günstig. Es hatte sich aber auch zu jener Zeit der große Umschwung vollendet, welcher den Mittelpunct der Macht in Deutschland nach Osten, in die slavischen Marken versetzte.

Völker und Sprachen in der Schweiz. — In der Schweiz, dieser merkwürdigen Bergfeste an dreifachen Marken von Deutschland, Frankreich und Italien, gehört die Bevölkerung den umgebenden Ländern an. Die alte *celtische*, romanisirte Einwohnerschaft hat sich im Jura und im Südwesten des ebenen Landes erhalten, um den Genfer- und Neufchatellersee bis an die Saane; auch in ein paar äußeren Alpenthälern, und, an der Rhone, auch im Innern des Hochgebirges. *Deutsche* — Sueven und Allemannen — von Norden her eingedrungen, bewohnen den bei weitem größeren Theil des ebenen Landes und fast die ganze Nordseite des Gebirges; *Italiäner* die südlichen Thäler, *rhätische* Bevölkerung und *romanische* Sprache, einst über fast ganz Graubünden ausgedehnt, herrscht noch in den oberen Thalgauen. — Vier Sprachen also werden in der kleinen Schweiz gesprochen. Am West-Ende wie am Ost-Ende der Alpen finden wir dieses merkwürdige Zusammenfassen sehr verschiedener Völker und Sprachen in eine Staats- oder Bundes-Einheit, — mit sehr verschiedenen Dimensionen und unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Es ist aber eben so seltsam von einer Schweizer-*Nation* zu reden, wie von einer östreichischen.

Doch sind die Deutschen in der Schweiz bei weitem vorherrschend, durch Zahl und Macht. Die natürliche Stellung, die nach Norden und Osten zu offneren Grenzen weisen das Land an Deutschland. — Die französische Cultur hat hier einen günstigen Boden gefunden und sich unter eigenthümlichen Bedingungen, getrennt vom Mutterlande und dessen Zuständen, auf litterarischem und religiösem Gebiete productiv erwiesen[5]), in der innigsten, durch politischen Verband vermittelten Berührung mit deutscher Art und Bildung, deren reiche Blüthen und Früchte hier entschieden die besondere Farbe des Bodens tragen. Genf ist für die französische Litteratur ein wichtigerer Punct, als irgend eine französische Stadt, außer Paris, und wenig deutsche Städte thun es Zürich zuvor. — Minder thätig zeigt sich das geistige Leben in den zweisprachigen Cantonen.

Stammesart, Sprache, Cultur dreier großer Völker begegnen sich auf helvetischem Boden, ohne sich zu vermischen, und finden dort eine friedliche, gesicherte Heimath. Denn die Schweiz liegt nicht in der Bahn der zerstörenden Völkerbewegungen, noch der belebtesten Handelsverbindungen. Die großen Heereszüge ließen sie fast immer zur Seite liegen; nur in der neuesten Zeit ist sie einmal zum Kriegsschauplatz geworden; zum Unglück für dies schöne Land herrschte bei den kriegführenden Parteien ein militärisches System, welches ihm große strategische Wichtigkeit beilegte[6]). — Der Handel bahnt sich allerdings Straßen, auch über die helvetischen Alpen hin, und macht Zürich, Basel, Genf zu belebten, wohlhabenden Städten. Der große Waarenzug von Italien nach Deutschland und Frankreich geht aber doch zur See, oder über den Brenner und die östlichen Alpen.

Gebirge und Ebene sind in der Schweiz, der Lebensweise nach, scharf geschieden. Städte und städtisches Gewerbe gehören fast allein der Ebene an; im Gebirge, auch in den großen Hauptthälern sehen wir nur ein paar sehr kleine Städte; keine Fabriken u. dgl.; auch keinen Bergbau; fast nur ein Hirtenleben, mit etwas nothdürftigem Feldbau. Der Gegensatz zwischen dem Alpenhirten und dem Bürger, Fabrikanten, Ackersmann des flachen Landes tritt mehr als je in unseren Tagen einflußreich hervor.

[1]) Deshalb und weil die Kälte keine Bewachung der Paßhöhen gestattet, ist der Winter die beste Jahreszeit zum Angriff der Alpen. S. *Grundsätze der Strategie* (vom Erzherzog Karl.)

[2]) Die Gefahr für das Linththal und die Ufergegenden des Wallenstädter- und Zürchersees ist groß, und hat schon zu ernsten Berathungen Anlaß gegeben.

[3]) Eben im Vergleich mit der benachbarten Gebirgswelt, wie die *lowlands* von Schottland.

[4]) Diese Seen könnte man Juraseen nennen. Sie treten nicht, wie die Alpenseen in Querthälern aus dem Gebirge hervor, sondern füllen eine longitudinale Einsenkung an seinem Fuß.

[5]) Man verdankt es vorzüglich der Schweiz, daß es eine protestantische (nicht bloß kirchliche) französische Litteratur gibt.

[6]) Ein erlauchter Feldherr bestreitet gegenwärtig jenes System; doch scheinen die Meinungen der Kundigen getheilt.

73. Deutschlands Grenzen und Eintheilung.

(Dasselbe Buch S. 118—123.)

Der Charakter der Grenzen Deutschlands ist sehr verschieden. Im Norden und Süden sind Meer und Alpen schwer überschrittene Schranken, zwischen denen sich der Bewegung der Völker, wie dem Fortschritt überlieferter Cultur eine Bahn öffnet, von Morgen nach Abend, von Abend nach Morgen. Denn im Osten und Westen sind die deutschen Grenzen keineswegs so fest verwahrt. Von Osten her breitet sich eine nur durch Stromläufe unterbrochene Ebene von den Grenzen Asiens an der Ostsee und Nordsee bis an und über den Rhein aus, führen die Gestade der Donau vom Pontus bis ins Herz von Deutschland. Im Westen erhebt sich an den Mündungen des Rheins und an der Schelde keine Scheidewand zwischen den deutschen und den gallischen Ebenen, und auch die Gebirgswälle, welche das Westufer des Rheins begleiten, bieten Lücken und gangbare Pässe dar.

Von Ost nach West hin entwickeln sich daher scharf bezeichnete Verschiedenheiten in dem ethnographischen Bestande, soweit er besonders auf Berührung mit fremden Völkern beruht — im Culturzustande — in den politischen Einrichtungen. In den östlichen und westlichen Marken finden wir vermittelnde Gebiete und Völkerschaften, zweisprachige Mischvölker; nichts der Art an den mittägigen oder mitternächtlichen Grenzen. Da wohnen gerade recht eigenthümlich bezeichnete, in alterthümlicher, deutscher Art und Sitte erhaltene Stämme, auf angeschwemmtem, dem Meere abgewonnenen Boden; wie in hohen Alpengauen, hier oft in nächster Nähe anders redender Völker.

Wie die in geschichtlichem Gegensatz stehenden Zonen von Ost nach West, so liegen die durch Naturverschiedenheit, durch abweichende Gestaltung der Oberfläche bezeichneten von Nord nach Süd, von der Seeküste zu den Alpen hin, neben einander. — Klimatische Unterschiede sind dagegen vielleicht ebenso sehr von dem Verhältniß zum Morgenland und Abendland, der Stellung gegen Ocean und Continent abhängig, wie vom Unterschied der Breite, der großentheils durch Erhebung über den Meeresspiegel ausgeglichen wird.

Nord- und Südgrenze stehen aber wiederum unter einander in einem entschiedenen Gegensatz, durch natürliche Beschaffenheit nicht mehr als durch geschichtliche Stellung. Jene ist einer germanischen, zum Theil von da aus germanisirten, klimatisch wenig verschiedenen Welt zugewandt; diese dem romanischen Süden; die erste ist culturmittheilend, die zweite cultur-empfangend. Auf ähnliche Weise sind Ost- und Westgrenze gegen einander. Es ergibt sich ein bedeutungsreicher Gegensatz des Südens und Westens, dem Norden und Osten gegenüber.

Dieses vielfache Sich-Durchkreuzen verschiedenartiger Gegensätze, eine auffallende Eigenthümlichkeit Deutschlands, andern Ländern, z. B. Frankreich oder England gegenüber, tritt in seiner Bedeutung recht hervor, wenn man es versucht, die deutsche Landschaft anzugeben, welche am meisten Anspruch hat, als centrale zu gelten; die geographische Mitte des heutigen Deutschlands am entlegensten für gallische und slavische, transmarine wie transalpine Einwirkungen — oder das Rheinland, von dem die Gestaltung des Nordens einerseits, des Südens andrerseits ausgegangen ist, während beide zu einander nur untergeordnete Beziehungen haben, — oder endlich die nördliche, sächsische Ebene, das unberührteste, am unvermischtesten germanisch gebliebene Gebiet, in den Mittelpunct des ganzen germanischen Nordens gestellt!

Deutschland zerfällt in drei Gebiete, nämlich das rheinische, das alpinische, und das der

nördlichen Ebene — oder West-, Süd- und Nord-Deutschland — entsprechend dem Verhältniß zu Gallien, zu Italien und zur nördlichen germanischen Welt. Die vierte Seite Deutschlands, die östliche, ist nicht minder durch eine eigenthümliche geschichtliche und ethnographische Stellung ausgezeichnet, es mangelt ihr aber eine vereinigende Naturform, wie Rhein-, Donau- und Küstenebene es sind. Das Verhältniß zum östlichen Europa bleibt daher zwischen dem südlichen und dem nördlichen Gebiete vertheilt, denen beiden die zwei großen, durch einen Gebirgsgürtel von einander abgesonderten Bahnen angehören, welche die Natur nach Osten hin geöffnet hat.

Aus dieser Dreitheilung entwickelt sich, näher betrachtet, eine Neuntheilung.

Zuerst nämlich in den Winkeln, wo das südliche und das nördliche Gebiet auf das westliche stoßen, im Nordwesten und Südwesten zeigen sich Landschaften, auch durch die Natur begrenzt und ausgezeichnet, welche an doppelter Eigenthümlichkeit Theil haben — das alpinische Quellland und das oceanische Delta des Rheins. Die Schweiz und die Niederlande sind durch den Strom und gemeinschaftliches Verhältniß zum Occident dem Rheinland verbunden; Alpen- oder Küstennatur, Stellung gegen Italien odèr gegen Britannien und Scandinavien gesellen die Niederlande dem nördlichen, die Schweiz dem südlichen Deutschland zu.

Sehen wir diese Länder demgemäß als Westflügel des alpinischen und des Küstengebietes an, so haben wir noch ein Centrum und einen Ostflügel zu unterscheiden, im Norden durch Lage an Nord- oder Ostsee, im Süden durch die verschiedene Gestaltung des oberen oder mittleren Donaulandes bezeichnet.

Den beiden Ostflügeln gehört das Verhältniß zum Osten näher an. In dem Berggürtel aber, welcher sie von einander scheidet, bildet Böhmen ein eigenes, von Gebirgen eingeschlossenes, nur im Südosten offneres Gebiet, ein mittleres zwischen Norden und Süden, welches jedoch nicht so sehr an beiden Theil hat, als vielmehr sich von beiden abgesondert erhält.

Auf diese Weise erhielten wir acht Gebiete, den acht Winden entsprechend; nennen wir sie Rheinland, Schweiz, Niederland, baierisches und östreichisches Donauland, sächsische und slavische Ebene, und Böhmen. Zu ihnen gesellt sich als neuntes ein Centralgebiet; central, weil es mit allen anderen mehr oder minder in Berührung und dem Ausland am fernsten steht. Durch eigenthümliche Beschaffenheit zeichnet es sich kaum aus, so wenig wie durch Größe, und noch viel weniger ist es in sich eins und besonders umgrenzt. Es besteht vielmehr aus vier oder fünf kleineren Provinzen, deren jede wiederum einem oder dem andern der acht peripherischen Gebiete mit ebenso viel Recht zugezählt werden kann, wie dem centralen selbst.

Wie charakteristisch ist für Deutschland diese Schwäche, diese Zersplitterung des Centrums, dieses Zurücktreten desselben, den mächtigeren, weit mehr nach innen vereinten und nach außen scharf umgrenzten peripherischen Gliedern gegenüber! Vergleichen wir Deutschland mit anderen europäischen Ländern, so sehen wir dort verschiedene Gebirgssysteme sich berührend und durchkreuzend Kessel einschließen und ebene Landstriche ausschließen; in Frankreich, England, Rußland erscheint das Gebirge dagegen nur an der Peripherie, als Grenze und Vorgebirge, oder inselartig von der Ebene umgeben. Spanien ist, wie Deutschland, in mehrere scharf gesonderte Gebiete getheilt, aber eins darunter ist doch ein centrales, geschlossen, und wenigstens im Vergleich mit jedem einzelnen Außengebiet überwiegend. Nur das von den Meereswellen umspülte und durchfurchte Griechenland theilt die gleiche Zersplitterung mit dem continentalen Germanien.

74. Schwaben.

(Dasselbe Buch Seite 152 — 159.)

Das schwäbische Land zwischen Rhein und Lech, Bodensee, Jaxt und Neckar enthält drei sehr verschiedene Landschaften.

1) Einen Theil der Rheinebene unterhalb Basel.

2) Die Hügelgegend am Neckar.

3) Die Ebenen und Hügel südlich der Donau, zum Vorland der Alpen gehörend; — den Landstrich, der bei den Nachbarn das Schwabenland heißt, im Gegensatz zu dem Würtembergischen.

So verschieden diese Landschaften ihrer Gestaltung nach sind, so wenig besteht zwischen ihnen ein gemeinsames natürliches Band, daß sie zusammenhielte, ein Mittelpunct, in dem sie sich zu begegnen Veranlassung fänden. Sie sind im Gegentheil durch wichtige natürliche Scheiden, Schwarzwald und rauhe Alp, von einander getrennt, jede dagegen mit anderen Nachbarländern in naher, ungehemmter Berührung. Die oben bezeichneten Grenzen umfassen aber nur den noch heute politisch zu Deutschland gehörigen Theil des Landes der Schwaben und Allemannen; nicht die Ebenen des linken Rheinufers, nicht die ganze deutsche Schweiz, wiederum eigenthümlich begrenzte und unter den Einfluß besonderer Verhältnisse gestellte Gegenden, die von demselben Volksstamm bewohnt werden.

In der Lage und Versplitterung des Bodens spiegeln sich die Schicksale seines Volkes. Auf den zahlreichen Ritterburgen des Schwabenlandes, wo die hohen Grenzgebirge des Südens und Westens, Italiens und Frankreichs vor dem Blick ausgebreitet sind, der Gedanke hinüberschweift, und dem Lauf des Rheins, der Donau, der Rhone nach Mitternacht, Morgen und Mittag folgt, wo deutsche Dichtung zuerst liebevolle Aufnahme und bleibende Stätte fand, da blühte eine kühne Ritterschaft voller Kampflust und lebendiger Einbildungskraft, der Mutter großer Thaten. Fast alle mächtigsten Fürstengeschlechter Deutschlands haben ihre Stammsitze auf schwäbischem Boden. Von da aus zogen die Hohenstaufen über die Alpen und fanden Ruhm und Untergang im hesperischen Lande, von wo sie Kunst, Poesie, Wissenschaft dem deutschen Vaterlande zubrachten. Unter den Hohenstaufen, wenn je, hatte der Traum von einem römischen Reich deutscher Nation einige Wirklichkeit gehabt; nämlich von einem solchen, wie es sich in dichterischen Gemüthern, zumal in Italien, gestaltete, von einer Oberherrlichkeit über freie, eigenthümlich gebildete, kunstreiche, gesittete, christliche Völker[1]).

Als nun im Kampf mit den gleichen Ansprüchen der Päpste und der Landeshoheit der Fürsten, in der Berührung mit immer mehr befestigter Königsgewalt und Staatseinheit in England und Frankreich das Kaiserthum allen Boden verlor, da waren es wiederum zwei schwäbische Geschlechter, welche, deutsche Größe durch neue Grundpfeiler sicher zu stellen, an den äußersten Marken des Landes im Osten und Nord-Osten mächtige Reiche begründeten.

Es war ausgezeichnete Persönlichkeit, in einzelnen Häusern fortgepflanzt, aus welcher die Größe dieser und anderer Geschlechter hervorwuchs. Nur so lange die bildsamere Gestaltung der Zeiten, die noch nicht in Landeshoheiten zerrissene deutsche Nationalität der Persönlichkeit einen weiten Spielraum verstatteten, nur so lange waren solche Erscheinungen möglich. Nicht auf Hausmacht, auf schwäbische Stammesmacht, konnten sich die Hohenzollern, die Habsburger stützen; nicht einmal die Hohenstaufen. Darin wären ihnen die Welfen überlegen gewesen. — Schon damals zeigte sich der auflösende, zersplitternde Einfluß des Stammbodens.

Das Land der Schwaben ist Deutschland im Kleinen, wo auf engem Raum alle Mannigfaltigkeit des deutschen Daseins sich versammelt. Die verschiedenen eigenthümlichen Naturformen treffen hier zusammen; die natürlichen Regionen, in welche Deutschland sich ausbreitet, vereinigen sich hier fast alle, indem sie nach dem südwestlichen Winkel des Landes hin convergiren[2]). Die beiden mächtigsten Ströme Deutschlands, ja Europas, durchfließen das Land zwar noch der Quelle nah, aber doch schon in männlicher Fülle. — Schwaben bewohnen die höchsten Alpengauen, das Rheinthal wie die Hochebenen der Donau, das hohe Waldgebirge des Schwarzwaldes wie die öden Rücken und anmuthigen Thäler der Alp. Das Land zwischen Lech und Schwarzwald — besonders bis zur Iller — gleicht durch Klima und Oberfläche dem norddeutschen Küstenlande. — Das sanfte Hügelland des innern Deutschlands, der hessischen und thüringischen Gauen füllt den Winkel zwischen Schwarzwald und Alp, in dem der Neckar fließt.

Vielfach gestaltet und zerstückelt, wie der Boden, ist auch das bürgerliche Leben des schwäbischen Landes, das auch hierin ein Bild Deutschlands ist. — Es kommt dazu: — verhältnißmäßige Anstrengungen nach außen hin befördern die innere Einheit; im Uebermaß lösen sie auf. So giengen die Unternehmungen schwäbischer Fürstengeschlechter, vor allen der Hohenstaufen, weit über die Kräfte des Stammlandes, sie giengen auch nicht darauf aus, dieses zu stärken, zu vergrößern, sondern neue, große Mittelpuncte der Macht außerhalb zu begründen; erfolgreich oder nicht, führten sie zur Schwächung und Zersplitterung des heimathlichen Bodens. Mit dem Fall der Hohenstaufen war Schwaben wie mit einem Schlag pulverisirt. Und auch die Größe der Habsburger in Osten gab nur Anlaß zur Vernichtung ihrer Macht in den Stammsitzen.

Welches Land war bis auf die letzten Tage je aus einer solchen bunten Mannigfaltigkeit von

Herrschaften, freien Städten, Gotteshäusern, Gauen freier Landleute zusammengesetzt! — Die großen durch Naturgrenzen bezeichneten Landschaften des schwäbischen Bodens tragen heute das Loos, welches ihre geographische Lage ihnen angewiesen hat. Das Elsaß ist an Frankreich gefallen, das gegenüber liegende rechte Rheinufer an Baden. Unter-Schwaben (zwischen Iller und Lech) an Baiern. Nur das Land am Neckar und seinen Zuflüssen hatte sich schon früh unter dem Schutz eines einheimischen Herrscherhauses gesammelt, das sich durch Tapferkeit, Besonnenheit, guten Haushalt, aus kleinen Anfängen allmählig erhob. Seit der neuen Gestaltung der deutschen Sachen gehorcht ihm auch das alte Ober-Schwaben, bis an die Iller. Sein Gebiet trägt den Namen des Stammschlosses. Das eigene Geschick des schwäbischen Landes zeigt sich auch hierin, daß jeder Theil desselben, sowie er einige Festigkeit, einigen Zusammenhang gewinnt, den Namen des Stammes verleugnet, der zuletzt nur dem buntscheckigen Conglomerat von verschiedenen Gebieten im Süden der Donau verbleibt (dem Schwabenland des Würtembergers), — sowie in den letzten Tagen des deutschen Reiches sein Name im Munde des Volkes nur den zerstückelten ohnmächtigen Südwesten bezeichnete.

Von Schwaben gehört eigentlich nur das Neckarland zu unserer rheinischen Provinz. Bald nach seinem Ursprung auf der östlichen Plateaufläche des Schwarzwaldes, aus demselben Moore, welches südwärts der Donau Gewässer spendet, durchfließt der Neckar längs dem Fuß der Alp eine sehr merkwürdige Landschaft, die einen der interessantesten Züge in der Physiognomie des würtembergischen Bodens bildet. Aus dem Gebirgswall der Alp treten reizende Thäler hervor, hier viel tiefer, von höheren Felsmassen eingeschlossen, von ebenso klaren Bächen in viel schnellerem Lauf durchflossen, als auf der Südseite. Weinbau überrascht an ihren Mündungen den Wanderer, der ihn am Südrande des Gebirges, an der Donau, vermißt hatte. Auf kühnen Vorsprüngen der Bergwände, oder auf ganz isolirten Kegelbergen, welche vor dem Abhang des Gebirges gleich schützenden Thürmen vertheilt sind, ruhen, wohlerhalten oder in Trümmern, die zahlreichen Stammburgen edler Geschlechter, von denen mehrere nachher so gewaltig in das Rad der Weltbegebenheiten eingegriffen haben. Hohenzollern im Südwesten, — in Nord-Osten Hohenstaufen! — nur wenige Meilen trennen die gleichzeitigen Wiegen dieser Geschlechter; ein halbes Jahrtausend den zweiten hohenstaufischen Friedrich von dem zweiten preußischen! Schloß Würtemberg — oder der Fleck, von dem jetzt auch seine letzten Reste verschwunden sind — ist nicht fern. — Eine hügelige Fläche senkt sich vom Fuß der schroffen Gebirgswände zum Spiegel des Neckars gegen zwei Stunden weit hinab. In den Thalmündungen oder am Neckarflusse liegt eine Reihe kleiner, doch belebter Städte; — Tübingen die bedeutendste unter ihnen. Nur eine Wendung nordwärts führt den nun schiffbaren Fluß an dem schönen Thalbusen von Stuttgart vorbei, dessen Wein- und Obstfülle sprüchwörtlich geworden ist; — und nun öffnet sich immer mehr ein Land, wo auf dem breiten Rücken niedriger Hügel, sowie in offenen Thalweitungen, reiche Saaten reifen, die niedrigen Thalwände Spaliere für die Reben bilden, Wiesen an den Bächen üppig grünen, Obsthaine die Ortschaften umschatten. Ein Land, das, wie wir oben sahen, sich ohne Unterbrechung bis an die Ränder der großen Rheinebene fortsetzt, und zu dieser nicht tief, aber mit scharf bezeichnetem Abhang hinabsinkt, während der Neckar seinen Weg weiter nördlich, durch eine Schlucht des Odenwaldes, zwischen Granitfelsen sucht. — Denkt man sich das Niveau der Rheinebene nur wenige hundert Fuß höher, so würde das ganze Land am Neckar unterhalb Cannstadt zu einer einförmigen Ebene, des Weinbaues beraubt, den auch die Thäler der Alp entbehren müßten.

Der Schwarzwald füllt mit seinen breiten Plateauflächen — mehr im Osten — und hohen Gipfeln — im West- und Südwesten — das Dreieck aus, von dem der Rhein, vom Bodensee bis unterhalb Rastadt, zwei Seiten umströmt; — die dritte, weniger scharf bezeichnete, entspricht etwa dem oberen Lauf des Neckars von Süd nach Nord, alsdann der Nagold. — Er birgt in seinen Waldthälern und auf seinem hohen Rücken ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Ackerbauern, Hirten, Holzhauern, Flößern, das alte Sitte erhalten, alte Kühnheit im Kampfe gegen die Franzosen bewährt hat. — Den Jahreshieb ihrer dichten Bergforsten, riesenhohe Tannen und Fichten, führen die Gebirgsbäche hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie in große Flöße verbunden nach den Niederlanden hinabgleiten, um reichen Städten feste Unterlage, schwellenden Segeln Stütze zu gewähren. Für Holz vorzüglich tauscht der Schwarzwälder das Brodkorn ein, das ihm sein Boden verweigert. Aber auch manche kleine Industrie beschäftigt ihn. — Seine Holzschnitzereien, Strohhüte, Uhren sind durch ganz Deutschland bekannt; — kleine Gewerbszweige, wie sie sich fast in allen

Gebirgen finden: nicht so wichtig als Nahrungszweig, wie als Salz des Landes, als Beschäftigung für die kunstreichsten, aufgewecktesten Söhne des Gebirges, die auf solche Weise der Heimath erhalten werden.

[1]) Mit einer Art Dominium über die Heiden und Barbaren verbunden. — Unter den Carolingern und Ottonen war die Nationalität noch nicht eigenthümlich entwickelt und gesondert genug, die Völker zu roh, die Massen zu gleichartig für ein solches Kaiserthum.

[2]) Von Osten nach Norden herum: Alpenland, Donauland, Hügelland des mittleren Deutschlands, Rheinland.

75. Die Nordsee-Marschen; die Friesen.

(Dasselbe Buch S. 247—256.)

Küstensaum; Marschen. — Den Küstensaum bildet, von der Schelde bis über die Eider, und weiter nordwärts an den Gestaden der dänischen Herzogthümer ein im Wechselkampf der Elemente der See abgewonnener Boden, auf welchen die Fluthen jedoch ihr Recht noch allzu häufig auf furchtbare Weise geltend machen. Historische Erscheinungen von großer Eigenthümlichkeit und tief greifendem Einfluß auf die europäischen Dinge zeigen sich durch die Beschaffenheit und Bildungsweise dieses Landstriches hervorgerufen oder bedingt.

Die Nordsee ist an den deutschen Küsten, wie es an den Gestaden sandiger Ebenen zu sein pflegt, bis weit vom Strande hinaus sehr seicht. Eine lange Reihe von Flachinseln und Sandbänken, nur an wenig Stellen unterbrochen, umgürtet die Küste in meilenweiter Entfernung. Bis zu ihnen hin legt die Ebbe den Boden ganz oder fast ganz trocken, und erlaubt, mehrere Stunden weit zu den Inseln, sowie von einer Insel zu der andern durchzuwaten; daher der Name dieses amphibischen Bodens, »das Watt«. Zur Fluthzeit steht das Wasser einige Fuß hoch über dem Watt. Die Ströme und Küstenflüsse bahnen sich tiefere Betten, und gestatten größeren Schiffen die Einfahrt, indem sie, oft in mehreren Armen, zwischen den Inseln hindurch dem Meere zufließen. Sehr flach gehende Fahrzeuge, große Flußkähne finden hinter den Inseln eine gegen hohe Meereswogen, sowie gegen feindlichen Angriff gesicherte Fahrt; ein Mittelding zwischen Seefahrt und Flußbeschiffung.

Im Schutz der Inselkette legt sich der erdige Niederschlag, den die Flüsse dem Meere zuführen, an die Küste des Festlandes, oder an die Rückseite der Eilande selber an, und bildet den sogenannten Marschboden. So ist es von den schleswigschen Küsten an bis zu den west-friesischen. Die Küsten der Niederlande, von der äußersten Spitze von Nordholland an bis zur Maas, schützt ein Wall von Sanddünen, hinter denen sich Marschboden angesetzt hat. Hier, scheint es, ist der Proceß vollendet; die Dünen, frühere Inseln, *Lidi*, sind durch Anschwemmung mit dem Festland verbunden. Die Inselgruppe von Seeland, im Delta der Rhein-, Maas- und Schelde-Mündungen, ist dagegen nur unvollständig durch Dünen geschützt; besser die flandrische Flachküste.

Durch solche Verhältnisse begünstigt, bilden sich die Seemarschen. Nicht minder beträchtlich sind die Flußmarschen, welche nach und nach die weiten Mündungen kleinerer und größerer Ströme ausfüllen. Hier wie dort legt sich der Marschboden, horizontal wie der Wasserspiegel, an den Fuß des sandigen Küstenlandes, der »Geest«, welche ein mehr oder minder hohes Ufer bildet. Ueberall ist die Grenze zwischen Geest und Marsch ganz scharf.

Es geht aber bei der Marschbildung auf diese Weise zu. Der Niederschlag der Gewässer erhebt den Boden verhältnißmäßig rasch bis auf die Höhe der gewöhnlichen Fluth. Nun befördert eine Reihefolge von verschiedenartigen vegetativen Bekleidungen den weitern Fortschritt, der jedoch immer langsamer wird, je mehr sich der Boden erhöht, und je seltner ihn mithin die Fluth erreicht. Bald kann er als Grasung, als Weide benutzt werden. Hohe Springfluthen jedoch überströmen ihn noch. Man mußte daher, besonders in älteren Zeiten, ehe die Bedeichung allgemein war, Erdhügel zehn bis dreißig Fuß hoch aufwerfen[1]); um die Wohnungen vor Ueberschwemmungen zu sichern, dem Vieh einen Zufluchtsort zu verschaffen. Solche finden sich noch in den meisten, wenn auch später bedeichten Marschgegenden; sie bilden darin die einzige merkliche

Erhöhung, einige tragen Kirchen und ganze Dörfer; die Halligen, so heißen die unbedeicht gebliebenen oder durch Zerstörung der Deiche bei Sturmfluthen wieder in den ursprünglichen Zustand zurück versetzten Marschdistricte, entsprechen vollkommen der Beschreibung, welche Plinius [2]) von dem Lande der Chauken gibt. Einige solcher Halligen wachsen fortwährend; andere nehmen jedes Jahr um ein Beträchtliches ab; der Bewohner sieht den Boden vor seinen Augen schwinden, und berechnet die Zeit, wann das Erbtheil seiner Kinder ganz von den Fluthen verschlungen sein wird.

Heute ist der Marschboden größtentheils durch Deiche, Erddämme, geschützt. Unglaublich üppige Grasungen, und, wenn diese gebrochen werden, Aecker von beinahe unerschöpflicher Fruchtbarkeit belohnen die große Mühe und die Kosten des Deichbaues, und die nicht minderen der Erhaltung. Die Deiche fassen ein unregelmäßiges Viereck — Koog — Polder — ein, an das sich dann zur Seite andere reihen, so daß ein gemeinschaftliches System der Vertheidigung gegen die See sich bildet, aber doch auch jeder Koog für sich beschirmt ist. An günstig gelegenen Stellen, im Schutz vorliegender Inseln oder Dünen, setzt sich an die Außenseite der Deiche von neuem Land an, sogenannte „Außendeiche“, die mit der Zeit wiederum eingedeicht werden; so entstehen neue, weiter vorliegende Kooge. An anderen Stellen dagegen, wo vielleicht Wogen oder Stürme die natürlichen Schutzwälle zerstört haben, reicht die größte Anstrengung nicht immer hin, um die Deiche gegen die Macht der Fluth zu bewahren. Dann zerstört sie an einem Tage, was Jahrhunderte geschaffen haben. So ist Nordland, an der Küste von Schleswig, zum größten Theil untergegangen, so der Zuyder-See, so der Dollart entstanden. Am meisten gesichert sind im Allgemeinen die Flußmarschen in den Mündungsbusen der Ströme, denen jedoch das zwischen den Deichen mehr und mehr erhöhte Bette des Stromes Gefahren eigner Art bereitet; am meisten von den Fluthen bedroht sind die schmalen Säume von Marschland, die sich um hervorspringende Küstenlinien ziehen.

Ein jeder Koog, Polder, umfaßt in der Regel eine Gemeinde, schon von der ersten Eindeichung her eng verbunden, nicht, wie sonst ländliche Gemeinden, durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerstreut, von tiefen Wassergräben umgeben, welche auch die Felder einschließen und entwässern. Seltner sind Dörfer, in langen Reihen am Fuß der Deiche hingebaut [3]). Die größeren Orte, die Hauptorte ganzer Marschbezirke finden sich in der Regel auf dem Rande der Geest. Sie sind zum Theil älter als die Marsch, oder doch ihre Bedeichung; allein diese Lage ist auch die gesundeste, sicherste und vortheilhafteste für die Landwirthschaft. Hier läßt sich Geest- und Marschcultur vereinigen; denn Bestellung, Erndte und andere Feldarbeiten fallen in so verschiedenem Boden auf verschiedene Zeiten; die Witterung, welche dem einen schadet, nutzt dem andern. Der zahlreiche Viehstand, den die fetten Grasungen der Marsch ernähren, befruchtet den Sandboden der Geest, welcher dagegen die Streu liefern muß. Denn der beste Marschboden wird nicht vom Pflug berührt [4]).

Auf solche Weise bildet sich ein genauer Zusammenhang zwischen der Marsch und der anstoßenden Geest. Größere oder kleinere Landstriche, inselartig von Marschboden umgeben, oder durch Moore und Moräste vom inneren Lande getrennt, schließen sich auf natürliche Weise der Region des Küstensaumes an.

Die Friesen. — Indem nun Ströme und Meerbusen diese Region durschschneiden, entsteht eine Reihe von inselartigen Landschaften längs der ganzen deutschen und niederländischen Küste der Nordsee. Die Bewohner unterscheiden sich überall durch Sprache, Sitte, Einrichtungen, Feld- und Hausbau von den angrenzenden Völkerschaften des inneren Landes auf das entschiedenste, während sie sich unter einander in den entferntesten Gegenden auf merkwürdige Weise gleichen. Es sind Friesen [5]), in einigen Bezirken mehr oder minder mit anderen Stämmen vermischt. Der Name lebt noch zwischen Zuyder-See und Weser; und im Norden der Eider an der Küste von Schleswig. Aber auch in Holland und Seeland ist nur, und noch nicht lange, der Name verändert, und wir wissen, daß auch zwischen Weser und Eider Friesen die Küste bewohnten.

Die ersten Sitze der Friesen auf deutschem Boden, das Mutterland, von wo aus sie sich über den langen, schmalen Küstensaum verbreitet haben, müssen wir wohl da suchen, wo wir sie zuerst nennen hören, in den Niederlanden [6]). Dort sehen wir sie am weitesten über das innere Land ausgedehnt. Von da aus ist, allem Anschein nach, auch die eigentliche Marschcultur, der Deichbau, nach Osten verpflanzt worden. Die Chauken (zwischen Ems und Elbe) kannten ihn nicht, wie wir aus der Beschreibung sehen, die Plinius von ihrem Lande und Leben gibt; und schwerlich mochte im innern Deutschland dichte Bevölkerung

zu so schwierigem Unternehmen drängen und landbauender Fleiß dazu vorhanden sein. War nun der Deichbau das Medium für die Ausbreitung der Friesen, wie Bergbau für die Deutschen, Moorcultur (nach Wersebe) für die Flamänder, die Wüste für die Araber, oder war es umgekehrt? Vielleicht beides; auf jeden Fall scheint die Ausbildung und Erhaltung des friesischen Wesens in seiner Eigenthümlichkeit an die Marsch und ihre Bebauung geknüpft.

Auf Marschboden gedeiht Unfreiheit nicht[7]. Am Nordsaum des deutschen Landes, auf meeresgleichen Wiesen, wie im Süden in den Felsenthälern der Alpen hat alt-germanische ländliche Freiheit eine letzte Freistätte gefunden. — Mußten die Alpenvölker sie zum Theil erst wieder erwerben, so haben die Friesen sie nie verloren. Wo in späteren Zeiten die politische Selbständigkeit untergieng, da blieb doch vollkommene Freiheit der Person und vollberechtigtes Eigenthum dem reichen Marschbauern wie dem armen Alpenhirten. Mit der Bauernfreiheit hat sich eine große Mannigfaltigkeit von bunten Kleidertrachten, seltsamen Gebräuchen, Sitten, Einrichtungen erhalten. Auch darin gleichen die Bewohner der Marsch den Alpenvölkern; beide bewohnen I n s e l n, von Meer, Strom, Morast — oder von Felsen umgeben[8].

Die Geschichte der Friesen ist nicht minder wichtig und merkwürdig als die der helvetischen Cantone. Ihre Jahrbücher sind nicht weniger reich an ruhmvollen Tagen, ja reicher. In zahllosen Kämpfen brach sich die Macht der Fürsten und Bischöfe wie der Haß des Adels an der Tapferkeit einzelner kleiner Völkerschaften und der Unwegsamkeit ihres Bodens. Auf einem Heereszug gegen die Nordfriesen, das nordöstlichste Glied in der langen Kette der Friesenstämme, fand ein Dänen-König um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts seinen Tod; nur drei Jahre später im äußersten friesischen Westen ein deutscher König[9]. Doch waren die einzelnen Landschaften durch Meeresbuchten, durch die breiten Mündungen der Ströme, durch weite Entfernung und verschiedenes Interesse zu sehr von einander getrennt, um nicht endlich doch zu unterliegen. Die Völkerschaften im Osten der Ems mußten sich fast alle, die eine später, die andere früher, der Landeshoheit benachbarter Fürsten unterwerfen. Diesem Schicksal zu entgehen, schlossen im heutigen Ost-Friesland Volk, Adel und Geistlichkeit einen Bund, „Bund der Freiheit" genannt, um „frei und friesisch zu bleiben," und „alle deutschen Herren aus dem Lande zu halten," und stellten einen eingebornen Häuptling an ihre Spitze, dessen Geschlecht sehr bald die Landeshoheit zu erwerben wußte. Die Friesen im Westen des Dollarts nahmen im Bündniß mit mächtigen, aristokratisch regierten Städten und Landschaften eine selbständige, aber untergeordnete Stellung ein. —

Haben die Alpenvölker sich länger und bis auf den heutigen Tag Unabhängigkeit oder doch volksmäßige Wehrhaftigkeit erhalten, so war, außer anderen Verhältnissen, die neuere Kriegsweise ihnen weniger ungünstig. Das Feuergewehr gibt dem jagdgeübten Alpenschützen eine große Ueberlegenheit bei der Landesvertheidigung. Schweres Geschütz, im Hochgebirge nur von untergeordneter Wirksamkeit, beherrscht die wagrechten Marschen, und gestattet keine Vertheidigung, zumal wenn ein strenger Winter alle Pfade ebnet, alle Gräben bebrückt.

Kann man sich beim Untergang der friesischen Volksfreiheit eines bedauernden Gefühls nicht erwehren, so muß man doch gestehen, sie war reif dazu. Wilde Parteiwuth, Gesetzlosigkeit, Uebermuth, furchtbare Grausamkeit treten uns nur zu oft, ja als Regel entgegen, ohne daß sich in edleren Bestrebungen ein Ersatz dafür zeigte. Die Völker der Alpen erscheinen in einem günstigeren Lichte. Es waren arme, genügsame Hirten. In dem friesischen Landmann, wie er uns im Mittelalter entgegen tritt, vereinigen sich zwei sehr verschiedene Personen; der reiche Anbauer eines fetten, durch Fleiß, Mühe, Geschick und vereinigte Anstrengungen gewonnenen und erhaltenen Bodens, — und der wilde, verwegene Seeräuber. Dieser hat sich jetzt in den seekundigen Lootsen, den raschen, dreisten Matrosen verwandelt, der auf Kauffahrern aller Nationen die Meere durchfurcht, aber, mit alpinischer Heimathsliebe, gern zu dem Lande seiner Kindheit zurückkehrt. Hergebrachte Freiheit, communale Autonomie, alter Wohlstand, der Wiederschein früherer ruhmvoller Tage geben noch immer dem Marschbauern einen stolzen, unabhängigen Sinn. Die Phantasie hat ihre Gaben nicht reich ausgestreut auf diesem künstlichen, wagrechten, in Vierecke eingetheilten Boden, — wo Voß beklagte, daß er seinen lernbegierigen Schülern bei der Auslegung der homerischen Dichtungen von Fels, Quelle, Hain, Bach freilich kein Bild mitzutheilen vermöge[10]; — aber wackere, umsichtige, bis zum Eigensinn beharrliche, freiheitsliebende Männer erzeugt und ernährt er. — Ungemeiner Wohlstand ist in allen Marschgegenden zu Hause, wenn auch hin und wieder durch die Ungunst der letzten Zeiten in Verfall; in einigen wahrer Luxus, wie kaum

irgendwo bei Landleuten. Die in der Regel überwiegende Sterblichkeit, eine Folge der fieberhaften Luft, führt Einwanderungen herbei. — Deutschland verdankt seinen Marschgegenden die Erhaltung und Ausbildung mancher achtbaren Eigenthümlichkeit in Sitte und Charakter, und in den bewahrten Formen der alten Freiheit ein Bild alt-germanischen Volkslebens.

[1]) Warften, Wurthe; im westlichen Friesland Derpe.

[2]) »Einen gülden Ring, ein gülden Band um das Land, nennen die Nord-Friese ihre Deiche; ihre Sibyllen träumen von Deichen. S. Michelsen Nord-Friesland im Mittelalter, S. 35 und Heimreich 2. Bd., Anhang.

[3]) Wie sie in der Wilster- und Kremper-Marsch in Holstein vorkommen; wie sie (nach Hamelmann) bei den Stedingern waren; noch heute sind in Osterstade die Häuser nicht zerstreut, sondern bilden Dörfer, die oft halbe Meilen von einander entfernt sind. In älterer Zeit, vor hinreichend sicherer Bedeichung, suchte man für die Wohnungen die höchsten Stellen aus. S. Kobbe, Geschichte von Bremen und Verden. Dörfer am Deich sollen diesem nachtheilig sein. S. Tetens „Reisen in den Marschländern an der Nordsee.“

[4]) Einmal gebrochener Boden erlangt die alte Ueppigkeit nie wieder, auch nach langer Ruhe nicht.

[5]) Nur etwa in ein paar kleinen Flußmarschen nicht.

[6]) Daß die Chauken späterhin als Sachsen vorkommen, beweist freilich nicht, daß sie keine Friesen waren, sowie die West-Friesen zuweilen unter dem Frankennamen verborgen scheinen; — allein: der Name der Friesen zeigt sich als ein nationaler; es wäre aber gegen alle Analogie, wenn ein solcher in nahen, bekannten Gegenden hervorträte, und in den abgelegneren, wenig erforschten von den einzelnen Stammesnamen verdeckt würde. Eine nähere Untersuchung würde hier zu weit führen; sehr alt ist die friesische Bevölkerung an der ganzen deutschen Nordküste wohl auf jeden Fall.

[7]) Nur der Reiz der Freiheit, oder große Sicherheit des Besitzes, bei dichter Bevölkerung, konnte für die Mühe und Gefahr des Anbaues auf solchem Boden Ersatz bieten. Sicherheit vermochte aber das Mittelalter nicht zu gewähren.

[8]) Die Uebereinstimmung in mancher Eigenthümlichkeit kann nicht einer friesischen Einwanderung in die Alpen, sondern nur der gleichmäßigen Erhaltung des Alterthümlichen zugeschrieben werden, und beweist große ursprüngliche Gleichartigkeit der Sitte bei den germanischen Völkern.

[9]) König Abel fiel im J. 1252, den 29. Juni; König Wilhelm's Sohn Florenz unterwarf die West-Friesen, gewann aber ihr Herz durch gütige Behandlung, achtete ihre Freiheit, und fand Rächer an ihnen. Der Adel nannte ihn: »der Kerle Gott.«

[10]) „*Frisia non cantat*“ ist ein altes Adagium.

76. Norwegen.

(*H. Steffens*, Die gegenwärtige Zeit II. [1817] S. 419—424.)

Die Ufer dieses Landes sind an vielen Stellen äußerst gefährlich. Aus der weitesten Ferne entdeckt man das rauhe, wilde Gebirge, starre Felsen ragen in das Meer hinaus und bilden unter den Wellen verborgene, furchtbare Felsenriffe. Durch das labyrinthische Gewinde solcher Felsen das Schiff zu führen, ist, selbst unter den günstigsten Umständen, nur dem einheimischen, gewandten Seemanne möglich; wer aber durch den Ungestüm der Winde an solches Felsengestade geschlagen wird, sieht dem unvermeidlichen Tode entgegen. An dieser rauhen Gebirgsküste wohnt der norwegische Lootse, kühn, ehrliebend, dessen fast unbegreifliches Geschick Erstaunen erregt, von Kindheit an mit dem Meere bekannt, mit Gefahren spielend. Wenn Meer und Wind mit Gefahr drohen, dann findet man ihn oft viele Meilen weit von seiner Gebirgsheimath in der wilden See, von Nebel umhüllt, wo die hohen Wellen mit dem kleinen offenen Boote spielen. Hier lauert er, ob Jemand seiner Hülfe bedarf. Wo ein Schiff dem Untergange nahe ist, da hält ihn keine Gefahr zurück. Ein gastfreies Volk erwartet die Verunglückten am Ufer, um sie mit Liebe und Theilnahme zu empfangen. Hier sind keine Medaillen, keine sittenverderbende Blätter, die, was rein menschlich ist, durch schlechtes Lob verzerren. Der norwegische Lootse ist stolz — aber auf die Bedeutung seines ganzen Daseins, nicht auf eine einzelne That. Oft sind ihm Vater,

Großvater, Urgroßvater auf dem Meere in dem schönsten Geschäft gestorben; er erwartet den nämlichen Tod, nie sucht er ihm zu entgehen. Eine mäßige Taxe ist sein ganzer Lohn. Bewußtlos wächst seine Tugend aus dem gesunden Kern einer ursprünglich edlen Natur. So empfängt der Norwege die Nothleidenden, so wird die gefahrdrohende Härte des Landes durch die edle Natur der Einwohner gemildert. Ich berufe mich auf das einstimmige Zeugniß aller Seefahrer der nördlichen Gewässer. Doch rühmt man vorzüglich die Lootsen der südlichen und östlichen Ufer.

Tiefer in diesem Lande wohnt der norwegische Bauer. Als in früheren Zeiten die kühnen Normannen, Abenteuer suchend, die alte Heimath verließen, und im Süden mächtige Reiche stifteten, blieben die Voreltern dieser Bauern, der uralten Sitte getreu, genügsam in den einsamen Thälern des rauhen nördlichen Gebirges. Die norwegischen fruchtbaren Thäler, Guldbrandsdalen, Tellemarken, Segnedalen, Ringeringe u. a. m. sind daher von einem höchst merkwürdigen Volke bewohnt. Das Getraide, dort von so hohem Werth, sichert den Wohlstand; getrennt von der verworrenen Welt, pflanzt sich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die Ruhe in diesen Thälern selten, und nur vorübergehend gestört. Das abgeschlossene Dasein hat selbst den Stamm in seltener Reinheit erhalten. Diese einsamen Wohnplätze enthalten Weniges, was die Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen könnte, daher ist das Feudalsystem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten, mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen. Ein paar reiche und mächtige adelige Besitzer leben zwar dort; aber einen norwegischen Adel im deutschen Sinne gibt es nicht, vielmehr erhält sich hier noch die älteste germanische Weise, wie sie vor undenklichen Zeiten zu Grunde gieng. Die meisten Bauern sind Allodialbesitzer, Freiherrn im echtesten, uralt germanischen Sinne. Eigentliche Knechte, ursprünglich Unterworfene und Unfreie findet man nicht in Norwegen; wer dienen muß, ist Mitglied eines republikanischen Familienbundes. Die bürgerliche Freiheit, nirgends in allen Verhältnissen reiner, ward seit Jahrhunderten mehr durch die Tugend der Bürger, als durch Verfassung, mehr durch Sinn, als durch Worte erhalten. Es gibt Bauern in diesen Thälern, die von den alten Königen und Jarlen abstammen, die es wissen und nur unter sich heirathen, aber nur das stolze Bewußtsein einer hohen Abkunft, kein äußerer Glanz, keine drückende Vorzüge, sondern sie von den übrigen. Die widerstrebende Natur fordert zur immer fortdauernden rüstigen Thätigkeit auf und unterhält eine tüchtige Gesundheit; die Männer besonders sind schön. Ein Glaube herrscht im ganzen Lande, durch keine Abweichung gestört, durch keine falsche Aufklärung wankend gemacht. Der stolzeste Freiheitssinn konnte sich hier, wie vielleicht nirgends, mit dem ruhigsten Gehorsam, mit der reinsten Hingebung, mit der unerschütterlichsten Treue verbinden. Der wohlhabende Thalbewohner bildet daher, durch diese Vorzüge gehoben, den echten, wahrhaft vornehmen Adel des Landes, die unversiegbare Quelle einer stets frischen, herrlichen Nationalität. Denn was aus diesem Mittelpuncte hervorquillt, das durchströmet wie ein heller, erquicklicher Lebensstrom alle Verhältnisse. — Das Land ist reich an Producten von mancherlei Art. Unermeßliche Wälder bedecken das Gebirge, und bilden mit den schroffen Felsen, den schäumenden Flüssen, den mächtigen Wasserfällen, den hereintretenden Meeresbusen, den großen Landseeen, den schön grünenden Thälern, besonders im Süden, die reizendsten Gegenden. Die Berge enthalten einen unerschöpflichen Reichthum an Metallen, vorzüglich Eisen und Kupfer, auch Kobald und Silber, die Meere wimmeln von Fischen. An der ganzen, über zweihundert Meilen langen Westküste von unzählbaren, nackten, felsigen Inseln umgeben, ohne Wälder, einem rauhen, unfruchtbaren Lande, wohnen in zerstreuten Hütten von kahlen Felsen umgeben die Fischer, ein rohes, unsauberes Volk, das freilich wenig von der sittlichen und physischen Reinlichkeit zeigt, die die Bauern so bestimmt auszeichnet. Indessen bilden sich aus ihrer Mitte die norwegischen Seeleute, die als die gewandtesten und kühnsten unter den Engländern bekannt sind. Der reiche Fischfang hat den Norweger bis jenseits des Polarkreises hingelockt. Alten in der Nähe vom Nordcap, fast unter 70 Graden nördlicher Breite, ist bekannt. Schöne Tannen- und Birkenwälder, lebendig grüne Wiesen, die herrlichsten Gebirgsformen und das hineintretende Meer bilden in diesem hohen Norden eine höchst anmuthige, ein paar Monate hindurch Tag und Nacht von der Sonne erleuchtete Gegend, die von allen Reisenden, von Skiöldebrand, Büch, selbst von dem Italiäner Acerbi bewundert wird. Reiset man gegen Osten, so findet man in gleicher Breite die Südspitzen von Novaja Semlia, wo einzelne Samojeden unter ewigem Eise hausen, gegen Westen aber die furchtbare, unzugängliche, von Eisfeldern eingeschlossene Ostküste

von Grönland, die kein Europäer sah. Und so drängt sich eine liebliche europäische Vegetation in die Polarkreise hinein; der erstarrende Nordpol zieht seine tödtende Winterdecke zurück, indeß seine ewigen Eispaläste sich rechts und links erheben. Ueberhaupt ist die Witterung in Norwegen durch sein langes, gegen das westliche Meer abfallendes Gebirge für seine nördliche Lage äußerst gelind. Die Handelsstädte sind wohlhabend; in vielen findet man einen überraschenden Luxus. Aber selbst die norwegischen Kaufherren, die mit ganz Europa in Verbindung stehen, die an der allgemeinen Ausbildung und Verbildung Theil nehmen, haben im Lande die kecke Freimüthigkeit, die tüchtige, zuversichtliche Weise behalten. Denn der Norwege überhaupt tritt fest und mannhaft auf, ist höchst lebhaft, bestimmt in seinen Urtheilen, mit einem klaren, leichtfassenden, schnelltreffenden Verstande, treuherzig und leutselig, wie alle Menschen, die eines sicheren, inneren Besitzes gewiß sind. Sie sind im ganzen Norden berühmt durch eine heitere, sorglose Freigebigkeit, durch eine freundliche Gastfreiheit, die Alles unbefangen gibt und nichts fordert, sondern einen Jeden seiner Natur, seiner Weise nach gewähren läßt. Selbst der Beamte, der in Kopenhagen seine letzte Ausbildung erhielt, nahm seine tüchtige Natur meist unverändert in die freie Heimath zurück. Noch hat kein Fremder dieses Land gastlich betreten, dem nicht Land und Meer und Volk als ein tüchtiges Erzeugniß einer innerlich gesunden Natur, voller Kraft und Milde entgegentrat. Wer aus der verworrenen, verwickelten Gährung in Europa hierherkommt, dem ist es, als wehte ihm die frische Luft eines einfachen, herrlichen Lebens erquickend entgegen, als sähe er den klaren Lebensstrom aus dem tiefen Born eines früheren, längst verwirkten Daseins rein und kühl hervorquillen. Man könnte die Norweger die Brahminen Germaniens nennen.

77. Vergleichung Englands mit Spanien und Holland.

(*G. B. Mendelssohn,* Das germanische Europa [1836] S. 87–89.)

Vergleichen wir in Beziehung auf Seehandel und Seemacht die iberische Halbinsel mit England, so zeigt sich sehr auffallend der entscheidende Einfluß der inneren Gestaltung des Bodens. Glückliche Lage zwischen dem reichsten und cultivirtesten binnenländischen Seebecken der Welt und den afrikanischen und amerikanischen Küsten, Sicherung gegen den Continent durch die Pyrenäen, die Spanien durch Jahrhunderte unangefochten erhielten; treffliche Häfen auf der Seite des mittelländischen Meeres, wie auf der oceanischen, alle Fülle des Südens über die Ost-, Süd- und Westgestade, sowie über alle tiefer gelegenen Landschaften ausgegossen; reiche Bergwerke, — seekundige, gewerbfleißige Völkerschaften, wie die Biscayer und Catalonier, — Alles das konnte auf die Länge dem Seehandel seine Blüthe nicht erhalten. — Politische, religiöse Verhältnisse haben unstreitig mit eingewirkt; — aber wie ungünstig ist schon der Gebirgsbau, das Widerspiel des englischen, der Verbindung der verschiedenen Landestheile unter sich und mit der Küste! Durch hohe Gebirgsketten in mehrere abgeschlossene Gebiete scharf gesondert, ohne schiffbare Flüsse, — die wenigen, die es hat, sind es nur bis auf kurze Entfernung von der See — ist diese auf drei Seiten vom Meer umspülte Halbinsel doch, dem bei weitem größten Theile ihres Gebietes nach, weit von der See abgelegen, in vorzugsweisem Sinne continental zu nennen. Physisch so wenig wie geistig war Spanien geeignet, sich dem oceanischen Leben aufzuschließen. Das zumeist verhinderte ein lebendiges Verhältniß zu den überseeischen Besitzungen, und ließ diese nicht befruchtend, sondern austrocknend auf das Mutterland zurückwirken.

Holland besaß die Herrschaft über den Rheinstrom und die Erbschaft der Hanse, sowie der alten gewerblichen und Handelsgröße der Niederlande, welche dem isolirten, für überlieferte Cultur abgelegneren England weit vorausgeeilt waren. Von Natur und Geschichte in einer strengen Schule erzogen, überflügelte es durch beharrlichen Muth, Unternehmungsgeist, folgerechte Thätigkeit das mächtige Spanien auf der Bahn des Oceans. Ueber das der Abstammung nach verwandte, in religiösen und bürgerlichen Einrichtungen ihm ähnliche englische Volk vermochte es auf die Dauer nicht ein moralisches Uebergewicht zu behaupten, welches der geringen inneren Macht, der ungünstigeren Stellung zum Ocean, vor Allem dem Nachtheil der continentalen Grenzen hätte die Wage

halten können. Aber nicht bloß Holland mußte zuletzt vor England zurücktreten, es läßt sich, kann man behaupten, aus allen Bestandtheilen des gegenüberliegenden Festlandes kein Staat zusammensetzen — könnte man auch sonst willkürlich mit der Geschichte schalten —, der nicht in gleichem Falle gewesen wäre. Wenn man ihn an Macht und Bevölkerung gewinnen ließ, so mußte in noch größerem Maße das Mißverhältniß der Küste zum Innern, die Abhängigkeit von continentalen Verhältnissen steigen.

Holland war Englands Lehrmeister, den der begünstigtere Schüler übertraf. Wie die englische grundbesitzende Aristokratie sich so gestellt hat, daß ihr alle Fortschritte des erwerbenden Theils der Nation schließlich zu gute kommen mußten, — so England gegen den Continent.

78. Vergleichung der Alpen mit anderen Hochgebirgen.

(Dasselbe Buch Seite 214 — 215.)

Vergleicht man die Alpen ihrer Gestaltung nach mit anderen Hochgebirgen, so zeigen sich weder in den Pyrenäen, noch im Kaukasus, noch im Himalaya, noch auch in den Andes solche Längenthäler, die auf breiter Sohle ebnen Fußes bis tief ins Innere des Gebirges führen. Den Pyrenäen wie dem Kaukasus fehlen überhaupt die größeren, zumal die longitudinalen Thäler. Im Himalaya (wenigstens in den uns genauer bekannten, höchsten Theilen desselben) ist mit den zu Riesenhöhe emporgestiegenen Gipfeln auch der unterste Felsengrund der Thalklüfte, wo sich die Thalwände berühren, an den Tag herausgehoben, über das Niveau der umliegenden Ebene, so daß ausgleichende Schuttanhäufungen nicht mehr haften. Dagegen ist das scandinavische Gebirge so tief eingesenkt, daß die See in seine großen Thäler fast bis zu ihrem Hintergrunde eindringt. Die Hochthäler der Andes sind Längenthäler, aber von ganz anderer Art als die alpinischen, nicht der Ebene gleich, sondern hoch über sie in eine ganz andere Luftregion erhoben, so hoch fast wie die höchsten Alpengipfel. Wilde, steile Felsenschluchten führen den Wanderer wie die Gewässer hinab. Eben so hoch liegen die Tafelflächen auf der Nordseite des Himalaya. Keines dieser Gebirge hat ferner Seen in den Thalmündungen, den alpinischen ähnlich. Der Titicaca, die Seen von Tibet sind Plateau-Seen. Die Pässe sind in den Alpen verhältnißmäßig am bequemsten und zahlreichsten.

Im europäischen Klima scheint die eigenthümliche Gestaltung der Alpen die wohnlichste, menschlichem Leben und Treiben am meisten zusagende. Zwischen den Wendekreisen würden Hitze und böse Luft ihre niedrigen, dem Luftzug verschlossenen Thalgründe fast unbewohnbar machen. Dagegen würden unter 46° N. B. die Hochflächen von Tibet und Peru unnahbare Eiswüsten sein.

79. Vorläufige Vorstellung von der allgemeinen Geographie.

(*J. G. Kohl*, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche [1841] S. 1 — 4.)

Wir sehen auf der Oberfläche die Erde die menschliche Bevölkerung sehr ungleich vertheilt. In einigen Gegenden häuft sie sich bedeutend, in anderen erscheint sie sehr spärlich. An einigen Stellen zeigen sich die Städte und andere Ansiedelungen sehr zahlreich, an andern wiederum sah die Geschichte nie Städte erscheinen. Ja an einigen Puncten blühten immer von Neuem wieder Städte auf, so oft sie zerstört wurden, während an anderen Puncten die auf ihnen gegründeten Colonien nicht gediehen, keine große Bevölkerung in ihren Mauern sammelten und bald wieder selbst ohne äußeren Anlaß verfielen.

Die Ursachen aller dieser Erscheinungen sind

sehr complicirte, theils moralische oder politische, theils physikalische. — Die moralischen oder politischen Ursachen der verschiedenen Dichtigkeit der Bevölkerung sind in dem Culturzustande und besonders in der politischen Verfassung der Bewohner der verschiedenen Erdstriche begründet. Jägervölker brauchen größere Räume als Nomaden, diese größere als Ackerbauer, und diese wiederum größere als manufacturirende Nationen. In einer wohlgeordneten Staats- oder Stadtcommune befindet sich die Bevölkerung wohler und vermehrt sich daher bedeutender als in einer anarchischen. Auch sind viele verschiedene Sitten der Völker als einflußreiche Ursachen der mehr und minder großen Dichtigkeit der Bevölkerung zu betrachten. Insbesondere wirken auch die Privilegien und Begünstigungen, welche manchen Städten zuweilen ertheilt werden, theils vortheilhaft auf die Zusammenhäufung einer großen Bevölkerung in ihren Mauern, theils nachtheilig auf andere nicht mit solchen Privilegien versehene Ansiedelungen. Ja selbst die einmal begründete Gewohnheit der Menschen, an einem gewissen Orte zu verkehren und sich anzusiedeln, wirkt zu Gunsten eines Ortes, der sonst vielleicht durch andere Umstände gar nicht begünstigt erschiene.

Die physikalischen Ursachen der Concentrirung der Bevölkerung an gewissen Erdflecken sind zweifach:

- theils sind es solche, die von dem mehr oder minder großen Productenreichthume des Bodens,
- theils solche, die von der Gestaltung der Erdoberfläche abhängen.

Der Productenreichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens sind in einigen Gegenden so groß, daß es einer bedeutenden Bevölkerung leicht wird, sich darauf zu nähren, in anderen aber so unbedeutend, daß die menschlichen Ansiedelungen sehr spärlich erscheinen; ja in noch anderen ist die Productivität so völlig null, daß alle Ansiedelung unmöglich wird. Die Deltas mancher Flüsse, die Wüsten, die Felder ewigen Schnees und Eises geben Belege dazu.

Die Gestaltung der Erdoberfläche, d. h. die Art der Um- und Abgrenzung des Festlandes mit dem Flüssigen, der Gebirge mit den Ebenen und aller der anderen Terrainverschiedenheiten unter einander, bewirkt insofern eine Condensirung der Bevölkerung an gewissen Puncten, als sie dem menschlichen Verkehre hier und da entweder Vorschub leistet oder ihm hindernd in den Weg tritt.

Es kann sein, daß die verschiedenen politischen und physikalischen Ursachen alle auf gleich starke Weise belebend auf einen Erdoberflächenpunct hinwirken, so daß also derselbe Punct sowohl durch seine Fruchtbarkeit, als durch die Gestaltung der Umgegend, als auch endlich durch seine politischen Verhältnisse als ein begünstigter erscheint.

Es kann aber auch sein, daß hie und da nur die eine oder die andere jener Ursachen eintritt, während die übrigen Begünstigungen fehlen. Politische Willkür, gegebene Privilegien, der Wille des Regenten u. s. w. können z. B. an einem völlig unfruchtbaren und auch von der Terrainformation gar nicht begünstigten Platze die Bevölkerung einer großen Stadt künstlich zusammenhalten. Oder es kann geschehen, daß auf einem sehr unproductiven Orte, der aber wegen der Gestaltung des Bodens für den Verkehr sehr gelegen ist, wie z. B. auf einem sandigen, wüsten Isthmus, eine Menge von Menschen zusammengeführt wird.

Im letzteren Falle, wo nicht alle begünstigenden Umstände zusammenfallen, wird aber doch immer der wirklich eintreffende auch die übrigen herbeizuführen streben. Es wird also z. B. eine große Bevölkerung, wenn sie an einem Erdflecke durch politische Willkür zusammengehalten wird, streben, auch diesen Erdfleck fruchtbarer zu machen, als er von Natur ist, und eben so durch Chausseen, Canäle u. s. w. auch für den Verkehr eine günstige Terrainbeschaffenheit zu bewerkstelligen. Umgekehrt wird ein von der Natur begünstigter Ort, der anfangs noch ohne Privilegien der Staatsgewalt ist, diese doch mit der Zeit zwingen, ihm solche zu ertheilen, oder wenn Cultur und Staat noch gar nicht da waren, so wird er eben solche ins Leben treten lassen. Da die Natur für die Dauer immer stärker ist als der Mensch, so kann man im Ganzen gewiß annehmen, daß allerdings zuweilen lange Zeit hindurch die Bevölkerung auf unnatürliche Weise condensirt erscheinen kann, am Ende aber doch die Politik der Natur nachgeben muß, und daß im Laufe der Jahrhunderte sich gewöhnlich die von Natur bevorzugten Orte auch politisch privilegirt zeigen werden. Da ferner auch von den physikalischen Ursachen sich im Ganzen Fruchtbarkeit weit leichter geben läßt als vortheilhaftes Relief und Configuration des Bodens, indem es in der Regel viel eher möglich ist, eine Wüste in Fruchtland zu verwandeln, als z. B. ein Gebirge zu ebnen, ein Thal oder einen Fluß zu schaffen, oder gar einen Meerbusen herbeizuführen, so zeigt sich denn, daß von allen verschiedenen Ursachen

der Condensirung der Bevölkerung die Bodengestaltung die allerwichtigste ist.

Wir haben schon mehrere Schriften und Abhandlungen, in welchen von den politischen Einflüssen und denjenigen der Bodenfruchtbarkeit auf die Dichtigkeit der Bevölkerung die Rede ist. Wir besitzen aber noch kein Werk, welches die Einwirkungen der Bodengestaltung vollständig zu entwickeln und zu beurtheilen sich zum Zweck genommen hätte.

Allerdings gibt es fast kein geographisches oder reisebeschreibendes Werk, in dem nicht bei Erwähnung dieser oder jener Stadt häufig von ihrer günstigen oder ungünstigen geographischen Lage in Bezug auf Handel, Verkehr und Anhäufung der Bevölkerung gesprochen würde. Gewöhnlich geht man indeß nicht tiefer auf die Untersuchung der Ursachen dieser Gunst oder Ungunst ein.

Auch in den historischen Werken geschieht oft der natürlichen Grenzen der Völker, oder dieser und jener Stelle der Erdoberfläche Erwähnung, als einer solchen, die durch ihre Lage zu einem besonderen Lebens- und Verkehrscentrum der Menschen berufen sei. Allein allgemeine Principien über die Bedingungen zu einer solchen Lage hat noch kein Historiker gegeben.

Es ist die Erscheinung des Mangels einer solchen Untersuchung um so auffallender, je wichtiger dieselbe für die Wissenschaften und namentlich für Geschichtskunde, Geographie, Statistik und Staatswissenschaft ist, und je praktischer diese Frage überall ins Leben der Menschen, Völker und Staaten eingreift.

Sicherlich, wenn es überhaupt gewisse, von der Natur als die bequemsten Brennpuncte des Verkehrs und die günstigsten Ansiedelungsplätze der Bevölkerung bezeichnete Erdflecke gibt, und wenn deren Nachweisung und Auffindung nach gewissen allgemeinen Principien möglich ist, muß es für den Staatsmann und Politiker von großer Wichtigkeit sein, diese Principien zu kennen, damit er mit politischem Zwange die natürliche Entwickelung dieses oder jenes Ortes nicht hemme. Eben so muß bei Begründung neuer Städte auf jene Wahrheiten Rücksicht genommen werden, da es sich mit ihrer Hülfe oft mathematisch genau bestimmen läßt, an welchem Puncte für eine neue Colonie eine glänzende Zukunft zu erwarten sei, an welchem nicht.

Der Geograph, der Ethnograph und der Historiker können die Resultate dieser Untersuchung am wenigsten entbehren, da sie ebenso die Grundlage ihrer ganzen Wissenschaft bildet, wie die Erdoberfläche selber die Basis und Bühne des Völkerlebens und der geschichtlichen Entwickelungen ist.

80. Wirkung der Erhebung des Bodens.

(Dasselbe Buch S. 533—535.)

Auch die Erhebung des Bodens ist von großer Bedeutung. Wir sprechen hier nicht von dem Erheben in reinere Lüfte (dies ist ein mittelbarer Einfluß), sondern bloß von dem unmittelbaren Einflusse der Bodenerhebung als solcher. Dahin gehört, daß das mühselige Steigen die Menschen stärkt und ihr Talent in Besteigung der Berge besonders übt. Dies Talent nun haben die Ebenenbewohner nicht. Sowohl der Mangel desselben in den Ebenen, als sein Vorhandensein in den Bergen befördert den Verkehr der Ebene und des Gebirges an den Grenzen, in denen sie zusammenstoßen. Diese Gewandtheit der Bergbewohner in Benutzung der Vortheile der durch sie bewohnten Oberflächengestaltung, sowohl beim friedlichen Hinüberschaffen der Waaren, als beim feindlichen Fliehen in dieselben und beim Vertheidigen derselben, trägt daher zur Unabhängigkeit der Gebirgsländer von der Ebene und zu der Freiheit, die man in den Bergen findet, bei. Schon deswegen schälen sich die Berge und Gebirge in der Regel auch als eigene politische Gesammtheiten aus der Ebene heraus und treten daher auch als solche einflußreich für den Verkehr auf.

Hierzu kommt, daß die Berge durch die vielen kleinen Abtheilungen, die sie bilden, die vielen eng eingeschlossenen Thäler, Schluchten u. s. w. eine außerordentlich geringe Einheit der gesammten politischen Gesellschaft veranlassen. Sie führen vielmehr eine große Zerschnittenheit der Volksmasse und des Volkscharakters herbei, so daß fast jedes Thal einen anderen Charakter hat und daß sich das Ganze in viele verschiedenartige Stämme und Clans zertheilt, wie z. B. in Schottland und in der Schweiz. Jedes Gebirgsthal ist unter anderen

klimatischen und unter anderen Bodeneinflüssen gelegen, weshalb sich fast in jedem Thale andere Sitten und andere Charaktere zeigen. Daher denn auch die großen Schwierigkeiten des Gebirgsverkehrs nicht bloß des coupirten und zerschnittenen Terrains, sondern auch des coupirten Volkscharakters wegen.

Die Ebene ist darin ganz anders. Wie sich die Wasserfluthen in ihr ausgleichen und, sie überschwemmend, große Meere bilden, während in den Bergen das Wasser sich in kleine Bassins abtheilt, so fluthet auch der Volkscharakter in der Ebene hin und her, gleicht sich aus, theilt sich mit und bildet große einige Massen. Es läßt sich diese politische und moralische Einheit der Volksmassen fast in jedem ebenen Lande beobachten. Die Ebenen sind daher zur Eroberung, sowie die Berge zur Vertheidigung auch weit geeigneter, und fast jedes Land hat in der Ebene seinen politischen Kern, in dessen Mitte sich sein Hauptsitz befindet, in der sich die Gesellschaft mehr ausgebildet hat, und in der die zusammenhängende Masse der Bürger einiger und compacter geworden ist. So ist es mit der Ebene von Madrid in Spanien, mit der um Paris in Frankreich, mit der um Berlin in Preußen, mit der um Rom in Italien, mit der um Pesth und Ofen in Ungarn, mit der von Prag in Böhmen, mit der von Brünn in Mähren, mit der von Stockholm in Schweden, mit der von München in Baiern, mit der von Moskau in Rußland. Aus der Mitte aller dieser Ebenen stiegen die vereinigten politischen Mächte gegen die Berge an.

Die Ebene ist daher nicht nur unmittelbar dadurch, daß die Wagen über ihr applanirtes Terrain leichter dahin laufen, sondern auch dadurch, daß die applanirten geistigen Massen größer und geebneter sind und ein leichteres Durchdringen gestatten, zum Verkehre geeigneter. Dies bringt also einen moralischen Gegensatz zwischen Ebene und Gebirge hervor, der den physischen Contrast dieser beiden Oberflächenformen noch stärkt und mehrt.

DRITTE ABTHEILUNG.

Concrete ethische Wissenschaften.

I. Die Wissenschaft vom Naturstande der Menschheit.

A. Anthropologie.

81. Verschiedene Ansichten über den Ursprung des Menschen.

(*H. Hauff*, Skizzen I. [1840] S. 199—212.)

Des Menschen eigentlichstes Studium ist der Mensch. Er wird nicht müde, seine geistigen Vermögen zu spalten, zu vergleichen, sie auf die Welt der Erscheinungen und die letzte Ursache derselben zu beziehen, und er ist am Ende dahin gelangt, sich als das Auge der Schöpfung zu begreifen, durch das der Schöpfer sein eigenes Werk betrachte. In der Körperlichkeit hat er seinen Zusammenhang mit der Natur und zunächst mit der Thierwelt vielseitig erforscht, und die Kluft, welche ihn von der letzteren trennt, wenn auch nicht mathematisch ausgemessen, doch geschätzt. Es ist ihm klar geworden, daß eigenthümliche Körpervorzüge jener inneren Kraft entsprechen, die ihm erlaubt, sich über das Gebiet des Sinnlichen zu erheben, und daß er dasselbe aussagt, ob er sich mit Linné als *Homo sapiens*, oder mit Blumenbach als *Homo inermis* ins Buch der Natur einzeichnet. Er sieht sich an der Spitze der Lebendigen als ein freies, von den Gesetzen der Natur und seinem Gewissen beschränktes Wesen und arbeitet unter Angst und Entzücken an der Lösung des Räthsels, woher er kommt und wohin er geht.

Für immer sind aus der Wissenschaft die Träume verschwunden, welche den Menschen den ursprünglichen vierfüßigen Gang verlernen ließen und frevelhaft einen Affen in seine Stammtafel schrieben. Sie hat die körperliche und geistige Natur des Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen und für die Kenntniß wenigstens der körperlichen Seite eine großartige, feste Grundlage

gewonnen. Die Naturgeschichte des Menschen als wachsendes, blühendes, strebendes, absterbendes Individuum, als männliches und weibliches, als gesundes und krankes, ist ein wohlgeordnetes Fachwerk, in das die Folgezeit nur ihre Errungenschaft einzutragen hat. Aber nicht eben so verhält es sich mit der Geschichte des Geschlechts, der Gattung. Von der Frage nach dem Ursprunge der Menschheit, die mit dem Räthsel alles Seins zusammenfällt, kann keine Rede sein, sondern nur davon, wie sich die natürliche, angeborene, unverwischbare Verschiedenheit des Menschengeschlechts, die sogenannte Racenverschiedenheit, in einer Zeit, zu welcher keine Geschichte hinaufreicht, gebildet hat. Ueber diese Vergangenheit des Menschen sind Naturforscher und Philosophen um nichts gewisser und noch ungleich getheilter, als über seine Zukunft.

Eine frühere Philosophie beruhigte sich meist bei der mosaischen Erzählung. Nur die Freigeisterei wagte hin und wieder daran zu rütteln, wie denn z. B. der freche Theophrastus Paracelsus nach der Entdeckung von Amerika, zum Skandal seiner Zeitgenossen, meinte, es müsse neben dem asiatischen auch einen amerikanischen Adam gegeben haben. Aber selbst, nachdem man lange angefangen hatte, jene Urkunde nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und in ihr die älteste Philosophie der Geschichte auf westasiatischem Standpunct zu erkennen, ließ die Skepsis den weißen Uradam unangefochten; ja noch Blumenbach, der es zuerst versuchte, die Varietäten des Menschengeschlechts eigentlich wissenschaftlich zu ordnen und zu erklären, wagte es nicht recht, das Problem der Racenbildung keck und am entscheidenden Puncte ins Auge zu fassen. Noch wirkte die Scheu, an eine Urkunde zu tasten, welche einmal traditionell in einen, freilich keineswegs nothwendigen Zusammenhang mit dem christlichen Dogma gebracht war.

Man überzeugte sich bald, daß jede mögliche Geschichtsforschung die Hauptformen, in welche die Menschheit sichtbar zerfällt, überall schon vorfindet; man mußte sich gestehen, daß diese verschiedenen Typen etwas durchaus Unveränderliches haben, und aus den Einflüssen des Klimas, wie es gegenwärtig auf Erden herrscht, schlechthin unerklärlich sind; man ignorirte aber die sich aufdrängenden Consequenzen oder fand Mittel, sie dialektisch zu umgehen, wenn man nicht gar den ganzen Proceß im Namen der Majestät des Menschen mit einem Machtspruch niederschlug.

Nachdem einmal auf Linnés Anstoß die Organismen systematisch geordnet waren und die Begriffe der Gattung (Art, *species*), des Geschlechts (*genus*) und der natürlichen Familie sich feststellten, mußte sich dem Naturforscher ein Gedanke aufdringen, der nach der Analogie der Thierwelt das Problem wenigstens auf empirischem Standpunct zu lösen schien: sollte es nicht verschiedene ursprünglich geschiedene Arten (*species*) von Menschen geben, die zusammen das Menschengeschlecht als Genus bilden, etwa wie wir die Arten des Haushundes, des Wolfes, Fuchses, des Schakals im Hundegeschlecht vereinigt sehen? Diese Frage glaubte die Humanität mit Unwillen abweisen zu müssen, obgleich die empirische Wissenschaft in bedenkliches Gedränge kam, wenn sie die körperliche Einheit des Menschengeschlechts, oder, was am Ende dasselbe ist, die Abstammung von Einem Paare oder doch von einem Urtypus völlig mit den Momenten vereinigen wollte, welche nach ihren eigenen Grundsätzen in der Thierwelt Geschlechter und Arten oder Gattungen constituiren. Man zerschnitt den Knoten, man verneinte diese demüthigende Analogie mit dem Thiere geradezu und nahm für den Menschen ein Ausnahmsrecht sowohl in Hinsicht seines Ursprungs als seiner Verbreitung in Anspruch.

Diejenigen, welche nach einer Alles verheerenden Fluth mit dem Menschen auch die ganze Thierwelt der jetzigen Erde aus Noahs Kasten hervorgehen ließen, und Chams verfluchten Sohn im Sturm unter die Tropen jagten, konnten freilich bald nicht mehr zum Worte kommen. In Deutschland sprachen selbst Theologen der Bibel die Autorität in Sachen der Wissenschaft ab; so Pott in seiner Schrift: Moses und David keine Geologen (1799). Nur in England klebt noch ein Theil der Naturforscher hartnäckig am Buchstaben der Schrift, was wohl daher rührt, daß so viele Lehrer der Naturgeschichte Geistliche der bischöflichen Kirche sind. Deutsche Naturphilosophie und Mystik weiß trefflich den Text der Genesis und den Hergang der Sündfluth mit ihren Spiegeleien in Einklang zu bringen; aber jene Engländer suchen den Einklang im allerbeschränktesten Wortverstande. So führte vor Kurzem noch Kirby, der bekannte Entomolog, selbst die Thiere Amerikas und Neuhollands aus der Arche; um den Consequenzen zu entgehen, zu welchen die fossilen Reste untergegangener Schöpfungen drängten, nahm er an, die in den Flötzen begrabenen Ungeheuer seien in der Sündfluth umgekommen, ihre Geschlechter leben aber noch in unterirdischen Meeresräumen, und der räthselhafte Proteus, der nur im Wasser tiefer Höhlen lebt,

ist nach ihm der Vorposten einer unterirdischen wimmelnden Thierwelt. Buckland, der berühmte Geolog und Verfasser der *Reliquiae diluvianae*, glaubte sich in einem noch neueren Werke standhaft verantworten zu müssen, weil er es gewagt, mehr dem Geist als dem Buchstaben der mosaischen Urkunde zu folgen.

Die Forschung erkannte endlich in den eigenthümlichen Pflanzen und Thieren der verschiedenen Himmelsstriche wahre Autochthonen, ursprüngliche, den verschiedenen Klimaten eingebildete Formen; aber die Einheit des Menschengeschlechts glaubte man, und zwar mit Recht, um keinen Preis aufgeben zu dürfen; und so giengen fortwährend die meisten Versuche, die Abschattungen der Menschheit zu erklären, unter dem Einflusse der biblischen Tradition, von drei Grundsätzen aus: Die Menschheit hat sich von Einem Fleck, und namentlich von einem gesegneten Landstrich Asiens aus, wandernd über die ganze Erde verbreitet; — die Verbreitung begann erst, nachdem die Festländer aus dem Kampf der Elemente, nach Profil und Umriß, in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangen waren, oder schon — was am Ende auf Eins hinausläuft — als die Wasser nach der letzten allgemeinen Umwälzung angefangen hatten, sich vom vermeintlichen höchsten Lande der Erde, vom Erdrücken Asiens, zurückzuziehen; — endlich, im sogenannten kaukasischen Stamme, hat sich der mit allen Keimen herrlich ausgestattete Urstamm erhalten, während alle andern Formen des Geschlechts hier leisere Verbildungen, dort wilde Verzerrungen desselben sind. — Nur diesen letzten Satz gaben neuere Anthropologen hie und da auf: sie nehmen an, die Menschheit sei ursprünglich noch nicht in so festen Zügen ausgeprägt gewesen, wie jetzt, und die gegenwärtigen Racen werden sich dem Urstamm nur mehr oder weniger nähern.

Die Erklärer führten den wunderlichen Zögling der Elohim aus dem Paradiese auf unbegreiflichen Wegen über die weite Erde. Die Vorsicht Gottes ebnete wunderbar die Pfade vor den Schritten der jugendlichen Geschlechter, aber nicht lange, so warf sie sein Zorn hier unter das Eis des Pols, dort unter den sengenden Strahl der Sonne, und gab es zu, daß sie in einer übermächtigen Natur abfielen von jenem Urgeschlecht, das aus dem warmen Neste am Weltrücken Asiens mit unbezwinglicher Wanderlust ausgeflogen war. In der Wirklichkeit ist der Neger der Sklave des Weißen; aber die Philosophie wahrt ihm ausdrücklich, als einem Glied der einigen Menschenfamilie, Perfectibilität und Antheil an der Erlösung. Die Humanität des Europäers, und wohl noch mehr das geheime Grauen vor der irdischen, thierischen Wurzel seines Geschlechts, erkennt den rothen Amerikaner als Milchbruder; aber sein Stolz vermag einmal die Stammverschiedenheiten der Menschheit nach Farbe und tiefgreifender Körperbildung nur als Abfall von seinem eigenen erhabenen Urbilde zu begreifen, und der aus Gotteshand rein hervorgegangene weiße Urstrahl soll sich durchaus in der farbigen Menschheit verschiedentlich gebrochen und getrübt haben.

Die unbefangene Naturforschung erblickt in den erwähnten drei Sätzen Voraussetzungen, die durch nichts erwiesen sind, während die sonstige Naturbeobachtung vielfach dagegen streitet. Diese Ansicht stößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten und verwickelt sich in unzählige Widersprüche, wenn es sich davon handelt, die geistigen und körperlichen Charaktere der Racen sammt ihrer geographischen Vertheilung zu erklären. Nichts desto weniger blieben die gewöhnlichen Anthropologen fortwährend dabei stehen. Nur rückten sie das Paradies in halb Asien herum, bald mehr nach Ost, bald mehr nach West, weiter am Gebirg aufwärts oder gegen den Meeresstrand hinab; der eine dachte sich den Urstamm so, der andere anders, und die Marschroute der sich fächerförmig verbreitenden Menschheit war nun zwar sehr einfach — sie hatte eben das Land zu füllen, wie es vorlag —, aber auch höchst unbegreiflich. Es handelte sich von einem Vorgang, der weit jenseits aller Erinnerung des Geschlechts liegt; von Menschengeschichte konnte also dabei gar nicht die Rede sein, und die Phantasie der Bevölkerer der Erde hätte leichtes Spiel gehabt, wenn nicht die Naturgeschichte fast bei jedem ihrer Sätze ein Veto einlegte. Dadurch geriethen die Erklärungsversuche mit den unabweislichen Resultaten der Naturforschung und unter einander selbst in Conflict. Wir haben aber unter uns eine Zauberin, die sich auf ihren Seherfittigen so hoch erhebt, daß ihr alle Schwierigkeiten in der Vogelperspective verschwinden. Die Mystik, welche das mächtige Complement unsers beschränkten Wissens geradezu divinirt, weiß auf jedem Standpunct der Wissenschaft die Offenbarung, oder was sie so heißt, mit den Resultaten der Forschung zu versöhnen, und so hat die deutsche Philosophie einen Versuch (von Steffens) aufzuweisen, die Racenbildung aus der verlorenen Unschuld und der Erbsünde zu erklären.

Wenn solche Mystik die Spitze der bisher besprochenen gewöhnlichen Vorstellungsweise bildet, so erscheint als der andere, der negative Pol, die

extreme Ansicht der rein empirischen Naturforscher, welche das Problem zoologisch auffassen. Der Schöpfer, sagen sie, kann den Menschen unmöglich in eine Welt gesetzt haben, in der er nur durch Ausnahmen von den allgemein für diese Welt gegebenen Gesetzen zu erhalten und zu verbreiten gewesen wäre. Sie verweisen aus der Wissenschaft alle Wunderanstalten, welche man zur Erklärung der Verbreitung des Geschlechts ins Spiel bringen möchte, und behaupten, diese müsse mit der Verbreitung der übrigen Organismen, der Pflanzen und Thiere, wenigstens commensurabel sein. Mehrere, unter denen vorzüglich Rudolphi zu nennen, haben es nun geradezu ausgesprochen: wenn das, was uns überall in der Naturgeschichte leitet, wie billig, auch auf den Menschen volle Anwendung findet, so können wir nicht umhin, mehrere Arten, *Species*, des Geschlechtes anzunehmen, seien es nun drei oder vier oder fünf. — Es sei kein Grund denkbar, warum die Einflüsse, welche am einen Erdfleck zum Mysterium der Menschenbildung zusammenwirkten, nicht auch an einem andern oder mehreren andern zu analogen, aber specifisch unter einander verschiedenen, für die klimatischen Verschiedenheiten der Geburtsstätten charakteristischen Gebilden zusammengetreten sein sollten. Wie die Wissenschaft nicht daran zweifelt, daß die eigenthümlichen Thiere der verschiedenen Landstriche diesen ursprünglich eingebildet sind, so seien gewiß auch die eigenthümlichen Typen, in welche die Menschheit nach der Beobachtung aller Zeiten zerfällt, rein autochthonisch, und diese Typen seien im Lauf der Geschichte hier mittelst Vermischung an den Rändern der Gebiete, dort mittelst Durchdringung zum bunten Völkergemälde der Jetztzeit zusammengeflossen.

Diese Ansicht ist nach unserer Ueberzeugung auf dem beschränkten Standpuncte einer Forschung, welche die Naturkörper nimmt, wie sie gebildet vorliegen, ganz consequent. Sie verletzt aber den Stolz des Menschen, indem sie ihn in einem Punkte, der ihm mit seiner ganzen geistigen Natur wesentlich verknüpft scheint, dem Thiere assimilirt; doch noch mehr, sie widerspricht dem dem Geschlecht eingebornen Gefühl seiner Einheit, und ihr letztes Wort ist ein gellender Mißton. Sie setzt übrigens bei ihrem Raisonnement die Erde nach Profil und Umriß der Continente und nach klimatischen Verhältnissen ungefähr voraus, wie sie am jetzigen Welttag ist. Dasselbe thut die Ansicht, welche den Menschen von einem Punkte aus über die Erde verbreitet, und zwar aus folgenden allgemeinen Gründen.

Die verschiedenartigen, übereinander geschichteten Erdgebilde, aus denen die Gebirge und die Erdrinde überhaupt größtentheils bestehen, würden uns an sich über einen frühern Zustand der Erdoberfläche so gut als nichts aussagen, wenn sich nicht in den Schichten aller Orten Reste von Organismen erhalten hätten, deren Gleichen meistens jetzt nicht mehr lebend gefunden werden. Ohne diese authentischen Geburts- und Todtenscheine zahlloser, dahingeschwundener Geschlechter lebender Wesen hätte man schwerlich je an aufeinander folgende Epochen in der Erdbildung denken können. Sie allein geben uns die Gewißheit, daß auf Erden im unendlichen Ablauf der Zeit alles anders geworden ist, weil sie nothwendig einst an der Oberfläche der Erde gelebt haben müssen, ehe sie in die Tiefen begraben wurden, aus denen wir sie jetzt erheben.

Wie die Geschichte dieser fossilen Organismen uns gegenwärtig vorliegt, erscheint dem menschlichen Verstande der Gedanke der schaffenden Natur im Allgemeinen dieser: Sie bevölkerte das erste, fast uferlose Meer des Erdballs mit Zoophyten, mit Schaal- und Weichthieren, bald auch mit Fischen; sie rief, je mehr sich, sei es durch welchen Proceß, Land über das Wasser erhob, immer höhere, dem Ideal der menschlichen Bildung näher rückende Organismen ins Dasein. Sie fesselte noch die ersten Thiere, welche sich mit vier vollkommenen Gliedmaßen auf dem Boden bewegten, die Reptilien, mit der Hälfte ihres Lebensprocesses an das noch immer überwiegende Element des Wassers, bis sie endlich Thiere mit doppeltem Herzen und warmem Blute aus ihrer Hand entließ, vollkommene Luftthiere, in deren Bau der Mensch das ganze Schema seiner eigenen Körperlichkeit reproducirt und nur nach den Lebensbedingungen der verschiedenen Thiergeschlechter geistreich modificirt findet. — Dabei zwingt uns die Beschaffenheit der in der Erde begrabenen Thier- und Pflanzenreste zum Schluß, daß einst die allgemeinen klimatischen Verhältnisse der Erde ganz andere waren, daß sich das Klima nicht von jeher so, wie jetzt, von den Polen gegen den Aequator abgestuft hat, daß die jetzigen gemäßigten und kalten Landstriche in einer Urzeit einer Temperatur genossen, wie jetzt selbst die Tropen nicht mehr.

Der Mensch, die Krone der Lebendigen, begreift sich als das letzte, jüngstgeschaffene Glied in der Reihe derselben, und den Act seiner Schöpfung als denjenigen, nach welchem der Schöpfer »am siebenten Tag ausgeruht von allen seinen Werken.« Dies zugegeben, könnte den-

noch seit seinem Auftreten auf Erden eine unendlich lange Zeit verflossen sein; denn das Geschlecht, dem beim Rückwärtsblicken in seiner Geschichte schon nach dreissig Jahrhunderten alle Umrisse verschwimmen, hat zur Messung geologischer Zeit nicht den geringsten Anhaltspunkt. Mehreres wirkte aber zusammen, daß in der gemeinen Vorstellung das Alter der Menschheit nicht so sehr hoch hinaufgerückt wurde: einmal wieder der Einfluß der mosaischen Tradition, dann aber besonders der Umstand, daß dieselbe Wissenschaft, welche die Grüfte der untergegangenen Thiergeschlechter erschlossen und ihre Skelette wieder aufgebaut, unter und neben ihnen, in den sogenannten tertiären Gebilden, nie und nirgends Menschenknochen gefunden haben wollte. Immerhin waren hin und wieder dergleichen Spuren des Menschen unter sehr auffallenden Verhältnissen entdeckt worden; aber die Art, wie die Wissenschaft darüber debattirte und häufig zu keiner Entscheidung kam, bewies, daß gerade in den oberflächlichsten, für die Geschichte der gegenwärtigen organischen und unorganischen Natur wichtigsten Erdschichten unserem ordnenden Verstand die größte Verwirrung begegnet.

Unter diesen Einflüssen bildete sich in den Köpfen die Vorstellung, als ob in der Geburtsstunde des Geschlechts das Verhältniß zwischen Wasser und Land wenigstens im Großen dasselbe gewesen sein müßte, wie jetzt. Zwar fehlte es nicht an Historiographen der Urzeit der Menschheit, welche in ihrer Phantasie hier Continente plötzlich versinken, dort emporsteigen ließen; die meisten aber ängstigten das jugendliche Geschlecht nur durch partielle Fluthen, Ausbrüche aufgestauter Wasser, Erdbeben und andere Nachwehen der furchtbaren Geburtsarbeit der Natur. Fast alle setzten indessen stillschweigend voraus, daß sich seit dem Auftreten des Menschen das irdische Klima nicht wesentlich verändert habe. — Nach aller, von Allen anerkannten Erfahrung ist jetzt alle Veränderung der Menschengestalt durch Klima und Lebensart in enge, unübersteigliche Grenzen eingeschlossen; die früheste Geschichte findet die Racen vor, wie sie noch bestehen; der von der Race, von der specifischen Menschenform aufgedrückte Charakter ist jetzt durch Veränderung des Wohnorts, des Klimas, der Lebensweise lediglich nicht zu verwischen, und nur durch Kreuzung mit einem andern Typus, durch Bastardzeugung, umzuwandeln. Unter diesen Umständen und unter jenen Voraussetzungen ist für die rein zoologische Betrachtungsweise, welche Alles nimmt, wie es ist und nach dem Proceß der Bildung, nach der Genesis nicht fragt, die einstige Einheit des Geschlechts nothwendig eine Thorheit und Unmöglichkeit; dagegen bleibt in der Verbreitungstheorie von Einem Punkte aus die Vielheit des Geschlechts, wie sie in der Gegenwart erscheint, eben so nothwendig ein Unfaßliches und Unerklärliches. Beide Ansichten sind unter den genannten Voraussetzungen ewig unvereinbar.

Nach unserer Ueberzeugung wird die Vielartigkeit des Menschengeschlechts nur dadurch, nicht erklärt, aber doch begreiflicher gemacht, daß man es einem Naturgesetze unterwirft, das die ganze organische Welt zu beherrschen scheint, daß man es zerfallen läßt, wie Allem nach die ganze Thierwelt zerfallen ist. Dann muß man freilich die Existenz des Menschen in der Zeit bedeutend hinaufrücken, und die Geologie bekommt die Aufgabe, im Chaos der tertiären Gebilde nach seiner Wurzel zu graben.

Gerade umgekehrt, wie bei menschlicher Diplomatik, sind in den Archiven der Erde just diejenigen Urkunden, deren Datum sich der Jetztzeit nähert, am unleserlichsten und verworrensten. Meeres- und Süßwasserbildungen liegen in bunter Reihe übereinander; die in ihnen eingeschlossenen Fossilien aller Art zeigen die mannichfaltigsten, abweichendsten Verhältnisse, einerseits zwischen ausgestorbenen und jetzt überhaupt noch existirenden Thiergattungen, andrerseits zwischen solchen, die jetzt noch im Striche des Fundortes, und solchen, die jetzt nur noch weit gegen Süd oder Nord leben. Auf unzähligen Blättern geschieht hier der plebejischen Geschlechter Elephant, Nashorn, Hirsch, Pferd, Bär, Katze, Hund, Hyäne u. s. w. Erwähnung, und daß hie und da auch das fürstliche Geschlecht der Schöpfung wenigstens zweifelhafte Spuren hinterlassen hat, vermag Niemand zu leugnen. Unendlich ist die Mühe, diese Urkundenblätter zu ordnen und zu paginiren; kaum hat man damit begonnen, und noch dazu die Archive erst auf sehr wenigen Puncten der Erde erbrochen. So ist es kein Wunder, wenn das Wenige, was auf die Existenz des Menschen deutet, keinen Sinn gibt und nichts beweist. Doch die Geologie hat einmal eine feste Grundlage gewonnen; sie allein kann das Problem, das uns beschäftigt, dem Verständniß näher bringen, sie allein kann es ausmachen, wie weit die Dynastie des Menschen in der Geschichte der Erde hinaufreicht, und damit ist ihr die erhabenste, freilich eine unendliche Aufgabe gestellt.

82. Gegenstand der Anthropologie ist der Naturmensch.

(*Franz Vorländer*, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele [1841] S. 62—64; 109—110.)

Wir haben die Entwickelung des Geistes als fortgesetztes Erzeugen und folglich als wirkliche Metamorphose des Subjects bezeichnet, d. h. das Individuum durchläuft in seiner Entwickelung sehr verschiedene Offenbarungs-Zustände, welche, unter sich verglichen, das Einzelwesen als ein ganz verschiedenes erscheinen lassen. Da es indeß dieselbe Persönlichkeit ist, welche von Moment zu Moment diese Metamorphose im Einzelnen hervorbringt, so weiß sich auch das Subject als dasselbe Individuum und so scheint es nun auch, als ob natürliche Sonderungen in diesem allmäligen Uebergang von einem Moment zum andern kaum gemacht werden könnten. Allein einestheils geht die Entwickelung nicht so einfach progressiv von einem Zeitmoment zum andern fort; was von der Entwickelung des Thieres Valentin bemerkt: (Handbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen, S. 596) »daß der Gang der Entwickelung für die Beobachtung undulirend, bald vor-, bald rückwärts schreitend erscheine,« daß »Organe und Organtheile in dem Laufe ihrer Entwickelung bald sich innerlich, wie äußerlich bedeutend ausbilden, um in der Folgezeit wiederum von ihrer Mannigfaltigkeit von Eigenschaften zu verlieren« — eben dies gilt von der geistigen Entwickelung. Sowohl im Leben der Individuen wie der Völker sehen wir Perioden, wo die Entwickelung rasch fortschreitet und andere, worin sie ganz stille zu stehen scheint — freilich wohl nur scheint, denn im Einzelnen bleibt der Mensch gewiß nie auf demselben Puncte stehen und größere Entwickelungen werden oft während des scheinbaren Stillstehens vorbereitet. — Jedenfalls aber gibt es, worauf es hier ankommt, Entwickelungspunkte, wo die Entwickelung einen neuen Anfang zu nehmen scheint. Ein solcher Entwickelungspunct ist im Leben des Natursubjectes die Geburt, wo die Entwickelung, indem das Einzelwesen selbständig in das planetarische Leben eintritt, mit freier Selbstbewegung und Empfindung einen neuen Anlauf nimmt. Im geistigen Leben der Menschen tritt ein ähnlicher Entwickelungspunct ein, wenn der Mensch zum Bewußtsein der Menschheit erwacht. Dieser Uebergang ist durch frühere Entwickelungen vorbereitet, aber er selbst verschwindet nicht im allmäligen Werden; er kommt mehr oder weniger zum Bewußtsein des Individuums. Im Leben der Völker ist dies die Periode, wo die Staatenbildung beginnt: sie fangen an, ihrer bewußt zu werden, sie erfinden die Schrift oder nehmen fremde an und treten, mit Einem Wort, in die Geschichte ein.

Es sondert sich uns also der Weltmensch vom sogenannten Naturmenschen ab. Im Naturzustande sehen wir das menschliche Selbst noch in der innigsten Gemeinschaft mit der Natur begriffen, sowohl mit der äußeren als der eigenen Naturlebendigkeit hingegeben. Freilich ist auch hier schon eine Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen und mit Gott, also die Elemente des höheren Menschen sind vorhanden, aber sie sind noch dem natürlichen Element untergeordnet: die höheren Offenbarungen werden noch leicht durch Hingeben an das natürliche Selbstgefühl verdunkelt und verderbt.

Wenn es für die Beobachtung oft schwierig sein möchte, zu entscheiden, ob ein Mensch noch als Naturmensch oder schon als Weltmensch zu betrachten sei, so thut das der Wahrheit des Begriffs eben so wenig Eintrag, als wenn wir auf der untersten Stufe des Lebens Naturwesen finden, bei denen es ungewiß bleibt, ob sie Pflanzen oder Thiere sind, aber der Unterschied zwischen beiden wird dadurch nicht aufgehoben. Das menschliche oder das Selbst-Bewußtsein einigt sich mit der Gemeinschaft, in der der Mensch lebt; er ist sich seines Thuns im Zusammenhang mit der Natur und Gemeinschaft bewußt und bezieht sein Denken und Thun auf dieses weltliche Selbst eben so sehr, als auf das natürliche. Allerdings sinkt er vermöge der Lust und Willkür auch häufig zum bloß natürlichen Selbstgefühl herab, aber das Bewußtsein des höheren bleibt in ihm lebendig und bekämpft diese Hemmungen. Gott offenbart sich dem Weltmenschen nicht mehr als ein einzelnes Naturwesen, Fetisch u. s. w., sondern als höchst mächtige ausgezeichnete menschliche Persönlichkeit. Aber im Kampf mit der Willkür und der Lust verliert das weltliche Selbst seine Selbständigkeit; es entzweit sich mit sich selbst; es verdunkelt durch das Hingeben an die egoistische Lust das Bewußtsein des Höheren und Göttlichen. Soll es daher eine durchaus selbständige höhere Entwickelung geben, so muß noch ein anderer neuer Entwickelungspunct eintreten, und dieser ist mit der Erlösung Jesu Christi gegeben, wodurch die Bildung eines »neuen Menschen« bedingt ist. Jetzt erst in der geistigen Gemeinschaft mit Gott, dem allwissenden, all-

mächtigen Vater der Liebe, wird der Mensch wahrhaft frei, er vermag jetzt siegreich jene Dämonen des Bösen zu bekämpfen; jetzt erst kann der Geist in ungetrübtem Selbstbewußtsein die Ideen des Guten, Wahren und Schönen ergreifen und ausbilden: eine höhere Entwickelungsstufe als diese ist für das irdische Leben nicht denkbar, denn innerhalb dieser vermag der Geist ins Unendliche hin sich zu entwickeln. Diese neue Entwickelungsstufe, die Wiedergeburt des Menschen, kommt aufs bestimmteste zum Selbstbewußtsein. Die erste Stufe oder der Naturzustand stellt gewissermaßen das embryonische Leben des geistigen Individuums dar; die Seele muß hier erst allmählig die Elemente und den Selbstbestand sich erzeugen und hierin erst eine gewisse Selbständigkeit erlangen, ehe sie in das universelle gemeinsame Leben der Menschheit eintritt.

Wir haben den Begriff des Naturmenschen im Allgemeinen schon oben bezeichnet, woraus hervorgeht, daß darunter keineswegs bloß der eichelnessende Arkadier zu begreifen ist, der Naturmensch ist vielmehr ein solcher, dessen Selbst und Bewußtsein noch überwiegend in dem natürlich Gegebenen sich bewegt, also noch nicht zum Selbstbewußtsein des Menschlichen gelangt ist, wenn gleich im Selbstgefühl er es schon in sich trägt; die menschliche Persönlichkeit offenbart sich auch hier schon, jedoch sich selbst noch unbewußt, sie ist in der Knospe des Selbstgefühls noch verschlossen, bis die aufgehende Sonne des eigentlich menschlichen lichten Selbstbewußtseins sie allmählig aufschließt. Im Wesentlichen bleibt das Kind Naturmensch bis zum Jünglingsalter, wenn nicht unsere moderne Bildung diesen Naturmenschen zu sehr verflachte und verdürbe. Der Naturmensch steht also weit über dem bloß natürlichen Selbst des Thieres; indeß kann sich das menschliche oder persönliche Selbstgefühl erst auf der Basis des natürlichen erheben. Das erstere nämlich kann nur in der Gemeinschaft der Menschen sich bilden; diese Gemeinschaft aber setzt Wahrnehmung des Selbst und der natürlichen Elemente voraus. Hat sich die Seele erst mit dem eigenen Organismus und durch dieselben mit der umgebenden Natur geeinigt, was sie individuell durch das natürliche Selbstgefühl der Lust und der Begehrung, universell vermittelst der Sinnesempfindungen in der Wahrnehmung vollbringt; — hat ferner das Individuum in seinem irdischen Verhältniß die Natur bezwungen, in Besitz genommen, bearbeitet: dann erst wendet sich der Mensch mehr zum Menschen und zu sich selbst, und die Bildung des persönlichen Selbstgefühls nimmt ihren selbständigen Anfang. In diesem erst ist der Mensch geistig-elementarisch offenbart vorhanden: sein Bewußtwerden erhebt sich jetzt zur Vorstellung, seine Empfindungen zu (geistigen) Gefühlen u. s. w.: hier bilden sich also schon die ersten weltlichen Elemente, in denen er allmählig das höhere menschliche Selbstbewußtsein erlangt. Unsere Wissenschaft muß also zuerst ihre Aufmerksamkeit auf die Entwickelung des natürlichen Selbstgefühls und des natürlichen Bewußtwerdens richten; im zweiten Abschnitt dieses Theiles ist das persönliche Selbstgefühl und das Vorstellungsleben, sowohl in der relativen Besonderheit, als in der Einigung von beiden, ihr Gegenstand. Nachdem sie den Kreis der elementarischen und substantiellen Offenbarungen durchlaufen hat, wendet sie sich drittens zur Betrachtung der natürlichen Individualität, und zuletzt hat sie die natürliche Symbolik der Seelenoffenbarungen dieser Stufe genauer darzulegen.

Wir müssen uns hüten, das Seelenleben des Naturmenschen als ein so geringes, unbedeutendes, abstractes zu betrachten, wie es von der bloß reflectirenden Psychologie geschieht. Auch hier ist die Seelenoffenbarung in sich selbst vollkommen und abgeschlossen, ein noch ungetrübtes Ganzes; daher sehnt sich der spätere Mensch, besonders der zerrissene, nach der Unschuld desselben zurück, und im Bewußtsein der Völker reflectirt sich diese Sehnsucht in der Vorstellung eines früheren goldenen Zeitalters.

83. Ueber den Unterschied der Geschlechter, Temperamente und Anlagen.

(*J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Psychologie [1834] S. 102–107.)

Der Verlauf des Lebens wird zuerst näher bestimmt durch die Verschiedenheit der Geschlechter. Diese ist oftmals von früher Jugend an kennlich. Mädchen werden eher klug und sind eher geneigt, sich in den Grenzen des Schicklichen zu halten. Dagegen ist ihre Erziehungsperiode kürzer, als bei den Knaben. Sie sammeln daher weniger geistigen Vorrath, aber sie verarbeiten

ihn schneller, und mit geringerer Mannigfaltigkeit und Zertheilung. Die Folge zeigt sich im ganzen Leben. Das weibliche Geschlecht hängt an seinem Gefühle; der Mann richtet sich mehr nach Kenntnissen, Grundsätzen und Verhältnissen. Dazu kommt die Vielförmigkeit der Berufsgeschäfte, worin die Männer sich theilen.

Eine andere ursprüngliche Eigenheit hat jeder Mensch in Ansehung des sogenannten Temperaments, einer physiologisch zu erklärenden Prädisposition in Ansehung der Gefühle und Affecten. Auf die Gefühle beziehen sich unter den bekannten vier Temperamenten das fröhliche und das trübsinnige (das sanguinische und melancholische); auf die Erregbarkeit der Affecten das reizbare und das schwer bewegliche (cholerische und phlegmatische). Die Möglichkeit der Temperamente ist im Allgemeinen leicht einzusehen. Denn das Gemeingefühl, welches der Organismus mit sich bringt und welches den Menschen durch sein ganzes Leben begleitet, kann nicht leicht genau in der Mitte stehen zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen; je nachdem es aber nach dieser oder jener Seite sich hinüberneigt, ist der Mensch sanguinisch oder melancholisch. Beides zugleich kann er nicht sein, sondern er hat auf der Linie, die nach beiden Richtungen läuft, irgendwo seine Stelle; jedoch ist ein schwankendes Temperament nicht bloß denkbar, sondern auch in der Erfahrung zuweilen anzutreffen, vermöge dessen der Mensch abwechselnd zur Fröhlichkeit und zum Trübsinn, ohne besondere Ursache, aufgelegt ist. — Ferner, da die Affecten den Organismus ins Spiel ziehen, und in ihm gleichsam den Resonanzboden finden, durch den sie selbst verstärkt und anhaltender gemacht werden, so muß es einen Grad der Nachgiebigkeit des Organismus geben, vermöge dessen der Mensch entweder mehr cholerisch, oder mehr phlegmatisch ist; wiederum so, daß er nicht beides zugleich sein, wohl aber zwischen beiden schwanken könne.

Hieraus ergeben sich nun auch die möglichen Mischungen der Temperamente, nach den Combinationen jener beiden Reihen. Das sanguinische Temperament ist entweder zugleich cholerisch oder phlegmatisch, und auch das melancholische kann cholerisch sein oder phlegmatisch. Denkbar ist, daß Jemand weder sanguinisch noch melancholisch sei, denn der Nullpunct liegt zwischen beiden in der Mitte. Aber undenkbar ist, daß Jemand in Hinsicht des cholerischen und phlegmatischen indifferent sei; denn gar keine Erregbarkeit der Affecten wäre äußerstes Phlegma; der Nullpunct liegt hier auf einem der Extreme. Die Mitte ist die gewöhnliche Erregbarkeit; ein arithmetisches Mittel, das man ungefähr aus den Erfahrungen herausfindet, sowie die mittlere Statur des menschlichen Leibes.

Anmerkung. Man kann die Namen der Temperamente auch anders deuten; und wenn der Ausdruck: Cholerisches Temperament, auf anhaltende Neigung zum Zorn soll bezogen werden, so paßt das Vorstehende nicht. Da der Gegenstand nicht rein psychologisch ist, so mag hier eine physiologische Ansicht Platz finden. Von den drei Factoren des thierischen Lebens mag irgend einer durch einen verborgenen Fehler auf den Geist wirken. Ist die Irritabilität und Sensibilität unversehrt, und leidet die Vegetation nur insofern, als sie ein stetes Unbehagen ins Gemeingefühl hineinbringt: dann mag eine cholerische Bitterkeit entstehen; dergleichen wirklich in seltenen traurigen Fällen schon an Kindern wahrzunehmen ist. Leidet die Irritabilität, so sieht man Gutmüthigkeit und vielleicht Talent, aber ohne hinreichend kräftiges äußeres Leben. Leidet die Sensibilität im Allgemeinen, so scheint das von einigen sogenannte böotische oder Bauerntemperament hervorzugehen. Leidet nur die Sensibilität des Gehirns verhältnißmäßig, oder deutlicher: überwiegt das Gangliensystem, so möchte dies den Sanguinicus ergeben. Sind Vegetation und Irritabilität zugleich schwach gegen die Sensibilität, so erblicken wir den Phlegmaticus. So angesehen sind alle merklich hervortretenden Temperamente fehlerhaft.

Wie der Organismus die Affecten durch einen Nachklang verstärkt, oder durch seine Unbeweglichkeit ihre Ausbrüche dämpft, ebenso mischt er sich in allen Wechsel der Gefühle und der Gedanken, bald wie das Schwungrad, das die empfangene Bewegung verlängert, bald wie eine träge Last, die sie verzögert oder gar unmöglich macht. Wenigstens ist es eine bekannte Thatsache, daß der Menschen Wachen nicht immer und nicht bloß so viel ist, als Ausgeschlafen haben. Jene enge Pupille, die wir oben im Allgemeinen dem menschlichen Geist beilegten, ist bei den Individuen enger oder weniger eng; und die Beweglichkeit der Vorstellungen, die im Bewußtsein kommen und gehen, ist bei ihnen kleiner oder größer. Nehmen wir dazu noch die besondere Aufgelegtheit mancher Personen für diese oder jene Art des Denkens und Fühlens, so haben wir den Unterschied, dessen beide äußerste Enden man Genie und Blödsinn nennt. Der letztere wird zu den anomalischen Zuständen gerechnet, weil er sich oftmals mit ihnen vermischt und

gleich ihnen den Menschen in der Gesellschaft unbrauchbar macht.

Anmerkung. Was mit Physiognomie und Kranioskopie zusammenhängt, das ist zu unsicher und zu unbestimmt, um bis jetzt in der Psychologie für etwas mehr als für eine Curiosität zu gelten. Manche seltsame Thatsache (gleichviel aus welchem Gebiete des Wissens) kann wahr sein; um aber wissenschaftlich wichtig zu werden, muß sie sich auf eine zuverlässige Weise mit dem, was sonst schon bekannt und geprüft ist, verknüpfen lassen; steht sie einsam, so bleibt sie unfruchtbar. Die Psychologie vollends durch Physiologie beherrschen wollen, heißt das Verhältniß beider Wissenschaften gerade umkehren; ein in neueren und älteren Zeiten häufig begangener Fehler. Im dritten Theile wird das wahre Verhältniß einigermaßen kenntlich gemacht werden.

Man kann die Frage aufwerfen, wie die Menschheit überhaupt angelegt sei. Es ist bekannt, daß längere Erfahrung und sorgfältiges Studium der menschlichen Gesinnungen sehr viel von der guten Meinung wegzunehmen pflegen, die etwan die Außenseite einer gebildeten Gesellschaft bei dem Jünglinge erweckt, der noch nicht weiß, wie viel Schlechtes die Menschen in sich verstecken und heimlich ernähren. Allein diese Thatsache beweiset weniger gegen die Anlage der Menschheit von Natur, als gegen das grobe Verfahren, welches bisher noch durchgehends da angewendet wird, wo man Menschen bilden will. Indem dieses Verfahren (vorzüglich wegen der Unvollkommenheiten des Staates und der Kirche) vorschnell auf das äußere Benehmen der Menschen gewirkt hat (seit Jahrhunderten), ist ein Mißverhältniß entstanden zwischen Scheinen und Sein, welches die alten und mittleren Zeiten schwerlich in dem Grade können gekannt haben, wie die unsrigen, da es in jenen weit weniger von verpflanzter und nachgeahmter Cultur gab, als bei uns. — Uebrigens ist die Anlage der Menschheit etwas anderes, als die Anlage einzelner Menschen. Jene geht auf die gesellschaftliche Entwickelung im Ganzen; also ganz vorzüglich auf das Verhältniß zwischen den seltenen großen Geistern, die in der Geschichte Epoche machen, und der Menge der gewöhnlichen Menschen, die nur Bildung empfangen und fortleiten können. Um hierüber aus Thatsachen mit einiger Sicherheit zu urtheilen, dazu ist unsere Menschengeschichte, die nur erst wenige Jahrtausende umfaßt, noch viel zu kurz. Ungeachtet des alten Spruches: nichts Neues unter der Sonne! geschieht noch viel zu viel Neues, als das man die irdische Bahn der Menschheit schon überschauen könnte.

Zwischen die Fragen nach der Anlage der Individuen und der Menschheit würde man die Betrachtung der Menschenracen in die Mitte stellen müssen, wenn die letztere in psychologischer Hinsicht etwas Sicheres ergäbe.

84. Die Temperamente.

(*I. Kant*, Anthropologie in pragm. Hinsicht [1798] §. 87.)

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Constitution (den starken oder schwachen Bau) und Complexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergibt sich nun, daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl insgeheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen; — ferner daß, da sie erstlich die Obereintheilung derselben in Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit zulassen, zweitens jede derselben mit Erregbarkeit der Lebenskraft (*intensio*) oder Abspannung (*remissio*) derselben verbunden werden kann, — gerade nur **vier** einfache Temperamente (wie in den vier syllogistischen Figuren durch den *medius terminus*) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das cholerische und das phlegmatische, wodurch dann die alten Formen beibehalten werden können, und nur eine, dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebei dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu, die Ursache der Phänomene des sinnlich afficirten Menschen anzugeben, — es sei nach der Humoral- oder der Nervenpathologie, sondern sie nur den beobachteten Wirkungen nach zu classificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wissen, welche chemische Blutmischung es sei, die zur Benennung einer gewissen Temperamentseigenschaft berechtige, sondern welche Gefühle und Neigungen man bei der Beobachtung des Menschen zusammenstellt, um für ihn den Titel einer besonderen Classe schicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentslehre kann also die sein: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und diese kann durch Untereintheilung wiederum in zwei Arten zerfallen, die zusammen die vier Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des **Gefühls** zähle ich nun das sanguinische, A, und sein Gegenstück, das melancholische, B. — Das erstere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung schnell und stark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft ist); dagegen in dem zweiten die Empfindung weniger auffallend ist, aber sich tief einwurzelt. Hierin muß man diesen Unterschied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit setzen. Denn der Leichtsinn der Sanguinischen disponirt zur Lustigkeit, der Tiefsinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohsinne seine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechselung, die man in seiner Gewalt hat, das Gemüth überhaupt belebt und stärkt, so ist der, welcher Alles, was ihm begegnet, auf die leichte Achsel nimmt, wenngleich nicht weiser, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die seine Lebenskraft starren macht.

I. Temperamente des Gefühls.

A. Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen. Der Sanguinische gibt seine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung; gibt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrlicher Weise, aber hält nicht Wort, weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend sein werde. Er ist gutmüthig genug, Anderen Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge große Wichtigkeit geben (*Vive la bagatelle!*), und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den zwar etwas sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt in dem, was bloß Spiel ist, weil dieses Abwechselung bei sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B. Das melancholische Temperament des Schwerblütigen. Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische, denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) gibt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: sowie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, sowie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses Alles aus moralischen Ursachen geschähe (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach, entgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich Anderen gönnen wird.

II. Temperamente der Thätigkeit.

C. Das cholerische Temperament des Warmblütigen. Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Anderen bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig,

aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen; weil ein Bischen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst, indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit Einem Wort, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

D. Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen. Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatiker, oder ihn phlegmatisch nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenngleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinct ausgehend, hat der Kaltblütige Nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. Durch dieses ist er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellte Ballisten und Katapulten prallen von ihm als einem Wollsacke ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint Allen zu Willen zu sein, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht; wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beigesellung eines anderen sein soll — wie das gemeiniglich geglaubt wird —, so widerstehen sie entweder einander, oder sie neutralisiren sich. Das Erstere geschieht, wenn das sanguinische mit dem melancholischen, ingleichen wenn das cholerische mit dem phlegmatischen in einem und demselben Subject als vereinigt gedacht werden will: denn sie (A und B, ingleichen C und D) stehen gegen einander im Widerspruch. — Das Zweite, nämlich die Neutralisirung würde in der (gleichsam chemischen) Mischung des sanguinischen mit dem cholerischen, und des melancholischen mit dem phlegmatischen (A und C, ingleichen B und D) geschehen. Denn die gutmüthige Fröhlichkeit kann nicht in demselben Act mit dem abschreckenden Zorn zusammenschmelzend gedacht werden, eben so wenig wie die Pein des Selbstquälers mit der zufriedenen Ruhe des sich selbst genugsamen Gemüths. — Soll aber einer dieser zwei Zustände in demselben Subject mit dem anderen wechseln; so gibt das bloße Launen, aber kein bestimmtes Temperament ab.

Also gibt es keine zusammengesetzten Temperamente; z. B. ein sanguinisch-cholerisches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem sie alsdann gnädige, aber doch auch strenge Herren zu sein vorgaukeln), sondern es sind in Allem deren nur vier, und jedes derselben einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menschen gemacht werden soll, der sich ein gemischtes zueignet.

85. Die Lebensalter.

(*Aristoteles* Rhetorik, zweites Buch. Cap. XII — XIV.)

Cap. XII. Junge Leute sind in ihrem Verhalten von Begierden beherrscht und geneigt, das auszuführen, wonach sie Begierde tragen; und zwar sind sie unter den leiblichen Begierden am meisten der des Liebesgenusses zugethan und unmäßig darin. Sie sind aber in ihren Begehrungen veränderlich, und werden schnell einer Sache überdrüssig; begehren zwar mit Heftigkeit, lassen aber auch schnell nach: denn ihr Verlangen ist rasch, aber nicht stark, wie Hunger und Durst bei Kranken. Auch sind sie heftig und jähzornig, und lassen sich leicht von ihrer Aufwallung fortreißen. Ihren Unwillen zu bemeistern sind sie nicht im Stande; denn aus Ehrgeiz ertragen sie es nicht, daß man sie geringschätzig behandelt, sondern der Unwille bemächtigt sich ihrer, wenn sie sich für beleidigt halten. Ferner sind sie ehrbegierig, oder vielmehr siegbegierig; denn die Jugend strebt nach Auszeichnung, der Sieg aber ist eine Art der Auszeichnung. Beides lieben sie mehr als das Geld; auf das letztere aber legen sie deswegen am wenigsten Werth, weil sie „Noth noch nicht empfunden haben," wie des Pittakos Ausspruch über Amphiaraos lautet. Auch sind sie nicht geneigt, überall Schlimmes zu sehen, sondern arglos, weil sie noch nicht viele Schlechtigkeiten kennen gelernt haben, und leichtgläubig, weil sie noch nicht oft betrogen worden sind. Dazu sind sie erfüllt mit Hoffnungen, denn wie Berauschte vom Weine feurig sind, so sind es junge Leute von der Natur, und zugleich auch darum, weil ihnen noch nicht Vieles mißglückt ist. Ja sie leben meistentheils in Hoffnung; denn die Hoffnung geht auf das Zukünftige, wie die Erinnerung auf das Vergangene, die Jugend aber hat eine lange Zukunft vor sich, und nur eine kurze Vergangenheit hinter sich; denn im frühesten Lebensalter bedünkt es uns, als ob wir uns an Vergangenes gar nicht erinnerten, und Alles von der Zukunft erwarteten. Auch sind sie leicht zu hintergehen aus dem angegebenen Grunde, weil sie leicht hoffen, und tapferer als Aeltere wegen ihres aufbrausenden Wesens und ihres heiteren Blickes in die Zukunft, indem das erstere sie furchtlos macht, der zweite aber sie mit Selbstvertrauen erfüllt; denn Niemand fürchtet sich, wenn er zornig ist, und die Hoffnung, daß die Zukunft uns Gutes bringen werde, erzeugt Selbstvertrauen. Ferner sind sie verschämt; denn es kommt ihnen noch nicht in den Sinn, daß auch Anderes sittlich gut sein könne, sondern sie sind allein durch die Volkssitte gebildet. Auch hochherzig sind sie; denn sie sind noch nicht von dem Leben niedergedrückt, sondern der Noth unkundig, und sich selbst zu großen Dingen fähig halten, ist Hochherzigkeit, wie es Folge eines heiteren Blickes in die Zukunft ist. Sie thun auch lieber das Löbliche als das Nützliche: denn sie leben mehr nach dem sittlichen Gefühl als nach Berechnung; dem Nützlichen aber trachtet die Berechnung nach, und die Sittlichkeit dem Löblichen. Sie halten endlich mehr auf ihre Freunde und Genossen als die anderen Lebensalter, weil sie gern in Gemeinschaft leben, und noch nichts nach dem Nutzen abschätzen, folglich auch nicht ihre Freunde. In Allem verirren sie sich in Uebermaß und Uebertreibung, der Regel Chilons zuwider; denn sie thun in allen Dingen zu viel: sie lieben und hassen übermäßig, und so auch in allem Andern. Alles glauben sie zu verstehen, und sind zuversichtlich im Behaupten: dies ist auch Schuld daran, daß sie Alles übertreiben. Die Vergehungen, welche sie sich zu Schulden kommen lassen, gehen auf Kränkung, aber nicht auf Beschädigung. Auch sind sie mitleidig, weil sie alle Leute für rechtschaffen ansehen und für besser, als sie wirklich sind; denn sie beurtheilen andere Menschen nach ihrer eigenen Schuldlosigkeit, und setzen daher voraus, sie litten unverdient. Endlich sind sie lachlustig, und deswegen necken sie auch gern; denn Neckerei ist ein durch Bildung gemäßigter Muthwille. So viel von dem Verhalten der jungen Leute.

Cap. XIII. Aeltere Leute, die über das kräftige Mannesalter hinaus sind, haben im Allgemeinen ein Verhalten, das in den meisten Stücken das Gegentheil von dem eben beschriebenen ist. Weil sie nämlich viele Jahre gelebt haben, öfter betrogen worden und Irrthümer begangen, und weil die Dinge der Mehrzahl nach keinen Bestand haben, so behaupten sie nichts mit Festigkeit, und greifen Alles weniger kräftig an, als sich gebührt. Sie haben nur Meinungen, aber kein Wissen von etwas, und in Schwanken befangen, setzen sie überall ein Etwa oder Vielleicht hinzu, und drücken sich über Alles auf eine solche Weise, und über nichts mit Sicherheit aus. Sie sehen gern Alles schwarz; unter diesem Ausdruck versteht man nämlich die Eigenschaft, daß Jemand Alles auf das Schlimmste

auslegt. Sodann sind sie argwöhnisch aus Mißtrauen, und mißtrauisch aus Erfahrung. Sie sind ferner weder im Lieben noch im Hassen heftig aus demselben Grunde, sondern nach des Bias Rath lieben sie so, als wenn sie einst hassen zu müssen erwarteten, und hassen so, als wenn sie auf künftige Freundschaft rechneten. Auch engherzig sind sie, weil sie durch das Leben niedergedrückt sind: sie streben nämlich nach nichts Großem und Ausgezeichnetem, sondern nach dem bloßen Lebensbedarf. Weiter sind sie karg; denn zum Lebensbedarf gehört eben auch Vermögen, daneben aber wissen sie auch vermöge ihrer Erfahrung, wie schwer es ist zu erwerben, und wie leicht zu verthun. Sie sind ferner furchtsam und vor Allem bangend: sie empfinden nämlich auf entgegengesetzte Weise, wie junge Leute; denn sie sind abgekühlt, und jene feurig, und so hat das Alter der Furchtsamkeit gleichsam den Weg gebahnt, weil auch die Bangigkeit eine fröstelnde Empfindung ist. Auch lieben sie das Leben, vorzüglich in ihren letzten Tagen, weil Gegenstand des Begehrens immer das ist, was uns fehlt, und wir am stärksten nach dem verlangen, dessen Mangel sich uns eben fühlbar macht. Ferner sind sie über die Gebühr selbstsüchtig; denn auch dieses ist eine Art von Engherzigkeit. Auch leben sie, weil sie selbstsüchtig sind, mehr, als sich gebührt, dem Nützlichen, aber nicht dem Löblichen; denn das Nützliche ist etwas dem Einzelnen Gutes, das Löbliche aber etwas an und für sich Gutes. Weiter sind sie eher ohne Scham als verschämt; denn weil sie dem Löblichen keinen so hohen Werth beilegen als dem Nützlichen, kümmern sie sich wenig um die Meinung Anderer. Der Hoffnung sind sie unzugänglich wegen ihrer Erfahrung (denn das Meiste, was geschieht, ist unerquicklich; wenigstens fällt es meistens schlechter aus, als man erwartete) und außerdem wegen ihrer Furchtsamkeit. Sie leben mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung; denn was sie noch zu leben haben, ist wenig, was sie verlebt haben, viel; die Hoffnung aber geht auf das Zukünftige und die Erinnerung auf das Vergangene. Dies ist auch der Grund ihrer Redseligkeit; denn beständig reden sie von dem, was sich begeben hat, weil die Erinnerung daran ihnen Freude macht. Ihr Zorn ist heftig, aber kraftlos, und ihre Begierden sind entweder verloschen oder ohnmächtig, weswegen sie weder leicht sich von einer Begierde beherrschen lassen, noch sich in ihren Handlungen nach derselben richten, sondern nach ihrem Vortheil. Darum zeigen sich Leute von diesem Alter auch besonnen; denn die Begierden haben ihre Kraft verloren, und sind dem Gewinn untergeordnet. Auch leben sie mehr nach Berechnung, als nach dem sittlichen Gefühle; denn die Berechnung sieht auf das Nützliche, das sittliche Gefühl auf das Tugendhafte. Die Vergehungen, deren sie sich schuldig machen, gehen darauf aus, Anderen zu schaden, nicht sie an ihrer Ehre zu kränken. Mitleidig sind zwar auch alte Leute, allein nicht aus demselben Grunde wie die jungen; denn letztere sind es aus Menschenliebe, erstere aber aus dem Gefühl ihrer Ohnmacht, weil sie sich alles Widerwärtige als ihnen selbst drohend vorstellen, was, wie wir früher sahen, Mitleid erzeugt. Deswegen sind sie grämlich und nicht zu Neckerei und Scherz aufgelegt; denn Grämlichkeit steht der Lust am Lachen entgegen.

Dies sind also die Eigenschaften der jungen und der alten Leute. Da nun Jedermann die nach seiner Weise vorgetragenen und ihr ähnlichen Reden gern hört, so ist leicht zu erkennen, wie man seine Rede einzurichten habe, damit man selbst und das, was man spricht, sich dieser Weise entsprechend zeige.

Cap. XIV. Leute im Mannesalter werden offenbar in ihrem Verhalten zwischen den Vorgenannten mitten inne stehen und beider Uebertreibungen unterlassen, indem sie weder zu sehr sich selbst vertrauen (denn dies wäre Verwegenheit), noch sich zu sehr fürchten, sondern in beiden Beziehungen das rechte Maß halten, und weder Allen trauen, noch Allen mißtrauen, sondern mehr nach der Wahrheit urtheilen. Auch lassen sie sich weder von dem Löblichen ausschließlich bestimmen, noch von dem Nützlichen, sondern von beiden, und weder von der Sparsamkeit, noch von der Verschwendung, sondern von dem Schicklichen. Ein gleiches Maß beobachten sie auch in Ansehung des Zornes und der Begierden. Sie sind besonnen mit Tapferkeit und tapfer mit Besonnenheit, während bei Jungen und Alten sich diese Eigenschaften getrennt finden; denn junge Leute sind tapfer und unbändig, alte aber besonnen und furchtsam. Um es allgemein auszudrücken: alle Vorzüge, welche die Jugend und das Alter getrennt hat, besitzen sie zusammen, und in Allem, worin jene zu viel oder zu wenig thun, haben sie das rechte Maß und das Geziemende. Es besteht aber die Vollkraft des Mannesalters körperlich vom 30. bis zum 35., geistig um das 49. Jahr. So viel also über Jugend, Greisen- und Mannesalter, welches ihr eigenthümliches Verhalten sei.

86. Uebergang von der Anthropologie zur Ethnologie.

(*E. M. Arndt*, Versuch in vergleichender Völkergeschichte [1843] S. 5—8.)

Der Mensch ist kein Thier, keine *fera* oder *bestia*; ein *animal*, ein ζῶον ist er allerdings. Schlimm, daß wir kein Wort dafür in unsrer Sprache haben. Und doch müssen wir bei dem Worte Mensch nicht bloß das Lebendige, sondern auch eine dem Thier ähnliche willkürliche Thätigkeit der Lebenskräfte denken, welches das Wort *animal* ausdrückt.

Der Mensch theilt die thierische, er theilt die göttliche Natur. Wer mit den thierischen und unterthierischen — ach! es gibt solche — Völkerschaften beginnt, mit den Pescheräs Hottentotten Kannibalen, den Menschenfressern auf Sumatra und Borneo, der kann auch in den edleren Völkern (Hebräern Arabern Persern Griechen Germanen) zuletzt nichts weiter sehen als die Stufen der großen Naturleiter (Stufen des *animal*), er erblindet für Geschlechter, welche Sophoklesse Shakespeare Decier und Arminier Keppler und Leibnitze zeugen.

In der Naturgeschichte des Menschen muß man absteigend, nicht aufsteigend verfahren. Man muß von einem erhabenen Standpuncte zu den Tiefen hinabsteigen und von den Gearteten abwärts die Entarteten betrachten. So wird die Natur in dem Menschen ihren Schlüssel der Schöpfung bekommen, wie die Geschichte ihn in unsrer Offenbarung des Heils bekommen hat.

Jene oben bezeichneten Naturkundigen, welche bei der Betrachtung des Einzelnen im Einzelnen stecken bleiben, erblinden häufig für die Erschauung und Erkennung des sittlichen Weltbaues, der *fabricia spiritualis et moralis* in dem Menschen; sie können über der Zweckmäßigkeit seines Baues und seiner von Gott eingerichteten Lebenswirthschaft für diese untere Welt die höheren Beziehungen und tieferen Anspielungen, die Rückwärts- und Vorwärts-Spielungen die Rückwärts- und Vorwärts-Spiegelungen eines bedeutungsvolleren verborgenen Baues, der tiefst in seinem Gemüthe versenkt liegt, oft nicht mehr erkennen.

Das ist es, es ist ein richtiges und gewichtiges Wort, welches, obgleich er nichts Großes damit sagen wollte, ein Naturkundiger ausgesprochen hat: Der Mensch ist das Thier, welches die Hoffnung der Unsterblichkeit hat.

Geistiges Leben, geistiger Trieb des Menschen, Dämmerung einer göttlichen Urwelt voll Licht und Glanz. Auch bei den am meisten heruntergekommenen, man möchte sagen versunkenen Völkern, die fast nur in thierischer Noth und Wuth einherzugehen scheinen, sind immer noch Spuren dieser Dämmerung. Gott Unsterblichkeit Wissen Gewissen Gewiß. O das köstliche Wort Gewiß mit Gewissen verbunden, dieser Stern, der unser Schifflein zu einem nicht trügerischen Hafen führt! Was ist uns so gewiß als das Gewissen, die moralische Ueberzeugung, die uns den verborgenen Gott lehrt, die Gewißheit unter der linken Brust? Der Teufel wäre Schöpfer, es bliebe nur ein Gott der Wölfe und Schlangen und der Raupen und Skorpionen, wenn jene Gewißheit lügen könnte. Also in der Tiefe der Tiefen Gottes und in der Tiefe unsers Herzens Gesetz der Liebe, Gesetz der Zweckmäßigkeit; also Liebe Leben Vergeltung und Sehnsucht und Hoffnung jener Güter, welche wir nicht mit den Augen sehen, sondern mit den Herzen. Wo ein nicht entartetes nicht versunkenes Volk lebt, lebt auch diese älteste tiefste Offenbarung, dieser große allmächtige *consensus generis humani:* die Gesammtstimme der Gesammtglaube die Gesammthoffnung.

Und hierauf, auf diese herrliche Uebereinstimmung des ganzen Menschengeschlechts, weisen wir nicht nur den Forscher hin, sondern wir stoßen ihn darauf als auf einen scharfen Dorn, woran er sich das Herz blutig reißen soll, damit es sich durch die brennende Wunde besinne. Diesen gemeinsamen Trieb, diesen *consensus* sollte der geistige Forscher, welcher über den Menschen und seine Bestimmung grübelt, doch wenigstens eben so weit ehren, als er ihn in den Geschlechtern der Biber Ameisen und Spinnen ehrt. Will ihm der Faden jedes Zweckes und Endes in dem Gewirr der Dinge abreißen und in das Knäul des Geheimnisses zurückschnurren, hier und hier allein wird er den Menschen finden und in dem Menschen den Schlüssel zur Natur und zu ihm selber; er wird bei dem Uebel nicht wimmern und bei dem Bösen nicht verzweifeln, dessen diese Erde so voll ist; er wird, da er mit Menschen glauben und hoffen gelernt hat, bei diesem betrübenden Gedanken die Hände zusammenfalten und anbeten und rufen: Gott mein Herr und mein Retter! diese Räthsel, welche kein Weiser mir lösen kann, wirst Du in einem lichteren Sein mir lösen; hilf mir nur lieben und glauben!

Thier Geist Erde Himmel einander gegenüber. Wir führen beides, das Thier den Geist,

der Eine mehr von diesem, der Andere mehr von jenem. Der Himmel wölbt sich so freundlich über und um unsre Erde; es däucht uns oft, als ob wir in die Unendlichkeit seiner Welten nur so hineinspringen könnten; und dann wieder — o wie fern fern, wie schauerlich abgründlich und verschlingend zugleich und wie unerreichlich! Und wann der zarte vom Herzen auslaufende Faden abreißt, an welchem wir uns in die Unendlichkeit hinaus- und hinaufschwingen, o dann wird selbst dieser kleine neblichte Erdball schon eine Unermeßlichkeit, aber wie öd und wüst! und selbst das Grab, das wir mit drei Schritt ausmessen können, wird eine grauenvolle lichtlose unendliche Höhle.

Aelteste Zeit älteste Geschichte Ursprünge und Anfänge unsers Geschlechts. Nichts: keine sichere Ueberlieferung keine Geschichte; Alles voll Räthsel und den verschiedensten Fragen und Antworten preisgegeben, so daß zum Beispiel bei der Geschichte des Menschen Einige mit der vollsten thierischen Rohheit beginnen und das *brutum* unbegreiflich zum Menschen aufsteigen lassen, Andere gemäß der ältesten Sage unsrer Heiligen Schriften und den Sagen anderer Völker den Urmenschen rein hochsinnig tiefsinnig geistig und englisch von Gott auf diesen Planeten gesetzt, hier durch eigne Schuld fallen und entarten und in den mannigfaltigsten Stufen theils ihn in dieser Entartung immer tiefer herabsinken und sich entmenschen und entgöttlichen theils ihn zu einem besseren Zustande, aber mit den verschiedensten Graden und Schattirungen, sich wieder emporarbeiten lassen.

Fragen wir nun nach den Anfängen oder den Fortsetzungen der verschiedensten Menschenzustände und ihrer Entwickelungen, so bekommen wir leider nirgends ganz bestimmte Antwort, aber wir gelangen doch, wenn nicht zu Einer großen Wahrheit, doch zu vielen höchst merkwürdigen und lehrreichen Wahrscheinlichkeiten, die uns, wie einmal unser umwölktes Erdenschicksal ist, leidlich glücklich führen können.

Der Erdenmensch wird auch durch die Elemente der Erde gemacht und verändert: Land Wasser Berg Thal Sumpf Wüste Fruchtbarkeit. — Klima: Kälte und Hitze, kaltes warmes mäßiges heißes kältestes heißestes Klima, *terra hominibus negata*. — Sitten Gesetze Religionen, freiwillige oder erzwungene; aber wie selten reicht uns die Geschichte den Faden das Freiwillige oder Erzwungene auch hier zu erkennen! Hier ist ein mannigfaltigstes Spiel von Aehnlichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, auch von einigen wenigen ausgemachten Wirklichkeiten.

B. Ethnologie.

87. Zur Kritik der Ethnologie. — Die Eintheilung nach Racen.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet I. [1833] S. 327—330, 364—366.)

Wenn meine Gedanken sich mit den Indianern beschäftigen, so fällt mir gewöhnlich auch ein, daß europäische Geschichtsforscher sich so die alten Germanen vorgestellt haben. Das verräth aber entweder eine geringe Bekanntschaft mit den Indianern oder eine grobe Vernachlässigung der Berichte über die Germanen. Die Kindheit und die Jugend hat einen Charakter, der sich in allen Ländern und in allen Zeiten gleich äußert; allein wer wird deshalb über die Unterschiede der einzelnen Kinder und Jünglinge weggleiten? Es ist gewiß, daß ein weißer Knabe eher mit einem Negerknaben in freundschaftlichen Verkehr treten wird, als mit einem Erwachsenen seiner eigenen Farbe, wie man denn auch hier schwarze und weiße Kinder untereinander spielen sieht. Aber darf man darum mit dem allgemeinen Worte von Kindheit über die verschiedenen Keime und Anlagen der Knaben wegblicken? Die Indianer haben viele Züge, worin sie den alten Germanen gleichen. Sie lieben den Trunk wie die Germanen, und eben so leidenschaftlich das Spiel. Auch wagen sie darin oft das Theuerste, was sie besitzen. Und die einzige Beschäftigung beider ist Krieg und Jagd. Allein wer nach solchen Kriterien entscheiden will, der sehe sich vor, daß ihm nicht eine ziemliche Menge Europäer, und zwar gerade aus den höheren Ständen, mit unter die Rubrik der Indianer falle. Schon Thucydides gibt den Rath, die Sitten der alten Griechen an den barbarischen Völkern zu studiren. Aber es ist keine glückliche Anwendung dieser Lehre, wenn man

unsere Vorfahren an den Indianern Amerikas kennen zu lernen sucht.

Indeß, wodurch unterscheiden sich denn die Indianer von den alten Germanen? Die Antwort hierauf ist so leicht nicht, als man insgemein glaubt.

Ich bin hier von Indianern und Negern umgeben und nichts ist begreiflicher, als daß ich oft an die Methoden denke, womit die Europäer den geistigen Gehalt der Völker ohne Umstände in Masse abzuwägen wähnen.

Es wird meinem Zwecke nicht fremd sein, im Einzelnen nachzuweisen, daß sämmtliche Methoden den Vorwurf verdienen, gerade dasjenige zu vernachlässigen, worauf es ankommt; daß sie alle in den Fehler fallen, nach äußeren Zeichen von einem Etwas zu haschen, an dessen eigentliches Wesen gar nicht gedacht wird, weshalb denn auch die Verwechselung des Bedeutenden mit dem Unbedeutenden in den Urtheilen der Gelehrten über die Cultur der Völker eben so gewöhnlich ist, als in den Reden über Bildung im täglichen Leben. Es scheint wunderbar, daß man durchaus einig ist über den Zweck, daß nämlich das Suchen im Aeußeren nur statt habe, um Aufschluß über das innere Geistige zu erlangen, und daß sich dennoch in das geistige Gebiet selbst Niemand wagt.

Wer heutzutage eine Schilderung der Cultur von lebenden oder von vergangenen Völkern liefert, der unterläßt selten, die herrschenden Vorstellungen von Stammracen zu berühren. Einige glauben besonders geschickt zu verfahren, wenn sie diese Vorstellungen zum Grunde des Gemäldes wählen, z. B. bei den alten Germanen an die Vorzüge der kaukasischen Race erinnern; sodann Bemerkungen über die der Entwickelung des Menschen günstigen und ungünstigen Klimate einweben, und sich zuletzt an die Eintheilung nach den verschiedenen Lebensweisen anlehnen.

Den Schein der Gründlichkeit erreicht man damit allerdings, und insofern sich durch dergleichen Allgemeinheiten ein bestimmter Aufschluß über die Cultur erlangen ließe, würde man sich gewissermaßen über den Reisebeschreiber und den Historiker erhaben dünken dürfen. Wer z. B. aus der Lehre von den Vorzügen der kaukasischen Race viel abzuleiten versteht, dem brauchen die Berichte von Cäsar und Tacitus nicht erst zu sagen, daß unsere Vorfahren wirklich jener Race angehörten. Ich besitze diese Kunst nicht, und habe mich darum auch immer an die Schriften der genannten Historiker gehalten. Aber bei den Indianern und Negern wollte es mir nicht besser gelingen. Auch bei ihnen vermochte ich aus der Lehre von den Stammracen keinen Aufschluß zu ziehen. Ich sah die Hautfarbe und die Schädel in keiner solchen Verbindung mit ihren geistigen Eigenschaften, daß ich nicht in Gedanken die Farbe und den Schädel des Europäers recht gut hätte substituiren können, weshalb es mir denn auch nicht einfiel, die Gleichstellung der Germanen und der Indianer wegen sogenannter Stammrace-Verschiedenheiten anzufechten. Das Resultat meines Nachdenkens war und blieb, daß die Eintheilung der Völker nach Stammracen sowohl als die nach Lebensweisen die Beurtheilung der Entwickelungsstufen weit mehr verwirre als begünstige; wie jede Eintheilung der Völker, welche nicht genau nach den Verschiedenheiten im Wesentlichen gemacht worden.

.

Die Antwort auf die Frage nach der Brücke, welche die Eintheilung der Völker nach körperlichen Eigenheiten zur Beurtheilung ihrer geistigen Verschiedenheiten brauchbar mache, läßt sich hienach in Folgendem zusammenfassen.

Das Theoretisiren nach den Schädelformen und den Gesichtszügen der Völker ist nichts Anderes, als ein Aufbauen auf demselben ungeprüften Grunde von dunkeln und verworrenen Vorstellungen, worauf Gall seine Schädellehre und Lavater seine Physiognomik aufgeführt hat. Man sucht, wie Jeder eingesteht, Aufschluß über die geistigen Verschiedenheiten der Menschen, aber man sucht ihn nirgends weniger als im Geistigen. Man will sichs bequem machen, und überläßt sich ohne Rückhalt dem Gedanken, daß man nur auf den Bau des Schädels und die Gesichtszüge zu blicken habe, um sofort eine Scale der Geistesanlagen zu entdecken, ohne sich um die Anlagen an sich je ernstlich bekümmert zu haben. Daß Gall und Lavater sich von diesem Verfahren auch bei den Individuen Aufschluß versprachen, tadelt man unverhohlen. Allein, was bei einzelnen Menschen nicht belehren kann, soll dennoch zur Belehrung über ganze Völker dienen, und so entfernet man sich von den Irrthümern der Schädellehre und der Physiognomik bloß durch eine dunkle Allgemeinheit. Umsonst wirft man ein, daß es Indianer gebe, welche die Köpfe der Kinder durch Einzwängen in harte Formen zur seltsamsten Gestalt bringen, ohne daß die Geisteskräfte zu leiden scheinen; wie z. B. die Chaktas an der Ostseite des Missisippi

den Köpfen ehemals die Form eines Backsteines gaben (woraus man sogar auf die Abkunft von den Mongolen schloß, weil dabei das Ideal eines Mongolenkopfes zum Grunde liege), oder wie die Omaguas am Amazonenstrome, welche die Köpfe platt pressen wie Scheiben, und doch für sehr pfiffig gelten. Vergebens ist die Erinnerung, daß sich eine Menge sogenannter Neger-, Mongolen- und Indianerköpfe unter den Europäern finden, und dagegen wieder ganze Negerstämme, deren Köpfe so regelmäßig sind, als die regelmäßigsten europäischen. Ueberall, wo europäische Cultur herrscht, ist es dahin gekommen, daß bei der bloßen Erwähnung einer jener fünf Classen, z. B. der Neger, durch die vermittelnden Vorstellungen vom Schädel und Gesichte unwillkürliche Vorstellungen von eigenthümlichen Geistesbeschaffenheiten geweckt werden. Je schwankender und dunkler das Geistige selbst vorschwebt, desto begieriger ergreift man den scheinbaren Anhalt im Körperlichen, und ohne sich gerade zu den Lehren von Gall und Lavater zu bekennen, mißt man doch demjenigen, was als Eigenheit eines Indianer- oder Negerschädels gilt, eine solche Bedeutung bei, als wenn damit für alle unbestimmten Vorstellungen von dem Geistigen der Indianer und Neger — die, wie gesagt, auf ganz andere Weise als durch Schädelbeschauen entstanden sind — das erklärende Centrum gefunden sei.

Die Schwäche des menschlichen Geistes zeigt sich nirgends niederschlagender, als wo wir während der Beschäftigung mit den Zeichen seiner Eigenschaften die Eigenschaften selbst aus den Augen verlieren. Man hofft am todten Schädel zu entdecken, was nur an den lebendigen Aeußerungen erkennbar ist, und vergißt, daß so bald die lebendigen Aeußerungen mit den vermeintlichen Zeichen am Schädel im Widerspruche erscheinen, die letzteren alle Bedeutung verlieren, mithin das rechte Licht über die Geisteszustände der Menschen nur von der Geschichte ihres Thuns und Lassens zu erwarten ist; daß, sobald ein Volk mit sogenannten Mongolenschädeln in seinem lebendigen Getriebe einen hohen Grad von Cultur bekunden würde, es wohl schwerlich gelingen könnte, aus den Schädelformen, oder den übrigen körperlichen Eigenheiten, das Gegentheil zu beweisen; kurz, daß, wie beim einzelnen Menschen, so auch bei ganzen Völkern der wahre Aufschluß über ihr Geistiges nur aus der Geschichte ihres Lebens und Strebens zu ziehen ist, und zwar auch dann, wenn die Schädellehre und die Physiognomik eben so ausgebildet wäre, als sie noch im Rohen liegt.

88. Fortsetzung. — Die Eintheilung nach den Lebensweisen.

(Dasselbe Buch Seite 371 — 378.)

Weil man gewohnt ist, das Jägerleben als ein Zeichen der niedrigsten Culturstufe zu betrachten, so müssen alle Weiße, die sich hier (im westlichen Nordamerika) mit der Jagd von Pelzthieren beschäftigen, Wilde und Barbaren heißen. Seichte Moralisten haben es ja ausgemacht, daß die Jagd die Empfänglichkeit für sanfte Gefühle verderbe. Wenn die Sanftmuth des cultivirten Menschen rein instinctartig wäre und nicht in Verbindung mit dem Denken stände, so möchten die Herren vielleicht Recht haben. So aber weiß man, daß der unermüdlichste Jäger der sanfteste Gatte und Vater und der gefühlvollste Freund sein kann, und daß die größte Sentimentalität gegen Thiere mit der scheußlichsten Gefühllosigkeit gegen Menschen vereinbar ist. Man braucht nicht an die Hindus zu erinnern. Man hat auch unter den Europäern Beispiele genug, daß die zärtlichste Stimmung für Hunde, Katzen und Pferde neben der äußersten Hartherzigkeit gegen menschliches Elend besteht. Und damit sich die Meinung von der Wirkung des Jägerlebens in ihrer vollen Blöße zeige, so hat sich in Europa das sonderbare Ereigniß zugetragen, daß gerade damals, als die Jagdliebhaber anfiengen, das Wild zu schonen und zu hegen, die Gefühllosigkeit gegen ihre Mitbrüder zur höchsten Höhe stieg. Wer weiß nicht, was der europäische Landmann dem Mitleide mit dem Wilde zu verdanken hat? Vor einiger Zeit erschien in einem heftigen Regengusse ein Amerikaner an meiner Hofstätte, mit dem Antrage, doch ein junges Hirschchen aufzunehmen, das seine Mutter verloren habe, und ohne Hülfe umkommen werde. Auch das war Mitleid mit dem Wilde. Aber dieser Mann würde sich wahrhaft entsetzt haben, wenn ich ihm die

Wirkungen desselben Mitleides in Europa geschildert hätte. Noch sind am Niederrheine die Erinnerungen daran nicht erloschen. Es gab dort Bauerhöfe von zwanzig und mehr Morgen fruchtbaren Ackerlandes, wovon der Besitzer oft nicht einmal die Aussaat wiedererhielt, weil die Hirsche und Rehe Alles wegfraßen. Das Eigenthum gegen Räuber zu schützen, war erlaubt, auf diese durfte man schießen, wenn sie in die Umzäunungen drangen. Aber wer auf die wilden Thiere geschossen hätte, der würde den Gesetzen gemäß lebendig auf einen Hirsch geschmiedet worden sein. Man braucht nur einen Blick auf die Abfassung der Gesetze zu werfen, um die rohe Leidenschaft des Gesetzgebers zu erkennen. In den neueren Gesetzen gegen Angriffe auf das Eigenthum, gegen Feld- und Walddiebstähle z. B., heißt es schlechthin: wer dieses und jenes thut, soll zu dieser und jener Strafe verurtheilt werden. In den Jagdgesetzen lautet es jedoch unter Anderem wie folgt: Wer sich erfrechet, in der churfürstlichen Wildbahn einen Hasen zu schießen, der soll beim Kopfe genommen und etc. (Jülich- und Bergische Brüchtentaxe).

Indeß wie kann man sich darüber entrüsten, wenn man erfährt, was noch jetzt in Hannover geschieht? In den hannöverschen Anzeigen vom 6. December 1823 heißt es: Mittelst Erkenntniß der königlichen Justizkanzlei zu Stade ist Joachim Mehlers zu Wester-Vesede, weil er zwei Hasen in seinem Kohlgarten in gestellten Schlingen gefangen und einen jungen Hasen daselbst mit der Hand ergriffen, zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Dabei steht auch, daß die Strafe wirklich vollzogen worden sei.

Auf die Bewohner des Missouristaates machen die Erzählungen von solchen Dingen einen Eindruck, wie etwa in Deutschland die Berichte von den Rasereien eines Tiberius oder eines Caligula, unter welchen, nach dem Biographen Sueton, der Tod darauf stand, mit dem Bildnisse des Kaisers Augustus (auf Münzen oder wo sonst) an irgend einem unreinen Orte, z. B. einem Abtritte, gewesen zu sein.

Was man in Europa und in den amerikanischen Küstenstädten von der Rohheit und Sittenlosigkeit des Backwoodspeople und von den Weißen, die hauptsächlich von der Jagd leben, erzählt, ist durchaus ohne Grund. Es gehört mit zu den Verzerrungen der europäischen Cultur, von Rohheit, Sittenlosigkeit, Greuel, Sclaverei und Elend in der Ferne zu schwatzen, während die Fülle, welche jede europäische Stadt davon vorhält, gänzlich ignorirt wird. Welche Lebensweise macht die Menschen wohl gefühlloser als der Wucher? und wer geht darin den Europäern vor? Ueberhaupt zeigen sich im Volksleben Laster, die denen im Familienleben völlig analog sind. Man mustert die Fehler des Nachbars und übertreibt Alles aufs äußerste, während die Gebrechen des eigenen Hauses entweder verkannt oder doch wunderbar beschönigt werden. In diesen Ländern ist der Reiz, die beschränkte Lebensweise der europäischen Städte und Dörfer zu verlassen, so groß, daß es keineswegs zu Gunsten eines Einwanderers spricht, wenn es gar nicht auf ihn wirkt. Warum soll ein vernünftiger Mensch dort, wo die Viehzucht so leicht ist, sich nicht mehr darauf legen als auf den Ackerbau? Und worin besteht das Culturwidrige, wenn ein Europäer in einem Lande, wo es so viel Wildpret gibt als hier, zugleich die Jagd zu seinem Unterhalte benutzt? Ist es wirklich zu besorgen, daß ihn die Jagd gefühlloser gegen seine Mitbrüder mache als der europäische Wucher? Es ist allerdings zu beklagen, daß die Indianer sich so wenig um die Viehzucht und den Ackerbau bemühen und bloß von der Jagd zu leben suchen; aber aus keinem andern Grunde, als weil der alleinige Ertrag der Jagd und des Fischfanges schon für eine geringe Bevölkerung zu unsicher ist, und bei einer ausschließlichen Anweisung darauf die Menschen in einer größeren Aufregung und Spannung gehalten werden, als sich mit einer ruhigen Herrschaft über die Triebe und Begierden verträgt. Es bleibt auch unbestritten, daß ohne regelmäßige Benutzung des Bodens kein Volk zu einer hohen Culturstufe gedeihen wird. Aber daraus folgt noch nicht, daß das Jägerleben ein untrügliches Zeichen der niedrigsten Culturstufe sei. Dergleichen Ansichten liegen die Träume von einer ursprünglichen Bestialität der Menschen zum Grunde. Nicht allein, daß man sich einen Urzustand der Menschen vorstellt und eine Entwickelung, die mit einem Stammpaare beginnend, ohne fremde Einflüsse durch die bloße Aufeinanderfolge der Generationen weiter schreitet; man mischt zugleich noch Vorstellungen ein, als wenn das Menschliche ursprünglich (im ersten Paare) nur im Keime existirt habe. Oder die Vergleichung mit der Kindheit verleitet, sich die Erwachsenen der ersten Generation als wirkliche Kinder zu denken, ohne im geringsten zu prüfen, welche Fähigkeiten dem Menschen so von Natur eigen seien, wie die Sagacität manchen Thieren. Wer weiß nicht, daß einige Thiere außer dem, was man Instinct und Kunsttrieb nennt, einen ziemlichen Grad von Combinationsvermögen besitzen? Wer kennt nicht

das Benehmen der Hunde und der Elephanten? Wie diesen Wesen eine gewisse Fähigkeit angeboren wird, so muß man auch überall, wo ein Mensch auftritt, eine gewisse Fähigkeit voraussetzen, die nicht erst der Entwickelung durch die Folge der Geschlechter bedarf. Es fällt Niemanden ein, sich zu wundern, daß die Pferde in allen Erdtheilen so viel Aehnliches miteinander haben. Allein wenn man eine Thorheit unter den Indianern und Negern trifft, die auch längst in Europa war, so heißt es gleich: auf welchem Wege mag das von dem einen Volke zum andern gekommen sein? was oft nicht verständiger klingt, als die Frage, ob die amerikanischen Gänse das Schnattern von den europäischen gelernt haben. Wie es nun aberwitzig ist, sich die Menschen von Natur so stumpf vorzustellen, als sie nur im kranken Zustande sind, so verräth es ebenfalls wenig Nachdenken, zur Zähmung der Thiere einen Vorrath von Einsicht zu verlangen, der erst nach mehreren Generationen zu erwarten sei. Wenn die Hunde von Anfang an eine solche Zuneigung zum Menschen und eine solche Gelehrigkeit hatten als jetzt, so konnten sie von dem ersten Menschenpaare so leicht zu Diensten abgerichtet werden, als sie heutzutage der roheste Hirtenknabe abrichtet. Wie weit die Fähigkeit zur Jagd angeboren ist, beweisen unter Anderem die Geschichten von wilden Knaben und Mädchen, die man von Zeit zu Zeit in europäischen Wäldern gefunden hat.

Nicht die *Fähigkeit* ist es, wodurch es sich erklärt, warum die Völker bestimmten Lebensweisen vor anderen anhängen. Neben den *äußeren Anreizungen* ist es die *innere Abneigung oder Zuneigung zu den verschiedenen Thätigkeiten*. Jeder Indianer ist zur Cultur des Bodens so fähig, wie ein deutscher Bauer, und die Menschen, welche vor der Ankunft der Europäer den Ahornzucker zu bereiten verstanden, brauchten auch nicht das Maispflanzen von ihnen zu lernen. *Widerwille gegen eine ruhige, regelmäßige Verwendung der Zeit und Kräfte* ist es, was den Indianer an seine Lebensweise fesselt. Wer für einen solchen Widerwillen aber eine besondere Erklärung nöthig hat, der muß sie in keiner anderen Wildheit suchen, als derjenigen, die der Menschheit überhaupt eigen ist. Wie verträglich die Neigung zur Ungebundenheit und die Abneigung gegen eine regelmäßige Geschäftigkeit mit der Cultur ist, sehen wir in allen europäischen Ländern, wo es Menschen von sogenannter Bildung in Menge gibt, die ungebundener leben, als irgend ein Jägervolk. Und wenn nicht die Noth drängte, so würde es noch mehr Müßiggang geben, weshalb denn auch einige armselige Moralisten und Statistiker die Noth in Europa für etwas Gutes halten, ohne sich um einen anderen heilsameren Reiz zur Thätigkeit zu kümmern.

Neben der *inneren Disposition* ist aber auf die *äußeren Anreizungen* zu sehen, wenn man die Gründe bestimmter Lebensweisen aufsucht. Diese äußeren Anreizungen lassen es selten zu, daß die verschiedenen Lebensweisen mit der Entwickelung gleichen Schritt halten; und wie es Individuen von derselben Cultur begegnet, daß sie durch die Umstände zu verschiedenen Lebensweisen bestimmt werden, so geht es auch ganzen Volksstämmen. Indem die Ethnographen von der Lebensweise auf die Entwicklung schließen, setzen sie dunkel voraus, daß die Völker von einzelnen Stammpaaren abstammen, und zuerst von der Jagd, später von der Fischerei, darauf von der Viehzucht und zuletzt vom Ackerbau (sammt Industrie und Handel) leben. Man kann zugeben, daß die Lebensweisen in der Rangordnung, wie sie gewöhnlich aufgeführt werden, der Cultur mehr oder weniger günstig seien. Allein die Cultur in einem festen Causalnexus damit zu betrachten, ist ebenso verkehrt, als zu vergessen, wie sehr die Folge nach jener Rangordnung von der *äußeren Lage* abhängig ist. Die Vorstellung einer Entwickelung, die von einem einzelnen Stammpaare ausgehe und ohne Vermischung mit Fremden weiterschreite, ist sehr brauchbar, sich die Uebersicht der mannigfaltigen Momente zu erleichtern; wie es gleichfalls seinen großen Nutzen hat, das Verhältniß der einzelnen Lebensweisen zur Förderung der menschlichen Entwickelung zu prüfen. Aber was bloß für die Methode *fingirt* wird, das darf man nicht mit der Wirklichkeit verwechseln. In der Wirklichkeit kennt man weder *Urpaare*, noch eine *feste Rangfolge der Lebensweisen*. Kriege und andere Begebenheiten können so gut ein ganzes Volk, wie einzelne Familien vom Ackerbau zur Viehzucht bringen, und wiederum die Nomaden in Jäger verwandeln. Daß es im Innern von Asien so viele Nomaden gibt, daran sind wohl die verheerenden Kriegszüge mehr Schuld, als etwas Anderes. Es ist unnöthig, an die Mongolen zu erinnern, die einst alle Städte von China sammt ihrer Bevölkerung zu vernichten vorhatten. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieselben Deutschen, welche hier in Amerika so fleißige Ackersleute werden, in manchen türkischen und persischen Ländern, bei der völligen Schutzlosigkeit der Erndten, bald zum Hirtenleben

übergehen würden. Wiederholen sich die verheerenden Kriegszüge noch öfter, so wird es nur auf die Ergiebigkeit der Jagd ankommen, auch sogar auf die Viehzucht zu verzichten.

Man hat gegen die Ableitung der amerikanischen Bevölkerung aus dem nördlichen Asien einen feinen Einwurf von der verschiedenen Lebensweise der Asiaten und der Amerikaner zu ziehen gemeint, und an die Unwahrscheinlichkeit erinnert, daß ein Hirtenvolk zu einem Jägervolk *herabsinken* werde. Indeß, ohne über die Abstammung weiter zu entscheiden, ist dieses Argument doch sehr zu mißbilligen. Es ist bekannt, daß viele Nomaden Asiens neben der Viehzucht auch die Jagd nicht vernachlässigen. Nun stelle man sich vor, diese Nomaden seien durch Kriege oder durch andere Impulse (über die Aleuten von Insel zu Insel, oder über die Beeringsstraße in den Sommermonaten) *mit* Vieh nach Amerika gekommen und hätten jene Fülle von Wildpret angetroffen, die hier vor allen menschlichen Störungen nothwendig bestehen mußte. Würden die Einwanderer bei solchen Entdeckungen wohl noch lange an die mühsame Verpflegung ihrer Heerden gedacht haben? Oder wenn sie kein Vieh mitgebracht gehabt, würden sie wohl nach Asien zurückgegangen sein, es nachzuholen? Der Ueberfluß an Jagdthieren hätte den ersten Generationen der Einwanderer eine solche Aussicht darbieten müssen, daß die Veränderung ihrer Lebensweise so wenig unter den Vorwurf der Sorglosigkeit für die Zukunft gefallen wäre, als die Lebensweise der Südsee-Insulaner, die sich bei dem Vorrathe an Brodfruchtbäumen weder mit Ackerbau, noch mit Viehzucht, noch mit der Jagd und mit dem Fischfange zu befassen brauchen. Wie sollten Reize, welche so viel über die Zöglinge der europäischen Städte vermögen, und besonders so viele Franzosen von ihrer früheren Lebensweise abgelenkt haben, bei den Horden Asiens unwirksam sein, bei Horden, die ihre Heerden sofort außer Acht lassen, wenn kriegerische Beute sie anlockt?

Ist die Verwandlung der ackerbauenden Völker in Nomaden und der Nomaden in Jäger somit für kein Wunder zu achten, so würde sich von der Lebensweise nur insofern sicher auf die Cultur schließen lassen, als man annehmen dürfte, daß die einmal errungene Cultur durch die Veränderung der Lebensweise ohne Weiteres wieder rückwärts gehen müsse, was wohl Niemand zu beweisen versuchen wird.

Das Resultat ist, daß auch *die Eintheilung nach den Lebensweisen* für die gründliche Beurtheilung der menschlichen Entwickelung dasjenige nicht leistet, was man davon hofft; und wenn ich hiebei an die Frage nach dem Unterschiede zwischen den Indianern und den Germanen erinnert würde, so müßte ich erklären, daß ich aus *dieser* Eintheilung nicht mehr zu ziehen weiß, als aus *der nach Stammracen*. Die Germanen trieben Viehzucht und einigen Ackerbau. Allein der Zusatz, daß die Männer die Sorge dafür den Weibern, den Alten und Schwachen aufbürdeten und sich selbst nur mit der Jagd und dem Kriege beschäftigten, nähert sie den Indianern wieder, da auch diese durch die Weiber kleine Gärten bestellen lassen. Indeß für jetzt befassen sich meine Gedanken mehr mit Betrachtungen über das Backwoodspeople, worunter ich selbst gerechnet werde, weshalb mir mein Eifer gegen die Lästerer um so weniger zu verübeln ist. —

89. Schluss. — Die Eintheilung in Wilde, Barbaren u. s. w.

(Dasselbe Buch S. 387—402.)

Wer sich überzeugt hat, wie wenig mit der Eintheilung der Völker nach Stammracen und nach den Lebensweisen für die Beurtheilung der Cultur zu gewinnen ist, der wird auch das Bemühen, an den Vorstellungen von *Wildheit* und *Barbarei* einen sicheren Anhalt zu finden, zu würdigen wissen. Bei den alten Völkern waren dergleichen allgemeine Rubriken ebenfalls im Umlaufe, aber für die Erhellung des Gebietes, worauf sie sich beziehen, damals nicht mehr nutz als heute[1]). Sollen die Gegenstände selbst klar hervortreten, so darf man sie nicht durch Wörter, die einen Anhang von ungeprüften Vorstellungen nachschleppen, mit Nebel umhüllen. Um von einem Gegenstande einen treuen Abdruck zu erlangen, hat man sich zu hüten, die Bezeichnung einzelner Züge mit Worten für etwas Anderes zu halten, als eine einstweilige Fixirung des bereits Ausgemittelten. Gemeiniglich fehlt man dagegen so sehr, daß man die zuerst ent-

deckten Eigenheiten so rasch als möglich benutzt, ein Wort in Anwendung zu bringen, um die weitere Kunde von dem Gegenstande durch Analysirung des Wortes (der durch den Sprachgebrauch damit verbundenen Vorstellungen) zu erwerben, unbekümmert, ob der Gegenstand in allen Eigenheiten zu dem Worte passe, welches doch bloß einzelner Eigenheiten wegen auf ihn angewendet wurde. Die meisten Disputationen geben Belege zu dieser Bemerkung. Ich habe es indeß nur mit dem Mißbrauche der Wörter „Wildheit und Barbarei“ zu thun. Es zeugt nicht für Cultur, wenn unsere besten Schriften mit solchen unbestimmten Ausdrücken um sich werfen. Die Lehrer der Geschichte brauchen sie gleichsam als Basis. Aber mit der einfachen Frage, was ist Wildheit? was ist Barbarei? kann man ihre hohen Gerüste von Grund aus erschüttern. Die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, dieser Gefahr zu begegnen, könnte man possirlich finden, wenn die Materie selbst nicht zu ernst wäre. Umsonst hoffte man sich durch Abtheilungen von Halbwildheit, Halbbarbarei, Halbcultur zu helfen. Das Gebiet blieb so dunkel als zuvor. Immer und überall trifft man auf die Scheu vor der Untersuchung des Wesentlichen in der menschlichen Natur. Dem allein ist es beizumessen, daß man in dem Strudel der Verwirrung bald nach dieser, bald nach jener Aeußerlichkeit, wie einem rettenden Anhalte griff. Weiter waren auch sämmtliche Versuche nichts, wodurch man den Wörtern »Wildheit und Barbarei« eine feste Bedeutung zu verschaffen strebte. Ich würde in Verlegenheit sein, wenn ich sie alle anführen müßte.

Geistreiche Männer haben die Behandlung der Gefangenen zum Eintheilungsgrunde gewählt. Die wildesten Völker, hieß es, martern und fressen die Gefangenen; die weniger wilden tödten sie ohne Marter; dann folgen die Halb-Barbaren, die sie zu Sclaven machen; die civilisirten lassen sie auslösen. Andere glaubten in der Behandlung der Weiber die Culturscale zu finden. Es ist keineswegs meine Absicht, dieses Alles für in lockerer Verbindung mit dem Wesentlichen zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist vor wie nach zu bestimmen, in welcher Verbindung mit dem Wesentlichen es ist, und die läßt sich unmöglich heben ohne Untersuchung des Wesentlichen selbst.

Wenn eins der bisherigen Kriterien der Cultur einen wichtigen Schein für sich hat, so dürfte es die Anthropophagie sein, und bei dem ersten Nachdenken möchte sich vielleicht Jedermann geneigt fühlen, falls es überhaupt ein untrügliches Merkmal für das Wort „Wildheit“ gebe, die Menschenfresserei dafür zu halten.

Daß die meisten Indianerstämme Nordamerikas zur Zeit der Entdeckung Menschenfresser waren, ist sehr wahrscheinlich. »Kommt, laßt uns das Blut der Feinde trinken!« ist noch der gewöhnliche indianische Aufruf zum Kampfe. Früher hieß er wohl: „Kommt, wir wollen dieses Volk aufessen! etc.« Was einzelne Stämme in der Nähe des Felsengebirges noch treiben, wird die nahe Zukunft lehren. Die Attacapas am unteren Missisippi (eigentlich westlich des Missisippi an der St. Bernards Bay) fraßen im Anfange des 17. Jahrhunderts den dicken de Charleville, der der Colonisirung von Louisiana wegen von Frankreich abgesendet worden war. Er war auf der Jagd mit seinem Gefährten Belle-Isle in die Hände der Indianer gefallen. Den Belle-Isle versparten sie für einen anderen Schmauß, und nur ein glücklicher Zufall rettete ihn[2]). Der Abscheu, den die Europäer gegen Menschenfresserei bewiesen, hat den größten Einfluß auf die Indianer gehabt. Jetzt kennt man in dem ganzen Missisippigebiete nur einen schwachen Stamm, der dem Cannibalism ergeben ist, nämlich die Carancoahs am Sabineflusse; und diese werden deshalb von den anderen Indianern (die heutzutage hartnäckig leugnen, daß ihre Ahnen je Menschenfresser gewesen) gehaßt und verfolgt.

Wo Menschenfleisch einmal als Speise gilt, da darf man sich auch nicht wundern, wenn ein fetter Mensch einem magern, ein gesunder einem kranken vorgezogen wird. Man erzählt von den Indianern, insbesondere von den Caraiben, daß sie die Gefangenen vorher mästeten, daß sie sie entmannten und vor dem Tödten wohl mit Ruthen peitschten, um das Fleisch milder zu machen. Das lautet uns überaus scheußlich; aber es ist wenig oder gar nicht entfernt von dem Geschmacke an Menschenfleisch überhaupt; und da ich diesen einmal annehmen muß, so sehe ich auch keinen Grund zu zweifeln, wenn von einigen Stämmen, den Irokesen z. B. berichtet wird, daß sie den Hals und Nacken für den besten Bissen gehalten, und von den Caraiben, daß sie die Waden und Schenkel vorgezogen hätten. Auch soll man das Fleisch der Weiber minder geliebt haben als das Männerfleisch. Oviedo will gar die Abneigung gegen Weiberfleisch auf die zur Vernichtung der Indianer im Soldetat der spanischen Majestät aufgeführten Doggen übertragen. In den Nachrichten über mehrere Negerstämme in Afrika wird Aehnliches erzählt, z. B. von dem Portugiesen Eduard Lopez und dem Briten Eduard Battels, die

am Ende des 16. Jahrhunderts in Niederguinea waren, vom Dänen **Römer** u. s. w., und außerdem, daß dort Menschenfleisch eben so auf öffentlichen Märkten verkauft werde, wie das Fleisch von Lämmern und Rindern in Europa. Diese Angabe, wofür noch viele andere Zeugnisse sprechen, ist als falsch angefochten worden, weil es zu sehr mit der menschlichen Natur im Widerstreite sei. Aber zwischen der Sitte, Menschenfleisch als ein gewöhnliches Lebensmittel zu behandeln und es als Waare feilzubieten, gibt's doch wahrlich keine große Kluft. Uebrigens darf man aus dem, was sich jetzt in Afrika findet, so wenig auf das schließen, was vor Jahrhunderten geschah, als dies in Amerika angeht. Wie die nordamerikanischen Indianer hartnäckig leugnen, daß ihre Vorfahren Menschenfresser gewesen, so kann die europäische Cultur auch in Afrika nicht ohne Wirkung geblieben sein.

Herodot erzählt (*lib.* I und IV), daß die Massageten und Issedonen ihre Eltern gefressen und die Schädel als Trinkgeschirre aufbewahrt hätten; und Strabo sagt von den Derbionen am kaspischen Meere, daß sie die Männer erwürgen und verzehren, wenn sie 70 Jahre alt geworden; die Frauen würden zwar auch erwürgt, aber begraben. Von den Irländern sagt er Aehnliches. Auch die Wenden (besonders die im heutigen Lüneburgischen) sollen ihre Eltern gefressen haben. Das geschah nicht etwa bloß in der Noth. Allein die Noth hat sicher zum **Entstehen** der Sitte beigetragen. Was die Noth in dieser Hinsicht auch über cultivirtere Menschen vermag, lehren uns die Schicksale unglücklicher Seefahrer, die das Blut und den Harn, sammt dem Fleische ihrer Todten genossen haben. Freilich kamen sie nicht plötzlich dahin; erst als Verzweiflung sich ihrer Sinne bemeistert hatte. Im siebenten Jahrhundert soll in Folge eines allgemeinen Mißwachses in Aegypten die Neigung, Menschenfleisch zu essen, zu einer Höhe gestiegen sein, daß man sich unter einander bloß des Fleisches wegen mordete. Die Indianer haben nur ihre Gefangenen gefressen. Aber in Alexandrien gieng es so weit, daß man, unter dem Vorwande von Krankheit, die Aerzte in die Häuser lockte, um sie aufzufressen. Nun wird berichtet, daß, nachdem die Hungersnoth längst vorüber gewesen, die Sitte, Menschenfleisch zu essen, fortgedauert habe. Wenn dies der Bevölkerung des damaligen Aegyptens, wo die alte Cultur noch nicht ganz verschwunden war, begegnen konnte, so darf man sich um so weniger über die Anthropophagie bei rohen Jägervölkern wundern, die nicht selten in eine Lage gerathen, worin sie der Hunger reißenden Thieren gleich macht. Cäsar erzählt (*lib.* VII, 77), daß, als die Gallier sich vor den Cimbern und Teutonen in die festen Städte zurückgezogen hatten, die zum Kriege untauglichen Personen verspeiset worden seien; und Strabo (IV) sagt, daß die Celten und Iberier oft zu dieser Noth in langen Belagerungen gekommen seien.

Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß **wüthende Feindschaft** die Menschen zum Verzehren von Menschenfleisch gebracht hat. Man soll zu Paris die Leber und die Lungen des Marschalls d'**Ancre** gefressen haben und in Holland das Herz des **de Wit**. Aus der französischen Revolution berichtet man Mehreres der Art. Damit mag es erklärlicher scheinen, wenn von den Indianern erzählt wird, daß sie auch jetzt noch wohl das Blut ihrer Feinde trinken. Es ist selbst zu vermuthen, daß eben diese zerfleischende Wuth mit der Noth vereint den Cannibalism erzeugt habe.

Wenn es wahr ist, daß die Menschenopfer ein Rest der Anthropophagie sind, wofür die Wörter *hostia* und *victima* sprechen, so sind fast alle Völker einst Anthropophagen gewesen. Denn wir wissen sehr gut, daß Griechen, Römer, Karthager, Germanen, Gallier, Juden, Perser und viele andere Völker Menschenopfer hatten. Die Römer bedingten sich bekanntlich in einem Frieden aus, daß die Karthager dem Saturn keine Kinder mehr opfern sollten. Die Karthager hatten diesen Gebrauch von den Phöniziern. Die Germanen opferten ihre Kriegsgefangenen dem Gotte Odin. Die Sitte, die Sclaven zu opfern, scheint bei den Germanen bis in das achte Jahrhundert gedauert zu haben. In Schweden wurde nach der Gewohnheit der Geten von Zeit zu Zeit gelooset, wer der Gottheit zu Ehren geschlachtet werden solle, und für das glücklichste Zeichen wurde gehalten, wenn das Loos auf den König fiel, der dann unter dem Freudengeschrei der ganzen Nation geopfert wurde (*Loccen. Antiquit. Sueo-Goth. p.* 15); völlig der Neigung gemäß, der Gottheit das Beste und Theuerste zu opfern, weshalb die Germanen auch vorzüglich die Hunde und Pferde dazu nahmen. Demnach scheint es so unglaublich nicht, wenn die Alten, z. B. Herodot, Plinius und Pomponius Mela versichern, daß alle nordischen Völker der Menschenfresserei ergeben seien und sich deswegen wohl bekriegt hätten. *Aulus Gellius* (*lib.* 9 *cap.* 4) und *Lucian* (*de luctu*) versichern, daß in Scythien es ganze Völker gebe, die das Menschenfleisch als die gesundeste Speise jeder anderen Speise vorzögen.

In den Berichten über die Reisen von Cook lesen wir, daß die Menschenfresserei auch unter übrigens sanften Südsee-Insulanern üblich ist. Dabei wird erwähnt, daß im Jahre 1772 in Hessen auf den Gütern des Baron v. Boineburg ein Schäfer vor Hunger einen kleinen Knaben gefressen habe. Prochaska erzählt von einer Frau in Mailand, die Kinder anlockte, sie schlachtete, einsalzte und Monate lang davon lebte.

Die Sitte, die Alten und Gebrechlichen zu tödten, entspringt wahrscheinlich auch aus der Noth, und eine Noth, die dazu bringen kann, vermag auch noch mehr. Diese Sitte trifft man aber nicht bloß in Amerika, sondern in der ganzen alten Welt. Noch zu Alexanders Zeiten warfen die Baktrier sehr kranke Personen den Hunden vor, die dafür eigens gehalten wurden (nach Oneisikritus). Die Hyrkanen und mittleren Perser warfen bloß die Leichname der Verstorbenen den Hunden vor, was noch jetzt in Tibet und unter den Kalmücken geschehen soll. Auch die germanischen Heruler tödteten ihre Greise und Kranken, wie Procop erzählt (*de bello Goth.* 2, 14). Von den Preußen meldet Prätorius, daß der Sohn die alten schwachen Eltern erschlug. Blinde, schielende, verwachsene Kinder tödtete der Vater durchs Schwert, Wasser oder Feuer. Lahme, blinde Knechte hieng der Hausherr an Bäume. Sind diese Greuel, denen das Christenthum ein Ende gemacht hat [3]), weit von der Menschenfresserei entfernt? Oder ist an der Menschenfresserei nicht das Tödten der Menschen gerade das Schlimmste? Nur weil der Geschmack an dem Menschenfleische einen neuen Impuls gibt, unsere Mitbrüder zu würgen, darum ist ihm so sehr entgegenzuwirken. Ohne diese Rücksicht würde die Vernunft es nicht verbieten, von dem Fleische erschlagener Feinde zu leben. Die sogenannte Stimme der Natur neben der Vernunft scheint mehr der Gewohnheit und der Erziehung anzugehören als man glaubt. In der Noth fressen sich einander die Thiere derselben Art auf. Man braucht nur Mäuse ohne Futter mit einander einzusperren, um diese Erfahrung zu machen. Dunkle Vorstellungen sind es, welche unserm Abscheu gegen Menschenfleisch als Speise zum Grunde liegen, und diese Vorstellungen haben mit einem physischen oder instinctartigen Widerwillen nichts gemein. Ein instinctartiger Widerwille müßte sich auch dann zu erkennen geben, wenn uns Menschenfleisch vorgesetzt würde, ohne daß wir es wüßten. Der physische Ekel, welcher mit jenen dunklen Vorstellungen verbunden ist, entsteht aber vorzüglich daher, daß wir die todten Leiber unserer Mitmenschen meist nur im Zustande der Verwesung kennen. Wer oft Anatomien besucht, oder sich angelegentlich mit anatomischen Untersuchungen an Menschen befaßt, der erfährt bald, wie sehr unser Abscheu vor Leichen durch die bloße Gewohnheit gemildert wird.

Es ist freilich klar, daß dort, wo Menschenfresserei als eine gewöhnliche Sitte herrscht, kein hoher Grad der Cultur sein kann, die Sitte mag entstanden sein wie sie wolle. Auch habe ich nichts dawider, daß man in rückhaltlosem Abscheu alle Menschen, wobei sie früher angetroffen wurde und noch angetroffen wird (die Siamesen nicht ausgenommen, welche fortwährend ihre hingerichteten Verbrecher zu verspeisen pflegen), zusammen Wilde nenne. Allein man glaube nur nicht, damit in der Kenntniß ihrer Culturstufe weiter gekommen zu sein, und erwäge, daß alsdann unter die Rubrik von Wilden Völker fallen, die eine genaue Forschung durchaus näher unterscheiden muß.

Mit der Eintheilung nach der Behandlung der Weiber sieht es noch mißlicher aus. Wenn die Indianer in Amerika die Weiber im Allgemeinen hart behandeln, so ist dies doch anders auf manchen Inseln der Südsee, bei den Lappen, den Kamtschadalen und anderen Völkern, die übrigens für sehr roh gelten. Zwischen den Slaven und den Germanen war kein besonderer Unterschied in der Cultur, und doch sollen die Slaven die Weiber härter behandelt haben, als die Germanen (Anton über die alten Slaven), mehrere Beispiele zu übergehen. Um über die Behandlung der Weiber bei den Griechen und Römern zu urtheilen, die viele Schriftsteller hart nennen, weil sie sofort ihren eigenen Maßstab anwenden, ohne ihn je einer genauen Prüfung zu unterwerfen, dazu ist eine Vorbereitung nöthig, die ich einstweilen verschiebe.

Man hat sogar in der Beschaffenheit der Wohnungen ein Merkzeichen der Cultur finden wollen. Aber bei der ersten Entdeckung von Amerika traf man unter den Indianern von gleicher Rohheit einige Stämme, welche bessere Wohnungen hatten, als viele deutsche Landleute. Andere, wie an der Hudsonsbay, wo das rauhe Klima doch vor Allem eine gute Wohnung zu fordern scheint, lebten in den elendesten Höhlen und Löchern, so daß man von ihnen sagen konnte, was Tacitus (*de morib. Germ. cap.* 46) von den Fennen sagt. Die Peruaner bauten so schlecht als die Indianer in Brasilien, und doch schienen sie in der Cultur bedeutend weiter.

Man könnte auch die Behandlung der neuge-

bornen Kinder als Kriterien der Cultur betrachten. Allein dann fallen die Griechen und Römer mit den Chinesen zusammen, da es nach allen Nachrichten über China wohl nicht zu bezweifeln ist, daß dort jährlich viele tausend neugeborne Kinder theils den Hunden vorgeworfen, theils in heißem Wasser erstickt werden. So etwas bemerkt man selbst unter den Indianern Amerikas nicht.

Gerade an der Vergleichung der Indianer und der Germanen läßt sich zeigen, wie wenig die bisherige Weise, die Entwickelung der Völker zu beurtheilen, werth ist. Wer nicht bis zum Kerne vordringt, der muß nothwendig durch die Aeußerlichkeiten irre werden. Es lassen sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen beiden aufführen. Ich habe schon früher an die einzige Beschäftigung mit Jagd und Krieg erinnert, sowie an die Spielwuth, an die Neigung zur Berauschung. Es gibt noch mehr Uebereinstimmung, z. B. in der Kleidung. Die Germanen trugen (nach Tacitus) nichts als einen Mantel, den oben eine Spange oder ein Dorn befestigte. Die Indianer tragen auch nur Mäntel, entweder von Thierhäuten oder eine wollene Decke, die sie von den Weißen eintauschen. Die Germanen zählten nach Nächten und nicht nach Tagen. Dasselbe thun die Indianer. Die Germanen hörten nicht selten auf den Rath von Frauen wie von Prophetinnen. Dasselbe thun die Indianer. Und was vor Allem auffallen könnte, ist folgende Aehnlichkeit: Tacitus erzählt von den Germanen, daß sie bei der Wahl ihrer Könige auf den Adel (d. h. auf die Abstammung von ausgezeichneten Ahnen), bei der Wahl der Heerführer auf persönliche kriegerische Eigenschaften sahen. Genau so ist es auch bei den Indianern. Wie locker ihr öffentliches Band sein mag, sie haben dennoch ausgezeichnete Familien, wovon einzelne Glieder einen solchen Einfluß genießen, daß die Europäer sie mit Königen vergleichen, wie die alten Römer die germanischen Oberhäupter damit verglichen. Diese Oberhäupter sind aber nicht nothwendig Anführer im Kriege. Eben weil sich oft einzelne Indianer zu Fehden entschließen ohne Theilnahme des ganzen Stammes, vollkommen wie es unter den Germanen geschah, so muß es auch neben dem Oberhaupte des Stammes noch besondere Kriegsoberhäupter geben. Und eben weil das Regiment des Königs durchaus schwach ist, so bedarf es nur einer äußeren Veranlassung, daß sogar bei einem Kriege des ganzen Stammes ein besonderer Kriegs-König gewählt werde. Wenn der eigentliche König aus irgend einer Ursache zum Kriege unfähig ist, so geschieht es schon deshalb. Denn, wie gesagt, die Macht des Königs ist nicht der Art, daß er seinen Stellvertreter wählen dürfe. — So wichtig diese Züge beim ersten Blicke erscheinen mögen, es fordert nicht viel Anstrengung, einzusehen, daß sie sich leicht von selbst entwickeln und daß dabei an nichts weniger zu denken ist, als an legislative Institutionen.

Wer sich überzeugen will, daß die Germanen ziemlich weit über die indianische Cultur hinaus waren, der braucht nur zu beachten, wie sie sich als Krieger zu den Römern, und wie die Indianer sich von jeher als Krieger zu den n e u e r e n Europäern verhalten haben. In der Colonisationsgeschichte von Nordamerika trifft man zwar Beispiele, daß von den Indianern ganze Regimenter Weißer theils aufgerieben, theils in die Flucht geschlagen worden. Allein dazu gehört folgender Commentar. Es waren Soldaten, die frisch ausgehoben den Krieg und dessen Gefahren nicht kannten; die Indianer waren in zu großer Uebermacht; oder sie stürzten aus dem Hinterhalte hervor. Unter ähnlichen Umständen würde eine Schaar von Wölfen vielleicht dasselbe können. Auf keinen Fall waren aber die neueren Europäer den römischen Legionen zu vergleichen. Bei aller Affectation von Ruhe in Leiden ist die ruhige Tapferkeit den Indianern doch völlig unbekannt, und im offenen Kampfe haben sie den gewöhnlichsten europäischen Werbsoldaten höchst selten Widerstand geleistet, sie mochten mit Feuerwaffen versehen sein oder nicht. Es verräth eine geringe Kenntniß der menschlichen Natur und eine kindliche Eitelkeit, die Germanen und ihren Arminius so zu preisen, als in deutschen Schriften oft geschieht. Aber wer, um diesen Fehler zu vermeiden, dem Arminius einen indianischen Anführer, sei's auch einen P o n t i a k oder einen T e c u m s e h gleichstellen wollte, der lese vorher, wie der berühmte römische Geschichtschreiber sich über den Arminins äußert. Im 88. Capitel des 2. Buches seiner Annalen heißt es: „Er war unstreitig der Befreier Germaniens, und er hatte nicht etwa zu kämpfen gegen das erste e n t s t e h e n d e römische Volk, wie andere Könige und Feldherren, sondern gegen das Reich in seiner höchsten Blüthe. Bei schwankendem Glücke in Treffen, im Kriege selbst unüberwunden, hat er von seinen 37 Lebensjahren zwölf Jahre lang seine Macht behauptet und lebt noch fort im Gesange bei den Stämmen seines Volkes, freilich unbekannt den Annalen der Griechen, die nur das Ihrige bewundern, auch bei den Römern nicht sehr berühmt, da wir das Alte erheben und uns um das Neue nicht kümmern.“ Ferner lese er, wie derselbe C o r n e l i u s

Tacitus sich im 37. Capitel von den Sitten der Germanen über deren Kriegsmacht ausläßt: »Unser Staat war 640 Jahre alt, als man zuerst von den Waffen der Cimbrer hörte. Von dieser Zeit bis zum zweiten Consulate des Imperators Trajan zählen wir beinahe 210 Jahre. So lange sind wir am Besiegen der Germanen. Dieser große Zeitraum brachte beiden Theilen viele Leiden. Weder der Samniter, noch der Punier, nicht Spanien, nicht Gallien, nicht einmal der Parther gab uns mehr Erinnerungen. Denn herber als die Herrschaft des Arsaces ist die Freiheit der Germanen. Was kann uns der mit dem Verluste des Pacorus von Ventidius besiegte Orient Anderes vorwerfen, als den Tod des Crassus? Aber die Germanen haben den Carbo, den Cassius, den Scaurus Aurelius, den Servilius Cäpio und den Cajus Manlius, und zugleich fünf consularische Heere getödtet oder gefangen genommen und später den Varus mit drei Legionen u. s. w.«

Nun aber bedenke man, was das für Krieger waren, worüber diese Siege errungen worden sind, und wie sich die Legionen jener Zeit zu unsern besten Soldaten verhalten. Man blicke auf den einzigen Zug, daß die Römer sich, wenn die Uebermacht so groß war, daß jede Anstrengung vergeblich schien, in Reihe und Glied geordnet, wie auf Commando, selbst den Tod gaben. In welchen Heeren der neueren Zeit finden sich Beispiele wie das der Legion, die im gallischen Kriege unter den Legaten Sabinius und Cotta untergieng? (*Caesar de bello Gall. lib.* 5 *cap.* 37.) Ein solches Betragen von Tausenden kann nur die Frucht von Ideen sein, die durch die Folge der Geschlechter gleichsam ins Blut der Masse übergegangen sind. Und wider solche Kämpfer fochten die Germanen im freien Felde. Bedarf es dazu noch einer langen Erörterung, damit die Gleichstellung mit den Indianern als eine wahre Absurdität erscheine? Bedarf es dazu noch der Hinweisung auf jene Worte des römischen Historikers, worin er die Gottheit anfleht, zum Schutze seines Vaterlandes doch ja die Zwietracht unter den Germanen zu erhalten? (*De mor. German. cap.* 33.)

Woher können diese Verstöße anders rühren, als aus groben Verwechselungen des Zufälligen mit dem Wesentlichen? Wäre man über die Norm, wonach die Cultur zu beurtheilen ist, nur einigermaßen im Klaren, so würden sie unmöglich sein. Dann würde man begreifen, wie hoch die kriegerischen Vorbilder der Germanen über denen der Indianer stehen. Aber nicht das allein, es würde auch nicht unbemerkt bleiben, daß die germanische Entwickelung weit gesunder war, als sich die indianische beweiset, daß also abgesehen von einem Stufenunterschiede, noch ein anderer Unterschied obwaltet, der für die Beurtheilung der Völker ebenso wichtig ist als jener, aber gewöhnlich damit in Dunkelheit und Verwirrung vermengt wird. Die zwei gefährlichsten Klippen der Entwickelung eines Individuums sind auch bei der Entwickelung ganzer Völker zu fürchten. Die eine ist die, welche das Streben zum Bessern verwirrt und verzerrt und alle die widrigen Erscheinungen erzeugt, welche wir der Eitelkeit und dem Dünkel beimessen. Die andere drohet die Lebenskraft ganz von der Richtung zum Bessern abzuziehen und in Genüssen des Geschlechtstriebes zu versenken. Wie man bei der Prüfung der Erwartungen von einem Knaben und Jünglinge auf den Einfluß dieser beiden Klippen zu achten hat, so muß es auch bei der Prüfung der Gesundheit von ganzen Völkern geschehen. Die leibliche Noth und die Habsucht gebärt allerdings, wie bei einzelnen Knaben und Jünglingen, so auch bei Völkern mancherlei Verzerrungen. Allein in der Kindheit der Volksentwickelung sind die erwähnten Klippen mehr zu fürchten. Wie bei der Vergleichung von Knaben und Jünglingen es mehr darauf ankommt, ob sie nicht verdorben seien durch die Verzerrungen der Eitelkeit und durch den Geschlechtstrieb, als ob sie in der Bahn der Entwickelung größere oder geringere Fortschritte gemacht haben, so ist auch diese Rücksicht bei Vergleichung der Germanen mit den Indianern wichtiger, als daß die Cultur der ersteren schon positiv über die indianische Stufe hinaus war. Die Indianer haben nicht bloß niedrigere Ideale als die Germanen, sondern ihr Ehrgefühl ist in sich so verzerrt, daß es für eine Nationalsitte in ganz Amerika gilt, die Weiber und Kinder der Feinde zu morden, nicht nur die der Weißen, sondern jeder Farbe. Ob ich die Stimmung, welche die Krieger bewegt, sich mehrere Stunden mit der Zierung ihres Leibes vor einem Spiegel zu befassen, indem sie sich mit mancherlei Farben bedecken, mit Schellen behängen, oft den Kopf mit Thierhörnern krönen, und an den unteren Rückgrat Thierschwänze befestigen, lieber einem Mangel an Cultur als einer Verzerrung beimessen soll, weiß ich nicht. Aber der Geschlechtstrieb hat sie zu einem Betragen gebracht, was in Vergleich mit den Sitten der Germanen sicher Verdorbenheit zu nennen ist. Vermischung mit Thieren und Unzucht mit Knaben findet sich fast bei allen Stämmen. Ge-

rade das Letztere, das Verderben der Jugend, ist das Traurigste. Dagegen spricht an den alten Germanen kein Zug freundlicher an, als die Vorsicht der Erwachsenen, die Jugend nicht durch den Geschlechtstrieb zu verderben; und wahrlich, wenn es mit den neueren Völkern besser werden soll, so müssen sie durch Reflexion auf das zurückkommen, was die Germanen mehr aus Gefühl thaten. Es ist ein Jammer, wie wenig von der gesammten neueren Erziehung dafür geschieht, die Jugend an der Klippe des Geschlechtstriebes vorüberzuleiten. Die Verwirrung ist so groß, daß man es bisher fürs Beste gehalten hat, im Allgemeinen gar nichts zu thun, und im Einzelnen hin und wieder einen Schwall von finsteren Reden über Sünde vorzubringen; als ob man einen Menschen aufklären und zugleich vermögen könne, etwas für Sünde zu halten, was er an seinen eigenen Eltern und Lehrern sieht, und wozu ihn selbst die Natur heftig antreibt. Wie anders war das Benehmen der alten Germanen! Sie gebrauchten ein Mittel, das für jeden Knaben wirksam ist. Sie faßten die Jugend bei der Seite, wo sie vor Allem zugänglich ist. Sie sagten ihr, daß die frühe Befriedigung des Geschlechtstriebes den Geist dumm und den Körper kraftlos mache, und dieser Spruch hatte die Ueberzeugung der Erzieher so für sich, daß er schon in den bloßen Worten die Zöglinge durchdrang. Sodann aber mußte dieselbe Ueberzeugung auch die Erwachsenen bestimmen, in ihrem eigenen Verhalten allen schädlichen Reiz gegen die Jugend zu vermeiden, was leider von den neueren Europäern so wenig gerühmt werden kann.

Doch ich sehe, daß ich meine Gedanken über die Vergleichung der Germanen und der Indianer nicht vollständig niederzuschreiben vermag, ohne die Norm zu zeichnen, wonach die Culturstufen überhaupt zu beurtheilen sind, und daß die kurze Erklärung, »diese Norm sei nichts Anderes, als die Scale der menschlichen Vorbilder,« einen zu großen Commentar verlangt. Darum breche ich ab.

[1]) Bemerkenswerth ist, daß die Römer sich anfangs (im Gegensatze der Griechen) selbst Barbaren nannten, wie man z. B. in den Prologen zu den Lustspielen des Plautus sehen kann (*Asinaria V.* 11. *Trinummus V.* 19), wo es heißt: *Plautus vortit barbare!*

[2]) *L'histoire de la Louisiane par le Page du Pratz.*

[3]) Nur muß man mit Eusebius nicht übertreiben und vergessen, daß schon vor dem Christenthume die Cultur bemüht war, dergleichen Scheußlichkeiten zu verhüten. Plutarch erzählt (*de fortitud. Alexandr. tom. II*), daß Alexander die Sogdianer abgehalten, ihre Eltern zu tödten, und die Scythen, ihre Todten zu fressen. Und Plinius versichert, (*hist. natur. lib.* 30 *cap.* 1), daß die Römer überall unter den Galliern die Menschenopfer und die Menschenfresserei abgeschafft hätten, was er für eine unschätzbare Folge der römischen Eroberungen erklärt. Die Wenden haben selbst nach eingeführtem Christenthume den Gebrauch, ihre alten und unvermögenden Eltern zu tödten, beibehalten. Kranz (*Vandalia I*, 7. *cap.* 48) erzählt ein Beispiel aus dem Jahre 1308, und Enzelt sagt in seiner im Jahre 1579 herausgegebenen Chronik der Altmark, daß die lüneburger Wenden noch vor wenigen Jahren ihre alten Väter getödtet hätten.

90. Zur Geschichte und Kritik der deutschen Mythologie.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Mythologie I. [1844] S. V—VII, XII—XVI.)

Die kritik, der es auf fremden gebieten oft glänzend gelingt, hatte sich an dem heimathlichen alterthum versündigt und ihre meisten mittel misbraucht. durch eines Römers unsterbliche schrift war ein morgenroth in die geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere völker zu beneiden haben; nicht genug daß man die echtheit des buchs (als wäre das gesamte mittelalter solcher hervorbringungen fähig gewesen) verdächtigte, wurden seine aus edler wahrheitsliebe entsprungenen meldungen herunter gezogen und die unsern vorfahren darin beigelegten götter aus aufgedrungnen römischen vorstellungen hergeleitet. statt den gehalt so kostbarer angaben mit den sonst zerstreuten überbleibseln unsers heidenthums emsig zu vergleichen, hatte man nichts angelegneres als auch den werth dieser wenigen trümmer zu schmälern und sie für ersonnen, erborgt und abgeschmackt zu erklären. was von besondern göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer nur bald los zu werden, als gallische oder slavische zu betrachten, wie landstreicher auf schub weiter geschickt werden, mag der nachbar zusehn, was er mit dem gesindel anfange. Die

nordische edda, deren anlage, gestalt und gehalt entlegenste vorzeit athmet, deren lieder ganz anders an unser herz greifen als die im überschwank bewunderte ossianische dichtung, brachte man auf christlichen und angelsächsischen einfluß zurück, übersah blind oder geflissentlich ihren zusammenhang mit den spuren des innern deutschen alterthums, und meinte sie zu den ammen und spinnerinnen zu verweisen, deren bloßer name allen mit dem wesen der volksdichtung unvertrauten den tiefsten ton der verachtung anzugeben schien. sie haben dafür rache genommen, die nornen und spindelträgerinnen.

Man darf sagen, den wirklichen bestand dieser mythologie leugnen, heiße ungefähr auch das hohe alter und die andauer unsrer sprache in abrede stellen: jedem volk ist glaube an götter nothwendig wie die sprache. niemand kann aus abgang oder armut an denkmälern folgern, daß unsre vorfahren in bestimmter zeit ihre sprache nicht geübt, nicht fortgepflanzt hatten; bedachtlos wird mangel oder sparsamkeit der nachrichten vorgeschützt, um unser der bekehrung vorausgegangnes heidenthum gleichsam alles seines inhalts zu berauben. die geschichte lehrt in der sprache, je weiter hinauf wir ihr zu folgen vermögen, sinnliche vollendung gewahren, die mit dem steigen der bildung sinkt; da die formen des dreizehnten jahrhunderts den heutigen überlegen sind, die des neunten und fünften noch höhere stufe einnehmen, darf vorausgesetzt werden, daß ganz unbezeugt gebliebne deutsche völkerschaften der drei ersten jahrhunderte unserer zeitrechnung selbst den gothischen sprachstand hinter sich werden gelassen haben. gelten also in der sprache schlüsse auf das was abhanden ist, zuckt ihre gegenwärtige beschaffenheit noch weit zurück in die ältere und älteste; so muß auch in der mythologie ein ähnliches verfahren sich rechtfertigen und aus ihrem versiegenden wasser die quelle, aus den stehngebliebnen sümpfen der alte strom geahnt werden. die völker hängen und halten fest am hergebrachten, wir werden ihre überlieferung, ihren aberglauben niemals fassen, wenn wir ihm nicht ein bett noch auf heidnischem grund und boden unterbreiten.

Diese verhältnisse bestätigen sich auch durch die bewandtniß, die es um poesie und sage hat. war den heiden schon eine feingegliederte sprache eigen und wird ihnen eine fülle von glaubensmythen zugestanden, so kann es nicht fehlen, daß in sie lieder und dichtungen eingriffen und sich den gebräuchen verwebten. das versichert uns schon Tacitus, und die zeugnisse bei Jornandes und Eginhart lassen auch für den verlauf der späteren zeit nicht den geringsten zweifel übrig. die uralten gesänge auf Tuisco, Mannus und dessen stammsöhne hallen lange nach in den genealogien von Ingo, Iscio, Hermino, wie der Hygelâc des Beovulfliedes, den eine eben erst emportauchende sage des zehnten jh. Huglacus magnus nennt, zum beweis daß auch die dichtung begegnen könne der geschichte, wiedergefunden ist im Chochilaichus des Gregor von Tours. wenn im zwölften, dreizehnten jahrhundert die einheimische heldensage zum letztenmal aufleuchtete, muß sie doch lange vorher fortgesungen worden sein, wie das gerettete bruchstück von Hildebrand oder die lateinischen fassungen des Rudlieb und Waltharius klar machen, und ganz verschollen sind die niederdeutschen lieder und sagen, aus welchen Vilkinasaga hervorgieng, die sie widerspiegelt. Ohne grund und noth hat man auch die erweckung der höfischen dichtkunst auf die kreuzzüge zurückgeführt; sollen übergänge aus dem morgenland angenommen werden, so lassen sich solche bequemer von dem ruhigeren, älteren verkehr der Gothen und Nordmänner mit dem griechischen reiche leiten, wenn es nicht gerathen ist fast alle ähnlichkeiten, die uns überraschen, auf rechnung einer gründlichen urgemeinschaft der europäischen völker insgemein zu bringen, deren mächtige wirkung gleich stark in sprache, sage und religion lange zeiten hindurch gespürt wird.

.

Haben diese zahlreichen schriftlichen denkmale gleichsam einzelne knochen und gelenke der alten mythologie übrig gelassen, so rührt uns noch ihr eigner athemzug an aus einer menge von sagen und gebräuchen, die lange zeiten hindurch vom vater dem sohn erzählt wurden. mit welcher treue sie sich fortpflanzen, wie genau sie wesentliche züge der fabel erfassen und auf die nachwelt tragen, ist erst eingesehn worden seit man ihres großen werths eingedenk geworden, sie in einfache und reichliche sammlungen nieder zu legen begonnen hat. zu der schriftlichen aufzeichnung verhält sich die mündliche sage wie zur dichtkunst das volkslied oder zu den geschriebenen rechten von den schöffen erzähltes weisthum.

Die volkssage will aber mit keuscher hand gelesen und gebrochen sein. wer sie hart angreift, dem wird sie die blätter krümmen und ihren eigensten duft vorenthalten. in ihr steckt ein solcher fund reicher entfaltung und blüte, daß er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen schmuck genugthut, aber durch fremden zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. wer diesen wagen wollte, müste, um keine blöße zu

geben, in die unschuld der ganzen volkspoesie eingeweiht sein, wie der ein wort zu ersinnen ausgienge, in alle sprachgeheimnisse. aus elben elfen machen heißt unserer sprache gewalt thun; an farbe und gehalt der mythen selbst ist sich noch schonungsloser vergriffen worden. man meinte die volkssage zu überbieten, und ist immer hinter ihr geblieben; nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine ergänzung vorgenommen werden, die ihr wie alten trümmern neue tünche ansteht, und mit ein paar strichen schon ihren reiz verwischt. ihre mannigfaltigkeit in der einstimmung überrascht, an unerwarteter stelle sprießen verschönernde nebenzüge, doch nicht auf jedem boden geht sie üppig hervor und erzeigt sich streckenweise mager oder spröde; zumal belebt ist sie da, wo reime und formeln in ihr auftauchen. ergibigste ausbeute scheinen die sammlungen zu gewähren, die mitten in einer sagenreichen landschaft sich erhebend aus ihr nach allen seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die grenze zu überschreiten; so hatten Otmars Harzsagen ein günstiges feld vor sich, das wol in gleich eingehaltner schranke nochmals durchzogen zu werden verdiente. unter den neuerdings bekannt gemachten samlungen nenne ich Börners sagen aus dem Orlagau, die auf fettem sagengrund erwachsen treffliches darreichen, in den zugefügten gesprächen aber die natur der volkssage meist ungenügend erörtern. Bernhard Baaders oberdeutsche sagen gewähren einen reichen schatz, in einfacher angemessener aufzeichnung; sie sind aber in Mones anzeiger so zerstreut und unbequem mitgetheilt, daß sie in erneutem abdruck handgerecht gemacht werden sollten: an der doppelt nach verschiedner aufnahme erzählten sage von Dold (die stellen habe ich s. 935 angeführt) wird es anschaulich was vorhin unter magerer und üppiger auffassung gemeint war. Bechsteins thüringische volkssagen scheinen mir erst in den beiden letzten bänden ihren rechten standpunkt zu gewinnen und dankenswerthes zu leisten. allen forderungen entsprechen die von Reusch und Kuhn gesammelten samländischen und märkischen sagen, in welchen der reichhaltigste stof herangeschaft und der wahn zu schanden gemacht ist, daß irgend eine gegend Deutschlands arm sei an volksüberlieferungen, die nur dem entweichen, der es nicht versteht ihnen zu nahen. vielleicht bald werden uns gleich bedächtig angelegte samlungen aus Holstein, Westfalen, Baiern und Tirol zu statten kommen.

Auch für Dänemark hat Thiele musterhaft gesammelt, dessen neue ausgabe mir eben erst zugeht und noch ungenutzt bleibt. viele der schönsten schwedischen sagen sind an verschiednen orten mitgetheilt, aber eine größere menge wird unaufgenommen liegen, und Afzelius sagohäfder, so willkommen sie sind, gehn schon allzusehr darauf aus dem was ihnen gerade vorlag den saft auszupressen. Norwegen mag nicht weniger sagenerfüllt sein als Schweden, es hat auch noch seine volkslieder aufzustellen. um die belgische volksüberlieferung sind in unsern tagen J. W. Wolf, um die schottische Rob. Chambers eifrig und mit sichtbarem erfolg besorgt.

Von der volkssage werden mit gutem grund die märchen abgesondert, obgleich sie wechselseitig in einander überstreifen. looser, ungebundner als die sage entbehrt das märchen jenes örtlichen halts, der die sage begrenzt, aber desto vertraulicher macht. das märchen fliegt, die sage geht; das märchen kann frei aus der fülle der poesie schöpfen, die sage hat eine halb historische beglaubigung. wie das märchen zur sage, steht die sage selbst zur geschichte, und, läßt sich hinzufügen, die geschichte zu der wirklichkeit des lebens. im wirklichen dasein sind alle umrisse scharf, hell und sicher, die sich im bild der geschichte stufenweise erweichen und dunkler färben. der alte mythus aber vereinigt gewissermaßen die eigenschaften des märchens und der sage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich sich niederzulassen.

Man hat sonst geglaubt, nach den italienischen und französischen märchensammlungen sei es in Deutschland zu spät geworden sie zu veranstalten. das ist durch die that widerlegt, und Molbechs samlung, manches was Afzelius seinem buche einschaltet, bezeugen wie reich auch Dänmark und Schweden an unvertilgten märchen sind. alle samlungen hat aber neulich die noch unvollendete norwegische von Moe und Asbiörnsen mit ihrem frischen, vollen vorrath fast überboten, und nicht geringe schätze müssen England, Schottland, Niederland bergen, aus welchen allen der mythologie vielseitiger gewinn bevorsteht.

Soll ich in der kürze den ihr jetzt schon aus der volkssage hervorgegangnen bezeichnen, so leuchtet ein, daß nur dieser wir auskunft über die göttinnen Holda, Berhta und Fricka, so wie über den unmittelbar auf Wuotan leitenden mythus von der wilden jagd verdanken. der weißen frauen, schwanfrauen und bergentrückten könige würden wir aus den geschriebnen denkmälern wenig habhaft geworden sein, verbreitete nicht die volkssage ihr licht darüber. selbst die mythen von sinflut und weltuntergang läßt sie noch nicht außer acht. was in ihr aber vorzugsweise gehegt

und mit dem buntesten gewirk gewoben wird, das sind die traulichen erzählungen von riesen, zwergen, elben, wichteln, nixen, schraten und hausgeistern, welche letztere zu den übrigen, wie die zahmen thiere der fabel zu den wilden und ungebändigten sich verhalten: dem gezähmten ist in der poesie das wilde stets überlegen. die sage von den sonneblinden zwergen (s. 435. 1195) und dem blutfaß (s. 436. 855) gemahnen an die edda.

Auch in den märchen treiben zwerge und riesen ihr wesen, Swanwitchen und Dornröschen sind schwanfrau und walküre, die drei spinnerinnen sind nornen; der schemelwurf von dem himmlischen sitz herab (s. 125), die gevatterschaft des Todes (s. 813. 1209), der würfel des spielers reichen in das heidenthum. märchen, nicht volkssagen, ist eine fülle von verwandlungen mit den göttermythen gemein, so wie auch jene oft thiere auftreten lassen und in das alte thierepos überschreiten.

Außer den märchen und sagen, die der jugend und dem volk bis auf heute gesunde nahrung geben, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere speise man ihm vorschiebe, kommen sitten und gebräuche in betracht, die aus dem alterthum hervorgegangen und fortgeführt unabsehliche aufschlüsse darüber ertheilen können. es ist zu zeigen versucht worden, wie das feuerreiben, die osterfeuer, heilbrunnen, regenwasserumgänge, heiliggehaltnen thiere, der kampf zwischen sommer und winter, das todaustragen und die fülle des aberglaubens, zumal bei dem angang und der heilung der krankheiten fest mit heidnischen anlässen zusammen hänge. manches auseinander zu setzen wird aber erst einer umständlichen untersuchung, die sich dem gesamten volksleben nach verschiedenheit der jahrszeiten und lebensalter widmet, vorbehalten bleiben, wie nicht weniger die ganze ausdehnung unsrer rechtsalterthümer vielstrahlendes licht auf glauben und sitte fallen läßt. aus den festen und spielen geht die frohe, heitere seite der vorzeit hervor; es war mir angelegen, auf die manigfalten, aber unentwickelt gebliebnen keime dramatischer darstellungen hinzuweisen, die den ersten anlagen griechischer oder römischer kunst verglichen werden dürfen. im norden ist das julspiel hin und wieder noch geübt, seine gothländische weise (s. 1200) nimmt bezug auf Freyr. des wichtelspiels wurde s. 410. 1216 gedacht, über das bärenspiel (s. 745) werde ich mich anderwärts ausführlicher verbreiten. schwerttanz und riesentanz (s. 281), berchtenlauf (s. 256), pfingstspiel (s. 746), osterspiel (s. 740), die einführung des sommers oder mais, das veilchensuchen und der schwalbenempfang sind in lauter heidnischen anschauungen begründet und auch der brauch des kiltgangs wie der wächterlieder (s. 711) führt sich auf uralte festlichkeiten zurück.

Dies sind unsere quellen und so weit reichen sie noch.

91. Bedeutung der Märchen, Mythen und Sagen.

(*Brüder Grimm*, Deutsche Sagen I. [1816] Vorrede.)

Es wird dem Menschen von Heimaths wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eignen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes besteht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesäet zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigen-

thümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Theile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand); während in den Liedern und Sagen unseres Volks so viele einzelne, beinahe trockene Namen, Oerter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das Sinnlich-natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch die Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt: einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Oerter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

92. Ueber Homer als Quelle der griechischen Vorgeschichte.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 770—773.)

Dem geschichtsforschenden Hellenen gab es für die Vorzeit seines Volkes keine ältere und reichere Kunde, als die in den homerischen Gedichten enthaltene, und wenn von Manchem gefragt wurde, ob dies oder jenes Historische und Geographische *sicher* daraus geschöpft werden könnte, so war doch die Kritik fern von der heutigen vernichtungsdrohenden Stellung derselben, welche Jedem, der den Homer als historischen Gewährsmann vorführen will, einen Kampf für ihn und seine Zeugengültigkeit abnöthigt, ohne welchen einzelne Anführungen aus den homerischen Gedichten Gefahr laufen, für gänzlich rechtlos geachtet zu werden.

Ob die homerischen Gedichte Einen Verfasser, oder mehrere gehabt haben, ist dabei nicht nothwendige Grundfrage; es genügt, daß ein eigenthümlich abgeschlossener Geist in ihnen sich offenbart, der, wenn auch nicht einer einzelnen, doch einer moralischen Person, einem Zeitalter, angehört, und als solcher für *politische Zustände*, von denen, nicht aber von Begebenheiten in unseren Darstellungen die Rede ist, zeugegültig ist, und dies vielleicht mehr, als Aussage des Einzelnen: doch mag zur Kürze des Ausdrucks der einfache Personenname *Homer* sein hergebrachtes Recht behaupten.

Man kann zwei Fälle setzen: 1) Homer knüpfte seine Dichtung an etwas, das vor und mit ihm bestanden, also entweder er gab treue Ueberlieferung der Sage, oder er stellte *seine* Zeit dar; 2) Homer schuf eine freie, des Urbilds in der Wirklichkeit gänzlich ermangelnde Dichtung. Die Skepsis des Alterthums beachtete fast nur die von Homer erzählten *Begebenheiten* und seine *geographischen Angaben*: über Glaubwürdigkeit und historischen Grund der Darstellungen von *Zuständen* sind die Alten stillschweigend einverstanden; hier regte sich kein Zweifel. Die Hauptzweifler jener Art waren Herodotos[1]), von Fr. v. Schlegel treffend der erste Chorizont genannt, dessen Ungläubigkeit über Helena's Aufenthalt in Troja ägyptische Sagen angeregt hatten; Eratosthenes und Apollodoros über geographische Angaben, jener bis zur Spötterei[2]); Dion Chrysostomos über Ilions Zerstörung. Thucydides sieht, im Bewußtsein der Größe des athenischen Zeitalters, in der alten Zeit nur geringe Anfänge, aber weder politische Zustände, noch heroische Sinnesart wird von ihm ins Ungewisse gestellt; Ephoros, mit der heraklidisch-dorischen Wanderung seine Geschichten beginnend, scheint dadurch, was jenseits derselben lag, für unhistorischen Stoff erklärt zu haben; doch mit nichten; keineswegs schloß er von Untauglichkeit des Stoffs zu dem Kreise seiner historischen Darstellung auf völlige historische Nichtigkeit desselben; vielmehr ist er in dem Mythenkreise der heroischen Zeit nicht selten befangener, als die historische Kritik erträglich findet. Polybios, nüchtern unbefangen und von hellenischen Vorurtheilen möglichst rein, erklärt sich, mit besonderer Rücksicht auf die geographischen Angaben, im Allgemeinen dahin, daß Homer, wenn gleich von Dichterfreiheit Gebrauch machend, doch auch Bestehendes zum Grunde gelegt habe[3]).

Ob Homer das in *seinem* Zeitalter Bestandene darstelle, fassen die Alten meist nur bei Prüfung einzelner Angaben ins Auge, z. B., unkritisch genug, Ephorus bei Strabon[4]), bemerkend, daß Homer auf Kreta *hundert* Städte setze, da doch im heroischen Zeitalter deren nur erst *neunzig* gewesen seien; tauglicher bemerkt Vellejus Paterculus[5]), daß Homer *Korinth* nenne, welches in der heroischen Zeit unter *dem* Namen noch nicht dagewesen sei. Treffend wahr dagegen ist der allgemeine Ausspruch des Pseudo-Herodotos im Leben Homers[6]), daß dieser (kraft ästhetischer Nothwendigkeit) entweder das Schönste oder *Heimisches* dichten mußte. Das Letztere begreift sich am leichtesten durch Vorstellung seines Gegensatzes, nämlich daß Homers politische Zustände und Urtheile etwa denen des Auslandes nachgebildet sein möchten: nur Unvernunft und Unnatur könnte im Ernste etwas wirklich bestehendes Ausheimisches als das Heimathliche früherer Zeit dargestellt haben; Scherz aber, oder Satyre, oder poetische Mummerei der Allegorie liegen gleichfalls fern. Es ist selbst fraglich, ob Homer irgend ein ausheimisches Staatsleben so genau kannte, daß er sich ein bestimmtes poetisches Bild davon gestalten konnte. Ebenso fremd aber mußte es ihm sein, und ist an sich ungereimt, in einer Volksdichtung, die den Söhnen das Leben und Sein der Väter in Andenken erhalten sollte, statt des Heimischen rein Erdichtetes, etwa ideale Constitutionen, Kunstwerke, Sitten und Gebräuche, deren Gleiches oder Aehnliches nie gesehen worden, darzustellen. Dazu mochte auch jede Willensregung fehlen; denn der

Volksdichter, der in der Jugendzeit des Volks ersteht, ist überhaupt mit der Gegenwart um ihn verwachsen und von ihr befangen, kann von ihr sich nicht losmachen, und natürliches Gefühl ist bei ihm der Sinn für eine poetische Wahrheit, die als solche eben so seinem Volke als ihm erscheint. Dies gilt vor Allem von dem althellenischen Dichter um so zuverlässiger, je mehr bei diesem Volke durch alle seine Zeitalter vorherrschender Charakterzug war, die gesammte ethische Seite des Lebens von überall her mit seiner Eigenthümlichkeit in Einverständniß zu setzen, ihr anzueignen und unterzuordnen. So wurden im heroischen Zeitalter die Götter den hellenischen Großen nachgebildet[7]; so kennt Homer wohl Wunder und Ungeheuer des Auslandes, aber nicht fremdartige Staatseinrichtungen und Sitten; nur im Physischen verkehrt die Dichtung fessellos mit allerlei luftigen Gebilden; das Ethische hat nur Abstufungen des Colorits, nicht v e r s c h i e d e n e und fremde Farben. Damit ist auch der W i l l e Homers, die ethischen Zustände, welche er als wirklich kannte, in treuer Abbildung, jedoch, nach Dichterrecht, mit frischerer glänzenderer Farbe wieder zu geben, vollkommen sicher gestellt. Endlich ist es auch nicht schwer, den poetischen Schmuck von der Schilderung des ethisch-politischen Lebens abzustreifen. Unwillkürlich offenbart sich die treue Anhänglichkeit an die wirkliche Welt darin, daß sie neben Gold- und Silberglanz den Viehhof des Odysseus anschaulich zu machen nicht verschmäht. Hierin sah schon Thucydides[8]) scharf und richtig, nach ihm der sonst nicht unbefangene Strabon[9]).

Demnach ist also die ethische Seite des Volkslebens, das Homer darstellt, sicher zu stellen gegen Aufdringung des Ausheimischen und des rein Erdichteten, und als dem Homer entweder durch die Nationalsage zugebracht, oder als noch näher liegend, und ihn unmittelbar umgebend anzusehen.

[1]) Herod. 2, 120

[2]) — *φησὶ, τότ' ἂν εὑρεῖν τινα, ποῦ 'Οδυσσεὺς πεπλάνηται, ὅταν εὕρῃ τὸν σκυτέα τὸν συῤῥάψαντα τὸν τῶν ἀνέμων ἀσκόν.* Strabon 1, 24. Vergl. 22 und von Apollodoros Denselben 7, 298.

[3]) — *ἐκ μηδενὸς ἀληθοῦς ἀνάπτειν καινὴν τερατολογίαν οὐχ 'Ομηρικόν· προσπίπτει γὰρ, ὡς εἰκος, ὡς πιθανώτερον, ἂν οὕτω τις ψεύδοιτο, εἰ καταμίσγοι τι καὶ αὐτῶν τῶν ἀληθινῶν.* Strabon 1, 20. Vgl. sein Urtheil 1, 25: *Eἰ δέ τινα μὴ συμφωνεῖ, μεταβολὰς αἰτιᾶσθαι δεῖ, ἢ ἄγνοιαν, ἢ καὶ ποιητικὴν ἐξουσίαν, ἣ συνέστηκεν ἐξ ἱστορίας, καὶ διαθέσεως, καὶ μύθου. — Tὸ δὲ πάντα πλάττειν, οὐ πιθανὸν, οὐδ' 'Ομηρικόν,* und darüber Fr. v. Schlegel, Gesch. d. ep. Poesie. Schr. 3, 90.

[4]) Strabon 10, 479.

[5]) Vell. Paterc. 1, 3 ex persona poetae.

[6]) Cp. 37: — *ἄνδρα ποιητὴν τηλικοῦτον εἰκός ἐστι τῶν νομίμων τῶν παρὰ τοῖς ἀνθρώποις ποιοῦντα εἰς τὴν ποίησιν, ἤτοι τὰ κ ά λ λ ι σ τ α ἐξευρόντα ποιέειν, ἢ τὰ ἑ ω ϋ τ ο ῦ π ά τ ρ ι α ἐόντα.*

[7]) Aristot. Pol. 1, 1, 7.

[8]) Thuc. 1, 10: *εἰκὸς ἐπὶ τὸ μ ε ῖ ζ ο ν μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι.*

[9]) Strabon 1, 20: *ὧς δ' ὅτε τὶς χρυσὸν περιχεύεται ἀργύρῳ ἀνήρ* u. s. w.

93. Uebersicht der europ-asiatischen Völker.

(*J. Cowles Prichard*, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, deutsch von Wagner und Will III. 1. [1842] S. 6—16.)

Die verschiedenen Nationen in Europa und Asien theilen sich in Gruppen von größerer oder geringerer Ausdehnung, deren Glieder in manchen Fällen enger, als in andern, mit einander verbunden sind. Obgleich die Stämme, aus denen einige dieser Gruppen bestehen, durch verschiedene und oft von einander entfernte Gegenden verbreitet sind, so findet man doch, wenn man ihre Sprachen, ihre Geschichte und ihre moralischen Eigenthümlichkeiten untersucht, solche Beweise ihrer Verwandtschaft, daß kein Zweifel über ihre ursprüngliche Abstammung von denselben Stämmen obwalten kann. Wir werden Gelegenheit haben, einige Beispiele zu bezeichnen, in denen philosophische Beweise allein hinreichend scheinen, diesen Schluß zu bestätigen, obgleich er von der Art ist, daß er vor der Untersuchung sehr unwahrscheinlich zu sein scheinen mag. Wer würde z. B. erwarten, manche Zeichen von Verwandtschaft zwischen den barbarischen Siah-posh, auf den Höhen des Kindu-Khu an den Quellen des Oxus, und den Eingebornen von Liefland, Lithauen und Ostpreußen zu finden? Aber Niemand, der die merkwürdige Verwandtschaft zwischen dem Idiom der Siah-posh und dem Sanskrit, und wiederum zwischen derselben Sprache und

der Lettischen, Lithauischen und Alt-Preußischen betrachtet, kann zweifeln, daß die erwähnten Nationen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Gruppen, welche aus so mit einander verbundenen Stämmen bestehen, werden gewöhnlich Völkerfamilien genannt; aber dieser Ausdruck darf nicht in Fällen angewendet werden, in welchen die Zeichen von Verwandtschaft weniger entschieden sind. Er kann schwerlich auf Nationen angewendet werden, welche, obgleich sowohl durch örtliche Nähe, als auch durch die Aehnlichkeit in ihren Sitten und ihrem physischen Charakter mit einander verbunden, doch in ihren Sprachen keinen hinreichenden Beweis ihrer ursprünglichen Verbindung geben. Wir dürfen nicht wagen, die Koriäken, die Kamtschadalen und die Yukagiren eine Völkerfamilie zu nennen, obgleich sie sich sowohl in ihren Sitten und ihrer ganzen Lebensweise, als auch in ihrem physischen Charakter ähnlich sind, und benachbarte Länder in einem fernen Ende des alten Festlandes bewohnen. Wir kennen keine Analogie in ihren Sprachen, welche einen hinreichenden Beweis für verwandten Ursprung gäbe, und die bemerkten Aehnlichkeiten können auch auf andere Weise erklärt werden. Der Ausdruck »Gruppe« oder »Classe« wird am besten solche Aggregate von Nationen bezeichnen, und wird, als eine allgemeine Bezeichnung, dazu dienen, Vereinigungen von beiden Arten zusammenfassen.

Ich werde nun die Hauptgruppen, in welche ich die Stämme, die zusammen die Bevölkerung dieses großen Festlandes bilden, zu theilen gedenke, aufzählen.

1. Erste Gruppe; Syro-arabische Race. — Die erste Gruppe, oder diejenige, welche vor Allem genannt zu werden verdient, da sie den größten Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechtes ausgeübt hat, ist eine vergleichungsweise beschränkte Classe von Völkern, welche alle verwandte Dialekte einer Sprache reden. Diesen haben neuere Schriftsteller, nach Eichhorn, die Benennung semitische Race gegeben. Eine solche Bezeichnung ist sehr unpassend, da eine beträchtliche Abtheilung dieser Stämme, welche für sich eine der berühmtesten Nationen der alten Welt bildet, in den Genealogien, die uns in der Genesis aufbehalten sind, für Abkömmlinge einer verschiedenen Familie, nämlich der von Kanaan und Ham erklärt wird. Es scheint, daß die Kanaaniter oder Phönizier, wie diese Nationen von den Griechen genannt wurden, nämlich die Sidonier, Tyrier und anderen Colonien derselben Race, welche ursprünglich vom Erythräischen oder indischen Meere gekommen sein soll, ein Volk, das von den frühesten Zeiten an Seehandel trieb, obgleich sie die Sprößlinge eines von den shemitischen Hirtenstämmen verschiedenen Stammes waren, frühzeitig in so innige Verhältnisse mit Abkömmlingen jener Race gebracht wurden, daß sie mit ihnen eine gemeinsame Sprache haben und, im ethnologischen Sinne, eine Völkergruppe mit ihnen bilden. Wir haben ebenfalls Grund zu glauben, daß einige von den Araberstämmen, nämlich die Hhimyariten und ihre Colonien auf der Küste von Afrika zur Cusch-Race gehören und deshalb zu einem ursprünglich von dem Shem-Stamme verschiedenen Stamme. Nun ist es aber unpassend, auf eine ganze Völkergruppe ein Epitheton anzuwenden, welches von dem Patriarchen Einer Abtheilung hergeleitet wird, und somit alle übrigen ausschließt. Der Name Syro-Araber, nach demselben Principe, wie der nun allgemein angenommene Ausdruck Indo-Europäer, gebildet, möchte ein mehr angemessener Ausdruck sein. Die Grenzen von Syrien und Arabien, im ausgedehntesten Sinne, umfassen gemeinschaftlich fast alle die Länder, welche von solchen bewohnt werden, die das Idiom dieser Nationen sprechen.

Denjenigen Racen, welche verwandte Dialekte der syro-arabischen Sprache reden, verdankt im Allgemeinen das Menschengeschlecht selbst mehr, als den Nationen, welche in späteren Zeiten eine höhere Cultur in den Künsten des Lebens erlangten und verbreiteten. Während der kühne Geist und die erfinderische Anlage von einer dieser Racen alle Küsten und Häfen der alten Welt durchforschte, und zuerst fernen Nationen den Gebrauch der Buchstaben und der Eiseninstrumente lehrte, um ihr Land nach Metallen durchsuchen und zum Getraidebau bearbeiten zu können, bebauten andere Stämme die reichen Ebenen von Ober-Asien und gründeten die prächtigen Sitze der frühesten Monarchien, Niniveh und Babylon, wo die Pracht und der Luxus des Ostens sich zuerst entfaltete, und die königliche Stadt des Salomon, den einzigen Sitz einer reinen Gottesverehrung, wo eine erhabene Litteratur gepflegt wurde, die in ihrer einfachen Majestät die schönsten Producte des classischen Zeitalters übertrifft, und uns ein Abbild der menschlichen Seele in der Kindheit unserer Race bewahrt.

Die syro-arabischen Stämme verloren frühzeitig ihren Einfluß unter den civilisirten Nationen der Welt. Fünf Jahrhunderte vor der christlichen Zeit begannen die japetischen Völker in den Zelten Schems zu wohnen, und seit dieser Zeit beherrschten nach einander die Meder und Per-

ser, Griechen und Römer, und endlich die Türken die eingebornen Bewohner von Westasien. Die ursprünglichen Stämme, in enge Grenzen eingeschlossen oder vertrieben, zerstreuten sich in Colonien in fernen Ländern. Nordafrika, Spanien und fast alle Inseln des Mittelmeeres erhielten Colonien von der phönizischen Küste.

2. Zweite Gruppe; Indo-europäische oder iranische Race. — Eine zweite Völkergruppe, die weiter verbreitet ist, und aus zahlreicheren Stämmen, als die vorhergehende besteht, hat das Epitheton indo-europäische Race erhalten [1]. Gegen den Gebrauch dieses Namens läßt sich kein Einwurf machen, außer, daß er für sehr häufige Wiederholung zu lang ist. Ich werde dafür oft den Ausdruck iranisch substituiren, der von dem Lande hergenommen ist, welches, wie kaum bezweifelt werden kann, der ursprüngliche Aufenthaltsort der Race war.

Ich werde eine Uebersicht über die Geschichte einzelner Nationen, welche zu dieser Gruppe gehören, geben, und werde versuchen, ihre Verwandtschaften zu einander darzustellen, wenn ich zur Beschreibung von der Bevölkerung eines jeden Landes komme, welches aus dieser Quelle den Hauptstamm seiner Bewohner erhielt. Hier will ich bemerken, daß die indo-europäischen Nationen sich in zwei Hauptclassen theilen, welche man die indischen und die medischen, oder die südlichen und die nördlichen Stämme nennen kann. Die ersteren haben Sprachen, deren Formen entweder besser erhalten worden sind, oder ursprünglich in der grammatischen Bildung mehr vervollkommnet und verfeinert wurden, als die Idiome der letzteren waren; woran vielleicht eine frühere Ausbildung der Poesie, und zum Theil eine frühere Kenntniß der Schreibekunst Schuld ist. Zu den unterscheidenden Merkmalen zwischen den beiden Sprachen, welche am deutlichsten hervortreten, und deren Auffindung die am wenigsten mühsame Prüfung verlangt, gehört die Eigenthümlichkeit, daß bei dem Vertausche von Consonanten, welchen man bei einem Vergleiche der Wörter eines Idiomes mit denen eines anderen findet, die medische und alle ihre Zweige häufig harte Gutturalen und Aspiraten für die sanften und zischenden Laute der indischen substituiren. Zu dem medischen oder nördlichen Zweige gehören besonders alle persischen und germanischen Sprachen; zu dem südlichen die Sanskrit- und die classischen Sprachen Griechenlands und Italiens. Die anderen Sprachen Europas, welche zu dieser großen Familie gehören, haben viel mit dem medischen oder dem germanischen Zweige gemeinsam; aber wir können sie dennoch nicht ohne Anstoß als genau zu dieser Abtheilung gehörig betrachten. Von den zwei großen celtischen Idiomen nähert sich das eine, nämlich das Ersische oder Gaëlische, in manchen Einzelheiten der südlichen oder classischen Sprachengruppe. Dieselbe Bemerkung kann man auf die slavischen Idiome anwenden, und vielleicht noch mit mehr Recht auf das Lettische und Lithauische, welche unter allen vorhandenen europäischen Dialekten dem Sanskrit am ähnlichsten sind. Diese Beobachtungen sind offenbar für die Ethnographie wichtig; aber wir dürfen aus ihnen keine Schlüsse ziehen, ohne auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam zu sein, daß nämlich jedes Glied der indo-europäischen Sprachenclasse für sich Zeichen besonderer Verwandtschaft, oder wenigstens eigenthümlicher Aehnlichkeit mit fast jedem Gliede hat. So haben das Celtische und das Griechische Wörter gemein, welche allen anderen Sprachen fehlen; und eine ähnliche Bemerkung gilt auch für das Lateinische und das Sanskrit. Solche Dinge sind schwer zu erklären, aber vielleicht die größte Schwierigkeit, welche sich an die Geschichte der iranischen Sprachen knüpft, bietet der Ursprung des barbarischen oder fremden Elementes, welches sie besonders enthalten, das aber in manchen Fällen in einem viel bedeutenderen Verhältnisse, als in anderen, vorhanden ist.

3. Von den allophyletischen Racen. — Wenn wir auf die Geschichte der indo-europäischen Racen näher eingehen, so finden wir viele Merkmale, durch welche sie mit allen den Nationen, welche ihrem Stamme und ihrer Familie fremd sind, in Widerspruch gesetzt werden. Für alle diese Stämme von fremdem Blute brauchen wir einen Namen, der dazu dienen könnte, sie insgesammt zu bezeichnen, und sie zugleich von den Völkern der iranischen Familie zu unterscheiden. Einige neuere Schriftsteller haben diese Stämme zusammen Scythische genannt, indem sie behaupten, daß sie alle nicht weniger, als die iranischen Nationen, zu einer besonderen Race gehören. Da diese Meinung, bis jetzt wenigstens, nicht hinreichend begründet ist, so werde ich den durch dieselbe veranlaßten Ausdruck vermeiden, und für jetzt die ganze Masse von Nationen, welche von den indo-europäischen verschieden sind, zur Unterscheidung mit dem Ausdruck allophyletische Racen [2] bezeichnen, dessen Sinn deutlich ist und kein Mißverständniß zuläßt.

Die allophyletischen Racen sind in die entferntesten Gegenden des alten Festlandes verbreitet, nördlich, östlich und westlich von den irani-

schen Nationen, denen sie überall vorausgegangen zu sein scheinen, so daß sie im Vergleich mit den indo-europäischen Colonien als Aboriginer oder Eingeborne erscheinen, die durch eindringende stärkere Stämme besiegt und oft in ferne und gebirgige Gegenden getrieben wurden. Diese Eindringlinge scheinen ihnen überall an geistigen Gaben überlegen gewesen zu sein. Einige indo-europäische Nationen haben wirklich viele charakteristische Kennzeichen von Barbarei und Wildheit zurückbehalten oder bekommen, aber mit diesen verbanden sie alle unzweifelhafte Zeichen von frühzeitiger intellectueller Entwickelung, besonders eine höhere Cultur der Sprache. Wenn wir Untersuchungen über den Grad der socialen Vervollkommnung anstellen, welchen die iranischen Nationen zur Zeit ihrer Zerstreuung von ihrem primitiven Aufenthaltsort oder von dem gemeinschaftlichen Centrum des ganzen Stammes erlangt hatten, so wird eine Untersuchung ihrer Sprachen unsere Hauptführerin sein; aber um diese Hülfsquelle in genügender Weise benutzen zu können, haben wir noch nicht das hinreichende Material gesammelt und geordnet. Einige allgemeine Bemerkungen über den Gegenstand dieser Untersuchung sind Alles, was ich vorzubringen wage, und diese lege ich meinen Lesern bloß mehr als Conjecturen und wahrscheinliche Generalisationen vor, denn als Schlüsse aus einer ausreichenden Untersuchung. Wenn wir die grammatischen Formen und Vocabularien der Sanskrit-, griechischen, lateinischen, Zend-, germanischen, lithauischen, slavischen und celtischen Sprachen vergleichen, finden wir neben den Analogien in der Construction oder dem Mechanismus der Sprache, was unter allen Zeichen von Verwandtschaft das wichtigste ist, eine fühlbare Aehnlichkeit in vielen von den Wörtern, welche die Gedanken eines in dem einfachsten Lebensverhältniß befindlichen Volkes bezeichnen. Solche Wörter sind Ausdrücke für Familienverwandtschaft, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter; ferner Ausdrücke für die verschiedenen Theile des Körpers, wie Kopf, Füße, Augen, Ohren; oder Zahlwörter bis fünf, zehn oder zwanzig; oder Zeitwörter, welche die gewöhnlichsten Gefühle und körperlichen Verrichtungen bezeichnen, wie essen, trinken, schlafen, sehen, hören. Da man nie ein Volk gefunden hat, welches keine ähnlichen Ausdrücke hatte oder wahrscheinlicher Weise seinen eigenen Vorrath gegen entsprechende Wörter in fremden Sprachen vertauschte, so ist die Verbindung zwischen den indo-europäischen Idiomen wahrscheinlich als primitiv und ursprünglich zu betrachten. Man kann beweisen, daß die Dialekte, welche sich in diesen Theilen ihres Wörterverzeichnisses entsprechen, ursprünglich e i n e Sprache waren, das Idiom e i n e s Volkes, und daß die vorhandenen Verschiedenheiten, welche sich in der That nur auf die weniger wesentlichen Elemente der Sprache beziehen, einem späteren Datum angehören, und zu einer Zeit, die auf die Trennung der Race in verschiedene Stämme folgte, entsprangen. Wir können die Behauptung einer Verwandtschaft wenigstens zwischen einigen Sprachen der indo-europäischen Familie etwas weiter ausdehnen. Ausdrücke, die sich auf Gebräuche der Hirten und selbst auf Ackerbau beziehen, sind den meisten dieser Sprachen gemein; dies umfaßt die Namen von Hausthieren, besonders solcher, welche die Heerden und Begleiter der Hirten bilden. Aber hier hat die Aehnlichkeit ein Ende. Es scheint, als wenn die gemeinsamen Urahnen der indo-europäischen Völker mit dem Gebrauche des Eisens und anderer Metalle nicht bekannt waren, da die Ausdrücke, mit welchen diese bezeichnet werden, in verschiedenen Sprachen verschieden sind, und erst nach der Zeit der Trennung erworben werden mußten. Nichts kann wenigstens unähnlicher sein, als Gold, *χρυσὸς* und *aurum*, oder Silber und *argentum*, oder *σίδηρος* und *ferrum* [3]). Namen, welche man den Kriegswerkzeugen gegeben hat, sind in mehreren Vocabularien dieser Sprachen ebenfalls verschieden, ein Umstand, den Niebuhr in Bezug auf das Griechische und Lateinische bemerkt hat, der aber mit vollkommener Wahrheit als allgemeiner gültig und auch auf viele der iranischen Idiome anwendbar betrachtet werden kann. Wenn es erlaubt ist, nach diesen Betrachtungen die Ausdehnung des Wörterverzeichnisses des Urstammes der indo-europäischen Nationen vor ihrer Trennung in verschiedene Stämme zu schätzen, so können wir annehmen, daß sie in sehr vielen Beziehungen fast auf einer Stufe mit den großen nomadischen Racen standen, welche in späteren Zeiten von den Centralgegenden Asiens ausgiengen und in die von civilisirten Völkern bewohnten Länder eindrangen. Im Allgemeinen mag vielleicht der Zustand ihrer Sitten der Beschreibung geglichen haben, welche T a c i t u s von den Deutschen gibt. Es ist klar, daß der Gebrauch der Buchstaben ihnen völlig unbekannt war, wenigstens den Stämmen der Race, welche nach Europa kamen, und daß derselbe bei ihnen lange nachher von den Phöniziern eingeführt wurde, welche sich diese äußerst wichtige Erfindung zueignen. Obgleich roh in Bezug auf viele Künste

des Lebens, scheinen doch die indo-europäischen Völker einen höheren Grad von geistiger Cultur mitgebracht zu haben, als die allophyletischen Racen besaßen, bevor die iranischen Stämme sich unter ihnen verbreiteten. Selbst der einfachste von ihnen hatte Nationalpoesie, und eine erstaunliche Bildung in Sprache und Gedanken im Vergleich mit ihren äußeren Sitten und Verhältnissen, soweit man dieselben kennen oder füglich schätzen kann. Sie hatten Barden oder Skalden, *vates*, *ἀοιδοί*, welche, wie man annahm, auf göttlichen Antrieb die Geschichte alter Zeiten feierten und sie mit Offenbarungen der Zukunft, und mit einem ausgebildeten und metaphysischen Dogmensysteme, dessen ursprüngliche Quelle man sich schwer denken kann, verbanden. Unter diesen stand sowohl im Westen, wie im Osten die Metempsychose obenan, mit der zugleich der Glaube an ein anderes Leben der Belohnungen und Bestrafungen, und eine moralische Herrschaft der Welt verbunden war. Damit war bei den meisten, wenn nicht allen iranischen Nationen der Begriff verknüpft, daß das materielle Universum untergegangen sei und unterzugehen bestimmt sei, eine Wiederholung von Katastrophen durch Feuer und Wasser, und daß es in frischer Schönheit erneut werden sollte, wenn ein goldenes Zeitalter begänne, was aber auch wieder zu unvermeidlichem Verderben und Verfall bestimmt sei. Der Ausfluß aller Wesen aus der Seele des Universums und ihr Rückfluß in dieselbe, eine Lehre, die einen wesentlichen Theil dieses Systemes ausmacht, wo es auch immer in einem erträglich vollständigen Zustande erhalten wurde, grenzt nahe an eine Art von Pantheismus und Fatalismus, und steht in starkem Widerspruch mit der Theologie der shemitischen Nationen, welche allein von dem ganzen Menschengeschlecht frühzeitig die Existenz eines extramundanen Gottes und eines wirklichen Erschaffers und Urhebers des Weltalls erkannt zu haben scheinen. Das iranische System, welches eine poetische und philosophische Religion war, und überall eine reichliche Menge von Mythen erzeugte, bildete einen noch stärkeren Contrast mit dem Aberglauben des Schamanismus, der mit einem Glauben an Hexerei und Zauberei verbunden war, und mit dem rohen Materialismus, welcher bei allen allophyletischen Racen herrschte. Diese letzte Form von Aberglauben, der in vielen Einzelheiten dem Fetissismus Afrikas gleicht, scheint in verschiedenen Theilen Europas und Asiens, unter deren rohen Aboriginern er einmal allgemein verbreitet war, verschieden gewesen zu sein. Er ist in sehr vielen Fällen dem Einflusse mehr systematischer Glaubensweisen, welche von gebildeteren Völkern eingeführt wurden, gewichen; aber der Buddhismus, welcher eine Form des indo-europäischen Systemes ist, hat in China und Japan den ursprünglichen Aberglauben von Tao-sse und Sin-mu nicht vernichtet; auch der Islamismus, obgleich ihn die ganze türkische Race frühzeitig annahm, hat nicht über alle ursprünglichen Arten des Aberglaubens in Sibirien gesiegt. Bei allen Nationen von Asien und Europa finden wir eine Classe von Leuten, welche als Mittler zwischen den unsichtbaren Kräften und ihren Mitmenschen verehrt werden; aber die Priester der gebildeten Nationen, seien es Druiden oder Brahmanen oder Mager gewesen, wurden als die Bewahrer der alten heiligen Lehre, der ursprünglichen Sagen und des Willens der Götter betrachtet, der vor Alters den ersten Menschen kundgegeben, und entweder mündlich in göttlichen Gedichten übermacht oder in heiligen Schriften, die nur den Eingeweihten bekannt waren, aufbewahrt wurde: sie waren die bestimmten Vermittler zwischen den schwachen Sterblichen und den Kräften, welche das Universum beherrschen, und denen sie allein durch bestimmte Gebräuche sich zu nähern verstanden. In sehr vielen Fällen bildeten sie eine erbliche Kaste, in welche keiner aufgenommen werden konnte, der der heiligen Race fremd war. Weit verschieden waren die zweimal gebornen Weisen der Hindus, welche aus dem Haupte des Brahma entsprangen, um über die aus den Schenkeln und Füßen hervorgegangene Menge zu herrschen, von den Zauberern oder Schamanen der nördlichen Fetisanbeter, die durch schreckliche Verdrehungen, durch Geschrei und Geheul, wobei sie sich mit Messern verwunden, sich drehen und in Ohnmacht fallen, das Ansehen von etwas Uebernatürlichem und Fürchterlichem annahmen, und die Menge glauben machten, daß sie besessen seien. Von der letzten Art waren die Zauberer der alten finnischen Racen, deren Nachfolger, die Zauberer und Hexen Lapplands, an die englischen Seeleute Winde verkaufen. Solche waren die Angekoks der Esquimaux, wie sie die Missionäre in Grönland fanden; und so sind die Schamanen aller östlichen und nördlichen Länder von Asien, wohin bis jetzt weder Buddhismus, noch Islamismus gedrungen ist. Durch solche Merkmale, welche vollkommener und sicherer, als äußere Gebräuche und die verschiedenen Arten, das Leben zu unterhalten, die Bildung oder Rohheit des Geistes zeigen, unterscheiden sich die barbarischen Stämme, welche über alle die äußersten Theile des alten Festlandes zerstreut sind,

von den gebildeten Nationen Oberasiens und von den europäischen Racen, die mit ihnen in Sprache und Abstammung verbunden sind.

[1]) Schloezer und einige andere deutsche Schriftsteller nennen diese Nationen japetische Racen.

[2]) Von ἀλλόφυλος, vom fremden Stamme.

[3]) Es finden sich einige Ausnahmen zu dieser Bemerkung, und vielleicht könnte man bei einer sorgsamen Untersuchung mehr Fälle von Aehnlichkeit in den Namen einzelner Metalle auffinden, da es wahrscheinlich ist, daß eine Nation derselben Race oft sowohl die Namen als den Gebrauch einzelner Metalle andere gelehrt hat. Zinn, im Griechischen κασσίτερος heißt im Sanskrit *kastira*; und Ritter hat deshalb vermuthet, daß das Zinn den Griechen von Indien gebracht worden ist. Von diesem Worte kann man das arabische *qasdîr* ableiten, was nun für *pewter*, ein gemischtes, das Zinn nachahmende Metall (sogenanntes englisches Zinn) gebraucht wird. Das englische Wort *tin* und unser deutsches Zinn mag vom phönizischen *tanak* kommen. *Ayas* im Sanskrit, *brass* (im Englischen), *aes* im Lateinischen gibt ein anderes Beispiel, in welchem dasselbe Metall in zweien der vorzüglichsten indo-europäischen Sprachen ähnlichen Namen hat.

94. Tagewerk der peruanischen Indianer in den Missionen.

(*Pöppig*, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom II. [1836] S. 353—358.)

Die Sitten des Indiers der Missionen weichen von den unseren so vielfältig ab, daß wohl die Schilderung seines Tagewerkes hier Raum erhalten darf. — Noch ehe der erste leichtere Streif am östlichen Himmel den Morgen verkündet, und die Sonne so rasch emporsteigt, daß zwischen dem Dunkel und dem Glanze des tropischen Tages fast kein verschmelzendes Zwielicht eintreten kann, ertönt, doppelt feierlich in dieser Wildniß, das Frühgeläute der wenigen Glocken, und laut wird es zugleich in den niedrigen Hütten. Alles eilt nach der herkömmlichen Sitte zuerst nach dem Flusse und nimmt, unbesorgt um die Gefahr des nächtlichen Bades in Gewässern, wo so manches furchtbare Raubthier sich aufhält, die erste der Abwaschungen vor, die im Laufe des Tages noch mehrmals wiederholt werden. Mit dem Erlöschen des letzten Sternes am reinen Himmelsgewölbe sind auch Alle zum Aufbruche gerüstet, denn ungern wagt auch der Rüstigste sich in die engen Waldpfade bei Nacht, da auf ihrem erwärmteren Boden die Schlangen gern bequemlich sich ausstrecken, und ihre anderen Hindernisse nur durch die Klarheit des Tages überwindbar werden. Glücklich, von keinem Gebote der Dienstbarkeit an das ungern bewohnte Dorf gefesselt zu werden, eilt mit rüstigem Schritte der Indier dem kühlen Forst und der weit entlegenen kleinen Pflanzung zu, in der er frei und froh den Tag verbringt, wenig von dem unwillkommenen Druck erreicht, den mehr der Eigennutz seines Vorgesetzten, als die Nothwendigkeit civilisirter Sitte über ihn verhängt. Die Frau und ihre Kinder, den gesammten Haushalt bis auf die gezähmten Thiere hinab, nimmt der Wanderer mit sich fort und Todtenstille herrscht in dem verlassenen Dorfe, bis spät Abends die Bewohner vereinzelt zurückkehren. Der Papagei flattert lärmend voraus, die unansehnlichen, aber brauchbaren Hunde spüren nach dem Wilde umher, die Affen begleiten den Zug, und hüpfen auf luftiger Bahn, doch stets dem lockenden Rufe gehorsam, lustig und manches Insect mit behaglicher Grimasse verzehrend, durch die Aeste. Die sorgfältig gearbeiteten Geräthschaften des Jägers und Fischers auf den Schultern, selten nur mit anderen Dingen belastet, eröffnet der Hausherr den Zug, denn nie sind jene Waldpfade für zwei neben einander Gehende weit genug. Vielfach schwerer bepackt folgt ihm die Frau, die trotz der Bemühung der vertriebenen geistlichen Väter noch immer nicht volle Rechte genießt, wenn auch ihr Loos nicht halb so traurig sein mag, als da, wo nie die menschliche Lehre des Christenthums eindrang. Mit schweren Netzen voll häuslichen Geräthes, mit dem Ruder und einem Kinde belastet, das sie bald auf dem Nacken, bald auf der Hüfte seitwärts reitend mit sich führt, vielleicht begleitet von der erwachsenen Nachkommenschaft, die, wenn sie weiblich ist, schon frühzeitig an solchen Mühen Theil nimmt, folgt sie demüthig dem strengen Gebieter. Endlich tagt es durch die grünen Wände des dicht verflochtenen Urwaldes, und ein kleines Viereck wird sichtbar, gereinigt von dem höheren Baumwuchs und bepflanzt mit den wenigen Gewächsen, aus denen der Indier seine Nahrung zieht. Ringsum

steht, einer Festung vergleichbar, der alte Wald, der oft das verlorene Land sich wieder zu erobern sucht und nur wenige, oft kaum erkennbare Pfade führen durch ihn nach den nächsten ähnlichen Pflanzungen, oder nach dem nicht sehr entlegenen Flusse, auf dem der Besitzer mit beladenem Kahne nach dem Dorfe zurückkehrt, oder endlich in den wildesten Theil des Forstes, wo der Jäger stets reiche Beute erwarten kann. Nicht unvorsichtig darf jedoch der Fremde solche Wege betreten, denn mancherlei sind die Vorrichtungen, mit denen der Indier sein kleines Besitzthum bald gegen die schonungslosen Diebereien der flußreisenden Handelsleute, bald gegen die Verwüstungen der Thiere zu wahren sucht. In dem engsten Theile des Pfades, wo ein gefallener Baumstamm kein Ausweichen gestattet, verbirgt er, trotz des Verbotes und der Strafe, unter abgestorbenen Blättern die spannenlangen Dornen der Palme, die eine schwer heilende Wunde beibringen, oder verfertigt gegen das Reh und den Tapir aus dem eisenharten Holze der Chontapalme spitze und so schief gestellte Palissaden, daß der Sprung auf sie hin den Tod zur Folge haben muß. In der Mitte der so gesicherten Pflanzung empfängt eine wandlose, aber mit künstlichem Palmendache versehene Hütte die Ankommenden, die nun erst das Frühstück genießen. Geräucherte Affen, getrocknete Fische und Platanos bilden das Mahl, und ein paar Calebassen, mit weißlichem Masato gefüllt, stärken zur beginnenden Arbeit. Indessen nur selten ist diese sehr ernstlich gemeint, denn diesem fruchtbaren Boden entkeimen fast ohne menschlichen Beistand die ihm anvertrauten Samen und Stecklinge, und weit mehr ist es die Liebe zum unabhängigen Leben als das Gebot der Arbeitsamkeit, die den Indier mit jedem Morgen nach seiner Pflanzung führen, wenn anders nicht eine von den Vorgesetzten auferlegte Arbeit ihn im Dorfe zurückhält. Ein Schatz ist ihm zwar eine Axt, und für ein Stück Stangeneisen erkauft man das Beste von ihm; allein selten wendet er zur Bereitung des Bodens ein anderes Werkzeug, als das Schulterblatt eines Pferdes, an einen Stab gebunden, oder ein bald mehr plattes, bald zugespitztes Stück Chontaholz an. Ist die schwerere Arbeit des Baumfällens und Hausbaues gethan, so bleibt der Rest den Weibern überlassen, und in der That sind die Anforderungen an den Mann von anderen Seiten oft groß genug, um ihn von ernster Theilnahme abzuhalten. Wie dem auch sei, gern verläßt der Indier die Hütte der Pflanzung, und eilt allein oder von ein paar Genossen begleitet im dichten Walde dahin, das rohe Naturleben zu genießen, zu dem nun einmal sein Instinct, und wäre es in der sechsten Generation, ihn zieht. Nicht leicht gibt es einen besseren Jäger oder einen geschickteren Fischer als den Ureingebornen von Maynas; solchen Geschäften mit Liebe ergeben, empfindet er keine Ermüdung, scheuet keine Beschwerde, und fürchtet nur das zahme Wesen des Dorfes und den Zwang der Sitte. So laut sein wilder Jubelruf getönt, als er zum Zug sich rüstete, so geräuschlos schleicht er nun durch den dunklen Wald, und entgeht dem Blicke zwischen den Baumstämmen durch gleiche Färbung seiner Haut. Kaum daß er mit seinen Gefährten durch Zeichen sich unterhält, oder dem entfernten durch wohlnachgeahmte Thierstimmen irgend etwas zu verstehen gibt, ohne nur einen einzigen der Bewohner des Waldes aus seiner sorglosen Ruhe aufzustören. Er ist viel zu sehr mit dem eigentlichen Zweck seines Zuges erfüllt, als daß er für irgend etwas Anderes Sinn haben sollte. Bald bricht er mit der Gewalt des stärkeren Menschen durch die Schranken der verwachsenen Gehäge, bald weiß er geräuschlos und gewandt durch die dichten Massen sich seinen Weg zu bahnen; hier eilt er in Verfolgung des verwundeten Thieres, flüchtig, aber wie immer lautlos dahin, dort schleicht er langsam herbei, ohne nur einen Zweig zu zerknicken, während seinen geübten Sinnen nichts entgeht, sei es die ferne Stimme und die kaum erkennbare Spur des gesuchten Wildes, sei es der schwach moschusartige Geruch, der ihm die Nähe der giftigen Schlange andeutet. Dem Blicke der wachsamen fasanartigen Vögel und der mißtrauischen Affen entzieht er sich gleichmäßig und aus der wohlerreichten Verborgenheit fliegt lautlos, aber sicher treffend der kleine Pfeil, der mit stark vergifteter Spitze den schnellen Tod herbeiruft. Vertraut mit den Sitten der zahllosen Thiere durch frühzeitiges Umherstreifen, betrügt ihn keine List der niederen Geschlechter; bekannt mit den sonderbaren Freundschaften der verschiedenen Familien, weiß er stets aus der Nähe des einen Thieres auf diejenige eines anderen zu schließen. Er entdeckt das große Armadill in seiner unterirdischen Höhle, auch wenn der durch den weichen Lehmboden gezogene Strich nicht die Wanderung des gepanzerten Geschöpfs anzeigte, denn aus der Lage des weggeschobenen Baumlaubes in gleich breitem Streife schließt er, daß hier weder eine windende Schlange der größten Arten, noch eine Landschildkröte ihren Weg genommen habe. Die herabfallende Beere oder Samenkapsel bleibt nicht unbeachtet, denn sie verräth die fressenden Vögel

und Affen. Manches Thier ist nur dann zu beschleichen, wenn es eben — man darf wohl so sagen — im Geschäft des Schreiens oder Brüllens begriffen ist; so die gehörnte Palamedea, der Trompetervogel und die geselligen Brüllaffen. Während der Pause steht der Jäger unbeweglich still, doch rasch schreitet er fort, sobald die Töne sich erneuern, ein sicheres Zeichen, daß er ungesehen geblieben. Das vielfache Sumsen der Insecten, das fleißige Hämmern der zahlreichen Spechte, die Stimmen der kleineren Vögel bringen ihn nie dahin, den Ton des Thieres zu verwechseln, dem die Verfolgung gilt, er folgt ihm durch alle Hindernisse, indem er stets mit der Hand die Zweige leicht umbiegt, sicher, auf solche Weise auch nach dem längsten Umherziehen den Rückweg aus der Wildniß zu finden. Bisweilen wählt er sich einen breiteren Baum, um wohl verborgen die Stimmen lockend nachzuahmen, und mit solcher Meisterhaftigkeit weiß er dieses zu thun, daß gar bald die bethörten Thiere von allen Seiten sich ihm nahen. Stirbt ein Affe an dem erhaltenen Pfeile, so bleibt er, an den Aesten wohl oft mit seinem langen Wickelschwanze aufgehängt, dem Europäer unerreichbar. Nicht so dem Indier, denn auch den astlosen Riesenstamm eines Bombax ersteigt er mittelst der senkrecht herabhängenden tauähnlichen Schlingpflanzen. Und nicht bloß mit jagdbaren Thieren, sondern mit vielerlei nützlichen Dingen, die der Urwald ihm spendet, belastet, kehrt der Jäger des Abends zurück. Bald bringt er die Blattstiele verschiedener Palmen, aus deren Oberhaut ein Zeuch oder die Fasern zur Verfertigung der Hängematten gewonnen werden, bald ihre Früchte, die ihm ein weiniges Getränk liefern, bald entdeckt er große Baue von Bienen, deren Wachs zur Bezahlung des Tributs ihm willkommen ist, oder Copal zur Dichtmachung seines Kahnes, und tausend andere Dinge mehr, die ohne Unterschied zu häuslichen Zwecken verwendbar sind. Sieht man die reiche Ausbeute eines einzigen Zuges, dessen Mühen dem Jäger nur angenehm waren, so begreift man wohl die Schwierigkeiten, die sich der Verbreitung der europäischen Sitte und der häuslichen Industrie hier entgegensetzen, und kann sich kaum entschließen, den Eingebornen mit Härte zu verdammen, der, um die Zukunft unbesorgt, den tadelnden Weißen auf jenen Wald verweist, in welchem die Natur mit mütterlicher Sorgsamkeit für ihre braunen Söhne ein unerschöpfliches Vorrathshaus erschuf. Die Gefahren des Forstes, wo die Onze auf dem Baumstamme, das giftige Reptil im abgefallenen Laube lauert, wo Riesenschlangen oder verwandte, von keinem Forscher noch beschriebene Wesen breite Spuren zurücklassen, der Gewittersturm, der mit dem entsetzlichen Krachen die morschen Bäume niederstürzt, daß fußhoch ihre Trümmer umherliegen, die verdeckten Vertiefungen des Bodens, die unergründlichen Sümpfe mit täuschender Vegetation, dies Alles schreckt den Indier nicht. Ein gespenstiges Wesen, der Lahmfuß, der Uchuclla-chaqui allein, trübt die Quelle seines besten Vergnügens und seines Unterhalts. Wo der Wald am dunkelsten ist, wo nur die lichtscheuen Amphibien und Nachtvögel sich aufhalten, da wohnt jenes gefährliche Wesen, und da versucht es, in befreundeter Gestalt erscheinend, den Indier zu verderben. Wie die geselligen Jäger es thun, gibt es die wohlverstandenen Zeichen. Es lockt den Getäuschten, selbst nimmer erreichbar, immer weiter und tiefer in die Oede, und verschwindet unter lautem Hohngelächter, wenn der Rückweg verloren ist, und die Schrecken der Wildniß durch die herabsinkenden Schatten der Nacht sich vermehren. Bisweilen trennt es wohl auch die gemeinsam auf die Jagd Gezogenen, indem es bald hier, bald dort in veränderter Gestalt erscheint, allein nie täuscht es den Erfahrenen, der in seinem Mißtrauen die Spur seines Feindes untersucht. Kaum gewahrt er die ganz ungleiche Größe des Abdrucks der Füße, so kehrt er eilig zurück, und wohl längere Zeit wagt Niemand einen Zug in die Wildniß, denn nur vorübergehend sind die Besuche jenes Unholds. Wenn endlich der Abend herabsinkt, werden von allen Seiten in dem einsamen Dorfe die Bewohner wiederum sichtbar. Der Mann mit seiner Beute, die Frau mit den Erzeugnissen der kleinen Pflanzung schwer beladen, eilen ihrer Hütte zu.* Auf dem Flusse erscheinen zahlreiche Kähne, nur eben groß genug, um einen Mann zu enthalten, und daher von den Weißen Weberschiffchen (*lanzaderas*) genannt. Von dem Augenblick, wo die rückkehrenden Fischer der Heimath ansichtig wurden, lassen sie bald ihr Muschelhorn, bald ihr besonderes Signalgeschrei ertönen, und die Frauen eilen schnell zum Strom hinab, um den rückkehrenden Gebieter zu empfangen und ihm beizustehen. Gemeinhin ist dieses Indiers Ausbeute die größte, denn unglaublich zahlreich sind die Fische, die er mit selten irrender Hand entweder durch den Wurfspieß, oder den im hohen Bogen geschossenen Pfeil tödtet, oder mit der Kunst eines vielerfahrenen Anglers fängt. Mit der Spende in der Hand, welche nach einem alten Gesetze ein Jeder, wenn die Reihe ihn trifft, an die Küche des Priesters oder Gouverneurs

abzuliefern hat, eilen die Mitayos nach dem Pfarrhause, gefaßt auf eine harte Strafpredigt, wenn der Ertrag der Tagesarbeit nur gering sein sollte, und dann zum Flusse, um gemeinsam das letzte Bad zu nehmen. Bald werden dann durch die offenen Rohrwände die Feuer sichtbar, denn auf den Abend verlegt dieser Indier stets seine Hauptmahlzeit, und streckt sich dann sogleich wohlverhüllt zum Schlafe aus, wenn nicht besondere Festlichkeiten ihm die Erlaubniß zu einem Trinkgelage bis um Mitternacht verschafften.

So weit scheint es nun freilich, als ob die alte Regel, daß unter dem Krummstabe gut zu wohnen sei, sich auch für den waldgebornen Indier von Maynas bewähre. Einst mag er diese Erfahrung wohl gemacht haben, allein jetzt werden jene Tage des freien Willens und der Thätigkeit zu eigenem Nutzen ihm so selten geboten, so viele Willkür und Bedrückung hat er nun von der weltlichen Regierung zu leiden, daß ihm, mit Ausnahme der Benennung, keiner von den Vortheilen geblieben ist, die ihn einst um die muthigen Missionäre versammelten und nach gewonnener Erkenntniß in den Dörfern festzuhalten vermochten. Wenn Maynas in wenigen Jahrzehenden wieder in Barbarei zurücksinkt, wenn die meisten seiner Bewohner es für ein Glück halten, trotz des Mangels und der Noth, die der Ungewohnten wartet, zu entfliehen und auf alte wilde Art zu leben, wenn also das ganze Land die Gestalt wieder erlangt, in der es seinen ersten Entdeckern erschien, so hat das gewissenlose Verfahren der jetzigen Regierung allein die Schuld. Schlimm genug war es, daß die Jesuiten, die vor allen Andern die schwere Kunst, den Wilden zum Menschen umzuformen verstanden und erfolgreich übten, durch einen Machtspruch, über dessen Nothwendigkeit oder Nützlichkeit vielleicht selbst unsere Zeit noch nicht abzuurtheilen vermag, aus Amerika vertrieben wurden. Nicht zufrieden mit den sichtbar nachtheiligen Folgen dieser Maßregel der Spanier, ergriffen von dem Schwindel, der alle revolutionäre Bewegungen begleitet, und ein Volk um so mehr zu verkehrtem Verfahren hinreißt, je roher und leidenschaftlicher es ist, haben die republicanischen Peruaner es sich angelegen sein lassen, die Vorkehrungen zu zerstören, durch welche die Europäer den üblen Folgen der Vertreibung der Jesuiten nicht ganz erfolglos vorzubeugen suchten. Sie verjagten die Missionäre aus dem Franciscanerorden, weil sie Europäer waren, hatten darauf nicht die Mittel, sie durch andere Priester zu ersetzen, und vergaßen über den fortdauernden Parteikämpfen und den Regierungswechseln gar bald eine Provinz, die nichts einbrachte, den Wenigsten mehr als durch Hörensagen bekannt war, und unbekümmert einem Haufen von diebischen und rohen Menschen überlassen wurde, mit denen man sich auf diese Weise abzufinden hoffte.

95. Allgemeines über die Vorgeschichte Israels.

(*Heinr. Ewald*, Geschichte des Volkes Israel I. [1843] S. 302—308.)

Umfaßt demnach diese Vorgeschichte theils den geschichtlichen Stoff, dessen sich das spätere Volk aus den Urzeiten her noch erinnerte, oder welchen es von anderen Völkern empfangen, in den Kreis seiner Sagen gezogen hatte, theils aber auch das, was es über jene Urzeiten und über seinen Zusammenhang mit den übrigen Völkern der Erde mit den ersten Menschen und zuletzt mit Gott selbst dachte und ahnete, so ergibt sich leicht, wie sie von den Zeiten an, die ich hier die geschichtlichen nenne, aufwärts in mehrere Stufen sich theilt, welche vom Bewußtsein des Volkes selbst immer genau unterschieden wurden. Auf der untersten Stufe, den geschichtlichen Zeiten zunächst, stehen die Erinnerungen vom ersten Aufenthalte des noch unausgebildeten Volkes in Kanaan, von seiner Einwanderung in dieses Land aus Nordosten her, und von den hohen Gestalten der schon einst auf diesem heiligen Boden wandernden Väter sowohl des Volkes Israel als der übrigen ihm verwandten Hebräer. Das dunkle Andenken an diese Einwanderung, welches der weit nach Südwest vorgeschobene hebräische Volksstamm in sich bewahrte, bildet mit der damit verknüpften Erinnerung an einen ursprünglichen Zusammenhang mit anderen nördlich und östlich wohnenden Völkern die Grenzscheide dieser Stufe der Vorgeschichte; aber hinter ihr erhebt sich auf einer entfernteren die einem gebildeten Volke unumgängliche Frage, in welchem Zusammenhange es sich nicht bloß mit einigen ihnen verwandten, sondern auch mit allen Völkern der Erde stehend

denke; eine Frage, deren Beantwortung über aller jetzigen Völker geschichtliche Erinnerungen bis in ein Nebelgebiet führt, welches nur durch physische Erforschung oder (wiefern diese noch nicht versucht oder vollendet ist) durch die Vorstellung erreicht werden kann, immer indeß doch nur die jetzigen Völker und Menschen umschließt. Aber auch über diese Völker und Menschen hinaus reicht noch die Folgerichtigkeit geschichtlicher Fragen und Vorstellungen, und eher kann diese einmal angeregte aufsteigende Bewegung nicht zur Ruhe kommen, als bis auf der dritten und letzten Stufe auch abgesehen von allen jetzigen Menschen und Völkern der geschichtlich zu denkende Urzustand der Menschheit und ihr, sowie der ganzen übrigen Schöpfung, Zusammenhang mit dem Schöpfer in geschichtliche Betrachtung gezogen und darüber eine Wahrheit aufgestellt ist, von welcher, wie von einer letzten Ursache aus, aller weitere Trieb menschlicher Geschichte, d. i. Entwickelung, ruhig verfolgt werden kann.

Es sind dies die drei Stufen von Urgeschichte, welche das B. d. Urspp. durch die Schöpfung, die Entstehung der neuen Menschenwelt nach der großen Fluth, und die Einwanderung Abrahams als durch die Anfänge ebenso vieler großer Wendungen oder Epochen unterscheidet und im Einzelnen ebenso einfach, als genau jede nach ihrer Art beschreibt, während der vierte Erzähler aus anderen Quellen manche ausführlichere oder abweichende Erzählungen hinzusetzt. Nehmen wir dazu, daß die Tage nach dem Hingange der Welt der Erzväter im B. der Urspp. als die eigentlich geschichtliche Zeit gelten, welche im Verhältniß zu den Urzeiten wenig verändert bis in die Gegenwart des Verfassers dauert, so haben wir hier die vier großen Zeitalter, in welche der Verfasser sich das ganze weite Gebiet der Weltgeschichte zerfallend dachte und nach deren Folge er die Anlage seines Geschichtswerkes bestimmte, wie oben S. 95 f. weiter erläutert ist.

Wir müssen hier also unstreitig dieselben vier Weltalter wieder erkennen, von welchen die alten Sagen der Griechen wie der Inder erzählen. Und bedenken wir, daß den Sagen dieser sehr verschiedenen weit von einander entlegenen Völker nicht bloß die Vierzahl der Weltalter, sondern auch die ausgebildete Vorstellung eines genau nach vier Stufen fortschreitenden Herabsinkens der Zeiten und Menschen von einem besseren Urzustande eigenthümlich ist, so werden wir nicht zweifeln, in ihnen die Spuren einer Ursage zu finden, welche bereits vor der Entstehung solcher Völker als Hebräer, Griechen und Inder gegeben war und aus welcher, als der gemeinsamen Quelle, alle diese schöpften. Und gewiß wurden mit der Sage von den vier immer tiefer sinkenden Weltaltern auch mehrere Einzelnheiten über sie überliefert, z. B. eine Erzählung über die Schöpfung des Sichtbaren nach allen seinen Theilen, eine andere von der großen Fluth am Ende des ersten Weltalters; denn theils konnte ja die ganze Vorstellung von den vier Weltaltern nur durch solche nähere Ausführungen über Anfang, Verlauf und Wesen jedes dieser Alter eine gewisse Klarheit und Festigkeit erlangen; theils aber kehren die Erzählungen des B. d. Urspp. über die Schöpfung und über die Flut bei Griechen, Indern und einigen anderen alten Völkern mit solcher Gleichheit in wesentlichen Stücken wieder, daß man auch bei ihnen eine gemeinsame Urquelle annehmen muß.

Vieles von dem, was der vierte Erzähler über Dinge der zwei ersten Weltalter den Darstellungen des B. d. Urspp. hinzusetzt, ergibt sich bei näherer Untersuchung als erst durch den lebendigeren Verkehr des Volkes mit Fremden seit dem zehnten Jahrhundert aus dem östlicheren Asien eingewandert, und dann vom Geiste mosaischer Religion so durchdrungen, daß es in dem Kreise altheiliger Sagen seine Stelle finden konnte. Aber ganz anders verhält es sich mit den Erzählungen des B. d. Urspp., welche ihrem letzten Grunde nach auch bei fremden und weitentlegenen Völkern wiederkehren; ihre Einwanderung läßt sich auf keine Weise darthun oder wahrscheinlich machen; und während sie, obwohl vom Geiste der mosaischen Religion bereits ergriffen, dennoch in jedem Zuge die höchste Einfachheit und reinste Urzeitlichkeit offenbaren, finden wir sie nicht bloß im östlicheren Asien, sondern auch im alten Europa wieder. Ihre Quelle muß also über alle Geschichte der damaligen einzelnen Völker hinaus in die uns sonst gänzlich verborgene Urzeit eines unbekannten, aber frühgebildeten Volkes zurückgehen, welches sich längst in die damaligen Völker aufgelöst hatte, aber von seinem Urdasein noch durch manche wunderbare Ueberbleibsel Kunde gibt. Ein solches Ueberbleibsel der Bildung dieses vorgeschichtlichen Volkes ist die auf einen gemeinsamen Urgrund zurückweisende Sprache der geschichtlichen Völker; und der semitische Sprachstamm hängt mit dem indisch-europäischen wenigstens entfernter zusammen. Ein anderes Ueberbleibsel von ihm sind solche Ursagen, denn wo eine ausgebildete Sprache, da wird auch schon ein Grund von eigenthümlichen Lebenseinrichtungen, sowie von Sagen und geschichtlichen Vor-

stellungen gewesen sein; und haben die aus ursprünglicher Einheit weit getrennten späteren Völker die wesentlichsten Bestandtheile der ehemaligen Ursprache jedes auf seine Weise und in seiner eigenen Fortbildung sich bewahrt, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht ähnlich auch einen gewissen gemeinsamen Boden von Sagen, Rechten und Sitten aus derselben Urzeit her beibehalten haben sollten[1].

Allein vergleichen wir nun diese Ursage über die vier Weltalter, wie sie bei jedem der erwähnten Völker nach seiner besonderen Geschichte und Bildung sehr verschieden gestaltet sich erhalten hat; so kommen wir zu dem Schlusse, daß in der hebräischen Sage ihre Trümmer noch am deutlichsten hervorragen und am leichtesten auf die Urgestalt zurückschließen lassen. Denn die griechische Sage gibt schon in ihrer uns bekannten ältesten Auffassung[2] nur einige, obwohl dichterisch sehr schöne, doch an geschichtlichem Inhalte und Klange sehr leere Vorstellungen, wobei man nicht einmal mehr begreift, warum alle Vergangenheit gerade in vier Zeitalter getheilt sei, denn daß der Eintheilungsgrund nicht ursprünglich darin liegen könne, daß man nur die vier Metalle: Gold, Silber, Erz, Eisen gekannt und demnach nur gerade vier diesen entsprechende Weltalter habe festsetzen können, leuchtet von selbst ein. Es ist eben nur der Gedanke, das immer tiefere Sinken der vier Weltalter mit vier an Werth ähnlich herabsinkenden Metallen zu vergleichen, der echt griechische Zusatz; aber daß dieser rein dichterische Gedanke die ganze Vorstellung von den vier Weltaltern neu beleben und frisch gestalten mußte, beweist hinreichend, daß die ursprünglichen näheren Vorstellungen darüber bereits sich verloren hatten. — Viel deutlicher ist die Urgestalt der Sage in der indischen Erzählung wieder zu erkennen, zumal wenn man die höchst vielfachen Spielarten derselben bei verschiedenen Schriftstellern vergleicht und aus allen sich ein Bild des Ursprünglichen entwirft[3]. Manches ist dann darin sogar deutlicher zu erkennen, als in der althebräischen, von der uns ja nur im B. der Urspp. eine einzelne Ueberlieferung vorliegt, z. B. die Gewißheit, daß man bei der ursprünglichen Auffassung und Feststellung der vier Alter eigentlich von unten auf, d. i. von der Gegenwart nach oben in die immer entfernteren Schichte des Alterthums und der Urzeit etwa so zurückblickte, wie dies oben S. 302 f. vermuthet ist[4]; ferner der gleichmäßige Fortschritt der allgemeinen Verhältnisse der Zahl und anderer, in welchem man die vier Alter sich dachte, denn daß man, wenn überhaupt eine etwas ausgebildete Vorstellung dieser vier Alter entstehen sollte, dann den sparsamen geschichtlichen Erinnerungen aus der Urzeit durch die Annahme solcher durch vier Stufen sich fortspinnender allgemeiner Verhältnisse zu Hülfe kommen mußte, kann man freilich an sich vermuthen, wird aber erst durch die indischen Sagen augenscheinlich bestätigt[5]. — Die hebräische Sage hat dagegen den hohen Vorzug genauer Unterschiede und fester Grenzen der vier Alter nach dem inneren Wesen eines jeden, so daß man klar einsieht, warum gerade vier Alter angenommen wurden, wie nothwendig jedes unter ihnen von den anderen verschieden sei, und wie jedes nur in dieser seiner bestimmten Stellung und Folge Sinn habe. Sie folgen nicht nach dem bloßen Wechsel allgemeiner Verhältnisse aufeinander, enthalten nicht bloß ein jedes seinen bestimmten Raum, seine Zahlen und seine größere oder geringere Tugend: jedes hat vielmehr eine äußere Grenze und ein inneres Leben und Wesen für sich, wonach es nur einmal in dieser bestimmten Art und Weise dasein kann; und alle umschließen zugleich den ganzen Umfang geschichtlicher Erinnerungen. Dadurch insbesondere, daß in den nichthebräischen Sagen die große Fluth aus ihrer ursprünglichen Stelle in der Folge dieser vier Alter herausgerissen und als ein abgesondertes Ereigniß hingestellt ist, haben sie eine klare Unterscheidung der beiden ersten Weltalter verloren; und dadurch, daß die griechische auch in das dritte Alter noch keine der Geschichte sich annähernde namhafte Heldengestalten setzt, kann sie auch die mittleren zwei nicht mehr lebendig genug unterscheiden.

[1]) In diesem Sinne habe ich immer, ohne das wirklich verschiedenartige zu vermengen und unstatthaftes anzunehmen, dennoch nicht nur in Sprache, sondern auch in Mythen und Sitten eine gewisse Urähnlichkeit zwischen allen indogermanischen Völkern für möglich gehalten (vgl. G. G. A. 1831. S. 1012 f.); Aehnliches gibt jetzt K. O. Müller im Eingange zu seiner griechischen Litteraturgeschichte zu.

[2]) In Hesiod's W. und T. v. 108—199: wenn Hesiod vor dem eisernen Geschlechte noch die Heroen einschiebt, so daß eigentlich fünf Geschlechter entstehen würden, so ist das sicher nur seine Neuerung.

[3]) Eine Menge der älteren indischen Erzählungen gibt sehr kurz Manu 1, 68—86; ausgebildetere und spätere findet man in Wilson's Vishnu-Purâna pag. 23—26, 259—271 vgl. pag. 622; wenig Eigenthümliches gibt das Bhâgavata P. 3, 11, 18 ff.

[4]) Der Beweis dafür liegt in dem Namen: *Kali-*

juga ist das vierte Alter, die traurige Gegenwart; *Dvápara-juga* das dritte, hat eigentlich von der Zweizahl, als würde von unten auf gezählt, *Traetá-juga* das zweite von der Dreiheit den Namen, beide aber enthalten zugleich eine Anspielung auf bestimmtere Verhältnisse, auf die dort anfangende Zweiheit und Ungewißheit des Glaubens, auf die drei heiligen Feuer hier; *Krita-juga* das erste, ist dem Namen nach am dunkelsten.

[5]) Der Fortschritt der vier Alter ist den angenommenen Zahlen nach genau wie 1, 2, 3, 4; aber von der einfachsten Annahme aus, nämlich daß das Lebensalter der Menschen im ersten Weltalter 400, im zweiten 300, im dritten 200 und im vierten 100 Jahre betrage (Manu 1, 83), werden diese Grundzahlen auf das überschwenglichste vielfach gesteigert, immer jedoch so, daß die Grundzahlen durchschimmern.

96. Eine Ansicht über den Ursprung der Deutschen.

(*J. G. A. Wirth*, Geschichte der Deutschen I. [1846] S. 235—237.)

Was den Ursprung und die Herkunft der Deutschen betrifft, so beweist die Thatsache, daß ein Theil derselben als Thracier von den Zeiten des Darius Hystaspes bis zum Jahr 375 nach Christus am schwarzen Meere wohnten, ihren asiatischen Ursprung äußerst bestimmt. Dort sind sie natürlich nicht entstanden, sondern vielmehr, so gut wie die Griechen, aus Asien eingewandert. Ich halte die Erzählung von Jornandes über den Zug der Geten von Skandinavien an das schwarze Meer zwar für kein bloßes Mährchen, sondern den Kern desselben aus sehr triftigen Gründen für unzweifelhaft geschichtlich; indessen dies widerspricht dem asiatischen Ursprung der Germanen keineswegs; denn es war jener Zug nur ein Heergeleite, das von Skandinavien wieder rückwärts an das schwarze Meer zog. Dies geschah bei den Deutschen überhaupt öfter, wie denn bestimmt erwiesen ist, daß Heerzüge germanischer Stämme auch von Gallien aus periodisch wieder rückwärts an die untere Donau und das schwarze Meer sich begaben, wie die Gallogriechen des Livius (*lib.* 38, *cap.* 17). Streng geschichtliche Anzeichen über den Weg, den die Deutschen bei ihrer Einwanderung aus Asien genommen haben, sind nicht vorhanden; indessen die Sage weist auf einen längeren Wohnsitz derselben in Kleinasien, da sie die Schicksale der Germanen mit dem trojanischen Krieg in Verbindung bringt. Buchstäblich ist diese Ueberlieferung freilich nicht zu nehmen, aber so viel bleibt gewiß, daß um die Zeit, in welche die Dichtung, Sage oder Geschichte die Zerstörung Trojas setzt, irgend ein großes Völkerereigniß in Kleinasien vorfiel, in welches die Deutschen und insbesondere die nachmaligen Thracier verwickelt waren, und in dessen Folge sie von Kleinasien nach Europa übergiengen. Ein Theil derselben nahm in den Gegenden um das schwarze Meer und an der untern Donau feste Wohnsitze, die sie bis ins vierte Jahrhundert nach Christus behaupteten, ein anderer zog zuerst dem Dniester, dann, nach dem Uebergang über die Gebirge, der Weichsel entlang nordwärts, und nahm feste Wohnsitze in Skandinavien. Der dritte endlich zog der Donau entlang aufwärts bis zum Ursprung dieses Stromes und von da in das Rheinthal, worauf die Länder zu beiden Seiten des Rheins in Besitz genommen wurden. Von drei Seiten drangen sodann die Germanen allmählig in das Innere von Deutschland vor, 1) von der Donau aus, 2) vom Rhein aus und 3) von der Nord- und Ostsee aus.

Wir haben nunmehr die geschichtliche Richtigkeit unseres Berichtes über den Ursprung und die Herkunft der Deutschen, sowie über die Art und Weise ihrer Einwanderung in das ursprüngliche germanische Gebiet zu erweisen. Soviel nun zuvörderst die Abstammung aus Asien betrifft, so wird dieselbe historisch gewiß: 1) durch die Thatsache, daß die Wohnsitze der Thraken, welch letztere erwiesenermaßen in der Urzeit die östlichen Deutschen waren, am Bosporus und in den Gegenden um das schwarze Meer äußerst bestimmt auf die Herkunft aus Kleinasien hinweisen, 2) durch das übereinstimmende Zeugniß von Herodot, Diodor von Sicilien und Strabo, nach welchem sowohl die Cimmerier oder Cimbern, als ein Theil der Thracier, z. B. die Lyker und Mysier früher ihre Wohnsitze in Asien hatten, 3) durch die übereinstimmenden Sagen der ältesten deutschen Volkslieder und Chroniken, wie z. B. Jornandes, Wittichind von Corvey und Albert von

Stade, über die Abstammung einzelner deutscher Stämme, insbesondere der Franken aus Troja und den Aufenthalt anderer, z. B. der Sachsen bei dem Heere Alexanders von Macedonien, 4) durch den echt asiatischen Charakter der ältesten deutschen Sitten, Gesetze, Religionslehren, Glaubensrichtung, Denkungsweise und Staatsverfassung.

Soviel hiernächst die Wege anbetrifft, auf welchen die Germanen aus Asien über Kleinasien in das deutsche Gebiet, wie wir es oben beschrieben haben, einwanderten, so liegt der Zug der Donau entlang, und von da ins Rheinthal mit solcher Stärke in der Natur der Sache, oder der Nothwendigkeit, daß er keines Beweises bedarf. Schon zur Zeit von Herodot wohnten die Geten an der untern Donau, und aus Strabo erhellt, daß unmittelbar an sie ein anderer thracischer oder deutscher Stamm stieß, die Dacier, welche sich westlich, also noch mehr der Donau aufwärts, gegen das eigentliche Germanien zu, ausdehnten. Es ist daher natürlich, daß vom schwarzen Meere aus die Deutschen der Donau nach stromaufwärts zogen, und daß ein Stamm nach dem andern staffelweise Wohnsitz ergriff. Die Art und Weise, wie Tacitus die Sitze der einzelnen Stämme angibt, zeigt dies sehr deutlich. Ganz das Gleiche war nun in Ansehung der Stämme zu beiden Seiten des Rheines und jenseits der Vogesen bis in die Normandie, sowie nach Belgien und Holland der Fall. Daß alle diese Stämme von der Donau hergekommen waren, ergibt sich schon daraus, daß einzelne, wie z. B. die gallischen Griechen des Livius periodisch auch wieder rückwärts an das schwarze Meer gezogen sind. Ueber Alles dies bedarf es daher an sich keines Beweises; zweifelhaft bleibt es vielmehr nur, ob die Germanen nach Schweden, Dänemark und Norwegen von der Nordsee aus, also vom Rheine her, oder von Osten, d. h. vom heutigen Polen her, eingewandert sind. Für das Letztere und zwar in der Art, wie wir es oben angegeben haben, spricht nun zuvörderst die Thatsache, daß Jornandes in ähnlicher Weise den Zug der Gothen von Skandinavien an das schwarze Meer erzählt, und der noch entscheidendere Umstand, daß der erste Handelszug vom schwarzen Meer in die Ostsee entweder dem Dniester oder Dnieper entlang, und überhaupt durch Polen, also auf geradem Wege vor sich gieng. Der Zeitpunct der Einwanderung der Deutschen aus Kleinasien hingegen ist geschichtlich nicht mehr zu ermitteln; der Sage nach müßte er aber in die Zeit des trojanischen Kriegs, sohin 1200 Jahre vor Christus gesetzt werden. Vom geschichtlichen Standpunct ist wegen der Einheit eines Theils der Gallier und der Deutschen, sowie der Gothen und Geten und der Thracier und Germanen, endlich wegen des hohen Alters der auf Schweden, Norwegen und Dänemark anspielenden Edda-Lieder nur so viel gewiß, daß das große Gebiet, wie es oben im Ganzen nachgewiesen wurde, schon mehrere Jahrhunderte vor Julius Cäsar ausschließend von deutschen Stämmen bewohnt worden ist. Nicht die Thracier allein waren sohin unsere Voreltern, und nicht durch die Auswanderung derselben aus den Gegenden um das schwarze Meer wurde Germanien bevölkert, sondern nur die östlichen Deutschen hießen Thracier, und zu der nämlichen Zeit, wo die verschiedenen Stämme derselben zu beiden Seiten des Balkans wohnten, lebten schon andere Deutsche in unserm heutigen Vaterland, die sodann um die Zeit von Julius Cäsar den Namen Germanen erhielten, und ein dritter Zweig unter dem Namen »Gallier« jenseits der Vogesen in einem Theile des nördlichen Frankreichs.

97. Fichte's Ansicht über die Hauptverschiedenheit zwischen den Nationen mit eigener Sprache und denen, welche eine fremde Sprache angenommen.

(*J. G. Fichte*, Reden an die deutsche Nation [1808], die vierte.)

Der zu allererst und unmittelbar der Betrachtung sich darbietende Unterschied zwischen den Schicksalen der Deutschen und der übrigen aus derselben Wurzel erzeugten Stämme ist der, daß die ersten in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolkes blieben, die letzten in andere Sitze auswanderten, die ersten die ursprüngliche Sprache des Stammvolkes behielten und fortbildeten, die letzten eine fremde Sprache annahmen, und dieselbe allmählig nach ihrer Weise umgestalteten.

Aus dieser frühesten Verschiedenheit müssen erst die später erfolgten, z. B. daß im ursprünglichen Vaterlande, angemessen germanischer Ursitte, ein Staatenbund unter einem beschränkten Oberhaupte blieb, in den fremden Ländern mehr auf bisherige römische Weise die Verfassung in Monarchien übergieng, u. dergl. erklärt werden, keineswegs aber in umgekehrter Ordnung.

Von den angegebenen Veränderungen ist nun die erste, die Veränderung der Heimath, ganz unbedeutend. Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigenthümlichkeit, weit entfernt durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen, und verändert ihn nach sich. Auch ist die Verschiedenheit der Natureinflüsse in dem von Germaniern bewohnten Himmelsstriche nicht sehr groß. Ebenso wenig wolle man auf den Umstand ein Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den früheren Bewohnern vermischt worden; denn Sieger, und Herrscher, und Bildner des aus der Vermischung entstehenden neuen Volkes waren doch nur die Germanen. Ueberdies erfolgte dieselbe Mischung, die im Auslande mit Galliern, Cantabriern u. s. w. geschah, im Mutterlande mit Slaven wohl nicht in geringerer Ausdehnung, so daß es keinem der aus Germaniern entstandenen Völker heutzutage leicht fallen dürfte, eine größere Reinheit seiner Abstammung vor den übrigen darzuthun.

Bedeutender aber, und wie ich dafür halte, einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft begründend, ist die zweite Veränderung, die der Sprache; und kommt es dabei, welches ich gleich zu Anfange bestimmt aussprechen will, weder auf die besondere Beschaffenheit derjenigen Sprache an, welche von diesem Stamme beibehalten, noch auf die der anderen, welche von jenem anderen Stamme angenommen wird, sondern allein darauf, daß dort Eigenes behalten, hier Fremdes angenommen wird; noch kommt es an auf die vorige Abstammung derer, die eine ursprüngliche Sprache fortsprechen, sondern nur darauf, daß diese Sprache ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.

Um die Folgen eines solchen Unterschiedes in der Völkererzeugung, und die bestimmte Art des Gegensatzes in den Nationalzügen, die aus dieser Verschiedenheit nothwendig erfolgt, klar zu machen, so weit es hier möglich und nöthig ist, muß ich Sie zu einer Betrachtung über das Wesen der Sprache überhaupt einladen.

Die Sprache überhaupt, und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge hängt keineswegs von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuvörderst ein Grundgesetz, nach welchem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem, und keinem anderen Laute wird. Sowie die Gegenstände sich in den Sinnenwerkzeugen des Einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe u. s. w. abbilden, so bilden sie sich im Werkzeuge des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur, und verkündiget sich Anderen seines Gleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige und durchaus nothwendige.

Nun mag zwar, welches das zweite ist, die Sprache in dieser ihrer Einheit für den Menschen schlechtweg, als solchen, niemals, und nirgend hervorgebrochen sein, sondern allenthalben weiter geändert und gebildet durch die Wirkungen, welche der Himmelsstrich, und häufigerer, oder seltnerer Gebrauch, auf die Sprachwerkzeuge, und die Aufeinanderfolge der beobachteten und bezeichneten Gegenstände, auf die Aufeinanderfolge der Bezeichnung hatten. Jedoch findet auch hierin nicht Willkür oder Ohngefähr, sondern strenges Gesetz statt; und es ist nothwendig, daß in einem durch die erwähnten Bedingungen also bestimmten Sprachwerkzeuge, nicht die Eine und reine Menschensprache, sondern daß eine Abweichung davon, und zwar, daß gerade diese bestimmte Abweichung davon hervorbreche.

Nenne man die unter denselben äußeren Einflüssen auf das Sprachwerkzeug stehenden, zusammenlebenden, und in fortgesetzter Mittheilung ihre Sprache fortbildenden Menschen ein Volk, so muß man sagen: die Sprache dieses Volkes ist nothwendig so wie sie ist, und nicht eigentlich dieses Volk spricht seine Erkenntniß aus, sondern seine Erkenntniß selbst spricht sich aus aus demselben.

Bei allen im Fortgange der Sprache durch dieselben oben erwähnten Umstände erfolgten Veränderungen bleibt ununterbrochen diese Gesetzmäßigkeit; und zwar für alle, die in ununterbrochener Mittheilung bleiben, und wo das von jedem Einzelnen ausgesprochene Neue an das Gehör Aller gelangt, dieselbe Eine Gesetzmäßigkeit. Nach Jahrtausenden, und nach allen den

Veränderungen, welche in ihnen die äußere Erscheinung der Sprache dieses Volkes erfahren hat, bleibt es immer dieselbe Eine, ursprünglich also ausbrechenmüssende lebendige Sprachkraft der Natur, die ununterbrochen durch alle Bedingungen herab geflossen ist, und in jeder so werden mußte, wie sie ward, am Ende derselben so sein mußte, wie sie jetzt ist, und in einiger Zeit also sein wird, wie sie sodann müssen wird. Die reinmenschliche Sprache zusammengenommen zuvörderst mit dem Organe des Volkes, als sein erster Laut ertönte; was hieraus sich ergibt, ferner zusammengenommen mit allen Entwickelungen, die dieser erste Laut unter den gegebenen Umständen gewinnen mußte, gibt als letzte Folge die gegenwärtige Sprache des Volkes. Darum bleibt auch die Sprache immer dieselbe Sprache. Lasset immer nach einigen Jahrhunderten die Nachkommen die damalige Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen, weil für sie die Uebergänge verloren gegangen sind, dennoch gibt es vom Anbeginn an einen stetigen Uebergang, ohne Sprung, immer unmerklich in der Gegenwart, und nur durch Hinzufügung neuer Uebergänge bemerklich gemacht, und als Sprung erscheinend. Niemals ist ein Zeitpunct eingetreten, da die Zeitgenossen aufgehört hätten, sich zu verstehen, indem ihr ewiger Vermittler und Dollmetscher die aus ihnen allen sprechende gemeinsame Naturkraft immerfort war und blieb. So verhält es sich mit der Sprache als Bezeichnung der Gegenstände unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung, und dieses ist alle menschliche Sprache anfangs. Erhebt von dieser das Volk sich zu Erfassung des Uebersinnlichen, so vermag dieses Uebersinnliche zur beliebigen Wiederholung und zur Vermeidung der Verwirrung mit dem Sinnlichen für den ersten Einzelnen, und zur Mittheilung und zweckmäßigen Leitung für Andere, zuvörderst nicht anders fest gehalten zu werden, denn also, daß ein Selbst als Werkzeug einer übersinnlichen Welt bezeichnet, und von demselben Selbst, als Werkzeug der sinnlichen Welt, genau unterscheiden werde — eine Seele, Gemüth u. dergl. einem körperlichen Leibe entgegengesetzt werde. Ferner könnten die verschiedenen Gegenstände dieser übersinnlichen Welt, da sie insgesammt nur in jenem übersinnlichen Werkzeuge erscheinen, und für dasselbe da sind, in der Sprache nur dadurch bezeichnet werden, daß gesagt werde, ihr besonderes Verhältniß zu ihrem Werkzeuge sei also, wie das Verhältniß der und der bestimmten sinnlichen Gegenstände zum sinnlichen Werkzeuge, und daß in diesem Verhältniß ein besonderes übersinnliches einem besonderen sinnlichen gleichgesetzt, und durch diese Gleichsetzung sein Ort im übersinnlichen Werkzeuge durch die Sprache angedeutet werde. Weiter vermag in diesem Umkreise die Sprache nichts; sie gibt ein sinnliches Bild des Uebersinnlichen bloß mit der Bemerkung, daß es ein solches Bild sei; wer zur Sache selbst kommen will, muß nach der durch das Bild ihm angegebenen Regel sein eigenes geistiges Werkzeug in Bewegung setzen. — Im Allgemeinen erhellet, daß diese sinnbildliche Bezeichnung des Uebersinnlichen jedesmal nach der Stufe der Entwickelung des sinnlichen Erkenntnißvermögens unter dem gegebenen Volke sich richten müsse; daß daher der Anfang und Fortgang dieser sinnbildlichen Bezeichnung in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ausfallen werde, nach der Verschiedenheit des Verhältnisses, das zwischen der sinnlichen und geistigen Ausbildung des Volkes, das eine Sprache redet, stattgefunden und fortwährend stattfindet.

Wir beleben zuvörderst diese in sich klare Bemerkung durch ein Beispiel. Etwas, das zufolge der in der vorigen Rede erklärten Erfassung des Grundtriebes nicht erst durch das dunkle Gefühl, sondern sogleich durch klare Erkenntniß entsteht, dergleichen jedesmal ein übersinnlicher Gegenstand ist, heißt mit einem griechischen, auch in der deutschen Sprache häufig gebrauchten Worte, eine Idee, und dieses Wort gibt genau dasselbe Sinnbild, was in der deutschen das Wort Gesicht, wie dieses in folgenden Wendungen der lutherischen Bibelübersetzung: ihr werdet Gesichte sehen, ihr werdet Träume haben, vorkommt. Idee oder Gesicht in sinnlicher Bedeutung wäre etwas, das nur durch das Auge des Leibes, keineswegs aber durch einen andern Sinn, etwa der Betastung, des Gehörs u. s. w. erfaßt werden könnte, sowie etwa ein Regenbogen, oder die Gestalten, welche im Traume vor uns vorüber gehen. Dasselbe in übersinnlicher Bedeutung hieße zuvörderst, zufolge des Umkreises, in dem das Wort gelten soll, etwas, das gar nicht durch den Leib, sondern nur durch den Geist erfaßt wird, sodann, das auch nicht durch das dunkle Gefühl des Geistes, wie manches andere, sondern allein durch das Auge desselben, die klare Erkenntniß, erfaßt werden kann. Wollte man nun etwa ferner annehmen, daß den Griechen bei dieser sinnbildlichen Bezeichnung allerdings der Regenbogen, und die Erscheinungen der Art, zum Grunde gelegen, so müßte man gestehen, daß ihre sinnliche Erkenntniß schon vorher sich zur Bemer-

kung des Unterschiedes zwischen den Dingen, daß einige sich allen oder mehreren Sinnen, einige sich bloß dem Auge offenbaren, erhoben haben müsse, und daß außerdem sie den entwickelten Begriff, wenn er ihnen klar geworden wäre, nicht also, sondern anders hätten bezeichnen müssen. Es würde sodann auch ihr Vorzug in geistiger Klarheit erhellen etwa vor einem andern Volke, das den Unterschied zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem nicht durch ein aus dem besonnenen Zustande des Wachens hergenommenes Sinnbild habe bezeichnen können, sondern zum Traume seine Zuflucht genommen, um ein Bild für eine andere Welt zu finden; zugleich würde einleuchten, daß dieser Unterschied nicht etwa durch die größere oder geringere Stärke des Sinns fürs Uebersinnliche in den beiden Völkern, sondern daß er lediglich durch die Verschiedenheit ihrer sinnlichen Klarheit, damals, als sie Uebersinnliches bezeichnen wollten, begründet sei.

So richtet alle Bezeichnung des Uebersinnlichen sich nach dem Umfange und der Klarheit der sinnlichen Erkenntniß desjenigen, der da bezeichnet. Das Sinnbild ist ihm klar, und drückt ihm das Verhältniß des Begriffenen zum geistigen Werkzeuge vollkommen verständlich aus, denn dieses Verhältniß wird ihm erklärt durch ein anderes unmittelbar lebendiges Verhältniß zu seinem sinnlichen Werkzeuge. Diese also entstandene neue Bezeichnung, mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntniß selber bekommt, wird nun niedergelegt in der Sprache; und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntniß wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ganzen in der gesammten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntniß bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. — Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben ausbricht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben, und dasselbe anzuregen. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht, denn auch sie sind Dinge, keineswegs willkürliches Machwerk. So zunächst im Sinnlichen. Nicht anders jedoch auch im Uebersinnlichen. Denn obwohl in Beziehung auf das Letztere der stetige Fortgang der Naturbeobachtung durch freie Besinnung und Nachdenken unterbrochen wird, und hier gleichsam der unbildliche Gott eintritt, so versetzt dennoch die Bezeichnung durch die Sprache das Unbildliche auf der Stelle in den stetigen Zusammenhang des Bildlichen zurück; und so bleibt auch in dieser Rücksicht der stetige Fortgang der zuerst als Naturkraft ausgebrochenen Sprache ununterbrochen, und es tritt in den Fluß der Bezeichnung keine Willkür ein. Es kann darum auch dem übersinnlichen Theile einer also stetig fortentwickelten Sprache seine Leben anregende Kraft auf den, der nur sein geistiges Werkzeug in Bewegung setzt, nicht entgehen. Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Theilen sind Leben, und schaffen Leben. — Machen wir auch in Rücksicht der Entwickelung der Sprache für das Uebersinnliche die Voraussetzung, daß das Volk dieser Sprache in ununterbrochener Mittheilung geblieben, und daß, was Einer gedacht und ausgesprochen, bald an Alle gekommen, so gilt, was bisher im Allgemeinen gesagt worden, für Alle, die diese Sprache reden. Allen, die nur denken wollen, ist das in der Sprache niedergelegte Sinnbild klar; Allen, die da wirklich denken, ist es lebendig, und anregend ihr Leben.

So verhält es sich, sage ich, mit einer Sprache, die von dem ersten Laute an, der in demselben Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben dieses Volkes sich entwickelt hat, und in die niemals ein Bestandtheil gekommen, der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volkes, und eine mit allen übrigen Anschauungen desselben Volkes im allseitig eingreifenden Zusammenhange stehende Anschauung ausdrückte. Lasset dem Stammvolke dieser Sprache noch so viel Einzelne anderen Stammes und anderer Sprache einverleibt werden; wenn es diesen nur nicht verstattet wird, den Umkreis ihrer Anschauungen zu dem Standpuncte, von welchem von nun an die Sprache sich fortentwickele, zu erheben, so bleiben diese stumm in der Gemeine, und ohne Einfluß auf die Sprache, so lange, bis sie selbst in den Umkreis der Anschauungen des Stammvolkes hineingekommen sind, und so bilden nicht sie die Sprache, sondern die Sprache bildet sie.

Ganz das Gegentheil aber von allem bisher Gesagten erfolgt alsdann, wenn ein Volk, mit Aufgebung seiner eigenen Sprache eine fremde, für übersinnliche Bezeichnung schon sehr gebildete, annimmt; und zwar nicht also, daß es sich der Einwirkung dieser fremden Sprache ganz frei hin-

gebe, und sich bescheide, sprachlos zu bleiben, so lange, bis es in den Kreis der Anschauungen dieser fremden Sprache hineingekommen, sondern also, daß es seinen eigenen Anschauungskreis der Sprache aufdringe, und diese, von dem Standpuncte aus, wo sie dieselbe fanden, von nun an in diesem Anschauungskreise sich fortbewegen müsse. In Absicht des sinnlichen Theils der Sprache zwar ist diese Begebenheit ohne Folgen. In jedem Volke müssen ja ohnedies die Kinder diesen Theil der Sprache, gleich als ob die Zeichen willkürlich wären, lernen, und so die ganze frühere Sprachentwickelung der Nation hierin nachholen; jedes Zeichen aber in diesem sinnlichen Umkreise kann durch die unmittelbare Ansicht, oder Berührung des Bezeichneten vollkommen klar gemacht werden. Höchstens würde daraus folgen, daß das erste Geschlecht eines solchen seine Sprache ändernden Volkes als Männer wieder in die Kinderjahre zurückzugehen genöthigt gewesen; mit den nachgebornen aber und an den künftigen Geschlechtern war Alles wieder in der alten Ordnung. Dagegen ist diese Veränderung von den bedeutendsten Folgen in Rücksicht des übersinnlichen Theils der Sprache. Dieser hat zwar für die ersten Eigenthümer der Sprache sich gemacht auf die bisher beschriebene Weise; für die späteren Eroberer derselben aber enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst, ohne die beiliegende geistige Ausbildung, übersprungen haben, oder die sie dermalen noch nicht gehabt haben, auch wohl niemals haben können. Das Höchste, was sie hiebei thun können, ist, daß sie das Sinnbild und die geistige Bedeutung desselben sich erklären lassen, wodurch sie die flache und todte Geschichte einer fremden Bildung, keineswegs aber eigene Bildung erhalten, und Bildung bekommen, die für sie weder unmittelbar klar, noch auch lebenanregend sind, sondern völlig also willkürlich erscheinen müssen, wie der sinnliche Theil der Sprache. Für sie ist nun, durch diesen Eintritt der bloßen Geschichte, als Erklärerin, die Sprache in Absicht des ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit todt, abgeschlossen, und ihr stetiger Fortfluß abgebrochen; und obwohl über diesen Umkreis hinaus sie nach ihrer Weise, und inwiefern dies von einem solchen Ausgangspuncte aus möglich ist, diese Sprache wieder lebendig fortbilden mögen; so bleibt doch jener Bestandtheil die Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache, als einer Naturkraft aus dem Leben, und die Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben ohne Ausnahme sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt werden, und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen todten Bestandtheil, und ist, durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises, und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel.

Wir beleben das so eben Gesagte durch ein Beispiel, indem wir zum Behuf dieses Beispiels noch beiläufig die Bemerkung machen, daß eine solche im Grunde todte und unverständliche Sprache sich auch sehr leicht verdrehen, und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens mißbrauchen läßt, was in einer niemals erstorbenen nicht also möglich ist. Ich bediene mich als solchen Beispiels der drei berüchtigten Worte: Humanität, Popularität, Liberalität. Diese Worte, vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert, und so aus dem Kreise seiner Anschauung, und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt. Reizt nun doch etwa das unbekannte Wort durch seinen fremden, vornehmen und wohltönenden Klang seine Aufmerksamkeit, und denkt er, was so hoch töne, müsse auch etwas Hohes bedeuten; so muß er sich diese Bedeutung ganz von vorn herein, und als etwas ihm ganz Neues, erklären lassen, und kann dieser Erklärung eben nur blind glauben, und wird so stillschweigend gewöhnt, etwas für wirklich daseiend, und würdig anzuerkennen, das er, sich selbst überlassen, vielleicht niemals des Erwähnens werth gefunden hätte. Man glaube nicht, daß es sich mit den neulateinischen Völkern, welche jene Worte, vermeintlich als Worte ihrer Muttersprache aussprechen, viel anders verhalte. Ohne gelehrte Ergründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache, verstehen sie die Wurzeln dieser Wörter ebenso wenig, als der Deutsche. Hätte man nun etwa dem Deutschen statt des Wortes Humanität das Wort Menschlichkeit, wie jenes wörtlich übersetzt werden muß, ausgesprochen, so hätte er uns ohne weitere historische Erklärung verstanden; aber er hätte gesagt: da ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist, und kein wildes Thier. Also aber, wie wohl nie ein Römer gesagt hätte, würde der Deutsche sagen, deswegen, weil die Menschheit überhaupt in seiner Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen gewor-

den; indem unsere Vorfahren vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt, und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet, ehe sie darauf gefallen, dieselben in einem Einheitsbegriffe, und zwar als Gegensatz mit der thierischen Natur, zusammenzufassen, welches denn auch unseren Vorfahren den Römern gegenüber zu gar keinem Tadel gereicht. Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem er ihnen als etwas Vorzügliches und Lobenswürdiges hingäbe, was in der fremden Sprache auch wohl ein solches sein mag, was er aber, nach der unaustilgbaren Natur seiner National-Einbildungskraft nur faßt, als das Bekannte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung darthun, daß dergleichen Herabstimmungen der früheren sittlichen Denkart durch unpassende und fremde Sinnbilder den germanischen Stämmen, die die römische Sprache annahmen, schon zu Anfange begegnet; doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das größte Gewicht gelegt.

Würde ich ferner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität, die Ausdrücke Haschen nach Gunst beim großen Haufen, und, Entfernung vom Sclavensinn, wie jene wörtlich übersetzt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuvörderst nicht einmal ein klares und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sah alle Tage die schmiegsame Höflichkeit des ehrgeizigen Candidaten gegen alle Welt, sowie die Ausbrüche des Sclavensinnes vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm wieder lebendig vor. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christenthums waren schon dem späteren Römer diese Schauspiele entrissen, wie denn überhaupt diesem, besonders durch das fremdartige Christenthum, das er weder abzuwehren, noch sich einzuverleiben vermochte, die eigene Sprache guten Theils abzusterben anfieng im eigenen Munde. Wie hätte diese schon in der eigenen Heimath halbtodte Sprache lebendig überliefert werden können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche? Was ferner das in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines Geistigen betrifft, so liegt in der Popularität schon ursprünglich eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Nation und ihrer Verfassung in ihrem Munde zur Tugend verdreht wurde. Der Deutsche geht in diese Verdrehung, so wie sie ihm nur in seiner eigenen Sprache dargeboten wird, nimmer ein. Zur Uebersetzung der Liberalität aber dadurch, daß ein Mensch keine Sclavenseele, oder, wenn es in die neue Sitte eingeführt wird, keine Lakaiendenkart habe, antwortet er abermals, daß auch dies sehr wenig gesagt heiße.

Nun hat man aber noch ferner in diese, schon in ihrer reinen Gestalt bei den Römern auf einer tiefen Stufe der sittlichen Bildung entstandene, oder geradezu eine Schlechtigkeit bezeichnenden Sinnbilder in der Fortentwickelung der neulateinischen Sprachen den Begriff von Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse, den des sich Wegwerfens, den der gemüthlosen Lockerheit, hineingespielt, und dieselben auch in die deutsche Sprache gebracht, um durch das Ansehen des Alterthums und des Auslandes, ganz in der Stille, und ohne daß Jemand so recht deutlich merke, wovon die Rede sei, die letztgenannten Dinge auch unter uns in Ansehen zu bringen. Dies ist von jeher der Zweck und der Erfolg aller Einmischung gewesen; zuvörderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen; darauf an den dadurch erregten blinden Glauben desselben sich mit der nun nöthig gewordenen Erklärung zu wenden, in dieser endlich Laster und Tugend also durcheinander zu rühren, daß es kein leichtes Geschäft ist, dieselben wieder zu sondern. Hätte man das, was jene drei ausländischen Worte eigentlich wollen müssen, wenn sie überhaupt etwas wollen, dem Deutschen in seinen Worten, und in seinem sinnbildlichen Kreise also ausgesprochen: Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Edelmuth, so hätte er uns verstanden; die genannten Schlechtigkeiten aber hätten sich niemals in jene Bezeichnungen einschieben lassen. Im Umfange deutscher Rede entsteht eine solche Einhüllung in Unverständlichkeit und Dunkel, entweder aus Ungeschicktheit, oder aus böser Tücke; sie ist zu vermeiden, und die Uebersetzung in rechtes wahres Deutsch liegt als stets fertiges Hülfsmittel bereit. In den neulateinischen Sprachen aber ist diese Unverständlichkeit natürlich und ursprünglich, und sie ist durch gar kein Mittel zu vermeiden, indem diese überhaupt nicht im Besitze irgend einer lebendigen Sprache, woran sie die todte prüfen könnten, sich befinden, und, die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben.

Das an diesem einzelnen Beispiele Dargelegte, was gar leicht durch den ganzen Umkreis der

Sprache sich würde hindurch führen lassen, und allenthalben also sich wieder finden würde, soll Ihnen das bis hieher Gesagte so klar machen, als es hier werden kann. Es ist vom übersinnlichen Theile der Sprache die Rede, vom sinnlichen zunächst und unmittelbar gar nicht. Dieser übersinnliche Theil ist in einer immerfort lebendig gebliebenen Sprache sinnbildlich, zusammenfassend bei jedem Schritte das Ganze des sinnlichen und geistigen, in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollendeter Einheit, um einen, ebenfalls nicht willkürlichen, sondern aus dem ganzen bisherigen Leben der Nation nothwendig hervorgehenden Begriff zu bezeichnen, aus welchem, und seiner Bezeichnung, ein scharfes Auge die ganze Bildungsgeschichte der Nation rückwärtsschreitend wieder müßte herstellen können. In einer todten Sprache aber, in der dieser Theil, als sie noch lebte, dasselbe war, wird er durch die Ertödtung zu einer zerrissenen Sammlung willkürlicher, und durchaus nicht weiter zu erklärender Zeichen ebenso willkürlicher Begriffe, wo mit beiden sich nichts weiter anfangen läßt, als daß man sie eben lerne.

Somit ist unsere nächste Aufgabe, den unterscheidenden Grundzug des Deutschen vor den anderen Völkern germanischer Abkunft zu finden, gelöst. Die Verschiedenheit ist sogleich bei der ersten Trennung des gemeinschaftlichen Stammes entstanden, und besteht darin, daß der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen germanischen Stämme eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber todte Sprache. Allein in diesen Umstand, in die Lebendigkeit und in den Tod, setzen wir den Unterschied; keineswegs aber lassen wir uns ein auf den übrigen inneren Werth der deutschen Sprache. Zwischen Leben und Tod findet gar keine Vergleichung statt, und das erste hat vor dem letzten unendlichen Werth; darum sind alle unmittelbare Vergleichungen der deutschen und der neulateinischen Sprachen durchaus nichtig, und sind gezwungen von Dingen zu reden, die der Rede nicht werth sind. Sollte vom inneren Werthe der deutschen Sprache die Rede entstehen, so müßte wenigstens eine vom gleichen Range, eine ebenfalls ursprüngliche, als etwa die griechische, den Kampfplatz betreten; unser gegenwärtiger Zweck aber liegt tief unter einer solchen Vergleichung.

Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwickelung eines Volkes die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüthes bei Denken und Wollen begleitet, und beschränkt oder beflügelt, welche die gesammte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunct der Sinnenwelt, und der der Geister ist, und die Enden dieser beiden also in einander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältniß ist, wie Leben und Tod, läßt sich im Allgemeinen errathen. Zunächst bietet sich dar, daß der Deutsche ein Mittel hat, seine lebendige Sprache durch Vergleichung mit der abgeschlossenen römischen Sprache, die von der seinigen im Fortgange der Sinnbildlichkeit gar sehr abweicht, noch tiefer zu ergründen, wie hinwiederum jene auf demselben Wege klarer zu verstehen, welches dem Neulateiner, der im Grunde in dem Umkreise derselben Einen Sprache gefangen bleibt, nicht also möglich ist; daß der Deutsche, indem er die römische Stammsprache lernt, die abgestammten gewissermaßen zugleich mit erhält, und falls er etwa die erste gründlicher lernen sollte, denn der Ausländer, welches er aus dem angeführten Grunde gar wohl vermag, er zugleich auch dieses Ausländers eigene Sprachen weit gründlicher verstehen und weit eigenthümlicher besitzen lernt, denn jener selbst, der sie redet; daß daher der Deutsche, wenn er sich nur aller seiner Vortheile bedient, den Ausländer immerfort übersehen, und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn, nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann, und das echt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird. Was in diesen Sprachen man nur vom Ausländer selbst lernen kann, sind meistens aus Langeweile und Grille entstandene neue Moden des Sprechens, und man ist sehr bescheiden, wenn man auf diese Belehrungen eingeht. Meistens würde man statt dessen ihnen zeigen können, wie sie der Stammsprache und ihrem Verwandlungsgesetze gemäß sprechen sollten, und daß die neue Mode nichts tauge und gsgen die althergebrachte gute Sitte verstoße. — Jener Reichthum an Folgen überhaupt, sowie die besondere zuletzt erwähnte Folge ergeben sich, wie gesagt, von selbst.

Unsere Absicht aber ist es, diese Folgen insgesammt im Ganzen, nach ihrem Einheitsbande,

und aus der Tiefe zu erfassen, um dadurch eine gründliche Schilderung des Deutschen im Gegensatze mit den übrigen germanischen Stämmen zu geben. Ich gebe diese Folgen vorläufig in der Kürze also an: 1) Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegentheile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort. 2) Aus demselben Grunde ist es einem Volke der ersten Art mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst, und es will, daß dieselbe ins Leben eingreife; dagegen einem von der letzteren Art diese vielmehr ein genialisches Spiel ist, mit dem sie nichts weiter wollen. Die Letzteren haben Geist; die Ersteren haben zum Geiste auch noch Gemüth. 3) Was aus dem Zweiten folgt; die Ersteren haben redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen, und sind mühsam, dagegen die Letzteren sich im Geleite ihrer glücklichen Natur gehen lassen. 4) Was aus Allem zusammen folgt: In einer Nation von der ersten Art ist das große Volk bildsam, und die Bildner einer solchen erproben ihre Entdeckungen an dem Volke, und wollen auf dieses einfließen, dagegen in einer Nation von der zweiten Art die gebildeten Stände vom Volke sich scheiden, und des letztern nicht weiter, denn als eines blinden Werkzeuges ihrer Pläne achten.

98. Eine andere Ansicht.

(*F. C. Dahlmann*, Geschichte der englischen Revolution [1844] S. 3.)

Nie ist ein Volksboden so häufig gewandelt und gekehrt worden als der britische. Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Bevölkerung ist ein werthloser Aberglaube. Schon Attika und Rom widerlegen ihn.

II. Die Wissenschaft vom Culturstande der Menschheit.

A. Weltkunde, oder die Wissenschaft des Weltlaufs.

99. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

(*W. von Humboldt*, Abhandlungen der K. Akademie der W. zu Berlin 1820—1821; Gesammelte Werke I. [1841] S. 1—25.)

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerläßliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch. — Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der

Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objectiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber kaum noch das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieße die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muß daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise aber ebenso wohl, als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in einem Puncte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der Erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der jede Gefahr aufhebende Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heißt darum richtiger Ahnungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunct angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Speculation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnen des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur den ersten dieser Wege verfolgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloß beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandesoperation vermag. Auf die Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein Alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen

die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen Niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punctes, fordert.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahneten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwickelung dieses Begriffs, sowie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniß ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraction von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, daß Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewußtsein der innern geistigen Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, daß die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Nothwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur Ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber muß, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Begebenheiten so zusammenstellen, daß sie das Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder zu Verhütenden, die oft irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermeßlicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern; zu verhindern, daß er nicht in das Gebiet bloßer Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüthe gegenwärtig zu erhalten, daß es kein anderes erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten gibt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muß jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwickelung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er mus das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu

geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniß, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt; ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtsforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur vermittelst dieser. Dasselbe muß, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen stattfinden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es gibt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind.

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten große Behutsamkeit, damit nicht schon die bloße Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloß sie, und muß sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äußeren Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunct gelangen muß, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muß er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, daß man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständniß ist nur das vereinte Erzeugniß ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läßt sich auch bei ihnen nicht Alles durch bloße Verstandesoperation, eines aus dem andern logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faßt das Rechte, das Feine, das Verborgene nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniß des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeß freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder, genauer zu reden, durch die mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunct immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Cultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht ein-

mal immer gleich bildender Uebungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von Neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form *mitzubringen*, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst *abzuziehen*. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object. Das Begreifen ist keineswegs ein bloßes Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloßes Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besonderes. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von Einem zum Andern, und um sich zu verstehen, muß man sich in einem anderen Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Wortes zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muß die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewißheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in einem unzertrennlichen Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserem Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andere, Maß und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursache gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern wegen mangelnder Kenntniß einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, daß das ausschließende Verfolgen dieses Weges gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daß in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und daß jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muß also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andere, mehr auf das eigenthümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebenden Kräfte, der Mensch wie die Pflanze, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, sowie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äußere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwickelungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunctes, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen muß, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogien zu fassen,

sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse, beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltagslebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureißen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läßt sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei hier angedeuteten Ansichten die Geschichtschreiber zu classificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhanges der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäßig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäßig, nach erkanntem Gesetz, oder sicherer Erfahrung wiederkehrenden Entwickelungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läßt, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht bloß unerklärt, sondern unerkannt.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Puncte außer demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist ebenso gefahrlos, als der Irrthum gewiß bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunctes ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten, durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Weges wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die außerhalb der Naturentwickelung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klimas, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

Daß solche Ideen sich offenbaren, daß gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch bloßes, Naturgesetzen gemäßes Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und ebenso wenig, daß es mithin einen Punct gibt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet außer ihnen verwiesen wird.

Die Idee äußert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich,

Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwickelung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmähligen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr erhält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läßt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unserer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber daß der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, daß diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, daß die aus ihm aufsprießende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, daß es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählig in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunct, auf dem die Schöpfung sich in der einförmigen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krankheitsformen gibt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählig entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgenen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahin kommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daß sie die

Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfniß, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger als jene Elemente, das geistige Princip der Individualität fort, es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es gibt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eigenes Wesen und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, daß ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt, als erfährt, und daß jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnen kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloß in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntniß der Natur, das Studium des organischen Baues, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniß, Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groß im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daß in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daß aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschließen; er muß aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muß ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnen und zu erkennen; aber er muß vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem

Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

100. Worin die meisten Bearbeiter der Weltkunde fehlen.

(*Giambattista Vico*, Scienza nuova [1725] L. 1, c. 2: degli elementi §. 10.)

La *Filosofia* contempla la *Ragione*, onde viene la *scienza del vero*: la *Filologia* osserva l' *Autorità dell' Umano Arbitrio*, onde viene la *Coscienza del certo.*

Questa Degnità per la seconda parte diffinisce i *Filologi* essere tutti i *Gramatici*, *Istorici*, *Critici*, che son occupati d' intorno alla cognizione delle *Lingue*, e de' *Fatti de' popoli*, così in *casa*, come sono i *costumi*, e le *leggi*, come *fuori*, quali sono le *guerre*, le *paci*, l' *alleanze*, i *viaggi*, i *commerzj*.

Questa medesima Degnità dimostra, aver *mancato per metà* così i *Filosofi*, che non accertarono le loro *ragioni* con l' *Autorità de' Filologi;* come i *Filologi*, che non curarono d' avverare le loro *autorità* con la *Ragion de' Filosofi*: lo che se avessero fatto, sarebbero stati *più utili alle Repubbliche*, e ci avrebbero *prevenuto* nel meditar *questa Scienza.*

101. Von einigen Fehlern der Bearbeiter der Weltkunde.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland I. [1833] S. 297–311.)

Alle Werke, wogegen sich meine Angriffe zu wenden haben, können unter drei Rubriken gebracht werden. In der ersten begreife ich diejenigen, welche die deutsche Sprache zu den philosophischen zu zählen pflegt, in der zweiten die historischen, und in der dritten die statistischen.

Jedermann weiß, daß in sämmtlichen Ländern der neueren Cultur die Philosophen, die Historiker und die Statistiker es sind, welche behaupten, daß ihre Bemühungen vorzugsweise und unmittelbar auf die höchsten Interessen der Menschheit gerichtet seien; und insofern es um Lehren über das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück der Staaten und Völker gilt, ist man auch, trotz dem Einflusse der Theologen, Juristen und Mediciner, seit langer Zeit gewöhnt, nur ihnen die letzte Entscheidung zuzutrauen. Das heißt, die eigentlichen Theorien suchte man schon längst nur bei jenen drei Zweigen der Gelehrtenwelt. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß alle öffentlichen Angelegenheiten entweder nach der Theorie des einen oder des anderen Zweiges verwaltet worden seien. Dann müßte man nicht entdeckt haben, was so leicht zu entdecken ist, daß der großen Macht der Theorien ungeachtet, Manches nach einem dunkeln Tacte geschieht.

Wie wird nun der Stoff, den die Philosophen, Historiker und Statistiker gewissermaßen als den ihrigen in Anspruch nehmen, von diesen behandelt? Wie verhält sich ihre Behandlungsweise zu den von mir entwickelten Regeln?

Sämmtliche Redner über die Interessen eines Volkes stimmen natürlich darin überein, daß die Kenntniß des Zustandes des Volkes die Basis sein müsse, und wie dunkel die mit den Worten verbundenen Vorstellungen auch sein mögen, in diesem Satze an sich müssen doch die Philosophen, Historiker und Statistiker einverstanden sein. Man bemerkt sogar dann noch keinen Zwiespalt, wenn man ihnen den fernern Satz vorlegt: daß der Zustand eines einzelnen Menschen sowohl als der eines ganzen Volkes von zwei Gliedern abhänge, nämlich theils von den Menschen selbst, theils von den Umgebungen. Alle, die Statistiker nicht ausgenommen, räumen dies ein. Aber weiter reicht die Einigkeit auch nicht, und um die Abweichungen in den allgemeinsten Zügen vor Augen zu haben, kann man von den Philosophen sammt den Historikern sagen,

daß sie den Aufschluß vorzugsweise von der Kenntniß desjenigen, was zum Menschen gehört, erwarten, wogegen die Statistiker vorzugsweise auf das andere Glied, auf die Umgebungen (auf die äußeren Dinge) blicken.

Nachdem wir somit zur Schwelle der Abweichungen gelangt sind, bitte ich die Zuhörer einstweilen von den Statistikern abzusehen, und zur Beschäftigung mit den beiden anderen Classen zunächst zu prüfen, *wo der ihnen bisher gemeinsame Weg sich spalte.* Beide suchen, wie gesagt, den Aufschluß vorzugsweise in der Betrachtung desjenigen, was zu den Menschen gehört. Beide erklären, daß Menschenkenntniß die erste Bedingung sei, wenn man den Zustand eines Volkes beurtheilen wolle; und doch sind ihre Wege so verschieden, daß es auch dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen konnte. Indeß worin besteht die Verschiedenheit? Welche allgemeine Merkmale sind es, die das Verfahren der Philosophen von dem der Historiker unterscheiden? Ich fordere die Zuhörer auf, sich zu besinnen, ob es nicht das Charakteristische der neueren Philosophen sei, die Menschenkenntniß von der nackten Selbstbetrachtung zu erwarten, und ob nicht die Historiker dagegen wieder von der Beobachtung *Anderer* die Lösung der Aufgabe zu hoffen scheinen? Daher denn die Klage, daß die Historiker nicht genug Philosophen, und die Philosophen nicht genug Historiker seien. Indeß die Wahrheit ist: beide Classen entsprechen ihrem eigenen Namen nicht. Die Scheidung in Historiker und Philosophen beruht auf dem Irrthume, als ob man Philosoph sein könne, ohne sich um die Geschichte besonders zu kümmern, und als ob es möglich sei, ein guter Historiker zu sein, ohne die angestrengtesten Bemühungen um die Philosophie. Es ist kaum erforderlich, zur Kritik der Schriften beider Classen noch etwas zuzufügen. Aber damit diese Rede auch denen, die sich weniger mit Gegenständen des schärferen Nachdenkens abgegeben haben, faßlich vorkomme, will ich mich ausführlicher erklären.

Man erinnere sich, daß sich die gesammte Kritik auf die vorhin aufgestellten Sätze der allgemeinen Methodenlehre stützen muß. Darin heißt es nun, daß die Selbstkenntniß die letzte Bedingung aller Kenntnisse sei, und ferner, daß Niemand wähnen dürfe, die Selbstkenntniß schlechthin *außer sich* zu finden, daß das Blicken nach *innen* (die Selbstbetrachtung) immer die Hauptsache bleibe. Offenbar erscheint das Verfahren der Philosophen hiemit noch einigermaßen im Einklange, wenn das der Historiker schon gleich anfangs abweicht. Allein der große Fehler der Philosophen ist, daß sie glauben, zur Selbstbetrachtung der *Vergangenheit* nicht zu bedürfen, daß sie die Verhältnisse, worin unsere Natur zur Vergangenheit steht, mehr oder weniger vernachlässigen, und sich auf das beschränken, was sie *in der Gegenwart* an sich selbst sehen. Sie vergessen, daß unser ganzes Leben nur ein Verhalten zu äußeren Gliedern ist, und daß alles Denken eigentlich nichts ist, als ein Orientiren. Wer die menschliche Natur durch bloßes Hinblicken auf sich selbst kennen lernen will, der irret eben so sehr als die, welche sich auf die Betrachtung der Außenwelt beschränken. Und wenn die menschliche Natur einer steten Entwickelung unterworfen ist, wie darf man dann hoffen, sie ohne Rückblicke in die Vergangenheit kennen zu lernen? Bei einer solchen Verirrung konnte es nun auch begreiflich nie gehörig klar werden, wie sehr das Resultat der Selbstbetrachtung von der Entwickelungsstufe dessen abhängt, der die Betrachtung anstellt; und damit stoße ich auf die wundeste Stelle der gesammten neueren Cultur. Ich werfe unsern Philosophen den Satz entgegen, *daß kein unentwickelter Mensch in der Selbstbetrachtung etwas an sich entdecken werde, was nur der höheren Entwickelung angehört.* Darauf werden sie erwiedern, daß allerdings ein reifes Alter zur Selbstbetrachtung erforderlich sei, dies aber auch von allen Philosophen vorausgesetzt werde. Ich will nicht über die Reife der Jugend streiten, woran die meisten ihre Vorträge richten. Ich gebe es zu, daß sie zur Selbstbetrachtung ein reifes Alter verlangen. Allein sie denken bloß an die Entwickelungsbahn, welche sich in der Lebenszeit eines einzelnen Menschen abrollt, und keineswegs an die Entwickelung durch die Folge der Geschlechter; *weshalb sie auch keinen Grund haben, zu leugnen, daß ein Erwachsener aus dem Mittelalter durch die Selbstbetrachtung zu der nämlichen philosophischen Einsicht hätte gelangen können, wozu ein Mitglied der gegenwärtigen Generation gelangen kann.* Manche *ahnen* den Unterschied freilich, aber nur insofern sie ihren Reflexionskreis verlassen. Denn der Kreis selbst ist mit der Annahme eines Unterschiedes im Widerspruche. Was in dem neueren Europa, und namentlich in Deutschland, im engeren Sinne Philosophie heißt, soll ja, wie alle Anpreiser dieser Wunderbrille betheuern, einzig *in sich* den Schlüssel zur höchsten Einsicht ent-

halten. Und die Lehrer der Philosophie, welche sich aufrichtig eingestehen, daß ihre Wissenschaft ihnen den erwarteten großen Dienst bisher noch nicht geleistet habe, zweifeln doch im geringsten nicht, daß sie ihn leisten könne. Die Philosophen des Mittelalters dachten ebenso. Auch sie ahneten nicht, daß der menschlichen Natur zu ihrem höchsten Stande etwas Anderes fehlen könne, als eine Sammlung von Sätzen, die der Geist nur aufzunehmen brauche, wie er die Sätze der Mathematik aufnimmt.

Ich ersuche die Zuhörer, diese letzten Worte einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie sind von der größten Wichtigkeit für die Beurtheilung des ganzen geistigen Lebens der neueren Völker. Denn nicht bloß die Classe der Philosophen ist von dem gerügten Irrthume umstrickt; sie äußern ihn nur deutlicher. Uebrigens beherrscht er die gesammte Masse der Gelehrten, sowie der Ungelehrten. Und die Reden von fortschreitender Entwickelung unter den Historikern sind überall mit so dunklen und verworrenen Vorstellungen verbunden, daß der alte Wahn von der Möglichkeit einer vollkommenen Entwickelung der menschlichen Natur auf bloß theoretischem Wege in den Lehrsälen, wie in dem Rathe der Völker und Fürsten, ruhig fortdauert. Noch besteht in allen Ländern der neueren Cultur ein eigener Gelehrtenstand, und bis jetzt ist auch dieser Stand noch als der erste Träger der höheren Bildung zu betrachten, weil die allgemeinen Ansichten der Gelehrten, trotz dem Verdachte, worin sie bei den Völkern sind, diesen doch stets zur Leitung dienen, wo sie einer theoretischen Leitung zu bedürfen glauben. Daraus erklärt es sich, warum jener Wahn so wenig durch die Zeitereignisse gelitten ist. Weil sie die Geschiedenheit der Gelehrten vom Volke nicht aufgehoben haben, deshalb vermochten sie auch nichts über die einer solchen Isolirung natürliche Meinung. Wie kann in einem Stande, der gewohnt ist, sich für den eigentlichen Pfleger der Cultur zu halten, der von der ganzen Menschheit selbst dafür gehalten wird, der nicht weniger gewohnt ist, gerade in seiner Geschiedenheit von den Bewegungen des praktischen Lebens die erste Bedingung eines glücklichen Strebens zur höheren Einsicht zu erblicken, ein Gedanke aufkommen, daß die höchsten Stufen der Cultur nur in jenen Bewegungen des praktischen Lebens zu erreichen seien? Darum wird, so lange der Gelehrtenstand als solcher in Europa fortdauert, auch der Wahn fortdauern, daß die Auffassung der höchsten Lehren von der Entwickelung der Staaten und Völker in bloßen Schulen möglich sei, und man wird unablässig bemüht sein, der beunruhigenden Wahrheit, daß die Durchdringung von diesen Lehren nicht denkbar ist ohne die ihnen angehörigen Strebungen, die Strebungen aber nur in den wirklichen Verhältnissen des Lebens statthaben können, einen Qualm von verworrenen Vorstellungen entgegenzuwerfen. Darum darf man sich auch nicht wundern, daß die Weisen unseres Vaterlandes die höchsten politischen Interessen klar begreifen zu können glauben, ohne daß sich im Streben und Handeln die geringste Spur davon zu äußern brauche; obgleich es nicht weniger aberwitzig wäre, wenn man die Strahlen der Sonne in ihrer vollen Wirkung aufnehmen wollte, ohne davon erwärmt zu werden. So weit ist bei uns die Kunst des Abstrahirens gediehen.

Ich habe hiemit nur die Wurzel des Hauptübels entblößt, woran die neuere Cultur kränkelt. Das Uebel an sich ist den Völkern längst bekannt, weil es zu schmerzlich von ihnen empfunden wird. In jedem europäischen Lande wirft das Volk den Gelehrten ihre Untauglichkeit für das praktische Leben vor, und je stürmischer die Zeiten sind, desto mehr Stoff findet sich zum bittersten Spotte. In ruhigen Zeiten, wenn Alles von selbst im Geleise bleibt, gelingt es den Gelehrten noch so ziemlich, den Glauben zu erhalten, daß man die allgemeine Ordnung vorzüglich ihnen verdanke. Allein sobald es Noth thut, in das wilde Getriebe der Völker einzugreifen, dann erstehen die helfenden Männer aus der Zahl der Gelehrten gerade am seltensten.

Wenn aber auch sämmtliche Classen des Gelehrtenstandes von diesem Uebel umstrickt sind, so gebührt doch den Philosophen der Vorzug, als dessen eigentliche Pfleger, als die ersten Beschützer seiner Stätte angesehen zu werden; weil sie es sind, welche vorgeben, im wirklichen Besitze einer geschlossenen Lehre zu sein, die auf bloß theoretischem Wege zur höchsten Weisheit fördern könne, wogegen die anderen Classen nur in dunklen Vorstellungen an die Möglichkeit eines solchen Weges glauben. Um so mehr habe ich auch Grund, bei den Philosophen davon zu reden, und bei den Historikern und Statistikern schlechthin darauf zurückzuverweisen.

Um alle Verkehrtheiten zu widerlegen, welche die neueren Philosophen als Normen zur Beurtheilung und Regulirung des Zustandes der Staaten und Völker aufgestellt haben, müßte man viele Bände schreiben. Die Philosopheme über den Zweck des Staates z. B. sind sammt und

sonders auf mangelhafte und dunkele Vorstellungen aufgeführte Theorien, die gänzlich verkennen, daß die höchste Entscheidung über die menschlichen Anordnungen in Volks- und Staatssachen allein dem Entwickelungsprincipe zukommt; daß wenn einerseits die Sätze der geistlichen und weltlichen Despotie sich vor diesem Principe beugen müssen, es sich andererseits auch nicht in eine juristische Clausel sperren läßt; und daß es widersinnig ist, statt der sorgfältigsten Beachtung eben dieses Principes, sich mit willkürlichen Annahmen zu zerarbeiten. Zu solchen, dem Entwickelungsprincipe durchaus widerstreitenden Annahmen gehört sowohl die Lehre, daß der Zweck des Staates bloß sei, das sogenannte Rechtsgesetz zu schützen, als die Lehre von einem Urvertrage, der für Generationen bindend sein soll, die nie eingewilligt haben und lieber nicht geboren sein möchten, als durch Verfügungen gebunden zu bleiben, die ihre Vorfahren nimmermehr für die ferne Zukunft würden passend erklärt haben, wenn sie in die Zukunft hätten blicken können.

Jetzt von den Schriften der Historiker. Die Historiker sind, wie gesagt, darin mit den Philosophen einig, daß um den Zustand der Staaten und Völker zu beurtheilen, man vorzugsweise auf die Menschen und nicht, wie die Statistiker thun, vorzugsweise auf die Umgebungen zu sehen habe. Aber wie die Philosophen von der nackten Selbstbetrachtung zu viel erwarten, und die Geschichte vernachlässigen, so erwarten die Historiker zu viel von der Geschichte und vernachlässigen die Selbstbetrachtung. Insofern die Beschäftigung mit der Vergangenheit etwa bloß zur Unterhaltung dienen soll, mag dies gleichgültig sein. Allein da die Historiker immer als ersten Zweck ihrer Lehrbücher aufstellen, uns über die Gegenwart, über den Zustand unserer eigenen höchsten Interessen zur Klarheit zu fördern, so ist der Vorwurf von der größten Schwere. Denn Niemand vermag einem Anderen zu einer Klarheit zu helfen, die ihm selbst fehlt, und Klarheit über die menschliche Natur muß Jedem fehlen, der die Selbstbetrachtung vernachlässigt. Wer von einer Menschenkenntniß träumt, die sich durch bloße Beobachtung anderer Menschen erwerben lasse, der lebt in dem unglücklichen Glauben, außer sich zu finden, was nur in uns gesucht werden darf. Die Erscheinungen an anderen Menschen werden uns einzig durch das Studium unserer eigenen Natur verständlich. Ohne eine sorgfältige Selbstbetrachtung und Selbstbeobachtung ist eine Betrachtung und Beobachtung Anderer durchaus nutzlos. Und falls auch das menschliche Getriebe der Vergangenheit in dem treuesten Abdrucke vorschwebte, so würde es dennoch von Niemanden richtig aufgefaßt werden, der sich nie um den auffassenden Rahmen in dem eigenen Hirne bekümmert hat, der nicht durch Betrachtungen, welche die Schule „anthropologische“ zu nennen pflegt, zur Kenntniß derjenigen Seiten der menschlichen Natur gelangt ist, worauf alles menschliche Empfinden, Denken und Handeln bezogen wird und bezogen werden muss, wenn wir es aufnehmen und zu einem Urtheile verarbeiten. Darum ist es gar nicht zu hoffen, daß die Historiker, so lange sie die schärfste Untersuchung der menschlichen Natur als ihrem Fache fremd zurückweisen, die einzelnen historischen Data gehörig sollten aufnehmen, geschweige zu einem Ganzen construiren können. Ich habe den Weg, der zu einem klaren Ueberblicke über das menschliche Getriebe leitet, bestimmt genug angegeben, um hier behaupten zu dürfen, daß die Verfasser sämmtlicher Lehrbücher der Geschichte auf falschen Wegen waren, und deshalb auch nicht zur Herrschaft über ihren Stoff gelangen konnten. Sie vergessen, daß alle Maße, alle Normen, wonach wir die äußeren Dinge beurtheilen, in uns selbst liegen, und geben ihr Urtheil über die menschlichen Erscheinungen ab, ohne die Normen, die sie anwenden, im mindesten geprüft zu haben. Ohne eine sorgfältige Prüfung können die Maße und Normen aber nicht anders sein, als sie im Volke überhaupt vorkommen, und unter den Ausdrücken „Tugend, Laster, Ehre, Schande, Bestimmung des Menschen, Zweck der Staaten“ u. s. w. im Umlaufe sind. Diese Wörter werden sammt ihrem Anhange wirklich eben so von den Historikern als Maße für die Begebenheiten der Vorwelt angewendet, wie sie im täglichen Leben gebraucht werden. Und so wenig es in den gewöhnlichen Gesellschaften Jemanden einfällt, eine genauere Untersuchung der damit verschlungenen Vorstellungen für nöthig zu halten, so wenig halten es die Historiker für nöthig. Darum geht es dann aber auch mit der Beurtheilung der Vorwelt völlig wie mit den Meinungen über die Ereignisse der Gegenwart. Ueberall stößt man auf dieselbe Unbestimmtheit, Verwirrung und Widersprüche in den Urtheilen über Personen und Begebenheiten der Geschichte, die man auch in den Tageblättern und Unterredungen über Gegenstände unserer Zeit antrifft, woran die Verschiedenheit der Interessen weit geringeren Theil hat, als die Verwirrung der Gedanken.

Dieser Behandlung der Geschichte ist es allein beizumessen, daß sie fast

gar keinen belehrenden Einfluss übt auf die Angelegenheiten der Gegenwart. Alle Reden von dem Nutzen der Geschichtsforschung für die Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten sind eitel und grundlos, so lange man in dem bisherigen Geleise beharret. Man frage sich doch nur einmal ernstlich, was denn unter den Worten „Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten“ zu verstehen sei. Soll man dabei an etwas Anderes denken, als an die gegenwärtigen *Menschen*? Was kann nun aber ein Betrachten der Menschen der Vorzeit zur Kenntniß der jetzigen Menschen beitragen, wenn *das Vermittelnde* fehlt? *Und was soll vermitteln, wenn nicht die Beziehung auf ein den Menschen aller Zeiten Gemeinsames?* Wie darf man endlich hoffen, über dieses Gemeinsame durch ein bloßes Betrachten *anderer* Menschen Aufschluß zu erhalten? Darum sage ich nochmals: wenn auch die Begebenheiten der Vorwelt sich uns von selbst in dem treuesten Abdrucke darstellten, sie würden, so lange wir nicht an unserer eigenen Natur die Seiten aufgefunden haben, worauf sie zu beziehen sind, durchaus unverständlich bleiben und nur die Phantasie beschäftigen, ohne wahre Belehrung zu geben. Indeß bedenke man, wie wenig eine solche Voraussetzung zutrifft, wie vereinzelt, zerrissen, verhüllt und entstellt der geschichtliche Stoff vortritt, und beantworte sich dann, wie es möglich sei, ihn zu einem treuen Abdrucke der Vergangenheit zu verarbeiten, ohne diejenige Leitung, welche allein von einer ausdauernden Beschäftigung mit den wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur zu erwarten ist. Nur insofern eine Gleichartigkeit zwischen den Menschen besteht, kann von einer gemeinsamen Geschichte die Rede sein. Hätten wir einen Anlaß, diese Gleichartigkeit in Hinsicht auf irgend einen Menschen zu leugnen, so würden wir ihn auch nicht „Mensch“ nennen können, und die Geschichte seines Thuns und Leidens würde nicht mehr mit *unserer* Geschichte in Verbindung zu bringen sein, als die Geschichte von Affen. So tief liegt dem leisesten Gedanken an Geschichte die Annahme eines der gesammten Menschheit gemeinsamen wesentlichen Typus zum Grunde; *und obgleich ein Jeder diesen Typus seinem Ich beimißt; so verirret man sich dennoch, ihn eher an Anderen aufzusuchen, bevor man ihn an sich selbst näher kennen gelernt hat.* Bei einem solchen Verfahren mußte die Vorzeit nothwendig zu isolirt von der Gegenwart bleiben, als daß sie darüber einen belehrenden Aufschluß hätte liefern können. Und so sehr man sich auch anstrengte, in sogenannten pragmatischen Werken, in culturgeschichtlichen Schriften u. s. w. den Zusammenhang zu zeigen, es mußte mißlingen. Es konnten nur Bruchstücke herauskommen, deren Verbindung in bloßen Scheingebilden, in Geweben von dunkeln und verkehrten Vorstellungen besteht. Es ist wunderbar, daß man in dieser Verwirrung sogar auf den übermüthigen Versuch gerieth, den Zusammenhang der Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes zu zeigen. Wie man über die Völker und Staaten sprach und schrieb, ohne sich um die Natur der einzelnen Menschen bekümmert zu haben, so verirrte man sich zuletzt noch dahin, ohne alle Kenntniß der Entwickelungsbahn, welche einzelne Völker durchlaufen, die Entwickelungsbahn der gesammten Menschheit lehren zu wollen. Die Kenntniß der Entwickelung von Pflanzen erwartet Jedermann von einer sorgfältigen Betrachtung der Pflanzen selbst, und man würde es sicherlich für Wahnsinn halten, falls sich Jemand diese Mühe durch die Aufsuchung des Zweckes der Gottheit zu ersparen vorhätte. Aber um über die Entwickelung der Menschen Aufschluß zu erlangen, glaubt man es sich bequemer machen zu dürfen. Man hascht nach irgend einer dunkeln Vorstellung und sucht sich einzureden, daß sie das höchste Princip sei, welches trotz seiner eigenen Dunkelheit als Licht zur Erklärung der irdischen Erscheinungen dienen könne. So hat man insbesondere die Einbildungen von Endzwecken der Gottheit gebraucht. Ohne sich um eine Brücke zu kümmern, trat man damit unter die Data der Geschichte und wußte durch Nebelgebilde einen Zusammenhang herauszubringen, der als hohe Weisheit galt; Alles, um sich entweder einer langen Forschung im Einzelnen zu überheben, oder dem Geständnisse auszuweichen, daß der menschlichen Weisheit sehr enge Schranken gezogen worden, und daß sie sich mehr mit dem *Wie* als dem *Warum* zu befassen habe. Andere sagten sich zwar *wörtlich* von der Construction der geschichtlichen Data nach Endzwecken los, kamen aber *in der Sache* wieder darauf zurück. Dahin gehören die Constructionen nach einem sogenannten Vernunft-Ideale. Unter diesem Ausdrucke verstand man das höchste Vorbild der Menschheit. Allein der Neigung das Vorbild als *einziges* Maß zu gebrauchen, lag dunkel die Meinung zum Grunde, als ob jedes menschliche Wesen von der Gottheit bloß geschaffen sei, für die Verwirklichung dieses Ideales zu leben; mithin war es offenbar wieder eine Annahme von Endzwecken, die auch unter denselben Vorwurf

fällt, welcher alle Vorstellungen von Endzwecken trifft (nämlich der Vorwurf der Verwechselung des menschlichen Standpunctes und der menschlichen Maße mit dem Stande der Gottheit). Außerdem wird dabei übersehen, daß jede Culturstufe ihr eigenes Vorbild hat, und daß einen Menschen von einer niedrigen Culturstufe nach dem Vorbilde der höchsten beurtheilen wollen, keinen geringern Tadel verdient, als wenn man über ein Kind und dessen Treiben nach dem Maßstabe für Erwachsene entscheidet. Wenn die ganze Arbeit zunächst darauf zielt, eine richtige Ansicht von dem verschiedenen menschlichen Leben und Streben zu erlangen (was doch wohl einem Spruche über den Werth oder Unwerth vorhergehen muß): so ist keine Methode schlechter als die, welche den Zustand der Menschen, der Vorwelt oder der Gegenwart, nach jenem Vernunft-Ideale construirt. Wer wird, um bei dem früheren Gleichnisse zu bleiben, zur Kenntniß der Entwickelung einer Pflanze es für genug halten, sie im Zustande ihrer Blüthe zu sehen? Wem wird ein Bild von diesem Zustande hinreichend dünken, auch über die übrigen Zustände zu urtheilen, ohne sie je beobachtet zu haben? Und doch glaubt man zur Beurtheilung der verschiedenen Entwickelungszustände der Menschen es völlig hinreichend, wenn man mit dem im Reinen sei, was höchstes Ideal (das ist, Ideal des höchsten Entwickelungszustandes) heißt. Ich sage „heißt". Denn ungeachtet sämmtlicher Attribute, womit man es in den Wörtern „Gerechtigkeit, Wahrheit, Kraft, Größe, Edelsinn" und andern auszuschmücken wähnt, bleibt das Bild hohl, und ist für die Beurtheilung der Menschen auf der höchsten Culturstufe nicht einmal brauchbar, weil man sich nach den einzelnen Strebungen der menschlichen Natur, die, wie sie die Existenz des Menschen selbst ausfüllen, so auch seinem Vorbilde die Ausfüllung geben müssen, nicht umsieht. Dadurch erklärt es sich, wie wenig man fähig ist, die Geschichte objectiv zu behandeln, wiewohl man sich so oft dessen rühmt. Man bekritelt und tadelt, erhebt und preiset die Personen der Vorzeit nach Maßen, die einzig unserer Periode angehören, und dennoch plaudert man von einer Veränderung der Zeiten und einem Steigen und Fallen der Cultur. In dieser Verwirrung treffen die Historiker auch sofort wieder mit den Philosophen überein, die gleichfalls von einem Vorbilde träumen, das für die Beurtheilung aller Zeiten passe. Was kann z. B. das Forschen in der Geschichte zur Kenntniß eines Staates beitragen, wenn man alle Data lediglich auf die geschlossene Forderung, wie der Staat sein solle, bezieht — statt sorgfältig nach demjenigen zu blicken, was die Abweichungen von dem gepriesenen Ideale herbeiführt, kurz nach den Wurzeln der Staaten, wie sie sind? Man spricht sogar von vollkommenen Gesetzgebungen, als ob es Zusammenstellungen von Regeln für menschliche Verhältnisse geben könne, die immer passen müßten, wie sich auch die menschlichen Verhältnisse selbst ändern; etwa wie ein gutes System der Mathematik immer paßt. In solchen Verkehrtheiten verstrickt man sich so weit, auf eine Gesetzgebung an sich, als ein selbständiges Kunstwerk Werth zu legen und Unvollkommenheiten daran mehr nach dieser Rücksicht zu beurtheilen, als nach ihrer Bedeutung für die wirklichen Verhältnisse und die Menschen, die darin leben. So kann einem Juristen, der in die römische Gesetzgebung wie in ein Kunstwerk verliebt ist, erst die Zeit unter den Cäsaren recht gefallen, wogegen ihm die Zeiten der Republik, worin an den Menschen und ihren Verhältnissen selbst mehr zu bewundern war, als an der Anordnung und Ausführlichkeit ihrer Gesetze, ziemlich gleichgültig sind und nur die politische Schwärmerei stärker ansprechend dünken.

Eben die Unbrauchbarkeit der historischen Werke zur Belehrung über die Gegenwart war dann auch Schuld, daß zuletzt eine Classe von Lehrern über die Interessen der Staaten und Völker Gehör fand, welche die Geschichte geradezu für überflüssig zur Beurtheilung dieser Interessen erklärte. Eine solche Aeußerung hatten die Philosophen nie gewagt, so viel sie sich auch von der nackten Selbstbetrachtung versprachen. Dahin konnten sich bloß Männer verirren, die sich weder Historiker noch Philosophen nannten, die an der menschlichen Natur nichts sahen, was zu einer tiefern Forschung auffordert, und die Staaten und Völker einzig nach dem beurtheilten, was unmittelbar die Sinne trifft und was sich körperlich zählen, wiegen oder messen läßt. Wenn die Bemühungen der Philosophen und Historiker wenig Einfluß auf die Wirklichkeit hatten, weil es an den vermittelnden Brücken gebrach und ihren Lehren allgemein der Vorwurf der Untauglichkeit für das praktische Leben gemacht wurde, so leistete dies den Theorien der Statistiker um so mehr Vorschub, je praktischer Alles erscheint, was sich unmittelbar auf die Leiber bezieht. Der Theorien bedurfte man nun einmal, weil die Menschheit zur Reflexion erwacht war. Die auf das Geistige gerichteten waren unbrauchbar. Deshalb überließ man sich den auf das Materielle gerichteten um

so williger, als die Entwickelungsperiode an sich dem Materiellen eine Bedeutung verlieh, die ihm nur die steigende Cultur wieder entziehen kann. Die äußeren Bedingungen der Existenz hielten, wie sie im Familienkreise das Uebergewicht hatten, fortan auch in öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit so gänzlich beschäftigt und gefangen, daß man die inneren völlig aus dem Auge verlor; und die Worte »Entwickelung der menschlichen Natur«, womit bisher doch immer noch Vorstellungen, wenn auch dunkle und verkehrte, verbunden gewesen waren, sanken zu leeren Tönen herab. Die Menschen wurden schlechthin nach der Gegenwart beurtheilt; und weil ohne die Wurzeln in der Vergangenheit das Geistige der Gegenwart kaum bemerkbar ist, so kam der Wahn auf, es sei gar nicht vorhanden, alles Geistige sei lediglich Product der äußeren Reize; und wer auf die Menschen wirken, sie lenken und beherrschen wolle, der habe sich mit nichts als mit diesen Reizen zu befassen. So wurde durch die oberflächlichsten Argumentationen eine Richtung in das öffentliche Leben gebracht, die, so groß ihr Einfluß im Familienleben auch sein mochte, doch darin niemals durch eine förmliche Theorie sanctionirt worden ist. Der dunkle Glaube der rohen Menge, daß im Leben Alles auf äußere Habe ankomme, wurde zum Staatsaxiom; und sämmtliche Lehren, die seitdem für die höchste Staatsverwaltung gebraucht worden sind, stimmen ungeachtet jeder anderen Divergenz in diesem Axiom genau mit einander überein. Auf Alles, was Macht und Wohlstand geben kann, waren die meist gutgemeinten und mitunter scharfsinnigen Anstrengungen derjenigen Staatslenker, welche wirklich nach Theorien, und nicht nach bloßem Herkommen und dunkeln Gefühlen (einem praktischen Tact) lenkten, gerichtet, nur allein das Geistige wurde vergessen. Bald glaubte man das Geheimniß im Handel und in den Gewerben zu finden, und sprach von einem Mercantilsystem. Darauf erschien die Lehre der sogenannten Physiokraten, daß es in der Cultur des Bodens zu suchen sei. Dann zeigte ein Buch des Briten Adam Smith, daß beide Recht und beide Unrecht hätten; daß von jeder nützlichen Thätigkeit auch Nutzen zu erwarten sei. Aber diese und sämmtliche späteren Schriften, die den Namen »Staatswissenschaft« ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, sind in der Grundansicht einig, nämlich darin, daß die Staatsverwaltung hauptsächlich auf Beförderung der physischen Kräfte gehen müsse, in dem unglücklichen Wahne, daß der Geist, ohne welche sie nicht das Geringste vermögen, von selbst kommen werde, wie sehr man ihm auch im Ringen nach jenen Kräften entgegenwirke. Es war nicht inconsequent, ein Ding, zu dessen Lenkung es so wenig Geist bedürfe, auf dessen Geist man so wenig Rücksicht zu nehmen brauche, einen Staat, wofür eine solche Verwaltung wirklich passen sollte, eine Maschine zu nennen.

102. Ziel dessen, was F. A. Wolf Alterthumswissenschaft nennt.

(*F. A. Wolf*, Darstellung der Alterthumswissenschaft, im Museum I. [1807] S. 124—139.)

Es ist das Ziel der Alterthumswissenschaft kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunct als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; und ihm sind theils andere untergeordnet, theils der gewöhnliche, der sich auf die Kenntniß der schönen und classischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen bezieht, als welcher bei den sogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieser Bestimmung kann auch in der That nur eine ausgewählte Zahl schriftlicher und anderer Werke dienen; bei jener hingegen vereinigen sich alle alterthümlichen Ueberreste, gleichgültig ob eines größere oder geringere oder gar keine Classicität hat, nebst jeder Art von Inhalten und Angaben in ihnen, die auf beobachtungswerthe Eigenthümlichkeiten von Zeiten und Menschen hinweisen.

Wenn von Menschenkenntniß die Rede ist, so versteht man darunter gemeiniglich etwas von eingeschränktem Werth und Umfang; nämlich eine gewisse Routine, die aus dem Umgange mit vielen Individuen abgezogen ist und wieder brauchbar zum Umgange, wie zur vortheilhaften Abfertigung der gewöhnlichen Geschäfte des öffentlichen

und Privatlebens. Daß hiezu jene zum Theil dornige Gelehrsamkeit nicht viel nütze, zeigt die Erfahrung, es bedarf dazu auch keines Studiums einer Nationallitteratur; eine kleine Anzahl kluger Wegweiser durch das Weltleben und eigener Beobachtungen genügen solchen Absichten. Hier aber reden wir von der Kenntniß des Menschen, von der empirischen Kenntniß der menschlichen Natur, ihrer ursprünglichen Kräfte und Richtungen und aller der Bestimmungen und Einschränkungen, die jene bald durch einander selbst, bald durch den Einfluß äußerer Umstände erhalten. Um uns zu dieser vorzüglicheren Menschenkenntniß zu erheben, die, wie alle anderen empirischen Betrachtungen der Natur, jede Classe von Gelehrten und jeden Stand, auch den geschäftlosesten, anreizt, ja durch ihr Object, den *moralischen Menschen*, mit größerer Stärke reizt, und um die Zwecke einer solchen Kenntniß in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang in den wichtigsten Verhältnissen und Beziehungen gerichtet sein. Völker treten hier an die Stelle von Individuen; und was bei letzteren die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, eben das gewährt bei den ersteren ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemälde von ihrem ganzen Nationalsein, ein Gemälde, welches eifrige Beschäftigung mit allen Werken der Litteratur und Kunst einer Nation von dem Zustande derselben nach seinen interessantesten Seiten und in den gehaltreichsten Zeitpuncten zu entwerfen sucht. Mittheilbar ist allerdings eine Kenntniß dieser Art weniger als die meisten anderen; sie ist darin aller Philosophie ähnlich, daß sie nur diejenigen fördert und belohnt, die sich ein Studium daraus machen, und mit ihrer fortgesetzten Erwerbung beschäftigt sind. Aber gerade dies ist es, was, wenn wir Wissenschaften nicht als Amtsbeschwerden, nicht als Zeitverkürzungen, sondern um ihrer selbst willen treiben, diesem Studium einen unwiderstehlichen Reiz ertheilt; zumal da, wie wir gesehen haben, die führenden Wege an sich so belohnend sind, und da, wenn das Augenmerk stets nach jenem Ziele hinstrebt, hiedurch neue Anlässe zu vollendeter Erhöhung aller unserer Geistes- und Gemüthskräfte gewonnen werden. Denn um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten, um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen; dazu wird es nothwendig, unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.

Es könnte scheinen, daß die so gesuchte höhere Kenntniß des Menschen am meisten durch die Beschäftigung mit allen selbständigeren Nationen zur Vollkommenheit gelangen müßte. Allein ohne der Unendlichkeit eines solchen Studiums zu gedenken, werden wir schon durch die Bemühung um reine und gediegene Resultate auf eine kleine Anzahl von Völkern eingeschränkt. Es sind nämlich in alten sowohl als neuen Zeiten diejenigen Völker zu dem beschriebenen Zwecke nicht zu benutzen, die in dem Fortgange ihrer Bildung von auswärts her oft gefördert, oft aufgehalten, überhaupt auf verschiedene Weise modificirt, allzu wenige Züge einer eigenthümlichen Natur darbieten, sollten sie auch in Absicht auf reales Wissen den ansehnlichsten Rang behaupten; ebenso wenig auch solche Völker, die in einseitiger Entwickelung stehen geblieben sind und bei jener Art von Civilisation, welche alle wissenschaftliche und geistige Cultur dem dringendsten Bedarf ihrer Existenz unterwirft und die veredelnden Kenntnisse, die von *freien* Bürgern einst benannten *freien Künste*, nur zu einer Gleiße ihres unerfreulichen Innern mißbraucht. Nationen von dieser und ähnlicher Sinnesart verbleiben billig der politischen Geschichte, die ihre Räume nach Quadratmeilen auszufüllen hat, zum Theil auch der Geschichte der Menschheit nach ihrer seither üblichen Behandlung, nach welcher sie sich mehr um Menschengattungen als um die menschliche Natur bekümmert. Für unser Studium geben unter den alten Nationen schon die *Römer* eben keinen erwünschten Stoff, wie sie denn gleich ursprünglich manchen jener einseitigen Richtungen folgten, die sich in den letzten Jahrhunderten den schätzbarsten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten *Griechenlande* findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf

dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. In diesen und anderen Rücksichten ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unter allen Nationen keine so wichtig, ja man darf sagen, so heilig, als die griechische. Mag sie immerhin bei dem Statistiker, welcher für Menschenwerth andere Ranglisten führt, einen ziemlich untergeordneten Platz einnehmen, weil sie weder eroberungssüchtig war, noch als politischer Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; sie hat seit alten Zeiten durch die herrlichsten Siege, dauerhafter als Waffensiege, sich um das menschliche Geschlecht höchst verdient gemacht; diesen Ruhm, den einzigen, wonach sie strebte, den sie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoß, bewährt sie noch jetzt und für alle Zeiten durch so viele übriggebliebene Denkmäler ihrer geistigen Wirksamkeit. Das Glück wurde uns versagt, diese hochbegünstigte Nation in ihrem wundervollen Dasein und Wirken in vielen Gegenden der Welt von jeder Seite ganz kennen zu lernen, welches dann der Fall gewesen wäre, wenn die Verheerungen der Zeit und der Barbarei nur etliche der zahlreichsten Büchersammlungen auf spätere Jahrhunderte hätten kommen lassen. Jedoch selbst jetzt bei allem Verlust, den wir an Werken ihrer Litteratur und Kunst gelitten, sind wir durch die Darstellungen, welche die Ueberreste uns liefern, für den höchsten Zweck unseres Studiums über Erwartung reicher, als sogar bei mancher noch blühenden Nation, und sehen in jenen Darstellungen ein treueres Bild ihres Nationalcharakters und Lebens vor uns ausgebreitet, so daß uns eigentlich nur hier das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu Theil wird. Denn bei welchem Volke der heutigen Welt könnten wir hoffen, etwas Aehnliches zu finden? Wo wäre eines, das seine Cultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Künste der schönen Rede und Bildnerei aus nationalen Empfindungen und Sitten geschaffen, das seine Wissenschaften auf eigenthümliche Vorstellungen und Ansichten gebauet hätte? Im Gegentheile finden wir bei weitem das Meiste in unseren Litteraturen aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragen, bald unmittelbar, bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechselraub der Neueren unter einander, überall ein Gemenge von streitenden Stoffen und Formen: in den Künsten zeigt sich nur geringe, oft gar keine Eigenthümlichkeit und Originalität; mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorien, mehr Nachbildungen nach fremden Mustern, als selbständige Productionen, die Anderen wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen sind; in aller wissenschaftlichen Aufklärung endlich zwar ungeheure Vorräthe von Kenntnissen und Einsichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der anderen zureicht und abnimmt, aber mitten unter diesen Schätzen wenige Spuren Eines vorherrschenden Geistes, worin man eine N a t i o n erkennt und den M e n s c h e n.

Dies sei denn der Mittelpunct aller Studien des Alterthums, das Ziel, zu welchem sich die denselben angehörenden größeren und kleineren Forschungen hinneigen. Dieses Ziel kann Vielen lange entfernt, den Meisten vielleicht auf immer unbekannt bleiben; doch ist es das einzig Wahre und Würdige, dasjenige, wonach in zweifelhaften Fällen das Verdienst einzelner Bemühungen, die Bearbeitung besonderer Theile und Gegenstände zu schätzen ist.

103. Ueber Ansicht und Behandlung der römischen Geschichte.

(*B. G. Niebuhr*, Röm. Gesch. I. [1833] Vorr., und Einleitung zur ersten Ausgabe [1811]).

1. Die römische Geschichte ward, während der beiden ersten Jahrhunderte nach der Herstellung der Litteratur, mit der nämlichen Unterwerfung des Geistes und Urtheils unter den überlieferten geschriebenen Buchstaben, und der nämlichen Beschränkung auf seinen Umfang bearbeitet, welche in allen übrigen Disciplinen herrschten. Der Anspruch, die Glaublichkeit der alten Schriftsteller, den Werth ihrer Zeugnisse prüfen zu wollen, würde als ruchlose Vermessenheit entsetzt haben: die Aufgabe war, was sie meldeten, trotz aller Evidenz, zu vereinigen; höchstens ward für einen einzelnen Fall, so leise als möglich, und ohne weitere Folgen, einer dem andern nachgesetzt. Hin und wieder durchbrach wohl ein freigeborner Geist diese Schranken, wie Glareanus; unfehlbar aber ward alsdann Verdammniß über ihn gerufen: auch waren es nicht die Gelehrtesten; und die einzelnen Kühnheiten waren allerdings inconsequent. Männer von glänzender Fähigkeit und dem reichsten Wissen fügten sich auch hier in die Beschränktheit; durch sie entstand aus unzähligen zerstreuten Einzelnheiten, was die erhaltene alte Litteratur nicht, in ein Werk vereinigt, darbot, — die Kunde der römischen Alterthümer; was sie darin leisteten, ist bewundernswerth. Und das genügt zu ihrem unvergänglichen Ruhm; denn wer es tadeln wollte, daß sie nicht unabhängiger von ihrem Zeitalter waren, der verkennt unser allgemeines Loos, von dem nur Lieblinge der Götter frei sind, und dieses Glück meistens mit Verfolgungen büßen. — Für die Geschichte im engeren Sinn entstand hingegen wenig: leblose Sammlungen über die Zeiten, wo Livius Geschichtbücher fehlen, oder einzelne Anmerkungen ohne Resultate.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begann für die Philologie ein Mittelzustand zwischen dem Zeitraum ihrer früheren ausschließenden Größe, welche das, was sie so werden konnte, erreicht hatte, also abstarb, und einer neuen, reicheren und umfassenderen, welche sie der Ausbildung der übrigen Wissenschaften verdanken sollte, die sie nun eine Zeitlang verdunkelten: alle Mittelzustände sind unbehaglich und gedrückt. Bentley und wenige Andere, welche theils die neue Zeit schufen, theils die alte Wissenschaft bewahrten, standen als Heroen unter kleinen Zeitgenossen. In dem siebzehnten Jahrhundert giengen allgemein der Geist und die Wissenschaft aus der Unmündigkeit hervor: es lehrten große Männer das Antlitz der Dinge anschauen und mit freier Brust erforschen: in den Büchern, bisher der Gelehrten ganzer Welt, nur Bilder eines nicht unmittelbar zugänglichen Theils des Lebendigen erblicken: eigenen Sinn, eigene Vernunft, eigenes Urtheil in Allem gebrauchen: auch auf die römische Geschichte dehnte sich die junge Freiheit aus. Ohne Zweifel verdanken wir dem allgemeinen regen Leben seiner letzten Decennien die erste Schrift, welche, wie Einzelnes die Fülle, im Allgemeinen prüft, was diese Geschichte sei und sein könne. Dies sind Perizonius meisterhafte Forschungen; ein Werk, welches, wie andere genialische, unübertroffen classisch in der Art ist, worin es das erste war. Athmet nun aber hier der erwachte allgemeine Geist der Zeit, so war es hinwieder auch der Zeit weit vorausgeeilt; und Bayle, der zwölf Jahre später das Widersprechende und Undenkbare einiger weniger Theile der ältesten römischen Geschichte darlegte, benutzt und beachtet es gar nicht; auch Beaufort thut es nicht, dessen einiger Zweck doch dasjenige war, was Bayle unter tausend ähnlichen nur einige Stunden lang ins Auge faßte.

Beaufort ist geistreich und belesen, wenn auch kein Philolog: ein paar Abschnitte sind sehr gut und genügend ausgeführt, wie hingegen andere sehr schwach und flüchtig. Bayle ist durchaus und entschieden sein Meister: Skepticismus die Seele seines Werkes: er will nur verneinen und zerstören, und möchte er einmal herstellen, so entsteht etwas Flaches und Unhaltbares. Doch hat sich der Einfluß und Ruf seines Buches außerordentlich verbreitet, denn die römische Geschichte war fast ganz der Aufmerksamkeit und Pflege der Philologen entwichen, und vorzüglich beschäftigten sich mit ihr, aber wie mit jeder anderen, geistreiche Weltleute, für die damals auch von mehreren, ohne Ansprüche und Absicht auf Gelehrsamkeit und Forschung, geschrieben ward. Wer von diesen die früheren Jahrhunderte nicht, als geringfügig, ganz übersah, den befriedigten jene Untersuchungen, daß er sie völlig aufgab. Gibbons Geschichte, auch für den Philologen ein herrliches Meisterwerk, berührt diese Regionen nicht.

Gegen den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erwachte für unsre Nation wieder ein neues Zeitalter. Das Oberflächliche befriedigte nirgends: halbverstandene leere Worte galten nicht mehr; aber auch das Zerstören, worin sich die ver-

gangene Zeit, gehässig gegen lange Usurpation, gefallen hatte, genügte nicht länger: wir strebten nach Bestimmtheit, nach positiver Einsicht, wie die Vorfahren, aber nach einer wahren, anstatt der vernichteten wahnhaften. Wir hatten nun eine Litteratur, die unsrer Nation und Sprache würdig war; wir hatten Lessing und Gœthe; und diese Litteratur umfaßte, was keine gethan hatte, einen großen Theil der griechischen und römischen, nicht nachgebildet, sondern zum zweitenmal geschaffen. Das verdankt Deutschland Voß, den »der Enkel Kind und Enkel« als Wohlthäter preisen muß, von dem eine neue Aera des Verständnisses des Alterthums anhebt, indem er, was die Classiker voraussetzen, wie ihre Vorstellungen von ihren Göttern und der Erde, wie ihr Leben und Hauswesen, aus ihnen selbst zu entdecken wußte: der Homer und Virgil so verstand und auslegte, als wären sie nur im Raum von uns entfernte Zeitgenossen. Sein Vorgang wirkte auf Viele; auf mich, vom Kindesalter her, auch die persönliche Ermunterung des väterlichen Gastfreundes.

Hatte eine frühere Zeit sich mit alter Geschichte begnügt, wie mancher Landcharten, oder gezeichnete Landschaften als selbständig betrachtet, nicht einmal versucht, aus ihnen als nothdürftigen Mitteln das Bild der Gegenstände vor seine Seele zu rufen: so vermochte sie nun nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte. Und es war eine Zeit, in der wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog; und unsere Seelen durch die Gefahren mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland, stark machte.

Zu der Zeit war die Philologie in Deutschland schon zu der Blüthe gediehen, deren unser Volk sich nun rühmen kann. Sie erkannte ihren Beruf, als Vermittlerin der Ewigkeit, den Genuß durch Jahrtausende fortdauernder Identität mit den edelsten und vortrefflichsten Völkern des Alterthums zu gewähren, indem sie uns durch Grammatik und Historie mit ihren Geisteswerken und ihrer Geschichte so vertraut macht, als ob keine Kluft von ihnen trennte.

So war, wenn auch lange der griechischen Litteratur fast ausschließende Gunst zugewandt blieb, die kritische Behandlung der römischen Geschichte, die Entdeckung der verkannten Formen, eine Frucht der vorbereitenden Zeit, und eine Fülle günstiger Umstände vereinigten sich, sie zu fördern. Es war eine sehr schöne Zeit, die der Eröffnung der Universität Berlin, — und die Begeisterung und Seligkeit, worin die Monden verflossen, da, als Vorlesungen und Ausarbeitung, entstand, was die ersten Bände dieser Geschichte umfassen; — diese genossen, und 1813 erlebt zu haben, das schon allein macht das Leben eines Mannes, bei manchen trüben Erfahrungen, zu einem glücklichen.

In dieser Freudigkeit schloß sich der Sinn manches alten Räthsels auf, aber noch mehrere wurden übersehen; in Vielem irrte ich; noch Mehreres blieb unzusammenhängend und unvollständig erwiesen. Denn mein Wissen war das ungenügende eines Autodidakten, der bisher den Geschäften nur Nebenstunden entzogen hatte, und ich hatte das Ziel erreicht, wie ein Nachtwandler, der auf der Zinne schreitet. Diese Mängel, die übereilte Abfassung des ersten Theiles, welche wiederholte Berichtigungen in der Folge des Werkes selbst erfordert hatte, — daß diese eine überwiegend wohlwollende Aufnahme nicht hinderten, das zeigt, daß Vergegenwärtigung der römischen Geschichte der Zeit angemessen war, ja es scheint mir klar, daß die unsrige einen unmittelbaren Beruf der Vorsehung zu dieser Erforschung darin erkennen kann, daß, seitdem sie begonnen, innerhalb elf Jahren, durch die Bekanntmachung des Lydus, Gaius und der ciceronischen Republik, drei neue reiche Quellen eröffnet sind, da vorher Jahrhunderte verflossen waren, ohne Vermehrung unserer Erkenntnißmittel.

2. Nach Sigonius verdankt die Geschichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig: sie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen, großer Staatsmänner; meistens aber gewöhnlicher Historiker.

Man darf es nicht verhehlen, daß sie in diesen beiden Jahrhunderten, anstatt an Bestimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene italiänischen Philologen, in ihrem ganzen Wesen vom Geist des alten Roms belebt, schon durch den classischen Boden selbst begeistert und ahnungsvoller gestimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruinen begriffen, und den Schutt aufräumend, in ihrem Geiste hergestellt. Der Mangel an diesem Begriff schadete den Werken derer, welche über Roms Geschichte als Politiker schrieben, und so verdarb die Geschichte selbst. Macchiavellis Discorsi, so voll von Klugheit und scharfen Urtheilen, sind hievon ein sprechendes Beispiel, indem er zwar immer höchst geistreich, aber sehr oft von Dingen

redet, die gar nicht dagewesen sind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologisch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geiste fremd geblieben war. Montesquieu, mit Ansprüchen auf historisch genaue Kenntnisse, und daher gefährlicher, um irrige Meinungen zu begründen, ist voll von falschen Ansichten, und sehr häufig in seinen Erzählungen durchaus täuschend: ein Urtheil, welches ich nicht, um seinen Ruhm zu schmälern, gebe; denn es ist wohl der größte, daß der gerechte Leser ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entschiedenste Ueberzeugung aus eigner Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht versteht, wenn man Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denkt, unter welcher diese ihren Augen gewöhnlich waren; daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und weil in ihm noch so viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuschung thun konnte, ein römisches Haus, ein römisches Schiff, römische Landwirthschaft und Gewerbe, römische Kleidung, oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anschauung denken wollten, welche bei uns den Gegenständen dieser Worte entspricht, muß Jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter, als auf körperliche Gestalten. Die römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staates und seiner Verwaltung zum Grunde liegen; Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äußerst selten für sich entwickelt werden, sind von den unserigen nicht weniger verschieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speise. Und wie die Morgenländer nichts schwerer fassen, als die Idee einer republicanischen Verfassung, wie die Indier sich die Compagnie nicht als eine Association von Eigenthümern, sondern durchaus nur als eine Fürstin denken können, so geht es auch selbst den scharfsinnigsten Neueren in der Geschichte des Alterthums nicht besser, wenn sie nicht durch kritisches und philologisches Studium sich von den angewöhnten Bestimmungen der Begriffe losgemacht haben. So sind die Verhältnisse der römischen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns so ungewohnt, daß der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig ist, die Geschichte über dergleichen Gegenstände zu befragen, und Bruchstücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniß bleiben, doch, wenn er nicht selbst forscht und zu forschen fähig ist, entweder falsche oder unbestimmte und folgenlose Begriffe darüber hegen wird. So sind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verschieden, daß die Verwechselung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren sich Montesquieu so wenig als früher Macchiavelli erwehrte, über die wichtigsten Gegenstände der römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungen hervorbringt: Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniß über wahrhaft makellose Thaten und Unternehmungen aussprechen, oder ein ahndendes leidenschaftliches Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichsten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glückes, oder frei, wie sie es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müßigen Ostens bestimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinne aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Weltherrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalsinnes und der Einrichtungen römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichern? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entledigen wollten über die schmähliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe, wobei sie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu belügen. Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer der Zwecke seiner Geschichte war den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sei. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit

einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehends Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorgieng, vor Allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werkes, welche ihn, nach dem Urtheile seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das römische Reich versanken, Alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strom vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus bitter verachtete; Scipio aber, Cato und Paullus bewunderte: so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Parteilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republicaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerem Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat: alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Sparta's, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien, starken Lebensgenuß. Andere vielleicht eben so vollkommene Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren: vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt: und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der ersten Khalifen: diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einem Mittelpunct zusammengedrängt: jene hatten nie diese Kerneinheit gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt, und arteten schnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in diese Bewunderung mischen: denn, verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster: unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und giengen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunklen Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen; und während Rom Alles an Alles setzte, und im Krieg lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keines unter Allen gieng ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und schon darum mußte Rom über Alle

siegen. Philippus Ruhe am Anfang des hannibalischen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, so lange der marsische Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde; darin verkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand weniger echt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der früheren Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Gräuel, und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Es scheint der Gang der Weltgeschichte zu sein, daß Eroberungen und vielfache Vermischung die ursprünglich zahllosen Stämme in einander schmelzen, und die, welche dieser Verschmelzung unfähig sind, austilgen; und dies hat die römische Herrschaft in einem größeren Maße und Umkreise, als irgend eine andere große Weltrevolution, selbst als die arabische, bewirkt. Selten wird bei dieser Vermischung für einzelne Völker Gewinn sein; einige verlieren unersetzbaren Besitz einer edlen einheimischen Bildung, Wissenschaft und Litteratur: schwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen war, nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer ursprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeschichte und ererbter Gesetze. Diesen Verlust empfanden zuerst die Provincialen; aber indem Roms und Italiens Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freigelassenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße: seine Vorzeit mit ihrer Geschichte ward ihm so fremd, daß schon im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner ohne Furcht zu beleidigen zweifeln konnte, ob sein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom hannibalischen Krieg wisse; daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie Vieles auch die römische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dankbar erkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten; denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Gesetzgebung war wenigstens für die römisch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unserer Vorfahren nicht ausgebildet und ihren Geist verloren haben; und wie die Vereinigung der römischen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunct das gesammte Abendland bildete und milderte, wird von Unparteiischen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geläugnet. So können wir auf diese große Periode der Geschichte mit der Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Geschlechtern nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte, wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und so wollen wir nicht trauern, daß Allen manches unersetzte und unersetzliche Gut verloren gieng; nicht fragen, ob der reichste Gewinn, den die Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden zertretener Geschlechter vergüten kann. Wir wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schicksalen des verheerten und verödeten Asiens, dessen schönsten Ländern, selbst dem Leben der Natur entzogen, und jährlich mehr absterbend, sogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt, wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

104. Zur Kritik der neueren historischen Kritik.

(*Ludw. Ross,* Hellenika. I. 1. [1846] Vorwort.)

Mein dreizehnjähriger Aufenthalt auf dem classischen Boden, im Angesichte der Monumente, und die Beschäftigung mit diesen, konnten nicht umhin, mich aufzufordern, das, was ich auf der Schule und auf der Universität gelernt hatte, an den Monumenten zu prüfen, und die fertig mitgebrachten Schulansichten mit den erhaltenen Denkmälern und mit der Ueberlieferung der alten Schriftsteller über dieselben zu vergleichen. Das Ergebniß dieser Prüfung und Vergleichung aber konnte für mich kein anderes sein, als daß ich Schritt vor Schritt dahin geführt wurde, in bei Weitem den meisten Fällen den wesentlichen Inhalt der alten Ueberlieferung, nach Abzug des Fabelhaften und der dichterischen Ausschmückung (welche Elemente dem unbefangenen, durch kein System gebundenen Blicke nicht schwer auszuscheiden sind), als wohlbegründet anzuerkennen, trotz der Einrede der neuesten Lehren der Schule. Ich will mich deutlicher erklären. Meine Studienjahre fielen in die Zeit, wo die philologische und geschichtliche Forschung über das Alterthum, wo die historische Kritik durch die Ansichten und die Behandlungsweise von Wolf und Niebuhr noch fast unumschränkt beherrscht wurden. Fr. Aug. Wolf hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Persönlichkeit Homers angezweifelt und fast zu einer Nebelgestalt verflüchtigt, er hatte das Alter der hellenischen Schrift und mit ihr das höhere Alterthum der gesammten hellenischen Bildung verdächtigt und in Frage gestellt[1]). Weiter gieng dieser neckische dämonische Geist nicht. Er war zu klug, um sich an die Beantwortung der nächstliegenden Fragen zu machen, wie denn mit den von ihm auf dem beschränkten Felde der Schrift aufgestellten Sätzen, der seit dem siebenten und sechsten, ja selbst seit dem neunten und achten Jahrhundert in den verschiedenartigsten Urkunden und Denkmälern vorliegende hohe Bildungszustand der Griechen auf staatlichem und sittlichem, auf litterarischem und künstlerischem Gebiete zu vereinbaren sei, dem doch nothwendig eine lange Entwickelungszeit, lange Lehrjahre vorhergegangen sein mußten; und vor Allem, wie das unbegreifliche Phänomen zu erklären sei, daß das gesammte hellenische Alterthum sich eine viele Jahrhunderte umfassende unwahre Geschichte angelogen und zuletzt übereinstimmend und vollständig daran geglaubt habe. Zufrieden, sein Räthsel in die Welt geschleudert zu haben, hatte er selbst die Sache, so zu sagen, wieder fallen lassen, er war auf weniger als halbem Wege stehen geblieben. Ob er erschrak vor der Schwierigkeit der Lösung der weiteren Fragen, zu der seine Sätze, wenn sie sich haltbar erweisen sollten, unabweislich aufforderten? ob Eitelkeit auf den errungenen Beifall ihn abhielt, nochmals in die Bahn einzutreten und vielleicht bekennen zu müssen, daß er selbst die Folgerungen aus seinen Prämissen weniger ausdehnte, als seine Nachfolger? das mögen Andere entscheiden, die den Verfasser der Prolegomena näher gekannt haben.

Indeß Wolf durfte nicht sorgen, er fand bald Nachfolger, die weit über das Ziel hinausgiengen. Der Charakter der Nation, die neue Ideen von jeher begierig und fast fanatisch aufzufassen liebte, und der besondere Geist der Zeit waren solchen Neuerungen auf dem Gebiete der Forschung gleich günstig. Je weniger der Deutsche praktisch seine Zustände zu verbessern weiß, desto eifriger sucht und findet er gleichsam Trost und Ersatz dafür auf den Feldern des Denkens, Wissens und Meinens; heute erwartet er das neue Heil von Wolf und Niebuhr, morgen von Hegel, dann wieder von Schelling. Leider hatte Napoleon Recht, uns wesentlich für Ideologen zu erklären. Der bedeutendste von jenen Nachfolgern Wolfs war Niebuhr; nur warf er sich auf ein anderes Feld. Die Natur hatte diesen ungewöhnlichen Mann zu einem Reformator in staatlichen Dingen geschaffen; sie hatte ihn mit den wühlerischen Tendenzen und mit der kühnen Combination ausgerüstet, die dazu gehören, ein Altes in Trümmer aufzulösen und aus den Trümmern ein Neues zu erbauen, aber sie hatte ihm den Muth des Charakters versagt, der diese Eigenschaften am richtigen Orte zu verwenden weiß, oder Erziehung und Verhältnisse hatten ihm diesen Muth verkümmert. Niebuhr vergriff sich, als er sich der Geschichte zuwandte, ohne den schützenden, erhaltenden, conservativen Geist des Historikers zu besitzen; er war zum Revolutionär geboren. So wiederholte sich denn durch ihn die Revolution, die sich kurz zuvor in Frankreich auf dem Gebiete der positiven Staatseinrichtungen zugetragen hatte, in Deutschland auf dem Felde der Geschichte. Dort hatte man den Thron der Bourbone umgestürzt und die Königsgräber aus der Abtei von St. Denis herausgerissen; hier schlug man die alten elfenbeinernen Sessel des Romulus und Numa in

Trümmer, und streute die Asche Homers und seiner Helden in alle Winde. Niebuhr verwarf die alte römische Geschichte, wie die Franzosen ihre alte Gesetzgebung; diese giengen auf die Menschenrechte zurück, um ihren neuen Staat zu erbauen, unser Landsmann erfand sich zu seinem Behufe vorausgesetzte verlorene Geschichtsquellen, und wußte genau, was darin gestanden haben sollte, um seinen politisch-historischen Roman an die Stelle der Geschichte zu setzen. Auf seiner Bahn wanderte später K. O. Müller in den Minyern und den Doriern.

Die Wirkung war ungeheuer, das Beispiel des scheinbaren Erfolges war verlockend. Vergebens warnten einige Besonnene, die Masse ließ sich nicht rathen. Jeder hätte für sein Leben gern auch ein solcher zerstörender Held sein, auch ein Paar Zoll Wolf und Niebuhr an sich tragen mögen. Und wie es immer zu geschehen pflegt, das *imitatorum servum pecus* überbot die Meister bei Weitem. Es war so wohlfeil, auf diesem Wege Ruhm zu gewinnen, so leicht mit dem Strome der Zeit zu schwimmen. Wer noch an das Alte mit Ueberzeugung glaubte, auf den organischen Zusammenhang und die innere Uebereinstimmung der alten Ueberlieferung hinwies, der galt für einen Schwachkopf; wer aber einzelne Brocken aus dem Zusammenhange riß und keck daran zweifelte, den hieß man einen Kritiker[2]. Da blieb kein Winkel des Alterthums undurchstöbert. Man suchte allen ältesten Nachrichten irgend eine unwahrscheinliche Seite abzugewinnen — als ob unwahrscheinlich und unwahr dasselbe wäre, und nicht vielmehr in der Geschichte, selbst in der Gegenwart, sehr oft das Unwahrscheinliche eben als das Wahre, das Wahrscheinliche aber als das Unwahre sich zeigte —; man rief dann Etymologien zu Hülfe (und oft, *dii boni!* welche Etymologien), um die in der Ueberlieferung erwähnten Namen zu bloßen Personificationen, zu sogenannten Trägern von Begriffen zu verflüchtigen[3]), man that eine gute Portion subjectiven Dafürhaltens hinzu, und setzte so seine eigenen Erfindungen an die Stelle der alten Geschichte, das Subject an die Stelle des Objects.

Indem man nun auf solchen Bahnen wandelte, war man freilich mit der alten Ueberlieferung in stetem Conflict und mit sich selbst in dem wunderlichsten Widerspruch. Aber indem man diesen Conflict, diesen Widerspruch für den höchsten Gipfel der Kritik erklärte, wußten die Forscher sich daraus noch einen Lorbeerkranz zu flechten. Eine alte Geschichte wollte man haben, das war eingestanden, nur durfte sie nicht die alte sein; eine Geschichte kann nur aus Quellenforschung entstehen, das war ebenfalls eingestanden, man mußte also auf die alten Quellen zurückgehen. Aber indem man von Vorne herein mit der Ueberzeugung an sie gieng, daß ihr Inhalt ein unwahrer sei, dienten sie nur dazu, »kritisch« beseitigt zu werden, und ein beliebiges Mitgebrachtes ihnen unterzulegen. Um sie zu beseitigen, wandte man die bequemsten Mittel an. Bald waren es bloße Priesterlügen, bald absichtliche Erfindungen der Schriftsteller, um ihren angeblichen Vorurtheilen gemäß (die man freigebig bei ihnen voraussetzte) ihrem Volke ein hohes Alterthum anzudichten, bald waren die leidigen Aegyptier an Vielem Schuld, die dem Herodot und anderen griechischen Reisenden eine Menge Unwahrheiten aufgebunden haben sollten, welche diese dann als baare Münze nach Griechenland zurücktrugen und dort in Umlauf setzten. Wo es irgend angieng, wurden auch die Quellen selbst verdächtigt, als nicht von den Verfassern herrührend, deren Namen sie an der Stirn trugen, als überarbeitet von fälschungslustigen Diaskevasten, als untergeschobene Machwerke späterer Winkelscribenten. Die parische Marmorchronik und ähnliche Urkunden waren müßige Spielereien aberwitziger Schulmeister, unwissender und lügenhafter Priester.

Mit dieser vermeinten kritischen Behandlung der Erforschung des Alterthums, und zwar zunächst des hellenischen, hieng noch eine andere Richtung der Zeit zusammen: die Ueberschätzung — ich sage es mit Bedacht — die fanatische Ueberschätzung der Griechen, die auf den höchsten Gipfel getrieben wurde, so daß bereits Schiller in einem Epigramm gegen dies hitzige Fieber warnte. Die Hellenen, so wollte es der Zeitgeist, die Hellenen sollten in allen Dingen selbständig, ursprünglich, original gewesen sein, sie sollten Alles, was sie zu einer so schönen Blüthe gebracht, die Wissenschaften wie die Künste, selbst erfunden und nur aus sich geschöpft haben. Man kämpfte in Deutschland für den Ruhm, für die reine und ungetrübte Ursprünglichkeit der Griechen mit größerem Eifer, mit größerer Hingebung, als wir es leider für unsern eigenen Ruhm, für unsere eigene Selbständigkeit zu thun gewohnt sind; mit weit größerer Leidenschaftlichkeit, als es den Griechen selbst je in den Sinn gekommen war. Vergebens stand ihr eigenes Zeugniß diesem entgegen, vergebens wiesen ihre beglaubigtsten Ueberlieferungen, namentlich auf dem Felde, welches wir hier zunächst vor Augen haben, auf dem Felde der bildenden Künste, ganz übereinstimmend auf Aegypten und Vorderasien (Baby-

Ionien, Syrien, Phönicien, Phrygien, Lycien) als auf die Länder hin, die in früher Civilisation ihnen weit vorangegangen wären, und von woher ihnen Einwanderer und Handelsverkehr die Keime dieser Künste zugeführt oder wo sie selbst sie geholt hätten. Der unerschrockene Muth der deutschen Kritik verwarf auch diese Zeugnisse mit fester Zuversicht, und behandelte sie mit Spott und Verachtung. Wir wußten Alles besser: alle höhere Geistesbildung in staatlicher Entwickelung, in Religion und Litteratur, und alle Künste, die Baukunst mit ihren Schwesterkünsten der Malerei und Bildnerei, hatten die Griechen sich selbst erfunden und aus eignen Anfängen zu solcher Höhe ausgebildet. Daß sie von den Aegyptiern gelernt, hatten sie sich wieder nur von den dortigen schlauen Priestern einreden lassen, und hier wies man triumphirend auf ihr eignes Zeugniß hin, daß ja Aegypten vor Psammetich ein verschlossenes Land gewesen sei: wobei man denn freilich absichtlich ignorirte, was die hellenische Ueberlieferung von frühen Eroberungszügen ägyptischer Herrscher nach Asien und Europa und von ägyptischen und phönikischen Einwanderungen erzählt, und was selbst in den homerischen Gedichten auf nahe Bekanntschaft und vielfachen Handelsverkehr mit diesen Ländern hindeutet, und wobei man mit geringem historischem Scharfblick übersah, daß die nächsten Zeiten vor Psammetich in beiden Ländern eine Epoche innerer Zerrüttung gewesen waren, die nothwendig eine Beschränkung und theilweise Unterbrechung des Verkehrs herbeiführen mußte: in Aegypten die Zeit äthiopischer Fremdherrschaft, in Griechenland die Zeit der inneren Kämpfe des Ueberganges aus kleinen Fürstenthümern in Republiken. Alles wurde verworfen, die Griechen sollten einmal das erste und ursprünglichste Volk der Geschichte sein, daran zweifeln war ein Frevel am Heiligen. So gerieth man denn, ohne sich dessen bewußt zu sein, in den seltsamen Widerspruch, daß man die Griechen auf ihre eignen Kosten so hoch erhob: daß man, während man in ihnen das geistreichste, scharfsichtigste, denkendste Volk verehrte, ihre hervorragendsten Geister, einen Herodot und Platon, einen Thukydides und Aristoteles, der äußersten Beschränktheit und Unkritik zieh, weil sie nicht weniger als der große Haufe an die Wahrheit ihrer nationalen Ueberlieferungen glaubten. Man vergaß dabei wieder, welch einen Reichthum von Zeugnissen und Urkunden, von Denkmälern aller Art, die uns jetzt abgehen, diese Männer noch vor Augen hatten, um die geschichtliche Wesenheit eines Orpheus und Linos, eines Herakles und Oedipus, eines Theseus und Agamemnon, oder auf dem Felde der Kunst, eines Dädalos, Smilis und Endöos daran zu ermessen. Das sogenannte Heroenalter als solches konnte man wohl nicht ganz wegläugnen, denn es mußte doch der Zeit der höchsten Blüthe, die man von Solon an als geschichtlich gelten ließ, eine frühere Zeit der Entwickelung, es mußte dem Heute ein Gestern vorangegangen sein; Homer und Hesiodos waren da, irgend Jemand mußte doch diese Werke gedichtet haben; das Schatzhaus des Atreus in Mykenä stand da, in hoher Vollendung und dennoch abweichend von allen späteren griechischen Bauten, es mußte doch von irgend Jemanden erbaut worden sein. Aber mit beharrlichem Eigensinn, mit abergläubischer Scheu verwarf die Schule jede Ueberlieferung einer bestimmten Persönlichkeit aus dieser Zeit: während die historische Forschung sonst bemüht ist, in dunklen Geschichtsepochen feste Gestalten aus dem dämmernden Lichte auszuscheiden, war sie hier ebenso eifrig bemüht, in einer vergleichungsweise gar nicht dunklen Zeit viele Hunderte scharf und deutlich, mit bestimmt ausgeprägten Charakteren, uns entgegentretender Persönlichkeiten, deren Denkmäler in Schrift und Kunst zum Theil noch heute von ihnen zeugen, in Nebelbilder eines Ossian-Macpherson aufzulösen [1]). Alle überlieferten Namen sollten nur dichterische und mythische Personificationen, nur Träger von Begriffen sein; Dädalos wurde zum Buntmacher, Smilis zum Schnitzler — des Kekrops als niederfallenden Regens, des Achilleus als des lippenlosen Flusses, der Dioskuren als physikalischer Experimente oder des Janus als Chaos gar nicht zu gedenken —; und indem man den Griechen die Abgeschmacktheit unterschob, an so faden Wortspielen, an so grundfalschen Etymologien sich nicht allein ergötzt, sondern sich selbst bis zu dem Grade dadurch getäuscht zu haben, daß sie diese ihre eigenen Hirngespinnste, *aegroti somnia vana*, später für geschichtliche Wahrheit gehalten hätten; indem man sie, sage ich, für aberwitzige Flachköpfe erklärte, glaubte man ihrem Geiste die größte Ehre und Anerkennung zu erweisen. Wie hätten sie auch (so tröstete man sich) über ihre früheren Zeiten etwas Sicheres wissen können, da man es durch die Wolfische Schule für erwiesen ansah, daß der Gebrauch der Schrift, wenigstens für zusammenhängende Aufzeichnungen, nicht weit über das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufgereicht haben könne; da man hartnäckig dabei verharrte, die bekannte schöne Stelle, wo der Dichter einen Brief so poetisch, so ganz der epi-

schen Darstellungsweise angemessen umschreibt (Il. 6, 168):

πόρεν δ᾽ ὅγε σήματα λυγρά,
γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά,

deren Deutung Wolf selbst mit feinem Tacte sich für eine andere Gelegenheit vorbehalten hatte[5]), lieber auf jede andere unnatürliche Weise zu erklären, als einfach und wortgemäß vom Schreiben eines Briefes zu verstehen: gleich als ob eine klar verständliche Bilderschrift, ein mit Sicherheit zu lösender moderner Rebus, nach Art der illustrirten Zeitung, oder selbst eine ägyptische Hieroglyphik, wo Buchstaben und Sylben durch Bilder bezeichnet werden, nicht schon als Substrat den Begriff und die Uebung einer Buchstabenschrift voraussetzten; als ob ferner ein offenes Sendschreiben (da Wolf und die Seinen sich ängstlich gegen den Gedanken der Versiegelung bei dem *πίναξ πτύκτος* sträuben) nicht dem Bellerophon eben so verständlich hätte sein müssen, wie dem Empfänger; und als ob endlich, da sie sich darauf stützen, daß Homer sonst nirgends der Schreibkunst erwähne, eine so kunstreiche Bilderschrift nicht weit mehr einer Illustration *in usum Delphini* bedurft hätte. Diese ungereimte Forderung, daß das Epos ein Conversationslexikon *de omni re scibili et de quibusdam aliis* sein sollte, stammt freilich schon aus dem Alterthume, und schon Platon und andere Alte haben sich durch die Beschwerde lächerlich gemacht, daß Homer seine Helden mit gebratenen Eberrücken nähre, statt sie an Fischgräten saugen zu lassen[6]); aber gerade in Beziehung auf die Schreibkunst hat ja Homer dieser Anforderung genügt, so deutlich als nur immer die Natur der epischen Dichtung es zuließ.

Solche und ähnliche Vorstellungen beherrschten, und beherrschen zum Theil noch, die gesammte Alterthumswissenschaft, sie giengen vom Felde der Litteratur auf die anderen Gebiete über, und nach ihnen wurde fortan Alles gemodelt. Die zahlreichen Tempel, Statuen, Weihgeschenke, Denkmäler aller Art, zum Theil mit Inschriften versehen, aus den frühesten Jahrhunderten, welche Herodot, Thukydides, Aristoteles, Strabon, Pausanias, Plinius und Andere, als zu ihrer Zeit noch erhalten, als von ihnen gesehen und geprüft anführen — und die Zahl solcher namentlich erwähnten Denkmäler geht in die Hunderte, wie viele aber haben sie unerwähnt gelassen, wie viele waren zu ihrer Zeit in den unablässigen Kriegen bereits untergegangen! — alle diese Denkmäler, deren Existenz man doch solchen Zeugen gegenüber nicht abläugnen konnte, mußten für untergeschoben gelten. Priesterbetrug, nationale Eitelkeit und Ansprüche der einzelnen Städte und Heiligthümer hatten sie erfunden. Man hielt sich gar nicht bei den so nahe liegenden Fragen auf: wer hatte, da die Unterschiebung solcher Monumente doch oft ein kostspieliges Vergnügen war, in jedem einzelnen Falle die Selbstverläugnung gehabt, um eines schlechten Scherzes willen sich in Kosten zu setzen, lieber als sich selbst ein Denkmal zu errichten?

[1]) Dergleichen war damals, wo die Rousseau, die Herder u. s. w. sich soviel mit den Urzuständen der Menschheit beschäftigten, an der Tagesordnung. Wolf machte einen geistreichen Versuch, einen Einfall Rousseau's (*Prolog. p.* 90. *not.* 54) philologisch einzukleiden, um zu sehen, wie er sich in solchem Gewande ausnehme, mit gewandter sophistischer Dialektik, in einer reizenden verführerischen Sprache, zuversichtlich und keck, wie der Advocat einer schlechten Sache, aber mit den schwächsten historischen und kritischen Gründen. Er mußte die Auctorität des gesammten Alterthums verwerfen, und konnte sich dagegen nur auf die paradoxe Behauptung eines polemischen Parteischriftstellers, des Josephus, und auf die subjectiven Einfälle eines Eustathios und anderer späterer Scholiasten stützen. Wenn aber die Alexandriner dem Homer die Schrift abgesprochen hätten, sollte sich keine Spur dieser Meinung bei älteren *probatis auctoribus*, bei Plutarch, Plinius, Cicero, Quintilian u. s. w., bei griechischen und lateinischen Grammatikern erhalten haben? Auch empfand Niemand besser als Wolf selbst die inneren Widersprüche seiner Sätze, welche es ihm nicht gelang, alle künstlich zu verstecken; vielmehr hat er mit bewunderungswürdiger Kunst in den Prolegomenis seine Behauptungen so gestellt und ihnen wieder so viele Zweifel beigemischt, daß es ihm leicht war, mit Ehren den Rückzug anzutreten, falls sein kecker Versuch nicht Boden griff. Eine solche Rückzugspforte ist der in verschiedener Form öfter wiederkehrende Satz: *Ceterum mihi, spero, minus succensebunt, ab Homero non tam cognitionem litterarum quam usum et facultatem abjudicanti.* Ein Dichter aber, der schreiben kann, und es doch vorzieht, 30,000 Hexameter aus dem Kopfe zu machen und sie Andern durch mündliche Wiederholung mitzutheilen — was sich Wolf wohl dabei gedacht haben mag?

[2]) Bunsen, Aegypten III. 29: „Es erscheint, in unsrer Zeit besonders, kritischer, Etwas zu läugnen, als Etwas für wahr anzunehmen.“

[3]) Wie weit vollends das jüngere Geschlecht auf solchem Wege sich verirrte, davon hier ein Paar ergötzliche Beispiele. Böckh erzählt (Ueber

die theräischen Inschriften S. 37), daß Jemand ihm einmal alles Ernstes den Einfall mitgetheilt habe, Σωφρονίσκος und Φαιναρέτη, der kleine Klügler und die Tugendzeigerin, als Eltern des Sokrates seien bloß Personificationen seiner Eigenschaften; und erst vor drei Jahren hatte Herr Brunn (*Artiff. tempp. p.* 1. 2) den geistreichen Einfall, der Name des Künstlers Strongylion könne auch wohl ein fingirter sein, *ut sit ejus, qui opera facit rotunda.* — Ich würde mich anheischig machen, den ganzen peloponnesischen Krieg mit allen seinen Namen, mit Perikles, Kleon, Demosthenes, Nikias, Alkibiades u. s. w. als eine sittlich-politische Dichtung nachzuweisen, als einen Kampf der Principien des Fortschrittes (Ἴωνες), localisirt in der Stadt des göttlichen Denkens (Ἀθῆναι), und des historisch Gegebenen (Δωριεῖς), localisirt in dem am Boden gewurzelten Staate (Σπάρτα, Σπαρτοί) — wenn diese absurden Spielereien zu etwas Besserem dienten, als in müßigen Augenblicken darüber zu lachen.

[4]) „Thatsachen und Persönlichkeiten werden dadurch nicht fabelhaft, daß die genaue Zeitbestimmung für sie fehlt; ihre Geschichtlichkeit wird durch diese vollendet, nicht aber bedingt.“ Bunsen, Aeg. II. 16.

[5]) *Proleg. pag.* 86: *Qualis tamen ille mos fuerit, qualia signa Proeti, Iobatae monstrata, quaerere est alius loci.* Und *pag.* 87: *Sed haec accuratius explicanda sunt in singulari quaestione de symbolis veterum.* Wie vorsichtig und schlau! Man sieht, Wolf kannte seine Leute.

[6]) Platon, Staat III. 404 B. Vgl. die Commentatoren zu Athen. 1, S. 25.

105. Nero, nach Tacitus.

(*K. Hoffmeister*, Die Weltanschauung des Tacitus [1831] S. 157—165.)

Weil Nero Domitius der noch allein übrige männliche Sprößling des Germanicus war[1]), begünstigte ihn das Volk vor seinem unechten Bruder Britannicus. Solche treue Liebe zu dem Gestorbenen lebte noch nach langem Zeitraume in dem Volke, daß es sie hoffnungsvoll auf den Enkel übertrug, und diese Vorliebe ließ auch das fabelhafte Gerücht entstehen, Nero's Jugend sei durch bewachende Schlangen beschützt worden. Als bald darauf nach der Vermählung seiner Mutter, der jüngeren Agrippina, mit dem Kaiser Claudius, Nero von diesem an Kindesstatt angenommen, mit des Kaisers Tochter, Octavia, verlobt[2]) und im sechzehnten Lebensjahre verehelicht[3]), und allenthalben mit Hintansetzung des eigenen Sohnes des Kaisers, Britannicus, von der kaiserlichen Familie begünstigt wurde: mußte sich diese Liebe des Volks auch auf den Alles billigenden Senat überpflanzen[4]), dessen niederträchtige Schmeichelei dem eitlen Jüngling die höchsten Ehrenstellen mit vielen Auszeichnungen zuerkannte[5]), und ihm später im Tempel des Mars eine Bildsäule von gleicher Größe mit der des Gottes[6]) und eine andere von gediegenem Golde und Silber errichtete[7]), anderer Ehrenverschwendungen nicht zu gedenken[8]). Die errungenen Vortheile aber befestigte und erweiterte die ganz selbstsüchtige Liebe der unnatürlichen Agrippina, welche ihren einzigen Sohn etwa so begünstigte, wie früher die Livia ihren Liebling Tiberius, so daß das Schicksal des bei Seite geschobenen Britannicus endlich Jeden mit Mitleid und Trauer erfüllte[9]), welchen Antheil weder Nero's Spiele im Circus[10]), noch dessen von Seneca verfertigten Prunkreden ersticken konnten[11]). Doch erhoben ihn das Andenken an Germanicus, die Schlauheit der giftmischenden Mutter und die Unterstützung des Burrus auf den Thron[12]). Unter solchen äußeren Verhältnissen war Nero ohne eine den Geist zügelnde und läuternde Bildung aufgewachsen. Obgleich er keineswegs talentlos war, hatte doch sein lebhafter Geist[13]) vom Knabenalter an mehr Hang zu Arbeiten mit dem Grabstichel, zum Malen, Singen, Wagenrennen, höchstens zum Versemachen, als zur geistigen Beschäftigung, so daß er, zuerst von allen Cäsaren, sich die Reden, die er hielt, von einem Andern, seinem Lehrer Annäus Seneca, verfertigen lassen mußte[14]). Wenn ihm auf diese Weise sogar die einem Römer nothwendigste Bildung abgieng, hatten ihm seine Erzieher dann, wenn die Tugend keinen Eindruck mehr auf ihn machte, die Befriedigung seiner Lüste zugestanden, um ihn nur unter ihrer Leitung zu behalten[15]). So war er herangewachsen, ohne eine Disciplin seiner vorherrschenden Phantasie und ohne eine Zucht seines regen Affectenspiels zu kennen. Seiner selbst unmächtig mußte er dem folgen, wozu ihn die

ungezähmten Naturkräfte, Phantasie und Affect, anregten, oder wozu ihn seine Umgebung bestimmte. In der ersten Zeit seiner Herrschaft, so lange er den Besseren gehorchte, übte seine Mutter Verbrechen, an denen er nicht Schuld war[16], verbreitete der eitle Seneca durch den Mund des Princeps häufige Reden, welche des Zöglings gute Vorsätze[17] und des Lehrers herrliche Lehren und Talent, Reden zu machen[18], an den Tag stellen sollten, und bewog der würdige Burrus den unerfahrnen Herrscher zu weisen Maßregeln und Handlungen, z. B. dem großen Feldherrn Corbulo den Oberbefehl im armenischen Kriege zu geben[19], und sogar die Schmeichelei von sich zurückzuweisen[20]. Aber die schon frühe genährten, bisher nur verborgenen Lüste[21] mußten nothwendig bald hervorbrechen, und die angenehmen Freunde des Genusses mußten die lästigen der Einschränkung verdrängen. Daß es die freigelassene Acte war, in deren Netz Nero zuerst fiel, war eine zufällige Sache, und ward selbst von tugendhaften Männern zulässig befunden, welche durch kleinere Zugeständnisse größere Verirrungen verhüten wollten. Nicht so klug aber war seine durch Herrschsucht und ihre Verbrechen verblendete Mutter, welche, erschrocken und ängstlich besorgt wegen des sich täglich mehr mindernden Gehorsams von Nero, diesem in großer Leidenschaft die stärksten Vorwürfe über seine unwürdige Liebe machte[22], ihren Sohn dadurch aber ebenso sehr von sich abstößt, als sie ihn durch eine ebenso unzeitige Schmeichelei von sich entfernte, zu der sie plötzlich sich selbst wegwerfend übergieng. Als sie ihm aber endlich drohte, daß dem Britannicus von Rechtswegen allein die Herrschaft gebühre[23], da erschrak der Jüngling gewaltig über die Worte des rasenden Weibes, die ja auch ihn selbst, wie ihren Gemahl Claudius, vergiften lassen konnte. Und diese sich in einer unbeherrschten Phantasie vergrößernde Furcht, welche um so wirksamer sein mußte, da Nero sich der Wahrheit der Aussage der Mutter bewußt war, und er den schmählich hintangesetzten Britannicus bemitleidet[24] und beliebt sah, — sie mußte ihn unter anderen begünstigenden Umständen nothwendig zum Brudermord führen. So läßt Nero, dessen unruhiger Geist ein langsames Verbrechen nicht ertragen kann[25], die grausenvolle That rasch vollbringen[26], welche ihren Urheber zu einer Reihe ähnlicher Unthaten hinstoßen mußte, besonders da das Volk den Brudermord — verzieh, weil die Zwietracht unter Brüdern aus dem Alterthum bekannt sei und die Herrschaft keine Theilung erdulde[27], und da die Vornehmen sich durch Geschenke beschwichtigen ließen, welche sogar „auf sittliche Würde Anspruch machende Männer“ an Nero's Hofe, wie erbeutetes Gut unter sie vertheilten[28]. Durch diesen heimlich vollbrachten Mord (denn zu einer öffentlichen Gräuelthat hatte der von Natur Feigherzige den Muth nicht) war er wie mit einem Schlage dem Zwang der Mutter und der Leitung seiner Rathgeber entwachsen! Sein sanguinisches Temperament konnte jetzt, gleichsam aller Fesseln frei (denn eine innere Fessel der sittlichen Scheu und der verständigen Ueberlegung hatte er nie gefühlt), das Spiel ungebundener Einfälle und Gelüste beinahe frei in Handlungen übertragen. Daher durchschweifte er jetzt voll entehrenden (*foedus*) Muthwillens mit seinen Trinkgesellen in Sclavenkleidern zur Nachtzeit die Straßen und Gassen Roms, befahl im Trunke, seine Mutter ohne Verhör umzubringen (was jedoch Burrus noch hintertrieb)[29], und wollte sogar in einer Anwandlung von Großmuth oder von Eitelkeit (denn die Eitelkeit war ein natürliches Erzeugniß seiner vorherrschenden Phantasie bei dem Mangel jeder Geistestüchtigkeit) der römischen Menschheit alle Zölle erlassen[30]. So durch stete Uebung genährt wuchsen seine phantastischen Leidenschaften natürlich ins Ungemessene, bekamen aber ihre bestimmte und mehr geregelte Richtung erst dann, als Nero in die Gewalt der geistreichen und klugen Buhlerin Sabina Poppäa kam[31], welcher der Unselbständige bis zu ihrem Tode unterworfen blieb[32]. Diese römische Lais trieb ihn allmählich durch erregte Furcht und Hoffnung, durch gewährte und verweigerte Genüsse, durch den Wechsel des Scheltens und Liebkosens gleichsam zum sittlichen Wahnsinn, — zum Mord seiner Mutter und zur Verstoßung seiner schuldlosen Gemahlin Octavia. Wohl hatte die unzüchtige Ehebrecherin und Giftmischerin Agrippina den Tod verdient, aber nicht durch die Hand ihres eigenen Sohnes, und nicht einen so kläglichen Meuchelmord. Daß er aber die tugendhafte Octavia, welche ihrem geliebten und trefflichen Bräutigam Lucius Silanus entrissen wurde, um in ein Haus geführt zu werden, wo sie nur Trauervolles sah[33], um an ein verwildertes Wesen gekettet zu werden, welches eine Abneigung vor ihr hatte, durch eine Art von Verhängniß, oder weil das Unerlaubte einen stärkeren Reiz hat[34], — daß er die Reine und Schmerzensreiche verstieß, aus Furcht vor dem Volke wieder zurückrief, abermals verbannte, und nach einer Anschuldigung, „welche schwerer, als jeder Tod ist,“ ermorden ließ, — diese Unmenschlichkeit übersteigt noch mehr, als

sein Muttermord[35]), jede menschliche Klage. Wie aus Nero's Zeit Seneca durch seine Gelehrsamkeit, wie Thrasea durch seine Tugend, so ist Octavia der Nachwelt durch ihr Unglück empfohlen. Wo es ein gefühlloses Herz gibt, da erzähle man ihr Schicksal, und es wird sich das Auge mit ungekannten Thränen füllen; und wo sich ein unglücklicher Mensch findet auf der weiten Erde, da erzähle man ihr Schicksal, und er wird sich mit seinem Loose versöhnen!

Wenn Nero solche Verbrechen unternimmt, ist er voller Furcht, und wenn sie unglücklich ausgeschlagen zu sein scheinen, da ist er von Schrecken wie entseelt[36]); wenn sie glücklich vollbracht sind, da zieht er anfangs noch die Maske der Heuchelei vor[37]); wenn er aber endlich gar nichts mehr zu fürchten hat, da überflügelt sein Uebermuth noch die öffentliche Niederträchtigkeit[38]), und — er dankt den Göttern für seine glücklich vollbrachten Thaten[39]). Diese Kunst des Tiberius, die Heuchelei, stimmte aber eigentlich von Natur aus wenig zu seinem Charakter, der nicht geschaffen war, sich Gewalt anzuthun; sie war aber bei seinem Verbrechen nothwendig[40]), und an dem fürstlichen Hofe hatte sie sogar schon die unerfahrene Octavia gelernt[41]). Wenn daher Tacitus sagt, „Nero sei von Natur geschaffen und durch Gewohnheit geübt gewesen, seinen Haß in erlogene Schmeicheleien zu verdrehen[42]),“ so ist dies schwer mit seiner phantastisch-affectvollen Natur zusammenzureimen. — Aber jetzt nicht mehr durch die Scheu vor der Mutter gezügelt, und durch die größten Verbrechen für kleinere vorbereitet, erkannten seine Lüste und Leidenschaften keine Grenze und kein Gesetz mehr, so daß er, alle Volkssitte verletzend und aller öffentlichen Meinung Hohn sprechend, in wahnsinniger Eitelkeit sich als Wagenlenker zeigte und als Citharspieler zuerst in kleineren, geschlossenen Gesellschaften[43]), dann allmählig öffentlich in Neapel und zuletzt in Rom vor dem Volk auftrat[44]). Dieses sittenwidrige und sittenzerstörende Preisgeben seiner Ehre suchte er, phantastisch, wie er war, durch das Beispiel der Heroen und Götter zu rechtfertigen[45]). In einem geheimnißvollen, noch nicht erklärten Bunde steht, selbst bei Thieren, mit der Wollust die Grausamkeit, welche bei Nero durch die aus Verbrechen entstandene und neue Verbrechen hervorrufende[46]) Furcht noch vermehrt wurde, und welche selbst der Jähzorn[47]) anfachte, welcher allen ungeregelten lebhaften Gemüthern gemeinschaftlich ist. So ist es nicht zu wundern, daß am Ende die Grausamkeit zur herrschenden Leidenschaft seines Gemüthes wurde[48]). Diese Grausamkeit wurde durch die Schmeichelei, welche alle seine Verbrechen für herrliche Thaten ausgab[49]) und durch die wachsende Furcht des bösen Gewissens[50]), besonders nach der pisonischen Verschwörung, so gesteigert, daß er über die ihm vorgezeigten Häupter der Ermordeten spottete[51]), und sich an dem Todesschrecken, den er Anderen einjagte, weidete[52]). Auch verdrängten die zügellosen Vergnügungen diese Grausamkeit keineswegs[53]), sondern verschafften ihr vielmehr neuen Stoff[54]). Welche Menge von ausgezeichneten Männern und Frauen der Tyrann dieser raschverfahrenden[55]) Grausamkeit zum Opfer brachte, soll hier nicht wiederholt werden, da auch dem Tacitus die Aufzählung dieser Mordthaten Ueberdruß erregte[56]). Wie sich aber seine gefühllose Grausamkeit in die engste Verbindung mit seinem phantastischen Sinn setzte, davon liefert jener Gesang ein Beispiel, den er von seinem Palaste aus zu der Zeit hielt, als das vor ihm liegende, wahrscheinlich von ihm angezündete Rom in Flammen aufloderte[57]). Ebenso natürlich ist es, daß sein ungeregelter Verstand sich weder in Freude noch im Schmerz mäßigen konnte[58]), denn die Mäßigung ist ja nur das Werk der Bildung; und daß sich an seine Eitelkeit deren Schwester, die Leichtgläubigkeit, anschloß[59]), denn beide sind darin eins, daß sie auf das Eitle gehen. Da die Befriedigung seiner Lüste eine ungeheure Verschwendung nach sich zog, so geschah es z. B., daß in Hoffnung eines großen Schatzes, dessen nicht zu bezweifelnde Ausgrabung ein betrogener Betrüger vorgespiegelt hatte, die alten Schätze des Reiches sorglos verschleudert wurden[60]).

So sehen wir Nero's schöne Naturanlagen sich dem Eitlen, Abenteuerlichen und einer lächerlichen Schöngeisterei zuwenden, welche sogar mit der Philosophie ihr Spiel trieb[61]), seine ungeregelten Begierden aber durch Befriedigung aller Lüste und freche Verletzung der Volkssitte, durch Zorn und Furcht, in alle Laster (*flagitia*) und Verbrechen (*scelera*) ausschweifen, und durch die Vereinigung aller dieser Untugenden das Bild eines ganz verwilderten Lebens (*saevitia*) entstehen[62]), in welchem sich keine Spur mehr findet irgend einer Römertugend. Aber die Plebs im Volke und Heere, welche, wie er sich einbildete, für sein Leben sehr besorgt war[63]), hielt sich der Kaiser durch ein bekanntes Mittel, durch Geschenke und Festspiele, gewogen[64]); doch traute er gegen das Ende seiner Regierung den neugeworbenen Soldaten mehr, als den Veteranen[65]), und den Auswärtigen mehr, als den Römern[66]).

[1]) *Ann. XI.* 11. 12. [2]) *Ann. XII.* 9. [3]) *Ann. XII.* 58. [4]) *Ann. XII.* 25. [5]) *Ann. XII.* 41. [6]) *Ann. XIII.* 8. [7]) *Ann. XIII.* 10. [8]) *Ann. XIII.* 41. [9]) *Ann. XII.* 26. 52. [10]) *Ann. XII.* 52. [11]) *Ann. XII.* 54. [12]) *Ann. XII.* 69. [13]) *Ann. XIII.* 3. [14]) Ebendas. [15]) *Ann. XIII.* 2. [16]) *Ann. XIII.* 1. [17]) *Ann. XIII.* 4. [18]) *Ann. XIII* 11. [19]) *Ann. XIII.* 8. [20]) *Ann. XIII.* 10. [21]) *Ann. XIII.* 1. *additis adhuc vitiis.* [22]) *Ann. XIII.* 13. [23]) *Ann. XIII.* 14. [24]) *Ann. XIII.* 15. *unde orta miseratio manifestior.* [25]) *Ann. XIII.* 15. [26]) *Ann. XIII.* 17. [27]) Ebend. [28]) *Ann. XIII.* 18. [29]) *Ann. III.* 20. [30]) *Ann. XIII.* 50. [31]) *Ann. XIV.* 1. [32]) *Ann. XVI.* 6. [33]) *Ann. XIV.* 63. 64. [34]) *Ann. XIII.* 12. [35]) Vergl. *Ann. XIV.* 11. [36]) *Ann. XIV.* 7. [37]) *Ann. XIV.* 10. [38]) *Publici servitii victor.* [39]) *Ann. XIV.* 13. 64. [40]) *Ann. XIV.* 4. [41]) *Ann. XIII.* 16. [42]) *Ann. XIV.* 56. [43]) *Ann. XIII.* 25. [44]) *Ann. XV.* 33. [45]) *Ann. XIV.* 14. [46]) *Ann. XIV.* 57. *Tigellinus — metus ejus rimatur.* [47]) *Ann. XVI.* 6. *Poppaea mortem obiit, fortuita mariti ira, a quo gravida ictu calcis afflicta est.* [48]) *Ann. XVI.* 18. *Crudelitatem principes, cui ceterae libidines cedebant.* [49]) *Ann. XIV.* 60. [50]) *Ann. XV.* 36. *Facinorum recordatione nunquam timore vacuus.* [51]) *Ann. XIV.* 58. 59. [52]) *Ann. XV.* 69. [53]) *Ann. XV.* 35. [54]) *Ann. XVI.* 5. [55]) *Ann. XVI. Tanquam promptum ad caedes principem. Ann. XIII.* 15. *Lenti sceleris impatiens.* [56]) *Ann. XVI.* 16. [57]) *Ann. XV.* 39. [58]) *Ann. XV.* 64. *Nero ultra mortale gaudium egit; — atque ipse ut laetitiae, ita moeroris immodiens egit.* [59]) *Ann. XVI.* 1. [60]) *Ann. XVI.* 2. [61]) *Ann. XIV.* 16. [62]) *Ann. XV.* 61. *Saevientis principis.* 62. *Saevitia Neronis.* [63]) *Ann. XV.* 70. *Ille gaudium id credens.* [64]) *Ann. XV.* 36. *XV.* 18. [65]) *Ann. XV.* 59. [66]) *Ann. XV.* 58.

106. Gregor VII. Tod. Die Urtheile über ihn.

(*Joh. Voigt*, Pabst Gregor VII. [1846] S. 605—625.)

Während deß verweilte der Pabst Gregorius in Salerno. Noch gegen Ende des Jahres 1084 hatte er dort eine Synode gehalten und auf dieser den Bannfluch gegen den Kaiser erneuert. Seit dem Anfange des J. 1085 war er viel mit Betrachtung göttlicher und weltlicher Dinge beschäftigt und suchte Trost aus der Schrift und aus dem Leben der Vorzeit. Schon im Januar fühlte er eine bedeutende Schwäche seines Körpers, denn die Leiden der letzteren Zeit hatten auf ihn sehr eingewirkt. Die Erschöpfung nahm bis in den Mai so bedeutend zu, daß er das Krankenlager schon nicht mehr verlassen konnte. Da rief er seine anwesenden Freunde, mehrere Cardinäle und getreue Bischöfe vor sich; sie standen alle am Bette um ihn im Gebete und ertheilten ihm den Segen für seine Mühen und seine Lehren. Da sprach er: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und Gottlosigkeit gehaßt habe.“ Und als Jene ihren bangen Zustand nach seinem Tode beklagten, erhob er seine Augen gen Himmel, breitete seine Hände aus und sprach: „Ich steige dort hinauf und übergebe Euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott.“

Als man ihn darauf fragte: in wessen Händen er nach seinem Hinscheiden unter diesen Stürmen das Ruder der Kirche wissen möchte, nannte er drei zur Wahl fähige Männer: Desiderius, Abt auf Monte Cassino, unter den Bischöfen den Bischof Otto von Ostia und Hugo den von Lyon. Ueber die Anfrage wegen der Gebannten: ob er sie vom Fluche freisprechen wolle, gab er drei Tage vor seinem Tode den Bescheid: „außer Heinrich, den sie König nennen, außer Wibert, der den Stuhl zu Rom überfallen, und Allen denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigen, absolvire und segne ich alle Menschen, die unbezweifelt glauben, daß ich die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe.“

Darauf sprach er noch manches ermahnende Wort und gab die Warnung: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen und kraft der heil. Apostel Petri und Pauli gebe ich Euch die Lehre: haltet keinen für einen echten römischen Pabst, wenn er nicht nach kirchlicher Ordnung und kraft der Vollmacht der heil. Väter erwählt und geweiht ist.“

Da die Stunde des Scheidens näher und näher rückte, ließ er von allen Anwesenden durch einen Handschlag das Versprechen geben, daß Heinrich und Wibert niemals in den Schoß der Kirche aufgenommen werden sollten, bis sie Beide ihren angemaßten Würden entsagt und dem apostolischen Stuhle sich unbedingt unterworfen hätten. Als er schon in großer Schwachheit den Hingang seiner Seele vorempfand, sprach er seine letzten

Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in Verbannung!“[1])

Darauf soll ein ehrwürdiger Bischof erwiedert haben: „Herr, Du kannst nicht in Verbannung sterben, denn Du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Verfügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen.«

Diese Worte aber vernahm er nicht mehr. Sein Geist war schon hinüber. Sein Todestag ist der 25. Mai. Den heiligen Stuhl hatte er verherrlicht zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage.

Seine Leiche wurde zu Salerno in der Kirche des heiligen Matthäus, die er selbst vor Kurzem eingeweiht, beigesetzt.

.... Selten hat wohl ein Mann einerseits ein so ungünstiges und schwer verdammendes Gericht in der Nachwelt gefunden, als dieser; und selten ist andererseits ein so unbedingtes Lob, eine so unbegrenzte Hochachtung und Verherrlichung über einen großen Mann der Weltgeschichte ausgesprochen, als über ihn. Hören wir noch, wie man über ihn als Pabst und über seinen Charakter geurtheilt, so sehen wir ihn von Vielen „als Märtyrer und Heiligen verehrt, von Andern als Urheber eines unglücklichen Systems verflucht, das damals alle Kirchen zerriß, die schlechten Geistlichen in die Waffen und ins Getümmel des Lebens rief, die frömmeren in der Angst ihres Herzens zu Hunderten in die Klöster trieb, den Staat und die Kirche Jahrhunderte lang entzweite[2]);“ finden wir ihn hier „frech, boshaft und voll von Ränken, einen tollkühnen Waghals“ genannt, „der jedoch ein Weltmann von feinster Klugheit und ein Held vom entschlossensten, standhaftesten Muthe« gewesen; dabei »verschmitzt und niederträchtig, mit dem Anscheine von edlem Stolze, ein eingebildeter Heiliger, den seine Nachkommen angebetet haben, und ein Mensch ohne Religion, ohne Treue und Glauben, den ein vertrauter Freund seinen heiligen Satan nannte[3]).« Dort dagegen sehen wir seine »bewundernswerthe Langmuth und Nachsicht, seine zuvorkommende Güte und Sanfmuth und wahrhafte Heiligkeit des Wandels hoch gerühmt[4]). Von diesem wird »sein großer Geist«, werden »seine ungemeinen Gaben, seine Menschenkenntniß und Klugheit« bewundert, aber ihm dennoch »Verstellung, List und Ränke, unbändiger Stolz, grenzenlose Herrschbegierde, trotziger Starrsinn« vorgeworfen[5]). Von jenem wird er »standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten genannt[6]).« Wiederum anders lautet das Urtheil, wenn es über ihn heißt: »Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken. Er war zum Herrschen geboren, er herrschte als Priester, als Pabst, vom Throne gestürzt, in der Verbannung, wie in der Fülle seiner Macht. Er hatte sich ein ungeheueres Ziel gesetzt, die Welt zu beherrschen durch das Wort, schritt rasch darauf zu, verfolgte es mit aller Lebenskraft, mit jedem Opfer, selbst vom Tode bedroht, unbeugsam. Den ehrgeizigen Entwürfen mußte die Frage über die Sittlichkeit der Mittel zum Zweck, endlich des Zweckes selbst weichen. Was aber bei anderen Menschen gemeine Schlechtigkeit ist, erhält bei den ungewöhnlichen Geistern den Stempel der Größe, der selbst dem Verbrechen sich aufdrückt. Der Maßstab ist anders, denn das Außerordentliche läßt sich nur durch Außerordentliches bewirken. Seine ganze Seele war nur erfüllt von dem Einen Gedanken der Herrschaft[7]).« — So die Urtheile über Gregor. Wir wollen mit Keinem von diesen hier rechten.

Es ist unmöglich, über Gregorius ein Urtheil zu fällen, welches bei der Verschiedenheit der Ansichten über Wesen und Stellung des Staates und der Kirche im Mittelalter für Jedermann als ein unbedingt vollgültiges dastehen und Alle für ihn gewinnen oder Allen auch nur genügen könnte. Sein großes Ziel — er hatte nur Eins, in dem alle seine Gedanken, sein Streben und Wirken aufgiengen — liegt vor uns: die Freiheit der Kirche*). Es ist die Sonne seines Lebens, deren Strahlen die ganze christliche Welt durchdringen sollten; es ist der Brennspiegel seines Wirkens, auf welchem alle seine Thaten und Worte sich wie Sonnenflammen sammelten. In ihm gieng sein ganzes Leben auf, ihm opferte er alle Kraft; es ist die Seele seines Wollens und Handelns. Wie die Staatsmacht in der Hand der Könige strebte, Ein in und durch sich geschlossenes Ganze zu sein, so wollte er die Gewalt der Kirche bis dahin über das Weltliche erheben, daß sie eine vollkommene Einheit und Erhabenheit über alle anderen Gewalten bilde. Die Kirche sollte groß und frei und allmächtig dastehen, der Staat aber unterthänig und der Kirche unterworfen sein, weil jene von Gott und für etwas über dieses Leben hinaus angeordnet, dieser aber von Menschen und für das Weltleben entstanden sei. Dieses Ziel zu erringen, gegen alle weltlichen Gewalten zu sichern

*) Zwischen Freiheit und Herrschaft ist doch ein Unterschied. M.

und für alle Zeiten und alle Lande geltend zu machen, das war Gregor's Lebenszweck, und nach seiner Ueberzeugung lag dieses Ziel in der Pflicht seines Amtes. Das spricht er klar in seinen Briefen aus, der besten Quelle zu seiner Beurtheilung.

„Das," sagt ein berühmter Geschichtschreiber unserer Zeit, „was nach Hildebrand's Vorstellung im Leben sein und erreicht werden sollte, läßt sich in drei Sätze zusammenfassen, welche einander bedingen und aus einander folgen: Reinheit und Einheit der Kirche durch den Pabst, und unter dem Pabste, Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht; Unterordnung aller weltlichen Macht und aller weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt, den Pabst[8])." Was aber ward zur Ausführung eines solchen Planes erfordert? Jeder wichtige Schritt, den Gregor für dieses Ziel that. Er mußte streben, in allen Landen die Kirche über den Staat zu erheben, die Geistlichen der Obergewalt weltlicher Herrschaft zu entziehen, ihre Wahl, ihr Amt, ihren Unterhalt, ihr Handeln und Denken, das Gericht über sie, ihre Belohnung und Bestrafung, ihr ganzes Leben und Treiben den Händen der Regenten zu entwinden. Wer hatte, durfte der Pabst wohl fragen, in diesen Zeiten unter den Menschen die nöthige Kenntniß und Fähigkeit, zu prüfen, ob dieser oder jener zum heil. Bischofsamte geschickt und würdig war? Waren es mehr die weltlichen Regenten oder mehr die Geistlichen und an ihrer Spitze der Pabst, die hierüber urtheilen und entscheiden konnten und durften? Worauf hatten seit langen Zeiten die weltlichen Fürsten bei der Wahl für geistliche Stellen zumeist gesehen? Auf Fähigkeit und Würdigkeit im Priesteramte, oder auf eine zur Führung des Schwertes rüstige Hand? Die Geschichte seines Jahrhunderts gab ihm darüber Antwort. Aber sie war es auch, die ihm die Nothwendigkeit seines Zieles zu gebieten schien: die Freiheit der Kirche durch die Losreißung der Bischöfe und der gesammten Kirche von der Abhängigkeit weltlicher Macht.

Nicht bloß als wichtig, sondern als nothwendig mußte es dem Pabste für die Ausführung seines Planes erscheinen, der Ansicht unter den Menschen Geltung zu verschaffen, daß der Kaiser und mit ihm alle weltliche Herrschaft unter der Gewalt der Kirche und dieser untergeordnet seien. So lange das Gegentheil geglaubt ward, so lange war an das Gelingen seines großen Gedankens an die Realisirung seines Systemes nicht zu denken. Ordnete forthin der Kaiser die Pabstwahl, bestimmte er sie durch seinen Einfluß, konnte er noch ferner des Pabstes Befehle und Anordnungen beschränken und vernichten, galt des römischen Bischofs Wort weniger als das des Kaisers, so war das ganze Werk der Reform der Kirche, wie der Pabst es entworfen und erstrebte, durchaus unausführbar. Darum verlangte er anfangs in Güte vom Könige Unterthänigkeit; da sie nicht erfolgte, forderte er sie mit Strenge. Heinrich versprach sie. Die Einheit und Freiheit der Kirche, wie sie Gregor erzielte, war bedingt durch die Vernichtung der Obergewalt weltlicher Regenten über den Stuhl zu Rom.

.... Ueber das, was Gregorius als Ziel seiner ganzen Thätigkeit erstrebte, was er für das Heil der Kirche als nothwendig erkannte und als Hauptaufgabe seiner Bestrebungen als Pabst betrachtete, ist kein Zweifel. Die Gedanken seiner Seele liegen in seinen Briefen und seinen Handlungen klar am Tage. Aber er hat — wie es oft in geschichtlichen Auffassungen wiederkehrt — das Schicksal gehabt, daß man seinen Handlungen und Bestrebungen als entschiedene Quellen seiner ganzen Lebensthätigkeit Beweggründe unterlegte, für die es an unbedingt anerkannten und völlig sicheren Beweisen fehlt. Man hat behauptet, er habe „eine unumschränkte Tyrannei über die Menschen aufzurichten"[9]) gesucht; bei allen seinen Handlungen habe ihn „ein frecher Stolz, ein unerhörter Ehrgeiz einzig und allein geleitet, den habe er zu sättigen gesucht[10])." „Ehrgeiz und Herrschsucht seien die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken gewesen[11])." Der sogenannte Hildebrandismus ist durch solche Ansichten ein verrufenes Wort geworden, wie man den Namen Macchiavelli's gemißbraucht hat, um damit ein Lehrgebäude von Lug und Trug und Zertretung alles Rechten und Sittlichen zu bezeichnen.

Wir stellen diesen Urtheilen über Gregor hier ein anderes gegenüber, um zu zeigen, wie sehr die Ansichten über ihn auseinander gehen. „In den Gedanken Gregor's," sagt Luden, „sind große Irrthümer, in seinen Hoffnungen sind schwere Täuschungen, in seinem ganzen Plan ist etwas Ungeheueres. Aber was in unseren Tagen, nach einer späteren Erfahrung von siebenhundert Jahren, leicht einzusehen ist, das konnte in Hildebrand's Zeitalter auch wohl dem schärfsten Auge verborgen bleiben. Ja, es ist begreiflich, daß in der Nacht dieser Zeit ein edler Geist sich leicht durch den einzigen Lichtstrahl blenden ließ, der

ihm die Finsterniß sichtbar machte, und daß er aus allen Kräften dem Orte zustrebte, von welchem derselbe ausgieng, um die Flamme zu pflegen und zu vergrößern. Jedes Falles scheint Hildebrand's Plan aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entsprungen zu sein. Mitleid mit dem Unglücke der Menschen, und der innige Wunsch, die Ursachen desselben zu entfernen, scheinen denselben erzeugt und ein kräftiger Verstand scheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Versuch zur Verbesserung und Veredlung des Lebens, in dem religiösen Gewande des lebendigen geistlichen Glaubens. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Liebe zu den Menschen abspricht, oder sogar an seiner Frömmigkeit zweifelt; viel wahrscheinlicher ist, daß sein ganzer Plan aus Liebe und Religion bestanden habe. Welche Leidenschaft, welche irdische Bestrebung hätte ihn denn auch leiten sollen zu so großen Gedanken? Etwa die Lust zu sinnlichen Genüssen? Aber der alternde Mann war über die Zeit der Begierden hinaus, und das Werk, das ihm vor der Seele stand, das er auszuführen wünschte, versprach kein Vergnügen und keine Lust, sondern nur Arbeit ohne Maß, Sorge ohne Grenzen, Haß und Verfolgung. Oder Herrschsucht und eitler Ruhm? Aber er konnte niemals gewiß sein, selbst den päbstlichen Stuhl einzunehmen; und hätte er gewiß zu sein vermocht: er stand einsam in der Welt, wie ein dürrer Stamm, er vermochte keinen Grund zu legen zu einem fürstlichen Hause; seine Tage waren gezählt, und er war schon hoch genug gekommen, und hatte schon genug gethan, um eines Blattes in den Jahrbüchern der Menschheit gewiß zu sein. Zwar hatte er für sich jene Gewalt in Anspruch genommen, die ein starker Geist immer über schwache oder feige Menschen üben wird; aber von schonungsloser Willkür hat er sich unter allen Umständen frei gehalten. Oder endlich etwa eine boshafte Freude darüber, daß ihm, dem Niedriggebornen, möglich werden sollte, die Großen der Erde zu demüthigen, und die Erhabenen in den Staub zu werfen? Aber es möchte unwürdig sein, auf einen solchen Verdacht zu antworten, weil er unter sich gehalten haben dürfte, denselben abzuweisen. Er hat große Leidenschaften aufgeregt, und grimmige Feinde sich gegenüber gesehen; eben deswegen sind arge Beschuldigungen wider ihn ausgesprochen; vor der Geschichte jedoch verfliegt das Gift, das von Feindschaft und Ingrimm gemischt worden ist.«

Auch solche, die gerade sonst nicht Gregor'n das Wort gesprochen, haben doch anerkannt, daß die Idee, in der sein Leben aufgieng, keine andere, als die Freiheit der Kirche war, d. h. die Unabhängigkeit alles dessen, was als nothwendig erkannt wird, um die Religion zu offenbaren; also völlige Entbindung von allen Banden, die bisher die Kirche an den Staat — wie er meinte — zum größten Nachtheile der ersteren gefesselt hatten. Die Kirche sollte Eine Geschlossenheit, Ein Ganzes, ein nur in und durch sich, aber für alle Menschen bestehendes Institut Gottes sein, dessen Wirksamkeit — weil sie und ihr Zweck eine göttliche Anordnung sei — kein weltlicher Fürst hemmen und beschränken dürfe. Eine Gemeine Gottes, deren Vorrechte und Güter kein Sterblicher antasten und entheiligen, deren Gericht kein irdischer Regent sich anmaßen möge. Wie Ein Gott, Ein Glaube, so Eine Kirche, Ein Haupt. Von dieser Idee sind seine Briefe voll Beweise. Er hatte die tiefste Ueberzeugung, daß er bestimmt sei, diese Idee im Leben zu verwirklichen. Darum handelte er für sie aus aller Kraft.

Will man es Herrschsucht nennen, daß er diesen großen Gedanken gefaßt? oder will man die Idee selbst als wunderlich und überspannt in der Quelle des Ehrgeizes finden? Beides wäre ungerecht. Der Geist des Despotismus hatte sich in den asiatischen Reichen ausgelebt; das rührige Republikenleben in Griechenland und Rom war vorüber. Nun strebte Alles in seiner Richtung und Gestaltung zur Monarchie, Alles bildete und formte sich monarchisch. Wie um den Kaiser die Herzoge, so standen um die Herzoge und Fürsten die Grafen und der Adel, die Vasallen, um die Vasallen die Untervasallen, um diese die Getreuen; Alles vereinte sich in monarchische Genossenschaften (Corporationen). Mußte nicht dieser Geist der Einigung auch auf die Kirche einwirken? Warum spricht man über die Päbste Tadel aus, in denen sich ebenfalls dieser monarchisch-strebende Geist der Zeit offenbarte? Handelten sie nicht, wie der Geist der Zeit sie trieb, bestimmte, leitete? Und wenn ein Mann dann auftritt und klar ausspricht, was er klar gefaßt hat, und kraft dieser hellen Einsicht oder in der festen Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Erkenntniß kräftig und immer willensfest und gleich handelt, niederwirft, was seinem großen Gedanken widerstreitet, und aufbauet, was ihn befestigt und gründet, zertrümmert, was nach seinem Glauben nur Schaden gebracht, und anpflanzt, was gute Frucht zu schaffen scheint, so muß ein solcher Mann, er mag die Krone eines Kaisers, eines Königs, oder die Tiare eines Pabstes tragen, jedes Falls Achtung und Ehrfurcht erwecken.

Wer über Gregorius urtheilen will, sollte nie vergessen, daß dieser Pabst mit seinen Ansichten von Kirche und Staat, mit seiner ganzen Gedankenwelt im eilften Jahrhunderte steht. Er lebte in einem derben, kräftigen, eisernen Zeitalter. Man muß das Zeitalter, die Zeitumstände, die Lage und Beschaffenheit der Kirche, ihr Verhältniß zum Staate, ihre Gebrechen und Sünden, man muß vorzüglich den Klerus, sein Dichten und Trachten, seine Rohheit und Entartung, sein Vergessen aller Pflicht und Ordnung, seine Unwissenheit neben seinem Stolze, man muß ferner ein lebendiges Bild von dem damaligen Getreibe in deutschen Landen vor der Seele haben, Heinrich's, seines Gegners, Charakter genau und scharf fassen, wenn man Gregor in seinen Handlungen würdigen will.

[1]) *Paul Bernr. c.* 110. *Otto Frising. Chron. Lib. VI. c.* 36. *„Dilexi justitiam, et odi iniquitatem, propterea morior in exilio.“*

[2]) Schlosser, Weltgesch. Bd. II. Th. II. S. 780.

[3]) Henke, Gesch. der christl. Kirche, 2. Theil, S. 72 und 87. Vgl. auch ein ähnliches Urtheil in Spittler's Gesch. des Pabstth. S. 119. 121.

[4]) Des Grafen Muzzarelli Abhandl. über Gregor im Henkeschen Magazin für Kirchengesch. 25. Bd. S. 524—605 ff.

[5]) Schröckh, K. G. 2. Thl. S. 524.

[6]) J. v. Müller, Reisen der Päbste.

[7]) Stenzel, Gesch. Deutschlands unter den fränk. Kaisern Bd. I. S. 523.

[8]) Luden, Gesch. des deutschen Volkes Bd. VIII. S. 468.

[9]) Bower's Gesch. der röm. Päbste, 6. Th. S. 560.

[10]) Sismondi, Gesch. der ital. Freistaaten, I. Bd. S. 262.

[11]) Stenzel a. a. O. S. 523.

107. Die Perioden der Geschichte Indiens.

(*Christ. Lassen*, Indische Alterthumskunde I. 1. [1834] S. 353—359.)

Die Geschichte Indiens zerfällt in zwei große Perioden: die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, die zweite von da bis auf die Gegenwart. Der wesentlich unterscheidende Gegensatz beider Perioden ist dieser: in der ersten bleibt Indien selbständig und sich selbst bestimmend; die Beherrschungen durch Fremde sind vorübergehend und auf die Länder der Westgrenze beschränkt; sie sind äußerlich und greifen wenigstens auf keine noch erkennbare Weise auf das Gebiet der inneren Entwickelung hinüber; in der zweiten [1]) brechen fremde Eroberer aus dem Westen gegen Indien hervor, dehnen ihre Herrschaft stets weiter aus, befestigen diese stets mehr und unterwerfen sich zuletzt das ganze Land; sie führen nicht bloß Krieg, um Länderbesitz zu gewinnen, sondern in der laut verkündigten Absicht, den alten Glauben der Inder zu vertilgen und den Islam an seine Stelle zu setzen; es ist zugleich ein Kampf der Religionen, in dem die Wuth des Islams an der Festigkeit des indischen Glaubens sich bricht. Das durch beinahe achthalb Jahrhunderte nur selten unterbrochener Kriege und Verwüstungen erschöpfte Land fällt zuletzt einer europäischen Herrschaft anheim.

Jede dieser großen Perioden theilt sich wieder in zwei kleinere. Fangen wir mit der letzten an. Das Jahr 1744 bezeichnet für Indien den Anfang einer neuen Wendung in der Stellung der Ausländer zu seinen politischen Verhältnissen. Bis dahin waren die Europäer nie bleibend oder wirksam aus ihrer Stellung als Kaufleute herausgetreten. Der am 15. März und 21. Mai 1744 in Europa erklärte und nach Indien übertragene Krieg zwischen Frankreich und England zeigt uns zuerst die Männer beider Nationen gegen einander thätig, die bestimmt waren, die Europäer aus friedsamen Kaufherren in besitzsüchtige Krieger zu verwandeln. Sie ergriffen bald nachher die Gelegenheit, welche ihnen die endlosen Streitigkeiten und die Schwäche der muslimischen Fürsten reichlich darboten, um sich bei den inneren Angelegenheiten Indiens zu betheiligen und ihre eigene Fehde im Namen und auf Kosten der indischen Herrscher fortzufechten. Die Engländer, welche als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen, werden 1765 auch vom Großmogul anerkannte Beherrscher Bihârs, Bengalens und Orissa's. In den seitdem verflossenen achtzig Jahren ist ihre Macht auf ganz Indien ausgedehnt worden, ja hat sogar die natürlichen Grenzen des vorderen Indiens überschritten. Wie die vorhergehende ist auch sie eine fremde Herrschaft, und

in dieser Beziehung liegt ihre Aehnlichkeit mit jener. Aber wie verschieden sind sie sonst nicht von einander! Und dieses nicht nur, wenn man den gewöhnlichen Zustand der muhammedanischen Herrschaft, welcher die mahrattische an unheilschwangerer Wirksamkeit in den meisten Beziehungen um nichts nachstand, mit dem jetzigen vergleicht, in dem langdauernder Friede im Innern, Ruhe und Sicherheit des Eigenthums, Duldung des altväterlichen Glaubens, eine geregelte Verwaltung und Befolgung des überlieferten Gesetzes an die Stelle der stets wechselnden Herrschaft, des unaufhörlichen Krieges, der rücksichtslosen Erpressung, der fanatischen Glaubensverfolgung, der despotischen Willkür und der Verachtung des einheimischen Gesetzes getreten sind. Selbst wenn wir die kurze Blüthezeit der großmogulischen Herrschaft unter Akbar und seinen nächsten Nachfolgern betrachten, tritt uns ein großer Unterschied der Zustände entgegen und muß es, weil die Grundlage, auf welcher beide ruhen, wesentlich verschieden ist. Dort eine muhammedanische und asiatische Herrschaft, welche den unausrottbaren Keim baldiger Entartung in sich trägt, hier eine christliche und europäische und zwar eines Volkes, welches eine große Fähigkeit kraftvoller Verjüngung und fortschreitender Entwickelung in seiner Geschichte bewährt hat; dort ein unbeschränkter Herrscher, hier ein Statthalter, der höheren Behörden und dem Gesetze seines Landes verantwortlich ist; dort beschränkt sich die politische Berührung Indiens mit dem Auslande auf die nächste Nachbarschaft und besteht meist nur in stets wiederholten, verwüstenden Raubzügen der westlichen Grenzvölker; hier verschlingen sich Indiens Schicksale stets enger mit den Interessen der Politik, des Handels und der Industrie, welche die ferne europäische Welt beherrschen: eine Thatsache, die wir nicht bezweifeln können, wenn wir sehen, daß die englische Industrie die alten indischen Manufacturen vernichtet, das Land in Verarmung gestürzt und für die Beherrscher die Nothwendigkeit herbeigeführt hat, Indien in ein großes ackerbauendes, durch seinen Reichthum an Naturerzeugnissen einträgliches Land zu verwandeln. Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die englische Herrschaft einen langen Bestand haben wird, noch große Aenderungen in den Zuständen Indiens im Schoße der Zukunft eingeschlossen sind, und es dürfte dem alten Brahmanenthum ein schwierigerer Kampf als mit der brutalen Bekehrungssucht des Islams bevorstehen, wenn die christlichen Beherrscher fortfahren, es nicht mit äußerer Gewalt und Verboten anzugreifen, sondern durch die leisen Einwirkungen des Unterrichts und der Aufklärung seine Wurzeln auszugraben und seine Grundfesten aufzulockern.

Kehren wir zurück zu der ersten großen Periode indischer Geschichte, der einheimischen, so können wir trotz der großen Dunkelheit, die sie umhüllt, doch mit Bestimmtheit in ihr eine große Scheidewand einer älteren und früheren Zeit erkennen, die sich scharf unterscheiden. Diese Scheidewand bildet der Buddhismus, dessen historische Erscheinung wir mit Sicherheit über die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zurückführen können [2]). Es gab gewiß schon früher Spaltungen der Lehre unter den Brahmanen, doch wissen wir von keiner vor der Buddha's, die aus dem Gebiete geistiger Anschauungen in das praktische Leben hinausgetreten sei, mit der bewußten Absicht, die brahmanische Verfassung in einer der wichtigsten Beziehungen ihrer äußeren Stellung umzugestalten; von keiner, welche einen nachhaltigeren und allgemeiner verbreiteten Zwiespalt in der ganzen Entwickelung indischen Wesens hervorgerufen habe. Hiezu kommt, daß erst mit der Erscheinung des Buddhismus die Nachrichten über indische Geschichte einen sichereren Boden und eine festere chronologische Grundlage gewinnen. Die buddhistische Litteratur bildet weiter die Scheidewand zwischen den alten Denkmälern des brahmanischen Geistes und den neueren, zwischen welchen sie mit ihren ältesten Werken in der Mitte liegt, und sie bezeichnet uns dadurch den Anfang der neueren Zeit des brahmanischen Indiens [3]). Die geistige Bewegung, welche den Buddhismus und ihre Denkmale hervorrief, fängt also in mehr als einer Beziehung eine neue Zeit in Indien an und scheidet zwei wesentlich verschiedene Perioden.

Es ist um so angemessener, die Anfänge des Buddhismus zur Grenzscheide der ältesten indischen Geschichte und der Folgezeit zu machen, als ihnen gleichzeitig auch die größte Umwälzung in der Stellung der übrigen asiatischen Länder, von der die alte Geschichte noch weiß, eintritt: die Stiftung des Reichs der Achämeniden durch Kyros vereinigt zuerst die alten Culturländer des vordern Morgenlandes zu einem großen Verbande und bezeichnet eine neue Epoche in ihren Schicksalen, wie in unserer Kenntniß ihrer Geschichte. Durch die von Darius veranstaltete Beschiffung des Indus durch Skylax von Karyanda und die Ausdehnung der persischen Macht auf die indischen Grenzländer tritt Indien zuerst in eine sicher

beglaubigte politische Berührung mit der übrigen Welt und eine Folge dieser Verbindung sind die ersten erhaltenen Nachrichten über Indien, welche dem Hekataios und Herodotos von den Persern zukamen und mit einem dämmernden Lichte Indien bestreifen.

Man könnte versucht werden, die vorbuddhistische Periode der indischen Geschichte noch weiter zu zerlegen; denn allerdings stellen uns die Vêda einen wesentlich verschiedenen Zustand von dem dar, welcher den alten epischen Gedichten zu Grunde liegt; jene zeigen uns ein einfacheres Leben und namentlich eine ursprünglichere Form der Lehre und des Cultus; doch würde es hier nicht möglich sein, eine chronologische Bestimmung zu geben und um eine durchgängige Trennung beider Zeiten, der vêdischen uud der epischen, bewerkstelligen zu können, wäre es nöthig, die Litteratur der Vêda vollständiger zu kennen, als jetzt noch der Fall ist. Es wird daher rathsamer sein, nur insoweit beide Perioden zu trennen, als jetzt schon die Kenntniß erlaubt und eine schärfere Grenzbestimmung der Zukunft zu überlassen. Es gilt dieses für die äußere Geschichte, die wir hier zunächst zu behandeln haben; für die Religionsgeschichte ist die Trennung der vêdischen und epischen Zeit schon möglich und nöthig.

Wir erhalten nach dieser Auseinandersetzung zwei große Perioden indischer Geschichte, eine des freien, selbständigen Indiens, eine der Fremdherrschaft; jede theilt sich in eine doppelte: die erste in die des einigen brahminischen Indiens von der ältesten Zeit bis auf das Hervortreten des Buddhismus, und in die des zwischen Brahmanenthum und Buddhismus gespaltenen Indiens; diese in die der Herrschaft der Muhammedaner und in die der Britten[4]).

Es scheint uns nöthig, den Untersuchungen über die Geschichte Indiens eine Ethnographie der indischen Völker vorauszuschicken; warum, soll gleich angegeben werden, nachdem wir bestimmt haben, was wir unter indischen Völkern verstehen. Indien, durch seine geographische Lage das Endziel vieler Völkerbewegungen des innern und des im Westen angrenzenden Asiens, zugleich ein von handelsthätigen Nationen viel besuchtes Land, hat in sich viele Ansiedelungen fremder Völker und Einwanderungen ganzer fremder Stämme aufgenommen; Handelsunternehmungen haben verschiedene europäische Völker nach Indien geführt, früher die Araber; wenn von diesen auch noch Nachkommen in Indien sind, so ist ihre Zahl nur sehr gering und sie stehen außerhalb des indischen Staates; es genügt, ihrer im Verlaufe der Geschichte an den gehörigen Stellen zu erwähnen. Dasselbe gilt von den älteren Ansiedelungen der Juden in Malabar, deren Veranlassung aber noch unklar ist. Die Einwanderung der Parsen fällt in eine spätere bekannte Zeit, auch sie sind nicht in engere Verbindung mit dem indischen Staate getreten. Mit den Heeren der muhammedanischen Eroberer zogen Kriegerschaaren von verschiedener Herkunft in Indien ein uud gewannen dort bleibenden Besitz, Türken, Perser, seltener andere, vorzüglich aber Afghanen; nur diese letzteren haben sich noch als Besitzer eines besonderen Gebiets erhalten, die Rohilla in Rohilkhand, und dieses seit nicht langer Zeit; von den anderen stammen einzelne Familien ab, die sich noch erhalten haben und über die indischen Länder zerstreut sind; als besonderes Volk haben sie sich nirgends erhalten und gehören der späteren Geschichte. Ebenso sind nur noch einzelne Familien in Sind von den Arabern übrig, welche zuerst von allen Muhammedanern indisches Land gewannen. Sogar Abyssinier, die als Sclaven an die Höfe der muhammedanischen Fürsten und Großen, besonders nach dem Dekhan, kamen, haben besondere Herrschaften gebildet, die aber längst wieder aufgehört haben; sie haben sich durch Heirathen mit einheimischen Frauen sehr verändert, ihre Zahl ist klein und als besonderes Volk sind auch sie nicht zu betrachten. Nur in Sind besteht noch (oder bestand noch im Anfange dieses Jahres) ein Reich der Baluk'en; diese sind aber in ganz neuen Zeiten als Eroberer hier eingedrungen und stehen ganz außerhalb einer Beziehung zu den älteren indischen Völkerverhältnissen.

Wir brauchen bei unserer ethnographischen Uebersicht demnach auf alle diese fremden Einwanderer keine Rücksicht zu nehmen, mit Ausnahme der Afghanen, welche in Kabulistan ursprünglich indisches Land eingenommen haben und denen man ein höheres Alter in diesen Bezirken zugeschrieben hat, als wir ihnen glauben zugestehen zu können.

Als indische Völker bleiben uns diejenigen übrig, die entweder als Urbewohner indischer Gebiete zu betrachten oder wenigstens nicht erst in der uns bekannten historischen Zeit in Indien eingewandert sind. Diese genauer zu kennen und nach ihrer Verschiedenheit zu ordnen, halten wir bei der Geschichte Indiens für unentbehrlich, weil wir glauben zeigen zu können, daß ein wesentlicher Theil der indischen Verfassung auf der Verbindung von Völkern verschiedener Abstam-

mung zu einem Staatsverbande beruhe, daß die Abweichungen von den allgemeinen Vorschriften des indischen Gesetzes, die in einzelnen Theilen Indiens vorkommen, meist aus den verschiedenen Gebräuchen der älteren Bewohner dieser Theile zu erklären seien, daß endlich die geographische Vertheilung der verschiedenen Stämme in Indien selbst eine für seine Geschichte wichtige Thatsache sei.

[1]) Mahmud von Ghazna's erster Zug gegen die Inder fällt nach Ferishta in das Jahr 1001; Mirchond erwähnt zuerst eines späteren. Auch Mahmud's Vater Nâsir eddîn Subukhtegin hatte schon einen Krieg gegen den indischen König G'ajapâla geführt. Aber erst Mahmud machte regelmäßige und beinahe ununterbrochene Züge gegen die Inder.

[2]) Nach den cingalesischen buddhistischen Büchern fällt Buddha's Tod in den Anfang des Jahres 543 vor Chr. G. Der Anfang der religiösen Aera ist 543. Buddha erlangt die Würde eines Buddha 588 vor Chr. G. in seinem 35. Jahre, seine Geburt wird 623 vor Chr. G. gesetzt.

[3]) Burnouf hat mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke diese Stellung der buddhistischen Litteratur zuerst erkannt und hervorgehoben. S. sein Bhâgavata Purân'a etc. Paris 1840. I. Préface pag. CXVIII. ff.

[4]) Die Inder haben keine selbstgeschriebene wirkliche Geschichte, also auch keine Eintheilung. Wenn ein Brahmane eine Eintheilung zu machen hätte, könnte er nicht unpassend die vier Weltalter auf die wirkliche Geschichte anwenden; die Periode des einfachen Vêdacultus könnte ihm das Satjajuga, das Weltalter der Wahrheit sein; die epische Zeit könnte Trêtâ heißen, wenn er es nicht auf die drei Feuer, sondern auf die drei großen Götter bezöge; für die Zeit nach der Entstehung des Buddhismus ist Dvâpara oder Zweifel passend genug; für die ganze Fremdherrschaft würde ihm Kali oder Streit wahrscheinlich nicht mißfallen.

108. Der mosaische Dekalog.

(*H. Ewald*, Geschichte des Volkes Israel II. [1845] S. 148—154.)

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß Alles zuvor als neu beschriebene wirklich von Mose und aus seiner Zeit abstamme, nicht nur daß diese Gedanken und Schöpfungen sich nirgends als vormosaisch nachweisen lassen, sie bilden auch den wahren Grund, auf dem sich alle nachmosaische Geschichte Israels bewegt, und sind die wenigen starken Antriebe, welche von dieser Frist an unausgesetzt in immer weiteren Kreisen und mit immer gewichtigeren Folgen fortwirken; dazu machen sie in sich selbst ein so festgeschlossenes wohlzusammenhangendes Ganzes aus, daß wir nicht umhin können, zu gestehen, wie sie in ursprünglicher Einheit aus einem großen schöpferischen Geiste hervorgesprungen sein müssen, wie Pallas sogleich in voller Rüstung aus Zeus' Haupte hervorgeht. Aber wir können sogar noch in einer bloß zum gemeinen Gebrauche für das ganze Volk bestimmten Urkunde jener Zeit wesentlich denselben Grund der hier weiter entwickelten neuen Gedanken und Einrichtungen erkennen.

Denn das leidet zunächst keinen Zweifel, daß die zehn Gebote nur zum gemeinen Gebrauche für das Volk bestimmt sind, als erster Versuch, die neuen Wahrheiten und nothwendigen Grundlagen der Gemeine zur unmittelbaren Anwendung des Lebens in Gesetzesworte zu bringen. Sie haben in ihrer Fassung die echte Einkleidung von Reichsgesetzen, indem jedes mit »du sollst —« anhebt; und entfernt man die in den jetzigen beiden uns überlieferten Abschriften Ex. 20. Deut. 5 sich vorfindenden Zusätze und Erläuterungen [1]), so zeigen sie vollkommen jene scharfe deutliche Kürze, welche jedes Gesetz zum Besten der Richter wie der zu Richtenden haben sollte. Zwar setzen sie keine näheren Strafbestimmungen; allein fast dasselbe trifft noch bei anderen alten Gesetzen ein [2]), weil sichtbar Vieles in der Ausführung noch weniger bestimmt war; und dazu kommt, daß diese zehn Gebote als der Versuch möglichst alle die wichtigsten neuen Wahrheiten in kürzester Fassung auf Vorschriften zurückzuführen, sich, wie vom Himmel herabkommend, an die ewigen Wahrheiten selbst ganz rein halten, zufrieden diese einzuschärfen und unbekümmert um die weitere Ausführung im Einzelnen, mehr wie rein religiöse als wie bürgerliche Gesetze, die sich zugleich um zeitliche und mit der Zeit veränderliche Strafbestimmungen drehen. Sie lassen sich daher am nächsten mit den zehn höchsten Ge-

setzen der Buddhisten[3]) vergleichen, die in eben solcher kurzen Fassung alles Nothwendigste zu begreifen suchen. Aber so gewiß als diese buddhistischen Gebote nur künstlicher Abzug aus einer viel größeren Menge von Wahrheiten und Ansichten sind, hat Mose viel mehr gewußt und gelehrt, als das an sich so dürre Gerippe dieser zehn Gebote, welche ihrer ganzen Art und Bedeutung nach vielmehr auf eine einst in aller lebendigen Fülle und Ausdehnung gelehrte Religion zurückweisen.

Allein bei allem Streben nach kürzester Fassung des Ausdrucks und bei aller Beschränkung des Ganzen auf die geringe Zahl von fünf und fünf Gesetzen, wo man noch die allereinfachste Art nach den Fingern beider Hände zu zählen sieht, sind dennoch gerade die vielsagendsten und unentbehrlichsten Sätze ebenso kundig ausgewählt als geschickt zu einem leicht fortlaufenden, aber wohlvertheilten Ganzen zusammengeordnet, als müßte man schon deshalb annehmen, daß derselbe überlegene Geist, in welchem die oben beschriebenen tiefern Wahrheiten klar zusammenlagen, auch diese glückliche Zusammenstellung kurzer Sätze für Jedermanns Gebrauch angeordnet habe. Nach den Fingern der rechten Hand ist zuerst eine Reihe von fünf Geboten aneinandergefügt, welche die Verhältnisse der Pflicht des Untern und Abhängigen gegen das Obere und Ursprüngliche, oder das was die Lateiner Pietät nennen würden, nach den einzelnen dahin fallenden nothwendigsten Forderungen zu erschöpfen suchen, ausgehend vom Höchsten in diesem Kreise oder vom Verhältniß zwischen Jahve und den Menschen, schließend mit dem auf Erden entsprechenden Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern. Wenn diesem letzten Verhältnisse mit einem (dem fünften) Gebote völlig genügt werden kann, so bleiben zur Erschöpfung der vielerlei verwickelten Verhältnisse zwischen Gott und Mensch vier Gebote an der Spitze, bei denen wir Auswahl und Anordnung vorzüglich zu bewundern haben. Nach den Anfangsworten »ich bin Jahve dein Gott und dein Erlöser«, welche nichts als die Ankündigung des laut werdenden Gottes enthalten[4]), verbietet das erste die Vielgötterei, das zweite in den Worten »du sollst dir kein Bild (d. i. keinen Abgott) machen«[5]) im Grunde nur den sinnlichen Dienst, die Anbetung und Verehrung des in die Sinne fallenden und verführerischen Aeußern oder Weltlichen. Nachdem diese zwei Gebote so das Verkehrte abgewandt haben, stellen die zwei folgenden das Richtige auf, und zwar so, daß das dritte dem ersten, das vierte dem zweiten entspricht. Wenn alle übrigen Götter weichen sollen, so bleibt bloß der eine wahre geistige, der alleinherrschende und dessen alle Macht und Ehre; und da er nun in dieser Gemeine zugleich als der wahre ewige König und einzige Herrscher gilt, so geht das *crimen laesae majestatis* zunächst auf ihn, den Erlöser und Stifter, den Herrn nnd Schützer der Gemeine; daher das dritte Gebot diese Fassung erhält: »du sollst Jahve's, deines Gottes, Namen nicht sündlich aussprechen,« d. i. nicht verwünschen, noch sonst übel von ihm reden, sondern ihn heilig halten[6]). Und wenn Sinn und Herz des Menschen sich nie zu einem Abgotte, auch nicht einmal zu Jahve unter sinnlicher Verehrung herabwenden soll, wie das zweite Gebot will, so soll er statt dessen vielmehr in der reingeistigen Sabbatfeier sich immer wieder zu dem reinen Geiste Jahve's hinaufwenden; also das vierte Gebot »du sollst des Sabbattages gedenken, ihn zu heiligen«[7]). Folglich entspricht das dritte dem ersten, das vierte dem zweiten; für das was die zwei ersten aufheben, setzen die zwei letzten etwas wirklich zu thuendes. Schließlich das Gebot über die Eltern[8]). — Die andere Reihe von fünf Geboten betrifft dann weiter herabsteigend die Verhältnisse der wechselseitigen Pflicht von Mensch gegen Mensch; und unter so vielen Geboten, die hier gegeben werden könnten, werden mit gleicher geschickter Uebersicht vier der allgemeinsten zum Schutze des Lebens, der Keuschheit, des Eigenthums und der bürgerlichen Zuverläßigkeit, also im leichten Fortschritte von dem, was für den einzelnen Menschen das nächste Gut ist, bis auf die entfernteren herab, hervorgehoben. Doch da der Alles dies weise ordnende Sinn wohl weiß, daß im bürgerlichen Leben die böse That schwer vermeidlich ist, wenn die Gesinnung und Lust einmal eine verkehrte Richtung genommen hat, so schließt er diese Hälfte mit dem Gebote »du sollst das Haus deines Nächsten nicht begehren«[9]), und leitet mit diesem letzten rein die Gesinnung treffenden Gebote den Schluß des ganzen großen Religionsgebotes sehr passend zu seinem Anfange zurück. Nichts ist also an Inhalt und Anordnung vortrefflicher und einziger als diese zehn Gebote der zwei Steinplatten[10]).

Wir können aber das hohe Alter des Zehngebotes und den außerordentlichen Einfluß auch auf die Litteratur, den es als allgemein anerkanntes Grundwerk Mose's selbst geübt haben muß, noch aus anderen Erscheinungen beweisen, welche uns zwar zum Theil etwas weiter über Mose's Zeiten herabführen, die aber doch hier am passendsten erörtert werden. Es lassen sich nämlich im jetzigen

Pentateuche noch mehrere solcher Gesetzeswerke in der Gestalt von Zehngeboten auffinden, welche hier zuvor etwas näher zu bestimmen sind....

[1]) Zu welcher Sonderung man ganz berechtigt ist, einmal weil gerade in ihnen die zwei jetzigen Abschriften bedeutend von einander abweichen, während die reinen und kurzen zehn Gebote in beiden viel stärker übereinstimmen (denn bloß bei dem zehnten Gebote sind die Worte im Deut. willkürlich durch Einmischung der Erläuterung versetzt); — sodann weil Urkunden und dazu steinerne sich stets nur an die nothwendigsten Worte halten; womit der weitere Grund zusammenhängt, daß dann die erste Platte mit ihren fünf Geboten unmäßig viel mehr Worte enthalten haben müßte, als die andere, während man schon an sich eine gewisse Gleichheit beider Platten auch im Aeußern erwartet.

[2]) Ich meine hier die bald unten zu beschreibenden in Lev. 18. 19.

[3]) S. *The catechism of the Shamans*, *translated from the chinese original by C. F. Neumann. London* 1831. Auch bei den Buddhisten waren es anfangs nur fünf Gebote, s. *A. Rémusat's Foe koue ki p.* 104.

[4]) Wir sehen dies deutlich aus der nur etwas weiter abgekürzten Fassung: „ich bin Jahve euer Gott!" in den Reihen alter Gesetze, Lev. 18 f.; es versteht sich, daß sie auch als Schlußwort dienen können.

[5]) Die folgenden Worte „jede Gestalt, die im Himmel oberhalb oder auf Erden, unterhalb oder im Wasser unter der Erde — denen sollst du nicht huldigen, noch dienen" sind nur eine weitere Erklärung dazu; das Deut. läßt richtig ו vor כל aus; auch ist es falsch, daß תמונה irgendwo so viel als „Götzenbild" פסל sei. Als letzter Grund dafür wird dann noch auf das wahre Wesen Jahve's nach seiner sittlichen Doppelseite hingewiesen: „denn ich Jahve bin ein Gott, der —", während ein Abgott weder strafen, noch viel weniger belohnen kann.

[6]) Daß dies der Sinn sei, erhellt auch aus Stellen, wie Lev. 24, 10—16, Ex. 22, 27; sowie auch der Zusatz „denn nicht wird Jahve den seinen Namen sündlich aussprechenden für unschuldig halten" auf eins der größten und strafwürdigsten Verbrechen hinweist.

[7]) Die nächsten Worte hierauf sind, wie bei dem zweiten und zehnten Gebote, nichts als Erläuterung, die vom Deut. noch etwas länger ausgedehnt wird. Der Grund aber, für das Gebot, den das Deut. hinzufügt, ist alterthümlicher, als der im Ex. von der Schöpfung entlehnte; wir müssen hier anerkennen, daß der Verf. des B. der Ursprünge in die Abschrift der zehn Gebote hier die ihm eigenthümliche und bei ihm auch sonst so wichtige Schöpfungsgeschichte übertrug, während der Verf. des Deut. eine davon unabhängige Abschrift vor Augen hatte.

[8]) Der Grund, hier passend bloß auf göttlichen Segen hinweisend, „damit deine Tage auf dem Lande, das dir Jahve dein Gott geben wird, dauerhaft seien," ist gewiß, wie alle die übrigen Erläuterungen und Begründungen (mit Ausnahme der eben erwähnten Anspielung auf die Schöpfung im B. der Ursprünge) uralt, aus mündlicher Ueberlieferung von Mose erhalten; und legt dann ein denkwürdiges Zeugniß ab, wie Mose wirklich Palästina als Ziel der Fahrt betrachtete. Wirklich zeigt der Inhalt des Segens eine so auffallende alterthümliche Einfachheit, daß schon das Deut. den Ausdruck „lange leben" durch den Zusatz „wohl sein" verdeutlicht; wir müssen aber, um den uralten Ausdruck richtig zu verstehen, uns in die Zeiten versetzen, wo die Völker noch die einfachsten Bedürfnisse des Lebens, z. B. Brod und fruchtbares Land, als die höchsten Gaben der Götter betrachteten, wie die uralten Lieder des *Rig-vêda* dies am deutlichsten zeigen.

[9]) Die Worte „du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht und Magd, Stier und Esel und all sein Eigenthum" geben deutlich eine bloße Erläuterung. Wenn das Deut. dagegen Erläuterung und kurzes Gebot zusammenmischend aus beiden mit sehr freier Umänderung ein neues langes Gebot macht, wo das Haus dann eine ganz andere Bedeutung erhält, so gehört das rein zu dem auch sonst bekannten freieren Verfahren dieses Werkes.

[10]) Der in den letzten Jahren in Deutschland so lebhaft wieder angefachte alte Streit über die richtige Eintheilung des Dekalogs, aus welchem zu Hamburg 1838 die vortreffliche Schrift von Joh. Geffken, als die beste, hervorgegangen ist, wird erst durch die Aufmerksamkeit auf die ganze Anlage der Ordnung der Gebote und die Stellung jedes Einzelnen darin so geschlichtet, daß keine Widerrede übrig bleibt.

109. Die Kleidung der Griechen.

(*K. O. Müller,* Archäologie der Kunst [1835] S. 466—474.)

1. Die Kleidung der Männer.

Das griechische Volk charakterisirt sich, im Gegensatz mit allen alten und neuen Barbaren, als das eigentliche Kunstvolk auch durch die große Einfachheit und edle Simplicität der Gewänder. Alles zerfällt in ἐνδύματα, überzogene, und ἐπιβλήματα, umgelegte Gewänder. Der männliche Chiton ist ein wollenes, ursprünglich ärmelloses Hemde; nur der ionische, der vor der Zeit des peloponnesischen Krieges auch in Athen getragen wurde, war von Leinwand, faltenreich und lang; er bildete den Uebergang zu den lydischen Gewändern, welche zu dem dionysischen Festgepränge gehörten. Verschiedene Stände haben den Chiton von verschiedenem Zuschnitt; seinen Charakter erhält er aber am meisten durch die Art der Gürtung. Das Himation ist ein viereckiges großes Tuch, welches regelmäßig von dem linken Arme aus, der es festhält, über den Rücken, und alsdann über den rechten Arm hinweg, oder auch unter demselben durch, nach dem linken Arme hin herumgezogen wird. Noch mehr, als an der Gürtung des Chiton, erkannte man an der Art des Umlegens des Himations die gute Erziehung des Freigebornen und die mannigfachen Charaktere des Lebens. Wesentlich verschieden von beiden Kleidungssücken ist die Chlamys, auch die thessalischen Fittige genannt, die Nationaltracht des illyrischen und benachbarten Nordens, welche in Griechenland besonders von Reitern und Epheben angenommen wurde: ein Mantelkragen, der mit einer Schnalle oder Spange (περόνη, πόρπη) über der rechten Schulter befestigt wurde, und mit zwei verlängerten Zipfeln längs der Schenkel herabfiel, häufig mit Purpur und Gold auf eine reiche und glänzende Weise ausgestattet.

Hüte gehörten im Alterthum nicht zu der gewöhnlichen Tracht des Lebens in den Städten; sie bezeichnen ländliche, ritterliche, mitunter kriegerische Beschäftigungen; wie die κυνέη, die in Böotien eine tannzapfenförmige, in Thessalien eine mehr schirmförmige Gestalt hatte; der arkadische Hut mit sehr großer flacher Krämpe, der besonders von Reitern und Epheben zur Chlamys getragene Petasos von der Form einer umgekehrten Doldenblume; die Kausia, welche eine sehr breite Krämpe und einen sehr niedrigen Kopf hatte, und zur makedonischen, aetolischen, illyrischen, auch wohl thessalischen Tracht gehörte. Noch bemerken wir die halbeiförmige, in Samothrake bedeutungsvoll gedeutete Schiffermütze; auch kommt die phrygische Mütze in einfacherer, sowie in mehr zusammengesetzter Form nicht selten in der griechischen Kunst vor. Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen (die indeß in den griechischen Kunstwerken meist als sehr einfache Riemen-Sohlen κρηπῖδες, erscheinen, wenn sie überhaupt bezeichnet werden) bestimmten in Griechenland ganz vorzüglich die verschiedene Nationaltracht (σχῆμα), deren Nüancen zu verfolgen auch für die genauere Bestimmung der Heroenfiguren von Wichtigkeit sein muß.

Anmerkungen.

1. Hauptquellen über das Costüm: Pollux IV. VII.; Varro *de L. L. V.* Nonius *de vestimentis.* Neuere Behandlungen: Octav. Ferrarius und Rubenius *de re vestiaria* (*Thes. Ant. Rom. VI.*) und Riccius *de veterum vestibus reliquoque corporis ornatu* (ohne viel Rücksicht auf die Kunst). Montfaucon *Ant. expl. III,* 1. (Sammlung ohne richtige Principe), Winckelm. W. V, 1 ff. Hauptverdienste hat Böttiger (Vasengemälde; Raub der Kassandra; Furienmaske: Archäologie der Malerei S. 210 ff.; Sabina). Mongez *sur les vêtemens des anciens, Mém. de l'institut Roy.* IV f. Clarac *Musée de sculpt. II. p.* 49. Die Werke über das Costüm von Dandré Bardon *Costume des anc. peuples. P.* 1772. 3 Bde. 4., Lens *Le costume de plus. peuples de l'antiqu. Liège* 1776. 4. (Deutsch von Martini. 1784), Rocheggiani *Racolta di costumi. R.* 1804 f. 2 Bde. Querfolio, Malliot *Rech. sur les costumes des anc. peuples publ. par* Martin. *P.* 1804. 3 Bde. 4., Willemin. Rob. v. Spalart, Dom. Pronti, sind sämmtlich unzuverläßig und wenig für wissenschaftliche Zwecke gearbeitet.

2. Das Geschichtliche über den ionischen Chiton des Verf. *Minerva Pol. p.* 41. Der lydische Chiton ποδήρης ist die βασσάρα nach Pollux, vgl. §. 383. Die pythische Stola hat mit der dionysischen Tracht viel Aehnliches; ohne Zweifel wirkten asiatische Musiker, wie Olympos, auf die Ausbildung dieser Tracht ein. Dazu gehören u. a. die χειρίδες, Aermel, mit dem Randstreifen ὄχθοιβος (Etym. M. ἐγκόμβωμα. C. I. 150). Auch der Chiton (*kethoneth*) der Hebräer, Phönicier und Punier war lang und mit Aermeln versehen, Herodian V, 5. Plaut. Pönul. V, 2, 15. 5, 20, vgl. Tertull. *de pall.* 1.

3. Der Chiton der Priester war ὀρθοστάδιος, ungegürtet. Die Exomis, bei Handwerkern, wo sie

zugleich das Himation vertritt (Etym. M. Hesych), läßt die rechte Schulter nebst Arm frei. Dasselbe thut der Sclavenchiton, *ἑτερομάσχαλος*. Das Gegentheil ist der *ἀμφιμάσχαλος*, welcher den Körper warm hält (Aristoph. Ritter 882). Bei Gellius VII, 12 steht die Exomis dem *χιτὼν χειριδωτὸς* entgegen. Der kurze militärische Chiton, bis zur Mitte der Schenkel reichend, von Linnen, ist die *κυπασσίς* (Pollux), man sieht ihn oft auf Vasengemälden, aber auch z. B. an den aeginetischen Statuen. *Ξυστίς* ist ein bunter, streifiger, reich verzierter langer Chiton, s. Schneider *ad Plat. RP.* 1. *p.* 335. Schöne *De pers. in Eurip. Bacchabus p.* 41. Die *διφθέρα* aus gegerbtem Fell, die *σισύρα* aus Ziegenpelz, die ähnlich beschaffene *βαίτη*, die *κατωνάκη* mit dem Vorstoß oder Ansatz aus Fellen, sind Bauern- und Hirtenkleider. — Die *cinctura* der *tunica*, ohne *latus clavus*, bestimmt Quintil. XI, 3 so, daß sie vorn etwas über die Kniee, hinten *ad medios poplites* reiche; *nam infra mulierum est, supra centurionum.* Gerade eben so dachten die Griechen.

4. Das *ἱμάτιον*, *ἱμάτιον Ἑλληνικὸν* (Lukian *de merc. cond.* 25), *pallium Graecanicum* (Sueton Dom. 4), heißt im Gegensatz der Toga *τετράγωνον*, *quadratum.* S. bes. Ath. V. p. 213 b., vgl. die Herausg. Winck. V. S. 342. Entgegen stehen einander die kurzen rauhen *τρίβωνες*, *τριβώνια*, *βραχεῖαι ἀναβολαὶ* der Spartiaten (Amalth. III, S. 37), der ärmeren Athener, Lakonizonten, Philosophen (Jacobs zu Philostr. *Imagg.* I. 16. p. 304); und die Chläna, welche eine Art des Himation, auch viereckig (s. Dorier II. S. 266 und Schol. Il. II, 183), aber besonders weich, wollig und wärmend war. Noch delicater ist die *χλανίς*. Eine Art der Chläna war nach Aristoph. die persische *καυνάκη*. Das punische Pallium war auch viereckig, aber wurde um die Schultern durch eine Fibula festgehalten (Tertull. *de pall.* 1); dasselbe sieht man auf babylonischen Cylindern.

5. Die Hellenen *ἀμπισχνοῦνται ἐπὶ δεξιά*, d. h. auf die im Text beschriebene Weise, die Thraker *ἐπ' ἀριστερὰ*, Arist. Vögel 1568 mit den Schol. Das Letztere wird auch von den Parasiten gesagt, s. Beck zur Stelle: *Ἀναβάλλεσθαι ἐπιδέξια ἐλευθερίως* Platon Theätet p. 165 e. Athen. I. p. 21. Das Gewand muß dabei wenigstens von der Brust bis zum Knie reichen; dies gehört zur *εὐσχημοσύνη* der *ἀναβολή*, worüber besonders Böttiger Arch. der Malerei S. 211. Vasengemälde I, 2. S. 52 ff. Nur bei eiliger Bewegung nimmt man es höher auf (*pallium in collum conjicere*, Plaut. *Capt.* IV, 1, 12). Von der dorischen, auch altrömischen Sitte des *cohibere brachia* bei den jungen Männern (die Mantelfiguren der Vasengemälde) s. auch Dorier II. S. 268, vgl. Suidas s. v. *ἔφηβος*.

6. Ueber die Herkunft der Chlamys, *ἄλληξ*, *allicula*, Dorier II. S. 266. Boissonade zu Philostr. Her. p. 381. Eine Zubehör derselben ist die *περόνη*, *fibula*, mit einer oder zwei Spitzen oder Nadeln (*δίβολος*, *Anth. Pal.* VI, 282). Eigentlich ist *περόνη* die Nadel selbst, *πόρπη* der Ring, mit dem jene zusammen die Schnalle bildet. Wird die *περόνη* gelöst, so legt sich die Chlamys natürlich ganz um den linken Arm, wie so oft bei Hermes. Auch kann sie diesem als eine Art Schild dienen, wie Poseidon auf alten Münzen *chlamyde clupeat brachium* (Pacuvius, vgl. Cäsar *B. G.* I, 75). Auf diese Art trugen Jäger auf der Bühne die *ἐφαπτίς*, nach Pollux IV, 18, 116, vgl. V, 3, 18; auch findet man dies Jägercostüm auf Vasengemälden.

7. Vgl. über die alten Hüte Winck. V. S. 40. Die *κυνῆ Βοιωτία* beschreibt Theophr. *H. Pl.* III, 9; auf Vasen hat sie Kadmos (Millingen *Un. Mon.* I, 27, vgl. die Heroenversammlung *pl.* 18). Ueber die Thessalische besonders Sophokl. Oed. Kol. 305. Reisig *Enarr. p.* 68; sie stand der Kausia nahe. Die *Ἀρκὰς κυνῆ*, der *πῖλος Ἀρκαδικὸς* war in Athen gewöhnlich, Philostrat V. *Soph.* II, 5, 3; von der Form Schol. Arist. Vögel 1203. Von der Form des Petasos Schneider Lex. Von der Kausia des Verf. Schrift: Ueber die Makedonier S. 48, nebst Plut. Pyrrh. 11. Polyän V, 44. Suidas s. v. *καυσίη*, Jacobs zu Antipater's Epigr. *Anthol. T.* VIII. p. 294. Auch der Skythe Skiluros hat auf Münzen von Olbia die Kausia. Sie hat oft eine ungeheuere Krämpe, daher Plaut. *Trin.* IV, 2, 10. *Pol hic quidem fungino genere est; Illurira facies videtur hominis;* dies und die Art, wie sie an den Hinterkopf gebunden wird, macht sie sehr kenntlich; s. besonders die M. Aeropos III, Mionn. *Suppl.* III, *pl.* 10, 4. Auf der Vase bei Millingen *Div. coll.* 51 wird der thessaler Jason durch die Chlamys (vgl. Philostr. Her. III, 2) und eine Art Kausia bezeichnet.

8. Die halbeiförmige Schiffermütze tragen die Dioskuren als Schiffsgötter und Kabiren, Odysseus, auch Aeneas. Sie heißt auch *πῖλος*, insofern sie aus Filz war, wie das Unterfutter eines Helms, vgl. R. Rochette *M. I. p.* 247. Sie gehört zum *nauclericus ornatus*, Sophokl. Philokt. 128. Plaut. *Mil.* IV, 4, 41, der dazu eine dunkelbraune Kausia (im weiteren Sinne) und die Exomis rechnet. Ueber die phrygische Mütze in Zusammenhang mit dem persischen Penom Böttiger Vasengem. III, 8. Amalthea I. S. 169. Kunstmyth. S. 47.

9. Die griechische Barfüßigkeit (Voß Mythol. Br. I, 21) bildet in der Kunst einen scharfen Gegensatz gegen den etruskischen Reichthum an zierlichem Schuhwerk. S. sonst Winck. V. S. 41. 81.

10. *Τρόπος τῆς στολῆς Δώριος* wird mit *αὐχμὸς*

τῆς κόμης, lang herabhängendem struppigem Haar (Σπαρτιοχαῖται, Dorier II. S. 270) verbunden genannt, Philostrat. *Imagg.* II, 24. Zum σχῆμα Ἀττικῖζον wird ebend. I, 16 (bei Dädalos) ein φαιὸς τρίβων und die ἀνυποδησία gerechnet, vgl. II, 31. Von der makedonischen und thessalischen Tracht s. oben. Zur ätolischen gehören nach dem Costüm der Aetolia selbst hohe Schuhe, den Κρητικοῖς πεδίλοις ähnlich, die Kausia, eine hochgeschürzte Exomis, und eine um den linken Arm gewickelte Chlamys (ἐφαπτίς). Nach der Vase, Millingen *Div. coll.* 33, scheinen enge Chitonen aus Fellen hier gewöhnlich gewesen zu sein.

2. Die Kleidung der Frauen.

Unter den Chitonen der Frauen unterscheidet man bestimmt den dorischen und ionischen. Der erstere, der althellenische, besteht aus einem nicht sehr großen Stück Wollentuch, welches ohne Aermel durch Spangen auf den Schultern festgehalten wird, und an der linken Seite gewönlich in der Mitte zusammengenäht, nach unten aber nach echt dorischem Brauche (σχιστὸς χιτών) offen gelassen ist, so daß die beiden Zipfel (πτέρυγες) entweder, durch Nadeln zusammengehalten, ineinander liegen, oder auch, zu freier Bewegung aufgesteckt, auseinanderschlagen. Der andere dagegen, welchen die Jonier von den Karern und von jenen wieder die Athener überkamen, war von Linnen, ganz genäht, mit Aermeln (κόραι) versehen, sehr lang und faltenreich. Beide sind in Kunstwerken häufig und leicht zu erkennen. Bei beiden ist für das gewöhnliche Costüm der Gürtel (ζώνη) wesentlich, welcher um die Hüften liegt und durch das Heraufnehmen des Gewandes den Bausch (κόλπος) bildet. Er ist wohl zu unterscheiden von der gewöhnlich unter dem Kleide, bisweilen aber auch darüber liegenden Brustbinde, sowie von dem breiteren, besonders bei kriegerischen Gestalten vorkommenden Gurte unter der Brust (ζωστήρ). Ein Doppelchiton entsteht am einfachsten, wenn der obere Theil des Zeuges, welches den Chiton bilden soll, übergeschlagen wird, so daß dieser Ueberschlag mit seinem Saum bis über den Busen und gegen die Hüften herabreicht, wo er in den Werken der älteren griechischen Kunst mit dem vorher erwähnten Bausche einen parallelen Bogen zu beschreiben pflegt. Indem das Zeugstück auf der linken Seite weiter reicht, als an der rechten, entsteht hier ein Ueberhang und Faltenschlag (ἀπόπτυγμα), welcher als eine Hauptzierde der alterthümlichen Kunst eben so zierlich und regelmäßig, wie von der ausgebildeten anmuthig und gefällig gebildet worden ist.

Das Himation der Frauen (ἱμάτιον γυναικεῖον) hat im Ganzen dieselbe Form, wie das männliche, daher auch ein gemeinsamer Gebrauch stattfinden konnte; auch folgt die Art des Umwurfs meist derselben Grundregel; nur ist die Umhüllung in den meisten Fällen vollständiger, und der Faltenwurf reichlicher. Der in früheren Zeiten sehr gebräuchliche Peplos, welcher im Leben in der blühenden Zeit Athens abgekommen war und nur auf der tragischen Bühne gesehen wurde, wird mit Sicherheit an den Pallas-Statuen des älteren Styls als ein regelmäßig gefaltetes, ziemlich eng anliegendes Obergewand erkannt; aus anderen Werken der altgriechischen Kunst, wo keine Aegis den oberen Theil verdeckt, sieht man, daß er mit dem Obertheile quer um die Brust gewunden und hier zusammengesteckt wurde; oft hat er auch einen Ueberschlag nach Art des Diploidion. Frauen, für welche überhaupt das Himation wesentlicher ist, als für Jungfrauen, ziehen es häufig auch über den Kopf, obgleich es auch besondere Schleiertücher für den Kopf gibt (φάριον, καλύπτρα, κρήδεμνον, *rica*), sowie mannigfache Arten von Kopfbinden (μίτρα, στρόφιον, ἀναδέσμη, *vitta*) und Haarnetzen (κεκρύφαλος, *reticulum*).

Anmerkungen.

1. Ueber den Unterschied der beiden Chitonen Böttiger Raub der Kassandra S. 60. Des Verf. *Aeginetica p.* 72. Dorier II. S. 262. Den Dorischen findet man in der Kunst häufig (Schol. zu Klem. p. 129), bei der Artemis, der Nike, Hebe, Iris (des Parthenon), den Mänaden. Die spartanischen Jungfrauen waren, zum Unterschiede von den Frauen, gewöhnlich μονοχίτωνες (Dorier S. 265, auch Plut. Pyrrh. 17), und dienten in diesem leichten Kleide als Mundschenken (Pythänetos u. A. ebend.); darnach ist die Hebe gebildet. Darum waren auch die Bilder der Mundschenkin Kleino in Alexandria (Athen. X. p. 425) μονοχίτωνες, ῥυτὸν κρατοῦντες ἐν ταῖς χερσίν.

2. Die ionische Tracht sieht man besonders an den Musen; an den attischen Jungfrauen vom Parthenon erscheint sie nicht ganz rein; diese haben meist Halbärmel mit Spangen (vgl. Aelian *V. H.* I, 18). Der χιτὼν στολιδωτός hat einen zusammengefalteten Besatz, Fälbeln; σύρμα, συρτός ist das tragische Kleid der Bühnenköniginnen, mit dem παράπηχυ, vortretenden Aermeln von anderer Farbe, und Schleppen, die im Alterthum vielfach, besonders mit Goldblättchen, verziert wurden.

3. Ζώνη, auch περίζωμα, περιζώστρα Pollux. Ueber ζώνην λῦσαι Schrader zu Musäos V. 272. Der große κόλπος ist bei Homer für asiatische Frauen (βαθύκολποι), später für ionische Tracht charakteristisch. Der Busengürtel heißt ἀπόδεσμος, μαστόδετα, μίτρα, μηλοῦχος, στηθόδεσμος, στρόφος, στρόβος, στρόφιον, ταινία, ταινίδιον, meist in der Anthologie, vgl. Aeschylos Sieben 853. Ἱκετ. 460 mit Stanley und Schütz. Auch der κεστὸς, der gestickte, ist ein Busenband, *Anth. Pal.* VI, 88; Winck. V. S. 24 verwechselt ihn mit der Zone.

4. Diese Tracht sieht man außer an den Bildwerken des Parthenon am schönsten an dem Torso von Keos, Bröndsted *Voy.* 1. *pl.* 9, dann an den fünf Mädchen unter den Hercul. Bronzen, deren eins eben das Gewand anlegt, *Ant. Erc.* VI, 70—76, *M. Borb.* 11, 4—7 auch auf den Vasengem. Maisonn. *pl.* 16, 5. Dieser halbe Oberchiton ist offenbar das attische ἡμιδιπλοΐδιον, κροκωτίδιον (κροκωτὸν διπλοῦν C. I. 155 p. 249), ἔγκυκλον (ἔγκυκλον ποικίλον C. I. a. O.), welche Ausdrücke als ziemlich identisch in Aristoph. Ekkl. vorkommen. Vgl. Böttiger Furienmaske S. 124. Wiener Jahrb. XLIX. Anz. S. 4. Ἐπωμὶς (Eurip. Hek. 558. Athen. XIII. p. 608) scheint nur der Zipfel dieses Gewandes, welcher an der Schulter mit einer *fibula* festgehalten wird. Vgl. indeß Böttiger Vasengemälde I, 2. S. 89. Wie das chlamysartige Gewand heißt, das bei Apollo Pythios, den Musen und den Karyatiden bloß auf den Rücken herabhängt, bleibt dann unentschieden.

5. Dies ist ganz deutlich das ἀπόπτυγμα, welches mit zwei περόναις und dem ποδήρης χιτὼν als drittes Stück (ῥυμός) einer goldnen Nike angegeben wird. C. I. p. 235. — Reich an Namen für Frauenkleider ist die angeführte Inschr. C. I. 155. Der Farbe nach, scheint es, sind hier die Gewänder πυργωτοὶ (wohl gestreift, vgl. Athen. V. p. 196 e.), auch mit bunten Säumen, πλατυαλουργεῖς, περιποίκιλοι, was beides auf Vasengemälden sehr häufig ist. Ἐμ πλαισίῳ geht wohl auf den *scutulatus textus* (Drell) bei Plinius.

6. Ἱμάτιον ist fast weniger gewöhnlich, als ἐπίβλημα, περίβλημα, und besonders ἀμπεχόνη, ἀμπεχόνιον, daher ἀναμπέχονος s. v. a. μονοχίτων. Ein Muster schöner ἀναβολὴ ist die herkulanische Matrone; aber selbst manche Terracotta aus Griechenland ist noch edler und geistvoller drapirt.

7. Besonders sind die Figuren des korinthischen Reliefs, namentlich die Pallas, die Artemis und die erste Charis, mit einander zu vergleichen, um die Umlegung des Peplos kennen zu lernen. In dem *Minerv. Poliad. p.* 25 *sqq.* Gesagten ist hiernach Einiges genauer zu bestimmen. Die Tragiker scheinen das Wort schon sehr unbestimmt zu nehmen; bei Sophokl. Trach. 921 ist der Peplos ein dorischer Chiton, wie auch sonst.

8. Dabei sind auch die Stirn- und Halsbinden zu erwähnen, mit Benutzung von Gerhard, Prodromus S. 20 ff. Στεφάνη ist die in der Mitte sich hocherhebende Metallplatte über der Stirn, dagegen στέφανος die ringsherum gleich breite Krone bezeichnet, wie bei der argivischen Hera. Σφενδόνη ist schleuder-, στλεγγὶς Strigilen ähnlich. Ἄμπυξ scheint mehr ein Metallring, welcher die Haare, besonders auf dem Hinterhaupte, zusammenhält, vgl. Böttiger Vasengem. II. S. 87. Διάδημα ist ein Band, welches gleich breit um den Kopf zwischen den Haaren liegt; besonders deutlich an den Köpfen der makedonischen Könige. Ταινία ist gewöhnlich ein breiteres Band mit zwei schmälern an jedem Ende, wohlbekannt aus Darstellungen der Nike (*volans de caelo cum corona et taeniis* Ennius *ap. Festum*), als gymnastischer Ehrenschmuck, auch als erotischer (Athen XV. p. 668. Welcker Schulzeit. 1831. Nr. 84), endlich als Schmuck von Gräbern (Cäcilius *ap. Fest.*), besonders durch Vasengemälde. Vgl. Welcker *Ann. d. Inst.* 1832. p. 380 f. Aus mehreren verschiedenfarbigen Tänien besteht die gewundene Binde der Athleten und des Herakles. Μίτρα ein meist buntfarbiges, um den Kopf gewundenes feines Tuch, bei Dionysos und Frauen, besonders Hetären (ἑταίρα διάμιτρος Pollux, *picta lupa barbara mitra* Juven). Πόλος scheint eine förmliche runde Scheibe, welche den Kopf umgab, wie bei der ephesischen Artemis (nach Andern der *modius*, Amalth. III. S. 157; dagegen der μηνίσκος mehr ein runder Deckel zum Schutze gegen Vögel war, woraus Manche den *nimbus* (das Wort in diesem Sinne erst bei Isidor; vgl. Schläger *dissert.* II. p. 191. Eckhel *D. N.* VIII. p. 503. Augusti Christl. Alterth. S. 197) der späteren Zeit abgeleitet haben. — Zu diesen Kopfzierden kommen die περιδέραια des Halses, die ψέλλια der Arme, von der Gestalt auch ὄφεις genannt, σφιγκτῆρες (*spintheres*), χλιδῶνες, die περισκελίδες und ἐπισφύρια (auch schlangenförmig *Anth. Pal.* VI, 206. 207), die Ohrringe (ἐνώτια, ἐλλόβια, *elenchi uniones*), womit die Kunst weibliche Götterbilder fast durchgängig schmückte, Hall. Encykl. III, II. S. 333 u. s. w. Th. Bartholinus *de armillis*, Casp. Bartholinus *de inauribus*. Scheffer *de torquibus*, *Thes. Ant. Rom.* XII, 901.

110. Die Auswanderung bei den Griechen.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 95—101.)

Abgesehen von den vielfältigen Ursachen, welche die inneren Bande des heroischen Staatslebens lösten, und bloß das Schauspiel des fortwirkenden äußern Drängens ins Auge gefaßt, erscheint als Hauptanstoß zu den Wanderungen der Hellenen aus der Heimat die oben dargelegte Völkerwanderung innerhalb der Marken des Mutterlandes. Fast überall wurden die Völker aus ihren alten Sitzen aufgeregt; vor den Siegern und der beengenden Noth wichen bald zahlreiche Haufen, suchten auf Bahnen über Land und Meer Sitze unter anderem Himmel, auf fremdem Boden, und es gestaltete sich eine solche Vervielfältigung hellenischer Wohnsitze, daß selbst die große Völkerwanderung bei unsäglich größeren Massen kein reicheres Gemälde bietet. Cicero's Wort, den Landschaften der Barbaren sei gleichsam ein hellenischer Saum angewebt [1], gilt von den Küsten Hispaniens bis in die innerste Bucht des Pontus. Zugleich begann damit die Vertrautheit der Hellenen mit dem Meere und die Herrschaft derselben auf dem Mittelmeere; die Phöniker wichen vor ihnen zurück, und ehe Karthago wagte, ihnen Trotz zu bieten, vergieng ein halbes Jahrhundert.

Die Wirkungen des äußern Anstoßes währten in einer hohen Aufgeregtheit zu Wanderungen [2] Jahrhunderte hindurch fort. Das am allgemeinsten rege Gefühl von dem Eindrange der Thessaler an muß natürlich gewesen sein, daß der Stand des Gebietenden besser sei, als der des Gehorchenden; der Blick auf die Obsiegenden wirkte auf das trotzige Kraftgefühl, das sich nicht beugen mochte, bei denen, die selbst geherrscht hatten und nun dienen sollten, und bei den ihrer angestammten Herrscher Verlustigen; die natürliche Heimat, verleidet durch den eingedrungenen Fremdling, verlor ihren fesselnden Zauber; man war nicht mehr heimisch zu Hause, nährte, vielleicht schon durch Dichtung und Gesang von den Wundern des Auslandes aufgeregt, die Hoffnung, irgendwo auf glücklichem Boden der Fremde sich eine Wohnstätte zum Gebieten oder doch zur Selbständigkeit bereiten zu können, und vorherrschend ward in dem vom Mutterlande sich entfremdenden Sinne das Streben nach einer neuen politischen Heimat, wo sicher vor Gefährde ein freies Staatsleben begonnen werden könne; man unterwarf sich gern Gefahren und Bedrängnissen der Natur, um nicht Gewalt von dem Sieger leiden zu müssen, und wanderte um so leichter, da kein Zwang bestand, die Kette in der Heimat forttragen zu müssen. Aber auch unter den Eroberern konnte bei dem Bedürfnisse des Räumlichen und seiner Erzeugnisse, bei der mit jugendlicher Fruchtbarkeit sich vermehrenden Bevölkerung, wo Raum, Boden und Ausrüstung mit Gaben der äußern Natur leicht mangeln konnte, der Sinn sich nicht zur Ruhe gewöhnen; Bürgerzwist war häufig und das Gefühl für Recht und Ehre im Staate vorwaltend; jede Beengung desselben lästig; in der Aristokratie trieb Anmaßung und herrschsüchtige Parteiung, in der Tyrannis zwingherrlicher Druck fort u. s. w.; dieses Sinnes gewaltsame Regungen, in der bürgerlichen Stellung weitere Schranken zu gewinnen, als das Gedränge der überfüllten und freudelos gewordenen Mutterlandschaft bot, wirkten fort zu freiwilligen Auswanderungen [3] und zu ausmerzenden Fortsendungen [4], der planmäßig zur Erweiterung des Staats angelegten Töchterstädte hier noch nicht zu gedenken. Diesem Streben, aus einer drückenden Gegenwart loszukommen, dem Princip der Negation, der Secession, lag sehr nahe der Geist der Abenteuer, der in dem elastisch kühnen und jugendlich kräftigen hellenischen Sinne üppig wucherte, aber doch — zum Unterschiede von der romantisch-ritterlichen Abenteuerlust — immerfort begleitet war von dem Sinne für Gründung eines politischen Vereins, von dem Bewußtsein der politischen Productionsfähigkeit und dem bestimmtesten Streben nach positiven Gestaltungen, und nicht im bloßen Umherschwärmen aufgieng. Der Hellene trug einen politischen Fruchtstock mit sich fort; was aus der Heimat fortgelockt ward, gieng nicht so verloren, wie in der Zeit des endlichen Verfalls der hellenischen Staaten, wo durch ganz Vorderasien hellenische Söldner heimatlos verkehrten; sondern es bewies sich als bewunderungswürdiges Talent, das Vaterländische auf fremdem Boden, in neuen Naturbedingungen, wie aus neuer Wurzel aufsprossen zu lassen. Dies setzte sich von den Pflanzstädten aus fort. Diese wurden fast durchweg an der Küste oder auf Inseln angelegt; das durch Eroberung oder Vertrag erlangte Besitzthum breitete sich nur wenig über die Bannmeile der Stadt aus, die politische Stellung gegen die binnenländischen Nachbarn war größtentheils ohne feste Gewähr und eine Ausdehnung des Gebiets dahin misslich. Daher wurde bei der ungemein wachsenden Bevölkerung die Gunst der Kü-

sten die leitende Bahn; natürlich war Zusammenhang des Gebiets hier nicht leicht zu erhalten, und mehr empfahl sich's, der fernen, aber wohlgelegenen Oertlichkeit sich zu bemächtigen, als aus Angst vor der Entfernung von einer hellenischen oder stammverwandten Stadt sich in deren Nähe auf ungünstigem Platze kümmerlich zu behelfen. Um so leichter freilich wurden die so natürlich einzeln liegenden Niederlassungen auch politisch vereinzelt.

Von den Gesichtspuncten, unter denen sich das hellenische Colonialwesen betrachten läßt, sind die auf Zeit und Raum für uns die zunächst wichtigsten. Unter jenem begreifen wir nicht sowohl das chronologische Datum der Gründung einer Pflanzstadt — beiläufig eins der dornenreichsten Felder der hellenischen Zeitrechnung —, wobei die Hauptgewährsmänner Eusebios, Skymnos, Strabon, die parische Marmorchronik, Vellejus Paterculus und für Sicilien Thukydides manche Differenz zu erörtern geben —, als die Zeitumstände, in welchen eine Ausfahrt stattfand; unter diesem nicht bloß die Angabe des Orts der Pflanzstadt, sondern auch, von welcher Mutterstadt aus die Gründung geschah.

Wir haben als Anfangspunct der überseeischen Wanderungen die Umgestaltung der heimatlichen Verhältnisse durch eine vielfache Völkerwanderung gesetzt: jedoch auch schon die heroische Zeit hatte ihre Wanderungen über das Meer gehabt. Abgesehen von dem mythischen Wuste, welcher Wanderfahrten des Perseus, Herakles, Iason, der Argonauten in weite Ferne darbietet und woraus eine Menge fabelhafter Colonien hergeleitet worden sind[5]), ist doch nicht zu läugnen, daß Auswanderungen über das Meer schon in der heroischen Zeit stattgefunden haben; Dolopen zogen nach Skyros, Minyer nach Lemnos, Dryopen nach Kythnos[6]): dagegen lässt sich aus mythischen Angaben nicht entnehmen, daß schon vor Troja's Zerstörung Tlepolemos nach Rhodos kam, oder daß an die Calamitäten der Nostoi sich Wanderungen eines Teukros nach Kypros, eines Diomedes, Nestor, Idomeneus, Epeios, Philoktetes nach Unteritalien, eines Telegonos nach Latium u. s. w. geknüpft haben[7]). Den Hellenen genügte die wundergleiche Verbreitung ihres Geschlechts nicht; sie dichteten dazu in Zeit und Raum. Nach der dorischen Eroberungsfahrt nun beginnen, obschon nicht anfangs in vollem Lichte historischer Wahrheit, Wanderungen und Gründungen von Pflanzstädten, wo die Existenz der letzteren einen reellen Anfangspunct hat und über die Zeit, wann dieser anzusetzen sei, specielle, obschon in einer Menge von Fällen schwankende, Angaben erhalten worden sind. Ueberhaupt lässt sich die Zeit der Coloniengründung in drei Perioden theilen:

1. Die der Ausfahrt von Stämmen, welche vor Bildung des städtischen Wesens stattfand; vollkommne Secession, Verzicht auf die heimatliche Landschaft und Lösung der an sie knüpfenden Bande, was zu vollkommner Entfremdung vom gesammten hellenischen Wesen bei den tyrrhenischen Pelasgern, zur Entfremdung mindestens von der vormals heimatlichen Landschaft und von der Genossenschaft mit daheim gebliebenen Stammverwandten bei mehreren Pflanzstädten führte. Hier ist mehr Absonderung von den Brüdern, als Scheiden der Tochter von der Mutter. Die Richtung gieng hier fast ausschließlich gen Osten, nach den Inseln des ägäischen Meeres und Kleinasien. Den Anfang machten Aeoler aus dem Peloponnes, Böotien und Thessalien 1124 ff. v. Chr. unter Orestes Sohne Penthilos, Enkel Archelaos und Urenkel Gras; darauf folgten Minyer unter Theras um 1072, Magneten 1055, Dorier, meistens aus Argolis, 1051 f., Ioner mit Genossen anderer Stämme, angeführt von athenischen Neliden, 1044 f.

2. Die Auswanderung oder Aussonderung aus Stadtgemeinden, beginnend fast drei Jahrhunderte später als die Stammwanderungen, in der zweiten Hälfte des Jahrh. 8 v. Chr. Auch hier waltet anfangs der Charakter der Secession vor, doch wo nicht eigentlich im Sturm und Drang geschieden wurde, blieb ein gewisses Pietätsverhältniß zwischen Mutter und Tochter. Die achäischen Colonien stehen in der Mitte zwischen Stamm- und Stadtcolonien; bei wenigen ist der Name einer einzelnen Metropolis angegeben. Die Richtung geht hauptsächlich nach Westen, nach Sicilien und Italien; dorische und achäische Städte, vor allen Korinth, desgleichen Chalkis auf Euböa, sind die Metropolen. In dieser Zeit war Befragung des delphischen Orakels gebräuchlich, das früher mehrmals ihm zur Verfügung gestellte Mannschaft ausgesandt hatte[8]), und auf dessen Weisung jetzt geweihte Zehntscharen (*ἀνθρώπων ἀπαρχαί*), nach Art des altitalischen *Ver sacrum*, in die Fremde geschickt wurden[9]); die delphische Priesterschaft, sicherlich in der Erdkunde jener Zeit nicht unerfahren, war wohl im Stande, guten Rath zu geben. Apollon *ἀρχαγέτας* erlangte Altäre[10]).

3. Die planmäßige Aussendung eines Theils der Bürgerschaft zur Amplification des Besitzthums und der Macht der Metropolis, zur Unterstützung und Förderung des Handels u. s. w.

Wesentliches Merkmal bei allen diesen Pflanzstädten ist, daß sie auf Grund und Boden von Barbarenvölkern angelegt wurden, und daher kommt die wesentliche Verschiedenheit einer vierten Gattung Colonien, der Kleruchien, von jenen. Hier wurden besiegte Hellenen ihres Bürgerrechts und Besitzthums beraubt und dies an Pflanzbürger, κληροῦχοι, des obsiegenden Staats gegeben. Von ihnen wird im Verlaufe der Geschichte die Rede sein.

Daß die vielgerühmten Gebräuche, unter denen man der Heimat Lebewohl gesagt und die Weihe zum neuen Staatsleben empfangen habe, nach den Gattungen der Pflanzstädte verschieden waren, leuchtet ein; bei der Secession oder Austreibung kann von dergleichen kaum die Rede sein, und wie wenig im Sinne der Ausscheidenden gelegen habe, in fortgesetzter Verbindung mit der Heimat zu bleiben, wird sich unten zeigen. Das Religiöse vertrat die Stelle des Politischen; man nahm heimatliche Culte mit sich; sinnvoll gemischt ist das Politische zum Religiösen darin, daß man am Prytaneion der Mutterstadt Feuer anzündete, und dies dem neuen Staatsheerde zubrachte [11]).

Fragen wir nun, welcher von den beiden nachherigen Hauptstämmen am thätigsten gewesen sei, Pflanzstädte zu gründen, ob der dorische oder der ionische, so ist nicht nach dem späteren Stillleben der Spartaner und nicht nach der Beweglichkeit der Ioner in Asien zu urtheilen; neben der spartanischen Abgeschlossenheit haben wir ungemein rege korinthische und megarische Fahrlust, wiederum neben der noch höher gesteigerten Unternehmungslust der Ioner eine fast halbtausendjährige Heimatsruhe der Athener zu beachten. Bestimmter läßt sich angeben, welche Städte sich von den übrigen durch die Menge von ihnen gegründeter Pflanzstädte ausgezeichnet haben: hier stehen oben an Korinth [12]) und Milet, letzteres Mutter von achtzig Pflanzstädten [13]), jenes in den westlichen Meeren, dieses im Pontus; und nach ihnen sind zu nennen das euböische Chalkis, das zur Zeit der Aristokratie der Hippoboten rege zu Colonisirung war [14]) und überhaupt gegen fünfzig Colonien mag gegründet haben, Megara [15]), das sich durch ansehnliche Aussendungen fast erschöpft zu haben scheint, Naxos, Paros, Samos, Rhodos, und in der späteren Zeit Massalia. Ob es außer dem eigentlichen Thessalien, und außer Arkadien, Böotien, Aetolien und Arkananien, noch Landschaften gegeben habe, aus welchen nicht irgend eine Pflanzstadt jenseits des Meeres gegründet worden sei, ist nicht wohl auszumachen, aber schwerlich zu bejahen. Schwieriger aber ist die Frage, was für Metropolen die einzelnen Pflanzstädte gehabt haben; wir bringen dabei nicht in Anschlag, daß manche von zusammengesellten Genossen mehrerer Stämme oder Städte, namentlich oft von Bürgern einer Pflanzstadt und ihrer Metropolis, als Kerkyra und Korinth, gegründet wurden, und verstehen nur Angaben verschiedener Stifter in verschiedener Zeit; diese sind oft eben so vielfach als die des Gründungsjahres. Beides aber steht in genauer Verbindung mit einander, nämlich nicht jede Ansiedlung hatte sofort Gedeihen; auf manchen Stätten wurde die junge Pflanzstadt durch heimische Noth oder Anfälle der Barbaren zu Grunde gerichtet; geschah es nun, daß eine zweite Ansiedlung auf derselben Stätte von einer andern Metropolis aus erfolgte, so daß zu den ersten ἀποίκοις neue Pflanzbürger, ἔποικοι, hinzukamen [16]) und diese prosperirten, so wurde die Pflanzstadt als von der letztern abstammend angesehen und zugleich nach der Zeit der zweiten Gründung der Anfangspunct bestimmt; hatte sich nun die frühere Anlage nach Metropolis und Zeitepoche im Andenken erhalten, so gab dies zwiefältige Bestimmungen. So ist's der Fall mit Kyzikos, Messana, Rhegion, Metapont u. a. Daher denn auch Mischung der Culte verschiedener Stämme und Staaten. Dem Führer der Pflanzbürger κτίστης, auch οἰκιστής, wurde in der früheren Zeit nicht selten Heroenehre zu Theil; fast eben so oft aber verehrte man einen Heros der mythischen Zeit [17]).

[1]) Cic. v. Staate S. 132.

[2]) S. die Veranlassungen einzeln bei *Sainte-Croix de l'état et du sort des colonies d. anc. peupl.* 1779. Heyne Opusc. 1, 290 ff. Raoul-Rochette *hist. de l'établiss.* etc. ch. 3.; Mannert Italien 2, 205 u. a. Eine kurze artige Zusmmenstellung ist b. Seneca an Helvid. 6.

[3]) So noch spät Dorieus v. Sparta. Herod. 5, 42.

[4]) Beisp. die Minyer und Parthenier aus Lakonien.

[5]) S. Raoul-Rochette B. 1. u. 2. Dagegen Thuk. 1, 12: *πάντα δὲ ταῦτα ὕστερον τῶν Τρωϊκῶν ἐκτίσθη.*

[6]) Herod. 8, 46.

[7]) Literatur s. Hermann gr. St. A. §. 76. N. 3.

[8]) Von den Dryopen s. Müller Dor. 1, 257.

[9]) Chalkidier nach Rhegion *κατὰ χρησμὸν δεκατευθέντας*, Strb. 6, 257. Von Magneten, Aenianen s. Müller Dor. 1, 260. 265. Vgl. W. Götte das delphische Orakel. Lpz. 1834, 239–253.

[10]) Thukyd. 6, 3.

[11]) So thaten schon die Ioner in Athen. Herod. 1, 146. Von den übrigen Bräuchen s. Schömann j. publ. Gr. 6, 27.

12) Eine Uebersicht der korinth. Colonien s. b. Müller Dor. 1, 115 f.

13) Plin. h. nat. 5, 29.

14) Strb. 10, 447.

15) Müller Dor. 1, 120 f.

16) In ἔποικος (s. Schol. zum Thuk. 2, 27.) ist vermöge der Präposition der Grundbegriff des Hinzukommens, doch ist d e r des H i n kommens nicht ausgeschlossen (*respicitur non unde, sed quo profecti sint*). Vgl. *Voemel de discrim. vocabulor.* κληροῦχος etc. Frkf. 1839. Schömann *j. publ. Graecor.* 6, 27. N. 1.

17) Müller Dor. 1, 112. 113.

111. Das agrarische Recht der Römer. Sp. Cassius.

(*B. G. Niebuhr*, Vorträge über römische Geschichte. Herausgeg. von M. Isler. I. [1846] S. 251—260.)

Die alten Völker hatten bei der Kriegführung im Allgemeinen einen anderen Rechtsgrundsatz als wir. Wir betrachten den Krieg als Zweikampf zwischen den Genien zweier Staaten, zwischen zwei gedachten Staaten; der Einzelne wird in Hinsicht seiner Person, seiner Freiheit, seines Eigenthums dadurch nicht berührt, das Kriegsrecht will daß er so wenig als möglich verletzt werde, er soll nie der unmittelbare Gegenstand der Feindseligkeit sein, nur gefährdet werden sofern es unvermeidlich ist. Bei den Alten aber waren die Feindseligkeiten Jedem der zu dem Staat gehörte gemeinschaftlich, und während bei uns allerdings der besiegte Staat sein Recht über das Land verliert, jeder Einzelne aber seine Existenz behält als ob kein Krieg gewesen sei, hatten jene ganz andere Ansichten darüber. Nicht nur im Vertilgungskriege nahmen sie das ganze Eigenthum der Ueberwältigten und machten sie selbst zu Sclaven, auch im gewöhnlichen Kriege gieng das Eigenthum der Einwohner verloren; selbst wenn ein Ort sich freiwillig ergab, kamen sie selbst mit Weib und Kind in die Gewalt der Eroberer, wie wir das aus der Deditionsformel sehen. Der Eroberer machte sie im letzteren Falle nicht zu Sclaven, aber sie waren Hörige, die liegenden Gründe waren ganz dem Sieger anheimgefallen. Hatte ein solcher Ort wenig gelitten und schien er der Erhaltung noch werth, so sandte man von Rom aus dreihundert Colonen, einen von jeder Gens, dahin, diese waren eine φρουρά, eine φυλακή, sie bekamen jeder ein Gartenland von zwei Jugera, ohne Zweifel das Gemeindeland ausschließlich oder doch größtentheils und ein Drittheil der Mark zum Ackerland, zwei Drittheil verblieben den alten Bewohnern. Dies sind die ursprünglichen Colonien. In andern Fällen schickte man keine Colonien, man hielt es nicht für nöthig, Besatzung da zu halten, bisweilen jagte man dann die Einwohner fort, bisweilen ließ man sie wohnen und legte ihnen eine Steuer auf, gewöhnlich den Zehnten: sie wohnten dann aber als Laßbauern, als solche die man wieder entlassen konnte sobald man wollte. In Gegenden, die durch den Krieg wüste geworden waren oder wo man die Einwohner vertrieben hatte, verfuhren die Römer nach einem ganz eigenthümlichen Recht, wofür in den griechischen Institutionen gar keine Parallele ist.

Dieses *jus agrarium* ist für mich um so wichtiger da es mich zuerst zu kritischen Untersuchungen über die römische Geschichte geführt hat, während ich mich früher mehr mit dem griechischen Alterthum beschäftigt hatte. Wie ich als Jüngling Plutarch's Parallelen und Appian las, war mir das Verhältniß der *lex agraria* ganz räthselhaft. Man hatte geglaubt, der Sinn derselben sei eine Verletzung des Eigenthums, ein Maß zu setzen für dasselbe, so daß man dem der über fünfhundert Jugera hatte das Ueberschießende nahm und so eine Vergrößerung des plebejischen Besitzes auf Kosten des patricischen Eigenthums schuf. Diese Vorstellung über dieses Recht in so crassem Sinne fand vielen Beifall: bei Macchiavelli, da er in einer revolutionären Zeit lebte und der Zweck ihm die Mittel heiligte, bei Montesquieu hingegen nicht minder, denn dieser betrachtete die Wiederholung des Vergangenen für undenkbar, da in seiner Zeit jede Revolution so fern als möglich lag. Sein Beispiel zeigt, wie verwegen speculative Köpfe in Verhältnissen werden die ihnen unbekannt sind und unmöglich scheinen, damals waren die revolutionären Ideen auf scheinbar ganz unschuldige Weise allgemein gangbar selbst bei Männern die in der Revolution zum absoluten Gegentheil übergiengen.

Da Plutarch und Appian ausdrücklich sagen, das Gesetz habe bloß die γῆ δημοσία betroffen, so

sah man wohl daß hier etwas Anderes verstanden sein müsse. Der Erste der hier an den *ager publicus* dachte war Heyne in einem Programm bei Veranlassung der revolutionären Confiscationen, aber die Frage: was war denn der *ager publicus?* blieb unerörtert, wie ja Heyne oft im Allgemeinen das Richtige sah, es aber selten durchführte. Auch nachher noch waren die historischen Schriftsteller die über die Gracchen schrieben darüber ganz im Dunkeln. Ich fragte einst als ich über diese Räthsel noch nicht im Klaren war den großen F. A. Wolf darüber. Allein dieser hatte bei ausgezeichneten Geisteseigenschaften den Fehler, daß er in dem Glauben stehen wollte Alles zu wissen, und nahm dann die Miene an sich nicht verrathen zu wollen. Er wußte in diesem Puncte sich auch nicht zu helfen. Ich kam zufällig an den Gegenstand. In Holstein wurde damals die Leibeigenschaft aufgehoben; statt daß die Bauern, sowohl leibeigene als freie, früher erblich auf den Gütern gewohnt hatten, nahm man ihnen die Besitzungen, machte Meierhöfe daraus und versetzte sie willkürlich auf kleine schlechtere Höfe. Das war ganz abscheulich. Auch wo keine Leibeigene waren, sollte dasselbe nun erzwungen werden. Ich schrie zum Himmel über die Ungerechtigkeit und kam auf die Frage: was für ein Recht hat man dazu? Bei dieser Gelegenheit kam ich auf die Untersuchung des lässigen Besitzes und verfolgte diese bei verschiedenen Völkern, das gab mir den Faden für das römische *jus agrarium*.

Der allgemeine Begriff der italischen Völker war, daß sich Land und Bürgerrecht unzertrennlich entsprechen, daß alles Eigenthum des Bodens von dem Staat ausgeht. Der Boden ist nur der Träger auf dem die schon vorhergedachte Bürgerschaft ruht. Es hat das große Aehnlichkeit mit den Feudalbegriffen: nach dem strengen Feudalrecht gibt es gar kein Land was nicht einen Lehnsoberen hat, alle Feuda gehen von dem Fürsten als Oberlehnsherrn aus und dann folgen die Afterlehen. Factisch hat freilich dieser Begriff in seiner vollen Schärfe nirgends bestanden. Eine andere Analogie ist im Orient, namentlich in Ostindien, wo wir finden daß der Lehnsherr der eigentliche Herr des Bodens ist und der Bauer nur *precario* besitzt. Eben so geht bei den italischen Völkern alles Eigenthum am Boden vom Staat aus.

Wenn wir im Appian einen Bericht lesen dem man es deutlich ansieht daß er nicht aus dem eigenen intellectuellen Vermögen desselben stammt, sondern ein Auszug ist aus der Geschichte der Gracchen des Posidonius, welcher dem Polybius nicht nachstand und welchen er für diese Zeit zu Grunde legt wie vorher Dionysius, dann Polybius, Fabius und zuletzt wahrscheinlich Rutilius — wenn, sage ich, wir bei ihm die Erwähnung finden, daß der *ager publicus* theils zu Colonien und zu Domainen verwandt, theils verkauft oder verpachtet wurde (letzteres steht nur im Plutarch), so fragt man sich: wie ist es möglich daß hier Schwierigkeiten eintraten? Die römische Republik konnte nur das Gesetz machen, es solle Niemand mehr als eine gewisse Anzahl Loose haben, so war allen üblen Folgen vorgebeugt. — Die Sache liegt darin, daß Appian und Plutarch den zweideutigen Ausdruck ihres Vorgängers falsch verstanden. Es ist nicht die Rede vom Verpachten eines Grundstücks, sondern es ward den Grundstücken eine Abgabe auferlegt, vom Korn der Zehnte (*decuma*), von Baumfrüchten der Fünfte (*quinta*), von anderen Dingen verhältnißmäßig. Wurde nun das Korn *in natura* abgeliefert, so mußte der Staat große Magazine anlegen, für das Vieh mußte er Weidegeld bezahlen, und das gab natürlich in den verschiedenen Jahren auch noch ganz verschiedenen Ertrag. Deshalb wurde ein neues System befolgt, der Ertrag jener Abgaben wurde an *publicani* verpachtet. Die römischen Staatsformen haben fast immer eine Analogie in den griechischen Verfassungen, das bürgerliche Recht auch oft, in dem *jus agrarium* aber sind die Römer ganz eigenthümlich. Der griechische Staat eroberte und gründete Colonien, aber die *possessio agri publici* ist ihnen fremd: nur in einem einzigen Falle kommt etwas Aehnliches vor. Aus Xenophon's Anabasis sehen wir wie er ein Gut zu Skillus der Artemis von Ephesus weihte: der Tempel ließ aber dieses Gut nicht verpachten sondern erhielt den Zehnten davon und dieser Zehnte wurde verpachtet. Wie man das Opferthier nie als ὁλόκαυστον brachte, sondern nur ein Theil desselben der Gottheit zu Ehren verbrannt wurde, so ward bei solchem Gute nicht der ganze Ertrag sondern nur ein Theil desselben als Geschenk dargebracht. Nach dem römischen Rechte nahm der Staat bei dem was ihm *publicum* war nicht das Möglichste, sondern machte bekannt, jeder Romanus Quiris der einen Theil des eroberten Landes anbauen wolle möge es nehmen: das hieß *occupatio agri publici;* zuerst die Patricier als die ältesten Bürger, diese konnten dann wo sie wollten ein Stück davon nehmen. Es war dies meist wüstes Land, durch den Krieg öde geworden, an der feindlichen Grenze, daher der Zulauf nicht eben sehr groß war: die Verpflichtung ward gleich ursprünglich auferlegt, die *decumas* und *quintas* zu bezahlen.

Dieser Ertrag war es der verpachtet wurde, das hat man immer übersehen. Die Ausdrücke *agrum locare* und *agrum vendere* sind gleichbedeutend, und sagen so viel als *fructus agri vendere*, *agrum fruendum locare.* Man hatte den Besitz eines solchen Gutes gegen den Dritten factisch ungefähr wie ein Eigenthum eben so wie der Laßbauer, dem der Gutsherr unter Bedingungen seinen Hof nehmen kann, der aber gegen jeden Anderen vollkommenen Schutz hat. Diesen gewährten bei den Römern die possessorischen Interdicte so daß dieser Besitz auch vererblich wurde. Der Staat hingegen konnte zu jeder Zeit eintreten und sagen: »jetzt will ich hier eine Colonie anlegen oder *viritim* das Land theilen, der Besitzer müsse also räumen,« gegen den Staat hatte dieser durchaus keine Auctoritas. Daraus geht hervor daß der Staat stets über den Besitz des Ager publicus verfügen konnte, daß z. B. nicht mehr als eine gewisse Zahl von Jugera in Besitz des Einzelnen kam, weil dadurch Andere ausgeschlossen worden wären, und der übermäßige Einfluß eines Einzelnen durch die Unzahl der Clienten dem Ganzen gefährlich werden konnte.

Dies ist der große Unterschied zwischen Eigenthum und bloßer *possessio.* Die Possessio ward vom Praetor durch das Edict gegeben wodurch man aufgefordert wurde sie zu nehmen; das prätorische Erbrecht geht in seinem Ursprung einzig und allein darauf; der Praetor gibt *possessionem bonorum secundum tabulas.* Eigenthum konnte man durch Testament hinterlassen wenn man wollte: Besitz kann man einem Anderen nur durch Verkauf vor Zeugen übertragen nach einem billigen Abkommen, und der ihn erhalten hatte bewies die rechtmäßige Annahme und schützte sich durch sein possessorisches Interdict, er hatte Zeugen daß er den Besitz *neque vi neque clam neque precario* erhalten hatte. Aber wie wenn der Besitzer starb? Durch Testament konnte er seine Kinder von allem Vermögen enterben, sein Eigenthum dem unwürdigsten Menschen hinterlassen, ohne daß der Praetor in der alten Zeit eintreten konnte: wohl aber konnte dieser es beim Besitz, und er als Quelle des Besitzes entschied hier nach einem ganz anderen Grundsatz als dort, wie der Kanzler von England nach der *equity.* Wer von der Plebes und den Tribunen auch unbillige Ansichten hat, wie z. B. Livius und Dionysius, kann nicht leugnen daß die Patricier *usurpatores agri publici* waren; dennoch konnten dieselben dem Buchstaben nach mit Recht diese Ansprüche machen, und es ist doch nicht undenkbar daß sie als vollkommen rechtliche Männer erschienen. Ein großes Resultat der Geschichtforschung überhaupt ist, daß man die Menschen billig zu beurtheilen lernt und einsieht, daß in den verschiedensten Parteien redliche Männer sind, daß die Farbe der Partei nicht den Werth des Menschen ausmacht. So war es mit den Patriciern; wenn Livius und Dionysius obgleich antiplebejisch sagen daß der Ager publicus *per injuriam*, *ὑπὸ τῶν ἀναιδεστάτων πατρικίων* occupirt worden, so sind das ungerechte Aeußerungen, was nur dadurch klar werden kann wenn man auf den Ursprung zurückgeht.

Nur der ursprüngliche römische Bürger von den drei alten Tribus, der Patricier, kann nach dem ältesten Recht zur Possessio zugelassen werden; er bekommt von dem Praetor so viel er bebauen zu können glaubt und zwar nicht nach vermessenen Grenzen: dafür zahlt er nichts, er hat nur sein Capital hineinzustecken um das Land urbar zu machen. Nun entstand daneben die Plebes: diese ward die eigentliche Macht Roms, stellte die ganze Infanterie, ihr Blut floß in den Kriegen, sie machte die Eroberungen: es war daher unstreitig auch das Recht der Plebes, ihren Antheil an den Eroberungen zu haben: der Populus betrachtete diese aber immerfort als sein Eigenthum. Servius Tullius hatte schon angeordnet, es sollten nicht mehr unbestimmte Austheilungen gemacht werden, sondern ein Theil des eroberten Landes dem Staat verbleiben, der andere an die Plebes als volles Eigenthum vertheilt werden. Nach den Regeln der Auguraldisciplin wurden Quadrate gemacht, dann Loose numerirt und an diejenigen die einen Antheil haben sollten vertheilt; auf jedes Loos fiel ein Quadrat (*centuria*). Das heißt *assignatio.* So ist das Recht des Servius Tullius, welches unzertrennlich mit der Constitution der Plebes verbunden ist. Nach Sallust's Aeußerungen müssen wir vermuthen daß nach Vertreibung der Könige die servianische Ordnung erneuert wurde. Sie ward ihnen aber von den Patriciern wieder entzogen; nur noch der *ager regius* ward vertheilt, nachher verbleibt Alles den Patriciern die sich auch dispensiren den Zehnten zu bezahlen. Die Tribunen waren nichts weniger als Meuterer sondern wollten nur als natürliche Vertreter ihres Standes das Recht desselben geltend machen. Vielleicht waren die Plebejer bei dem etruskischen Kriege durch den Ausfall des verlornen Drittels besonders hart betroffen.

Sp. Cassius war der erste, der eine Lex agraria erst im Senat, dann bei den Curien und zuletzt bei den Centurien, oder vielleicht auch erst bei den Centurien und dann bei den Curien einbrachte. Sein Antrag war, das servianische Recht

wieder einzuführen, die Zehnten und Fünften wieder herzustellen, einen Theil des eroberten Landes zu verkaufen, den übrigen zu vermessen und der Plebes anzuweisen. Dies ist Alles was wir von der *lex Cassia* wissen; die ganze übrige Erzählung bei Dionysius trägt, wie ich nach reifer Ueberlegung bestimmt sage, die deutlichen Spuren eines Schriftstellers der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts und ist mit großer Unkunde der alten Verhältnisse ersonnen.

Das Senatusconsultum wovon er spricht hat nicht die geringste Haltbarkeit. Das Gesetz über die Ackervertheilung hängt mit dem ganzen Schicksale der Plebejer so eng zusammen, daß wahrscheinlich schon bei dem Frieden auf dem Mons sacer die Rede davon war; unter Cassius kommt es zur Vollendung. Allem Anschein nach ist es angenommen worden, denn die Lex agraria wird bis auf die Decemviralzeit als ein Recht erwähnt in dessen Besitz die Plebes war, das ihr aber nicht gehalten wurde. So steht Cassius als ein merkwürdiger Mann da; bei Cicero wird er als sehr bekannt erwähnt und dennoch ist wenig von ihm die Rede.

Historisch ist daß Sp. Cassius im folgenden Jahre als Hochverräther hingerichtet wurde, und daß aus seinem Vermögen (*ex Cassia familia*) ein Weihgeschenk im Tempel der Tellus auf den Carinen dargebracht wurde. Um nun dieser Begebenheit den Schein der schreienden Ungerechtigkeit zu nehmen, ist wahrscheinlich das Gericht des Vaters ersonnen worden. Schon Dionysius stößt sich mit Recht daran, daß Cassius der damals schon drei Consulate geführt hatte von seinem Vater sollte hingerichtet worden sein; die *leges annales* waren freilich damals noch nicht in Kraft, aber dennoch ist unglaublich daß wer dreimal Consul gewesen und triumphirt noch unter väterlicher Gewalt gestanden haben sollte. Eine andere Tradition mildert diese Erzählung, ihr folgen Dionysius und Cicero *de Re publica.* Der Vater des Sp. Cassius habe vor Gericht erklärt, er halte seinen Sohn für schuldig, und darauf sei dieser hingerichtet worden. Das Wahre ist, daß die Rügeherren, die *quaestores parricidii*, den Cassius vor den Curien anklagen, und die Curien als seine Gemeinde ihn hinrichten. Das begreift sich, er hatte seinen Stand aufs Tiefste verwundet und darum nahm dieser freudig Rache an ihm. Dionysius ist verlegen über diese Erzählung, Livius hilft sich heraus; bei ihm ist es die Plebes die den Cassius verurtheilt, denn die Tribunen sind neidisch auf ihn: als ob diese überhaupt damals schon solche Anträge hätten machen können! Eine Frage die schon bei den Alten vorkommt ist, ob er schuldig war oder nicht; Dionysius hält ihn für schuldig, Dio Cassius für unschuldig: nur der allwissende Gott kann darüber entscheiden. Was er that war das reinste Recht, aber dieselbe Handlung kann aus den besten und aus den verkehrtesten Absichten entsprungen sein; er kann das Staatswohl haben fördern wollen oder nach der Königswürde gestrebt haben. Einen solchen Gedanken anzunehmen ist fünf und zwanzig Jahre nach der Verbannung der Könige gar nicht so widersinnig, wie wenn man ihn siebenzig Jahre später dem Sp. Maelius beimaß. Ein sehr bedeutender Mann war Cassius, sonst würde er damals nicht dreimal Consul gewesen sein, das ist in dieser Zeit etwas Unerhörtes: außer P. Valerius Poplicola hatte Niemand so oft das Consulat bekleidet, und auch bei diesem sind die Fasten sehr unbestimmt. Die Art wie Cassius seine Bündnisse schloß zeugt von einer großen Seele; sehr möglich daher daß er die reinsten Absichten der Weisheit und des Rechtes hatte, denn Roms Lage war bei dem Ausbreiten der Volsker nicht gefahrlos und man mußte die Kräfte zusammenhalten. Ein großer Mann war er, mag er schuldig gewesen sein oder nicht schuldig, und die Faction die ihn verurtheilte abscheulich. Mit ihm verschwindet sein Geschlecht unter den Patriciern. Sonderbar ist was Dionysius sagt, er habe Kinder gehabt und es sei die Rede davon gewesen auch diese hinzurichten, sie seien aber verschont worden, und seitdem immer die Kinder der Verbrecher. Dies sieht einer Erwähnung aus den Rechtsbüchern als Einrichtung eines neuen Rechtsinstituts ähnlich, es kann aber auch etwas ganz Anderes sein: wir werden nachher einen Sohn des Sp. Cassius finden und zwar auf einem Platz wo wir ihn am wenigsten erwarten. Wahrscheinlich ist der strenge Richter L. Cassius Longinus 640, sowie auch der Mörder des Julius Cäsar aus seinem Stamme; kein Wunder daß diese Familie sich zur Plebes gewandt hat. Die Verurtheilung des Sp. Cassius durch einen Fabius legt den Grund zu der Größe des fabischen Hauses.

112. Manlius Capitolinus.

(Dasselbe Buch S. 395—398.)

Geiz und Wucher gehören zu den Schoßsünden der Römer, er war desto drückender, je freieren Spielraum er hatte. Wenige Jahre nach der Räumung der Stadt, als ein Elend herrschte, welches Livius uns und vielleicht sich selber ganz verschleiert hat, erhob sich M. Manlius für die Unglücklichen. Den Beinamen Capitolinus führt er nicht weil er das Capitol gerettet hatte sondern weil er da wohnte, denn T. Manlius, wahrscheinlich sein Vater, kommt schon zwanzig Jahre vorher in den Fasten mit diesem Namen vor. Die Rettung des Capitols war nicht die einzige glänzende Handlung des Manlius, anerkannt war er einer der ausgezeichnetsten Kriegshelden, und daß er gar nicht in den Fasten vorkommt, gibt Licht über sein Verhältniß. Es wird allgemein von ihm gesagt er habe *consilia regni affectandi* gehabt, aber Livius sagt, es fänden sich in den Annalen keine Beweise dieser Absicht, ausgenommen Zusammenkünfte in seinem Hause und Wohlthaten gegen die Plebes. Es mag sein, daß er gegen die Machthaber zürnte, weil er für seine That nicht belohnt worden war, es mag sein daß ihn bei einer großen Seele ungeheure Ambition reizte und daß er sich dem Wunsche überließ, sich selbst durch die Krone zu lohnen: was er that waren Handlungen die das reinste wohlwollendste Gemüth eben so wohl üben konnte. Täglich wurden Bürger den Gläubigern als Schuldknechte zugeschrieben, Manlius zahlte für sie was sie schuldig waren, namentlich für alte Soldaten, löste ihr Nexum und gab sie mit Opferung seines ganzen Vermögens ihren Familien zurück. Zugleich wird gesagt, er habe die Patricier angeklagt, sich das von den Galliern wieder erbeutete Geld angemaßt zu haben. Der Verdacht mußte durch die Auflage der Steuer entstanden sein, die ausgeschrieben wurde um das den Galliern gezahlte Geld zu ersetzen, indem Härte und Fanatismus darin lag, sie unter solchen Umständen einzutreiben, wenn sie auch für die Götter bestimmt war. So gewann Manlius eine leidenschaftliche Popularität, deshalb kämpfte der herrschende Stand auf die allerstärkste Weise gegen ihn. Statt den Wink aufzunehmen und der Noth abzuhelfen, setzten sich die Patricier eigensinnig auf ihr Recht, und so entstand ein Wetteifer der Wohlthätigkeit oder des wohlthätigen Ehrgeizes und der starrsten Oligarchie, wie im Jahre 1822 in Irland, wo die Bauern wenn Thieren zur Ader gelassen wurde sich um das Blut schlugen um sich vor dem Hunger zu schützen, und die Gutsbesitzer doch nicht von ihrem strengen Recht ließen. So war es natürlich daß bei sehr Vielen die Empfindung war, statt solcher Regierung wäre jede Veränderung besser, und Manlius als Usurpator könnte nützlich sein wie manche griechische Tyrannen. Die römische Regierung war so wenig geneigt von ihrem Wege zurückzugehen, daß sie Manlius verhaften ließ. Dies führte aber zu nichts, es brach eine allgemeine Theilnahme für ihn aus der bis dahin nichts verbrochen hatte, die Plebes legte Trauer an und begab sich in Schaaren vor die Pforten seines Kerkers. Und so mußte die Regierung ihn wieder loslassen: jetzt, konnte man denken, geht er zu Schritten die sich nicht rechtfertigen lassen. Manlius hatte eine schwere Rolle, oft beginnen die Menschen unter solchen Verhältnissen mit den reinsten Absichten und gerathen nach und nach in schreckliche Verirrungen: ich glaube daß Manlius nicht von dem Gedanken ausgieng, sich zum Tyrannen des Vaterlandes zu machen, aber wenn nun die Seinigen ihn verschrieen und seine reinen Absichten mißdeuteten, so wurden dadurch die Keime seiner Handlungen vergiftet und konnten zu dem Entschluß erwachsen, sich der Tyrannis zu bemächtigen: dennoch ist kein Beweis dafür zu finden. Der Tumult wuchs, Manlius forderte für das Volk, daß ein Theil des Gemeindelandes verkauft und dadurch die Schulden getilgt werden sollten, eine billige Forderung, da der Staat das Eigenthum an der Domaine hatte; aber die Oligarchen wollten die Benutzung derselben behalten und freuten sich über das Elend der Plebejer. Die Verlegenheit machte die Abhängigkeit der Plebejer sehr groß: so lange der Praefectus Urbi zusprechen konnte, war jeder in Gefahr seine Freiheit zu verlieren. Manlius ward jetzt stolzer, zuversichtlicher, weil er gesiegt hatte, täglich mochten gefährliche Gedanken in ihm vertrauter werden; er ward angeklagt, zwei Tribunen erklärten sich für den Senat, Camillus wurde nach Zonaras eigens für diesen Zweck zur Dictatur erhoben. Mit dem Schreckniß der Dictatur wurde er nun vor die Volksgemeinde der Centurien gestellt, aber man wagte nicht wieder ihn einzukerkern, er wurde auf Bürgschaft freigelassen, er stellte sich und vertheidigte sich, was die stärkste Präsumtion für seine Unschuld gibt, da er sich hätte entfernen können.

Er führte seine großen Kriegsthaten und seine Wohlthaten als Bürgen seiner Gesinnungen an, er brachte die Spolia von dreißig erschlagenen Feinden, vierzig Ehrenzeichen aus dem Kriege, berief sich auf die Bürger die er gerettet, selbst den Magister Equitum, zeigte auf das Capitol das man vom Marsfelde aus sieht: die Centurien sprachen ihn frei. Aber die Oligarchie war damit nicht zufrieden, der Senat belangte ihn vor die Curien (*concilium populi*) welche ihn als Patricier richten sollten, was Livius und Alle die ihm folgten mißverstanden haben, im petelinischen Hain. Da das *concilium populi* selten vorkommt, so hat Livius an eine tribunicische Anklage gedacht, kann aber doch nicht leugnen, daß die Duumviri d. h. die patricischen Rügeherren ihn verklagten. Die Versammlung war im petelinischen Hain, nicht weil man von da aus das Capitolium nicht sehen konnte, sondern weil man in der Stadt wohl kein Todesurtheil sprechen mochte und doch an einem geweihten Orte zusammentreten mußte. Manlius ward verurtheilt und vom tarpejischen Felsen gestürzt. Das brachte wie nach Cassius' Tode auf einige Jahre eine grauenvolle Stille hervor, aber die Sache der Patricier büßte doch, wie immer, obgleich nicht die ganze Rache sie traf: denn bis auf C. Gracchus der die Mörder seines Bruders zur Rechenschaft zog wurden die Machthaber bei solchem Frevel nicht persönlich in Anspruch genommen: diesem Langmuth aber verdankte Rom gerade die Erhaltung seiner Freiheit. Aus Manlius' Blute erstanden die, welche ihn nicht sowohl rächten als vielmehr seinen Willen vollendeten: Licinius und Sextius waren vielleicht, ja wahrscheinlich seine Freunde: sein schmachvoller Tod hat ihnen den Muth gegeben aller Gefahr zu trotzen, um ihr großes Werk auszuführen; durch sein Beispiel begeistert handelten sie ohne Blut zu vergießen.

Es war ungefähr zehn oder elf Jahre nach der Zerstörung der Stadt, daß sich zwei Volkstribunen, C. Licinius und L. Sextius an die Spitze ihres Standes stellten mit dem Entschluß, endlich zu einem gerechten Verhältniß beider Stände zu kommen: nicht sollte der patricische als ein eigener Stand untergehen, sondern die Plebejer mit gleichen Rechten neben ihnen stehen und der Staat nach dem eigentlichen Urgedanken zu einem Doppelstaat zwei ganz gleicher Gemeinheiten werden.

113. Die Licinischen Rogationen.

(*B. G. Niebuhr*, Römische Geschichte III. [1832] S. 1—30.)

Von C. Licinius Stolo und L. Sextius, den Urhebern der Wiedergeburt Roms, wissen wir kaum mehr als ihre Namen und sehr unvollständig den Inhalt ihrer Gesetze. Aber die Größe und Kühnheit ihrer entworfenen Gesetzgebung, ihre unermüdliche Beharrlichkeit, die Ruhe, womit sie, streng auf die gesetzlichen Wege sich beschränkend, die Vollendung herankommen ließen, ohne daß weder ihnen noch der Gemeinde, obwohl die Annalen noch lange ausschließlich von der feindseligen Partei geschrieben wurden, die geringste Gewaltthätigkeit vorgeworfen wird: das alles gibt das Maß ihres Geistes und ihres Charakters. Eine Revolution, die in griechischen Republiken oder in Florenz gewaltsam unternommen, in wenigen Monaten ausgeführt oder gescheitert, mit Verbannungen und Blut besiegelt wäre, bildete sich während fünf Jahren unablässigen männlichen Ringens, und hat keinem einzigen Bürger seinen Frieden gestört.

Es ist eine so gewöhnliche, wie leidige Bosheit der Feinde des Andenkens großer Männer und großer Thaten, die Veranlassung dieser in gemeine, dem Adel ihrer Zwecke möglichst entgegenstehende Ursachen zu setzen; wie denn noch bis auf diesen Tag aller Ueberführung zum Trotz vorgegeben wird, Luther sei zur Reformation durch den Neid seiner Ordensbrüder, durch die Dominicaner, und durch die Absicht, seine Nonne zu heirathen, bewogen worden. Dergleichen Lügen müssen unverdrossen angegriffen und enthüllt werden, so oft sie sich zeigen, weil es unmöglich ist, ihre Keime auszurotten, die in dem Niedrigsten der menschlichen Natur wurzeln: im Trieb herabzuwürdigen. In diesem Geist hat die überwundene Partei der groß gedachten, groß ausgeführten Unternehmung des C. Licinius die elendeste weibliche Eitelkeit als Ursache angedichtet, und das häßliche Mährchen sich so fest in die Geschichte eingenistet, daß selbst Perizonius seine buchstäb-

liche Wahrheit nicht in Zweifel zog und erst Beaufort die Lüge enthüllte; und diese ist so augenscheinlich, daß nun auch niemand es wagen wird sie vertreten zu wollen.

M. Fabius Ambustus, Consulartribun im Jahr 374, hatte zwei Töchter, deren eine mit Ser. Sulpicius, Consulartribun im Jahr 378, die andere mit dem Plebejer C. Licinius Stolo verheirathet war. Nun wird erzählt: auf einem Besuch im Hause der Schwester sei die jüngere Fabia über dem Lärmen, womit die Lictoren, als Sulpicius vom Forum zurückkehrte, den Eintritt des Herrn ankündigten, erschrocken zusammengefahren, und von ihrer Schwester über eine Furcht verspottet worden, welche den niedrigen Stand verriethe, wohin sie ihre Hand vergeben habe. Diese Beleidigung habe sie bewogen, ihren Mann und selbst ihren Vater zu verführen, daß sie ihr gelobten, nicht zu ruhen, bis ähnlicher Glanz auch ihr Haus schmücke. Den aber hätte diese Fabia doch im Hause des Vaters kennen müssen, der vier Jahre früher das Consulartribunat bekleidet hatte: wie konnte er sie befremden? Was sie wünschte, war der Schwester nicht nachzustehen: also für ihren Mann das Consulartribunat. Hätte dieser nichts anderes gesucht, so konnte es dem Schwiegersohn des Ambustus, nach den Vorgängen der beiden nächsten Jahre wohl kaum entgehen. Die licinische Familie zählte schon drei Ahnenbilder. Ein C. Licinius Calvus war gerade im vorhergehenden Jahre 377 Consulartribun gewesen; freilich nicht der Volkstribun selbst, wodurch alle weitere Erörterung überflüssig wäre: denn jener Militartribun war hernach 382 Oberster der Ritter, während Stolo wie vorher und nachher das mit jenem Amt unvereinbare Volkstribunat bekleidete. So müßte man über die Erzählung hinausgehen, und annehmen, sie habe die Schwester verdunkeln wollen. Aber das Consulat war seit der Einnahme der Stadt gar nicht mehr zur Rede gekommen: seine Erreichung für die Plebejer war unter weit günstigeren Umständen entschieden vereitelt; dahin konnten sich die Wünsche einer eitlen Frau nicht richten; obwohl es dem kühnen und großen Mann als der Kranz der heftigsten Kämpfe auf Sieg oder Untergang entgegenglänzte.

C. Licinius, dessen Familienname Stolo sehr glaublich von der Sorgfalt hergeleitet wird, womit der erste, dem er gegeben ward, vielleicht er selbst, die Wurzelschosse um die Stämme ausgrub, war ohne Zweifel Nachkomme des C. Licinius, welcher 120 Jahre vorher sich unter den ersten Volkstribunen findet. Das große Ansehen seines Geschlechts zeigte sich im Erfolg ihrer Bewerbung um das Consulartribunat. Daß der Tribun sehr reich war, zeigt sein großer Landbesitz, wie denn die Licinier nachher die reichsten unter allen Römern waren. Die Gesetze tragen seinen Namen: die Tradition deutet auf ihn, als den, der die Hitze des Kampfs getragen habe: und so mögen wir Licinius als die Seele der Unternehmung betrachten, obwohl sein Genosse L. Sextius vor ihm den Lohn der Ehre empfieng. Ihre Gesetzgebung umfaßte alles, was der Republik Noth that. Auf den alten Grundfesten der Verfassung, ohne Gewohnheiten und Herkommen zu stören, errichteten sie durch eine einzige Bestimmung eine Ordnung, welche sogleich die Willkür und Uebermacht der Herrschenden abschaffte, dem Volk seine Freiheiten gewährte und sicherte, den jährlich erneuerten Hader verbannte, und auf das Ziel der Vollendung, von dem sie freilich noch entfernt war, von Stufe zu Stufe unwiderstehlich, aber immer aufgehalten, fortschreitend, die glückliche Jugend der Ausbildung noch eine geraume Zeit erhielt. Ein zweites Gesetz entzog der Oligarchie den ausschließenden Gewinn vom gemeinen Gut, und verwandelte es zu einer allgemeinen Quelle des Wohlstandes aller Bürger; ein drittes suchte der gegenwärtigen Noth abzuhelfen, und die Folgen der bisherigen Härte zu tilgen. Auf solche Weise das Uebel in seinem Grunde zu heilen, unternahmen sie, als die Gemeinde so wenig Willen für ihr eignes Wohl hatte, daß ihre sämmtlichen Collegen ihnen widerstanden, wornach zu vermuthen ist, daß ihre Anträge, wenn sie an die Tribus zur Abstimmung gelangt wären, auch dort verworfen sein würden. In jener Zeit der Verwirrung der Censusbücher mögen die Censoren viele Unbefugte in die Tribus eingeschrieben haben: doch die Zahl der den Machthabern Ergebenen kann nicht groß gewesen sein; fünfundsiebzig seit dem Decemvirat verfloßne Jahre müssen viele der damals in die Plebs gebrachten Hörigen durch das Aussterben der Häuser ihrer Patrone selbständig gemacht haben; und die vorherrschende Abhängigkeit war Folge eines gegenwärtigen leidigen Zwangs oder dumpfer Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit. Anfangs, als die Anträge ein eitler Versuch schienen, der so wenig als frühere zum Ziel führen könnte, leicht aber ihre Urheber ins Verderben bringen möchte, glaubten sehr viele von den unerwarteten Umständen doch den Vortheil ziehen zu können, größern Glimpf bei ihren Schuldherren, Gunst bei andern Mächtigen zu finden, wenn sie sich wider die erklärten, welche die gemeine Sache des Standes vertraten; andere wurden durch Drohungen, das strenge Recht wider sie anzu-

wenden oder Vortheile zu entziehen, in Furcht gesetzt. Aber die Reformatoren konnten berechnen, daß das Verhältniß sich mit jeder Wiedererwählung günstiger stellen müsse; daß die Meinung, der Erfolg sei doch möglich, die nur Gleichgültigen; die Vermehrung ihrer Partei und Macht auch einen Theil der Aengstlichen herüberführen, und daß endlich, wenn man sich allgemein sage, es werde gewiß gelingen, auch die Abhängigen und Bedrückten Muth fassen würden, den Unwillen ihrer Schuldherren zu reizen, um ihrer Gewalt zu entkommen: zumal da die Tribunen ihnen gewiß Beistand verhießen.

Ein sehr günstiger Umstand, verglichen mit den Zeiten vor der Einnahme der Stadt, war die Trennung von Latium, Hernikern und Volskern. Die Herrschaft hatte jetzt weder eine unterthänige Landschaft, welche sie aufbieten, noch Eidgenossen, welche sie mahnen konnte, mit gewaffneter Hand wider die Gemeinde zu ziehen. Die Orte waren im Besitz der Unabhängigkeit, womit einst der Beistand des gemeinen Latium erkauft war, und der Wunsch, daß Rom seine frühere Macht nicht wieder erlangen möge, mußte entscheiden, jeden Antrag abzulehnen, wenn er durch lockende Bedingungen hätte empfohlen sein können. Aber ohne solche Hülfe konnten die Patricier nicht mit Bürgerkrieg drohen: die Clienten hatten durch ihre Mischung mit den Plebejern aufgehört, ein blindes und bereites Werkzeug zu sein. So war es doch muthig und nicht verwegen, daß C. Licinius und L. Sextius ihr großes Werk antraten: vielmehr konnten sie, soweit menschliche Voraussicht reicht, des endlichen Siegs gewiß sein, wenn sie anfangs nur genug wider die Furchtsamen vermochten, um allen Drohungen zum Trotz, wiedererwählt zu werden.

Das erste licinische Gesetz verordnete, daß hinfort nicht mehr Militartribunen, sondern Consuln erwählt werden sollten, aus den Geschlechtern und der Gemeinde[1]): einer müsse nothwendig aus dieser ernannt werden. Ohne diese Bestimmung erneuerte sich alljährlich das Bestreben der Patricier, das anerkannte Recht in der Ausübung zu vereiteln; die bösen Künste, um dies bei der Wahl zu erlangen, dauerten fort, und damit Erbitterung: es ward kein Friede.

Die Decemviralverfassung hätte, wie man glauben möchte, am vollkommensten dahin führen können: mehrere Gründe konnten entscheiden, diese auf immer abzustellen. Die Sonderung der Censur von der städischen Prätur hätte doch erhalten bleiben müssen, da man eingesehen, welche unmäßige Gewalt aus ihrer Vereinigung entstand. Es war nicht vergessen, wie die Untreue einzelner durch schnöde Willkür verführter Plebejer eine tyrannische Majorität im Collegium gebildet hatte. Nun hätte zwar jetzt das Volkstribunat geschützt: aber der einzelne Consul gab eine sichrere Bürgschaft. Für den Kriegsbefehl hatte die gleiche Gewalt mehrerer Consulartribunen öfter sehr schlimme Folgen gehabt, und wenn in Gefahr die Uebertragung desselben an einen Alleinherrscher eine gewohnte Zuflucht war, so mußte für gewöhnliche Zeiten die Verfassung, welche der königlichen am nächsten stand, dem Volkssinn am meisten zusagen, wofern ihr gewehrt war, daß sie nicht tyrannisch werde. Endlich würden die Patricier einer Ordnung, welche die Theilung der Gewalten folgerecht über alle Zweige festsetzte, und sogleich dahin führte, wohin die Republik erst ein Menschenalter später gelangte, noch viel unbiegsamer widerstanden haben, als dem Antrag, dessen Unbestimmtheit zuließ, dem Consulat Grenzen zu setzen, und einen Theil seiner ursprünglichen Attribute ihrem Stande vorzubehalten. Das war Gewinn gegen nothwendige und gleiche Theilung der Stellen des Militartribunats nach den Attributen, welche durch das Verkommniß von 350 festgesetzt waren, deren Einräumung nicht hätte abgewehrt werden können, und der höhere Glanz des Consulats war nichts Unbedeutendes. Manche von ihnen, wenn sie auch nicht mehr den Aberglauben einer ausschließlichen Befugniß ihres Standes für die Auspicien hegten, konnten mit der Ehrlichkeit eines von Kindesbeinen gehegten Vorurtheils bereit sein, lieber den Untergang des Staates zu wagen, als die Annahme der Reform nachzugeben, welche herstellte, was sogar schon förmliches Recht gewesen war: edle Männer, wohlwollend und unfähig, die Gewalt zu mißbrauchen, deren sündliche Handhabung durch die ihrigen sie nicht leugneten. Nicht weniger redlich konnten auch solche Plebejer, die für sich oder die Ihrigen nähere oder fernere Vortheile von dieser Besserung erwarteten, mit klarem Bewußtsein, daß sie der Republik unentbehrlich sei, bereit sein, Gut und Blut an ihren Erfolg zu geben. Oft bewährt unwidersprechlich nur die Erfahrung die Weisheit eines Gesetzes. Livius läßt dem Tribun scheinbar treffend einwenden: wenn der größte Mann des Zeitalters, in der dringendsten Gefahr zum Heil des Vaterlandes um das Consulat werbend, ein Patricier wäre, — sein Appius konnte nur Camillus nennen, wir denken füglicher an den großen Scipio, — wenn er mit verdienten Patriciern und einem einzigen nichtswürdigen plebejischen Dema-

gegen die Magistratur suchte, ob es alsdann nicht unsinnig sei, daß er seiner Erwählung ungewiß sein, vielleicht sie verfehlen müsse, während der Plebejer sie müßig erwarten könne?

Der Geschichtschreiber hätte eine solche Einwendung nicht unerwiedert hinstellen sollen, weil er Leser erwarten konnte, welche das willkürlich oder nachläßig Unerwiederte für unwiderleglich hielten. Er hätte Licinius die Antwort leihen müssen: in Rom würden aus beiden Ständen noch lange nur im Krieg erprobte Männer sich um das Consulat bewerben dürfen: des größten Feldherrn plebejischer Mitbewerber werde dem patricischen nicht nachstehen, wenn auch beide seiner Größe sich nicht vergleichen könnten. Aber auch ein Plebejer könne eben so wohl dieser Held seiner Zeit sein, wenn ihm nur nicht das belebende Sonnenlicht freier Obermacht entzogen würde: und einen solchen wollten die Patricier der Republik ganz rauben, ihn nur dienstbar dulden, ob ein patricischer Consul die Geneigtheit haben möchte, ihn zu befragen und zu hören. Auch wäre die getadelte Bestimmung nur wegen der Erfahrung unverbesserlicher Treulosigkeit nothwendig. Hätte einmal der erste Stand sich gewöhnt, redlich zu handeln, dann möchte die Wahl der Würdigsten ohne alle Beschränkungen des Standes das Bessere sein, obgleich keine freie Verfassung den Buchstaben entbehren könne. Wer aber dürfte jetzt an die gute Treue der Patricier glauben? Glücklich die Republik, wenn auch der heilig beschworne, ängstlich abgewogene Buchstabe dieses Gesetzes gegen dreiste Verletzung sicher sein würde! Wäre einst der alte ständische Geist in allgemeine Vaterlandsliebe aufgelöst; kämen dann prüfende Tage des Unglücks; dann könne der bessere Enkel für eine Zeit die Fesseln des Gesetzes lösen. Eine Niederlage sei minder verderblich, als Knechtschaft, und verkrüppelnde Einzwängung des lebensvollen Körpers. Woher aber diese dunklen Besorgnisse plebejischer Unfähigkeit und Untugend? Doch nicht aus der Erfahrung; denn in dem einzigen Zeitraum, wo es den Patriciern nicht gelungen sei, sie von der Führung der Heere auszuschließen, hätten plebejische Consulartribunen auf dem nämlichen Boden gesiegt, der durch die verschuldete Niederlage ihrer patricischen Vorgänger traurig geworden war. Wer bei Alia dem Heere geboten habe? Und im schlimmsten Fall biete die Verfassung selbst die Rettung dar: durch die Dictatur, welche an keinen Stand gebunden sein dürfe. Denn auch aus den Plebejern würden Männer erstehen, die als Dictatoren ihr Vaterland retten, es nicht bedrohen, noch Waffen, die für den Feind bestimmt waren, gegen die Bürger wenden würden.

Weise habe der Staat von Alters her ganze Gemeinden zu Römern erhoben, um eine Bürgerschaft zu einer großen Nation zu erweitern. Für höhere Zwecke, als seit der patricischen Alleinherrschaft gefaßt wären, werde eine weit größere Ausdehnung dieses Systems nothwendig sein. Könne man denn aber die aufgenommenen Völker an das neue Vaterland mit Liebe binden, wenn ihrem Ritterstand alle Ehren versagt würden? Und wenn, wie schon patricische Geschlechter ausgestorben wären, ihre Zahl fortdauernd abnähme, wenn man die Plebejer gewaltsam von allem edlen Emporstreben abhielte, ihre Reichen zum Gelderwerb als Beschäftigung hinwiese, die Erneuerung des ersten Standes durch reinitalische edle Geschlechter hindere, wenn aufgenommene Freigelassene den Stamm der Nation verfälschten, dürfe dann das Maß der Geistesgröße und Tugend der noch übrigen Patricier den Beruf der Republik bestimmen? Jede Erfahrung lehre, daß Oligarchien nicht schleuniger an Zahl als an geistiger Kraft ausstürben. Aller Segen zukünftiger Größe, den die Götter in die Augurien der Stadt, bei ihrer Geburt und der Gründung des Capitols, gelegt, würde dann auf ewig untergehen. Dies möge dem gleichgültig scheinen, dem Herrschaft und Bereicherung in seinen Tagen genüge; aber wie wolle man verhindern, daß, wie es so vielen griechischen Republiken geschehen sei, eine halb ausgestorbene und immer mehr tyrannische Oligarchie durch eine blutige Demokratie oder einen Tyrannen vertilgt werde? Vielleicht würde diese Revolution sehr nahe sein. Schon lange leide und sieche der Staat, weil er in einem unnatürlichen Zustande lebe. Befreit von diesem, einträchtig in sich, gestählt durch die Kraft, wodurch er sein persönliches Leben hergestellt haben werde, sei er zu jeder Größe berufen.

Dies Alles hätte Licinius, ohne den Geist der Weissagung zu haben, sagen können: so mußte Livius aus seiner Seele reden, wenn er hier redende Erörterung angemessen fand. Denn die spätere Geschichte Roms bewährt, daß neben unendlichem Segen auch kein einziger Nachtheil aus diesem Gesetz entstanden ist. Plebejer waren die Decier, die sich als Sühnopfer für das ganze Volk hingaben[2]): es waren Plebejer, welche Pyrrhus erst aufhielten, dann besiegten: ein Plebejer unterwarf die Gallier Italiens: derselbe hemmte Hannibals Siege: ein Plebejer vertilgte die Cimbern und Teutonen, der bäuerische Feldherr aus der Instenhütte[3]): ein plebejischer Consul rettete Rom

gegen die Verschwornen Catilinas: Plebejer waren die Catonen, die Gracchen, und Brutus. Scipio der Große allerdings war Patricier, und er ragt über seiner Nation hervor, wie Hannibal über allen Völkern. Die Aemilier, die Valerier, die Sulpicier, die Fabier, noch neben den Scipionen andere Familien der Cornelier, zählten Männer, die zu den ersten der Republik gehörten. Ihre Bilder stehen friedlich neben denen der großen Plebejer: auf den Thaten eines jeden erhob sich der andere zu neuen Höhen. Alle entarteten allmählig im Besitz der Uebermacht und in der Gewalt des seelenbeherrschenden Reichthums. Aber die Municipien verjüngten das Volk mit neuen Familien: die Patricier, mit Ausnahme weniger Geschlechter, die um so schöner glänzen, verdarben so tief, wie es die Verschwörung des Catilina zeigt, deren Häupter, er selbst, Lentulus und Cethegus, alle Patricier waren: daher Cornelius Severus sie mit dem schrecklichen Namen des patricischen Verbrechens bezeichnet[4]).

Die zweite Rogation enthielt das licinische Ackergesetz. Dieses wird viel häufiger erwähnt als das Gesetz, wodurch Licinius der Plebes die Theilnahme am Consulat erwarb, aber namentlich angeführt nur als Quelle der Beschränkung des Besitzes vom gemeinen Feld auf fünfhundert Jugern. Daß diese nicht das Eigenthum betraf, sondern den Ager publicus, — dieses anzuerkennen, mußten sich vormals eben die sträuben, denen klarer Begriff Bedürfniß ist, obwohl sie nicht leugnen konnten, daß das sempronische Gesetz, welches ganz unleugbar diese vormals räthselhaften Ländereien betraf, das licinische nur in milderer Form erneuerte. Jetzt da das Wesen jenes Besitzes erklärt und außer Zweifel ist, wird man nicht bestreiten, daß Livius, wenn er in seinem Bericht vom licinischen Ackergesetz das gemeine Land nicht nennt, dessen Gegenstand dadurch hinreichend bezeichnet, daß er das Wort besitzen wählte[5]), wofern es für einen Römer auch damals noch sich nicht von selbst verstanden hätte, daß ein Ackergesetz nur den Ager publicus betreffen konnte.

Aber diese Verordnung ist nothwendig nur eine aus vielen, zum Theil nicht minder folgereichen, und dieses Gesetz die Grundlage des späteren agrarischen Rechts gewesen, wie es auch vorübergehende, nur die Gegenwart betreffende Bestimmungen enthalten haben muß. Mehrere von jenen Hauptpuncten lassen sich in dem, was nachher rechtlich galt, erkennen, und ich glaube den wesentlichsten Inhalt beider Theile in folgenden Hauptstücken entwerfen zu können.

Das Gemeinland des römischen Volks soll in seinen Grenzen bestimmt werden. Grundstücke, welche Privatpersonen davon usurpirt haben, sollen der Republik vindicirt: die, deren Eigenthum streitig ist, verkauft werden, damit das Recht unter Privatpersonen entscheide.

Jeder Besitz, der nicht größer ist, als dieses Gesetz gestattet, nicht gewaltthätig, nicht verstohlen, nicht geliehen, soll gegen jeden Dritten geschützt sein.

Jeder römische Bürger soll berechtigt sein, neu erworbenes Gemeinland, wenn es nicht im Besitz der alten Eigenthümer gelassen, noch der Gemeinde zum Eigenthum vertheilt, oder eine Colonie darauf gegründet wird, für seinen Antheil durch Besitz zu nutzen, sofern er das Maß nicht überschreitet, welches dieses Gesetz bestimmt[6]).

Niemand darf vom Gemeinland an Bau- und Baumland mehr als fünfhundert Jugern besitzen, noch auf der Gemeinweide mehr als hundert Häupter großes, und fünfhundert Stück kleines Vieh grasen lassen. Wer dagegen handelt, den sollen die Aedilen vor dem Volke auf eine Geldstrafe belangen; er soll das Landmaß, welches er gesetzwidrig besaß, verbrochen haben. Ebenso diejenigen, welche ihre Triften unerlaubt erweitern[7]).

Die Besitzer des Gemeinlandes sollen an die Republik vom Acker den zehnten Scheffel, von Baumpflanzungen und Weinbergen den fünften des Ertrages entrichten: von jedem Haupt großes, von jedem Stück kleines Vieh, welches sie auf der Gemeinweide halten, ein bestimmtes jährliches Grasgeld zahlen[8]).

Die Censoren sollen die dem römischen Volk vom Gemeinland vorbehaltene jährliche Abgabe jedesmal auf ein Lustrum an den Meistbietenden verkaufen. Die Finanzpächter sollen der Republik Sicherheit für die Erfüllung ihrer Verpflichtungen stellen. Bei unvorhergesehenen Unglücksfällen mag der Senat ihnen Erlaß an der schuldigen Summe gestatten. Der Ertrag soll zur Zahlung des Solds an die Armee verwandt werden.

Die Finanzpächter sollen sich mit den Besitzern über den Antheil einigen, den sie, von wegen des Staats, vom Ertrag ihres Besitzes zu fordern berechtigt sind. Kein Vieh darf, ohne bei ihnen verzeichnet zu sein und Hutgeld gezahlt zu haben, auf die Gemeinweide getrieben werden: was so der Abgabe entzogen wird, verfällt der Republik.

Die Besitzer des Gemeinlandes sind verpflichtet, in einem bestimmten Verhältniß zum Umfang ihres Besitzes Freie als Feldarbeiter zu gebrauchen.

Soweit waren die Bestimmungen des Gesetzes, welche sich entdecken lassen, allgemeinen und dauernden Inhalts. Das folgende war Verfügung in Hinsicht der Gegenwart.

Was Einzelne gegenwärtig über fünfhundert Jugern Acker und Pflanzung vom Gemeinland besitzen, soll allen Plebejern in Loosen von sieben Jugern zum Eigenthum angewiesen werden.

Zur Ausführung dieses Gesetzes sollen Triumviren erwählt werden [9].

Es soll als ewiges Verkommniß von beiden Ständen beschworen werden.

Wem die an seinem Ort entwickelten Verhältnisse des römischen Gemeinlandes klar geworden sind, für den bedarf es jetzt so wenig einer Rechtfertigung des licinischen Ackergesetzes, als der Volkstribun vor seinen Zuhörern eine weitläufige Entwickelung des Rechts und der Vortheile nöthig finden konnte. Die Billigkeit ist wahrscheinlich damals wie später bestritten worden, und auch hier, wie bei einer scheinbar frei angenommenen Verminderung der Zinsen von der Staatsschuld, mußte das allgemein Heilbringende Einzelne unangenehm treffen. Hat aber ein Patricier sich auf alte ausschließende Ansprüche berufen, so wird ihm der Tribun erwiedert haben, daß Geschlechter und Genossame seit der Gesetzgebung des Decemvirats, eine einige römische Bürgerschaft bildeten: daß der plebejische Stand seit seiner Bildung ursprüngliches Recht auf Assignation habe, welches ohne Zwang ihm nie erfüllt worden; daß er es sei, welcher in den Legionen die Schlachten der Republik kämpfe. Er wird selbst den Habsüchtigen ermahnt haben, zu erwägen, wie vielfacher anderer Erwerb, ja anderer Landbesitz, den das Gesetz nicht beschränke, sich eröffne, sobald die Republik, bei innerer Gesundheit, bei Wohlhabenheit des Volks und unversiegenden Finanzen, sich erobernd ausbreiten könne. Er hat sagen können, der Staat müsse auf eine zahllose Menge kleiner eigenthümlicher Bauergüter gegründet, durch größere Besitzungen der edlen Familien geschmückt werden. Man mag es betrauern, daß Tib. Gracchus, wähnend, die Vornehmsten in der Republik würden sich nimmermehr gegen Beschämung verstocken, gleich den Niedrigsten, nur ihre Habsucht im Auge zu haben, Recht, Billigkeit und allgemeines Heil zu verachten, ein ganz in das Leben des entarteten Staats verwachsenes Uebel zu heilen wagte; man kann zugeben, daß ohne den Irrthum der edlen Seele die Erschütterungen vielleicht nicht eintraten, aus denen, nach unsäglichen Leiden und mit Zerstörung herrlicher Güter, zuletzt ein Zustand hervorgieng, der noch schlimmer war als die Oligarchie, die, als Gracchus einzugreifen suchte, ihrer Vollendung entgegenreifte. Aber Niemand kann leugnen, daß die Ausartung, bei der die ererbte Verfassung nicht fortbestehen konnte, nicht eingetreten sein, daß Rom sich nicht in wenige tausend Reiche und eine zahllose Menge Lumpen geschieden haben würde, wenn das licinische Ackergesetz beobachtet wäre. Wie sich dies ohne mögliche Täuschung noch jetzt erkennen läßt, so konnte C. Licinius, ohne die Gabe der Prophezeiung, aber mit einer Gewißheit, als wäre sie ihm geschenkt, verkündigen, welchen Segen sein Gesetz, so lange es beobachtet werde, bringen; in welchen Abgrund die Republik versinken würde, wenn die Habsucht unaufgehalten schalte: und so die Gemeinde beschwören, sich um seine Rogationen nicht betrügen zu lassen.

Glücklich der Staat, wo durch ein licinisches Gesetz die Herstellung einer Nation freier Landleute, wenn auch nur für ein Jahrhundert, gesetzmäßig möglich war! Da in Griechenland jede Ackervertheilung, gebilligt von den Philosophen, selbst wie Timoleon sie als ein unvermeidliches Uebel ausführte, ein neues Eigenthum hinstellte, welches nie wahre Festigkeit erhielt.

Als Pabst Leo IV. — den die Römer der besten Jahrhunderte als echten Mitbürger anerkannt, und ihn würdig gefunden haben würden, das Pomörium zu erweitern — zu Portus eine Colonie gründete, um die Stadt gegen die Saracenen zu schützen, hat er ihr nicht nur Ländereien des römischen Stuhls und Klostergüter, sondern sogar Privatgrundstücke eingeräumt. Er liebte das Vaterland mehr, sagt sein Geschichtschreiber, und die Erhaltung des ihm vertrauten Volks, als hinfällige Güter, deren geizige Behauptung Vielen das Leben und die geliebten Güter selbst gekostet hat.

Die dritte licinische Rogation verfügte, daß vom Capital der Schulden der Betrag der bisher erlegten Zinsen abgezogen, und der Ueberrest in dreijährigen Terminen zu gleichen Theilen abgezahlt werden solle. Diese beugte allerdings das Recht: doch weder mehr noch minder, als es geschah, da Sully die Wucherzinsen, welche der Staat den Traitans von ihren in der Zeit der Ligue dargeliehenen Geldern gezahlt hatte, von dieser Schuld kürzte, und das Uebrige auf billige und übliche Zinsen setzte: — die jetzt für äußerst hoch gelten würden. War sie tadelnswürdig? war sie wohlthätig oder schädlich? Die moralische Beurtheilung vergangener Zeiten darf nicht von den uns gewöhnlichen Ansichten ausgehen, sondern von einer Kenntniß dessen, was nach dem Gefühl

des Zeitalters der Handlung löblich oder wenigstens erlaubt war. Das Alterthum haßte und verdammte den Zinshandel fast so sehr als die alte christliche Kirche, oder der Islam, und häufige Beispiele machten vertraut mit dem Gedanken, daß der Staat sich in die Verhältnisse der Schuldner und Gläubiger mischen dürfe. Doch war der Urheber solcher Gesetze nur dann vollkommen gerechtfertigt, wenn er selbst, und nicht in geringem Maß, durch die von ihm ausgehenden Beschlüsse verlor: entzog er sich ihren Schlägen, so war er fast so verworfen, als wenn ihm Vortheil daraus entstand. Daß C. Licinius sich aufgeopfert hätte, wie Solon, ist freilich nicht glaublich von dem, den Habsucht verleitete, sein eignes Gesetz über das Maß des Landbesitzes zu übertreten: daß er aber wie die Freunde von Solon und Kleomenes gesündigt haben sollte, ist gewiß nicht denkbar. Man würde nicht über das schwerere Vergehen schweigen, da jene Uebertretung so oft gerügt wird; dies Stillschweigen und jener Reichthum an Landbesitz beweisen, daß eine solche Makel sicher nicht auf ihm haftete. Wen Verschuldung belastete, den hätte das römische Volk nicht zu seinem Fürsprecher gewählt. Sie war eine Unehre, wie sie damals zur Knechtschaft und auch nach dem pötelischen Gesetz zur bürgerlichen Ehrlosigkeit führen konnte. Ueberhaupt vertraute sich die römische Nation nur wohlhabenden und wohlbehaltenen Männern; auch die Armuth des großen, keinem Schein dienenden Mannes ist in dem bedürfnißlosen Süden wohlhabend genug. Curius und Fabricius mangelte nichts.

Jeder Eingriff eines neuern Staats in die Schuldrechte verletzt neben solchen, die den Verlust verschmerzen können, auch solche, und fast in noch größerer Zahl, die es nicht vermögen, beraubt Wittwen und Waisen, wenn sie dem verschuldeten Eigenthümer großer Besitzungen helfen will. Das geschah zu Rom nicht: denn die Art und der Umfang der Verschuldung in der alten römischen Republik sind den Verhältnissen, woran wir gewöhnt sind, ganz unähnlich. Zum Gewinn und zu Speculationen borgte nur der Kaufmann auf Bodmerei, und Rom war keine Handelsstadt. Der Landwirth verbesserte sein Feld, soweit seine und der Seinigen Arbeit reichte. Der Kaufschilling von liegenden Gründen ward baar bezahlt, und wenn mehreren ein Grundstück durch Erbschaft zufiel, so blieb es in gemeinschaftlichem Besitz, wenn es nicht in der Substanz getheilt werden konnte. Die Schulden, welche das licinische Gesetz betraf, waren also, was bei uns ein kleiner Theil der ganzen Schuldenmasse ist, nur aus Noth und aus einer bedauernswerthen entstanden: denn Verschwendung war noch ganz unbekannt. Sie glichen in ihrer ganzen Beschaffenheit den Wechselschulden, und wucherischen, auf welche nur Aberglaube der Legalität gesetzlichen Schutz ausdehnen mag. Die Gesetze über den Bankerott begünstigen die Erhaltung einiges Vermögens: bei Sequestrationen von Rittergütern wird auch der gewissenlose Verschwender freigebig behandelt: das licinische Gesetz bewahrte die persönliche Freiheit, und erhielt der Republik Bürger, die sonst über die Grenze verkauft wären, wenigstens in Noth und Elend verkommen. So hatte auch die Kürzung der gezahlten Zinsen keineswegs die Folge, welche von einem ähnlichen Gesetz bei uns unzertrennlich sein würde, daß mancher der Schuldner das ganze Capital wegrechnen konnte. So alte Schulden gab es gar nicht, wie hoch auch die Zinsen. Ich werde bei der Untersuchung des Unzialzinsfußes zeigen, daß das gewöhnliche Zeitmaß eines Darleihens vor Alters das zehnmonatliche Jahr gewesen sein muß, nach dessen Ablauf der Schuldner, wenn ihm eigene Mittel fehlten, sich einen neuen Gläubiger, natürlich oft für Capital und Zinsen, suchen, oder sich mit dem ersten Zinsherrn vereinigen mußte. Demnach war der Verlust des Gläubigers am Capital in den meisten Fällen nicht sehr groß: waren die Zinsen aufgeschlagen, so wurden sie ohne Zweifel getilgt, aber dann blieb das Capital ungeschmälert: die von zwei Jahren giengen allerdings bei der Abzahlung verloren, denn ohne Zinsen wird die Rückzahlung geschehen sein, wie die der *dos*, welche auch auf drei Jahre vertheilt war, und wie diese cyclisch waren, so auch ohne Zweifel diese tribunicischen Fristen. Auffallend ist es, daß die Tribunen weder die Härte des alten Schuldrechts milderten, noch Wuchergesetze herstellten.

C. Licinius und L. Sextius promulgirten die Rogationen unter den Consulartribunen des Jahres 378, in welchem sie vier Tage vor den Iden des Decembers ihr Amt antraten, während jene ihre Magistratur bis an die Kalenden des Quinctilis bekleideten. Auf's Neue war den Patriciern Alles daran gelegen, daß die Annahme im Concilium der Gemeinde gehindert werde, damit nicht die verweigerte Genehmigung von Räth und Bürgern zur äußersten Entscheidung, zu Secession und Aufstand führe. Damit die Rogationen jene erste Stufe zur Gesetzkraft, von wo sie dem Senat vorgelegt wurden, nicht erreichten, gewannen die Herrscher die sämmtlichen acht Collegen der

beiden Tribunen, vielleicht sehr rechtliche, besorgte Männer, die Abstimmung zu hindern. Daher untersagten sie die Verlesung, welche der Abstimmung vorhergehen mußte. Verlesen vor der Volksgemeinde konnte nur ein Schreiber, über dessen Ungehorsam nach der Willkür des widersprechenden Volkstribun Todesstrafe verhängt war: und allerdings zerstörte in dem letzten Zeitalter der Republik C. Cornelius die Kraft der Intercession, indem er selbst, als sein Diener dem Verbot weichen mußte, den Entwurf eines Gesetzes verlas.

Der Gemeinde konnte kein Tribun sie verwehren: er war nur ihr Repräsentant, auch seinem Collegen nichts unmittelbar untersagen; aber bis zu dem Augenblick, in dem sich die Tribus absonderten, konnte er die Abstimmung bei jedem den Dienern zukommenden Geschäft, welches vorher vollendet sein mußte, stören und unmöglich machen.

Also unüberwindlich gehindert, und nicht keck wie Cornelius, waren die Urheber der Gesetze ihrer Gegner Spott. Aber sie empfanden das nicht kleinmüthig: als das Jahr ablief, und der Tag kam, die Militartribunen des folgenden zu ernennen, verwehrten sie die Wahl.

Während fünf Jahren, so lange der Kampf anhielt, erneuerten sie diesen Widerspruch, so oft die Magistratur ihr Ende erreicht hatte; in diesem Zeitraume sind nur vier Collegien von Militartribunen gewesen, und die zwischen je zweien ohne erwählte Obrigkeit verflossenen Zeiten zusammengenommen in den Fasten als ein volles Jahr betrachtet worden. In diesen Zwischenzeiten standen Interregen der Republik vor, unter denen die im Alterthume so wenig beschäftigte innere Verwaltung fortgieng: der Interrex hatte Jurisdiction; aber sicher duldeten die Tribunen keines einzigen Rechtsspruchs Vollziehung, wodurch eines Plebejers Freiheit gekränkt ward. Sie hätten auch die Patricier hindern können, zusammenzutreten, um diese Magistrate zu ernennen; daß sie es geschehen ließen, zeigt Glimpf und Mäßigung. Und wenn es wirklich Noth that, den Nachbaren Macht entgegenzustellen, so schwieg ihr Widerspruch, und consularische Tribunen wurden erwählt. Inzwischen ward ihr Amt von Jahr zu Jahr erneuert; und wenn auch der Einfluß der Geschlechter die Opposition durch Wiedererwählung, oder die Ernennung anderer Anhänger erhalten konnte, bei dem fortwährenden Ringen beider Parteien gewann die der plebejischen Freiheit immer mehr Grund: Freunde der licinischen Gesetze wurden zu Tribunen erwählt, und die Zahl und die Entschlossenheit der Widersacher nahmen in gleichem Verhältnisse ab. Schon in ihrem dritten [10]) Tribunat 380—381 bildeten nur noch fünf, und diese verlegen und kleinlaut, die Opposition. Bei der folgenden Wahl scheint endlich das ganze Collegium gleichgesinnt gewesen zu sein. Das sagt auch Livius am Anfange der Erzählung von den Unruhen des Jahres 382 mit klaren Worten [11]); obwohl er wenige Zeilen nachher von dem Streite der Tribunen gegen ihre widersprechenden Collegen redet. Dies widerlegt aber der Anblick der Vorgänge. Gleich am Anfange des Jahres brachten die Volkstribunen die Annahme ihrer Gesetze zur Entscheidung, wie man eilt, wenn endlich ein unerträgliches Hinderniß entfernt ist, welches uns jahrelang gefesselt hatte. Der Senat aber kehrte zu den äußersten Mitteln der inneren Fehden zurück, welche, so lange ihnen tribunicische Intercession zu Gebote stand, entbehrlich gewesen waren.

Camillus ward zum Dictator ernannt, und begann an dem zur Abstimmung angekündigten Tage ein Heer zu conscribiren. Er befahl unter den härtesten Drohungen, daß die Gemeinde, welche schon angefangen hatte, zu stimmen, sich vom Forum entfernen solle: er gebot den Lictoren, Gewalt zu gebrauchen. Der Greis glaubte sich allmächtig, wie Cincinnatus gewesen war, mit den Schrecknissen einer längst vergangenen Zeit; ihm setzten die Volkstribunen ruhige Entschlossenheit entgegen. Sie promulgirten die Rogation, daß Camillus, wenn er als Dictator handle, in eine Mult von 500,000 Assen verfallen sein solle, oder verkündigten durch ein Edict, daß sie, kraft des junischen Plebiscits, jene Summe als Strafe wegen Störung der Gemeinde gegen Camillus, sobald er die Dictatur niedergelegt haben werde, einklagen würden. War jenes, so konnte die Gemeinde vor der dritten Nundine nichts beschließen, und auf's Neue hätte Camillus auch diese Abstimmung zu stören versuchen können: Edict oder Rogation mußte ihn eine sträfliche Verletzung der Majestät seines Amtes dünken. Aber die Dictatur besaß ihre Allmacht nur durch den freien und ehrerbietigen Gehorsam Aller, die den Einzelnen preisgab: so drohend mußte sich der Sturm erheben, daß Camillus den Ermahnungen aller Verständigen wich und abdankte.

[1]) Unsere Alten, vom Andenken an die Umwandlung der Verfassung in den freien Städten geleitet, faßten das Verhältniß der Patricier und Plebejer vollkommen richtig, und ganz anders als die

Gelehrten, ihre eignen Nachkommen und ihre fremden Zeitgenossen; so heißt es im Mainzer Livius z. B. bei dem Jahre 400, als Lucius Cornelius Scipio von den Geschlechten, und Marcus Popillius Lenas von der Gemeinde Bürgermeister waren.

2) Bauerngeschlecht war der Decier Stamm, plebejische Seelen
Waren sie nur: für Quiriten jedoch, und die sämmtliche Heerschaar,
Für die Verbündeten all, und für Latiums kämpfende Jugend,
Nahmen die Todtengötter sie hin, und Erde, die Mutter.
Denn ihr Werth war höher, wie Alles, was sie gerettet.
Juvenal VIII. v. 254–258.

3) Auch er war Arpiner, gewohnt auf Volskergebirgen
Tagelohn, ermüdet an fremdem Pfluge, zu fordern.
Blutend brach seine Scheitel alsdann den knotigen Rebstock,
Wenn er im Feld saumselig geschanzt mit zögerndem Beile.
Doch er ist's, der die Cimbern besteht, der die nahe Vertilgung
Wendet von uns: und allein er schirmet die bebende Hauptstadt.
Als zu dem Wahlplatz nun und der Cimbern Stätte die Raben
Flogen herbei, — nie nagten sie je so gewaltige Riesen —
Da schmückt minderer Lorbeer den hochgebornen Collegen.
Juvenal ebendas. v. 245–253.

4) *Patricium nefas.* Bei M. Seneca *Suasor.* 6

5) VI. 35. *ne quis plus D jugera agri possideret.* Th. 2. S. 161. Anm. 297.

6) Seit dem licinischen Gesetz ist die Benutzung der Domaine durch Plebejer unzweifelhaft, da C. Stolo selbst sein Gesetz überschritt. Und zugegeben, daß dies durch Kauf geschehen sein könne, und reiche Plebejer schon früher solche Ländereien auf diese Weise besitzen mochten: so war die Nobilität des gracchischen Zeitalters größtentheils plebejisch, und ihr Besitz gründete sich auf die Occupation ihrer Vorfahren.

7) Nichts ist bekannter als das Maß des Landbesitzes: wie die Hutgerechtigkeit beschränkt gewesen, meldet Appian (*de bell. civil. I.* 7). Die plebejischen Aedilen erscheinen als Ankläger vor dem Volk gegen gesetzwidrige Ackerbesitzer im Jahre 449 (454) mit Erfolg (Livius X. 13), wegen übermäßiger Weidebenutzung (derselbe X. 23. 47. XXXIII. 42. XXXV. 10. Ovidius *fast.* V. v. 283 ff.). Gewiß war auch M. Popillius Laenas Aedilis des Volks (VII. 16), als er den Urheber des Gesetzes überwies, daß er selbst, durch Emancipation seines Sohnes, ihm listig ausweichend entgegenhandle. Der Geldstrafen wird in allen Fällen gedacht. C. Licinius Stolo ward zu zehntausend Assen verurtheilt, weil er tausend Jugern besaß. Nicht daß jene Geldsumme, oder eine bestimmte für das Jugerum eine feste Strafe gewesen wäre: Veränderlichkeit nach erschwerenden oder mildernden Umständen ist der nothwendige Charakter einer irrogirten Mult. Daß aber übrigens nur der unerlaubte Besitz eingezogen, nicht auch der gesetzmäßige seinetwegen verwirkt ward, scheint durch die Milde der sempronischen Gesetzgebung bewiesen.

Fünfhundert Jugern, ungefähr 490 Magdeburger Morgen, sind nach heutigem Maß über 70 Rubbio, welches im *agro Romano* als eine *tenuta di grano* für ein ansehnliches Landgut gilt: dergleichen von Verwaltungen der todten Hand oder Intendanten an begünstigte Pächter zu 20 Scudi vom Rubbio überlassen werden; welches diesen *mercanti di campagna* einen gewaltigen Vortheil auf ihrem Betriebscapital abwirft. Von ausgezeichnet fruchtbarem Boden, wie z. B. das Thal von Aricia zum Flachsbau, tragen kleine Pachtungen dem Grundherrn 60 bis 70 Scudi vom Rubbio jährlich, und in dieser Art einträglich konnten die großen Gutsbesitzer durch ihre Clienten nutzen. Oelwälder und Weinberge sind noch viel einträglicher. Um zu schätzen, wie wenig das Gesetz den Reichthum und große Wirthschaften zu unterdrücken suchte, muß man den gesegneten Ertrag des Südens, die verkannte Fruchtbarkeit von Latium kennen, und erwägen, daß die 500 Jugern ganz in Ackerland oder Pflanzungen bestanden, indem die Gemeintrifft zur Weide diente. Dem Athenienser hätte dieser Besitz sehr groß und glänzend geschienen, da Alkibiades Familiengut weniger als 300 Plethren maß: noch nicht einmal 120 Jugern (Plato *Alcib. pr. p.* 123 c.). Ueberdies galt die Beschränkung durchaus nur für den Besitz, nicht für den Erwerb von Eigenthum, römischem und fremdem: dem waren keine Schranken gesetzt.

8) Es ist dargethan, daß die Abgabe schon geraume Zeit vor dem licinischen Gesetz hergestellt war; aber es ist anzunehmen, daß dieses ihre Einrichtung genau bestimmte, und unter die Aufsicht der plebejischen Obrigkeiten gestellt haben wird; also diese Verordnung, welche Appian *bell. civil.* I. 7 *p.* 10 erhalten hat, in demselben enthalten war. Von Baumfrüchten und Trauben konnte eine höhere Ertragssteuer erlegt werden, als vom Getraide, weil die Aussaat wegfällt und die Bestellung weniger

Mühe und Kosten erfordert, als bei Getraide und desgleichen; theils durch das so oft wiederholte Pflügen in der Brache, theils um das Unkraut zu vertilgen (*la terra nera*). Daher gibt der *mezzajuol* häufig drei von vier Eimern Wein, wenn er die Hälfte des Korns entrichtet. So steuerte auch Judäa den syrischen Königen von jenen Früchten die Hälfte, vom Korn den dritten Scheffel (1. Maccab. 10, 39). Der Zehnte war eine sehr geringe Steuer. Aegypten zahlte an die Pharaonen den Fünften (1. Mos. 47, 24, 26). Die Indier steuern von einem Viertheil bis zu drei Viertheilen, wo sie dann im letzten Fall immer das Saatkorn und oft Brodkorn von dem Generalpächter borgen müssen. Diese Ertragssteuern waren allenthalben in Asien die Quelle der unermeßlichen fürstlichen Schätze: daher erklären sich die Reichthümer Davids und Salomos, nämlich aus der Grundsteuer der fremden Völker. Karthago scheint von dem unterthänigen Afrika ein Viertheil des Ertrags erhoben zu haben: denn, als im ersten punischen Kriege den Städten der Tribut verdoppelt ward, ist vom Lande die Hälfte der Erndten an Getraide und Früchten gefordert worden (Polybius I. 72). Die Araber erhoben nur den Zehnten (die Aschera): eine außerordentliche Erleichterung für den von den byzantinischen Finanzen ausgesogenen Orient, der gewiß keine milderen Steuern entrichtete als jene syrischen; denn Rom erleichterte, so viel wir wissen, nur einmal der Lasten die eroberten Länder. So verschmerzten die Unterthanen der Khalifen leicht die bei der Eroberung geforderten Kriegssteuern; daher die Blüthe jener Länder bis ins zehnte Jahrhundert; nur dann war das Loos der Besiegten hart, wenn der Landesherr sein durch die Eroberung gewonnenes Eigenthumsrecht ausübte.

9) Eine außerordentliche Magistratur, ein Collegium von größerer oder geringerer Zahl, ward zur Ausführung eines jeden Ackergesetzes ernannt. Gewöhnlich waren es Triumvirn; und diese nehme ich auch hier um so mehr an, da Triumvirn zur Ordnung der Republik nach den licinischen Gesetzen eintraten: eben dies Geschäft der Ausführung des Ackergesetzes wird ihr vornehmstes gewesen sein. Die Decemvirn im Senatusconsult bei Dionysius: die Decemprimi, Cassius' Zeit vortrefflich angemessen, würden hieher nicht passen.

10) Nach Livius, wegen des Traums von fünfjähriger Anarchie, dem achten.

11) Livius VI. 38.

114. Das Leben der Deutschen im vorigen Jahrhundert. — Die reichsritterlichen Gebiete.

(*Cl. Th. Perthes*, Das deutsche Staatsleben [1845] S. 83—92.)

Einem Theile der deutschen Ritterschaft war es gelungen, sich mit Person und Gütern frei von landesherrlicher Gewalt zu halten und als des heiligen Reiches freie unmittelbare Ritterschaft nächst Gott nur den Kaiser als ihren Herrn anzuerkennen. Doch hatte die Großartigkeit ihrer Stellung ursprünglich nicht in diesem unmittelbaren Verhältniß zum Kaiser, sondern darin gelegen, daß die Ritter, wie ein altes Rechtsbuch sagt [1]), die Mauer waren wider alles böse Ding, das den Kaiser gefährdet und dem Reiche lästerlich ist. Als Schutz und Schirm des Reiches war der Reuteradel nach dem Ausdruck Ulrichs von Hutten eine große Stärk und Macht der deutschen Nation; stets bereit und stets begierig zum Kampfe brach er auf des Kaisers Ruf mit Knappen und Reisigen aus seinen Burgen auf, um mit dem Schwerte in der Hand die eigene Unabhängigkeit und des Reiches Ehre gegen die Ueberfälle Fremder und gegen fürstliche Eingriffe zu bewahren.

Die Reichsritter, wie die Ritter überhaupt, bildeten einen Kriegerstand und konnten deßhalb ihre Bedeutung nur erhalten, so lange sie ihre Kräfte für höhere als individuelle Interessen verwendeten. Als die Ritter immer seltener und endlich gar nicht mehr zum Reichsdienst entboten wurden, war die angeborne und wohlgeübte Kraft und die von den Ahnen ererbte Freude an den Waffen zu groß, um sich in Trägheit und leerer Eitelkeit zu verzehren. Die kriegerische Tüchtigkeit, die keine Gelegenheit fand, im Reichsdienste Ehre und Ruhm zu erwerben, machte sich auf ungeordneten Wegen in Rohheit und Gewaltthaten Bahn. Am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts brachten die Reichsritter ihr Leben noch wie früher in den Waffen hin, und waren, wie Ulrich von Hutten [2]) klagte, rauh und unfreundlich und hatten eine centaurische Härtigkeit an ihnen. Ihre Kriege waren nun Kriege im eigenen Interesse, waren Rachezüge

oder Räubereien, oder Mittel sich gegen Beides zu schützen. Hatte der Nachbar das Waidwerk über die Grenzen ausgedehnt, hatten seine Bauern das Vieh auf des Anderen Triften weiden lassen, so war der Grund zu langen und blutigen Raufereien gelegt; zeigte sich Aussicht, die Pfeffersäcke reichsstädtischer Kaufleute zu erbeuten, so war Veranlassung genug vorhanden, um derer von Nürnberg oder Cöln oder Augsburg Feind zu werden [3]. Tage und Nächte hindurch lagerten die Ritter als Straßenräuber, wie Kaiser Max sie bezeichnete, an den Handelswegen; wurden sie von den Städtern aufgespürt, so verloren sie als Placker und adelmäßige Taschenklopfer durch Henkershand ihr Leben [4], blieben sie Sieger über die Bürger, so nahmen sie ihnen nicht nur das Gut, sondern übten auch die rohesten Grausamkeiten an den reichsstädtischen Ballenbindern, ermordeten die Gefangenen oder hieben ihnen die Hände ab und ließen sie verstümmelt laufen. Rühmt doch Götz von Berlichingen als Zeichen besonderer Großmuth von sich selbst, er habe die Gefangenen niederknieen und sie ihre Hände auf den Stock legen lassen, als hätte er ihnen Kopf und Hände abhauen wollen; dann aber, setzt er hinzu, trat ich den Einen mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem Anderen eins an das Ohr, das war meine Strafe gegen ihnen und ließ sie also wieder von mir hingehen. Das Ehrlose und Verwildernde eines solchen Lebens trat den Rittern nicht vor die Seele; die Räuberei vielmehr erschien ihnen als eine männliche und herzhaftige Unfrommheit und hatten sie jedem Biedermanne jegliche Zusage mit Treuen und Glauben erfüllt, so hatten sie sich ungeachtet des Mordens, Brennens und Raubens gehalten, wie es einem Frommen, Ehrlichen von Adel gebührt, glaubten des göttlichen Beistandes in allen Fährlichkeiten gewiß zu sein und überließen sich getrost der göttlichen Gnad, Hülf und Barmherzigkeit.

Ein Kriegerstand, der seine Waffen ausschließlich im eigenen Interesse führte, konnte sich nur erhalten, so lange die Reichsgewalt durchaus jeder Kraft entbehrte und ihm selbst die alte ungebändigte Kraft und die kriegerische Ueberlegenheit über die anderen Stände verblieb. Die Ueberlegenheit aber der ritterlichen Waffenkunst gieng dem Feuergewehre gegenüber, das jeder handhaben konnte, unter; die Uebung der alten Künste und Kräfte hatte nun keine weitere Bedeutung; mit der Uebung verlor sich die hervorragende Kraft und mit dieser der hervorragende Muth. Da zugleich in der Erschlaffung, welche dem dreißigjährigen Kriege folgte, die Territorialgewalt stark genug ward, um Gewaltthaten zu verhindern, so büßte die Reichsritterschaft ihren alten kriegerischen Charakter völlig ein; sie war nicht mehr der Schirm des Reichs und die großartigste Seite ihrer Stellung war verschwunden; geblieben war nur die Unabhängigkeit von fürstlicher Gewalt in Beziehung auf Personen und Güter. In den letzten Jahrhunderten des Reiches erschienen daher die alten Krieger nur als größere Grundbesitzer, welche über ihre Bauern umfassendere Gewalt als andere Grundherren besaßen und selbst keinem Landesherren, sondern nur dem Kaiser untergeordnet waren.

Vom Niederrhein, von der Eifel und dem Hunsrück, vom Westerwald und Vogelsberg, vom Thüringer- und Böhmerwald zog sich durch das südliche Deutschland bis an die Alpen hin die zerstreute Menge ihrer kleinen Gebiete, mehr als Tausend an der Zahl. Hin und wieder saßen die kleinen Dynasten noch in den alten, von ihren Ahnen ererbten, auf den Höhen gelegenen Stammburgen; meistens aber hatte das spätere bequemere Geschlecht sich wohnliche Häuser unten in den Thälern nahe an Ortschaften gebaut. Rund umher lagen die herrschaftlichen Gärten und Waldungen, Wiesen und Aecker; zuweilen bevölkerten Städtchen oder Flecken mit Märkten und zunftgerechten Handwerkern, meistens nur einige Dörfer, Weiler und Mühlen die Gebiete, deren Umfang selten mehr, gewöhnlich weniger als einige Stunden betrug. Kleinere Güterstücke, Waldungen, Zehnten und Gefälle in den benachbarten Territorien traten zuweilen hinzu oder machten auch wohl, wie namentlich im rheinischen Ritterkreis, den Hauptbestandtheil des Vermögens aus.

Auf diesen Gütern saßen die Nachkommen des alten unmittelbaren Kriegerstandes und zehrten von dem Ruhme ihrer Vorfahren. Die Einen brachten als Landwirthe ihr Leben in der Bewirthschaftung des Grund und Bodens hin. Einfach, tüchtig, noch immer den Widerschein guter Gewohnheit und alter deutscher Weise bewahrend, waren sie unter ihren Bauern heimisch und blieben jeder geistigen Entwickelung entfremdet. Andere durch den Besuch der Universitäten, durch Reisen oder den Aufenthalt an fürstlichen Höfen gebildet, nahmen geistige Interessen mit auf das Land und gaben selbst zu der Klage Veranlassung, daß sie ihre Einkünfte in der Anlegung großer Bibliotheken und in anderen wissenschaftlichen Liebhabereien verschwendeten. Unter ihnen fanden sich Familien, welche Geist und Kraft genug bewahrt hatten, um Männer zu erzeugen, die, wie der Freiherr vom Stein, tief in das Geschick

Deutschlands eingreifen sollten. Die große Mehrzahl aber führte ein Leben anderer Art. Vom Dorfschreiber nothdürftig im Lesen und Schreiben unterrichtet, später während einiger Jahre durch die höhere Schule eines benachbarten Städtchens oder durch die Hand eines demüthigen Präceptors oder ritterschaftlichen Pastors gegangen und als Sprößling des reichsfreiherrlichen Geschlechts hoch und werth gehalten, hatte Niemand ihrer Neigung, die sich mehr auf Pferde und Reuterei als auf irgend etwas Anderes richtete, Zwang angethan. Dann kehrten sie für immer der geistigen Beschäftigung den Rücken und sahen auf dem elterlichen Gute der Bewirthschaftung und dem sonstigen Leben und Treiben des Vaters zu, bis sie selbst mit dessen Tode das Gut übernahmen und nun den einen Tag mit Windreiten, den anderen mit Gäns- und Entvogelstellwerk zubrachten. Die viele unausgefüllte Zeit wurde bald mit Befriedigung kostbarer Liebhabereien, bald mit wilden Ausschweifungen getödtet; Schmausereien und wüste Trinkgelage giengen unter den Nachbaren Reihe um. Wie arg der Zustand im Großen und Ganzen gewesen sein muß, läßt sich aus der Menge reichsgerichtlicher Erkenntnisse abnehmen, in welchen von »einer sehr niederträchtigen, unanständigen und gefährlichen Art sich zu betragen,« von »einer so schlechten und ehrvergessenen Aufführung, daß um ferneres Unglück zu verhüten Verhaftung nöthig sei,« von »einem geraume Zeit hindurch ärgerlich und ruchlos geführten Lebenswandel,« von »mörderischen Anfällen« u. s. w. die Rede ist [5]). Nur bekannt mit den Verhältnissen zwischen Reichsrittern und Bauern, glaubten sie sich über alle nicht Reichsunmittelbaren eben so wie über ihre Bauern erhaben. Viele, sagt Moser aus eigener vielfacher Erfahrung, sind der Art, daß man leichter und angenehmer mit manchen großen regierenden Fürsten umgehen könnte. Selbst den landsäßigen Adel stießen sie durch Stolz und Anmaßung zurück [6]) und ließen sich dagegen nicht selten durch Langeweile oder durch die Hoffnung auf den Excellenztitel, oder durch die Lust mit einem Fürsten aus derselben Schüssel zu essen, verleiten, in fürstliche Dienste zu gehen [7]). Da ihnen bei der mangelnden Geschäftsbildung nur die Hofdienste offen standen, so verschwendeten sie in Spiel und Prunk neben ihrer Besoldung auch das eigene Vermögen. Durch alle Ritterkreise hindurch zeigten sich in der Schuldenlast, unter welcher die Güter erdrückt lagen, die Folgen einer solchen Lebensweise, und die nothwendig werdenden kaiserlichen Administrationen vollendeten den Ruin.

Die Stellung, welche die Reichsritter zu Land und Leuten in ihren Gebieten einnahmen, war in der seltsamsten Weise aus den Rechten des Grundherrn, Gutsherrn, des Leibherrn und des Landesherrn zusammengesetzt. Den Unterhalt lieferte ihnen zunächst der Ertrag aus Feld und Wald, zu welchem hohe und niedere Jagd, Fischereien in den Seen und Bächen, Gefälle aller Art und etwa ein herrschaftliches Wirthshaus, eine Brauerei, eine Mühle, ein Eisenhammer erwünschten Zuschuß gewährte. Sodann waren die ritterschaftlichen Corporationen berechtigt, den Unterthanen in den einzelnen Gebieten „die ordentliche ritterschaftliche Steuer« aufzulegen, d. h. Abgaben, deren die Rittertruhe zu Führung gemeiner Processe, zu nachbarlichen Handlungen, zum Unterhalt der Abgeordneten an dem kaiserlichen oder einem fürstlichen Hofe und zu anderen corporativen Ausgaben bedurfte. Die einzelnen Ritter waren befugt, nachdem sie zuvor der Schulzen und Heimburgen Bedenken vernommen hatten, die Ordonnanzgelder, d. h. Dorfumlagen zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse ihres Gebietes aufzulegen und einzuziehen. Außerdem aber forderten sie von ihren Unterthanen die Leistung einer Masse von Frohnden. Im Walde mußten dieselben die jungen Erlen und Weiden setzen, Eicheln und Tannensamen säen, Bau- und Brennholz fällen, Wachholderbeeren schlagen, Hopfenstangen schnitzen. Auf den ritterschaftlichen Aeckern mußten sie pflügen, säen und mähen, mußten das Getraide dreschen, auf den Kornböden umwenden und ausmessen. Zu den Neubauten und Reparaturen der herrschaftlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude fuhren sie Holz und Steine, zu den Brauereien das Wasser, in die Schmieden die Kohlen. In den Gärten brachen sie dem Herrn seine Schlehen und Hahnebutten, schüttelten sein Obst und sammelten es auf; sie fegten den Schloßplatz und hielten ihn rein vom Grase; sie fiengen die herrschaftlichen Fische; hackten das Eis auf und trugen es in ihres Herrn Eiskeller. Dagegen erhielten sie von diesem Holz aus den herrschaftlichen Wäldern zu ermäßigten Preisen; hatten Mast und Holzlese, und manche Frohnden thaten sie wie vor Alters nur gegen eine Ergötzlichkeit mit Essen und Trinken. Während die Reichsritter Frohnden und Zehnten, die überall, wenn auch in verschiedenem Umfange, bestanden, als Leib- oder Grundherren forderten, wendeten sie zugleich die Regeln des römischen Rechts über die Befugnisse des Fiscus auf sich an und hatten es erlangt, daß in den meisten Stellen der kaiserlichen Wahlcapitulationen, in denen die

Vorrechte der Landesherren bestimmt wurden, sie gleichfalls eine Erwähnung fanden. Kraft dieses Anspruches erhoben sie die Nachsteuer, zogen erblose Güter, Geldstrafen und confiscirte Vermögensstücke ein. Wie die reichsständischen Landesherren[8]) übten sie das kleine und große Waidwerk meistens in ihrem ganzen Gebiete, hetzten und beizten, so weit ihre Grenzen giengen. Civilgerichtsbarkeit hatten sie immer, den Blutbann dagegen nahm der Kaiser in Anspruch, ertheilte ihn aber meistens den Rittern, zuweilen einem benachbarten Landesherrn zu Lehn. In Religionssachen hatten sie durch den westphälischen Frieden gleiche Rechte mit den Reichsständen erhalten, in Rechts- und Polizeisachen trafen sie Anordnungen, denen die Unterthanen nachkommen mußten, sie konnten dieselben bewaffnen und in den Waffen üben, selbst ritterschaftliche Lieutenants und Wachtmeister kamen vor.

Die Reichsritter traten daher als Gutsherren auf, welche jeglicher Staatsgewalt entzogen waren, die den Einzelnen nöthigt, sich einem höheren Ganzen einzuordnen und die Rechte der neben ihm Stehenden anzuerkennen; denn einem Landesherrn waren sie dem Rechte nach nicht unterthan und der Kaiser stand factisch zu ferne, um die Staatsgewalt über sie üben zu können. Die reichsritterlichen Gutsherren erschienen selbst als Landesherren und ihre Gebiete trugen den Schein des Staats; aber bei deren innerer und äußerer Unbedeutenheit entbehrten die Unterthanen jeglichen Schutzes, welcher in wirklichen Staaten durch Zustände und Verhältnisse selbst dann gegen Willkür und Druck gewährt ist, wenn auch politische Formen nur in geringerem Umfange sich ausgebildet haben. Bei den Conflicten zwischen den Interessen der Dynasten und ihrer einzelnen Bauern, welche bei den täglichen unmittelbaren Berührungen sich immer wiederholten, konnte ein Mißbrauch der landesherrlichen Gewalt zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke um so weniger ausbleiben, als die geringe Achtung, in welcher Bauern standen und die Menge und Kleinheit der ritterlichen Güter es möglich machte, daß die Ritter ihr Wesen ganz im Verborgenen treiben konnten. Ohne Zweifel haben dennoch manche Dynasten diesen Verführungen widerstanden, die Vorschrift der Ritterordnungen[9]) »die armen Unterthanen wider die Gebühr nicht zu beschweren«, anerkannt und den alten Rath befolgt, daß die reichsritterliche Obrigkeit sich gegen die Unterthanen halten solle wie ein Vater gegen seine Kinder, wie ein Hirt gegen seine Schafe. Von ihnen sprach Niemand, und der Nachwelt fehlten alle Nachrichten über sie. Wohl aber haben sich zahllose Klagen und Beschwerden erhalten über harten Druck und schonungslose Willkür der Ritter gegen ihre Bauern. Die Herren verweigerten oder erschwerten die ihren Unterthanen schuldigen Prästationen: die Weide, die Mast, die Holzlese, die Brenn- und Brauholzgerechtigkeit; sie forderten mit Härte und Unbarmherzigkeit Frohnden an weitentlegenen Orten oder auf unbrauchbaren Wegen, sie erzwangen mit ihrer obrigkeitlichen Gewalt neue, weder durch Lagerbücher noch Herkommen begründete Dienste, drückten und verschonten nach Ungunst oder Gunst, so daß »Manche bei ihrem häuslichen Leben und Nahrung nicht verbleiben konnten.« Sie legten Geldstrafen und Confiscationen ohne Urtheil auf und behaupteten und erzwangen ein unbeschränktes Besteuerungsrecht über ihre Unterthanen oder ließen von den ordentlichen ritterschaftlichen Steuern und den Ordonnanzgeldern ihre Söhne studiren, Treibhäuser und Pferdeställe bauen oder ihren Wittwen Unterhalt gewähren. Schwere Missethaten auf den Schlössern einzelner Ritter verübt, wurden bekannt, und vor Allem fand das *corpus evangelicorum* häufig Gelegenheit, sich der evangelischen Unterthanen katholischer Reichsritter annehmen zu müssen. Nicht selten ganz in den Händen ihres Schloßcapellans, suchten sie »ihrer evangelischen Unterthanen wohlhergebrachtes Religionsexercitium oder auch die Unterthanen selbsten zu vertilgen«, vergriffen sich an den Einkünften der Kirchen und Schulen und »wenn die evangelischen Gemeinden dergleichen Neuerungen contradicirten, so declarirten sie dieselben vor Rebellen und trachteten sie durch Strafen und Executionen völlig auszurotten«. In zahllosen Gesuchen mußte das *corpus evangelicorum* den Kaiser bitten, in dergleichen zaum- und zuchtloses Wesen ein allernachdrücklichstes Einsehen zu haben[10]). Fast überall, wenn auch aus den verschiedensten Gründen, fand sich auf den reichsritterlichen Gebieten inneres Zerwürfniß zwischen dem Gutsherrn und den Bauern, die ihr Widerstreben in oft begründeten, oft aber auch in ganz widersinnigen Klagen und Beschwerden bei den Reichsgerichten kund thaten. Nicht selten wurden die Unterthanen dahin gebracht, sich gegen ihre Herrschaft zu empören und einen benachbarten Landesherrn als ihre Obrigkeit anzuerkennen oder mit Ziehung der Sturmglocke in vollem Tumult ihre Herrschaft anzugreifen. In manchen Gegenden, ruft Moser klagend aus, braucht man sich gar nicht nach der Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem ganzen Dorfe an, daß es ritterschaftlich ist.

Den reichsständischen Territorien und der in ihnen seit Jahrhunderten herrschenden Richtung auf Einheit im Innern und Abschließung nach Außen traten die innerhalb ihrer Grenzen gelegenen Güter der Reichsritter als ein feindliches Element entgegen. Kraft und Einheit der Regierung ward für die Territorien unmöglich, in welchen sich eine größere Zahl von Bewohnern fand, die eximirt von der Territorialgewalt und berechtigt, selbst beliebige Regierungsmaßregeln zu treffen, jeden Augenblick störend in den Zusammenhang der Finanz- und Militärverwaltung, der Polizei und Criminaljustiz eingreifen konnten. Da deßhalb die Landesherren an der allmähligen Unterordnung der Reichsritter unter die Territorialgewalt arbeiten mußten, während die Reichsritter nach Erhaltung und möglichster Ausdehnung ihrer unmittelbaren Stellung strebten, so konnte zwischen Landesherren und Reichsrittern eine feindliche Stellung nicht ausbleiben, deren Grund von den Fürsten in dem alles Maß überschreitenden Immediatätsgeiste der Ritter, von den Rittern in der Arrondissementssucht der Fürsten gesucht ward.

[1]) Fränkisches Lehnrecht in Senkenberg *corp. jur. feud.* S. 2.

[2]) Ulr. v. Hutten Gesprächbüchlein. Münch V. S. 347.

[3]) Z. B. Götz von Berlichingen Lebensbeschreibung. Nürnberg 1775. S. 80. S. 85. S. 107. S. 144. S. 225.

[4]) z. B. Roth Geschichte des Nürnberger Handels I. S. 136 u. folg.

[5]) z. B. Moser Staatsarchiv von 1751. Tom. III. S. 108, 114; v. 1752. Tom. I. S. 66; v. 1753. Tom. II. S. 868.

[6]) Historische Betrachtung über die Reichsritterschaft. Regensburg 1804. S. 74.

[7]) Pfeiffer der Reichscavalier. Nürnberg 1787. S. 21.

[8]) *Ertel observationes illust. jurid. equestres. Nurnberg* 1699. *obs. VII.*

[9]) Ritterschaftsordnung der sechs Orte in Franken. Gedruckt 1720. S. 28.

[10]) z. B. Struve Historie der Religionsbeschwerden II. 204, 59. Moser von den deutschen Reichsständen S. 1281 u. folg.

115. Fortsetzung. — Die geistlichen Lande.

(Dasselbe Buch S. 102—114)

Macht und Ansehen gründeten sich im Mittelalter auf Ererbung oder kriegerische Kraft, und die Landesherren arbeiteten unabläßig daran, ihre hervorragende Stellung durch Waffentüchtigkeit zu verstärken und sie verstärkt auf ihre Erben zu bringen. Geistige Größe hatte selbständige Bedeutung nicht; nur insofern sie als ritterlicher Sinn von Kriegerkraft getragen ward, griff sie in den Gang der Geschichte ein; im Uebrigen aber wäre ihr der Zugang zu den Kreisen, von denen zunächst wenigstens das deutsche politische Leben bestimmt ward, verschlossen geblieben, wenn nicht in den geistlichen Territorien eine Landeshoheit sich gefunden hätte, deren Voraussetzung auf geistiger Grundlage ruhte. Eine große Zahl Bischöfe und Aebte erhielt durch ihre Bestellung zum kirchlichen Amte zugleich die Landeshoheit über mehr oder minder wichtige deutsche Territorien. Nicht Erbrecht und nicht kriegerische Tapferkeit hatte ihnen ihre Größe gegeben, sondern die geistige Bedeutung, welche damals die einzige war. Als geistliche Landesherren genossen geistig gebildete Männer eines Ansehens, das sie außerdem niemals erlangt hätten; sie traten in die Kreise der Mächtigen und Gewaltigen ein, galten als ihres Gleichen und führten durch ihre glanzvolle Stellung den Beweis, daß geistige Bedeutung auch in der ritterlichen Zeit Anerkenntniß zu gewinnen und den Weg zu eröffnen vermöchte, auf welchem neben der Sorge des Landesherrn für sein Haus und neben den ritterlichen Tugenden im deutschen politischen Leben auch Bildung des Geistes eine mitwirkende Kraft werden könne. Wenn einmal die Macht des Geistes, selbst des ausschließlich kirchlich gebildeten Geistes, neben der, wenn auch durch Rittersinn veredelten Kriegerkraft erschien, so mußte sie sich bald mächtig über diese erheben. Kanzler des Kaisers blieb stets der Erzbischof von Mainz; auf der Versammlung der deutschen Reichsstände nahmen die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier die drei ersten Stellen ein und sehr oft hat der Gang der Dinge in Deutschland seine Richtung durch die geistlichen Landesherren erhalten.

Wie die hohen Würdenträger der Kirche sich als Landesherren dem politischen Leben zuwen-

deten, wurden sie als Glieder der Christenheit, von denen Leben und Verständniß tausend Anderen zufließen sollte, zur Kunst und Wissenschaft geführt und durch ihre mit Mitteln reich ausgestattete Stellung zu Trägern und Förderern derselben gemacht. Es war gewiß eine großartige Stellung, die sich nach allen Seiten hin für die geistlichen Landesherren erbaute; aber der Wurm, der an den irdischen Verhältnissen nagt, verschonte auch diese Blüthe nicht. Nur ein reines freiestes Walten des christlichen Geistes im Staate, in der Kirche und in dem Manne, der den Bischof und den Landesherrn in sich vereinte, konnte vor Zerrüttung bewahren; aber eben dieses ist dieser Erde nicht beschieden, und es vorauszusetzen, während es fehlt, und auf die willkürliche Voraussetzung staatliche und kirchliche Gebäude errichten, muß der Grund des tiefsten Falles werden.

Je mehr die christliche Kirche sich als römisch-katholische gestaltete, je mehr diese eine vorwiegend äußere wurde und zugleich als politische Macht auftrat, um so dringender verlangte sie Kunst und Wissenschaft als Dienerin für ihre Zwecke zu verwenden. Aber Kunst und Wissenschaft, zum Dienen nicht geschickt, wandten sich von ihr ab und betraten seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch in Deutschland Bahnen, auf denen sie nicht nur unabhängig, sondern auch im Gegensatze zur römisch-katholischen Kirche ihres Weges zogen. Nun erschienen die geistlichen Territorien nicht mehr als Träger der Wissenschaft und Kunst, und verbannten sie, da sie die Unabhängigen fürchteten, mehr und mehr aus ihren Grenzen.

Zwischen dem absolut christlichen Staate und der absolut christlichen Kirche ist freilich ein feindlicher Gegensatz nicht denkbar. Da aber christlicher Staat und christliche Kirche nur durch Menschen vermittelt in die Erscheinung treten und deshalb neben dem christlichen Kerne menschlich willkürliche Zusätze enthalten, so werden, falls nicht dem staatlichen oder dem kirchlichen Princip das Anerkenntniß seiner Selbständigkeit entzogen ist, in Beiden entgegengesetzte Interessen und Bestrebungen sich einseitig geltend machen wollen. Weil jeder Einzelne der Kirche wie dem Staate in gleicher Weise angehört, so trägt er zwar den Gegensatz, welcher die Geschichte der christlichen Welt erfüllt, in seiner eigenen Brust und muß diesen Kampf, gleichsam als eine Zubehörde des großen Kampfes, in dem das Innere jedes Menschen versetzt ist, auch für seinen Theil mit durchfechten helfen. Aber eine Stellung in diesem Kampfe zu behaupten, welche zum Hauptvertreter und Führer auf beiden Seiten zugleich macht, geht über die Kräfte des Menschen, und dennoch nahmen die geistlichen Landesherren solche Stellung ein, nachdem sie die kirchliche und staatliche Gewalt in sich vereint hatten. Tiefe Zerrüttung und Erweiterung des schon vorhandenen Risses war die unmittelbare Folge der unnatürlichen Vereinigung. Die christliche Religion forderte in dem Prälaten einen frommen, vom Glauben ergriffenen und durchdrungenen Priester, das deutsche Volk suchte in ihm vor Allem nationale Gesinnung; das Reich bedurfte einen mannhaften Krieger und erfahrnen Staatsmann, die römische Kirche, strebend nach der Aneignung und Beherrschung aller Nationalitäten, sah in dem kräftigen Nationalbewußtsein und der reichsfürstlichen Tüchtigkeit einen gefährlichen Gegner und verlangte statt des deutschen Interesses ein römisches. Aus der Verschiedenheit der Grundrichtungen, welche Pabst und Kaiser bei dem geistlichen Landesherrn voraussetzten, entsprang der lange Kampf um das Recht zur Ernennung der reichsunmittelbaren Prälaten, ein Kampf, der sich damit endete, daß Kirche wie Reich das Besetzungsrecht verloren und eine höchst eigenthümliche Aristokratie sich desselben bemächtigte. In allen unmittelbaren Stiften und gefürsteten Abteien nämlich wählten die Capitel, in allen unmittelbaren ungefürsteten Abteien die Conventualen den Reichsbischof oder Reichsabt. Die Mitwirkung des Kaisers war rechtlich sehr gering geworden, indem sie sich auf die Beaufsichtigung der Wahlhandlung durch Commissarien beschränkte; der Einfluß des päbstlichen Hofes erschien allerdings bedeutender, weil derselbe das Bestätigungsrecht der gewählten Bischöfe und eximirten Aebte behauptet hatte und durch seine Dispensationsbefugniß von den häufig fehlenden canonischen Eigenschaften des Erwählten Gelegenheit zur Einmischung in die Wahl selbst erhielt. Die zur Ernennung der Reichsprälaten berechtigten Capitel wurden ausschließlich, oder, wenn auch einige *doctores juris* in denselben saßen, doch vorwiegend aus Mitgliedern des alten Adels katholischer Confession gebildet, welche, von ihrem Interesse geleitet, die Wahl der geistlichen Würdenträger vornahmen.

In allen deutschen Territorien lassen sich Zeitpuncte nachweisen, in denen es zweifelhaft war, ob nicht die Landesherren ihre Gewalt mit dem Territorialadel theilen und die übrigen Landsassen zu einem Mittel heruntersinken würden, um Kraft und Glanz der ritterbürtigen Geschlechter zu erhalten. Während das aus einer solchen Entartung

des politischen Zustandes drohende Verderben in den größeren weltlichen Gebieten um den Preis der schrankenlosen fürstlichen Macht beseitigt worden war, hatte es sich in den geistlichen Territorien wenigstens so weit entwickelt, daß die bewegende politische Kraft vorwiegend in den Capiteln und der durch sie gebildeten Aristokratie lag.

Die Capitel traten überall in den unmittelbaren Erz- und Hochstiften als politische Corporationen auf und standen, indem sie sich selbst ergänzten und ununterbrochen fortsetzten, übermächtig neben ihren wechselnden und aus den verschiedensten Familien und Ländern herstammenden Fürsten. Ihr Recht, in dem Bischofe zugleich den Landesherrn zu erwählen, hatten sie seit Jahrhunderten benutzt, um sich von dem Erwählten in den Wahlcapitulationen immer umfassendere Vorrechte dem Landesherrn und dem Lande gegenüber einräumen zu lassen. Keine bedeutende Anordnung sollte der Landesherr ohne Zuziehung der Capitel treffen; die Präsidenten der Regierungs- und Justizcollegien, sowie die etwa nöthig werdenden Statthalter nur aus den Mitgliedern des Domcapitels nehmen und sich aus ihrem Bisthum nur in Begleitung Einiger derselben entfernen dürfen. Auf diese und ähnliche politische Rechte fußend waren die Capitel dahin gelangt, als Mitinhaber der Landeshoheit sich selbst zu betrachten und von Anderen betrachtet zu werden. In Speier z. B. legten alle Hof- und Staatsbeamte dem Bischofe und dem Domcapitel den Eid der Treue ab und in Cöln sollten nach der Landeseinigung von 1580 Edelmann, Ritterschaft, Städte, Amtleute und gemeine Landschaft dem Capitel gehorsam sein und nicht dem Churfürsten, wenn dieser nicht hielt, was er gelobt hatte. Oft ward das Capitel sogar als Erb- und Grundherr des Hochstiftes bezeichnet; überall führte es während der Sedisvacanz die Regierung und überall und zuweilen mußte der neue Landesherr nicht allein von, sondern auch aus den Domherren gewählt werden.

Die mächtig herrschenden Capitel gaben ihren Mitgliedern das Bewußtsein, berufen zu sein zur Theilnahme an der Regierung gesegneter Länder nicht als Beamte, sondern kraft eigenen Rechts, und gewährten ihnen hierdurch eine so großartige Grundlage der politischen Wirksamkeit, wie sie außerdem nur den Fürsten zu Theil ward. Das Versinken in Gleichgültigkeit und Erschlaffung, zu welchem die Ausschließlichkeit des angebornen fürstlichen Rechts versucht, war für die Domherren erschwert, weil jeder Einzelne wußte, daß der Umfang seiner Wirksamkeit neben den übrigen gleich berechtigten Capitularen, sich allein nach der eigenen Bedeutung und Kraft bestimme. Die Domherrnwürde befreite von jeder Sorge um Unterhalt und Familie, wie von dem ertödtenden Drucke einer mechanischen und übermäßigen Arbeit, und gewährte hierdurch Muße zur freien politischen Thätigkeit; sie setzte ihren Inhaber mitten hinein in das Regierungsgetriebe und spornte dadurch den Eifer und die Regsamkeit an. Aber alle diese günstigen Vorbedingungen wurden dadurch wirkungslos gemacht, daß die Capitel sich im ausschließlichen Besitz einer Fraction des Adels befanden, nämlich derjenigen, welche katholischer Confession war und aus einer Familie abstammte, deren Reinheit mehrere Generationen hindurch unbefleckt durch das Blut einer nicht ritterbürtigen Mutter geblieben war. In Mainz und Trier z. B. mußte jeder Domherr sechszehn Ahnen nachweisen; in Münster wurde über Erfüllung dieser Bedingung so ängstlich gewacht, daß Schild und Helm des jüngsten Domherrn alljährlich unter Trommelschlag zu Jedermanns Prüfung umhergetragen ward. Seit Jahrhunderten galt es in den stiftsfähigen Familien als festes Herkommen, Einen der Söhne zum Stammherrn und Eigenthümer der Güter, einen Anderen zum geistlichen Stande oder vielmehr zur Domherrnwürde zu bestimmen. In früher Jugend schon als Domicillar eingeschrieben, wurde der künftige Staatsmann gewöhnlich durch Jesuiten, immer durch Geistliche erzogen. Herangewachsen trat er nur deshalb als Mitglied in das Capitel ein, weil sich die Jahre des stiftsfähigen Sprößlings gemehrt hatten. Ein Mittelding zwischen einem Junker des vorigen Jahrhunderts und einem künftigen Fürsten, begann der neue Domherr seine Laufbahn und sah sich ausschließlich umgeben von Männern, welche auf demselben Wege und aus demselben Grunde wie er zu ihrer Würde gelangt waren. Zunächst und vor Allem faßte er das eigene Interesse ins Auge, welches er seiner Abstammung und Erziehung entsprechend in einem glanzvollen und üppigen Weltleben suchte. Die glatten Formen des in Pariser Schule gebildeten Weltmannes und die anderen Gestaltungen, unter welchen im vorigen Jahrhundert das Volk sich den stiftsfähigen geistlichen Herrn vorstellte, lieferten den Beweis, daß die Domherrnwürde zur Erreichung jenes Zieles die nöthigen Mittel gewährte. Eifrig wurden die einträglichen Stellen als Präsidenten der Landescollegien, als Gesandte, Jägermeister und Oberamtleute erstrebt, um den eigenen Aufwand zu bestreiten, den stiftsfähigen Familien die bei der Bewerbung um die Dom-

herrnwürde geleisteten Dienste zu vergelten, den eigenen Verwandten die Schuldenlast von manchem Jahrzehnte abzunehmen und ihnen Reichthum für kommende Zeiten zu sichern.

Auf diesem Wege hatte sich allerdings für die geistlichen Territorien eine mächtige und einflußreiche Aristokratie gebildet; aber sie erschien nicht als die Blüthe des Landes, welche am frühsten und bemerkbarsten von dem Wohl und Wehe desselben ergriffen wird und daher nur in der innigsten Verschmelzung mit dem Lande und in der kräftigsten Sorge für dasselbe das eigene Interesse fördern kann. Vielmehr setzte sich an die Capitel als ihren Kern eine Aristokratie an, die selbstsüchtig dem Lande gegenüber trat, Kirche und Staat als Mittel zu ihren besonderen Zwecken benutzte und an dem Marke des Landes sog, um aus dessen Kräften für sich ein üppiges und glänzendes Leben zu gewinnen. Unter diesen Verhältnissen mußte es als ein glücklicher Umstand angesehen werden, wenn das Capitel, wie z. B. in Münster und anderen nördlichen Stiften, aus dem Adel des Landes selbst besetzt ward. Der auf einzelne ritterbürtige Familien gehäufte Reichthum blieb doch wenigstens im Territorium und das Capitel nahm doch wenigstens in manchen Fällen, indem es für sein eigenes Beste sorgte, zugleich des Landes Beste wahr. In manchen und sehr bedeutenden Stiften aber stellte sich das Verhältniß weit weniger günstig. Während z. B. in Mainz alle Domherren in der rheinischen Provinz geboren sein mußten, bildeten in Cöln sechszehn Mitglieder vom alten unmittelbaren Adel und acht Doctoren der Theologie das Capitel. Da nun seit der Reformation die meisten benachbarten fürstlichen und gräflichen Häuser evangelisch geworden waren, so kamen fränkische und schwäbische Familien, z. B. Oettingen, Hohenlohe, Lichtenstein, Schwarzenberg, Fugger, in den Besitz der adeligen Domherrnstellen. Die Doctoren der Theologie pflegten aus der Reichsstadt Cöln genommen zu werden und das Capitel war daher dem Lande völlig fremd. Die Familien, denen der Reichthum zufloß, brachten denselben außer Landes und die Domherren selbst, oft zugleich Mitglieder in Capiteln anderer Bisthümer, lebten einen Theil des Jahres auswärts und verließen sicher das Land, sobald Gefahr ihm nahte.

Eine der Kräfte, welche das staatliche Leben in den geistlichen Territorien leiten und kräftigen sollte, lag demnach in einer Corporation, welche nicht über, sondern mitten in den vielfach verschlungenen und sich durchkreuzenden Interessen der Unterthanen stand und die gewonnene Macht zur Förderung ihres, dem allgemeinen Interesse entgegengesetzten Sonderinteresses benutzte. Es fragt sich, inwiefern die Stellung des geistlichen Landesherrn geeignet war, das Streben der Capitel unschädlich zu machen.

An heftigen Kämpfen zwischen dem Bischofe und dem Capitel fehlte es allerdings fast in keinem geistlichen Lande. Die Kraft, welche in der Persönlichkeit des Bischofs lag, hielt der Wechsellosigkeit und Thätigkeit der corporativen Capitel in solchem Grade das Gleichgewicht, daß der Zwiespalt in den Bisthümern gleichsam zur Verfassung gehörte. Ununterbrochene Verhandlungen widerwärtigster Art, gegenseitiges ängstliches Beobachten, langwierige Processe vor dem Reichshofrathe charakterisirten überall das Verhältniß zwischen Bischof und Capitel. In Würzburg z. B. war es im vorigen Jahrhundert dahin gekommen, daß wenn der Bischof Anordnungen traf, das Capitel Verbote erließ, sie zu befolgen. Die Bischöfe hatten stets einen Halt an dem Kaiser und den Reichsgerichten, die Capitel dagegen an ihrem Rechte die Wahlcapitulationen festzustellen. Bischöfe und Aebte beschworen, um sich die glänzende Stellung nicht entgehen zu lassen, unbedenklich auch die lästigsten Bedingungen; aber einmal in den Besitz ihrer Würde gelangt, suchten sie dieselben in jeder Weise zu umgehen. Erschien ihnen der Widerspruch zwischen ihrer Handlungsweise und der beschworenen Capitulation zu schroff, so ließen sie sich vom Pabste ihres Eides entbinden. Die Capitel wurden durch die häufig wiederkehrenden Eidesentbindungen zu Vorsichtsmaßregeln genöthigt, welche gleich entehrend für die geistliche, wie für die weltliche Stellung des Bischofs waren. Bald mußten die Erwählten ausdrücklich beschwören, daß sie den abgelegten Eid nicht aufheben lassen würden und daß alle Gefährde, Arglist und böse Fünd gänzlich ausgeschlossen bleiben sollten. Dem Bischofe von Regensburg traute sein Capitel 1641 trotz dieses Versprechens doch nicht; er mußte seine sämmtlichen Güter für die Haltung des Eides zur Hypothek stellen. Der Bischof von Würzburg erklärte 1684, daß, falls er sich von seinem Eide entbinden ließe, alle Glieder seiner Familie *propter quasi notam infamiae* auf hundert Jahre unfähig sein sollten, Mitglieder des Capitels zu werden.

So ununterbrochen und leidenschaftlich der Kampf auch geführt ward, konnte er dennoch die das Land zerstörende Regierungsweise der Capitel nicht beseitigen, weil er sich lediglich um ein Mehr oder Minder an Rechten und Einkünften drehte, welche streitig zwischen den beiden Par-

teien waren. Der Fürst wollte möglichst viele Einnahmen haben, um die seiner Stellung als Reichsstand entsprechende Pracht entfalten und zufälligen Liebhabereien nachhängen zu können; er wollte das seiner Familie zu Theil gewordene und mit seinem Leben vorübergehende Glück, wie die Domherren das Ihrige, nutzen, um Verwandte schuldenfrei oder reich zu machen, und beutete seine einträgliche Würde, welche in Würzburg z. B. über eine halbe, in Mainz weit über eine ganze Million Gulden jährlich abwarf, nicht wie ein Eigenthümer, sondern wie ein Nutznießer aus. In diesem selbstsüchtigen Streben traten ihm die vereinigten Domherren mit gleicher Selbstsucht entgegen; aber der hieraus sich entspinnende Kampf berührte die Art und Weise der Landesregierung nicht. Ueber diese vielmehr waren Fürst und Capitel einverstanden, wie es auch nach Lage der Dinge kaum anders sein konnte.

Nur zuweilen gehörten nämlich die geistlichen Landesherren einem großen Hause, namentlich dem östreichischen, bairischen und pfälzischen an, und in diesem Falle sollten die Hülfsmittel dazu dienen, die politische Macht ihrer Familie zu verstärken. Meistens dagegen brachten die fürstlichen Bischöfe, aus derselben Fraction des deutschen Adels wie die Capitel hervorgegangen, dasselbe festgewurzelte Standesvorurtheil wie jene mit, und waren der Meinung, daß es die historisch begründete Bestimmung der geistlichen Lande sei, den zu reich mit Kindern gesegneten stiftsmäßigen Familien des südlichen und westlichen Deutschlands eine einträgliche und bequeme Versorgung für die jüngeren Glieder zu gewähren. Von diesem Standpuncte aus leitete das Capitel die Regierung und von diesem Standpuncte aus betrachtete der Landesherr seine Herrschaft. Jede Abweichung von der angeerbten und durch den Standesgeist verstärkten Regierungsansicht mußte ihn sogleich in einen schroffen Gegensatz zu seinem eignen Fleisch und Blut, dem gesammten stiftsfähigen Adel Deutschlands, und in den heftigsten Kampf mit dem Capitel bringen, welchem er für die Ertheilung seiner Würde zum Dank verpflichtet war. Sich dieser neuen Störung seiner üppigen Ruhe freiwillig zu unterziehen, ward der geistliche Fürst nicht wie bei jenem Zanke über Mein und Dein durch ein individuelles Interesse getrieben, sondern nur durch die Rücksicht auf das von ihm regierte Land. Aber dem Lande war er der Geburt nach oft ganz fremd und niemals mit demselben zu einem in der Vergangenheit begründeten und in der Zukunft fortdauernden Ganzen, wie der Souverain mit der Erbmonarchie verwachsen, weil er weder Ahnen zu Vorgängern, noch Kinder und Kindeskinder zu Nachfolgern in der Regierung haben durfte. Nicht selten war ferner ein und derselbe Mann zu gleicher Zeit Landesherr in mehreren Bisthümern und Abteien. Clemens August z. B. Herzog von Baiern, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 1) Coadjutor von Regensburg, 2) Bischof von Münster, 3) Bischof von Paderborn, 4) Churfürst von Cöln, 5) Bischof von Hildesheim, 6) Probst von Lüttich, 7) Bischof von Osnabrück, 8) Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim. Etwas später war Franz Egon von Fürstenberg Bischof von Hildesheim und Bischof von Paderborn; Friedrich von Erthal Churfürst von Mainz und Bischof zu Worms; Clemens Wenzel Herzog von Sachsen, Probst zu Ellwangen, Bischof von Augsburg und Churfürst von Trier. Wenn in einem einzelnen Falle die fehlende Liebe zum Lande durch einen angebornen Herrschersinn ersetzt ward, welchem das Leben ohne wahrhaft politische Thätigkeit keinen Werth hat, so traten der Thatkraft des großartigen Staatsmannes dieselben Rechtsschranken der Wahlcapitulationen lähmend entgegen, welche freilich auch den despotischen Herrn hinderten, unter dem Vorwande des Staatsinteresses Alles zu verschlingen. Selbst hin- und hergezogen zwischen seinem geistlichen und seinem weltlichen Beruf, mußte überdies der Bischof sich in weit höherem Grade als der zum Regenten seines Landes geborne und erzogene Fürst auf die Beamten verlassen und dennoch wurde ihm in sehr vielen Fällen sein Minister durch Pflichten der Dankbarkeit, durch Versprechen vor der Erwählung oder durch unbesiegbare Rücksichten auf Familienverhältnisse aufgedrungen. Auch wenn er seinen ersten Diener frei sich ausgesucht hatte, fand er ihn nicht leicht zu einem kräftigen und entschiedenen Handeln geneigt, weil derselbe die Abneigung der Domherren und des nachfolgenden Fürsten scheute. Die Präsidenten der Collegien bestanden aus Mitgliedern, die niederen Beamten meistens aus Günstlingen desselben Capitels, dessen Besiegung die Aufgabe eines jeden Fürsten war, der politisch wirksam regieren wollte.

Hatte ein geistlicher Landesherr alle diese Schwierigkeiten überwunden, so war freilich für sein eigenes Bewußtsein viel, aber für des Landes Beste nur wenig gewonnen, denn die Tage eines Bischofs, der mit seltenen Ausnahmen als alternder Mann zur Regierung kam, waren stets gezählt. Starb er, so war seine Schöpfung dem Capitel preisgegeben, welches während der Sedisvacanz die Herrschaft führte und ungleich schneller

das ihm widerwärtige Werk eines bedeutenden Mannes zerstörte, als es errichtet worden war. Die übrig bleibenden Reste einer guten Zeit fielen als ein todter Schatz dem neugewählten Fürsten zu, weil der Zufall es nicht leicht fügte, daß unmittelbar nach einander zwei politisch bedeutende Männer auf den Bischofsstuhl erwählt wurden.

Diese Gewißheit, nur für wenige Jahre wirken und niemals den Grund zu einem dauernden Gebäude legen zu können, machte es zum Principe der Meisten, Alles bei dem Alten zu lassen, ruhig zu leben, sich gütlich zu thun und, wie das Capitel, das Land als ein Mittel für die Zwecke des stiftsmäßigen Adels zu betrachten. In allen Stiften fand sich in Folge dieser Regierungsansichten neben einer Anzahl bemittelter oder reicher stiftsmäßiger und ritterbürtiger Familien, welche z. B. in Trier ein Drittel des Bodens besaßen, eine Arbeitermenge, welche theils als Hörige die Güter des Adels bebauten, theils als Bauern und Handwerker durch ihrer Hände Arbeit den Aufwand des Bischofs, des Capitels, der hohen ritterbürtigen Beamten und des ganzen dazu gehörigen Anhangs möglich machen mußten. Während der Adel sich zu schonen verstand, trugen sie Abgaben so drückender Art, daß der alte Spruch: unter Krummstab ist gut wohnen, nur noch als Erinnerung an vergangene Zeiten eine Bedeutung hatte.

116. Schluss. — Die Reichsstädte.

(Dasselbe Buch S. 122—124, 132—136.)

Zum Segen Deutschlands erhoben sich neben dem Kriegerstande die Städte, deren Bürger nicht wie die Ritter in Fehde und Tournier, sondern im Handel und Handwerk die Aufgabe ihrer Lebensthätigkeit fanden, aber dennoch kriegerische Tüchtigkeit, die damals unentbehrliche Voraussetzung jeglicher Selbständigkeit, bewahrten und übten. Sie standen selbst auf den Mauern ihrer Stadt, und der eigenen Kraft vertrauend, bedurften sie nicht, wie die Bauern, des schützenden Ritters, sondern stellten sich kühn und kriegerisch, wie er, als gleichberechtigt an seine Seite. Zwar waren zunächst die Handwerker in den Städten noch leibeigen, aber bald erhielten sie die Freiheit und gewannen seit dem vierzehnten Jahrhundert, meistens mit den Waffen in der Hand, politische Selbständigkeit und Antheil am Stadtregiment. Durch das Erblühen der Städte hatten Handel und Handwerk neben dem großen Grundeigenthum und dem kriegerischen Lebensberuf Anerkenntniß erlangt und dadurch die engen Grenzen des deutschen politischen Lebens um ein Großes erweitert.

Inzwischen hatte das alte carolingische Reich sich in Territorien zersplittert, aber es fehlte viel, daß die neuen Landesherren mit königlichem Auge die Gesammtheit der Verhältnisse in den werdenden politischen Gemeinschaften überblickt und einem Jeden die Pflege, welche es vom Staate zu fordern berechtigt ist, verschafft hätten oder auch nur hätten verschaffen können. Das Hausinteresse der landesherrlichen Familie war noch gesondert von dem des Territorium, und weil die nur im Staate mögliche Verschmelzung Beider fehlte, wendete sich die sorgende Mühe des Fürsten ausschließlich oder doch vorwiegend auf das, was seinem Particularinteresse frommte.

Zu mächtig ferner war die Nachwirkung der kriegerischen Kraft, die das deutsche politische Leben begründet hatte, um nicht in ihrer glanzvoll-phantastischen Erscheinungsform, dem Ritterwesen, die Seele der Fürsten gefangen zu nehmen. Die Landesherren waren auch darin nicht Könige, daß sie noch einem einzelnen Stande als dessen hervorragende Glieder angehörten. Sie betrachteten den Tag des Ritterschlages, der ihnen die Ehre der Aufnahme verschaffte, als den feierlichsten ihres Lebens und waren den Rittern durch die Gemeinschaft des Kriegerberufes und des Lebens an ihren Höfen verbunden. Wohl zeigten sie sich geneigt, den Reichthum der aufblühenden Städte zu nutzen; aber deren hervortretendes Selbstbewußtsein und Streben nach freier selbständiger Bewegung neben dem Kriegerstande, erschien auch dem fürstlichen Ritter als eine Anmaßung, welcher er eifrig entgegentrat. Die engen Grenzen endlich der Territorien gewährten nicht einmal dem Binnenhandel den nothdürftigsten Raum, der überhaupt für sich allein nur ein Krämergeschlecht erzeugt. Seinen Adel hat der Handel zu allen Zeiten nur dadurch erhalten, daß der in enger Beschränkung kleinliche Beruf in den

großartigsten Verhältnissen betrieben wird, daß er die durch Natur, Nationalität und Religion begründete Sonderung der Völker, wenn auch nur in einer einzelnen Beziehung, überwindet, die bekannte Welt umfaßt und die noch unbekannte entdecken hilft. Für den Welthandel aber fehlte in dem engen, auf gutsherrliche und ritterliche Interessen beschränkten Territorialleben die Grundlage, auf der er sich hätte erheben können. Das Handwerk, wenn es nicht an der dürftigsten Formung des Stoffes für die einfachsten Bedürfnisse haften bleiben soll, muß vom Handel getragen werden, welcher ihm den rohen Stoff aus allen Ländern zuführt und denselben geformt dorthin bringt, wo sich Bedürftige finden.

Vertheilt unter die kleineren und größeren Landesherren, konnten die Städte dem deutschen politischen Leben nicht im Handel und Handwerk die lebensvollen Elemente zuführen, deren es neben den schon vorhandenen zu seiner großartigen Entwickelung bedurfte. Sie durften nicht unter den Landesherren, sondern mußten neben ihnen stehen, um unbeschränkt durch die einseitigen Territorialinteressen sich ihrem eigenen Principe gemäß frei entwickeln und ihren besonderen Interessen gleich starke Versorgung schaffen zu können, wie sie die gutsherrlich-ritterlichen durch die Territorien empfiengen. Der innere Lebenstrieb der Städte war stark genug, um diese freie Stellung sich zu gewinnen. Die Reichsstädte wuchsen empor, keinem Fürsten untergeben, sondern selbst im Besitz der landeshoheitlichen Rechte und, wie die Landesherren, nur den Kaiser über sich anerkennend. Neben ihnen standen die landsässigen Städte, welche obgleich in einzelnen Verhältnissen einem Landesherrn verpflichtet, dennoch Selbständigkeit und Unabhängigkeit in solchem Grade behaupteten, daß die Unterscheidung der Städte in unmittelbare und mittelbare bis zum fünfzehnten Jahrhunderte nur geringe Bedeutung hatte.

. . . . Ihr Sinken nach Außen war von einem entsprechenden Verfall im Innern begleitet. Die allgemeine deutsche Erstarrung der letzten Jahrhunderte hatte auch die Reichsstädte tiefer und tiefer ergriffen und war für sie aus Gründen, die in ihren besonderen Verhältnissen lagen, ertödtender noch geworden, als für die größeren Territorien. Die frühere Einseitigkeit des Territoriallebens hatte die Voraussetzung der unabhängigen Städte gebildet. Alle Richtungen des Volkslebens, die dort keinen Raum fanden, waren in die Städte gezogen und die Ursache ihres großartigen Aufblühens geworden. Die Wurzel ihres Lebens verlor daher die Nahrung, als in den Territorien alle Volksinteressen Aufnahme fanden. Wissenschaft und Kunst nahmen dort ihren Aufenthalt, wo sie das vielseitigste Leben fanden; Handel und Handwerk forderten wohl nach wie vor Städte, aber Städte im Staat, und wanderten daher mehr und mehr von den Reichsstädten in die Territorialstädte aus. Da nun der gewerbliche Verkehr Deutschlands überhaupt tief gesunken war, so bildete ein enger und beschränkter Lebensberuf ausschließlich den Kreis, in welchem sich die unabhängigen Gemeinden bewegen konnten. Steife Einseitigkeit und Verdumpfung haben nie gefehlt, wenn Interessen, welche mit Anderen geeinigt und durch Andere begrenzt und bestimmt ihre Entwickelungsbahn zu durchlaufen haben, Anspruch auf isolirte Geltung erlangen. Mit dem Erlöschen der Kraft, welche die reichsstädtischen Gemeinwesen erzeugt und zusammengehalten hatte, trat der lebendige Bürgersinn ihrer Glieder hinter dem Streben nach Einzelnvortheil zurück. Die städtischen Einrichtungen, wie sie kraftvolle Voreltern gebildet hatten, dauerten fort, weil Niemand sie umwarf; oft genossen sie selbst eine abergläubische Verehrung; aber jeder frischen Nahrung entbehrend, giengen sie in Fäulniß über, hemmten das schwache sich etwa noch regende Leben und trugen zur gänzlichen Ertödtung des Gemeinwesens wesentlich bei, welches sie früher gehoben und gekräftigt hatten.

Vielfach waren in vergangenen Zeiten einzelne Ortschaften ohne menschliche Absicht und Wahl zu Mittelpuncten des Verkehrs für größere oder kleinere Landbezirke geworden, bald weil sich in ihnen mehrere damals fast ausschließlich durch Bodenbeschaffenheit bestimmte Straßenzüge kreuzten, bald weil sich eine schützende Burg in ihrer Nähe fand oder weil sie an dem Puncte eines Stromes lagen, an welchem die Fluß- und die Seeschiffe sich begegneten. Handel und Handwerk ward in ihnen zusammengedrängt, der Verkehr eines weiten Umkreises strömte auf natürlichen Wegen ihnen zu zum Gedeihen der Stadt und des Landes. Um zufälligen Schwankungen und Störungen, welche vielfaches Unglück über Stadt und Land bringen mußten, zu begegnen, trat das Recht ein, die durch das Leben gebildeten Verhältnisse ordnend und vor augenblicklichen Störungen bewahrend. Die Marktrechte, Stapelrechte, Einlagrechte, Bannrechte, bildeten die wesentliche Grundlage für den gleichmäßigen und sicheren Verkehr der früheren Zeit, weil und insofern sie rechtliches Anerkenntniß von Verhältnissen waren, die der natürliche Gang des Verkehrs hervorgerufen hatte. Aber die Strömungen des Handels

und mit ihm des Handwerks ändern vielfach ihren Lauf. Canäle und Kunststraßen treffen sich an anderen Puncten als Flüsse und natürliche Wege; Ereignisse im Auslande heben einen Ort hervor und drücken den andern herunter; tausend verschiedene Umstände im Inlande ändern die Plätze, in denen das gewerbliche Leben zusammenfließt. So lange Kraft und Bewegung in den Städten war, folgte auch das Recht solchen Schwingungen des Verkehrs; die Rechte einer Stadt wurden, wenn ihre Stellung im Leben sich änderte, bald durch Gewalt, bald durch Unterhandlungen, bald durch stillschweigendes Aufgeben beseitigt. Als aber Kraft und Bewegung in den Städten erlosch, blieben jene Rechte bestehen nur weil sie einmal bestanden hatten, und traten todt und starr den neuen Verhältnissen entgegen. Selbst das Stapelrecht wurde während des vorigen Jahrhunderts in Cöln, Speier, Hamburg, Regensburg und Bremen erhalten, wie die Rechte ähnlicher Art ein Unglück für den gesammten Verkehr und ein Unglück für die Stadt, deren Bürger wähnten, daß ihnen eine inhaltslose Rechtsform das Fehlen der eigenen Anstrengung und der früheren glücklichen Umstände ersetzen könnte.

Nicht weniger Unglück brachte den Reichsstädten der Wahn, daß die Verfassungsformen, die zu der Väter Zeit Leben und Kraft gewesen waren, auch ohne der Väter Geist den Enkeln Freiheit und Wohlstand erhalten würden. Mochte der Rath ein Einiger sein oder aus dem Inneren und Aeußeren bestehen, mochte jeder Bürger oder nur Bürger bestimmter Art, z. B. Kaufleute, Graduirte, Zunftmeister, Patricier, in denselben gewählt werden können, mochte er sich selbst ergänzen oder von der Bürgerschaft lebenslänglich oder auf Jahre besetzt werden, immer hatte er das Regiment zu der Stadt Ehre und Freiheit wahrnehmen können, so lange auch in ihm der Bürgersinn, welcher die ganze Gemeinde belebte, Triebfeder seines Handelns war. Als aber während der letzten Jahrhunderte die rege Theilnahme an der städtischen Wohlfahrt überhaupt erstarb und Jeder das Seine suchte, sonderte auch der Rath sich selbstsüchtig von der Stadt, beutete die Gemeindewürden im eigenen Interesse aus und machte es sich im Uebrigen so bequem wie möglich. Ueberall mußte der Kaiser wegen grober Pflichtwidrigkeiten gegen ihn einschreiten. Bald entzogen sich Glieder desselben den Versammlungen ganz oder hatten auswärts einträgliche Aemter angenommen. Bald wurden Rathstage gar nicht oder nur gegen Bezahlung der Betheiligten gehalten. Hier wurden Protokolle verfälscht, dort Privatunterhandlungen mit den Parteien geführt. Vor Allem sahen sich der Kaiser und die Reichsgerichte oft genöthigt, die schlechte Haushaltung und üble Wirthschaft anzugreifen. Aus der Stadt Zeughaus oder sonstigen Magazinen verschwand ein Stück nach dem anderen, bis endlich nichts mehr übrig war; das geheime Collegium erhob Summen auf den Namen der Stadt, ohne angeben zu können, wohin sie gekommen seien; große Diebstähle aus dem Aerarium wurden angezeigt, aber nicht der Dieb; Massen von Butter und Bier wurden verrechnet als den Armen zum häuslichen Gebrauch überwiesen; gute Geldsorten waren eingenommen und schlechte ausgegeben; bei den Umlagen die guten Freunde des Raths verschont, die anderen, die von ihrer Hände Arbeit sich nährten, überlastet und die Unordnungen und fehlenden Summen auf die bösen Zeiten geworfen. Bei beschehener Anzeige, Noth und Uebelstands dieser oder jener Stadt, schrieb eine kaiserliche Commission den Oekonomieplan vor, aber einige Jahre später mußte dann der Kaiser erklären, ihm sei zur Genüge wissend, was für eine schlechte Wirthschaft nach wie vor bei der Stadt sei, oder ein Reichshofrathsconclusum sprach aus, daß der Oekonomieplan durchgehends schlecht oder gar nicht beachtet werde, oder daß der Rath sich dergestalt betragen habe, daß endlich das ganze *oeconomicum* sammt Forst- und Waldwesen zu Grunde gegangen wäre. Es läßt sich nicht nachweisen, daß in Reichsstädten, wie Mühlhausen, Nordhausen, Nürnberg, Ulm, Rotenburg, Frankfurt, Hall, Memmingen, in denen bestimmte Geschlechter Anspruch auf ausschließliche oder theilweise Besetzung des Rathes hatten, dieser selbstsüchtiger als in anderen Städten verfahren wäre; das Selbstergänzungsrecht des Magistrates oder die schmutzigsten Wahlumtriebe brachten, auch wo keine Patricier waren, meistens die Rathsstellen in Hände der Verwandtschaft oder doch der Gleichgesinnten.

Die alten Zeiten waren längst vorbei, in denen Krieg zwischen Bürgerschaft und Rath entstand, wenn Letzterer der Stadt Bestes über sein eigenes vergaß oder wilde Tumulte ausbrachen, wenn der Pöbel aufgehetzt oder sonst toll wurde. Aber mit der Selbsthülfe zugleich war der alte kräftige Gemeinsinn aus der Bürgerschaft entschwunden, welcher die Selbstsucht des Rathes zurückgedrängt hatte. Freilich die politischen Formen der Bürgerschaft dauerten fort, wie wenn sie noch jetzt von Bürgersinn belebt und getragen würden. In Gaffeln, Quartiere, Kirchspiele oder Collegia gesondert, trat sie zusammen, um ihre Rechte wahrzunehmen. Die Ausschüsse, die Viertelmeister,

Oberalten, Radmänner, Aelterleute, Quartierherren wurden auch jetzt noch bestellt, um mit und gegen den ehrsamen und hochweisen Rath für die Stadt zu sorgen. Aber kraftlos und ohne Muth schleppten sich die Verhandlungen der Bürger hin. Dem kranken Gemeinwesen sei doch nicht zu helfen, meinten die Einen; es werde schon Alles von selbst gehen, sagten die Anderen, um ihre eigennützige Gleichgültigkeit vor sich und der Stadt zu rechtfertigen. Träger Aerger und dumpfe Bosheit, welche die Mühe scheute, sich offen und kräftig geltend zu machen, ließen allein erkennen, daß ein dunkles Bewußtsein des Absterbens vorhanden sei.

117. Das Leben im Staate Ohio.

(*Fr. v. Raumer*, Die V. St. von Nordamerika [1845] II. S. 208—240.)

Vor sechszig Jahren war das ganze Land theils ein selbst wilden Thieren kaum zugänglicher Urwald, theils ein ebenes Wiesenmeer, wo Bären, Panther, Wölfe und Füchse mehr herrschten, als die wenigen Indianer. Einzelne Reisende hatten sich den Ohio hinabgewagt, oder landeten an den Ufern des Eriesee's; von bleibender Ansiedelung war aber noch nicht die Rede. Am 16. April 1781 ward das erste weiße Kind innerhalb der heutigen Grenzen des Staates Ohio geboren; im April 1788 siedelten sich etwa vierzig Menschen am Ohio an und nannten ihre Ansiedelung Marietta, nach der unglücklichen Königin Marie Antonie. Erst seit dem Jahre 1794, seit der Besiegung der Indianer durch den würdigen General Wayne, genossen die Einwanderer der nothwendigen Ruhe und Sicherheit; erst im Jahre 1802, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, erhielten sie eine Verfassung und bildeten einen Staat. Und selbst damals, wie gering waren die Anfänge, wie mühselig die Lebensweise, wie scheinbar unübersteiglich die Anzahl der ringsum aufgethürmten Hindernisse und Schwierigkeiten! Mußten doch die Richter noch zu Pferde reisen, Lebensmittel mitnehmen, Nachts in den Wäldern schlafen; weder Obdach, noch Wege, noch Stege, noch Brücken!

Wahr ist es, die Natur bot viel; aber selten wissen die Menschen ihre Gaben zu benutzen, und niemals ist in so kurzer Zeit so viel erreicht, ja erschaffen worden, wie in dem Staate Ohio. Er erstreckt sich zwischen 3° 30′ und 7° 40′ westlicher Länge von Washington, und 38—42° nördlicher Breite. Obwohl die gleichbelegenen europäischen Landschaften (zwischen Palermo und Rom) ein wärmeres Klima haben, kann Ohio doch in dieser Beziehung etwa dem südlichen Deutschlande gleichgestellt werden. Von 40,000 englischen Quadratmeilen, oder 25,600,000 *acres* sind $^7/_8$ vortrefflich zum Waizenbau, wie vielmehr zu anderer Benutzung. Die Schätze an Holz, Torf, Salz und Eisen sind unermeßlich und man kann überschlagen, daß der Vorrath an Kohlen im östlichen Theile des Staates hinreiche, den Bedarf für 16 Millionen Menschen (wie in England und Wales) für 10,000 Jahre herzugeben. Die bequemste Wasserverbindung mit der ganzen Welt eröffnet im Süden und Westen der Ohio, im Norden der Eriesee, im Osten der Eriecanal.

Doch der Geist bewegt die Massen (*mens agitat molem*), weshalb zuvörderst von der Verfassung und Verwaltung des Staates muß gesprochen werden. Denn wenn auch durch ihren Inhalt und ihre Einwirkung nicht Alles geschehen ist, so wäre doch bei unfreieren Grundeinrichtungen der gleich nachzuweisende Erfolg schlechthin unmöglich gewesen.

Schon das erste allgemeinere Gesetz zur Gründung bürgerlich geselliger Verhältnisse, welches Nathan Dane aus Massachusetts und Jacob Burnet entworfen hatten, und welches am 13. Julius 1787 angenommen wurde, zeichnet sich aus durch Mäßigung und Verstand. Es enthält unter Anderem die, damals selten anerkannte, aber folgenreiche Bestimmung, daß sich kein späteres Gesetz in frühere Privatverträge mischen solle.

Wichtiger und umfassender ist das Staatsgrundgesetz vom 30. April 1802. Es gründet zwei Kammern, die der Repräsentanten und den Senat. Jene zählt nicht unter 36, und nicht über 72 Glieder; der Senat nicht unter $^1/_3$ und nie über die Hälfte der Zahl jener Repräsentanten. Die Senatoren werden auf zwei Jahre, die Repräsentanten auf ein Jahr durch Ballot erwählt. Von jenen scheidet jährlich die Hälfte aus. Jeder Bürger, der 21 Jahre alt, steuerpflichtig und ein Jahr angesessen ist, hat das Wahlrecht. Der Repräsentant soll sein 25 Jahre alt, steuerpflichtig und

ein Jahr angesessen; der Senator 30 Jahre alt, steuerpflichtig und zwei Jahre angesessen; der auf zwei Jahre erwählte Statthalter 30 Jahre alt, zwölf Jahre in den vereinigten Staaten und vier Jahre in Ohio angesiedelt. Kein Mitglied beider Kammern darf während seiner Bevollmächtigung irgend ein anderes Staatsamt bekleiden. Jeder erhält eine tägliche Entschädigung von zwei Dollars. Die höheren Richter werden von beiden Häusern durch Ballot auf sieben Jahre ernannt. Manche andere Beamte wählen die Bürger der Grafschaften oder Ortschaften, so Friedensrichter auf drei Jahre, Sherifs und Coroners auf zwei Jahre u. s. w. Die Officierstellen bei der Landwehr werden theils durch Wahl von unten, theils von oben besetzt. Beide Kammern ernennen durch geheime Abstimmung die höchsten Anführer im Heere, sowie alle höheren Staatsbeamten; alle Stadtbeamten erwählt die gesammte Bürgerschaft.

Gesetzesvorschläge können gleichmäßig in jedem Hause beginnen, und werden vor einer Beschlußnahme dreimal vorgelesen und berathen.

Der Statthalter ist Befehlshaber des Heeres und der Landwehr, besetzt einige niedere Stellen, macht Anträge an die Versammlung, fordert und erhält Bericht von den Beamten und hat das Begnadigungsrecht, aber kein Veto gegen die Beschlüsse beider Kammern.

Der Verfassungsurkunde ist eine wichtige Bill der Rechte beigefügt. Sie setzt fest: unbeschränkte Preßfreiheit und Religionsfreiheit, öffentliche Gerichtsbarkeit und Geschworne, ein mildes Criminalrecht, keine Verhaftung wegen Schulden nach ehrlicher Uebergabe des Vermögens, keine Verweisungen, keine körperlichen Strafen im Kriegsdienste, keine Einquartierung, kein stehendes Heer, keine erblichen Vorrechte oder Auszeichnungen irgend einer Art, keine Sclaverei, keine Kopfsteuer, gleiches Recht für alle Bürger, Waffen zu tragen, Recht (auch der Armen) alle Schulen und Universitäten zu besuchen, Recht des Volkes zu friedlichen Versammlungen, um Vorstellungen zu Abstellung von Mißbräuchen zu entwerfen und einzureichen.

In Bezug auf etwanige Abänderungen der Verfassung heißt es: jede freie, republicanische Regierung ist auf das alleinige Ansehen (*authority*) des Volkes gegründet und hat den großen Zweck, die Rechte und Freiheiten zu beschützen und die Unabhängigkeit zu sichern. Um deswillen hat das Volk zu jeder Zeit vollkommene Gewalt, seine Regierung zu ändern, umzugestalten und abzuschaffen, sobald es dies für nöthig erachtet. — Damit dies aber nicht in willkürlicher und formloser Weise geschehe, sind folgende Vorschriften hinzugefügt: Erst wenn zwei Dritttheile der Mitglieder beider Kammern eine Abänderung empfehlen, geht der Vorschlag an die Gesammtheit der Wähler. Wenn die Mehrheit derselben bei den nächsten Wahlen dafür stimmt, beruft die gesetzgebende Versammlung eine Convention, welche eben so viel Mitglieder zählt und eben so erwählt wird, wie jene Versammlung selbst. Was diese Convention entscheidet oder annimmt, hat Gesetzeskraft, ohne weitere Mittheilung und Berufung an das Volk.

Personen, welche in den Ansichten und Lehren gewisser europäischer Schulen aufgewachsen und von ihrer Wahrheit durchdrungen sind, werden sehr natürlich die so eben mitgetheilten Bestimmungen unbedingt verdammen, und sie gefährlich, anarchisch, zerstörend, jakobinisch, revolutionär u. dgl. schelten. Es wäre eine vergebliche Mühe, sie in theoretischem Wege widerlegen zu wollen, oder auch nur den Nachweis zu versuchen, es könne etwas unter gewissen Verhältnissen natürlich und weise, unter anderen unnatürlich und unweise sein. Vielmehr will ich unparteiisch anführen, daß selbst wohlunterrichtete Amerikaner zweifelten, ob nicht die Macht des Statthalters zu gering, die der jungen Wähler zu groß, der Wechsel der gesetzgebenden Versammlung und der Beamten zu häufig, die Versammlungen des Volkes gefährlich seien, und die Leichtigkeit der Verfassungabänderungen ins Verderben stürzen müsse. — Gewiß sind aus manchen der bezeichneten Verhältnisse Uebelstände hervorgegangen; sie dürften aber noch größer geworden sein, wenn man den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte. Auch sind die wichtigsten Befürchtungen gar nicht eingetreten. So hat das Volk, welches durch häufige Wahlen diejenigen Personen an die Spitze und in die Aemter bringt, denen es vertraut, gar keine Neigung bewiesen, außerordentliche Versammlungen zu berufen und sich in den Gang der Geschäfte zu mischen. Obgleich ihm ferner das Recht zu beliebigen Aenderungen der Verfassung urkundlich zugewiesen ist, ward doch in 42 Jahren eine Abänderung, ein *amendment*, nicht einmal vorgeschlagen, wie viel weniger angenommen. So ruhig, so erhaltend, so conservativ war die junge Demokratie, während sich ringsum tausend Dinge änderten, woraus sich die Nothwendigkeit von Verfassungsänderungen wohl hätte darthun lassen. Mit dieser Ruhe, dieser Zufriedenheit, diesem gemäßigten Gebrauche unermeßlicher Rechte, — vergleiche man die Unruhe, die Unzufriedenheit,

den Wechsel, die ungemäßigten Forderungen und die unverständigen Versagungen, womit die Geschichte so vieler europäischen Staaten seit mehr als einem halben Jahrhundert angefüllt ist.

Diesen öffentlichen Rechten und der Verfassung gegenüber steht eine Verwaltung, welche den einzelnen Orten und den einzelnen Personen eine von oben herab fast gar nicht beschränkte Selbstregierung zuweiset und anvertraut. Gegen Willkür und Eigenmacht schützt hinreichend das auf englischen Grundlagen beruhende, jedoch eigenthümlich weiter gebildete Privatrecht, das Criminalrecht und die Proceßform. Jeder Anwalt muß sittlichen Charakters sein, Bürger der vereinigten Staaten und ein Jahr in Ohio ansäßig. Er muß wenigstens zwei Jahre die Rechte studirt haben und sich der Prüfung von zwei Richtern des höchsten Gerichtshofes unterwerfen. In jeder Grafschaft werden jährlich 108 Personen aus den Wählern zu Geschwornen erkoren. Die große Jury besteht aus 15 Personen (von denen 12 einig sein müssen), die kleine Jury zählt 12 Personen. Bei Capitalverbrechen kann der Angeklagte 23 Geschworne zurückweisen. Es gibt Fälle, wo der Gerichtshof aus erheblichen Gründen ein zweites Geschwornengericht, oder ein zweites Rechtsverfahren, bewilligen darf. Die Strafen sind für: Mord erster Classe der Tod, Mord zweiter Classe lebenslängliche Einsperrung, Todtschlag 1—10, Bigamie 1—7, falscher Eid 3—10, Brandstiftung 1—20, Raub 3—15, Diebstahl 1—7, Verfälschung (*forgery*) 3—20, Zweikampf 1—10 (wenn der Tod folgt, wie Mord bestraft), falsche Banknoten 3—15 Jahre Gefängniß; Ehebruch bis 30 Tage Gefängniß und 200 Doll. Strafe, Boxen bis 10 Tage Gefängniß oder 50 Doll., Thierquälerei und Stiergefechte bis 100 Doll., Hahnenkampf bis 20 Doll., Verkauf von Branntwein an Indianer 25—100 Doll. Strafe.

Es können nicht zur Haft gebracht werden (ausgenommen wegen Verrath, Felonie und Friedensbruch): Mitglieder beider Häuser und deren Beamte, während der Sitzungen; Wähler für die Wahlzeit; Richter, für die Sitzungszeit; Landwehrmänner, für die Dienstzeit. Scheidungen werden bewilligt für dreijährige böswillige Verlassung, oder angewöhnte Trunkenheit, große Grausamkeit, Unvermögen, betrügerischen Vertrag (z. B. wegen erheuchelter Schwangerschaft), schwere Vernachläßigung der Pflichten.

Sehen wir jetzt, wie die in höchster Kürze angedeuteten Gesetze und öffentlichen Einrichtungen gewirkt haben, oder was doch neben und mit ihnen entstanden ist. Im Jahre 1790 war Ohio noch kein Staat, und seine Bevölkerung ist im Census nicht aufgeführt. Es hatte dagegen Einwohner: im Jahre 1800 45,000, 1810 230,000, 1820 581,000, 1830 937,000, 1840 1,519,000, welche Zahl im Jahre 1844 [1]) schon auf 1,784,000 angewachsen ist und bald zwei Millionen erreichen wird. Von jener Bevölkerung des Jahres 1844 waren Deutsche 764,000. Es beschäftigen sich im Jahre 1840 mit Bergwerken 704, mit dem Ackerbaue 272,579, mit dem Handel 9,201, mit Manufacturen 66,265, mit See- und innerer Schifffahrt 3,535, mit gelehrten Beschäftigungen (*learned professions*) 5,663.

Es stehen von allen 26 Staaten nur zwei höher im Ackerbau, Neuyork und Virginien; zwei höher im Handel, Neuyork, Pennsylvanien; drei höher in Manufacturen, Neuyork, Pennsylvanien und Massachusetts; zwei höher in gelehrten Beschäftigungen, Neuyork und Pennsylvanien. Die Landwehr des Staates Ohio zählt über 180,000 Mann.

Die Aufnahme freier Neger und Mulatten ist nicht untersagt, jedoch erschwert; weil eine gemischte schwarze und weiße Bevölkerung in keiner Weise erwünscht erscheint. Jeder Einwandernde muß eine Bescheinigung seiner Freiheit von irgend einem amerikanischen Gerichtshofe beibringen; weil flüchtige Sclaven nach den Bundesgesetzen auszuliefern sind. Es müssen sich ferner einer oder mehrere angesessene Einwohner des Staates für das gute Betragen des Aufzunehmenden und dafür verbürgen, daß er keiner Ortsarmencasse zur Last fallen werde. Nie erhält ein Neger Stimmrechte oder Aemter; er kann kein Geschworner werden und gegen keinen Weißen Zeugniß ablegen. So hart dies einerseits auch erscheint, läßt sich doch nicht leugnen, daß es von höchster Wichtigkeit ist, eine reine weiße Bevölkerung zu erhalten, und dem Andrange von Negern zu widerstehen. Hauptsächlich hiedurch ist Ohio so manchem benachbarten Staate weit zuvorgekommen [2]).

In demselben Verhältnisse, wie die Zahl der Menschen, stieg die Menge und der Werth aller anderen Besitzthümer. Zufolge des neuesten Ueberschlags befinden sich im Staate Ohio [3]) 500,000 Pferde und Maulesel, 1,500,000 Stück Rindvieh, 3,000,000 Schafe, 3,000,000 Schweine. Es wurden in einem Jahre gewonnen 12 Millionen Bushel Kohlen und ihr Werth berechnet auf 720,000 Dollars. Ferner Eisen, Werth 1,800,000, Salz 90,000, Steine 800,000, Ertrag des Ackerbaues 95,400,000, Umsatz im Handel 13,500,000, Fischereien 100,000, Wald 900,000, Manufacturen (so viel als in vier südlichen Staaten) 20,100,000 Doll.

Zur Erhöhung des Bodenwerthes, zur Erleichterung des Absatzes und Verkehrs hat die Anlegung von Canälen, Straßen und Eisenbahnen, sowie der Gebrauch der Dampfböte außerordentlich viel beigetragen. Zwei Canäle verbinden den Ohio mit dem Eriesee; der östliche läuft von Portsmouth nach Cleveland; der westliche trägt von zwei Flüssen den Namen des Miami- und Maumeecanals. Es sind beendet 920 englische Meilen schiffbarer Canäle, 80 Meilen Eisenbahnen, 800 Meilen macadamisirter Straßen; unzähliger Neben- und Verbindungswege nicht zu gedenken. Die Anlage jener Canäle und Straßen hat außerordentlich viel Geld gekostet, welches man großentheils anleihen mußte [4]). Bei jeder Anleihe ward aber gleichzeitig für Verzinsung und allmählige Tilgung Sorge getragen, wozu die Canal- und Wegegelder (welche jährlich bereits eine Einnahme von mehr als 400,000 Dollars gewähren) das Meiste beitragen.

Bei Weitem die wichtigste und einträglichste Steuer wird vom sachlichen und persönlichen Vermögen erhoben, wobei Ländereien, Häuser, Pferde, Rindvieh, Kutschen, Capitalien u. s. w. zur Abschätzung kommen; das persönliche Eigenthum jedoch oft, in Folge der Angaben, weniger getroffen wird, als das sachliche. Frei ist ganz geringes Eigenthum bis zu einer gewissen Summe, sowie Grundbesitz der Schulen und Akademien. Gleichfalls sind Kirchhöfe steuerfrei und zwei Acker für jedes religiöse Versammlungshaus. Das gesammte besteuerbare Capital beträgt etwa 133 Millionen Dollars. Man rühmt, daß die Aermeren und die kleinen Landeigenthümer am pünktlichsten bezahlen; am schlechtesten hingegen die großen Landbesitzer, die Proceßsüchtigen (*litigants*) und Speculanten. Geringere Abgaben werden erhoben von Advocaten und Aerzten, von Versteigerungen, Versicherungsgesellschaften u. s. w.

Unter den Ausgabeposten erwähne ich in runden Summen nur die folgenden: gesetzgebende Kammern 40,000, Staatsbeamte 7,600, Rechtspflege 25,000, Irrenhaus 19,000, Taubstummenanstalt 10,000, Blindenanstalt 10,000, Bibliothek 645, Wolfsköpfe (*scalps*) 700, Staatsdruckerei 18,000 Dollars, Kriegswesen nichts. Einige dieser Posten erscheinen dem europäischen Beobachter sehr hoch, andere sehr gering; im Ganzen ist aber die Regierung und Verwaltung äußerst wohlfeil, und hervorzuheben, daß für die Schulen allein mehr bewilligt und ausgegeben wird, als für all die genannten Gegenstände zusammengenommen. Klagen, daß manche Unternehmungen überkühn waren, schlecht geleitet und zu ungebührlicher Bereicherung Einzelner benutzt wurden, finden sich auch in Ohio; aber doch nicht in solchem Maße, wie in manchen anderen Staaten Nordamerikas. Auch hat die Regierung und das Volk niemals Muth und Rechtsgefühl verloren, sondern zur pünktlichen Erfüllung aller Verpflichtungen sich, so klug als edel, neue Steuern auferlegt. Die einzige Repudiation (heißt es in einem amtlichen Bericht für 1843), welche wir anerkennen, ist die strenge Zurückweisung und Verdammung jedes öffentlichen Beamten, welcher davon spricht, die rechtlichen Staatsschulden zu repudiiren.

Einer besonderen Bankcommission ist die strenge Untersuchung und Beaufsichtigung der Banken übertragen. Es dürfen keine Noten unter fünf Dollars ausgegeben werden, und alle Schulden und Verpflichtungen jeder Art das wirkliche Capital höchstens um $1\frac{1}{2}$ Mal übersteigen. Stellt eine Bank ihre Zahlungen ein, so wird sie geschlossen. Die Theilnehmer sind zu 12 Procent Verzugszinsen verpflichtet, und dürfen nie eine ähnliche Anstalt eröffnen. Keine Stadt, keine Gesellschaft ist berechtigt, ohne Genehmigung der Regierung Bankgeschäfte zu treiben und Noten auszugeben.

Ueber die Gefängnisse und milden Anstalten in Columbus, der Hauptstadt des Staates Ohio, habe ich bereits in meinen Reisebriefen gesprochen und füge nur noch Folgendes hinzu. Die Besserungsanstalt, das Penitentiary, ist zweckmäßig und nach dem Auburn-Systeme mit gemeinschaftlicher Tagesarbeit eingerichtet. Der Ertrag dieser Arbeit hat die Kosten der Anstalt in einem Jahre von 16,000 bis 21,000 Dollars überstiegen. Man bemüht sich, die Beschäftigungen so zu wählen, daß sie möglichst wenig in die Kreise anderer Handwerker und Gewerbtreibender eingreifen. Die Dauer der Haft erstreckt sich von einem Jahre bis auf Lebenszeit.

Die Taubstummenanstalt und die Blindenanstalt verdienen großes Lob. In diese werden die Zöglinge bis fünf Jahre lang aufgenommen und in den mannigfachsten Gegenständen unterrichtet. Zu den sonstigen Beschäftigungen gehören Körbe und Matten flechten, Bürsten binden, Blumen machen, Börsen und Netze stricken u. s. w. Die Stunden sind folgendermaßen vertheilt: Unterricht 5, Musik 1, Arbeit 3, Essen, Gebet, Erholung $7\frac{1}{2}$, Schlaf $7\frac{1}{2}$, Summa 24 Stunden. Nach einem Paar leichten Handbewegungen des Lehrers in der Taubstummenanstalt schrieben die Schüler richtig: Friedrich v. Raumer, Professor der Geschichte aus Berlin. In der Blindenanstalt

sangen Knaben und Mädchen recht brav mehrstimmige, ziemlich verwickelte Musikstücke. Selbst zwei kleine Chinesinnen (welche Gützlaf hieher schickte) lasen mit ihren Fingern geläufig englisch, und schrieben ziemlich leserlich.

In das von Herrn Awl musterhaft geleitete Irrenhaus wurden binnen fünf Jahren aufgenommen 473 Personen, darunter 248 Männer, 225 Weiber, 226 Unverehelichte, 203 Verheirathete, 33 Wittwer, 11 Wittwen. Es waren alt unter 20 Jahren 19, zwischen 20—30 Jahren 187, zwischen 30—40 Jahren 130, zwischen 40—50 Jahren 87, zwischen 50—60 Jahren 43, zwischen 60—70 Jahren 6, zwischen 70—80 Jahren 1. Von den Personen, die noch nicht ein Jahr lang erkrankt waren, wurden hergestellt 70 Procent. Wenn die Krankheit zwischen ein oder zwei Jahre dauerte 32 Procent. Zwischen 2—5 Jahre nur 12½ Procent. Die Kosten der neuen Fälle bis zur Heilung betrugen im Durchschnitt 64 Dollars; die Kosten der Erhaltung seit langer Zeit erkrankter Personen 1414 Dollars. Etwa ¾ aller Kranken werden auf öffentliche Kosten verpflegt. Man glaubt, daß eben so viel Wahnsinn aus moralischen wie aus physischen Ursachen entsteht. Häusliche Leiden (*domestic troubles*) hatten 40 Weiber, aber nur 10 Männer ins Irrenhaus geführt. Viele litten an religiösem Wahnsinn; obgleich es etliche Male zweifelhaft blieb, was die erste Ursache war und wie viel vielleicht aus einer späteren Einwirkung und Richtung hervorgieng. Am schwersten sind Epileptische und heimliche Sünder zu heilen. Ueberall beobachtet man ein mildes, aber zugleich festes Betragen, und sorgt für die mannigfachste Beschäftigung und Erholung. Wenn ich an die Gräuel, den Lärm und Skandal zurückdachte, den ich z. B. früher in Pariser Irrenhäusern gesehen und gehört hatte, so erschien mir hier die höchste Reinlichkeit, Stille, Ordnung, Bescheidenheit der in verschiedene Classen eingetheilten Kranken wie ein Wunder. Nur einem Manne von den Anlagen und Verdiensten des Directors Awl wird es möglich, seine Irren schon während ihrer Krankheit in scheinbar verständige und wohlerzogene Menschen zu verwandeln. Sie haben Gesellschaften, sie lesen, singen, spielen, fahren, spazieren, tanzen, und Georg III, Washington und die Königin Victoria leben mit einander, ohne in Streit zu gerathen.

Arme und Armenanstalten machen dem jugendlichen Staate um so weniger Sorge, als das Tagelohn fast um die Hälfte höher ist als in den östlichen Staaten. Der unverschuldeten Noth angesiedelter Armen wird aber abgeholfen, und es ist erlaubt, hiezu bis $1/1000$ der Vermögenssteuer aufzulegen.

Das Kirchenthum der verschiedenen Secten in Ohio ist ganz nach der schon beschriebenen amerikanischen Weise eingerichtet; lobend aber zu bemerken, daß man sich wechselseitiger Duldung befleißigt, und nicht untergeordnete Gegensätze bis zu unchristlichem Hader steigert.

Wahrhaft erfreulich ist die Betrachtung des Schulwesens. Schon die Verfassungsurkunde sagt auf preiswürdige Weise: »Da Religion, Sittlichkeit und Kenntnisse wesentlich nothwendig sind zu einer guten Regierung und für das Glück der Menschen, so sollen Schulen und Mittel des Unterrichts durch die Gesetzgebung in einer Weise ermuthigt werden, welche mit Gewissensfreiheit vereinbar ist.« Für die Schulen sind angewiesen: 1) der in den letzten Jahren zweckmäßiger bewirthschaftete Ertrag der Schulländereien; 2) Einbis Zweitausendtheile vom Vermögen und der auf dasselbe gelegten Steuer; 3) allerhand Einnahmen von Salzquellen, Banken, Brücken, Versicherungsgesellschaften, Schauspielen, Ausstellungen u. s. w. Diese Einnahmen steigen, mit Hinzurechnung einiger Gaben der Grafschaften und Städte, bis auf 450,000 Thaler; wozu noch reichliche Stiftungen und das Schulgeld der Bemittelten hinzutritt. Unbemittelte hingegen zahlen Nichts für den Besuch der Schulen. Jene Hauptsumme wird den Ortschaften nach der Zahl der Jugend zwischen 4 und 20 Jahren zugetheilt; hiermit aber der Großmuth keines Einzelnen Maß und Ziel vorgeschrieben. Es betrug 1840 die Zahl der Universitäten und Gymnasien 18, Studenten und Gymnasiasten 1717, grammatischen Schulen 73, dortige Schüler 4310, Primarschulen 5186, der Schüler 218,609. Unter den höheren Bildungsanstalten verdienen Erwähnung: z. B. Kenyon College, Woodward College, Lane Seminary, Medical College, Miamy University, Ohio University u. s. w. Nicht minder finden wir eine bedeutende Zahl Gesellschaften für milde und gelehrte Zwecke, Ackerbau, Missionen, Bibelvertheilung u. s. w. Charakteristisch ist es endlich für Beschäftigung und geistige Entwickelung, daß Ohio 164 Zeitungen und Zeitschriften zählt, Virginien aber nur 52; daß ein Buchhändler in sechs Jahren von sechs Schulbüchern 650,000 Exemplare druckte, und daß nach Verhältniß der Bevölkerung in Ohio so viel Gelehrte leben wie in Frankreich.

Der Census von 1840 zählt für den Staat Ohio bereits 13 Städte auf, von welchen die kleinste 2000 Einwohner hat. Zwei zählen über 6000 Einwohner,

und Cincinnati, die erste und bewundernswertheste Stadt des ganzen Westen zählte 46,338 Einwohner. Die Möglichkeit solch einer Zunahme beruht allerdings zuvörderst auf der vortrefflichen Lage, unmittelbar an dem großen, schönen, schiffbaren Ohio, an einer Stelle, wo der Boden allmählig ansteigt, und eine Terrasse und Straße die andere malerisch überragt, jedoch das Auf- und Abfahren keine Schwierigkeit darbietet. Vielmehr erlaubt der weite Halbkreis des schönen, fruchtbaren Thales eine stete Vergrößerung der Stadt bis zu den das Ganze einschließenden waldbewachsenen Bergen, welche eine mannigfaltige, reiche Aussicht über Stadt, Fluß und Land darbieten.

Cincinnati liegt 465 englische Meilen von Pittsburg und eben so weit von Cairo, gerade in der Mitte oder Hälfte des Ohio. Sie ist 650 englische Meilen von Neuyork, und 1631 Meilen von Neuorleans entfernt, und dehnt ihre Handelsverbindungen noch über diese Endpuncte der vereinigten Staaten hinaus. Zunächst bleibt sie Hauptpunct der Einfuhr und Ausfuhr für Ohio, Indiana und die umliegenden Landschaften.

Am 28. December 1788 legte man den Grundstein des ersten Hauses in einem dichten Urwalde, bezeichnete aber schon damals in kühner Weissagung die Richtungen vieler Straßen für eine große Stadt an den Stämmen der Bäume. Ein im Jahre 1795 mit benachbarten Wilden geschlossener Friede gewährte größere Sicherheit; doch zählte die Stadt im Jahre 1800 erst 750 Einwohner; im Jahre 1840 wohnten hingegen daselbst bereits 831 Schneider. Im Jahre 1810 hatte Cincinnati 2,500, im Jahre 1820 9,600, im Jahre 1830 24,800, im Jahre 1840 46,338, im Jahre 1844, mit Hinzurechnung aller Nebenorte im Thale, welche vor 30 Jahren nicht vorhanden waren, 80,000 Einwohner; darunter 17,000 Deutsche. Der Boden, welcher zur Gründung Cincinnatis erforderlich war, ward damals für etwa 50 Thaler verkauft, ist aber jetzt Millionen werth; wenige Quadratfuß kosten jetzt mehr, als damals die große, wüste Fläche. Im Jahre 1840 (und ähnlich in allen Jahren) wurden 406 neue Häuser gebaut. (Im Jahre 1846 über 800. M.)

Von jenen Einwohnern waren im Jahre 1840 beschäftigt als Tischler 384, Schmiede 294, Metall- und Zinnarbeiter 208, Schuster 652, Sattler und Gerber 228, Schweineschlächter 157, Schweinepacker (*pork packers*) 1220, Schneider 831, Frauenzimmer mit Anfertigung und Verkauf von Kleidern (für Cincinnati und die Umgegenden) beschäftigt, an 4000.

Aber auch für Zwecke geistigerer Art finden wir Aerzte, Wundärzte, Verfertiger chirurgischer und mathematischer Instrumente, Maler, Steindrucker, Holzschneider, Lichtbilderer, Pianofortemacher, Drucker, Buchhändler u. s. w. Es erscheinen in Cincinnati 29 Zeitungen und Zeitschriften, darunter sechs deutsche.

Das in Manufacturen angelegte Capital ward bereits im Jahre 1840 auf 21—22 Millionen Thaler abgeschätzt, und kein einzelnes Gewerbe setzt so viel Geld in Umlauf und Menschen in Thätigkeit, als die neuerfundene Bereitung des Schweine- oder Specköls. Die Schweinezucht in dem weiten Lande war die bequemste, und die Zahl jener Thiere wuchs bei der nicht gehinderten Vermehrung sehr schnell. Das Fleisch konnte aber, trotz der außerordentlich steigenden Bevölkerung, nicht mehr in der Umgegend verzehrt, oder in die Ferne abgesetzt werden; da kam, wie in unzähligen Richtungen, so auch hier der Dampf zu Hülfe. Nachdem die Schinken abgeschnitten und die Eingeweide herausgenommen sind, wird das fette Schwein in den Dampfkessel geworfen. Nach zwölf Stunden ist alles und jedes Fett von den sonstigen Ueberresten getrennt und wird nach Maßgabe seiner Güte zu verschiedenen Zwecken, vor Allem zum Brennen, zum Lichtziehen, zum Anfertigen von Gas, zum Erleuchten der Wachtthürme u. s. w. verbraucht. Dreizehn Factoreien sind in Cincinnati mit diesem Gewerbe beschäftigt, von denen e i n e jährlich 750,000 Pfund Oel und Stearin liefert, wovon wiederum $^2/_3$ zu Lichtern brauchbar sind. Zwischen dem December und Februar werden in Cincinnati etwa 250,000 Schweine geschlachtet, welche über $11^1/_2$ Millionen Pfund Fett geben.

Da selbst Reisende an diesem materiellen Treiben Anstoß genommen und leichten Witz darüber niedergeschrieben haben, so ist es doppelt nothwendig, nachzuweisen, daß die Geister in Cincinnati nicht, nach Lichtenberg's bekannten Worten: »in Speck verthaloset sind.«

Zuvörderst ist die Stadtverfassung wesentlich demokratisch, und wenn sich daran bisweilen der Mangel eines eben nicht eiligen Gehorsams angereiht hat, so sind andererseits daraus weit größere Vortheile erwachsen. Jeder 21 Jahr alte, unbescholtene, ein Jahr lang ansäßige Mann ist Bürger, mit vollen bürgerlichen und politischen Rechten. Die Bürger wählen alle zwei Jahre den Bürgermeister (welcher seit drei Jahren ansäßig sein soll) und für jede Stadtabtheilung, jedes Ward, jährlich drei Betraute (*trustees*), welche den Stadtrath bilden. Die gesammte Verwaltung ist in deren

Händen; doch gibt es Fälle, wo Bürgermeister und Rath an die Bürgerschaft zurückgehen müssen, welche dann in ihren Versammlungen nach Stadtabtheilungen, über die vorgelegten Fragen mit Ja oder Nein, ohne weitere Reden abstimmen und durch die Stimmenmehrheit Aller entscheiden. Ist die Rede von Dingen, welche über den Buchstaben der Stadtordnung hinausgehen, oder (wie Kauf, Verkauf u. dgl.) Wirkungen für Kinder und Kindeskinder haben, so ist die Entscheidung nicht allein in die Hände der Stadtgemeinde gelegt, sondern die Zustimmung der Gesetzgebung des Staates Ohio erforderlich.

Die gesammte Verwaltung, Besteuerung und Polizei ist dem Bürgermeister und dem Stadtrathe übergeben; aber nicht bloß ihr ganzes Verfahren öffentlich, sondern ihnen auch die Pflicht auferlegt, jährlich der Stadtgemeinde volle Rechenschaft abzulegen. Die Vorschriften über jeden Zweig der Polizei (so für Gesundheits- und Feuerpolizei) sind vollständig und zweckmäßig. Niemand darf (wenigstens schreiben dies die Gesetze vor) Branntwein an Personen unter 17 Jahren verkaufen, und neue Erlaubnißscheine zum Verkauf desselben in kleinen Quantitäten werden gar nicht mehr ertheilt. Liederliche Häuser, sowie das Herumlaufen von Hunden und Schweinen ist verboten, obwohl sich einige derselben immer noch im Selfgovernment versuchen.

Wie überall in Amerika, ist die Vermögenssteuer auch in Cincinnati bei weitem die wichtigste und einträglichste; von kleinen Nebenabgaben erwähne ich nur, daß man für jeden Hund einen Dollar, von jeder Hündin drei Dollars bezahlt; früher betrug diese Steuer sogar drei und zehn Dollars.

Die Stadtverwaltung ist im Ganzen sehr wohlfeil: die Stadträthe empfangen nur eine geringe Entschädigung, der Bürgermeister nur 1000 Thaler Gehalt.

Zu den kostspieligsten aber nützlichsten Einrichtungen gehören die Werke zur Versorgung der Stadt mit Quellwasser. Es wird durch Maschinen bis 30 Fuß über den höheren, bis 150 Fuß über den niederen Theil der Stadt gehoben, in eisernen Röhren nach allen Richtungen hingeleitet und in sehr großer Menge zu den verschiedensten Zwecken verbraucht.

Wir finden in Cincinnati Kirchen und Geistliche in vollkommen hinreichender Zahl; denn sowie eine Vermehrung derselben für nothwendig erscheint, fehlt es nie an Beiträgen zu ihrer Gründung und Erhaltung. Bei der auch hier vorherrschenden sehr richtigen Ansicht, daß sich keine Demokratie gesund erhalten kann ohne eine allgemeine und tüchtige Volkserziehung, hat man die größte und erfolgreichste Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf die Schulen verwendet. Ihre Haupteinnahme wird durch eine Vermögenssteuer aufgebracht, wozu das Schulgeld der Wohlhabenden hinzutritt. In jedem Stadttheile finden sich neue, trefflich eingerichtete Schulhäuser[5]), wo unter Anderem weit besser für Luftreinigung gesorgt ist, als in den meisten deutschen Schulstuben und Universitätshörsälen. Die Volksschulen zerfallen in vier Abtheilungen oder Classen, und lehren weit mehr und bringen es viel weiter, als die sogenannten Primarschulen; ja mit Ausnahme der alten Sprachen ist fast der ganze Gymnasialunterricht darin aufgenommen. Indeß gehen nicht alle Schüler durch den ganzen Cursus. Das Gehalt der männlichen Lehrer beträgt monatlich 25 bis 45, der weiblichen 15 bis 25 Dollars. Jeder Stadttheil wählt jährlich zwei Betraute, und der Stadtrath wählt sieben Prüfer auf drei Jahre. Jenen ist mehr die geschäftliche, diesen die wissenschaftliche Seite des Schulwesens zugewiesen. Diese prüfen, jene ernennen die Lehrer. Die letzten traten zu einer Gesellschaft für wechselseitige pädagogische Mittheilungen zusammen, welche sich über den ganzen Staat verbreitete; in mehreren lehrreichen Bänden haben sie ihre Ansichten und Erfahrungen dem Publicum vorgelegt. Die Lehrstunden waren im Sommer von 8—12 und 2—5, im Winter von 9—12 und 1—4; sind aber besonders für die kleineren Kinder durch neuere Beschlüsse vermindert worden. Zwischen jeder Stunde werden 15 Minuten frei gelassen. Die Hauptferien dauern etwa vier Wochen im Januar und eben so lange im Sommer. Die Zahl der Schüler und die Neigung zum Schulbesuch ist in stetem Zunehmen, obwohl auch hier die Klagen über unordentliches Ausbleiben nicht ganz fehlen. Man berechnete die laufende jährliche Ausgabe für jeden Schüler etwa auf 10 Thaler.

Alle Jahre führen die Lehrer sämmtliche Schüler einmal feierlich zur Kirche, mit Fahnen, Musik, Abzeichen u. dgl. Nach gehaltenem Gottesdienste wird der Schulbericht verlesen. Man behauptet, diese Feierlichkeit wirke gut zur Erhöhung der Theilnahme am Schulwesen, zu reichlichen Beiträgen und Zahlen u. s. w. — Außer den gewöhnlichen Prüfungen durch die gewöhnlichen Lehrer, hat man andere in eigenthümlicher und merkwürdiger Weise angeordnet. Man bringt nämlich die besten Schüler aus verschiedenen Schulen zusammen, und läßt sie durch eigens dazu gewählte Personen examiniren. Dies führt zu lehr-

reichen Ergebnissen über das Verhältniß und die Güte der einzelnen Anstalten. Alle dogmatische Theologie, alle religiösen Streitigkeiten sind aus den Schulen ausgeschlossen; nur die Bibel wird, jedoch ohne Commentar irgend eines Bekenntnisses gelesen. In Bezug auf die Schulbüchereien erhob der katholische Bischof einige Klagen, welche man keineswegs durch eigensinnigen Widerspruch steigerte, sondern durch verständige Mäßigung beseitigte. Jener sagte nämlich: Erstens, manche Bücher enthielten anstößige Stellen. — Antwort: der Bischof möge prüfen und bestimmen, was für die Katholiken auszumerzen sei. — Zweitens, die katholischen Kinder müßten die protestantische Bibel lesen — Antwort: keines werde dazu angehalten, sobald Eltern oder Vormünder widersprächen. — Drittens, es gebe schlechte Bücher in den Sammlungen. — Antwort: man werde den Kindern kein Buch geben, was Eltern und Vormünder für schädlich hielten.

Außer jenen Volksschulen gibt es in Cincinnati Privatschulen, Abendschulen, Sonntagsschulen, Negerschulen, Gymnasien, Rechtsschulen, ärztliche und theologische Lehranstalten, Gewerbeschulen, verbunden mit Gewerbeausstellungen, Gesellschaften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, eine Akademie für schöne Künste, und eine andere für Musik und die Beförderung eines reinen und edeln musikalischen Geschmacks.

Bei der Unmöglichkeit, alle diese Anstalten genau zu schildern, sei es erlaubt, nur über einige etwas Näheres mitzutheilen. Im Jahre 1829 ward ein theologisches Seminar, das Lanecollege, gegründet, bei welchem drei ordentliche Professoren und ein Bibliothekar angestellt sind. Herr Lane gab dazu 4000 Dollars, Herr White nebst einigen Anderen 15,000 Dollars, Herr Tappan zweimal 20, zusammen 40,000 Dollars. Obgleich Presbyterianer der Anstalt vorstehen, werden Studenten aller Bekenntnisse unter möglichst billigen Bedingungen in das neue schöne Gebäude aufgenommen und daselbst verpflegt. Der Unterricht wird ganz unentgeltlich ertheilt, und der Lehrgang dauert drei Jahre, jedesmal von Mitte September bis Mitte Juni. Die treffliche, meist theologische Bibliothek zählt 10,000 Bände, und Professor Stowe ward nach Europa gesandt, um als Sachverständiger große Ankäufe zu besorgen. Zu der Anstalt gehört ein großes Stück fruchtbares Land, welches die Studenten selbst bebauen. Hiezu, wie zu anderen einträglichen Beschäftigungen verwenden sie täglich drei Stunden, und erwerben dadurch bis 150 Dollars, oder den ganzen jährlichen Bedarf ihrer Ausgaben.

Die Grundlage des Woodwardcollege war ein großes Landgeschenk des Herrn Woodward. Es zählt im Durchschnitt 160 Schüler, von denen etwa 50 ganz frei gehalten werden. Sieben Lehrer unterrichten von 9 — 12 und von 1 — 4 in all den gewöhnlichen Gegenständen. So wohnte ich selbst zwei Vorträgen bei, über sphärische Trigonometrie und den König Oedipus des Sophokles, an einer Stelle, wo vor 50 Jahren noch die Wölfe heulten. Jedes politische oder religiöse Parteinehmen ist in dieser Erziehungsanstalt streng untersagt.

Durch freiwillige Beiträge ward eine Sternwarte gegründet, und ein deutsches Fernrohr für 13,500 Thaler gekauft; es wurden zwei Sachverständige zum Erforschen des Schulwesens nach Deutschland geschickt*) u. s. w.

Die Handwerker und die jungen Kaufleute haben durch freiwillige Beiträge schöne Büchersammlungen gegründet, und in der ersten Anstalt hält man zweckmäßige Vorlesungen. Aus der Bibliothek der Handwerker und Lehrlinge, welche bereits im Jahre 1841 über 2000 der bestgewählten Schriften enthielt, werden jenen wöchentlich etwa 400 Bände unentgeltlich geliehen. Die Theilnehmer und Beitragenden erwählen jährlich einige Directoren, und diese ernennen den Bibliothekar, welcher aus der Stadtcasse 100 Dollars erhält. Ueber die Zeit, auf wie lange ein Buch verliehen, wie ein verlornes ersetzt wird u. dgl. finden sich die nöthigen Vorschriften. Diese Anstalt (sowie die anderwärts gerühmten Bezirksbibliotheken) wirkt sehr heilsam für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Veredlung der Sitten.

Gleich preiswürdig ist es, daß in vielen Schulen die deutschen Knaben Englisch und die englischen auch Deutsch lernen[6]), wodurch sie zweier Sprachen und zweier so reichen Litteraturen Herr werden. Ich bin überhaupt der Meinung, daß die Mischung der englischen und deutschen Bevölkerung (allein in Cincinnati sind 17,000 Deutsche) überall in den vereinigten Staaten die erfreulichsten Früchte trägt. Jeder der nahverwandten be-

*) Nämlich der oben genannte Professor Stowe. Sein Bericht wurde auf Staatskosten gedruckt und unter dem Volke vertheilt (in Pennsylvanien und Massachusetts ebenfalls); er ist betitelt: *Report on Elementary Public Instruction in Europe, made to the Thirthy-Sixth General Assembly of the State of Ohio, December* 19, 1837. *By C. E. Stowe. Columbus* 1837. (57 S. 8.) M.

freundeten Stämme bringt dem andern, was er nicht hat, oder ermäßigt das, wovon er zu viel hat. So tritt der löbliche, neu gegründete deutsche Lese- und Bildungsverein der englischen Bildung keineswegs feindlich entgegen, sondern wirkt nur dahin, daß der heimatliche Schatz nicht durch Läßigkeit verloren gehe, oder man ihn zu gebrauchen verlerne. Jeder bietet dem Andern das Seine zur Verdoppelung des Reichthums.

Natur und Geist verbinden sich in den westlichen Staaten Nordamerikas auf seltene, ja einzige Weise, und Ohio führt wiederum den glänzenden Reigen. Seine Bestimmung ist: die großen geselligen Aufgaben und Streitfragen der Bundesstaaten unbefangen zu prüfen, unparteiisch zu vermitteln, und dadurch zu lenken und zu herrschen. Man kann zweifeln, ob der großartige Republicanismus des Südens nicht durch die Sclaverei getrübt werden müsse, ob nicht im Osten neben den höher Gebildeten ein gefährlicher Stadtpöbel (*tribus urbanae*) hervorwachsen könne; aber in Ohio sehen wir nur Jugend, Lebenskraft, Gesundheit, Fortschritte und Aussichten nach allen Richtungen. Bei solchen Erscheinungen wäre das *nil admirari*, das Nichtbewundern, nur ein Zeichen des Neides, oder der Gefühllosigkeit!

[1]) Das Klima ist gesund; es kommt nur auf 35, oder gar nur auf 39 ein Todter.

[2]) Selbst H. Clay (*speeches II*, 125) gesteht, daß Kentucky um 50 Jahre hinter Ohio zurückblieb.

[3]) *Hunts merchants Magazine II*, 123.

[4]) Die lediglich zu nützlichen Unternehmungen gemachten Staatsschulden betragen etwa 18 Millionen Dollars, welche pünctlich zu 5 bis 7 Procent verzinset werden.

[5]) Mit der rasch steigenden Bevölkerung tritt das Bedürfniß einer Mehrung der Schulen immer wieder von Neuem ein.

[6]) *They have far more than realized the expectation of their warmest friends 15th annual report about the common schools in Cincinnati p. 6.*

118. Bruchstück aus einer Charakteristik des griechischen Volkes.

(*W. Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde I. [1846] S. 124—125.)

Von der ursprünglichen Nüchternheit und Anspruchlosigkeit des hellenischen Volkslebens zeugt die in die historische Zeit fortgepflanzte ältere Sitte der Athener, der Arkader und Achäer, und überhaupt erscheinen die meisten Stämme der Althellenen, wenn gleich in mancher Richtung immerfort schöpferisch rege, doch gewisse Zeiträume hindurch in ruhigem Fortwandeln, bis heftige äußere Anstöße weckten und rüttelten. Dagegen wenn diese erfolgt waren, traten, wie die lange fortgesetzte Kette der Wanderungen selbst darthut, lebhafte, selbst ungestüme Bewegungen ein. So möchte man denn als hervorstechende Eigenschaft der Hellenen bezeichnen eine hohe Reizbarkeit, durch welche bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte, und sich, sei es in heimischen Fehden, in Reibungen mit den Nachbaren oder in Wanderungen und Seefahrten versuchte. Die ersteren wurden durch die natürliche Zersplitterung in kleine Staaten unterhalten, so daß nie Nahrungsstoff mangelte, kein Erstumpfen und Erstarren stattfand, vielmehr das innere Leben sich stufenweise steigerte und entwickelte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und dem unverhohlenen Ausdruck desselben; Bescheidenheit und Demuth waren nicht hellenische Tugenden; das Ehrgefühl indessen nicht mit so feinen Fäden als das modern ritterliche gesponnen, die Ehre galt als aus Recht und Vorrecht entsprossen; schmähende Worte galten nicht für Gefährde derselben. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Schmerz und Lust. Der Hellene weinte leicht, Stoicismus beim Schmerze ist nur bei den Spartiaten nachzuweisen, und anderswo für völlige Entartung des Volkscharakters zu halten; Solons herrliches Wort, als man ihn trösten wollte, eben darum weine er, weil nicht zu helfen sei [1]), ist echt hellenisch. Wiederum besaß dies Volk ein nie wieder mit so unerschöpflicher ästhetischer Productionskraft und so lebendigem ästhetischem Sinne geeintes Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß ungekostet ließ [2]), und mit vollem und immer gegenwärtigem Bewußtsein schwelgte. Einerseits ist hier die Pflege der Dicht- und Tonkunst und späterhin der übrigen schönen Künste als Nationaltugend zu rühmen; wiederum mangelte in dem Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte das Zartgefühl, das

mit Achtung und Ehrbarkeit gemischt ist; der hellenische Ausdruck über Gegenstände jener Art war roh, selbst gemein; schlimmer unnatürliche Geschlechtslust. Sowie hier grenzte durch die gesammte hellenische Sinnesart das Schlimme mit dem Edeln und Guten nahe zusammen, und als deren augenfälligste Flecken erscheinen Gewinnsucht[3]), Neid[4]), Feindeshaß und Grausamkeit[5]). Ueberhaupt aber kamen des Volkes jugendliche Aufwallungen in dem ganzen Laufe seines Staatslebens zu keiner Mannesreife; weder wohnte das Gute sicher und fest im Herzen, noch entfaltete das Böse sich zu seiner Vollendung. Wegen des immerwährenden Einflusses der Leidenschaft endlich mußte in Staaten, wo Volksregierung war, der persönliche und politische Charakter sehr gewöhnlich zusammenfallen. Allerdings erscheint nun, wie gesagt, der Gesammtcharakter nur in einigen Merkmalen ohne die eigenthümlichen Gestaltungen, die bei einzelnen Stämmen und Staaten Ungleichartiges erzeugten, und die von der Gesammtheit nicht ohne sorgfältige Beschränkungen können ausgesagt werden

[1]) Diog. Laert. 1, 63.

[2]) *Οἱ Ἕλληνες φιλήδονοι.* Dion. Chrys. 1, 323.

[3]) Schon Hesiodos W. und T. 684: *χρήματα γὰρ ψυχὴ πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσι.* Vgl. 339. Nach Polybios (6, 46.) setzten Manche Lykurg's Hauptverdienst darin, daß er die Habsucht entfernt habe.

[4]) Ein Perser b. Herod. 7, 236. bezeichnet ihn richtig: *τοῦ τε εὐτυχέειν φθονέουσι (οἱ Ἕλληνες) καὶ τὸ κρέσσον στυγέουσι.*

[5]) Nach Paus. 1, 7, 1. war nur bei den Athenern ein Altar des Mitleids; doch entsprach diesem Zeichen die Gesinnung der Athener in späterer Zeit wenig.

119. Die Zeit vor und bis zur Revolution.

(*B. G. Niebuhr*, Geschichte des Zeitalters der Revolution, Vorlesungen gehalten zu Bonn 1829. I. [1845] S. 43—51, 58.)

Charakteristisch ist in den Zeiten des Mittelalters bis in die des siebzehnten Jahrhunderts, daß die Nationen für sich einen ganz gesonderten Charakter haben und in den Nationen selbst eine Menge kleiner Gemeinheiten fast ohne gegenseitigen Einfluß in ihren eigenthümlichen Formen fortleben, während die einzelnen Individuen in diesen Gemeinheiten durch eben diese überlieferten Formen aufs strengste gebunden sind, und für sich keine Unabhängigkeit haben. Die Deutschen, Franzosen, Italiäner haben ihren Nationalcharakter, ihre gesonderten Eigenthümlichkeiten; übt einmal eine Nation auf eine andere Einfluß aus, so sind es immer einzelne Individuen die auf einander wirken, nicht Massen.

Im Staatsleben, in der Kunst und in der Wissenschaft gehen überlieferte Formen von einer Generation auf die andere über; bisweilen auch wohl einmal von einer Nation auf eine andere, wie die Form der Troubadours bei uns zur Form der Minnesänger wurde. Ist eine solche Form einmal angenommen so ist jeder einzelne darunter begriffen und ihm fällt nicht die Möglichkeit ein, neue Bahnen zu finden. Das südliche Frankreich hatte im Mittelalter in Hinsicht auf das Schöne und die Form den Keim für das ganze übrige Europa in sich.

Die Unabhängigkeit des Geistes die sich bei den Griechen zeigt, bei denen der nicht in Formen gefaßte Gedanke den Geist bestimmt und ihm seine Richtung gibt, kennt diese Zeit nicht. Schon bei den Römern war diese Freiheit der Intelligenz in dem goldenen Zeitalter untergegangen, und sie zeigt sich erst im sechszehnten Jahrhundert wieder.

Bis in diese Zeit waren die Nationalitäten viel entschiedener als jetzt; man war mehr Deutscher, Franzose u. s. w.; aber auch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme traten mehr hervor; man war mehr Schwabe, Züricher, als heutzutage. Selbst wo schon ein großes Königreich sich gebildet hatte, in Frankreich, war der Normanne, Burgunder immer noch mehr Normanne, Burgunder, als alles andere. So standen alle unter der Herrschaft der Ueberlieferungen und der Formen; was freier unternommen wurde mißlang, fast alles und löst ein Individuum einmal die Fesseln, so geschieht es nur unvollkommen. Selbst die freiesten und mächtigsten Geister, wie Dante, müssen sich der überlieferten, oft hemmenden und erstickenden Form fügen; zwar leistet er vortreffliches, aber man fühlt doch lebhaft diesen Mangel.

Allmählig lösen sich die festgeklebten Flügel der Psyche und die Unabhängigkeit entwickelt

sich. Dafür lassen sich keine Jahreszahlen geben; einzelne Anfänge der erwachenden Unabhängigkeit kann man früh entdecken, aber das erwachte Leben geht gleich wieder unter. Noch lange bleiben selbst die geistreichsten Männer unter dem Joch des geschriebenen Buchstabens; die Bücher stehen zwischen den Menschen und dem Leben und machen dieses unsichtbar. Nur die Leute die sich nicht mit Büchern abgeben verstehen zu beobachten, unter ihnen fehlt es weder an Intelligenz noch an Beobachtung; die anderen sind der unmittelbaren Anschauung der Natur und des Lebens völlig entwöhnt und, indem sie auch die Erfahrungskenntnisse durchaus nur in Büchern suchen, versteht keiner das aus ihnen gelernte auf die Wirklichkeit zu übertragen und in dieser wiederzufinden. Die Ausbildung des Lesens hatte eigentlich einen paralysirenden Einfluß, und es ist merkwürdig wie schon Plinius die Natur und Geographie nur durch Bücher kennt, obgleich er auf der andern Seite wieder ein praktischer Mann war. Dies wird immer ärger. Man schrieb Geographien nach den Büchern der Alten mit wenigen Zusätzen über das Neuere; die physischen Bücher des Aristoteles wurden übersetzt und gelesen; kein Mensch aber, wenn ich Conrad Gessner ausnehme, verstand das Gelesene in der Natur wiederzufinden. Wie Muretus über die Frage, ob das Oel gefriere, den Aristoteles citirt, ob er gleich in Frankreich und Italien lebte und Erfahrungen darüber benutzen konnte, so machten es alle.

Diese Gebundenheit erstreckte sich auch auf den Staat. Die Ueberlieferung, die Communalität und die Zurücksetzung der Individualität gab lange Zeit hindurch dem Staate große Sicherheit und Festigkeit. Die Formen giengen von den Vorfahren auf die Enkel über, und alle Veränderungen die gemacht wurden blieben bei dem Aeußern. Ob man sich in den Städten durch Geschlechter oder Zünfte regieren lassen sollte, entschied sich nach dem augenblicklichen Bedürfnisse; was verändert wurde, wurde durch das Bedürfniß erzwungen und beruhte nicht auf Phantasiebildern.

Das siebzehnte Jahrhundert ist der Anfang der neuen Ordnung und der Entwickelung großer intellectueller Kraft. Schon in früheren Schriften aus Zeiten großer Aufregung, wie in der Republik des Bodinus, dem Stephanus Brutus und anderen politischen Schriften aus den Zeiten der Ligue, findet man allerdings, und jetzt hauptsächlich noch bei den Franzosen, Anfänge der Speculation über Verfassung, aber diese Speculation vergeht gleich wieder in Erudition. Sie fangen mit großer Wärme an; hernach aber fehlt ihnen der Stoff, und man bekommt am Ende statt der Anwendung auf das Lebendige Citationen über die Verhältnisse des Alterthums.

Die Unabhängigkeit des Geistes zeigt sich zuerst in der Mathematik: im sechszehnten Jahrhundert in Behandlung der Algebra und einiger andern Fragen, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Entdeckung der Logarithmen und der kepplerschen Gesetze. Die cartesische Philosophie hat als Philosophie vielleicht keinen großen Werth (darüber habe ich indeß keine Stimme), aber Descartes weckte die Welt zur Unabhängigkeit in der Speculation und so fieng vom siebzehnten Jahrhundert das Vorgefühl der Mündigkeit in tausend Gestalten an. Die Naturwissenschaften entstanden jetzt, nachdem Galilei und Torricelli den Schlaf gestört hatten; die Medicin erhob sich aus dem traurigen Zustande in dem sie bis dahin gewesen war. — Es trat eine Scheidewand gegen die Erudition ein, man verschmähte sie und wollte ausschließlich mit eigenen Augen sehen; das siebenzehnte Jahrhundert ist zwar ein Jahrhundert der Calamität und des Leidens, aber auch einer großen Kraft. Die Philologie war in der Zeit der Herrschaft der Ueberlieferungen allein geistreich gewesen; denn sie allein konnte sich recht im Alterthum bilden; jetzt trat sie zurück. Dagegen fiengen die physischen Wissenschaften, Botanik, Zoologie, Chemie u. s. w. an in ihrem ganzen Umfange hervorzutreten.

Dieselbe Unabhängigkeit des Geistes richtete sich allmählich auch auf das Staatsleben. In Politik und Gesetzgebung blieb hier noch lange Zeit das Gegebene großentheils allein herrschend, besonders im bürgerlichen Rechte. Aber über Verfassungen fieng man jetzt an zu speculiren; zuerst in England, wo die Bürgerkriege zunächst die Veranlassung gaben.

Indeß von diesen Anfängen der Speculation bis zu Locke war noch ein großer Schritt. Man hat diesen in seiner Empirik gewiß viel zu niedrig gestellt. Wenn Luther, Melanchthon und andere große Männer des sechszehnten Jahrhunderts über Erziehung und Unterricht schreiben so setzen sie noch immer die überlieferten Formen voraus und passen diesen ihre Lehren an. Dies ist bei Locke nicht mehr der Fall; er zuerst stellt sich die Frage: was ist der Zweck, und wie gelangt man dazu?

Die Italiäner hatten allerdings schon im sechszehnten Jahrhundert einige wenige Denker über Verfassung gehabt, wie den trefflichen Hieronymus Savonarola. Dies sind aber vereinzelte kleine Erscheinungen; auch giengen jene Männer mehr

auf einzelne Reformen des Bestehenden aus als auf eine Umschaffung und ihre Speculationen blieben fast ohne Folgen.

Nach den Engländern und unabhängig von ihnen zeigt sich freiere Beurtheilung der Verfassungsformen und der bestehenden Verfassungen zuerst bei den Franzosen am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts; vornämlich bei Fénelon. (Nach einigen Heften scheint Niebuhr hier Charron und Montaigne als die, bei denen die ersten Anfänge der politischen Speculation, jedoch ohne Anwendung auf das Bestehende sich finden, genannt zu haben. Der Zusammenhang läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit ermitteln.) Mit Unbefangenheit, mit der Reinheit und Heiligkeit seines Geistes wagte er sich auch an diese Untersuchung. Montesquieus *lettres persanes* sind schon ganz eine Schrift des achtzehnten Jahrhunderts im eigentlichen Sinne; er redet mit vollkommener Freiheit und mißmuthig über die Formen des bestehenden Staates und würdigt die andern Staaten.

Diese Unbefangenheit gieng nun allmählig auf alles über und theilte sich von einer Nation der andern mit. Die ersten Völker, welche Unabhängigkeit in Wissenschaften und in Hinsicht des menschlichen Geistes zeigten, waren Engländer, Franzosen, die nördlichen Niederländer; bei den Italiänern trat bloß Galilei in den physischen Wissenschaften auf und diese Regung ward erstickt. Ganze Völker blieben zurück, während andere mit verschiedener Schnelligkeit vorwärts giengen. Die Deutschen hatte das entsetzliche Unglück des dreißigjährigen Krieges ganz zurückgesetzt; sie waren schüchtern, aber auch wirklich entartet; die Nation, durch die eigenen Landsleute und die Schweden barbarisch gemißhandelt, war ganz herabgewürdigt. Ein Wunder ist es, daß sie sich am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch so heraufarbeiteten und die Wissenschaften unter ihnen blühten; dies verdanken wir einzelnen großen Männern, namentlich Leibnitz. Italien, Spanien, Portugal, das südliche Frankreich, insofern es nicht durch Paris bestimmt wurde, ein Theil des südlichen Deutschlands und Belgien blieben in diesem allgemeinen Erwachen des persönlichen Bewußtseins und neuer Regsamkeit fast gänzlich zurück. Nicht die Reformation hatte diese Wirkung hervorgebracht; denn in den nördlichen Gegenden von Frankreich wo die wenigsten Hugenotten waren, war das intelligente Leben am frischesten.

Die Staaten hatten weit geringere Kraft, als sie den Umständen nach hätten haben können. — War eine Provinz mit einem größeren Staate verbunden, so ließ man ihr ihre Verfassung und Rechte: es war aber mehr Gemächlichkeit als Gerechtigkeitsliebe was dazu führte. Der Elsaß z. B. behielt unter Frankreich seine Verfassung und man fand dies ganz natürlich. So war eine ungeheure Mannigfaltigkeit geblieben. In Toscana unter den Medicäern blieben alle Formen dem Scheine nach wie vorher unter der Republik. Alles gieng den alten Gang fort und Niemand fragte ob es gut oder schädlich sei. Die Folgen dieses Zustandes waren sehr lähmend; zwar hatte er den Vorzug, daß keine Willkür änderte, aber das Erstorbene dauerte auch noch fort. Die Regierungen mischten sich zwar nicht in die Angelegenheiten der Völker, wie sie es jetzt oft in übertriebenem Maße thun; aber die bestehende Ordnung wurde nach und nach lästig, weil sie sich nicht neu gestaltete und man ward ihrer überdrüssig. Das Regieren war sehr einfach, die Gesetzgebung sehr beschränkt, und auch mittelmäßige Talente konnten die Verwaltung führen. Es war nicht die Rede davon ob es besser oder schlimmer gehe; im Grunde gieng es sehr schlimm.

Viele Verhältnisse hatten sich neu gestaltet. Durch tausenderlei Zufälle war nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich die Classe der Landstädte, die sonst sehr blühend gewesen waren, heruntergekommen; der Handel hatte auch in den großen Städten eine andere Richtung genommen. Die Rittergüter waren großentheils durch Kriege und Zusammensterben vieler Familien in wenige Hände gerathen. — Durch die Kriege war große Verschuldung eingetreten. Vor dem dreißigjährigen Kriege war durch eine sehr wohlthätige Bestimmung des geistlichen Rechts die Verschuldung auf ewige Renten eingeschränkt; das Capital konnte nicht gekündigt werden. Der Krieg brachte ein neues Bedürfniß hervor; um Geld zu bekommen mußte man kündbare Capitalien nehmen und so wurde das liegende Eigenthum mobil.

Europa schied sich also damals, von dem östlichen barbarischen Theile abgesehen, in zwei große Massen, von denen die eine an dem Fortschritte Theil nahm, die andere zurückblieb. Die Völker, welche an der Entwickelung keinen Theil nahmen und bei denen die Bewegung großentheils mit Gewalt reprimirt war, waren gegen frühere Zeiten sehr gesunken und befanden sich in einer sehr traurigen Lage. Alles geistige Leben und die Industrie waren gelähmt; die Völker blieben in allen Dingen stehen, und nicht nur das Gute, sondern auch jeder Unfug und alles der Zeit längst Abgestorbene blieb unverändert. Dieses fühlte man endlich und es entstand daraus Verachtung

des Bestehenden und der Wunsch nach Neuerungen. Die Folgen dieser Erstarrung und dieses Absterbens zeigten sich an der Kraftlosigkeit dieser Staaten und nun wurden im achtzehnten Jahrhundert die Regierungen selbst auf diese Ohnmacht aufmerksam. Dies brachte von der Mitte dieses Jahrhunderts an ein Streben in die Regierungen ihren Völkerschaften einen Impuls zu geben. Aber dieser Impuls war nur ein äußerlicher; wie die anfangs willkürlich ausgestreckte Hand des indischen Fakir zuletzt wirklich gelähmt wird, so war es schon nicht mehr möglich diese todten Massen wahrhaft zu beleben: die Leute wurden äußerlich vorangetrieben, aber in ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter lagen unbesiegbare Hindernisse. So schlugen die Bestrebungen des Marquis Pombal in Portugal, Carl III. in Spanien, der Königin Caroline in Neapel, Kaiser Joseph's in Oesterreich alle fehl und hatten meist unglückliche Folgen. Nur die Bemühungen des Großherzogs Leopold in Toscana wirkten segensreich, weil dort überhaupt der Funke des Geistes noch nicht ganz erstickt war. — Dies ist ein großer charakteristischer Zug in der Geschichte des neuern Europa's; die Regenten wurden dadurch zu sehr vielen Schritten gebracht, die gegen ihr sonstiges System sehr inconsequent waren.

Aber auch in den beweglichen Ländern Europas hatten fast nirgends die Regierungen verstanden mit den Entwickelungen fortzugehen. Preußen ist fast das einzige Land in Europa wo eine weise Administration sich den Verhältnissen anpaßte und dadurch den Uebergang in neue Zustände heilsam vorbereitete.

. . . . Die bevorrechteten Stände konnten nur in den wenigsten Ländern ihre Privilegien behaupten; meistens mißlang es ihnen. Hätten sie ihre Ansprüche den Verhältnissen gemäß gestimmt und hätten nicht genießen wollen wo es den Umständen nicht angemessen war, so hätte Europa mit milden Uebergängen in die neue Zeit übertreten können; Uebergänge wie sie einige Staaten erfahren haben, namentlich Preußen.

Uebersehen wir noch einmal Europa im Ganzen, so finden wir besonders zwei Theile, einen beweglichen und einen stockenden; zwischen beiden liegen sehr viele Schattirungen. Die Religion machte keineswegs diesen Unterschied; es gibt auch in Deutschland katholische Gegenden, die ganz beweglich waren, protestantische, die stockten; und namentlich war das nördliche Frankreich sehr bewegt und lebendig. Daß in Deutschland die katholischen Länder im Ganzen zurückbleiben hat ohne Zweifel viele andere Gründe.

120. Die materiellen Interessen der Völker im XVI. und XVII. Jahrhundert.

(*J. G. Droysen*, Vorlesungen über die Freiheitskriege I. [1846] S. 66–83.)

Wir haben gesehen, wie der moderne Staat in der Stufenfolge seiner Entwickelungen die alten ständischen Verhältnisse untergrub und zerstörte. Ward somit die Füllung des Staates mehr und mehr eine wüste, formlose und selbstlose Masse von Unterthanen, um welche her endlich das Militär- und Beamtenthum eine starre, charakterlos gleichförmige Hülle bildete, so konnte eine weitere Entwickelung nur daher kommen, daß sich in jener Füllung selbst neue Kräfte, neue Nothwendigkeiten erzeugten.

Theils war es der Staat, der diese im eigenen Interesse, wenn auch ohne Voraussicht des Resultates hervorrief, theils machten sich dieselben Vermittelungen, durch welche der Staat zu immer tieferer Auffassung seines Wesens geführt wurde, in allen geistigen Sphären geltend und bestimmten in gleichen Pulsen die Gesammtentwickelung des inneren Lebens zunächst der Individuen und schnell weiterwirkend der Massen, der Nationen.

Begnügen wir uns, beide, die materiellen wie die geistigen Interessen, wenigstens in ihren Hauptzügen zu betrachten.

Das feudale Europa war auf den Grundbesitz gegründet. Das erblühende städtische Leben in der zweiten Hälfte des Mittelalters brachte einen ungemein bedeutenden Fortschritt; es erhob sich das Leben über die ersten einfachsten Formen des gesellschaftlichen Zustandes. Handel und Gewerbe gaben den Städten eine schnell wachsende Bedeutung. Manche Fürsten, so namentlich die Könige von Frankreich, verstanden es sich ihrer zu bedienen, um gegen ihren Adel eine selbständigere Stellung zu gewinnen; sie hörten auf, nur die Gleichen ihrer Barone zu sein, nur wie sie aus ihren Domainen und Gütern ihre Einkünfte zu ziehen. Der Grenzzoll (*haut passage*), der in

der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kaum 8000 Livres eingebracht hatte, gewährte im Beginn des folgenden bereits über 100,000. Ludwig XI., der scherzen konnte, daß durch seine Regierung das französische Königthum aus den Jünglingsjahren getreten sei, gewährte zur Erhöhung des inneren Verkehrs vielen Städten das Marktrecht; eine Menge neuer Municipalitäten, die er gründete, mannigfache Verordnungen zur Sicherung des Handels, zur Belebung des Gewerbes gewährten dem städtischen Leben eine breite und feste Grundlage. In solchen Bemühungen entwickelte sich eine Allgemeinheit der fürstlichen Stellung, die weit hinaus war über die ehemalige, man möchte sagen, nur privatrechtliche der Krone. Aber wie roh, wie gewaltsam und verworren waren noch alle diese Vornahmen; kaum hie und da wirkten sie fördernd: »hatte Einer vom Volke einen Gulden, so glaubte er reich zu sein,« berichtet Macchiavelli. Derselbe nennt die Steuern Frankreichs „sehr klein“ und doch erdrückten sie das Volk; in der Normandie war das Elend so groß, daß viele Menschen vor Hunger starben, viele aus Verzweiflung Weib und Kind und sich selbst tödteten. Das Königthum hatte noch keine Ahnung von der Kunst des Regierens.

Um so sorgsamer wehrte sich das städtische Leben da, wo es in Wohlstand blühte, der landesherrlichen Eingriffe. In trotziger, ja herrischer Selbständigkeit blühte die Hansa, blühten die Städte Italiens, Languedocs, Cataloniens, der Niederlande. So wenig dem Staate und seiner Vorsorge dankten sie ihren Wohlstand, daß sie vielmehr selbst sich mehr und mehr zu autonomen Staaten entwickelten, Autonomien, deren bestimmendes Wesen nichts Anderes als der Wohlstand und dessen Sicherung war; Verdrängung aller Concurrenz, Erzwingung ausschließlicher Privilegien, Feststellung von Zwangspreisen, sicherer Gewinn, das war die Summe der Handelspolitik dieser städtischen Republiken, die mit ihrer klugen Finanzverwaltung, ihrem geordneten Haushalt, mit ihrer ungemeinen industriellen und künstlerischen Thätigkeit, mit ihrem raschen und reichen Geldumsatz — Venedigs Handel allein nach der Lombardei ward 1421 auf mehr als 28 Millionen Ducaten berechnet — im stärksten Gegensatz gegen die fürstlichen Verwaltungen standen.

Es war ein langer und schwerer Kampf, ob in Europa das Königthum oder die städtischen Republiken die Uebermacht haben sollten; im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts neigte sich der Sieg auf die Seite der Städte. Schon begannen sich in ihnen Formen zu entwickeln, welche, der Tyrannis des hellenischen Alterthums entsprechend, in ihrem Fortgang die Bedeutung der Fürstengeschlechter mittelalterlichen Ursprungs völlig zu überholen drohten; in Norditalien erhob sich solche Tyrannis auf Grund militärischer Beamtung oder Usurpation; in Florenz übernahm ein reiches Banquierhaus die dauernde Leitung der Republik; in Lübeck versuchte später Georg Wullenweber auf dem Wege der Magistratur eine dictatorische Gewalt zu gewinnen.

Wir sahen, wie eigenthümlich Karl V. Macht war; sie umfaßte alle diejenigen Länder, in denen das städtische Wesen in blühendster Kraft stand; jetzt ward es schnell und entschieden von der fürstlichen Gewalt überholt.

Und damit ward die Grundlage des Wohlstandes, wie er sich bisher entwickelt hatte, erschüttert. Gerade jetzt, wo die Entdeckung einer neuen Welt, der gefundene Seeweg gen Indien dem Weltverkehr einen neuen Aufschwung geben zu müssen schien, traf den europäischen Handel Schlag auf Schlag; eben jene Idee einer Monarchie, wie sie Karl V. erfaßte, trat überall hemmend, belastend, zerstörend der Bewegung, dem Behagen eines frei thätigen Wohlstandes entgegen. Tausend Verhältnisse wirkten zusammen, den falschen Theorien, den immer neuen finanziellen Verlegenheiten und der politisch-religiösen Stellung des kaiserlichen Regiments den nachtheiligsten Einfluß zu gewähren. Dem spanischen Stolze nur zu entsprechend war jenes scheußliche Colonial- und Sclavensystem, das zugleich der Bigotterie, der Habgier und der Trägheit Vorschub leistete; schon fieng man an, Kaufmannschaft und Handwerk zu mißachten; der Adlige, der ein Gewerbe trieb, verlor sein Wappen; durch eine Menge Ausfuhrverbote sowohl für Fabricate wie für rohe Producte — bei Verlust aller Güter soll Niemand Vieh oder Getraide ausführen — ruinirte man das Gewerbe und den Ackerbau; dazu zahlreiche Monopole der Regierung, von welcher Licenzen erkauft werden mußten, wenn man das Recht der Arbeit haben wollte. Unaufhörliche Kriege zwangen zur Verpfändung der Domainen, einst der Hauptquelle landesherrlicher Finanz, zu rasch anschwellender Besteuerung und zur Verschlechterung des Geldes; die massenhafte Einfuhr edlen Metalles brachte in dieser Zeit der Krisis ein Schwanken aller Werthe hervor, bei dem nur eine stete Regsamkeit, wie sie sich etwa in den niederländischen Städten und in einigen lombardischen erhielt, Vortheil gewann. Für die deutschen Städte gab ihre Anhänglichkeit an den Pro-

testantismus Anlaß zu Bedrückungen und Entrechtungen, mit denen ihr Wohlstand zu schwinden begann. Und nun folgte der finstere Philipp II.; sein katholisch absolutes Regiment schien dazu bestimmt, das unselig Begonnene zu vollenden. Die Inquisition griff lähmend in alle Verhältnisse ein; „sie ist erfunden," sagte man, „den Reichen ihren Besitz, den Mächtigen ihr Ansehen zu rauben[1])." Durch die Vernichtung der Moriscos verödeten die ergiebigsten Landschaften Spaniens, jener Mohren[2]), die mit ihrer Kunst der Bewässerung im spanischen Süden Zucker, Baumwolle, Reis gewonnen hatten, in Valencia dreifache Ernten und für halb Europa Südfrüchte bauten, deren kunstvolle Industrie die Märkte Europas mit dem feinen Leder von Cordova, den Tüchern von Murcia, den Seidenstoffen von Almeria versorgten; jetzt starb das Alles dahin, die Straßen, die Canäle, die die Mohren gebaut, verfielen; in Valencia drohte Hungersnoth; der Handel Spaniens war erstorben. Der reiche Süden Italiens verarmte schnell, durch Calabrien reiste man nur noch in Karavanen. Trotz der immer wachsenden Steuern ward Philipp zu einem förmlichen Staatsbanquerot getrieben und die Staatsgläubiger in allen bedeutenden Handelsplätzen Italiens, Deutschlands und der Niederlande zogen eine Menge kleinerer Häuser mit in ihren Fall. Nur um so schwerer ward der Grundbesitz, ward der Handel belastet; „wer soll noch handeln," klagen die Cortes von 1594, „wenn man von 1000 Ducaten Capital 300 Ducaten Abgabe zahlen muß." Portugal, das in so frischer Thätigkeit emporgeblüht war, kam in Philipp's Besitz und stürzte mit furchtbarer Schnelligkeit in dieselbe Verarmung. Auch über die reichen Niederlande begann Philipp seine ertödtende Hand auszustrecken; sie hatten bisher von allen Ländern des Königs das Meiste geleistet, aber freiwillig; sie bewahrten ihre Rechte und Privilegien, die ihren Wohlstand und ihre stets bereitwillige Leistungsfähigkeit sicherten. Jetzt begann man dieselben zu verletzen; man strafte den Versuch, sie zu vertheidigen, mit blutiger Strenge; man benutzte den argen Sieg zur Einführung willkürlicher Steuern, namentlich jenes „zehnten Pfennings" von Kauf und Verkauf, mit dem der Verkehr des Landes so gut wie vernichtet war.

Da erhoben sich die Niederländer; mit den zehn Pfenningen in der Fahne kämpften sie gegen die Unterdrücker ihres Wohlstandes, und die alte städtische Autonomie behauptete sich gegen das ausdörrende Princip der spanischen Monarchie.

Und nun, noch während des Kampfes, begann sich die wundervolle Blüthe der nördlichen Niederlande völlig zu entfalten; während die südlichen, bei der Krone bleibend, sich entvölkerten, erschlafften, ja verarmten, entwickelte in den sieben vereinigten Provinzen die freie Bewegung des Handels, des Gewerbes, des persönlichen Wollens und Könnens ihre ganze Spannkraft. Die Capitalien, die Comptoirs, die Industrie der belgischen Landschaften übersiedelten sich nach dem freien Holland. Amsterdam wurde der Mittelpunct des europäischen Handels, bald des Welthandels. Da Don Philipp den Empörern den Hafen von Lissabon, das Depot der indischen Waaren, verbot, begannen sie selbst den Weg nach Indien zu suchen; die ersten Versuche, eine nördliche Durchfahrt zu finden, öffneten ihnen den russischen Handel nach dem Platz von Archangel; dann wagten sie sich auf den Südweg; bald ward zu dem indischen Handel der mit China und Japan gewonnen. Die ganze Welt umfaßten ihre Speculationen; die Reichthümer der Welt fanden in diesem kleinen Holland ihren Brennpunct; mit Erstaunen sind die Berichte erfüllt: alle Häfen, Buchten, Meerbusen mit Schiffen bevölkert, alle Canäle des inneren Landes mit Fahrzeugen bedeckt, eben so viele Menschen auf dem Wasser wohnhaft wie auf dem Lande; des Czaren Gesandter berichtete 1615: »Holland sei eine zusammenhängende Stadt.« Der Grundbesitz ist in gar keinem Verhältniß mehr mit der Bevölkerung und dem Verbrauch von Lebensmitteln; und doch ist da nie Mangel, vielmehr kaufen selbst die Ostseeländer in Nothjahren ihr Getraide aus den Speichern von Amsterdam.

Im Entferntesten nicht war diese hohe Blüthe der Niederlande das Resultat neuer staatswirthschaftlicher oder politischer Systeme, vielmehr indem man gegen die neuen monarchischen Theorien das alte gute Recht und die hergebrachte Freiheit behauptete, rettete man die alten Quellen des Wohlstandes, die wachsender Fleiß und Wetteifer immer ergiebiger strömen machte. Aber es lag in dem Gang der geistigen Entwickelungen, daß eben jetzt systematische Betrachtungen, allgemeine Ideen sich auszusprechen und Autorität zu gewinnen begannen. Ist nicht eben dies der Charakter von Hugo Grotius' berühmtem völkerrechtlichem Werk, daß er ein von positiven Institutionen und Verhältnissen unabhängiges, ein allgemeines Recht zu finden sucht? Merkwürdig nun, wie derselbe die Lehre von der Handelsfreiheit in seinem *mare liberum* vertheidigt; dies Holland, das seinem ganzen Wesen nach so weit entfernt ist von Theorien, von Abstractionen, vom

rationellen Recht, es ist mit seinem ganzen Wohlstand auf den freien Handel gegründet[3]); so lange frei Meer gilt, ist man gewiß, über jede Mitbewerbung um den Welthandel den Sieg davon zu tragen.

Sie mit ihrem Reichthum erdrückten jede Concurrenz. Man kennt jene Berechnung Colbert's: »von den 20,000 Schiffen der europäischen Kauffarthei seien 16,000 Holländer;« sie hatten die Fuhre des Oceans, sie kannten die gegenseitigen Bedürfnisse der Länder, sie waren unermüdlich, dieselben zu befriedigen, sie konnten es bei dem Ueberfluß an Capital daheim mit den geringsten Kosten. Wer sollte gegen sie aufkommen?

Es ward von England in der Navigationsacte, von Frankreich in dem Tarif von 1664 versucht.

Die Navigationsacte ist nichts Anderes als ein Monopol für die englischen Schiffe auf Transport von und nach brittischem Gebiet. Nicht eben sofort willkommen war sie der Nation; dies Fortbleiben der Fremden von den englischen Häfen brachte große Verluste; zwei Jahre nach der Acte war bereits der gesammte baltische und Grönlandshandel für England verloren. Die Acte mußte nothwendig eine völlige Umwälzung in den gewerblichen und Handelsverhältnissen der Insel hervorbringen, sie zwang die Gesammtthätigkeit der Nation zu einem wesentlichen Theil die bisher gewohnten Wege zu verlassen, um sich auf die Schifffahrt, auf weithinausführende Handelsunternehmungen, auf Geschäfte zu wenden, deren zunächst größere Kostspieligkeit die Gesammtheit der inländischen Käufer tragen mußte. Aber es lag zugleich in dieser *charta maritima* — sie ward erst gegeben, nachdem Holland die von England lebhaft gewünschte Vereinigung und Verschmelzung beider Republiken zurückgewiesen hatte — der vollständige Sieg eines Principes, das nach allen Richtungen hin den nachhaltigsten Einfluß gewinnen mußte. Die spanische Monarchie hatte den Verkehr gehemmt und gedrückt, um unmittelbar die königlichen Cassen zu füllen; jetzt legte der Staat dem Handel und der gesammten Nation ein Opfer auf, um beide von dem Auslande möglichst unabhängig zu machen und durch Steigerung der Thätigkeit und Geschicklichkeit diejenige nationale Selbständigkeit zu erzielen, ohne welche ein Volk auch politisch keine entschiedene Stellung zu gewinnen vermag.

Wir haben erwähnt, welche Bedeutung für die Entwickelung der neuen Zeit das Beginnen der nationalen Litteraturen, der Landeskirchen, der Landeshoheiten gehabt hat; nun begann sich auch Handel und Gewerbe aus der weiten Allgemeinheit, die Holland noch unter der Form des freien Handels vertrat, zu einer gewissen concentrisch nationalen Geschlossenheit zu entwickeln; der Handel verleugnete seinen kosmopolitischen Charakter, um nur erst sein nationales Stadium zu erringen; es begann das Princip Geltung zu gewinnen, daß der private Vortheil nicht mehr den Kreis der nationalen oder staatlichen Gemeinsamkeit, dem er natürlicher Weise zugehörig sei, willkürlich aufgeben dürfe, wie denn bald die Einsicht erwachen sollte, daß das Sonderinteresse selbst erst innerhalb jenes Kreises seine Basis und rechte Sicherung habe. Und in diesem Sinne mag man es deuten, wenn Adam Smith in seiner berühmten Beurtheilung der Navigationsacte sie damit rechtfertigt, »daß die Sicherheit des Staates von größerer Wichtigkeit sei, als dessen Reichthum.« Es war mehr als ein Kampf des freien Handels gegen das Monopol, es war ein Kampf um die politische Existenz, den nun Holland gegen England zur See zu führen begann und ohne Erfolg führte.

Und schon erhob sich auch Frankreich, wenn auch mit anderen Mitteln und, man darf behaupten, mit rascherer Kühnheit das gleiche Ziel einer in sich gegründeten materiellen Selbständigkeit zu erringen.

Frankreichs ganze Entwickelung ist an die Ausbildung der monarchischen Gewalt geknüpft, und deren Ueberlegenheit stützte sich wesentlich darauf, daß sie durch möglichst große Baareinnahmen stets im Stande war, im Innern wie nach Außen hin ihre wachsende Macht geltend zu machen. Ist es das Hauptstreben des Mercantilsystems, möglichst viel edles Metall zu gewinnen, so waren im Grunde alle monarchischen Bestrebungen der beginnenden neuen Zeit, sobald sie sich über die völlig freibeuterische Weise der Abgabenerpressung von ihren Unterthanen, wie sie etwa Don Philipp übte, erhoben, mit jenem System verschwistert; nur daß man es zunächst in rohester Weise in Anwendung brachte. Selbst den edlen Sully trifft noch dieser Vorwurf; man weiß, wie streng er die Ausfuhr von Gold und Silber verpönte; »Ackerbau und Viehzucht seien die beiden Brüste des Staates;« durch Aufwandgesetze, durch Entbehrungen, die er von den Unterthanen forderte, glaubte er den Reichthum des Landes zu erhöhen; »jeder Verbrauch fremder Fabricate erschien ihm als ein an Frankreich begangener Diebstahl.« Die bürgerliche Industrie schien ihm verächtlich: »sie bringe dem Staat Menschen, die nicht zum Kriegsdienst tauglich seien;« wie heftig haderte er mit seinem Könige, der den Seidenbau zu fördern wünschte. Kaum

nennenswerth war die französische Rhederei. Die unendlich reichen Kräfte Frankreichs lagen noch wie gebunden.

Es bedurfte Colbert's Genie, sie zu lösen. Die große politische Stellung, die Fülle von Glanz und Macht, die Richelieu der französischen Krone gegeben, steigerten die Staatsausgaben auf eine Weise, der die schlichten Finanzmittel, wie sie Sully angewandt, nicht mehr gewachsen waren; man kam endlich zu einem jährlichen Deficit von 28 Millionen, indem von der Jahreseinnahme von 84 Millionen allein die Verzinsung der Staatsschuld (meist Renten) 52 hinwegfraß; und je tiefer man in das Deficit versank, desto zügelloser wurde die Finanzverwaltung, zu desto verderblicheren Mitteln zwang das Bedürfniß des Augenblicks. Aus diesen Verwirrungen zu retten, war Colbert's Aufgabe; es bedurfte eines neuen Systems, und sein kühnes Genie fand dessen Princip in dem Wesen des Königthums, dessen Finanz er zu ordnen hatte. Wenn Ludwig XIV. das Königthum in solcher Weise auffaßte, daß er sagen konnte, »er müsse die Gelder in den eigenen Cassen und die, welche er im Verkehr der Unterthanen lasse, in gleicher Weise zu Rathe ziehen,« wenn er lehrte: »das Königthum habe die vollkommen freie Verfügung über alle Güter, welche besessen werden,«[4]) so entwickelte Colbert daraus jenes umfassende Staatswirthschaftssystem, das mit allen Machtsmitteln der Krone die Thätigkeit und den Wohlstand der Unterthanen zu steigern strebte, um sie zu desto größeren Leistungen an den Staat zu befähigen. Zum ersten Male unternahm es die Monarchie, die Gesammtheit von Kräften, Mitteln und Gelegenheiten, von Personen und Sachen, die sich in ihrem Bereich vorfanden, mit Einem großen Plan zu umfassen und nach dem Einen Ziele, der Mehrung der öffentlichen Mittel, hinzulenken. Zum ersten Male wurden systematisch alle jene Verhältnisse, die dafür gelten durften, privatester Art zu sein, von der bestimmenden Gewalt des Staatsganzen und seines Interesses ergriffen. Allerdings gieng man hier bis zum Uebermaß weit; der Staat belohnte den, der im zwanzigsten Jahre heirathete oder eine bestimmte Anzahl Kinder gezeugt hatte; der Staat strafte Fabricanten, deren Zeuge das Handelsgericht nicht preiswürdig fand; bis ins kleinste Detail der Arbeit und der Werkstätten erstreckten sich die Gewerbevorschriften; es ward alles nur Denkbare reglementirt, und das mit der größten Ausführlichkeit[5]); allein die Gesetze für den Holzhandel in Paris bilden ein Werk »so dick wie das römische *corpus juris*.«. Es fehlte an falschen Annahmen, an irrig gefolgerten Theorien, an verderblichen Mißgriffen nicht; aber das System im Ganzen ist bewunderungswürdig und hat die großartigsten Folgen gehabt.

War Frankreich bisher überwiegend ein ackerbauender Staat gewesen, so galt es jetzt, Handel und Industrie zu einer entsprechenden Thätigkeit zu entwickeln. Mit aller Anstrengung des Staates wurden Begründungen von Fabriken und Manufacturen gefördert; Colbert war unermüdlich, Manufacturisten ins Land zu ziehen, und namentlich aus Holland kamen deren sehr viele; man fesselte sie durch mannigfache Freiheiten, Belohnungen, Vorschüsse, Prämien; allein für die Förderung der Wollenmanufacturen bewilligte Colbert jährlich eine Million Livres; Waisenhäuser, die er gründete, Zufluchtsorte für Dürftige, wie das Edict von 1662 jeder Stadt und jedem Flecken einzurichten befahl, wurden Pflanzschulen des Gewerbes. Bald waren die französischen Waaren durch die ganze Welt gesucht, und die Capitalien, die dem Lande damit zuströmten, wurden die Quelle zu immer neuen Anlagen und Unternehmungen. Mit gleicher Sorge ward dem Handel geholfen; im Innern löste man so viel möglich die Binnenzölle, die ihn bisher gehemmt hatten; man gründete neue Straßen, neue Canäle, eine Posteinrichtung, wie sie seit dem Untergange des römischen Reiches im Abendlande nicht existirt hatte. Noch wichtiger vielleicht war, daß Colbert durch die Ordonnanzen vom Januar 1664 und vom März 1673 eine Wechselordnung und ein Handelsrecht einführte. Die berühmte *ordonnance de la marine* hat recht eigentlich den französischen Seehandel erst geschaffen; »von den 20,000 Schiffen, die die gesammte Kauffarthei Europas hat,« schreibt Colbert an den französischen Botschafter im Haag, »hat Holland 15—16,000, Frankreich vielleicht kaum 5—600.«. Nun wurden Prämien für die Schifffahrt nach der Ostsee für die Fischerei ausgesetzt; es wurden in Cayenne, in Canada, in Madagascar Ansiedelungen gegründet; es ward eine Compagnie beider Indien, eine Senegal-Compagnie errichtet; ja ein Edict vom August 1669 erklärte: dem Adel stehe der Seehandel frei, er vergebe seinem Stande nichts, sich unmittelbar oder mittelbar bei demselben zu betheiligen.

Es genüge mit diesen Andeutungen. Wir sahen, wie England durch ein energisches Monopol den Activhandel zu erzwingen oder vielmehr dessen Anfänge gegen eine erdrückende Concurrenz zu schützen suchte. Colbert's Maßregeln hatten ein durchaus anderes Ziel; ihm war der Wohlstand der Einzelnen, ihre Befähigung sich Güter zu

erarbeiten, nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Aber in dem Maße als überall die Mehrung der Machtmittel des Staates seine Aufgabe war, konnte er sich dahin getrieben sehen, die Mittel selbst zum Theil dem Zweck zu opfern. In einer Denkschrift an den König entwirft er folgende Grundsätze seines Systems: „die Ausgangszölle von Bodenerzeugnissen und Fabricaten herabsetzen; die Eingangszölle von Allem, was den Fabricen dient, herabsetzen; durch Erhöhung der Zölle die Erzeugnisse ausländischer Manufacturen zurückdrängen.“ Dem Tarif von 1664, der im Wesentlichen nur ein Schutzzoll für die inländische Industrie war, folgt der von 1667, welcher bereits eine Reihe völliger Verbote, besonders gegen Holland gerichtet, enthielt, und was man zuließ, ward mit Eingangssteuern, mit Stempel- und Quittungsgebühren so belästigt, daß in der That die Einfuhr fast aufhörte. Die Kriege des Königs — man berechnete jedes Kriegsjahr in den siebziger Jahren auf 100, in den achtziger auf 180 Millionen — verschlangen ungeheure Summen; immer gieriger, besonders seit Louvois an Colbert's Stelle trat, ward die Verwaltung nach dem edlen Metall des Auslandes; je zügelloser man das Land ruinirte, desto mehr glaubte man den eigenen Wohlstand auf den Ruin des Auslandes gründen zu müssen; das Ausland sollte nur kaufen, aber selbst den Kauf der Rohproducte versagte man ihm, damit es den Gewinn an deren Bearbeitung nicht erhalte.

Man sieht, die wachsende Macht des monarchischen Princips steigerte das Mercantilsystem bis zur Unterdrückung aller freien Güterbewegung; und in der Handelsbilance, welche das Mysterium aller Staatswirthschaft wurde, vergaß man über die edlen Metalle alle anderen Factoren des öffentlichen Wohles. Die Handelspolitik löste sich auf in Aus- und Einfuhrverbote; schnell wuchs der Schmuggelhandel zu ungeheuerster Ausdehnung, zu kühnster Abenteuerlichkeit heran; es war „der Krieg der natürlichen Handelsfreiheit gegen die künstlichen Theorien.“

¹) Bei Ranke Fürsten und Völker p. 244.

²) *Dunlop memoirs of Spain during the reigns of Philipp IV. and Charles II. I. p.* 13.

³) Unzählige Male in Friedensschlüssen und diplomatischen Verhandlungen sprechen die Holländer vom *liberum mare*, von der *libertas commerciorum et navigationis.* Die Denkmünze auf den Aachener Frieden trägt die Umschrift: *vindicata marium libertate.*

⁴) Die Doctoren der Sorbonne entschieden in jenen Tagen Ludwig XIV.: *que tous les biens de tous ses sujets étaient à lui en propre, et que quand il les prenait, il ne prenait que ce que lui appartenait. Saint Simon, XI. p.* 44.

⁵) Man hat den Ausdruck gebraucht: *emprisonner l'industrie dans les instructions.*

121. Vergleichung des Perikles mit Fabius Maximus.

(Plutarch's vergleichende Lebensbeschreibungen.)

Dies ist also die Lebensgeschichte dieser Männer. Nun sie aber Beide von staatskluger sowohl als kriegerischer Meisterschaft manche schöne Proben hinterlassen haben, so fassen wir jetzt an ihren Kriegsthaten das zuerst in's Auge, daß, wenn man von Perikles denken mag, in Tagen des Wohlstandes und der Kraftblüthe eines für sich schon gehobenen Volkes habe er auf gemeiner, festgegründeter Wohlfahrt überall unverrückt sichern Fuß gehabt; dagegen Fabius Thaten, der in den schmachvollsten unglückseligsten Zeiten sich des Staats angenommen, nicht einen günstigen Stand der Dinge sicher bewahrten, sondern einen schlimmen zum bessern umgestalteten. Und Perikles erhielt durch Cimon's glückliche Unternehmungen, Myronides und Leokrates Trophäen und Tolmides lange mit Glück geführte Waffen mehr Anlaß im Feldherrnamte der Stadt Feierlichkeiten und Volksfeste zu bereiten, als sie mit den Waffen zu vergrößern und zu schirmen; während Fabius überall Flucht und Niederlage und Mord und Tod der Feldherren und Hauptleute, und Seen, Gefilde und Wald mit Gebein von Heeren besäet und die Flüsse bis hin zum Meere voll Blut und Leichen erblickend in seines Geistes wohlbegründeter Festigkeit der Stadt eine sichere Stütze gab, und in ihrem durch frühere Verstöße herbeigeführten Sinken nicht ganz dahinfallen ließ. Freilich möchte es minder schwierig scheinen, eine durch Widerwärtigkeit gedemüthigte und nothgedrungen für die Stimme der Klugheit lenksam gewordene Stadt zu leiten, als dem dünkelhaften Uebermuthe eines im Glück schwindelköpfigen, hochtrabenden Volkes Zaum und Gebiß an-

zulegen: und gerade dies ist das Meisterstück, wodurch Perikles Herr über die Athener wurde. Allein der über Rom damals ergangenen Leiden Größe und Menge zeigte einen starken, großen Geist in dem Manne, der sich nicht irren und in seinen wohlberechneten Planen nicht stören ließ.

Wie das von Perikles eroberte Samos durch die Einnahme Tarent's, so wird ja wohl Euböa, wenn sich auch Capua selbst an die Consuln Fulvius und Appius ergab, durch die Städte Campaniens aufgewogen. Eine förmliche Schlacht hat Fabius allerdings nicht gewonnen, jene abgerechnet, in welcher er den ersten Triumph erwarb, während Perikles neunmal zu Wasser und Land Trophäen über den Feind erfocht. Jedoch weiß man auch von Perikles dazu kein Gegenstück, wie Fabius Hannibal den Minucius entriß und ein ganzes Heer Römer rettete — eine ruhmvolle That, Zeuge zugleich seiner Tapferkeit, seiner Einsicht und seines Edelmuthes. Hinwiederum kennt man aber auch von Perikles keinen Mißgriff, dergleichen Fabius begangen, da er sich von Hannibal mit den Rindern dergestalt berücken ließ, daß er einen Feind, welcher von selbst und durch glücklichen Zufall in die Enge gegangen war, Nachts ohne es zu merken und am Tage voll Unmacht, zu spät besonnen und wie er ihn noch einholte, zu schwach, entschlüpfen ließ.

Soll ferner ein tüchtiger Feldherr nicht nur die Gegenwart zu benützen, sondern auch die Zukunft richtig zu beurtheilen verstehen, so nahm für Athen der Krieg, wie Perikles vorausgesehen und gesagt, ein Ende: weil sie zu viel unternahmen, gieng ihre Macht zu Grunde; dagegen Rom, indem es wider Fabius Rath den Scipio gegen Karthago sandte, nicht durch Glück, sondern durch Weisheit und Muth des Feldherrn, der die Feinde schlug, Alles gewonnen. So gibt denn Jenem das Unglück seines Vaterlandes Zeugniß, daß er recht gesehen, während Diesen das Gelingen gänzlicher Verblendung überführt. Allein den günstigen Augenblick aus Bedenklichkeit zu versäumen, ist bei einem Feldherrn ein eben so großer Fehler, als wenn er sich unvorsichtig in Nachtheil setzt. Der Unverstand ist es doch ohne Zweifel sowohl was verwegen, als was verzagt macht. So viel von den kriegerischen Verhältnissen.

Für Perikles als Staatsmann ist der Krieg ein schwerer Vorwurf. Denn er hatte ihn, sagt man, durch spröde Unnachgiebigkeit gegen die Lacedämonier herbeigeführt. Allein ich glaube, auch Fabius hätte den Karthagern in Nichts nachgegeben, sondern wäre zum Kampf um die Herrschaft ritterlich in die Schranken getreten. Nur beschämt des Letztern Geduld und Güte gegen Minucius die Verfolgungssucht, womit Jener die Ehrenmänner von der aristokratischen Partei Cimon und Thucydides in Elend und zehnjährigen Bann stürzte. Freilich war des Perikles Macht und Gewalt auch größer. Und so gab er es auch nicht zu, daß ein anderer Feldherr durch verkehrte Maßregeln den Staat in's Unglück brachte; nur Tolmides entzog sich seinem Einfluß und drängte ihn mit Gewalt zurück, war aber auch dann gegen die Böotier unglücklich; die Anderen fügten sich in der Ordnung alle unter seine gewaltige Hand. So fest hingegen Fabius und ohne Wanken auf sich selber stand, so stellt ihn sein Unvermögen, Anderer Plane zu hintertreiben, sichtbar in Nachtheil. Denn nimmermehr wäre Rom in so viel Unglück gerathen, hätte Fabius dort, was in Athen Perikles, gegolten.

Aber auch über Geld und Geiz erhaben zeigte der Eine sich durch Nichtannahme des Dargebotenen, der Andere durch reiches Opfer der Nothhülfe, da er die Kriegsgefangenen aus eigenen Mitteln löste. Indeß war dies nicht von großem Belange, nur etwa sechs Talente (nach Cap. 5. vielmehr zehn Talente); von Perikles aber läßt sich kaum ausreden, was von Bundesgenossen und Königen er ziehen, und wie sehr er sich hätte bereichern können, während er bei aller Versuchung von dieser Seite der unbescholtenste Mann auf der Welt blieb. Und wahrlich den großen Bauwerken und Tempeln und Prachtgebäuden, womit Perikles Athen schmückte, darf sich zusammen alles Herrliche, was Rom vor den Kaisern aufzuweisen hatte, nicht an die Seite stellen, vielmehr behauptete diesem gegenüber, an jenen die großartige Arbeit und der hohe Geschmack einen entschiedenen, unvergleichbaren Vorzug.

122. Die Deutschen in Nordamerika.

(*Franz J. Grund* in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1839. I. S. 33—48.)

Wenn man bedenkt, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten nur eine fortlaufende Geschichte Europa's ist, und daß darin alle Fäden der europäischen Specialgeschichten, obwohl mit einzelnen Veränderungen, fortgesponnen werden, so dürfte wohl ein Blick auf die ausgewanderten Deutschen und ihre Bestimmung in der neuen Welt nicht ohne Interesse sein, und vielleicht auch über die Zukunft von Deutschland einiges Licht verbreiten. Es ist gewiß der Mühe werth, zu untersuchen, wie sich ein Volk unter gänzlich verschiedenen Umständen und namentlich unter einer seiner ursprünglichen Organisation beinahe diametral entgegengesetzten Verfassung gestaltet, weil man hiedurch tiefer in sein Innerstes sehen und das Zufällige von den eigentlichen Elementen seines Daseins unterscheiden lernt. Dies war vor der Entdeckung Amerika's in Bezug auf die meisten europäischen Nationen unmöglich gewesen, aber seit der Gründung der Freistaaten und der südamerikanischen Republiken gewähren die Begebenheiten der andern Hemisphäre ein reiches Mittel zur nähern Kenntniß der unsrigen, das von den gegenwärtigen Geschichtschreibern gewiß noch lange nicht hinlänglich benutzt worden ist. Ist der gegenwärtige Zustand Spaniens nicht ein aus einem Hohlspiegel zurückgeworfenes Bild der südamerikanischen Republiken — ewig zwischen Freiheit und Despotismus schwankend? Sind nicht die Vereinigten Staaten eine riesige, obwohl in ihren Farben etwas undeutliche Copie des alten Englands? Und geben sie uns nicht einen Begriff von dem, was selbst das monarchische England durch die Kraft seiner Bewohner werden könnte? Warum sollte die Geschichte der deutschen Ansiedlungen in Nordamerika, ihr Entstehen, ihr Aufblühen und zuletzt ihr Einfluß auf den politischen Körper, dem sie als Glied untergeordnet sind, gänzlich ohne Belehrung für Deutschland sein?

Die germanischen Völker, das heißt die angelsächsischen und deutschen Stämme, haben sich seit der Entdeckung Amerika's zur Colonisation fremder Länder am tauglichsten bewiesen; sie besaßen nämlich die Fähigkeit, den ihnen angestammten kräftigen, arbeitsamen Charakter in ferne Welttheile zu tragen, ohne daß er durch die Uebersiedlung an Stärke oder Dauerhaftigkeit verloren hätte. Wenn aber irgend etwas für die Mannbarkeit eines Volkes spricht, so ist es seine Fähigkeit, kräftige Colonien zu bilden; denn es ist die Colonisation eine geistige Zeugung, die nur dann zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, wenn sie aus dem Mannesalter eines Volkes stammt, nicht aber aus seiner Kindheit, oder aus seinen Greisenjahren. Schon dieser Erfahrungssatz, dessen Wahrheit die Geschichte aller Ansiedlungen bis auf den heutigen Tag beurkundet, würde uns rückwärts (analytisch) auf die Kraft von Deutschland schließen lassen, das, ohne eine eigentliche Seemacht zu besitzen, und bei dem großen Welthandel nur gering betheiligt, dennoch ganze Provinzen in fernen Welttheilen geschaffen hat, welche, ungeachtet der ihnen äußerlich aufgedrückten Form, durch ihre innere Gestaltung, hauptsächlich aber durch ihre moralische Haltung überall ihren germanischen Ursprung beurkunden.

Zwei Völker sind es, wie bereits erwähnt, welche diesen Zeugungstrieb in sich fühlen — die Engländer und die Deutschen. — Allein welche Vortheile besitzen nicht die Engländer in Bezug auf Handel und Seefahrt über alle anderen germanischen Stämme! Und was hat Frankreich, was hat Spanien und Portugal unter ungleich günstigeren Umständen für die Gründung von Colonien gethan? Die Portugiesen eroberten Ostindien, die Spanier Amerika, die Franzosen besaßen Länder in Asien und Amerika; was ist aus ihnen allen geworden? Wo haben die Portugiesen, Spanier oder Franzosen Niederlassungen gebildet, welche selbständig wurden und zu kräftigen, wohleingerichteten Staaten emporwuchsen? Was die Spanier in der Periode ihres größten Glanzes in Amerika thaten, beweist bloß, daß sie fähig waren, einen hohen Grad von Nationalstolz auf eine ferne Welt zu übertragen, nicht aber, daß sie dort den Keim zu aufblühenden Staaten legen konnten. Von den französischen und holländischen Colonien gilt dasselbe, nur daß das Mißglücken der Letzteren mehr der Grausamkeit und der Gewinnsucht der holländischen Gouverneurs, als der Unfähigkeit des holländischen Volkes, dauerhafte Niederlassungen zu begründen, zuzuschreiben ist.

Das merkwürdigste Schauspiel einer großartigen Colonisation und der damit verbundenen Gründung eines Staatenvereins gaben uns die Engländer. Diese legten unstreitig den Grund zu der ganzen jetzigen Gestaltung nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern auch von Südamerika, so sehr auch dort die materiellen Elemente des Volkslebens spanischen Ursprungs sind. Die englischen

Besitzungen in Ostindien gehören nicht hieher; denn es sind dies keine Colonien, sondern bloß unterjochte, obwohl mit ausgezeichneter Klugheit und man kann sagen Gerechtigkeit beherrschte Staaten; wohl aber verdienen hier die Strafcolonien von New-South-Wales und Van Diemensland erwähnt zu werden, denn sie beweisen uns in einem hohen Grade die Kraft des germanischen Stammes selbst dort, wo er auf dem Wege der Ausartung begriffen war.

»Was ist wohl die Ursache,« könnte man fragen, »daß Botanybay-Colonie besser gedeiht, als die südamerikanischen Republiken?« Wir wissen hierauf keine bessere Antwort als diese: »weil selbst der englische Sträfling noch einen besseren Begriff von Recht mit in die Colonie bringt, als der ist, zu dem der Spanier in Südamerika auferzogen wird, und weil das Leben der Engländer auf Botanybay durch die Erinnerungen an das Mutterland, durch geschichtliche Traditionen, hauptsächlich aber durch das Beibehalten der alten englischen Formen und Gebräuche, noch immer besseren Stoff zur Verarbeitung bietet, als die entnervten, jedes historischen Zusammenhangs unter sich und mit dem Mutterlande entbehrenden Südamerikaner.«

Ein nicht unbemerkenswerther Umstand ist, daß, wo immer die Engländer oder die Deutschen Fuß faßten, sie alle übrigen Nationen, und zwar auf friedliche Weise, verdrängten, während es den Franzosen und Spaniern mit den unerhörtesten Grausamkeiten dennoch nicht gelang, sich vor der Vermischung mit anderen Racen zu bewahren, die dann ihre Cohäsionskraft schwächte und die Nationalität selbst nach und nach untergrub. Die Engländer und Deutschen, mehr auf ihre eigene Arbeit als auf die von Sklaven oder Miethlingen vertrauend, haben, wo sie sich niedergelassen, in keinem Zweige der Industrie Lücken gelassen, und es so den Einheimischen wie den eingewanderten Fremden unmöglich gemacht, unter ihnen Posten zu fassen oder sie wohl gar zu verdrängen. Die Spanier und Franzosen hingegen haben überall die Herren gespielt und die bezwungenen Massen für sich arbeiten lassen, bis endlich Letztere das verhaßte Joch abschüttelten oder die Sieger zu einem Vergleich zwangen.

Daß es den Engländern nicht an Muth und Genie zu militärischen Eroberungen gebricht, das haben sie in Hindostan und auf den westindischen Inseln hinlänglich bewiesen, auch haben die Deutschen in den Vereinigten Staaten auf den Zügen gegen die Indianer für ihr Eigenthum und im Unabhängigkeitskriege gegen England für ihre Freiheit zu kämpfen gewußt; aber zum Kriege rüsten sich in der Noth auch unedle Naturen; etwas anderes ist es im Frieden nicht zu erschlaffen, mit schöpferischem Geiste und mit Beharrlichkeit die Natur umzugestalten und im nie endenden Kampfe gegen die Elemente den Muth nicht sinken zu lassen. Hiezu gehört nicht bloß eine momentane Begeisterung, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde, sondern ein wirklicher moralischer Fond, den wir, ohne parteilich zu sein, nur bei den germanischen Nationen antreffen.

Dieser moralische Fond ist hauptsächlich zur politischen Organisation einer Colonie nothwendig; denn für diese thun bei der Entstehung eines Staates Sitten und Gebräuche mehr als die weisesten Gesetze. Wo nicht ein gewisses Rechtsgefühl bei den niederen Classen vorherrscht, da ist von der juridischen Definition des Rechts, bei der geringen executiven Gewalt in einem noch nicht ganz civilisirten Staate, kein Heil zu erwarten. Dort ist freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz oder unter die Norm, die als solches gilt, das unerläßliche Bedürfniß, wenn nicht Alles in Anarchie zerfallen oder die freien Kräfte durch militärische Gewalt gebunden oder gelähmt werden sollen. Nach welchen Gesetzen regieren sich wohl die westlichen Ansiedlungen in den Vereinigten Staaten, als nach den von den Auswanderern mitgebrachten? Bei den Anglo-Amerikanern sind dies die englischen, bei den Deutschen die Erinnerungen an den Brauch der Väter. Erst nachdem sie weit vorgeschritten, Städte, Dörfer und Flecken gebildet und ungeheure Strecken urbar gemacht haben, kommen sie mit den alten Einwohnern in Berührung nnd vereinigen sich mit diesen — obschon jedesmal unter Beibehaltung ihrer mitgebrachten Formen — zu einem politischen Ganzen. Dies gestattet bis jetzt die Verfassung der Freistaaten und es ist dies gewiß ein Hauptgrund ihres schnellen Aufblühens.

Woher kommt es nun, daß bei dem geringen Zwang, welchen die Constitution der Vereinigten Staaten den verschiedenen europäischen Ansiedlern auferlegt, dennoch nur Deutsche und Engländer größere Ansiedlungen bilden und darin an ihren Sitten und Gebräuchen fest halten? Warum streben Hunderttausende von Franzosen und Spaniern, die in verschiedenen Theilen der Union zerstreut leben, nach keiner politischen Einheit? Offenbar deßwegen, weil sie nicht im Stande sind, unter sich selbst ein Ganzes zu bilden, weil sie nur berufen sind, den einen oder den andern Posten in der Gesellscheft einzunehmen, nicht aber alle zur Gründung eines Gemeinwesens nöthigen

Eigenschaften besitzen. Diese Vielseitigkeit, dieses Universalgenie, das sich unverdrossen an die Auflösung jeder menschlichen Aufgabe macht, ist das charakteristischste Kennzeichen der Germanen. Nicht im vorzugsweisen Talent für die eine oder die andere Sache spricht sich der deutsche Charakter aus, sondern in seiner Allgemeinheit; aber eben deßwegen verstehen ihn andere Nationen so wenig. Die Deutschen brauchen bei der Beurtheilung anderer Völker nur vom Allgemeinen auf Einzelnheiten einzugehen, was ihnen auch in der Regel gelingt, und wodurch sie im Umgang mit Fremden bedeutend im Vortheil sind; andere Völker hingegen müssen, wenn sie die Deutschen kennen lernen und aus ihrem Umgange Nutzen ziehen wollen, die verschiedenen Seiten der Deutschen aufzufassen sich bemühen, wozu ihnen gewöhnlich die Geduld und in vielen Fällen gewiß auch die Fähigkeit gebricht.

Die Engländer, welche, wenn gleich nicht so vielseitig als die Deutschen, doch eine gewisse politische Routine — die Folge ihres constitutionellen Lebens — vor diesen voraus haben, haben noch überdies durch Sprache und Gesittung einen mächtigen Vorsprung vor allen anderen Einwanderern in den Vereinigten Staaten, und doch ist es weder ihnen noch den Anglo-Amerikanern gelungen, die dort ansäßigen Deutschen zu verdrängen oder inmitten ihrer Ansiedlungen einen von Letzteren unabhängigen Posten zu fassen. Die deutsche Beharrlichkeit, die unüberwindlichste Geduld und eben jene Allgemeinheit, die sie überall ein Ganzes bilden läßt, siegen über alle Hindernisse und triumphiren zuletzt über ihre herzhaftesten und unternehmendsten Widersacher. Es ist aber wiederum nicht der Widerstand, den die Deutschen zu irgend einer Zeit leisten, sondern die Beständigkeit und Gleichförmigkeit desselben, welche zuletzt die Gegner ermüden und ihnen den Platz frei machen. Wie könnten sonst die Deutschen in Amerika auf ihren jetzigen Standpunct von Prosperität und politischem Ansehen gelangt sein, sie, die als arme Landleute hinüberzogen und ohne Kenntniß der Landessprache, ohne höhere Cultur, und im beständigen Ringen gegen den Andrang neuenglischer Ansiedler, ganze Staaten gebildet und der Physiognomie derselben das unverlöschliche germanische Siegel aufgedrückt haben. Hätte sich diesen Landleuten frühzeitig ein Stand der Gebildeten beigesellt, wäre die kräftige materielle Basis von irgend einem kühnen Geiste zu einer großen historischen Unternehmung benutzt worden, so wäre vielleicht jezt die Gestalt der Union eine ganz andere. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß die Deutschen in Amerika durchaus keine andere Zukunft haben, als die, welche ihnen durch die Gemeinschaft mit den Anglo-Amerikanern bereitet wird; im Gegentheil hegen wir die Ueberzeugung, daß der einmal vorhandene und bis jetzt rein gebliebene deutsche Kern noch einer weiteren selbständigen Entwickelung fähig ist; wie weit diese aber gehen und zu welchen Erwartungen sie die Deutschen wie die Amerikaner berechtigen dürfte, hängt von Umständen und dem Zusammentreffen von Ereignissen ab, die sich jetzt noch nicht alle übersehen lassen, von denen wir aber dennoch versuchen wollen, die wahrscheinlichsten und wichtigsten herauszuheben, um unsern Lesern wenigstens einen Ueberblick über das Heer der Möglichkeiten zu gewähren.

Die Staaten, in welchen sich die Deutschen in Amerika vorzugsweise niedergelassen, sind Pennsylvanien, der westliche Theil von Maryland und Virginien, Kentucky und in neuester Zeit Ohio, Indiana, Illinois und Missouri. Alle diese Staaten gehören insgesammt zu den fruchtbarsten der Union, wie denn auch in den Vereinigten Staaten das Sprichwort herrscht: »*No german settles on a bad soil.*« Sie bilden zwar in keinem dieser Staaten, mit Ausnahme von Pennsylvanien, die Mehrzahl; ihr Einfluß wird aber doch überall dadurch fühlbar, daß sie auch dort, wo sie die Minderzahl bilden, in ganzen Districten zu einem mehr oder weniger vollständigen Ganzen vereinigt sind, und selbst in den Städten, wo sie gezwungen waren, mit Amerikanern zusammen zu wohnen, durch ihr Zusammenhalten und durch den Umstand, daß sie als thätige, arbeitsame Menschen nirgends zu den ganz armen Classen gehören, als unter sich verbundene Glieder einer Gesellschaft einen wichtigen Factor in der Politik wie im bürgerlichen Leben ausmachen. So bilden zwar die 38,000 Deutsche, welche jetzt in Philadelphia wohnen, im Verhältniß zu den 200,000 Einwohnern dieser Stadt, nur eine kleine Zahl; da sie aber in der Regel unter sich einig und durch die Bande des Familienlebens gegen die Amerikaner abgeschlossen sind, überdies aber noch einen eigenen, beinahe ganz von ihnen geschaffenen Stadttheil bewohnen, so können sie, bei den beständigen Zerwürfnissen der Amerikaner unter sich selbst, bei den meisten Wahlen den Ausschlag geben, und es ist zugleich begreiflich, warum mehrere der einflußreichsten Parteigänger, um die Stimmen der Deutschen zu gewinnen, sich in ihrer Nachbarschaft ankauften.

In Neuyork bilden die Deutschen ganz genau

dieselbe Gesellschaft, wie in Philadelphia, in Baltimore (wo sich die gebildetsten Deutschen niederlassen) desgleichen, und in Pittsburg, wo sie ungefähr das Drittel der ganzen Einwohnerzahl bilden, haben sie seit Jahren die Deputirten nach Harrisburg und die Congreßglieder nach Washington ernannt. Seit vier Jahren ist sogar ein Schiff mit deutschen Emigranten nach Boston (nach derjenigen Stadt, in welcher nicht einmal ein Jude sein Fortkommen findet, dies sagen nämlich die Bostoner von sich selbst, um damit ihren Handelstact und ihre Industrie zu bezeichnen) verschlagen worden; und selbst da, unter den drückendsten Verhältnissen und auf einem dürren Boden, fanden sie ihr Fortkommen, organisirten eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitze des Herrn Doctor Beck, eines früher nach Amerika ausgewanderten deutschen Lehrers, welcher jetzt Professor der lateinischen Sprache an der Universität Cambridge ist, und erweckten in kurzer Zeit durch ihren Fleiß, ihre Beharrlichkeit und durch ihr Zusammenhalten zuerst die Aufmerksamkeit und endlich die Eifersucht der Neu-Engländer.

Die Irländer, welche in allen bedeutenden Städten der Union in weit größerer Anzahl vorhanden sind, als die Deutschen, bilden, so sehr auch die Amerikaner in Worten und in Zeitungen gegen das ihnen ertheilte Stimmrecht eifern, doch nur große, zum Theil für Geld feile Haufen, die ohne selbständige Politik bald für die eine, bald für die andere Partei stimmen, je nachdem sie sich einem oder dem andern politischen Systeme anschließen, ohne daß sie im Stande wären, durch Gründung einer stabilen Macht irgend ein unabhängiges Princip zu verfechten oder den stets wachsenden Einsprüchen der Eingebornen einen Damm zu setzen. Es gibt in den Vereinigten Staaten, und hauptsächlich im Westen, ein „deutsches Interesse“ (*a German interest*), welches kein politischer Parteigänger, sei er Föderalist, Whig oder Locofoco, anzugreifen wagt, während man die Irländer und ihren Einfluß in allen Zeitungen verspottet, und ihnen geradezu Bestechlichkeit, Trunkenheit und Gott weiß was noch für moralische Fehler vorwirft, während man sich begnügt, die Deutschen sparsam oder auch filzig (*stingy*) zu schelten, weil sie mit weit weniger Speculationsgeist als die eingebornen Amerikaner dennoch vermöglich werden, und selbst im Reichthum ihr schlichtes Wesen und ihre gleichsam angeborne Sparsamkeit beibehalten. Zwar hört man auch hie und da über den unrechtmäßigen Einfluß, den die Deutschen in den mittleren Staaten der Union erlangt haben, sprechen, aber nie ohne den Zusatz: „man darf aber das nicht laut sagen, sonst hat man sie Alle auf dem Hals.“

Wenn in Pennsylvanien oder im Staate Ohio ein neues Gesetz vorgeschlagen wird, so ist die erste Frage immer: „was werden die Deutschen dazu sagen? Wie stellt man es an, daß man damit nicht bei den Deutschen anstößt?“ Hierbei ist noch zu bemerken, daß bei den Deutschen nirgends ein Bestreben sichtbar ist, ihre Macht anders als auf die gesetzliche Art auszubreiten, während man den Irländern z. B. allerlei Kunstgriffe und Manövres zuschreibt, wodurch sie entweder die bestehenden Gesetze umgehen oder sie zu ihren Gunsten auszulegen wissen. Es ist aber eben dieser legitime und deshalb nicht zu bekämpfende Einfluß der Deutschen, welcher die Eifersucht der eingebornen Amerikaner erweckt; denn es vererbt sich derselbe vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel; denn der Besitz und die Gesinnungen der Deutschen sind stetig, während bei den Anglo-Amerikanern Eigenthum und Politik alle Jahre Hände und Köpfe tauschen. Dadurch und durch den Besitz von liegenden Gütern werden die Deutschen in Amerika die eigentlichen Vertheidiger des Conservatismus, statt daß die Amerikaner jedes Jahr neue Versuche anstellen und mit dem Vermögen des Staates wie mit ihrem eigenen mehr oder weniger Spiel treiben.

Man kann annehmen, daß die deutschen Bürger von Amerika die einzigen sind, deren Vermögen sich mit Bestimmtheit angeben läßt; sowie bei ihnen der älteste Sohn noch immer das Gewerbe des Vaters treibt, und dasselbe wiederum seinem ältesten Sohne hinterläßt. Das heißen die Amerikaner freilich „an dem Schmutz der Thürschwelle kleben bleiben;“ es dürfte aber bei Anstellung eines Vergleichs zwischen den Resultaten der deutschen Stetigkeit und der amerikanischen Beweglichkeit das deutsche Verfahren noch immer den Vorzug haben. Es werden zwar Einzelne unter den Deutschen weniger übermäßig reich als unter den Amerikanern, obwohl auch hier genug Beispiele vom Gegentheil anzuführen wären, aber es kommen die Massen um so mehr auf, und es gehen bei dem langsamen Reichwerden die Cardinaltugenden eines Volkes, Rechtlichkeit, Fleiß, Besonnenheit und Nüchternheit, weniger zu Grunde. Auch bereichern sich nicht einzelne glückliche Speculanten auf Kosten vieler Unglücklichen, und es werden bei der größeren Stetigkeit aller Zustände die Menschen selbst weniger abgenutzt. Um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen,

vergleiche man nur eine deutsche Ansiedelung mit einer amerikanischen oder englischen. Da sind beinahe alle Häuser von gleicher Größe und einerlei Styl; wo man sich hinwendet, erblickt man Bequemlichkeit und Wohlstand, nirgends sieht man Reichthum oder Armuth. „Würden Sie wohl glauben," fragte mich einst ein neuenglischer Advocat, der sich in Easton, einer Stadt in Pennsylvanien, gleichweit von Neuyork und Philadelphia entfernt, niedergelassen hatte, um die dort ansäßigen deutschen Getraidebauern und Müller über ihren Rechtszustand zu belehren, „würden Sie wohl glauben, daß in diesem Städtchen mehr als funfzig Deutsche wohnen, wovon Jeder 20,000 Dollars werth ist?" „Ja," fuhr er fort, „man sieht es diesen Deutschen nicht an, was sie zusammenscharren. Aber dafür arbeitet auch Alles, Vater, Mutter, Sohn, Tochter und das Gesinde. Wo wäre das bei uns Jankees möglich! Und dann können diese Leute so reich werden als möglich, sie geben deswegen doch nicht mehr aus, wohnen in denselben Häusern, essen und trinken wie gewöhnlich und verändern nicht einmal ihre Kleidung! Unsern Krämern und Hausirern bleiben sie ganz und gar unzugänglich. Wo könnten die Mädchen und Weiber Zeit zum Putz finden? sie arbeiten ja den ganzen Tag wie das Vieh auf dem Felde. Es kann kein Mensch unter ihnen was verdienen, denn sie drehen jeden Thaler zehnmal um, ehe sie ihn ausgeben; nur auf ihr Vieh und auf ihre Scheunen verwenden sie etwas, und wenn sie nicht manchmal mit einander Händel kriegten, so könnten selbst wir Advocaten zusehen und vor langer Weile uns die Fingerspitzen saugen." „Aber sie sind doch ehrliche Leute und brave Bürger," unterbrach ich ihn. „Das sind sie," versetzte er, „und dafür gelten sie auch in der ganzen Union. Nur das Betteln mit vollen Taschen, was unter den letzten Eingewanderten so sehr um sich greift, sollten sie sich abgewöhnen."

Kommt man in eine neuenglische Niederlassung, so findet man die Häuser nicht, wie bei den Deutschen, aus Stein oder Backsteinen gebaut, dafür sind sie aber auch größer und haben von Weitem ein weit zierlicheres Ansehen. Eben so sind die Scheunen meistens nur aus Holz, desgleichen die Kirche, das Schulhaus und die Marktstätte. Alles trägt die Spuren flüchtiger Entstehung oder scheint nur in einer Uebergangsperiode begriffen. Höchstens das Wirthshaus oder die Wohnung des Kaufmanns sind aus Backsteinen erbaut, gleichsam als Beweis, daß der größte Theil der Einwohner noch auf der Reise ist, oder daß diejenigen, welche dort ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch Vermittelung des Handels aus der Ferne beziehen. Wie gänzlich verschieden von dieser ist dagegen eine deutsche Ansiedelung. Da ist Alles auf Jahrhunderte gebaut. Die Häuser sind klein und unbequem, aber von Stein; Kirchen und öffentliche Gebäude jeder Art sind, als ob sie von längst verstorbenen Generationen herrührten; kurz, das Ganze sieht aus, als ob es eine Geschichte hätte und noch künftigen Geschlechtern dienen sollte. Ueberhaupt sind die Neu-Engländer, wie schon Washington Irving bemerkte, mehr die Schanzgräber (*Pioneers*) der Civilisation, während die Deutschen, wohin sie sich wenden, immer gleich Posten fassen.

Was den Fortgang der Deutschen in den Vereinigten Staaten noch besonders bezeichnet, ist, daß er zwar langsam, aber immer gleichförmig ist, und daß verhältnißmäßig nur Wenige zurückbleiben. Wenn man in eine amerikanische Stadt kömmt, so wird man oft stundenlang mit den Biographien der Reichen unterhalten, auf welche die Amerikaner mehr Gewicht zu legen pflegen, als die Franzosen auf ihre Schauspieler oder die Engländer auf ihre Parlamentsredner. Da hört man nichts als von glücklich ausgeführten Speculationen, klug angelegten Plänen und dergleichen; wie ein Herr A bei dieser Gelegenheit 100,000 Thaler gewann, wie B bei einer andern den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen legte u. s. w. Allein man beschaue nun auch die Kehrseite dieses Bildes. Man frage, wie viele Familien durch ähnliche Speculationen unglücklich geworden sind. Wie mancher ehrliche Mann, der, hätte er es darauf angelegt, durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, ein anständiges Vermögen erworben hätte, statt daß er jetzt mit Weib und Kindern in den Urwäldern des Westens kümmerlich eine Wohnstätte sucht!

Von drei Kaufleuten, welche in Boston oder New-York einen Laden oder eine Schreibstube öffnen, kann man annehmen, daß einer im Laufe der ersten zwei Jahre fallirt, und daß das Falliment des zweiten in weniger als einem Jahre nachfolgt. Dies bedeutet freilich weniger in einem Lande, wo man gewöhnt ist, heute in einem Geschäft Bankerott anzusagen und morgen wieder ein anderes anzufangen, und es gibt sogar Personen, welche nur solchen Kaufleuten Credit geben, die schon mehrmals fallirt und hiedurch Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen zu sammeln; es ist aber doch in diesem schnellen Wechsel von Armuth und Reichthum und von diesem wieder zurück zur Armuth etwas, was den Charakter

eines Volkes aufzehrt und seiner historischen Entwickelung bis auf einen gewissen Punct die moralische Basis entzieht. Zu diesem beständigen Schwanken bildet die besonnene Thätigkeit und das stetige Fortschreiten der Deutschen einen auffallenden Gegensatz, und es ist dies die eigentliche Ursache ihres guten Fortkommens. Wollten die Deutschen, statt den aus der Heimat der Väter mitgebrachten Stoff zu verarbeiten, die Amerikaner nachahmen, so würden sie höchst wahrscheinlich hinter ihren Meistern zurückbleiben — denn nicht in der Assimilation eines fremden, sondern in der folgerechten Entwickelung des historischen Grundstoffes liegt das Heil eines Volkes —, statt daß sie jetzt eben durch den Contrast mit den Amerikanern eine von keinen anderen Auswanderern erreichte Selbständigkeit erringen, die in ihrer Rückwirkung auf die Eingebornen nicht anders als segensreich für den ganzen Staatenverein sein kann. Die Franzosen und Spanier, welche in Amerika von ihren europäischen Sitten und Gebräuchen nichts beibehalten, als ihre angenehme Art zu leben, müssen täglich dem Andrang der eingebornen Amerikaner oder Engländer weichen, sowie von den Hugenottenfamilien, welche nach dem Edict von Nantes sich über einen großen Theil von Südcarolina verbreiteten, jetzt nur noch die bloßen Namen übrig sind. Ebenso hört man in Amerika wenig oder nichts von dem Einflusse der Franzosen auf die Politik des Staates, obwohl ihre Zahl in den bedeutenderen Seestädten (mit Ausnahme von Boston) groß genug wäre, denselben fühlbar zu machen. Sie wissen, daß sie dort nicht herrschen können, sondern sich begnügen müssen, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und von dieser, gleich den Deutschen, mühsam zu einer bedeutenderen sich hinauf zu arbeiten, dazu fehlt ihnen entweder der Muth oder die Beharrlichkeit. Der Kampf zwischen Engländern und Franzosen, wo sie sich nur als Repräsentanten moralischer Principien gegenüber standen, ist nie von langer Dauer gewesen; aber zwischen den Engländern und Deutschen währt er lang und es scheinen beide Theile in demselben nur zu erstarken.

Der Haupterwerb der Deutschen in Amerika besteht in Ackerbau; obwohl auch Kaufleute, Handwerker u. dgl., besonders in den deutschen Niederlassungen, recht gut ihr Fortkommen finden. Hiedurch werden sie größtentheils Landeigenthümer und erlangen frühzeitig die zu ihrem weiteren Gedeihen unumgänglich nothwendige Selbständigkeit. Selbst die deutschen Taglöhner, die sich auf den Acker vermiethen, verlangen in einem Antheil an dem Ertrag eines Gutes, statt mit Geld bezahlt zu werden. — Ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit beurkundet das amerikanische Sprichwort, daß *a German grows rich on a farm on which a Jankee would starve.* Gewöhnlich treiben sie, nach deutscher Art, die Dreifelder-Wirthschaft, wodurch der Ertrag ihrer Grundstücke zwar geringer ist, als der der Amerikaner, der Boden selbst aber weniger ausgesogen wird, und der Sohn vom Vater ein Grundstück erbt, dessen vollen Werth er noch auf den Enkel vererben kann, statt daß bei dem Amerikaner Capital und Zinsen zugleich aufgehen, und der Sohn immer wieder dort anfangen muß, wo der Vater vor dreißig Jahren begonnen hat. Auch sind es hauptsächlich die Deutschen, welche der Fruchtbarkeit ihrer Felder durch Dünger nachhelfen und zu diesem Zwecke eine hinlängliche Anzahl Hausthiere halten, von denen dann die Amerikaner spottweise sagen, daß sie besser wohnen, als ihre Kinder.

Zu wünschen wäre es, daß bei dieser allgemeinen Thätigkeit der Deutschen auch ihre geistigen Kräfte etwas mehr in Anspruch genommen würden; obwohl dies hauptsächlich nur von den pennsylvanischen Bauern gilt, nicht aber von den deutschen Ansiedlern in Ohio, Kentucky, Illinois und Missouri. Die Sprache, welche die alten Pennsylvanier von deutscher Abkunft oder ihre Kinder sprechen, ist mit wenigen Ausnahmen schreckhaft, und außer Gebetbüchern und Räubergeschichten ist, so viel mir bekannt, dort kein deutsches Buch aufgelegt worden. Die deutschen Zeitungen, wovon zwischen dreißig und vierzig in ganz Pennsylvanien, drei aber in Philadelphia erscheinen, sind ebenfalls in einem barbarischen Styl geschrieben, und erscheinen gewöhnlich wöchentlich, weil sich die Deutschen mit Politik nur Sonntags beschäftigen, wo sie von ihrer Arbeit ausruhen, und die Sache des Abends bei einer Flasche Wein oder Bier gleich ins Reine bringen können. Auch ist das gewöhnliche Abonnement auf eine Zeitung nicht mehr als ein Thaler des Jahres, so daß kein Zeitungsschreiber dabei bestehen könnte, wenn er nicht noch nebenher die Feldwirthschaft triebe. Die Deutschen lassen sich überhaupt nicht gern etwas vorraisonniren, sondern verlassen sich lieber auf ihr politisches Gefühl, welches sie gewöhnlich richtiger leitet, als die mit allen Farben des Parteigeistes geschmückten Tagblätter. Darum gilt auch die deutsche Politik in den Vereinigten Staaten für unbesiegbar, weil weder Zeitungsschreiber, noch überhaupt Schreiber irgend einer Art auf sie einen Einfluß haben.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß die Deutschen in Pennsylvanien und in den Vereinigten Staaten überhaupt durch den litterarisch gebildeten Zusatz, den sie in den letzten zehn Jahren aus Deutschland erhielten, sehr gewonnen haben. Abgesehen davon, daß die deutsche Sprache in Pennsylvanien zur bloßen Bauernsprache herabgesunken, und an ihre Veredelung durch die dort ansäßigen Deutschen nicht zu denken war, bedurften auch die dort eingewanderten Deutschen einer numerischen Verstärkung, wenn sie nicht von der rasch vorwärts schreitenden amerikanischen Bevölkerung absorbirt werden sollten. In vielen Districten Pennsylvaniens und Ohios waren zwar noch deutsche Sitten und Gebräuche bei dem gemeinen Volke vorherrschend; aber die sogenannte höhere Bildung war englisch oder anglo-amerikanisch zugeschnitten, und man sprach überhaupt das Deutsche nur auf dem Felde und an Werktagen, an Sonn- und Feiertagen aber, und in den Gesellschaftszimmern sprachen wenigstens die Mädchen meistens nur englisch.

Dessen ungeachtet war der politische Einfluß der Deutschen doch überwiegend, und seit vielen Jahren erwählten dieselben den Gouverneur, Lieutenant Gouverneur, und viele der höchsten Staatsbeamten aus ihrer Mitte. Die Delegation des Staates Pennsylvanien im Congreß der Vereinigten Staaten war ebenfalls großentheils aus Deutschen oder Abkömmlingen von Deutschen zusammengesetzt, obwohl auch hier zu bemerken ist, daß sich dieselbe gewöhnlich mehr durch Festigkeit und Beharrlichkeit, als durch ausgezeichnete Rednertalente oder durch Aufstellung genialer Staatsmaximen auszeichnete, und ein Aehnliches gilt von den nach Harrisburg zur gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien gesandten deutschen Deputirten. Was diesen Uebelstand — wenn es anders einer zu nennen ist — noch vermehrte, oder dessen Beseitigung schwierig machte, das war die außerordentliche Eifersucht, mit welcher die in Amerika einmal ansäßigen Deutschen alle späteren Ankömmlinge (besonders wenn den letzteren ein gewisser litterarischer Ruf vorhergegangen war) bewachten, und der geringe Werth, den sie überhaupt auf europäische Bildung und Civilisation legten. Die Ursachen dieser Vorurtheile gehören nicht in diesen Aufsatz; auch hat sie Francis J. Grund in seinem Werk: „*The Americans in their moral, political et social relations*“ (deutsch in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) theilweise aufgeführt; aber ihre Folgen waren für die historische Ausbildung der Deutschen in Amerika in einem hohen Grade verderblich, indem diese, ungleich den Anglo-Amerikanern, von den Brüsten ihrer Mutter losgerissen wurden, ehe sie sich an denselben satt gesaugt hatten.

Es ist daher sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit die deutschen Ansiedelungen in Illinois, Indiana, hauptsächlich aber im Staate Missouri einen Zustand vorzubereiten anfangen, den in Pennsylvanien zur Zeit der ersten Ansiedelungen gewiß Niemand zu hoffen wagte, und wodurch die Deutschen, gegenüber den Anglo-Amerikanern, über kurz oder lang diejenige Stelle einnehmen müssen, wozu sie nicht bloß durch ihren moralischen Charakter, sondern auch durch ihre fortgeschrittene Bildung berufen sind. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten die Anführer der politischen Parteien werden sollen; denn dazu scheinen sie von der Vorsehung am wenigsten berufen zu sein, im Gegentheil sind die Deutschen ihrer Natur nach conservativ, und bleiben dies auch unter gänzlich geänderten Umständen noch in Amerika; aber eben dadurch bringen sie ein Element in den amerikanischen Staatenverein, das ihm bis jetzt noch abgeht, und das gerade die Deutschen am würdigsten zu repräsentiren im Stande sind. — Jetzt, wo noch Alles jugendlich aussieht, wo ein Princip um das andere niederfällt oder aufsteht, ohne dem Lebenskeim des jungen, aufblühenden Staates gefährlich zu werden, können die Amerikaner immerhin politische Experimente machen und heute umstoßen, was sie gestern aufgebaut, ohne hiedurch das Land, das sie zusammenhält, merklich zu schwächen; es wird aber auch die Zeit kommen, wo die Interessen der verschiedenen Classen der Gesellschaft schärfer abgegrenzt, wo die verschiedenen Glieder des Staates weniger biegsam sein werden, und wo jeder mißlungene politische Versuch dem Staate Wunden schlagen wird, die erst spät und vielleicht nie wieder heilen werden. Wann dieser Zustand, der das Mannesalter eines Staates bezeichnet, eingetreten sein wird, dann wird auch das conservative Princip seinen Rang einnehmen, und die Beharrlichkeit und das Festhalten am Bestehenden, was die Deutschen vor allen anderen Nationen charakterisirt, aufhören, ein bloßes Hinderniß der Beweglichkeit zu sein.

123. Was die heutige Generation von den früheren unterscheidet.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 362—366, 368—376.)

Ich beginne diese Arbeit mit der Bitte, sich eine Weile zu besinnen, *was die heutige Generation wohl mit der vorigen gemein habe.*

Es ist klar, daß soweit sich unsere Verhältnisse und Interessen in *den Forderungen des Leibes* gründen, sie auch schon früher da waren. — Nur wolle man dabei auf die kleinen Variationen, welche die sog. Sittengemälde hervorzuheben pflegen, kein Gewicht legen. Wie in der Vorzeit die Speisen bereitet wurden, ob man sie sitzend oder stehend, mit Gabeln oder mit Messern genossen, ob der Wein aus Gläsern oder aus Schalen getrunken wurde, wie die Kleider und Wohnungen aussahen, das kann man Alles auf das genaueste wissen, ohne über die Beurtheilung der Gegenwart das Geringste zu vermögen. — Indeß läßt sich die Aehnlichkeit der Vergangenheit mit der Gegenwart auch über das Leibliche hinaus verfolgen, und so zu dem Resultate gelangen, daß *sämmtliche particuläre* Interessen, welche die *jetzige* Generation kennt, der *vorigen* nicht minder bekannt waren, *und dennoch ein Unterschied zwischen beiden Generationen obwalte*, der augenscheinlich alle Berechnungen unserer Politiker wie ihre Köpfe selbst verwirret.

Worin besteht dieser Unterschied?

Schwerlich gibt es für ganz Europa eine wichtigere Frage; und darum auch kein niederschlagenderes Zeugniß gegen die neuere Weisheit, als daß bisher so wenig für ihre Lösung geschehen ist. Immer und überall beschränkt man sich auf die Reden von „Aufregung und Spannung“, als ob in solchen nebeligen Andeutungen eine Antwort stecke, die doch allein in der Enthüllung der wahren *Wurzeln* des Unterschiedes stecken kann. Aber zu eben dieser Enthüllung führen leider nur Betrachtungen, die alle Parteien mehr als Bußbetrachtungen fliehen; und die Bemühungen der Journalisten, Politiker, Lehrer und Priester um die *Ursachen* der Aufregung und Spannung sind nichts als ein eitles Haschen nach einem Geiste, der der rohen Griffe stets spottet, wo man sich ihm freundlich oder feindlich nähern will. Weder Liberalism noch Anti-Liberalism kann vom Denken dispensiren. Eine auf bloßen Declamationen ruhende Liberalität ist nichts besser als die trägste Illiberalität; wie schon die steten Uebergänge der Fanatiker für Freiheit zum eifrigsten Dienste der Tyrannei oder Frömmelei beweisen. In dem 44. Auszuge habe ich gezeigt, daß in *keinem* Staate der Parteigeist und die Neigung zu Neuerungen fehlt. Mit den nackten Wörtern „Factionen und Neuerungssucht“ ist also gar nichts erklärt. *Warum* strebt man nach Neuerungen? Nach *welchen* Neuerungen strebt man? *Wer* strebt nach Neuerungen? Wo spalten sich die Interessen der Strebenden? Wer ist für das *Bestehende*? Warum ist man für das Bestehende? Das sind die Rubriken, die allen denen entgegentreten, welche den Aufschluß über unsern Zustand von oberflächlichen Phrasen hoffen. Jede Zeit hat ihren Geist, und wer den Unterschied nicht *näher* bezeichnen kann, dem gebührt der Vorwurf leerer Declamation so gut, als den Priestern mit ihren Bannformeln von Göttlichkeit und Teufelei, von Heiligkeit und Unheiligkeit, von Christlichkeit und Unchristlichkeit, von Tugend und Laster, etc.

Wie weit die Erkenntniß der Charaktere unserer Zeit *bisher* reichte, zeigt die einleitende Vorrede ausführlich genug. Hier ist nun der Ort diese Erkenntniß positiv weiterzufördern, und darum zögere ich auch nicht länger, vorzubringen, was *ich* selbst denn von jenem großen Unterschiede entdeckt habe.

Die im 52. Auszuge beschriebene Entwicklungsscale ist das Mittel, was mir eine Annäherung zu dem Zeitgeiste gestattete, *scharfe Merkmale* daran zu erspähen, vor denen die Benennung eines Gespenstes, die es bisher verdiente, verschwindet. Das *Hauptmerkmal* ist jedoch auch ohne sie so auffallend, daß es bei der geringsten Ausdauer von selbst sichtbar wird. Ich meine: *das Ringen nach allgemeiner Klarheit.*

Indianer und Europäer begreifen die Lehre, wie sehr unser Zustand von der Klarheit unseres Blickes abhängt. Das gemeinste Sprüchwort lautet: „was ich nicht weiß, das macht mir nicht heiß;“ und dessen Bedeutung ist keine andere, als daß unsere Interessen zuletzt von unserer Einsicht abhängen. In dem 52. Auszuge ist etwas Näheres darüber, und insbesondere die Erörterung, wie von *dem Grade der Helle dieser Einsicht ihre verschiedene Triebkraft* im Thun und Lassen abhängt, sammt der Erläuterung des Satzes, daß die menschliche Entwickelung nur *mit* und *an* der steigenden Einsicht weiterschreitet. Wen das zu der Ueberzeugung

führt, daß die höchste Cultur durchaus bedingt ist von der Klarheit über alle menschlichen Interessen (weil nur diese Klarheit jene Geistesherrschaft gibt, ohne welche für die Worte »hohe Cultur« nichts als Scheinwerk und Formen übrig bleiben), der wird mir auch beistimmen, wenn ich unter jeglichen Charakteren unserer Zeit dem Drange nach allgemeiner Klarheit den ersten Rang einräume. Soweit auf das genaueste mit dem Leser verständigt, brauche ich ihn zum überraschenden Fortgange nur aufzufordern, sich fest zu versichern, daß dieser Drang der großen Aufregung und Spannung nicht fehle, — wofür hoffentlich ein kurzes Besinnen über dessen Richtung und Quelle genügen wird.

Ein flüchtiger Blick auf uns selbst lehrt, daß seine Richtung eigentlich nichts Anderes ist, als das Streben, nicht länger blind den einzelnen Impulsen unterthan zu sein, vielmehr zu prüfen, was jeder Erregung gebühre, wie viel und wie weit ihr nachzugeben sei — nichts Anderes, als ein Streben unseres Geistes, zur Herrschaft über die Mannigfaltigkeiten, die ihn erregen und bestürmen, zu gelangen, — ein Streben, das allgemeinste Interesse (das Interesse der Harmonie unserer Natur) gegen die particulären Interessen (gegen die Störungen der Ansprüche und Rücksichten niederer Ordnung) zu behaupten.

Seine Quelle zeigt sich aber einerlei mit eben jenem Urimpulse, der unsere Entwickelung überhaupt vorandrängt. In den Einzelnheiten des Lebens herumgerissen hat die Menschheit nunmehr wenigstens so viel von ihnen kennen gelernt, sich von dem Glauben an ihre Allwichtigkeit zu lösen. Dazu konnte es nicht kommen, so lange sie durch ihre Neuheit die Lebenskraft überwältigten. Allen particulären Interessen gebührt, insofern sie eine Wurzel in unserer Natur haben, auch ein gewisser Werth. Aber welcher Werth ihnen gebühre, das ist bloß dem erkennbar, der sie sämmtlich zu übersehen fähig ist; und einer solchen Fähigkeit geht eine Zeit vorher, worin man sich mit den einzelnen Interessen an sich zerarbeitet. Erst wenn der menschliche Geist damit fertig ist, treibt ihn die Entwickelung an, was er in den Einzelnheiten nicht fand, in dem Ganzen zu suchen.

Der hiemit angegebene Grundcharakter läßt sich jedoch nur in der sorgsamen Erwägung gehörig auffassen, daß der Drang sich bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden äußern muß, wie auch daß er bei keinem Individuum alsbald zum Ziele führt, daß bei Niemanden unmittelbar auf die Dunkelheit heller Tag folgt. Nur damit ergibt sich der Schlüssel zu den vielen Abweichungen in den Ansichten und Meinungen. — Und fügt man dazu die Bemerkung, daß dunklere Ansichten andere Wünsche und Forderungen erzeugen als hellere, so ergibt sich auch leicht der Schlüssel zu den vielen Variationen in den Wünschen und Forderungen; — was endlich zu der Vermuthung bringt, daß alle Veränderungen in den Interessen der vergangenen Generation zuletzt von dem einen Grundcharakter, von demselben Drange nach allgemeiner Klarheit, ableitbar seien.

Vor dem Versuche der wirklichen Ableitung wolle der Leser indeß an die Analogie zwischen der individuellen Entwicklung und der Volksentwicklung zurückdenken, zumal an die Unruhe und das Stürmische, was wir an Jünglingen sehen, die sich im Ringen nach einer höheren Entwicklungsstufe zerarbeiten. Auch dabei erscheint immer ein gewisser Drang nach Klarheit als der Heerd, wovon die Entschlüsse und Anstrengungen ausgehen. Aber wie dies anwendbar ist auf ganze Völker, so ist es nicht minder der fernere Satz, daß der Jüngling so lange steten Stürmen und Verirrungen ausgesetzt bleibt, bis er die Klarheit errungen hat; — woraus unwiderleglich folgt, daß keines der neueren Völker Europa's aus seinen Leiden befreit werden könne, bevor die, welche am Hebel seiner Kräfte stehen, zu jener Erkenntniß der menschlichen Verhältnisse gedeihen, ohne welche weder Klarheit noch Ruhe in ihren eignen Köpfen, geschweige in dem Volksgetriebe, was sie lenken, möglich ist.

. . . . Zur Richtung des Dranges nach Klarheit selbst gehört unstreitig das lebendige Interesse an dem, was ihm förderlich oder hinderlich scheint. Und wer an seiner Eigenthümlichkeit noch zweifelnd es von dem Streben nach Belehrung früherer Zeiten nicht unterscheiden kann, den lenke ich bloß auf den Widerwillen, der sich in allen Zweigen des Denkens und Empfindens gegen Machtsprüche und Autoritäten zu äußern beginnt. Wenn sich früher der Forschungstrieb von gewissen Gebieten ruhig zurückweisen ließ, so will die jetzige Generation keine Schranken mehr anerkennen, als die, welche dem eignen forschenden Auge als natürliche Schranken vorkommen.

Zwar äußerte sich im Religiösen schon vor Jahrhunderten eine Abneigung gegen Autoritäten.

Allein eine nähere Prüfung lehrt, daß es keinesweges eine generelle war; da ja der protestantische Artikel von dem freien Forschen und freien Glauben durch dieselben Priester, die ihn aufstellten, mannigfach beschränkt wurde. Und so führt die nämliche Prüfung bald zu der Warnung, die Abneigung gegen menschliche Leitung und Autorität überhaupt nicht mit der bloßen Abneigung gegen offenbare Irreleitung und Mißbrauch der Autorität zu verwechseln. Ein Widerstreben dagegen hat mit dem Symptome der Reife nichts gemein. Wären die Sitten und Handlungen der römischen Priester besser gewesen, hätte ihre Habsucht nicht den Ablaß für die Zukunft erzeugt und damit Privilegien zu den scheuslichsten Verbrechen, so würde die Menschheit noch lange unter ihrer Leitung geblieben sein. Nur wer auf eignen Füßen stehen kann, verschmähet die Stützung Anderer. Zwar stimmt auch wohl die Eitelkeit und der Taumel zu Emancipations-Versuchen; aber Dergleichen ist weder allgemein noch von Dauer.

Von den früheren Zeichen des Widerwillens gegen politische Autorität gilt dasselbe. Sie wurden, von wem und wodurch es auch sei, hervorgereizt, nicht durch Mündigkeit hervorgetrieben. Eine solche politische Mündigkeit verirret sich so wenig zur Ungebundenheit, als die religiöse zur Irreligiosität. Und ähnliche Vorwürfe als die Hierarchie, treffen auch die Organe der weltlichen Macht, wenn sie, durch deren Mißbrauch oder ungeschickten Gebrauch, in den Völkern Strebungen zur politischen Emancipation hervorreizen, die vor der Reife nur Verzerrung und Unheil gebären.

Ich beharre demnach dabei, daß der Drang nach Belehrung unter uns einen Umfang habe, den unsere Vorfahren nicht kannten; überlasse jedoch die Musterung, wie ihm die von der Vorzeit stammenden religiösen und politischen Institute freundlich oder feindlich begegnen, den Lesern; — um so mehr, da ich nicht eher von unserer äußeren Lage (wozu ich, wohl bemerkt, jene ererbten Institute so gut rechne, als das der äußeren Natur gegebene Gepräge) näher sprechen darf, bevor ich die vollständigen Umrisse desjenigen gezeichnet habe, was an dem Zustande der gegenwärtigen Menschheit von ihrem eigenen Innern herrührt; mit andern Worten: bevor ich auch die übrigen Eigenheiten dieses Innern, die sich ja sämmtlich als Producte des Ringens nach Klarheit darstellen sollen, hervorgehoben habe.

Die gestiegene Einsicht hat freilich auch die particulären Richtungen und Interessen, die schon früher existirten, etwas verändert. Aber davon darf abstrahirt werden; da es zu jenen Umrissen hinreicht, von den ganz neuen Richtungen und Interessen zu reden. Unter diesen verdient nun aber den ersten Platz ein Merkmal unserer Zeit, was sie so hoch über die Vergangenheit emporhält, daß es den Verdacht des allgemeinen Verderbnisses selbst von dem schwachen Urtheile lärmender Bußprediger erschüttern sollte. Es ist die Theilnahme an dem Loose unserer Nebenmenschen.

Die Gefühle des Mitleides fehlen zwar auch dem wildesten Räuber der Wüste nicht. Sogar das Gefieder des Waldes schaart sich zusammen, wenn Einem ihrer Art ein Schrei der Noth entfährt. Allein eine solche Theilnahme vermag nichts über die allgemeine Richtung. Die Freundschaft der Wilden verstummt bald, wie die der Kinder, wenn die Begierden des Leibes damit in Widerstreit gerathen; wie sich das freundlichste Spiel der Hunde durch den nackten Zauber eines Bissens in den grimmigsten Hader verwandelt. Eben weil das Interesse an dem Loose unserer Nebenmenschen eines der ersten Kriterien der Cultur und Humanität ist, so konnte nur Eitelkeit und Selbsttäuschung einer Zeit Humanität und Cultur zusprechen, die der Eigennutz so umstrickte, wie das vorige Jahrhundert. Um das auf das deutlichste einzusehen, werfe man doch einen Blick auf jene Stelle des Volksgetriebes, wo sich die Kräfte concentrirten; d. h. man prüfe die Rücksichten, wonach die Regierungen verfuhren, man frage, warum die Kriege, insbesondere die Colonialkriege, geführt wurden; warum die Räubereien der Barbaresken von denselben Europäern geschützt wurden, die den Mantel der Humanität so gern umhiengen als die anderen. Wer hierin aber nur eine Klage wider den fiscalischen Geist der Cabinette hört, dem rufe ich eine Erscheinung ins Gedächtniß, wovor auch jede Apologie der Völker verstummt. Washington ward unstreitig ein Wesen, dessen Gesinnungen und Handlungen für das Wohl der Menschheit ihm die aufrichtigste Verehrung der Nachwelt sichern. Und dennoch verzweifelte auch er an der Humanität seiner Zeit so sehr, daß er (in seinem Vermächtnisse) den Amerikanern eindringlichst empfahl, in dem Betragen ganzer Völker auf keine anderen Motive, als die des Eigennutzes zu rechnen. Es ist klar, daß wenn der Eigennutz alle Einzelnen beherrscht, er auch ihre gemeinsamen Unternehmungen beherrschen muß. Washington wurde persönlich so wenig vom Eigen-

nutze beherrscht, als je ein Lenker der Staaten vor ihm. Auch konnte es ihm nicht entgehen, daß er gerade deshalb so sehr geliebt und geachtet war; was wieder bewies, daß seine Mitbürger die *edleren* Interessen nicht völlig verkannten. Und dennoch bot ihm der Zustand der großen Mehrheit keine andere Aussicht, als daß der letzte Hebel des *Ganzen* sich bloß durch Selbstsucht bewegen lasse. Seichte Lästerung mag hieraus einen Beleg mehr gegen die Amerikaner ziehen. Ich aber wähle die Amerikaner darum zum Beispiele, weil just an ihnen am besten zu erkennen ist, was den *Volkslenkern und ihren Theorien*, und was dem *Volke selbst* zur Last fällt. Wer ein Beispiel in *Europa* fordert, der blicke auf Britannien. Ist doch dieses Land vor allen im Rufe der Gewinnsucht; was ebenso allein daher rührt, daß, wo die neueren Völker freier waren, sie auch ihre eigennützige Natur mehr offenbarten; statt daß bei den *unfreien* die fiscalischen Theorien der *Cabinette* dafür zeugten.

In Nordamerika haben sich die in Europa entstandenen fiscalischen Theorien zwar modificirt, aber nur insofern sie das Familienleben zu sehr drückten und zum Widerstande reizten. Und man wähne ja nicht, daß es dazu anderer Interessen bedurft habe, als der gewöhnlichen des vorigen Jahrhunderts. Dem instinctartigen Familienleben dünkt die Wohlfahrt des ganzen Staates nie so unabhängig von der des einzelnen Bürgers, als unseren Finanzmännern; und wie eigennützig dieses Familienleben auch bisher geblieben ist, so schroff in Streit mit allen *edleren* Interessen, als unsere abgeschlossenen Finanztheorien, war es nie. Aber darum apotheosire man es nicht, und wolle doch diejenige Theilnahme an dem Loose der Nebenmenschen, *welche sich jetzt regt*, nicht in einer Periode suchen, wo der Menschenraub unter allen europäischen Völkern, die Schiffe hatten, als ein tadelloses Gewerbe galt [1]. Dazu gehörte ein *allgemeines Vorschreiten der Entwickelung*, welches in sämmtlichen Völkern der germanischen Keimkraft so ziemlich gleichzeitig statt hat. — Der menschliche Geist muß sich zuvor in den Strebungen niederer Ordnung sättigen; erst dann kann er sich ihnen so weit entwinden, daß sich das Interesse am mitlebenden Menschlichen frei über das Interesse an leblosen Sachen erhebt.

Es ist unnöthig, zu wiederholen, *warum* die Regierungstheorien jenen fiscalischen Charakter erlangten, daß schon von Alters her die *Noth* den äußeren Gütern einen Werth verliehen habe, der die edleren Interessen sogar in der vollen Stärke der höchsten Cultur überwältigen müsse; daß, obgleich diese Theorien ursprünglich aus der Unfähigkeit zu politischen Reflexionen und einer Bedrängniß, die dennoch der Reflexionen bedurfte, hervorgiengen, sie doch nur da zu der heutigen Verzerrung kommen konnten, wo das Praktische castenartig vom Theoretischen geschieden ist; daß je mehr sich die politischen Theorien von der wirklichen Welt entfernen, sie desto monströsere Producte gebären, die wieder um so hartnäckiger von ihren Anhängern vertheidigt werden, je isolirter auch diese von dem praktischen Getriebe sind. — Ich habe bloß meinen Glauben an die gestiegene Humanität vor dem Verdachte der *Schwärmerei* zu schützen; und dazu genügt es Gottlob, den Leser zu bitten, sich selbst und seine Nebenmenschen mit der kurzen Frage zu prüfen, *was man jetzt zum wahren Lebensgenusse fordere*. Die Triebe des Leibes werden zwar immer ihr Recht behaupten, und deshalb auch die Hoffnungen auf einen *Himmel* auf Erden immer zu den Phantasien gehören. Aber *daß die regere Empfänglichkeit für das Menschliche* nicht in dieselbe Rubrik fällt, bekundet aufs klarste das Phänomen, *daß die Reichen und Wohlhabenden mehr und mehr in dem Genusse ihres Ueberflusses durch die Gedanken an die sie umgebende Noth gestört werden*. Man erforsche doch, ob dabei bloß selbstsüchtige Besorgnisse obwalten, oder ob etwa die *Charaktere* der Noth so viel gräßlicher seien, als in den früheren Jahrhunderten. Ich habe als Resultat gefunden, daß die *Zahl* der Bedrängten zwar mit der Bevölkerung sehr gestiegen sei, aber daß das, was die Bedrängniß *an sich* steigere, nicht so sehr von neuen *äußeren* als *inneren* Ursachen (veränderten Ansprüchen) herrühre, die sich bisher der Beobachtung ziemlich verbargen. Und darum muß sich auch meine Erklärung jenes Phänomens dem sichersten Vorzeichen einer besseren Zukunft zuwenden, nämlich *dem wachsenden Uebergewicht des Interesses an dem Menschlichen über die Interessen an den anderen irdischen Objecten*. — So kehren die Völker durch das *Licht* wieder in das Geleise zurück, worin sie vor Jahrtausenden die Natur durch *dunkle Gefühle* leitete. Die alten Germanen erschienen bei aller kriegerischen Wildheit humaner als ihre Nachkommen; d. h. *sie schätzten den Menschen höher als die Sachen*; sie hiengen mehr an ihren Freunden und Stammgenossen als an dem Boden und der Habe. Aber

es war der Vorzug eines Kindes vor dem Jüngling. Das von der Hand der Natur geleitete Leben der Kinder spricht uns lieblicher an, als die irren Versuche des Jünglings, in eigner Kraft zu wandeln. Und dennoch ist sein Entwickelungsstand höher. Wohl ihm, wenn er auf dem langen Wege nicht vor der Reife untergeht, und wohl uns, daß ein gnädiges Geschick den germanischen Keimstoff in seiner weit längeren Bahn bis zu der Periode beschützt hat, wo der Stern der helleren Einsicht ihm die Klippen zeigen kann.

Doch ich komme zu einer anderen Frucht des Ringens nach Klarheit, die noch mehr verkannt wird, als die vorige. Es ist die allgemeine Sehnsucht der germanischen Europäer nach einem größeren Wirkungskreise.

Wenn der beschränkte Blick nur particuläre Interessen entdeckt, so können auch nur particuläre Interessen den Thätigkeitstrieb beschäftigen. Wer wüßte nicht, wie sehr noch das praktische Streben der jüngsten Vorzeit auf äußere Habe gieng oder auf Spiele der Eitelkeit, was freilich Ehre hieß. Erst mit der helleren Erkenntniß, wie leer und schaal die in diesen Richtungen lockenden Preise sind, und wie jämmerlich unser Ruf in das irdische Getümmel erscheint, wenn man das ganze Leben hindurch nur um sie gerungen hat, erst damit konnte jener Trieb eine Richtung gewinnen, worin er mehr und mehr den Namen des Unternehmungsgeistes verdient.

Darin offenbart sich eine zweite Analogie zwischen der gegenwärtigen Generation und den alten Germanen. Die alten Germanen wurden von keinen particulären Interessen umstrickt, weil sie sie nicht kannten. Darum äußerte sich ihr Thätigkeitstrieb freier und umfassender, als bei ihren Nachkommen. Nennt man ihn aber deswegen Unternehmungsgeist, so ist wohl zu beachten, daß es seinem weiten Umfange zu sehr an bestimmten Zielen fehlte, und er in dem Maße einer Neigung zu Abenteuern glich, als ihre Wißbegier einer bloßen Neugier. Erst später, als sich die unstete Neugier zur beharrlicheren Wißbegier steigerte, verlor auch der abenteuerliche Thätigkeitstrieb (nachdem er sich in Vertheidigungskriegen an Ausdauer gewöhnt hatte) die Unstetigkeit, welche ihn früher von der Verfolgung friedlicher Interessen abhielt. Immer galt es jedoch Einzelnheiten, einzelnen Zwecken; und in der jüngsten Periode war es, wie gesagt, die Richtung auf äußere Habe und auf die Phantome der Eitelkeit, was den Unternehmungsgeist umstrickte. Nur die Frucht des Strebens nach allgemeiner Klarheit (statt nach isolirten Kenntnissen) vermag solche Fesseln zu lösen; und wer unserer Generation ein Vorschreiten in dieser Klarheit beimißt, der kann auch nicht blind sein für die Aenderung des Thätigkeitstriebes.

Schon eine unbefangene Würdigung dieser Aenderungen in den Geistern muß lehren, daß, wie auch die äußere Lage sei, das Lebensgetriebe der Europäer nicht mehr nach alter Weise fortgehen könne. Aber damit kennt man das Getriebe selbst noch nicht. Dazu gehört, mit der Prüfung des innern Menschen eine genaue Kunde der äußeren Lage zu verbinden. Und bei dem ersten Schritte, den Leser hierin zu unterstützen, stoße ich leider wieder auf eine Masse von Hinderndem, was mehr oder weniger überall der Wahrheit den Weg versperrt.....

[1]) Was alle seefahrenden Europäer an der Küste von Afrika bis ins achtzehnte Jahrhundert verübt haben, reicht ohne Commentar hin, die Träume von der besseren Natur unserer Voreltern zu zerstreuen.

124. Zur Einleitung in die Weltgeschichte.

(*C. Fr. Haug,* Die allgemeine Geschichte, I. Heft [1841] S. 3—11; 15—17; 30; 47—48. Unvollendet geblieben.)

Unter allen Zweigen des historischen Wissens ist unstreitig die allgemeine oder Universal-Geschichte derjenige, welcher das vielfachste Interesse darbietet. Sie beginnt mit der Schule, wo sie als Inbegriff der wichtigsten Thatsachen der Geschichte eine der Hauptgrundlagen des Unterrichts bildet; als ein Schauspiel, dem an Mannigfaltigkeit und Größe keines gleichkommt, ist sie für Erwachsene eine reiche Quelle belehrender Unterhaltung; nicht minder aber eignet sie sich zum Gegenstande der gereifteren Erkenntniß, sofern sie die Erscheinungen auf ihre tiefsten Quellen zurückführen, und vorzugsweise die höheren Angelegenheiten und Bestrebungen der Mensch-

heit ins Auge zu fassen die wesentliche Bestimmung hat. Es ist der Zweck dieser Einleitung, mit Uebergehung der übrigen historischen Vorbegriffe, soweit sie nicht besonders hieher gehören, in einer Entwicklung des Begriffs der Universalgeschichte vornehmlich die letztere, meist wenig beachtete Seite hervorzuheben.

Die allgemeine Geschichte hat den übrigen historischen Fächern gegenüber das Eigenthümliche, daß sie sich nicht auf gewisse einzelne Gebiete, Zeiträume, Seiten der menschlichen Thätigkeit, nicht z. B. auf die Geschichte der Staaten beschränkt, aus welcher letztern sich höchstens nur eine allgemeine politische Geschichte ergeben würde, — sondern an sich unbegrenzt, das gesammte Leben der Menschheit in der Vergangenheit nach allen seinen Richtungen, die Welt des Gedankens eben sowohl als die äußern Thaten, Zustände und Schicksale zum Gegenstande hat. Auf der andern Seite theilt sie mit jeder Specialgeschichte die Anforderung — und schon ihr Name weist sie an (*universalis* von *uni—versus* all—gemein) — die wenn auch unermeßliche Fülle ihres Materials unter einer Einheit zu begreifen, und dasselbe dadurch zu einem Ganzen zu verbinden. Stoffe können wegfallen, ja schon die Schrankan der Möglichkeit nöthigen dazu, einen größern oder kleinern Theil derselben auszuscheiden, ohne daß sie darum aufhörte, den Namen der allgemeinen Geschichte zu verdienen, wofern nur jene Einheit richtig aufgefaßt und festgehalten wird; während ohne diese sie auch bei überfließender Vollständigkeit über die Stufe der bloßen Theilgeschichten sich nicht erheben würde. Diese Einheit — nenne man sie nun Gesichtspunct, Thema, Idee etc. — ist ihr Band, ihr Gesetz, ihre Seele; nur sie liefert den Maßstab für die Auswahl des Stoffes, sie bestimmt ihre Form, sie bedingt ihren Werth sowohl für die Beleuchtung der ihr untergeordneten historischen Gebiete, als auch für das praktische Leben. Sie aufzufinden und durchzuführen ist die wesentlichste Aufgabe des Universalhistorikers, aber sie ist auch an sich die schwierigste, und unvermeidlich Mißgriffen ausgesetzt, so lange nicht die sämmtlichen Thatsachen zu Tage gefördert, gesichert und festgestellt sind. Es wäre lächerlich, darum die Universalgeschichte überhaupt verwerfen, oder auf künftige Zeiten verschieben zu wollen; es hieße dies nichts anderes, als das zu jeder Zeit sich geltend machende Streben der Vernunft nach Zusammenfassung des Mannigfaltigen nicht etwa bloß aufs unbestimmte vertagen, sondern auf immer niederschlagen, da der Inhalt der Geschichte ein unerschöpflicher ist, die Forschung also nie sich wird rühmen können, am Ziele zu stehen, und zwar um so weniger, je selbstgenügsamer sie sich abschließt; denn nur in dem allgemeinen Zusammenhang erhält die einzelne Thatsache ihr Licht und ihre volle Gestalt. — Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit der allgemeinen Geschichte selbst; was sie dazu macht, beruht nicht auf historischem Zeugniß, ist nur bis auf einen gewissen Grad durch gelehrte Forschung aus ihr selbst hervorgegangen; ein Blick auf ihre Entwicklung zeigt unwidersprechlich, daß ihre fruchtbarsten Ideen ihr von außen her zugekommen sind, und ihr Verdienst sich am Ende auf die Anerkennung, Bewährung und Anwendung derselben beschränkt. Als der Gipfel der historischen Wissenschaften reicht sie zunächst in die höheren Sphären des menschlichen Denkens, Religion und Philosophie; steht im innigsten Zusammenhang mit der gesammten Weltansicht der Zeiten; wollend oder widerstrebend erfährt sie ihren Einfluß, durchläuft dieselben Wandlungen, und ist, wie sie, ein Spiegel der sich fortbewegenden Zeit.

Merkwürdig ist es hier sogleich, daß die allgemeine Geschichte dem Alterthum fremd blieb. Zwar ließe sich an die Weltalter der ältesten Völker des Orients denken, und in Beziehung darauf behaupten, daß die Universalgeschichte, wie die Geschichte überhaupt, aus dem Mythus hervorgetreten sei. Da sie indessen ihrem Grunde nach bloße Naturperioden waren, die selten ein rein historischer Inhalt füllte, der über die dürrste Annalistik, Zahlen, Namen, hinausgegangen wäre, so erscheinen sie höchstens nur als die ersten formlosen Andeutungen. Umgekehrt verhielt es sich bei den Griechen; die Urheber der echten, verständig aufgefaßten und verknüpften Geschichte, haben sie des Sinnes für die höhere Allgemeinheit entbehrt. Ihr Element war der Staat, die Pragmatie; ihre umfassendsten Werke sind Völkergeschichten, um einen speciellen Mittelpunct her künstlerisch gruppirt, oder, ohne andere Einheit, als die der Causalität, an den Faden der Zeitrechnung aneinandergereiht. Zwar hat schon Polybius den Unterschied der allgemeinen und der speciellen Geschichte erkannt, und den Vorzug der ersteren treffend gewürdigt: die Theilgeschichte sei vereinzelt, ohne Zusammenhang und ohne gemeinschaftliches Ziel, das allgemeine dagegen (ἡ καϑολου, κοινη ἱστορια) bilde ein organisches (σωματοειδης) Ganzes mit innerer Einheit. Möge man immerhin alle Staaten und Völker der Erde einzeln aufs genaueste kennen, nie werde man dadurch zu einer klaren Einsicht in die Gestaltung

oder den Gang der ganzen Welt gelangen, so wenig als durch Betrachtung der zerrissenen Glieder zur Kenntniß der Kraft und Schönheit des menschlichen Körpers; klare Anschauung gehe nur aus der Zusammenstellung und Verflechtung der Völkergeschichten, aus ihrer Beziehung auf Ein Gesammtziel (συντελεια των ὁλων) hervor. Allein auch bei ihm ist dieses Gesammtziel, auf das er alle Zeitereignisse beziehen möchte, nur die Welteroberung der Römer. Dieser auffallende Mangel erklärt sich nicht bloß aus der Beschränktheit der historischen Kenntnisse der Alten; ein reiches Material hatte sich in den Bibliotheken Alexandrias und Roms angehäuft, die lange Periode des Alterthums näherte sich mit raschen Schritten ihrer Vollendung, und doch blieb die Verheißung Diodors von Sicilien, die Begebenheiten der ganzen Welt wie die Eines Staates zusammenzufassen, nur ein flüchtiger erfolgloser Einfall. Die Ursachen lagen in der vorherrschenden Richtung der alten Griechen und Römer auf die einzelne sinnliche Erscheinung, in ihrer Vielgötterei und in der darauf beruhenden Völkertrennung.

Den Grundgedanken der Universalgeschichte gab das Christenthum, auf dessen Boden sie sich auch da bewegt, wo sie am weitesten abgewichen zu sein scheint. Es ist die im geistigen Monotheismus wurzelnde Idee der Menschheit in ihrer Wesenseinheit, die uralte, jetzt erst ins Leben tretende Sage von dem gemeinschaftlichen Ursprung und Fall der Menschengeschlechter, der Glaube an ihre gemeinschaftliche Erlösung und Bestimmung unter den Führungen einer allgemeinen Vorsehung.

Damit war die Möglichkeit einer allgemeinen Geschichte eröffnet, keineswegs aber diese selbst geoffenbart. Das Christenthum mit seinen einfachen, unendlich fruchtbaren Ideen war das Ferment, bestimmt und geeignet, die Wissenschaft wie das Leben zu durchdringen und veredelnd umzubilden. Aber es wurde nicht so aufgefaßt. Seine Verbreitung fiel in eine Zeit des Unglücks und der tiefsten intellectuellen Erschlaffung, des Verfalls der kräftigen Bildung des Alterthums, und des erbitterten Kampfes gegen sie. Statt den empfangenen Keim der Wissenschaft zur freien Pflege zu übergeben, wurde das in den heiligen Schriften Ueberlieferte, die Weltansicht des jüdischen Volkes, als Gottes Wort, als eine, einmal für allemal fertige Form in blindem Glauben übernommen, und auf die neuen Verhältnisse übertragen. So entstand die universalhistorische Ansicht, welche, zuerst von dem Bischof Augustinus (in seinem Werke *de civitate Dei*) ausgebildet, durch das ganze Mittelalter sich erhalten hat. Das Volk Gottes und die Welt, Jerusalem und Babel, die heilige und Profangeschichte stehen sich in schroffem Contrast gegenüber; die erstere geht von den ältesten Offenbarungen Gottes durch die jüdische Geschichte zu der christlichen Kirche, in der sie sich in der Weltentsagung des Mönchthums zuspitzt; die andere beginnt mit dem zweiten Fluche und ist einzig vorhanden, eitel auch in ihren glänzendsten Bestrebungen, das Verderben der gottverlassenen Menschheit und die Strafgerichte Gottes zu offenbaren; durch Gräuel und Unglücksfälle aller Art eilt sie dem Untergange zu, der, wenn die Welt im Aergsten liegt, durch übernatürliche Katastrophen eintritt, um das Reich der triumphirenden Kirche zu überlassen. Die Geschichte endigt überweltlich mit dem himmlischen Sabbat, wie sie mit Gott und der Geisterwelt begonnen hat. So einseitig und beschränkt diese Ansicht ist, so gewiß bezeichnet die Art ihrer Anwendung die Kindheit der Historik. An eine fortschreitende Entwickelung der beiden Reiche, an ein wirkliches Ineinandergreifen wurde dabei so wenig gedacht, als überhaupt an eine Verknüpfung. Im Grund war es überflüssig, nach dem natürlichen Zusammenhange zu forschen, da das Größte durch Wunder geschah. Dazu kam, daß überhaupt bei den ersten Versuchen christlicher Historiker beinahe durchgängig die Chronikform herrscht, deren ursprüngliche Art es ist, die einfachen Thatsachen in ihrer ganzen Nacktheit ohne andere Beziehung als ihre zufällige Aufeinanderfolge in der Zeit aufzuzählen. So war jene theokratische Ansicht am Ende nur der Rahmen, der einen beliebig ausgewählten Inhalt vereinzelter Notizen äußerlich umspannte.

Die Classiker des Alterthums traten in den Kreis der neueren Zeiten ein, und an ihren Vorbildern entzündete sich die Fackel der Kritik, das Streben nach edlerer pragmatischer Darstellung der Staats- und Zeitgeschichte. Vor den Meisterwerken, welche die Früchte davon waren, trat die Universalgeschichte, in ihrer Dürftigkeit, mit der Kirche, in deren Dienste sie bisher gestanden, tief in den Schatten zurück, und nur in den Schulen, in welche die Reformation zuerst sie einführte als Mittel des Elementarunterrichts, und in den zu diesem Behufe verfaßten Compendien fristete sie noch ihr, unter diesen Umständen immer mehr verkümmertes Dasein. Die Form oder den Leitfaden lieferten seit Cario (1531) und Sleidan (1556) die vier Universal-Monarchien des Propheten Daniel, als diejenigen Reiche, „da

ein Potestat den größten und besten Theil der Erde inne gehabt, so daß andere Könige nichts gegen ihn haben setzen können;“ es veranlaßte dies, wie es scheint, zuerst die Benennung Universalgeschichte. Es läßt sich dieser Methode Zweckmäßigkeit nicht durchaus absprechen, auch ist ihr Grundgedanke von einer Succession vorherrschender, universalhistorischer Völker unstreitig ein richtiger. Verglichen mit der mittelalterlichen Ansicht aber, mit der sie äußerlich auf Einem Boden sich hält, während sie die höhere Idee preisgibt, erscheint sie als Ausartung, als ein Bruchstück eines geist- und bedeutungslos gewordenen Schemas, dessen Werth einzig darin besteht, der nächst folgenden Stufe zum Uebergang gedient zu haben. Der kirchliche Geist entwich vor dem politischen; die Universalgeschichte wurde Geschichte derjenigen Reiche, die traditionell als die wichtigsten galten, und höchstens wurden noch einige Notizen über noch einige andere neuere Staaten angehängt.

Die Monarchiengeschichte kam in Abgang etwa gleichzeitig mit der inneren Auflösung des vierten, römisch-deutschen Weltreichs im siebzehnten Jahrhundert. Ein Franzose, Bodin (1566), hatte zuerst seine Stimme dagegen erhoben, und von Franzosen und Engländern, den Vorbildern der neueren Civilisation, gieng die Umgestaltung aus, welche die allgemeine Geschichte im achtzehnten Jahrhundert erfuhr. Die Verfasser der großen englischen Weltgeschichte (*universal history. Lond.* 1736 ff., ins Deutsche übersetzt 1744 ff. und fortgesetzt bis zum 66. Quartband), und Voltaire (besonders in seinem *essai sur l'hist. générale et sur les moeurs et l'esprit des nations* 1756) gaben den Ton an; durch deutsche Gelehrte, Gatterer (1761 ff.), Schlözer (1772 ff. besonders in seiner: Vorstellung der Universalhistorie), Remer (1771 ff.), Eichhorn (1799 ff.) und Andere, erhielt sie die wissenschaftliche Form, in der sie zum Theil, namentlich in Rotteck (1812 ff.), noch in unser Jahrhundert hineinreicht.

Nach Inhalt und Form bildet diese allgemeine Weltgeschichte einen schneidenden Gegensatz gegen den Standpunct des Mittelalters.

Ein Hauptfortschritt war die Erhebung über die bisherige Dürftigkeit und Beschränktheit, die ungemeine Erweiterung des historischen Gesichtskreises. Der Stolz des Zeitalters auf seine Civilisation, das nach allen Richtungen sich entfaltende Leben machte seine Ansprüche an die Wissenschaft. In diesem Lichte erschien das meiste, womit die Geschichte bisher sich beschäftigt hatte, jene Last von Königsnamen, jene Thaten der sogenannten Helden oder vielmehr Weltverwüster, jene Kriegs- und Mordgeschichten, gewürzt durch kindische Anekdoten, als ärmlicher Gedächtnißkram. Soll die Geschichte belehren und unterhalten, so hat sie ihr Augenmerk vorzugsweise den Interessen der Völker, ihren allgemeinen höheren Bestrebungen und Zuständen zuzuwenden, den Veränderungen ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze, der Religionen, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, was Alles Schlözer charakteristisch genug unter der Rubrik der Erfindungen begreift. Diese Seite, diese sogenannte Culturgeschichte, wurde seitdem mit besonderer Vorliebe bearbeitet, und bei allen Fehlgriffen, die dabei mit unterliefen, haben die Männer, die zuerst diese Bahn einschlugen, Voltaire namentlich, sich unsterbliche Verdienste erworben. Zweideutiger war eine andere Bereicherung. Die Auswahl der vier Monarchien erschien als unbegründete Einseitigkeit; die Weltgeschichte habe sich keinem Volk mit Vorliebe zu widmen, vielmehr müsse jeder Welttheil ihr gleich gelten. Daher wurde sie nicht bloß über alle anderen historischen Völker ausgedehnt; manche glaubten selbst die thatenlosen barbarischen Stämme verzeichnen zu müssen. Denn die allgemeine Geschichte sei, wie schon der Name ergebe, die Geschichte aller bekannten Völker und Länder, die Geschichte des Menschengeschlechts nach allen seinen Theilen und Beziehungen, oder wenigstens die vollständige Summe, der Extract derselben. Da die Allgemeinheit mit gänzlicher Mißkennung ihres Begriffs in die Allheit, in die Vollständigkeit der Theile gesetzt wurde; so mußte ein solcher Auszug bei compendiarischer Kürze nothwendig zur geistlosesten Nomenclatur zusammenschrumpfen.

Dieser Mißverstand war kein zufälliger. Gerade in jener schrankenlosen Ausbreitung, in jenem Reichthum des zusammengebrachten Stoffes, offenbarte sich nur um so mehr die innere Leerheit und Haltungslosigkeit des Zeitalters. Seichte Aufklärerei hatte den Glauben verdrängt, der früher wenigstens eine äußerliche, positive Einheit gewährt hatte; und andererseits konnte bei dem herrschenden Empirismus kaum eine Ahnung aufsteigen, daß der Geschichte eine innere, lebendige Einheit einwohne. Durchaus erschien sie als eine Anhäufung unendlich vieler atomistisch vereinzelter Begebenheiten, Individuen etc., zwischen welchen höchstens nur zeitweise eine zufällige, äußerliche Berührung stattfinde. Daher mußten alle Bemühungen, den spröden Stoff zu meistern, die vielfachen Versuche von außen her, willkür-

lich ihn zu gestalten, nothwendig verunglücken. So jener Streit zwischen den Anhängern der ethnographischen und der synchronistischen Methode, oder des Real- und Zeitzusammenhanges, die vermittelnde Auskunft durch Abtheilung in Perioden, welche die sämmtlichen Völkergeschichten schonungslos durchschneiden, mit dem Zweck, dem Leser Ruhepuncte darzubieten, daher sie nicht zu kurz und nicht zu lang sein dürfen; die mathematische Symmetrie und tabellarische Uebersichtlichkeit, welche man erstrebte, endlich das Geständniß, daß die ganze Anordnung nur Mosaikarbeit, äußeres Gerüste sei, »willkürlich und gleichgiltig für den von Innen heraus wirkenden Geist« — dies und anderes sind eben so viele Beweise des Mangels an lebendiger historischer Anschauung und künstlerischem Sinne. Einer der schädlichsten Mißgriffe aber war, daß man den Pragmatismus der Alten zum Vorbilde nahm, indem man sich gewöhnt hatte, ihn überhaupt als den Gipfel der historischen Kunst zu betrachten. . .

. Während so die Weltgeschichte sich durchaus unfähig erwies, zur allgemeinen Geschichte sich zu erheben, schien eine andere Disciplin in die Lücke eintreten zu wollen, die jedoch bei aller äußern Unähnlichkeit auf demselben Boden sich bewegte. Es war die zuerst (1764) von dem Schweizer Iselin aufgestellte, dann von mehreren englischen und deutschen Gelehrten in verschiedenem Sinne bearbeitete Geschichte der Menschheit. Im Allgemeinen kann als ihr Zweck angegeben werden, zu zeigen, wie die menschliche Cultur unter gewissen äußeren Bedingungen des Klimas, der Lebensweise, der Gesellschaft etc. stufenweise von dem Zustande der Wildheit bis zu dem der Civilisation habe fortschreiten müssen. Eigentliche Geschichte war sie nicht, vielmehr eine Sammlung aus Thatsachen verschiedener Art abgezogener Reflexionen; meist verweilt sie bei den vorhistorischen Zuständen der Jäger, Nomaden etc., während von dem Zustande der Cultur, deren Verschiedenheiten gerade die Geschichte bilden, meist nur als von einem und demselben die Rede ist. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts wurde dieses Feld wieder verlassen, indessen war es nicht ohne Frucht für die allgemeine Geschichte geblieben. Fürs erste war der Begriff der Menschheit aus der Zersplitterung der Weltgeschichte, freilich höchst oberflächlich, hervorgehoben, sodann die Idee eines Fortschreitens der Menschheit aufgestellt, eine Idee, die seitdem unter heftigen Anfechtungen mehr und mehr sich geltend machte. Im Mittelalter war übereinstimmend mit den Priesterstaaten des alten Orients, aber gewiß nicht im Geiste des Christenthums, die Ansicht von einem Sinken des Menschengeschlechts, wenigstens von einem schon so frühe eintretenden Altern desselben herrschend gewesen, daß von Christus an die *aetas decrepita* datirt wurde. Das achtzehnte Jahrhundert schloß sich auch hier vermöge einer innern Verwandtschaft den Griechen an, nach welchen die Menschen aus einem rohen oder selbst thierähnlichen Zustande, durch den Beistand der Götter, oder durch den Drang der Noth zur Civilisation emporstiegen. Man war sich der außerordentlichen Fortschritte des Zeitalters stolz bewußt, sah in weitem Abstande die armseligen Wilden, mit welchen der Handelsverkehr bekannt machte, sich gegenüber, nahm sie als das Bild des Urmenschen, und betrachtete die eigene Cultur als das Resultat der langen stufenweisen Emporbildung. Von dem einen dieser Puncte zu dem andern war es leicht, nach Vermuthungen und Berichten den Uebergangsweg zu verzeichnen, wie es auch keine Schwierigkeit hatte, die Nothwendigkeit des Fortschreitens zu beweisen. Es ist nicht bloß der Drang des Menschen nach Verbesserung, sondern namentlich die unter dem Einflusse der Ueberlieferung, der Gesellschaft täglich in steigender Progression sich mehrende Summe von Kenntnissen, Fertigkeiten, Erfahrungen, die Vervollkommnung der Bildungsmittel, durch welche nicht bloß die Fortdauer, sondern auch die Ausbreitung des Errungenen gesichert werde. Es ließ sich nach diesem Maßstabe, wie von Condorcet (1795) geschehen ist, der Fortschritt beinahe mathematisch berechnen. Gegen die auf diese Schlüsse gegründete Behauptung von einem nothwendigen Fortschreiten der Menschheit erhoben sich die meisten Historiker vom Fache mit Entschiedenheit, und zwar, sofern unter Menschheit die sämmtlichen Erdbewohner verstanden wurden, mit offenbarem Rechte. Die Geschichte bietet nur das immer wechselnde Schauspiel von Blühen und Welken, Leben und Tod dar; auf Zeiträume der Aufklärung folgen Zeiten der Barbarei; wenn die Sonne der Cultur den Einen aufgeht, ist sie den Andern untergegangen, und hat Nacht und Zerstörung hinter sich gelassen. Weit der größere Theil der Erde liegt seit Jahrtausenden in Unwissenheit und Barbarei begraben, und manche Länder scheinen vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit unwiderruflich dazu verdammt zu sein. . .

. . . . Kehren wir zurück zu der Begriffsbestimmung der allgemeinen Geschichte, so ist sie jetzt nicht mehr bloß eine solche, welche sich ihrem Inhalte nach über das ganze Menschenge-

schlecht zu verbreiten hat; indem sie auf die besprochene Weise die Richtung auf das Wesentliche, Allgemeine in demselben, auf die Menschheit nimmt, hat sie die ihr angemessene Form, die gesuchte Einheit gewonnen. Sie ist jetzt die *Entwickelungsgeschichte der Menschheit*.

. . . . Daraus ergibt sich die hohe religiöse Bedeutung der Universalgeschichte, zumal in der Einheit, welche sie durch die Idee der organischen Entwickelung erlangt hat. Es kann jetzt nicht mehr von einem nur gelegentlichen Eingreifen Gottes in eine abgefallene, ihren eigenen zum Verderben führenden Wegen überlassene Welt die Rede sein, vielmehr erscheint die ganze Geschichte in ihrem innigen Zusammenhange und ihrer großartigen Ordnung als *sein* Werk, dessen Herrlichkeit wir hier wie in der Natur, in ihrer durch die Wissenschaft entdeckten Gesetzmäßigkeit weit mehr zu bewundern Ursache haben, als in allen jenen noch so wundervollen Abweichungen, so lange sie beziehungslos und vereinzelt dastehen. Auf der andern Seite erhält die Entwickelungsgeschichte erst in Verbindung mit der Vorsehungsidee ihre geistige Verklärung. Das Gesetz ist nicht mehr das Blindnothwendige, der Zufall nicht mehr das Unvernünftige und Gleichgültige; beide, vereinigt durch den höheren Begriff der Zweckmäßigkeit, erscheinen jetzt als die freie That einer das Kleine wie das Große, die Individuen wie die Menschheit mit gleicher Liebe umfassenden Intelligenz, welche den Keim, den sie geschaffen und begabt hat, in seiner Entwickelung pflegt und fördert, und alle jene auf ihn einwirkenden Zufälligkeiten der äußeren Natur, der Umstände, der Ereignisse und der individuellen Freiheit selbst, in Angemessenheit zu dem vorgesteckten Zwecke, planmäßig lenkt und ordnet. Die Geschichte der Entwickelung der *Menschheit* wird zur Geschichte *ihrer Erziehung*. Mit dem stufenweisen Fortschritt steigern sich, wie schon Lessing (1785) angedeutet hat, auch die Erziehungsmittel, eine aufsteigende Reihe in ihrem Ursprung unerklärlicher Offenbarungen, großer Männer, hervorragender Völker, von denen neues Licht und frische Kräfte ausströmen. Die Individualität der letztern erscheint in diesem Zusammenhange als göttlicher Beruf, als ihre welthistorische Aufgabe. Die Krisen, Kämpfe, Zerstörungen, Verfall und Untergang der Völker, welche das Schauspiel der Geschichte verdüstern, wie die Leiden im Einzelleben die Läuterungs- und Stärkungsmittel, die schmerzlichen Uebergänge zu neuem, höherem Leben sind.

Diese Idee ist durch und durch eine christliche, entsprungen aus dem Christenthum, welches selbst das kräftigste Mittel ihrer Verwirklichung und ihr höchster Endzweck ist.

125. Zur Einleitung in die pragmatische (historische, sociale) Anthropologie.

(*J. F. Herbart*, Psychologie II. [1825] S. 2—4.)

Der Mensch ist Nichts außer der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, daß die Humanität ihm fehlen würde. Noch mehr: wir kennen eigentlich nur den Menschen in *gebildeter* Gesellschaft. Der Wilde ist uns nicht viel klarer wie das Thier. Wir hören und lesen von ihm; aber wir fangen sogleich unwillkürlich an, unser eignes Bild in ihm, als einen Spiegel, wieder aufzusuchen. Eine schlechtere Art zu beobachten kann es nun gar nicht geben; denn wenn das Wort *Erschleichen* irgend einen Sinn hat, so hat es diesen: *in ein fremdes, gegebenes Phänomen sogleich die alten bekannten Dinge wieder hineinzudenken*. Uebrigens, wenn wir auch diesen Fehler zu vermeiden stark genug wären: wie Viele von uns, die wir uns mit Psychologie beschäftigen, sind in Neu-Seeland gewesen? Wie Viele haben Gelegenheit, die Wilden in ihren Wohnsitzen zu beobachten? —

Wir müssen uns begnügen, den heutigen gebildeten Menschen zum unmittelbaren Gegenstande unserer Betrachtung zu machen. Aber diesen wenigstens müssen wir so vollständig als möglich auffassen. Er ist ein Product dessen, was wir *Weltgeschichte* nennen. Wir dürfen ihn nicht aus der Geschichte herausreißen.

In ihm setzt sich eine geistige Production fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Anregungen, die jetzt allgemein an Jeden gelangen, der nicht etwa zu den Zigeunern gehört, waren ursprünglich höchst seltene Erzeugnisse der außerordentlichsten Geister, oder auch großer Massen von Menschen, die sich innig berührten, oder heftig

zusammenstießen. So **kann** es wenigstens sein, und schon auf die bloße Möglichkeit müssen wir Rücksicht nehmen.

Der Umstand macht, daß man sich einer richtigen Auffassung der psychologischen Thatsachen nicht auf einmal und auf einem geraden Wege fortgehend, sondern nur allmählich, mit abwechselnd hin und her gelenkten Schritten wird annähern können. Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefaßt ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen. Allein wir können die Erfahrungsgegenstände nicht aus ihren einfachen Bestandtheilen zusammensetzen; und wie der Krystall zuerst seine Gestalt in einer größeren Masse offenbart, aus welcher dann auf die Grundform der kleinsten Theile geschlossen wird, eben so zeigen sich manche psychologische Gesetze wirklich deutlicher in den großen Umrissen der Geschichte als bei dem einzelnen Menschen; und manche irrige Vorstellungen, deren Widerlegung nicht leicht ist, so lange sie den Einzelnen treffen, entblößen sich von selbst, wenn sie auf ein größeres Ganzes angewendet werden. So ist z. B. das **Gleichgewicht von Europa** ein längst bekannter Gegenstand, obgleich die Untersuchung über das **Gleichgewicht der Vorstellungen in uns** Manchem neu und fremd klingen mag. Auch hat, meines Wissens, noch Niemand daran gedacht, einer Familie, oder gar einem Staate, die **transscendentale Freiheit** beizulegen, während dieser Irrthum in Ansehung des einzelnen Menschen sich unter den Philosophen des Zeitalters in Deutschland allgemein verbreitet hat. — Wir werden daher den einzelnen Menschen nicht bloß **vollständiger** auffassen, wenn wir ihn als einen Theil des Menschengeschlechts ins Auge nehmen, sondern wir werden ihn auch **leichter** erkennen, wenn wir zuerst sein vergrößertes Bild im Staate beschauen.

126. Einfluss der Beschäftigungsweise auf den Menschen.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 364–369.)

Das Meiste, was der **Individualität** ihr Gepräge gibt, ist zum großen Theile von solchen Umständen abhängig, die erst dann eintreten, wenn Mehrere neben einander leben. Erziehung, Beispiel, Umgang, der ganze Culturzustand, in dessen Mitte der Einzelne aufwächst, das Alles hilft mit, ihn zu dem zu machen, der er ist, und deshalb ist es nothwendig, die Puncte in Begriffen nachzuweisen, um welche sich die Verhältnisse der Einzelnen zu einander bewegen und nach denen sich die Art richtet, wie sie sich durch sie zu einem solchen oder andern Wollen aufgefordert und veranlaßt finden.

Unter diesen Puncten ist jedoch einer, dessen Betrachtung zwar vielfältig eingreift in die Beziehung Mehrerer zu einander, der aber möglicherweise auch schon da eine Bedeutung hat, wo nur der Einzelne für sich allein ins Auge gefaßt wird. Das Individuum nämlich, insofern ihm eine eigene geistige Regsamkeit inwohnt, wird die Zeitreihe seiner Existenz durch irgend eine Art von Thätigkeit[1]) ausfüllen, d. h. es wird sich **beschäftigen**. Die Thätigkeit ist entweder absichtlich, oder unabsichtlich. Absichtlich ist sie dadurch, daß sie einen Zweck hat, dessen Erreichung ihr Fortschreiten bestimmt; sie ist **Arbeit**. Zur Arbeit gehört die gleichmäßige Beziehung aller einzelnen Thätigkeitsmomente auf den vorgesteckten Zweck, d. h. **Sammlung**; die Arbeit ist insofern **Gebundenheit** an den Zweck, welchen die Absicht vorschreibt. Unabsichtliche Thätigkeit ist **Spiel**; dieses hat an sich keinen Zweck, es ist möglich bei vollständiger Zerstreuung, es kann selbst in dieser Zerstreuung, in diesem Loslassen der gebundenen Thätigkeit bestehen[2]); alles Spiel will **frei** sein, sowohl in Beziehung auf die Gegenstände, als auf die Art, wie es sich an und mit ihnen beschäftigt. Es liegt einfach in den Begriffen, daß, wo das Spiel die ausschließende Art der Beschäftigung wäre, alle auf irgend einen Zweck gerichtete Thätigkeit wegfallen würde, folglich auch jede auf die Erreichung eines **ethischen** Zweckes gerichtete. Nur in dem Systeme des consequenten Eudämonismus könnte das Spielen darauf Anspruch machen, den **Ernst** der Arbeit gänzlich auszuschließen; ja selbst in ihm würde der Begriff der Arbeit wieder herbeischleichen, indem der Zweck, sich im

Gegensatze zur Langenweile die Zeit auf die möglichst ergötzliche Art zu vertreiben, als die letzte ethische Aufgabe erscheinen würde. Die innere Freiheit dagegen, einschließend die übrigen Ideen, weist unmittelbar auf die Arbeit hin; und deshalb kann das Spiel als unabsichtliche Thätigkeit eine ethische Bedeutung nur im Gegensatze zur Arbeit, als Loslassen von den durch die Arbeit aufgegebenen Zwecken, d. h. als Erholung in Anspruch nehmen. Im Zusammenhange des sittlichen Lebens zerfallen also die Beschäftigungen lediglich in Arbeiten und Erholungen. Was jedoch die Rücksicht auf die Ideen fordert, das bewirkt ohnedies in den meisten Fällen schon der natürliche Zusammenhang der Lebensverhältnisse. Der Mensch wird sehr häufig arbeiten müssen, auch wo er nicht wollte; und gerade die Nothwendigkeit einer nicht freigewählten Arbeit fordert zu der Frage auf, welchen Einfluß die verschiedenen Arten der Arbeit sammt den verschiedenen Arten der Erholung auf die sittliche Richtung des Wollens werden gewinnen können.

Die verschiedenen Arten menschlicher Arbeit nach allen Gesichtspuncten möglicher Unterscheidungen vollständig einzutheilen, würde ein sehr weitläufiges, an diesem Orte überdies zum größten Theile nutzloses Geschäft sein. Denn so wenig z. B. die Objecte der Arbeit ganz gleichgültig sind für ihren versittlichenden oder entsittlichenden Einfluß, so kommt es doch nicht sowohl auf die Objecte, als auf den Gedankenkreis an, aus welchem eine bestimmte Beschäftigung hervorgeht und auf welchen sie zurückwirkt. Geht man nun eben von diesem Gedankenkreise aus, der sich in der Arbeit darstellt, und aus ihr, aus dem Fortrücken des Werkes, seine Nahrung empfängt, so scheint es, lassen sich zuerst solche Arbeiten unterscheiden, deren Zweck in dem Gedankenkreise selbst liegt, auf welchen sie sich beziehen, oder deren Zweck nicht in diesem Gedankenkreise liegt. Das erste Theilungsglied entspricht seinem wesentlichen Charakter nach den *negotiis liberalibus*, das zweite den *illiberalibus*. Jenes befaßt unter sich Alles, was sich entweder auf die Bildung, Anordnung und Entwickelung des Gedankenkreises selbst, oder auf dessen Darstellung und Mittheilung bezieht, also Alles, was unter dem Begriff der Wissenschaft und der freien Kunst im weitesten Sinne dieser Worte zusammengefaßt werden kann. Hier liegt der Zweck der Arbeit innerhalb des Gedankenkreises, in dem sie sich bewegt, sei es nun, daß er in dem Arbeitenden selbst oder in einem andern Individuum erzeugt und zur inneren Aneignung und Verarbeitung soll dargeboten werden. Also nicht bloß die Arbeiten des Gelehrten, des Denkers, des Künstlers gehören hierher, sondern auch die des Erziehers, des Lehrers, des Gesetzgebers u. s. f. Das zweite Theilungsglied bedarf, um näher bestimmt zu werden, irgend eines Zweckes, der außerhalb des Gedankenkreises liegt, vermittelst dessen die Arbeit fortschreitet. Dieser Zweck liegt zunächst in dem Systeme der Bedürfnisse und Genießungen, und die Arbeiten dieser Art sind so vielfach gespalten, als dieses System selbst. Wo hier die Arbeit an äußere Sachen gebunden ist, stellt sie sich dar als Gewinnung, Sammlung, Vermehrung und Veredlung der Naturproducte (Landbau, Bergbau, Jagd, Fischerei), oder als Verarbeitung derselben (Handwerke, Manufacturen, Fabriken). Es gibt aber außerdem noch eine Menge von Arbeiten, welche weder in der Erzeugung, noch in der Verarbeitung bestimmter äußerer Sachen bestehen, und sich dennoch auf das System der Bedürfnisse und Genießungen beziehen. Hierher gehört schon Alles, was unter den Begriff des Handels, als des Umsatzes und Austausches der Dinge fällt und mit ihm in Verbindung steht; ferner alle persönlichen Dienstleistungen in Privatverhältnissen wie in öffentlichen, und solche Arbeiten können wieder so mannigfaltig sein als die Art, in welcher Einer des Andern bedarf und dieser den Bedürfnissen jenes absichtlich und regelmäßig zu begegnen sich entschließt. Für die Arbeiten dieser ganzen zweiten Classe wird es von großer Wichtigkeit sein, ob der Gedankenkreis, in welchem sie den Arbeitenden festhalten, ganz und gar abhängig ist von dem fremden Zwecke, den das Bedürfniß, die Noth, die Lust des Gewinnes, die Aussicht auf Genuß, vielleicht sogar fremde Willkür hinstellt, oder ob er wenigstens theilweise etwas von dem in sich aufzunehmen Veranlassung und Gelegenheit gebe, was auf den Namen eines Vorbildes Anspruch machen kann. Denn obgleich jede Arbeit überhaupt die Wirkung hat, daß sie den Menschen an Ordnung und Regelmäßigkeit, an Sammlung und Haltung gewöhnt[3]), daß sie ihm, falls sie nur nicht ganz in der niedrigsten Sphäre der bloßen Anwendung der Körperkraft sich bewegt, etwas zu denken, und überdies das Gefühl gibt, daß er doch zu etwas tauge und nicht ganz unnütz sei; so sind doch große Unterschiede möglich in dem Inhalte und der Richtung der Gedanken, welche die Arbeit fordert, und dieser Einfluß der Arbeit auf die innere Regsamkeit, die sie hervorruft oder unterdrückt, wird

für die Beschaffenheit und Richtung des Begehrens und Wollens mitzuwirken nicht verfehlen. Daß bestimmte Arbeiten auf die Länge dem Arbeiter ein bestimmtes inneres Gepräge geben, ist eine bekannte Thatsache; wenn sie nicht überall gleich deutlich hervortritt, so hat das seinen Grund darin, daß die Arbeiten bei weitem nicht allein die Individualität bestimmen, ja daß diese oft schon eine sehr feste Gestalt angenommen hat, ehe eine gleichförmige Art von Arbeiten sich des Individuums bemächtigt. Jedenfalls werden aber diejenigen Arbeiten den günstigsten Einfluß auf die sittliche Bildung zu gewinnen im Stande sein, welche in der vielfältigsten und innigsten Verbindung mit einem solchen Gedankenkreise stehen, mit welchem die Ideen selbst mit Allem, was sich auf ihre Darstellung im Leben bezieht, zusammenhängen. In solchen Arbeiten liegt eine, das Ganze des Wollens erhebende, für das Gute stärkende Kraft; je weiter sie sich von diesem Mittelpuncte der inneren Freiheit entfernen, desto mehr muß man oft froh sein, wenn sie nur keine Veranlassung zur Unsittlichkeit geben, sondern die wilde Rohheit der Begierden wenigstens beschränken, und das geistige Leben nicht in enger Einseitigkeit so sehr verdumpfen lassen, daß ein freier Blick auf die sittlichen Urbilder unmöglich wird.

Wo daher von den nothwendigen und unvermeidlichen Arbeiten ein sittlich fördernder Einfluß auf das Individuum nicht zu hoffen steht, da werden die Erholungen um so wichtiger. Zwar, wo der Arbeiter die Arbeit frei wählen kann, da wird, abgesehen von den Zeiträumen der physischen Ruhe, das Bedürfniß der Erholung im Wesentlichen durch einen angemessenen Wechsel der Arbeiten befriedigt werden können, und die Kunst des Lebens besteht dann darin, durch diesen Wechsel dem vollständigen Loslassen von der sittlichen Aufgabe vorzubeugen. Aber je seltener dieser Wechsel freigewählter Arbeiten möglich ist, desto höher ist der Einfluß dessen anzuschlagen, womit der Einzelne, befreit von der Gebundenheit der Arbeit, d. h. zu seiner Erholung sich beschäftigt. Bezieht man diesen Einfluß auf den sittlichen Fortschritt oder Rückschritt, so zerfallen die Erholungen in erhebende und abspannende, d. h. in solche, welche der inneren Regsamkeit eine Richtung auf den Gedankenkreis zu geben im Stande sind, welcher der Tugend geziemt, und in solche, welche den Einzelnen lediglich dem Spiele seiner Phantasie, seiner Launen, seiner Begierden überlassen. Für Tausende von Menschen, die an geistlos monotone, drückende Arbeiten gebunden sind, liegt die einzige Quelle sittlicher Erhebung lediglich in ihren Erholungen, in der Zeit, die sie ihrer Familie, der Freundschaft, einer gebildeten Lectüre, dem Genusse der Natur u. s. w. widmen können; umgekehrt werden die Wirkungen veredelnder Arbeiten oft genug durch den Einfluß abspannender, mit keinem Theile des sittlichen Gedankenkreises in Berührung stehender, vielleicht sogar ihm entgegengesetzter Erholungen aufgehoben; der schlimmste Fall ist der, wo der einförmige Mechanismus der Arbeit mit eben so leeren abspannenden Erholungen wechselt. Die Gladiatorspiele der Römer, die Stiergefechte der Spanier, die Wuth, mit welcher schlechte Romane verschlungen werden, und dem Aehnliches mehr, sind nahe liegende Beispiele von dem entsittlichenden Einflusse gewisser Arten der Erholung; und sowie der Charakter des Menschen sich in dem zu Tage legt, woran er sich in seinen Erholungen ergötzt, so wirken auch diese Ergötzlichkeiten wieder zurück auf die Bildung seines Charakters. Namentlich gilt die Wichtigkeit der Erholungen für die sittliche Bildung der niedern Stände, welche für wahrhaft erhebende Erholungen auch nur empfänglich zu machen schon ein großer Gewinn ist. Denn gerade diesen werden die drückendsten Arbeiten fast überall auf dieselbe Weise von der gleichen Noth aufgebürdet; und nur durch ihre Erholungen ist es oft möglich, ihnen die sittliche Nahrung zuzuführen, die ihnen ihre Arbeiten versagen.

1) Die Ruhe, das Nichtsthun, die zwar auch eine Art der Zeiterfüllung ist, wird man nicht wohl eine Beschäftigung nennen können, weil dieser Begriff eben auf der Voraussetzung einer dem Individuum innewohnenden geistigen Regsamkeit beruht.

2) Alles Phantasiren ist ursprünglich ein Spielen; ebenso auch ein phantasirendes Handeln. Es können sich aber mitten im Phantasiren Sammelpuncte für den Phantasirenden bilden, auf die er sein Handeln absichtlich bezieht. So nimmt das Spiel theilweise den Charakter der Arbeit an; das gilt auch von manchem Andern, womit Erwachsene halb spielend, halb arbeitend sich beschäftigen.

3) Darin liegt der Grund für die Wahrheit des Sprichwortes: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Es gibt aber auch einen innern Müßiggang bei äußerer Geschäftigkeit, der bei monotonen und mechanischen Arbeiten oft ganz freien Spielraum findet.

127. Das Freundschaftsverhältniss.

(*Strümpell*, Die Vorschule der Ethik [1844] S. 193—206.)

Liebe und Freundschaft verhalten sich zu einander wie Individualität und Charakter. Sowie dieser nur möglicher Weise, aber nicht nothwendig aus dem Boden der Individualität hervorwächst, von derselben gewisse Bestandtheile in sich aufnimmt, andere aber ausscheidet: ebenso kann aus der Liebe die Freundschaft werden, die sich dann auch mit gewissen Elementen derselben verbindet, andere aber als mit ihrem Wesen unverträglich zurückstößt. Im Allgemeinen ferner zeigt die Erfahrung, daß, gleich dem Charakter, auch die Freundschaft etwas Seltenes ist, während die Liebe, wie die Individualität, in tausend Formen überall gefunden wird. Endlich hat die Freundschaft nicht bloß ein engeres Gebiet, als die Liebe, wie der Charakter ein engeres, als die Individualität; sondern der Begriff der Freundschaft enthält auch, gleich dem des Charakters, nicht lauter empirische Merkmale, sondern bedarf gleichfalls zu seiner Bestimmung einer synthetischen Nachhilfe des Denkens. Eben deßhalb ist es auch zweifelhaft, ob es ein dem Begriffe vollständig entsprechendes Freundschaftsverhältniß in der Wirklichkeit gibt, wie derselbe Zweifel vom Charakter galt: es gehört die Freundschaft nur einem Theile nach zu den natürlichen, einem andern Theile nach zu den künstlichen Formen der ethischen Receptivität, und muß deßhalb, wie die Erfahrung sie vor Augen stellt, meistens ihrem Begriffe gegenüber für ein Unvolllsändiges und Mangelhaftes gehalten werden.

Zunächst ist klar, daß, wo Freundschaft sein soll, mindestens muß U n t e r h a l t u n g sein: wer uns Langeweile verursacht und uns keine Art von Interesse abgewinnt, kann nicht unser Freund werden. Diese Unterhaltung ist aber nicht von so bewegter Natur, wie bei der Liebe: verliert sich auch nicht, wie bei dieser, in die Beschaffenheit des Gegenstandes, der die Unterhaltung gewährt, oder in den Gedankenkreis der zweiten Person, sondern zwischen den Freunden bleiben die Objecte der Unterhaltung in der Art mitten inne liegen, daß, wie sehr auch von anderen Seiten sich das Gefühl und die Sympathie mit einmischen mag, doch die Urtheile der sich Unterhaltenden dadurch nicht gestört, die Gemüther dadurch nicht gegenseitig über einander getäuscht werden. So offenbart die Freundschaft, ganz im Gegensatze zur Liebe, schon in ihrem ersten und geringsten Factor, der Unterhaltung, Ruhe, Besonnenheit und Verstand.

Die allgemeinste Art der Unterhaltung ist das Gespräch, eine Anknüpfung und Entwickelung zweier Gedankenkreise vermittelst der Rede an irgend einem Objecte. Im Fall nun dasselbe nicht bloß eine Unterhaltung der Art gewähren soll, wie sie etwa zum gelegentlichen und vorübergehenden Verkehr hinreichen würde, sondern um dem Verhältnisse der Freundschaft zu genügen: dürfen offenbar nicht nur die Gegensätze zwischen beiden Gedankenkreisen kein Uebergewicht über das Gleichartige haben, sondern es muß in beiden irgend eine Art gleichen Interesses vorhanden sein, wodurch Jeder durch den Andern sich gehoben oder gefördert fühlt. Dies aber setzt wiederum voraus, daß die Personen des Verhältnisses auf irgend Etwas einen Werth dermaßen legen, daß sie dasselbe einerseits gegen Angriffe und Gegensätze zu wahren, andererseits durch Anschluß an Gleiches und Verwandtes zu halten und zu kräftigen entschlossen sind. Die Freundschaft hat zur Bedingung, daß die Individuen ihre Gedankenkreise schon einigermaßen geordnet, sich eine gewisse Klarheit über sich selbst verschafft, und im Umgang mit Anderen die Erfahrung gemacht haben, daß bei dem Streite, der durch nähere Berührungen der Gedankenkreise unter den Menschen gewöhnlich und fast durchgängig hervorbricht, es für ein Gut zu halten und zu schätzen ist, wenn sie für das, worauf ihr Wollen und ihre Ueberzeugung Werth legt, bei einem Andern Bestätigung und Einklang finden.

Die Freundschaft ist also nach ihrem ersten Factor, der Unterhaltung, gleich wie die Liebe ein Verhältniß, worin zwei Gedankenkreise in einem mehr als gewöhnlichen und nur gelegentlichen oder gleichgiltigen Verkehr mit einander stehen; es hat aber die Unterhaltung in ihr nicht, wie bei der Liebe, im Begehren und Sympathisiren, sondern im Wollen, Reflectiren und Denken ihren Ursprung. Die Liebe ist mit der Uebereinstimmung der Gefühle und Neigungen, mit der Begleitung der Phantasie und Imagination zufrieden und hüpft scherzend und genießend über die Symptome der tiefer liegenden Gegensätze der Gemüther hinweg; die Freundschaft dagegen verlangt eine gleichartige Construction des Wollens, eine Anheftung desselben an ähnliche oder gleiche Objecte, eine Uebereinstimmung der Begriffe, eine convergirende Richtung des Wissens und der Erkenntniß. Desgleichen, während die Unterhaltung im Liebesverhältniß meistens die gleichschwebende,

dann aber, wenn sie sich auch zu der erhebenden hinaufschwingt, doch gewöhnlich fröhlicher und spielender Natur ist, trägt die Unterhaltung in der Freundschaft dagegen dieselbe Beschaffenheit nur auf den frei gebliebenen Feldern der gewöhnlichen und sonst gleichgiltigen Gedanken oder der außer dem Kern der Persönlichkeit liegenden Empfindungen und Vorstellungen, ist sonst aber ernster und wahrhaft erhebender Natur. In der Freundschaft hat die Unterhaltung einen natürlichen Trieb zur verständigen Reflexion, zum gemeinschaftlichen Ueberdenken und Erwägen, zum Urtheilen und Schließen nach Gründen und Gegengründen, zur Berührung der höchsten Fragen der sittlichen, intellectuellen und religiösen Cultur, endlich zur zusammenklingenden Contemplation der Werke der Natur und des Geistes. Dies hängt offenbar mit dem Umstande zusammen, daß, trotz der schon vorhandenen Entschiedenheit der Gedankenkreise, dieselben doch immer mehr oder weniger noch im Werden und der Selbstbearbeitung begriffen sind, und eben hierbei der Freund sich auf den Freund stützt, der Eine sich durch den Andern weiter führt. Die Freundschaft ist hiernach nicht bloß ein Verhältniß für gleichschwebende und erhebende Erholung, sondern es liegt in derselben wesentlich eine gegenseitig bildende Tendenz.

Allein, wer könnte, auch wenn zwischen zwei Individuen ein unterhaltender Verkehr von angegebener Beschaffenheit stattfände, deshalb schon ein solches Verhältniß mit Recht Freundschaft nennen? Bei der Freundschaft denkt Jeder an gemüthliche Innigkeit, an Wärme, an Theilnahme; und in der That bildet das, was man mit diesen Ausdrücken andeutet, einen zweiten Factor des Freundschaftsverhältnisses, der neben dem ersten nicht fehlen darf. Alle Uebereinstimmung nämlich in den Ueberzeugungen, Aehnlichkeit oder Gleichheit im Wollen und Nichtwollen, im Werthschätzen oder Verwerfen, wodurch ein Paar Gedankenkreise zu näherem Verkehr mögen angezogen sein, hat noch nicht die Folge, daß die Individuen sich selbst unter einander Objecte des Wollens sind: dies aber ist ein wesentliches Merkmal im Begriffe der Freundschaft. Man darf hier jedoch nicht an jene Gefühle der Sympathie, auch nicht an jene sogenannte Gutherzigkeit denken, worin das Gemüth des Einen sich bewußtlos vom Thun und Leiden des Andern in einen ähnlichen Zustand versetzen läßt und gelegentlich auch zu wohlthuenden Entäußerungen angetrieben wird; auch nicht mit jenen Gunstbezeugungen, Herzensergießungen und Beweisen der Anhänglichkeit und Zuneigung, womit der Liebende mehr um sich selbst zu dienen als aus uneigennütziger Güte das geliebte Wesen überschüttet, sind die unmittelbaren Beziehungen zu verwechseln, worin Willen zu Willen in der Freundschaft stehen: sondern was der angedeutete Begriff verlangt, ist nichts Anderes als jenes wahrhafte Wohlwollen, das von der Rührung und Theilnahme des Herzens noch im kalten Bewußtsein diejenige Aneignung des fremden Wollens durch das eigene unterscheidet, worin sich das letztere dem ersteren in allen seinen Regungen, selbst bis zur gänzlichen Aufopferung, widmet.

Also auch die Liebe, die in der Freundschaft unter dem Namen des Wohlwollens herrscht, ist von leidenschaftlicher und affectvoller Stimmung nicht weniger entfernt als die Unterhaltung; sie ist verständig und überlegend, weil sie von der Absicht, das wahre Wohl des Freundes zu wollen, zur Mäßigung und Selbstbeherrschung gezwungen und aus dem egoistischen Standpuncte gänzlich hinausgesetzt ist. Während die eigentliche Liebe in Folge ihrer psychischen Grundbeschaffenheit als Begehrung am Besitze des Geliebten hängt und zwar so sehr, daß sie nicht bloß die Trennung als unerträglich empfindet, sondern ihrem Gegenstande sogar im Besitze wehe thun kann: ist dem Freundschaftsverhältnisse Beides fremd. Zwar wird der Freund den Freund nicht gern entbehren; aber die räumliche Entfernung wird im Bewußtsein der geistigen Nähe, d. h. in der Ueberzeugung, daß der bloße Raum weder die Uebereinstimmung der Gedanken stören noch die Gesinnung umwandeln kann, keinen dauernden Effect machen; ja sie kann eben aus einem freundschaftlichen Motive absichtlich herbeigeführt werden, was der eigentlichen Liebe ganz unmöglich ist. Andererseits bleibt in der Freundschaft die Freiheit der Persönlichkeiten unvermindert; und aus diesem Grunde kann in ihrem Verhältnisse allerdings auch Beleidigung und Wehethun vorkommen, und zwar insofern als grade diese Freiheit der Persönlichkeit sollte aus dem Auge gesetzt und vergessen werden; aber an gegenseitige Belästigungen, wie in der Liebe das Verlangen nach ausschließlichem Besitz und die Eifersucht erzeugen, ist in der Freundschaft nicht zu denken.

Es kann scheinen, als ob in Rücksicht auf das Wohlwollen, den zweiten Factor im Freundschaftsverhältnisse, dieses selbst aus der Reihe der Formen der ethischen Receptivität hinausgerückt, und die Voraussetzung desselben vor dem Sittlichen insofern in einen Widerspruch verwickelt würde, als grade umgekehrt schon ein sittliches Element,

nämlich das Wohlwollen, scheint vorangehen zu müssen, wenn die Freundschaft soll möglich sein. Zunächst ist so viel klar, daß, wo die Individuen das Wohlwollen überhaupt in dem angegebenen Sinne leugnen, und der Meinung sind, was man so nenne, sei außer den nebenbeilaufenden sympathetischen Regungen in seinem letzten Grunde doch ein Egoistisches, der Begriff der Freundschaft allerdings in diesem Stücke oder vielmehr, insofern der Begriff auf allen seinen Merkmalen beruht, gänzlich aufgehoben und das Verhältniß selbst unmöglich wird. Für Individuen mit solcher Ansicht gibt es künstliche Verbindungen nur der Unterhaltung oder des Vortheils oder eines entfernter liegenden eigennützigen Zweckes wegen, aber keine Freundschaft in der Bedeutung, wie sie hier gedacht wird und mit der Berufung auf die entgegengesetzte Ansicht, daß es ein schlechthin uneigennütziges Wohlwollen geben kann und gibt, gedacht werden muß. Dies Letztere angenommen, löst sich nun aber jener scheinbare Widerspruch dadurch, daß das Wohlwollen, welches bei der Bildung des Freundschaftsverhältnisses und in demselben vorauszusetzen ist, keineswegs als ein sittliches in dem Sinne braucht gedacht zu werden, wonach es ein in bewußtvoller Erkenntniß aus einem höheren ethischen Princip Hergeleitetes wäre; sondern es genügt, daß das Wohlwollen als psychische Thatsache, als natürliche Erscheinung im Gemüthe vorhanden ist. Man bemerke, daß unter dem, was oben der objective Theil des Charakters genannt wurde, auch die wohlwollende Gesinnung als ein Gegebenes kann vorgefunden werden, und man wird begreifen, daß hier nicht bloß von der aus einem schon fertigen und entschiedenen sittlichen Gesichtspuncte hergeleiteten Ansicht einiger alten Moralisten, wonach die Freundschaft nur unter Tugendhaften soll möglich sein, mit Recht abstrahirt, sondern auch als Thatsache zugestanden werden muß, daß selbst unter Verbrechern das Wohlwollen sich als eine hervorragende Naturkraft äußern und sogar seltene Züge der Frenndschaft kann erblicken lassen.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Freundschaft, so gewiß ihr Begriff auf eine Verfassung der Gemüther hindeutet, in welcher die Individuen bis zu einem gewissen Grade schon über sich selbst, wie über das gegenseitige Verhältniß ihrer Persönlichkeiten ins Klare gekommen sind, eine Verbindung ist, welche zwar durch Zufall, Umstände und den Einfluß natürlicher Bedürfnisse eingeleitet, aber nur durch Beobachtung, Erprobung und Wahl zur nöthigen Bestimmtheit gebracht wird. Im Allgemeinen ist deshalb zu behaupten, daß die Freundschaft nur unter Individuen möglich ist, deren Inneres sich schon über den Wechsel der bloßen Individualität erhoben und mehr oder weniger zu einer Charakterform ausgeprägt hat. So lange sich die Individuen noch als unzuverläßig erscheinen, d. h. die theilweisen Uebereinstimmungen der Interessen und der Wollungen keine Bürgschaft für Dasselbe in der Zukunft und in ähnlichen und in anderen Fällen in dem Innern der Gemüther selbst voraussetzen lassen: ist ein Freundschaftsverhältniß unmöglich; sowie andererseits, wenn sich die Individualität und der Charakter noch nicht überwiegend von solchen Seiten zu erkennen gegeben haben, daß sich das natürliche Wohlwollen mehr angezogen, als zurückgestoßen fühlt. Bedarf es nun hiezu, um den nöthigen Grad der gegenseitigen Sicherheit sowohl über das Intellectuelle wie über die Gesinnung zu erhalten, ohne Zweifel der Beobachtung und der Erprobung, so leuchtet ein, daß sich, damit die Wahl entschieden werden könne, außer der Unterhaltung und dem Wohlwollen noch ein anderer Factor geltend machen muß, von dem es abhängt, ob gegen die Antriebe beider keine Einsprache geschieht.

Die Reflexion ist nämlich jetzt an die Stelle zurückgeführt, wo schon oben die Erörterung der Liebesverhältnisse dem Begriffe der Freundschaft begegnete. Dort wurde gesagt, je bewußtvoller bei dem Zusammentreffen zweier Gedankenkreise die Auffassung der eigenen, wie der fremden Persönlichkeit sei, desto mehr und gewisser würden sich auch Urtheile des Beifalls und der Mißbilligung innerlich vernehmen lassen, die das Fremde entweder billigen oder verwerfen, achten oder verachten, sich ihm anzuschließen oder sich vor ihm zu verschließen nöthigen. Diese Urtheile sind es nun unstreitig, welche, indem sie von den Maximen und Grundsätzen, kurz von der Charakterform abhängen, am allerwenigsten Gegensätze und Widersprüche vertragen, und die eben deshalb ganz vorzüglich müssen befriedigt sein, wenn der von der Unterhaltung und vom Wohlwollen aufgenommene und erwiederte Verkehr soll Fortschritte der Art machen können, daß nicht bloß die Gedankenkreise, sondern auch die sie beherrschenden Persönlichkeiten sich gleichsam einander ergreifen und in gegenseitiger Anerkennung einander anziehen. Dabei ist es aber für das Verhältniß als solches völlig gleichgiltig, auf welchen von den ethischen Begriffen sich die Maximen und Grundsätze beider Individulitäten und Charaktere mögen zurückführen lassen: bei aller Verschie-

denheit der Begriffe und der ihr entsprechenden Urtheile bleibt der Beifall oder die Mißbilligung formell sich immer gleich, d. h. zwei Individuen können ebenso sehr aus gleicher Anerkennung irgend einer Tugend wie eines Pflichtgesetzes oder Gutes u. s. w. oder auch aus gleicher Anerkennung der Gegentheile einander gefallen. Dies bestätigt von Neuem, daß das Freundschaftsverhältniß keineswegs absolut an bestimmte sittliche Elemente gebunden ist, sondern bald mit dem einen, bald mit einem andern erfüllt sein kann, und eben deshalb als bloße Form der ethischen Receptivität muß gedacht werden.

Der Begriff des B e i f a l l s, des dritten Factors im Freundschaftsverhältnisse, ist hier indeß nicht bloß auf die engere, ethische Bedeutung zu beschränken: er umfaßt vielmehr gleichzeitig die logische und theilweise auch die ästhetische Einstimmung. Die letztere, welche in der Liebe zwischen Mann und Weib oft einen überwiegenden Einfluß hat, tritt in Bezug auf das Körperliche zwar meistens in der Freundschaft zurück, wiewohl auch hier wenigstens noch ein Minimum von gegenseitigem Gefallen vorhanden sein muß; darf aber, wie weit das Schickliche und Anständige oder deren Gegentheil dabei in Betracht kommt, nicht fehlen. Die frühere Entwickelung dieser Begriffe macht den Einfluß erklärlich, den ihre Gegenstände auf die Anziehung und Abstoßung der Individuen ausüben, und die Erfahrung zeigt es nicht weniger, daß sich die Freundschaftsverhältnisse in der Wirklichkeit sehr nach den Lebensarten, nach dem richten, was den Individuen für edel und gemein, schicklich und anständig u. s. w. gilt. Andererseits folgt die Unerläßlichkeit des logischen Beifalls schon daraus, daß ohne ihn zwar immer noch eine Unterhaltung, aber keine ernstliche Durchdringung der Gedankenkreise möglich wäre, wiewohl auch hierbei die erwähnte Einschränkung zu berücksichtigen ist. Abgesehen also von den auf Maximen und Grundsätzen, oder auf Erkenntniß und Ueberzeugung oder endlich auf entschieden ausgeprägtem Geschmacke und ästhetischer Empfindungsweise beruhenden Urtheilen, die, wo sie auf Gegensätze treffen, nirgends einen Einklang zulassen, und also auch in der Freundschaft gewiß in wesentlichen Puncten nicht ohne Uebereinstimmung sein dürfen, mag in anderer Hinsicht sowohl dem ethischen, wie dem logischen und ästhetischen Beifalle die Individualität mancherlei Ausnahmen gestatten und in die allgemeine Form der Freundschaft ihre Varietäten hineintragen.

Wie sehr aber auch, was aus dem bisher Gesagten unmittelbar folgt, die Freundschaft ein Verhältniß ist, das aus bewußtvollen und ruhigen Antrieben des Herzens und des Verstandes, aus überlegter und geprüfter Wahl hervorgeht, und dessen Begründung schlechterdings charaktervolle Individuen voraussetzt: so fällt doch seine Bildung und Existenz theilweise auch den Bedingungen der Umstände und der Zeit anheim und läßt sich auf die drei genannten Factoren, Unterhaltung, Wohlwollen und Beifall, nicht erschöpfend zurückführen. Mögen ein Paar Gedankenkreise von diesen drei Seiten sich für einander öffnen und die Freundschaftsbildung beginnen: ihre gegenseitige Kenntniß macht sich doch nicht erst bloß allmählig, sondern sie bleibt auch stets in vieler Hinsicht mangelhaft, theils wegen der Schwierigkeit gegenseitiger Kenntniß und Beurtheilung überhaupt, theils weil ein großer Theil des Innern erst bei eintreffenden Gelegenheiten hervortritt und im Voraus gar nicht ermessen werden kann; ja, ein anderes Quantum bleibt schlechterdings und gänzlich verborgen, weil Niemand behaupten wird, daß das Freundschaftsverhältniß für sich den g a n z e n Menschen umfasse und auf absolut durchgängige Offenheit der Mittheilung in allen Stücken Anspruch habe. Soll deshalb die hieraus entspringende Bedenklichkeit nicht überwiegen, welche allerdings bei gewissen Individuen leicht so groß sein kann, daß sie sich zu gar keiner Freundschaft eignen und darauf einlassen wollen, so ist anzunehmen, daß jene drei Factoren noch von einem vierten ergänzt werden, der jene unleugbar vorhandene Unsicherheit aufhebt oder unwirksam macht. Diese Ergänzung kann aber in nichts Anderem liegen, als im V e r t r a u e n.

Das Vertrauen ist theils ein unwillkürliches, theils ein gewolltes und mit Absicht und aus erkannten Gründen festgehaltenes Ueberzeugtsein, daß das Individuum der Beurtheilung und den Erwartungen, welche das Bild, worin es sich uns darstellt, hervorruft, auch in der Wirklichkeit, und zwar nicht nur eben jetzt, sondern auch in der Zukunft entsprechen werde; daß man für die Folgerungen, welche die Beobachtung des Individuums veranlaßt, keine Täuschung zu befürchten habe.

Das unwillkürliche Vertrauen hat nicht weniger in dem natürlichen Wohlwollen des Vertrauenden als in der Beschaffenheit dessen, dem es gilt, seinen Ursprung, insofern derselbe durch seinen unmittelbaren Eindruck anzieht und das Gefühl der Sicherheit und Zuverläßigkeit erweckt. Als solches ist es eine psychische Erscheinung, die sich nicht künstlich erzeugen läßt (von Ver-

stellung ist keine Rede), welche aber, wo die Bedingungen gegeben sind, sich ebenso natürlich und nothwendig einfindet, als, wo Gefahr ist, auch die Vorsicht oder die Furcht, wo das Gräßliche und Widerliche ist, auch der Abscheu oder der Ekel nicht ausbleibt. Das unwillkürliche Vertrauen ist eine psychische Naturkraft und gehört in jene große Classe der geistigen Attractionen und Repulsionen, denen die menschlichen Gemüther bei ihrem Zusammentreffen und Verkehre, oft ohne zu wissen, warum und weshalb, nicht weniger unterworfen sind, als die Körper den entsprechenden physischen Kräften.

Das absichtliche Vertrauen, das aus erkannten Gründen und trotz der bewußtvollen Rücksicht auf den Gedanken einer wenigstens möglichen Täuschung gehegt und festgehalten wird, kann sein Motiv nur in einem Zwecke haben, welcher unstreitig in dem Begehren liegt, daß das jeweilige Verhältniß bestehen und fortdauern möge. Als solches ist es zwar theils von den gemachten Erfahrungen überhaupt, theils insbesondere von dem Grade der Intensität abhängig, welchen das Wohlwollen und namentlich der Beifall dem Werthe und der Innigkeit des Verhältnisses schon gegeben hat; muß aber dennoch, eben weil es sich auf höhere Geisteszustände, auf Wollen und Erkenntniß, stützt, für wichtiger und energischer gehalten werden, als daß bloß unwillkürliche, gleichsam gedankenlose Vertrauen, welches längst kann aufgehoben, ja in sein Gegentheil verwandelt sein, wo jenes noch festhält und die Zerreißung des Verhältnisses hindert.

Hieraus folgt, daß, wenn auch bei der Bildung einer Freundschaft anfänglich bloß das unwillkürliche Vertrauen wirksam sein mag, dies doch der Natur des Verhältnisses nicht genügt, sondern jenes vom Wollen und der Erkenntniß getragene Vertrauen allein im Stande ist, die Haltbarkeit des Verhältnisses, welche ihm Unterhaltung, Wohlwollen und Beifall geben, in der Art zu ergänzen, daß ohne dasselbe nicht allein diese bis zu einem Grade, der für die Freundschaft zu gering ist, sich verringern, sondern auch der Begriff des Verhältnisses selbst eine Lücke in sich tragen würde.

Faßt man das Gesagte zusammen, so bedarf es keiner weiteren Nachweisung, daß die Freundschaft bei weitem mehr Zuverläßigkeit und Dauer verheißt, als die Liebe, von welcher ebenso richtig wie schön bemerkt ist, daß sie dem Schatten des Morgens gleicht, der immer kleiner wird, echte Freundschaft aber im Geiste der Alten dem Schatten des Abends, der wächst, bis die Sonne des Lebens hinabsinkt; ferner, daß ihr Verhältniß, weil es fast gänzlich auf höhere Geisteszustände hinweist, die seltener sind und sich seltener begegnen, als diejenigen, welche in der Liebe wirken, auch unter den Menschen nothwendig sich auf einen geringeren Theil beschränkt als die Liebe, und endlich, daß auch unter diesem die Wirklichkeit nur in wenigen Fällen dem vollständigen Begriffe entspricht.

Während die Liebesverhältnisse sich fast überall vorfinden und nur an wenigen Gegensätzen völlig scheitern, setzen sich der Bildung der Freundschaftsverhältnisse überall Hindernisse entgegen: die Unterschiede zwischen Mann und Weib, Alt und Jung, Reich und Arm, Herr- und Dienersein u. s. w. sind meistens schon ebenso viele äußerliche Hemmungen, welche der Freundschaft widerstreiten, zu denen die ebenso große Reihe der in den Gedankenkreisen liegenden und aus den Verschiedenheiten der Individualität, des Charakters, der Bildung entspringenden Gegensätze als gleichermaßen einander widerstrebend hinzukommen.

Liegen hierin natürliche Gründe, weshalb die Freundschaft stets nur eine geringe empirische Ausbreitung haben wird, so macht es andererseits doch die Bedeutung ihres Begriffes erklärlich, weshalb der Sprachgebrauch schon von Freundschaft redet, wo vielleicht nur ein einziger Factor des Verhältnisses, oder wo, wenn auch alle, diese doch nur mangelhaft vorhanden sind. Oft gilt schon die Unterhaltung allein für hinreichend, den Titel der Freundschaft herzugeben; oder es ist bloß ein gleiches Wollen einseitiger Art, aber unter gleicher Lage, unter gleichen Hoffnungen und Befürchtungen, welches sogenannte Freundschaften stiftet, die aber besser Kameradschaften heißen, wie dergleichen im Kriege der Soldat, in den Gewerken der Gesell, in den Schulen der Schüler eingeht. Das Wohlwollen ferner ist meistens versetzt mit egoistischen Elementen oder wird verwechselt mit der bloßen Sympathie, in allen Fällen, wo sich vermeintliche Freundschaften auf Gefälligkeiten, Dienstleistungen und Wohlthaten aller Art gründen; am reinsten erscheint es noch in der Gastfreundschaft, die jedoch wegen des zu großen Mangels an den übrigen Requisiten einer Freundschaft auch nur uneigentlich diesen Namen führt. Der Beifall dagegen ist in der Wirklichkeit meistens nur ein einseitiger; wo die ethische Achtung der Freundschaft genügen könnte, fehlt es am logischen oder am ästhetischen Einklang, und umgekehrt; es kommt in dem einen Falle zwar eine Art von

Verbindung der Grundsätze zu Stande, oder in einem anderen Falle ein gewisses gemeinschaftliches Leben im Dienste und im Kampfe für dieselbe Ueberzeugung und dasselbe Princip, oder wiederum in einem anderen Falle eine gewisse Vereinigung in gleicher ästhetischer Beurtheilung und Genießung, kurz, es gibt sogenannte ästhetische, litterarische und Umgangsfreundschaften, die aber um nichts mehr als jene anderen dem Begriffe genügen und meistens in die Classe der Parteiungen und anderer Gesellungen gehören. Das Vertrauen endlich, das zwar, wie die Liebe, in der Zeit der Jugend und der unmännlichen Unerfahrenheit immer bereit ist sich hinzugeben, so daß von Jugendfreundschaften ganz besonders gesprochen wird, muß in der Wirklichkeit leider nur zu oft mit der Versecktheit, Klugheit und Vorsicht tauschen, als daß nicht gerade an ihm die sogenannten Freundschaften sollten am meisten Mangel haben.

Scheint es also, als ob die alte aristotelische Sentenz ὦ φίλοι, οὐδεὶς φίλος! auch heute noch ihre völlige Giltigkeit hätte, so ist nichts desto weniger zu behaupten, daß die Freundschaftsverhältnisse zu den wichtigsten Formen der ethischen Receptivität gehören, und von ihnen, je mehr sie dem Begriffe genügen, gerade die Beschaffenheit der diesen Begriff feststellenden Merkmale eine desto festere Grundlage eines ethischen Lebens von ihnen erwarten läßt. Die Entscheidung hierüber hängt von der Sittenlehre selbst ab.

128. Die Familienverhältnisse.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 380—385.)

Ehe größere gesellschaftliche Verbindungen ins Auge gefaßt werden können, fordern die Familienverhältnisse eine besondere Betrachtung. Diese sind ganz eigentlich durch die Natur des menschlichen Daseins bedingt. Während Beschäftigungen, Erholungen und Gesinnungen sich überall werden nachweisen lassen, wo ein Vernunftwesen entweder bloß die Zeitreihe seiner Existenz auszufüllen bestrebt ist, oder sich sein Verhältniß zu andern seines Gleichen, die es betrachtet und mit denen es verkehrt, zum Bewußtsein bringt; während selbst die Dienstverhältnisse nur bei vollkommener Bedürfnißlosigkeit oder bei einer unbeschränkten Fähigkeit jedes Einzelnen, sich seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, wegfallen würden, wurzeln die Familienverhältnisse in der durch die Verschiedenheit der Geschlechter bedingten natürlichen Fortpflanzung der menschlichen Gattung. Ihre Grundlage ist die Geschlechtsvereinigung der Individuen, und welcher Veredlung auch dieses Verhältniß fähig ist, der natürliche Trieb der Geschlechtsbefriedigung gibt naturgemäß dem Verhältniß der Personen verschiedenen Geschlechts sein specifisch Eigenthümliches. Aber diese Vereinigung allein bildet noch kein Verhältniß, welches als Haltepunct im Laufe des Lebens betrachtet werden könnte; sie könnte nur eine vorübergehende und wechselnde sein; überdies bedarf der Geschlechtstrieb, der zu den stärksten gehört und der größten Ausartung fähig ist, der stärksten und wirksamsten Schranken. Diese Schranken könnten in der Sitte zu liegen scheinen, welche die beharrliche und ausschließende Geschlechtsgemeinschaft geheiligt habe; aber diese Sitte selbst beruht auf Gesinnungen, welche ihr ursprünglich das Dasein gegeben haben müssen, und deshalb ruhen jene Schranken, die sich durch die Sitte allerdings befestigen können, entweder unmittelbar in der Gesinnung der Liebe, deren Natur auf den ausschließenden Besitz ihres Gegenstandes geht, oder mittelbar in der Rücksicht auf die Kinder, die schon als die Hoffnung eines gemeinschaftlichen Besitzes dem Verhältniß eine bindende Kraft geben. Der Begriff einer Familie als einer beharrlichen Verbindung bekommt nämlich, eben weil die Grundlage derselben die Naturbedingungen der Fortpflanzung der menschlichen Gattung sind, seine volle Bedeutung erst durch den Hinzutritt der Kinder zu dem Verhältnisse der Eltern unter einander, und das wesentliche Merkmal des Familienlebens ist das Bewußtsein der unmittelbaren Zusammengehörigkeit auf dem Grunde der natürlichen Abstammung, dessen Stelle in dieser seiner specifischen Eigenthümlichkeit kein anderes Gefühl vertreten kann. Dadurch erweitert sich der Begriff der Familie von dem Verhältniß der Eltern zu einander und dem gegenseitigen zwischen Eltern und Kindern so weit, als sich der Zusammenhang der natürlichen Abstammung aufwärts,

abwärts und seitwärts verfolgen läßt, dergestalt jedoch, daß die Intensität des Familienbewußtseins sich naturgemäß nach der Nähe der natürlichen Abstammung richtet, zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen den Geschwistern am stärksten und innigsten ist, und um so schwächer wird, je mehr sich der Zwischenraum zwischen diesem Centrum und der Peripherie der Familie vergrößert. Sollen die Beziehungen zu entfernteren Seitenverwandten, oder die Verflechtungen mehrerer Familien in einander, die durch Verschwägerungen u. s. w. entstehen, einen bedeutenden Grad von Innigkeit erhalten, so gehören dazu Gesinnungen als Anziehungspuncte der Individuen unter einander, welche von dem Gefühle der natürlichen Zusammengehörigkeit mehr oder weniger unabhängig sind.

Dem Begriffe der Familie entsprechen demgemäß alle die Formen der Geschlechtsverbindung nicht vollkommen, welche nur auf der vorübergehenden, zwischen verschiedenen Personen verschiedenen Geschlechts regellos wechselnden Vereinigung beruhen. Würde dieser Wechsel allgemein gedacht, so würde dadurch sogar jede Tendenz zur Familie, als einer beharrlichen, individuell abgeschlossenen Gemeinschaft aufgehoben. Aber auch eine beharrliche Verbindung dieser Art, so lange sie noch nicht die Mehrheit der Individuen ausschließt, also Polygamie ist, hebt eben sowohl die Innigkeit der Gesinnung zwischen den Eltern, als das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf dem Grunde der gleichen natürlichen Abstammung in den Kindern auf. Es scheint überflüssig, die sittlich nachtheiligen Folgen einer solchen Gestaltung des Familienlebens ausführlich zu zergliedern; sie haben ihren Grund zuletzt sämmtlich darin, daß ein Complex von rein persönlichen Verhältnissen, dessen versittlichende Wirkung wesentlich auf seiner ungetheilten Innigkeit beruht, nach seinen Hauptbeziehungen, denen der Eltern unter einander, der Eltern zu den Kindern und der Geschwister unter einander, aufgelockert und somit unsittlichen Elementen zugänglich gemacht wird. In welcher Art zugänglich, erhellt beinahe unmittelbar aus der Betrachtung dessen, wofür ein besser geordnetes Familienleben den natürlichen Haltepunct darbietet.

Geht man nämlich von der monogamischen Ehe als dem Anfang der Familie aus, so bedarf es noch keiner Idealisirung dieses Verhältnisses, sondern lediglich der Voraussetzung, daß die Eheleute das Verhältniß in der Art, wie es geschlossen ist, also als ausschließendes und beharrliches, aufrecht halten wollen, um zu erkennen, daß hierin nicht nur für die rohe Begierde eine Schranke der Scham, der Zucht, der Ordnung, sondern auch positiv die Quelle eines höchst mannigfaltigen Wollens liegt, welches wenigstens den unbedingten Egoismus ausschließt. Die Vereinigung der wichtigsten Interessen des äußeren Lebens, wie sie die monogamische Ehe einschließt, gibt in der Regel den nächsten Beziehungspunct für die Arbeiten sowohl, als für die Erholungen; sie ist aber, weil eine gänzlich gesinnungslos geschlossene Ehe diesen Namen höchstens um der äußeren Form des Verhältnisses willen verdienen würde, auch die natürliche Veranlassung der Reproduction der Gesinnungen, auf welchen die Fortsetzung des Verhältnisses beruht. Die Gemeinschaft des äußeren Lebens zieht beide Theile in Freude und Leid zur Mitleidenschaft; die Theilnahme ist hier unvermeidlich, und die Theilnahme veredelt sich nirgends leichter zum Wohlwollen, als da, wo das persönliche Wohlgefallen an einander die Individuen ursprünglich zusammenführte. Vollendet sich überdies der Kreis der Familie durch den Hinzutritt der Kinder, so ist die natürliche Zuneigung der Eltern zu den Kindern selbst schon Wohlwollen, und zwar ein Wohlwollen, welches ebenso dem gegenwärtigen Bedürfniß, als dem zukünftigen Wollen des Kindes gilt. Dieser Blick auf die Zukunft des Kindes ist der begleitende Hauptgedanke aller Erziehung, und die Familie ist der natürliche Ort der Erziehung, nicht nur, weil sie der natürliche Ort der allmählig fortschreitenden Entwickelung des Kindes ist, sondern auch weil die Mittel einer so stetigen, leisen, und doch tiefen und nachhaltigen Einwirkung, wie die Erziehung fordert, nirgends so nahe beisammen liegen, von der Gesammtheit der umgebenden Verhältnisse in solchem Grade vorbereitet sind, als hier. Durch dieses Zusammengehören von Erzeugung und Erziehung wird das Familienleben eine der allerstärksten, auf größere gesellschaftliche Verhältnisse einwirkenden Kräfte; es ist, indem die Familie ganz von selbst eine natürlich gegebene Gesellung, das erste, auf constante Naturverhältnisse gegründete Wir darstellt, unmittelbar fähig, sich der Idee der beseelten Gesellschaft zwar in einem engen Kreise, aber um desto reiner und fehlerfreier zu nähern. Denn das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, vermöge dessen jedes Glied der Familie das, was das andere ist, erfährt, hat und erstrebt, nicht theilnahmlos als ein Fremdes betrachtet, sondern das, was die Seinigen angeht, mit zu sich selbst rechnet, enthält die unwillkürliche Aufforderung, die natürliche Ab-

hängigkeit des Schwächeren von dem Stärkeren innerhalb des Familienkreises nicht zum Dienste mit sammt seinem Drucke und seiner, die individuellen Interessen des Herrn und des Dieners von einander abscheidenden Unterordnung werden zu lassen; der Geist des Familienlebens erkennt jeden in den Kreis der Familie Miteingeschlossenen als gleichmäßig zu demselben Ganzen, demselben Wir gehörig an. Darum mildert die Familie die natürliche Abhängigkeit der Frau von dem Manne; in der monogamischen Ehe wird das Weib als wahre und gleichberechtigte Genossin des Lebens geachtet, während jede Form der Geschlechtsvereinigung, der entweder das Ausschließende oder das Beharrliche fehlt, allgemein verbreitet, das weibliche Geschlecht zum Opfer seiner natürlichen Schwäche machen würde, so daß es eine leere Thorheit ist, in der Auflockerung der monogamischen Ehe eine Annäherung an die „Emancipation des Weibes" zu suchen. Aber sie mildert auch die noch viel stärkere, in dem zartesten Alter geradezu als gänzliche Hülflosigkeit sich darstellende Abhängigkeit der Kinder von den Eltern [1]; ja sie mildert sie nicht bloß, sondern sie verwandelt diese Hülflosigkeit in das stärkste Band der Eltern unter einander und an die Kinder. Der Wunsch, die Kinder, das Abbild der eigenen Persönlichkeit, in Zukunft mindestens keine geringere Stufe einnehmen zu sehen, als auf welcher die Eltern selbst stehen, ist die Quelle einer Fürsorge, deren Ziel darin liegt, die Kinder vielmehr zu sich emporzuheben, als unter sich herabzudrücken; und die natürliche Anschließung der Kinder an die Eltern enthält für diese die Aufforderung, jenen wirklich ein Vorbild zu sein, welchem sie sich annähern zu sehen, dem eigenen Wunsche Befriedigung gebe. Indem die Abhängigkeit auf diese Weise von allen Seiten übergeht in ein gegenseitiges Unterstützen, und die einzelnen Glieder der Familie innerlich verschmelzen, darf Jeder, wenn auch auf verschiedene Weise theilnehmend und mitwirkend für das Ganze der Familie, die natürliche Präsumtion des R e c h t e s bei sich ausbilden, daß Keiner sich unwürdig zeige des Ganzen, zu welchem auch er gehört; eines Rechtes, welches verschmäht, sich auf den Zwang zu stützen, sondern welchem das Wohlwollen und die Billigkeit freiwillig entgegenkommt, und dessen Inhalt man eben deshalb vielmehr aus der die Familie zusammenhaltenden Gesinnung, der P i e t ä t, d. h. aus der Scheu, das zu stören und zu trennen, was die Natur zusammengefügt hat, als aus besonderen Verträgen und Satzungen wird ableiten wollen. Denkt man sich die Familie von diesen Gesinnungen durchdrungen, so ist sie allerdings nicht mehr bloß Naturverhältniß, sondern sie hat schon sittliche Elemente in sich aufgenommen, aber die Innigkeit, die Stetigkeit, mit welcher diese Elemente innerhalb der Familie zu wirken fähig sind, hängt auch dann noch von dem natürlich gegebenen, specifischen Charakter der Familienverhältnisse ab. Daher denn auch die Verderbniß des Familienlebens in irgend einem Theile dessen, was wesentlich dazu gehört und damit zusammenhängt, fast überall gleichmäßig von sittlichen Rückschritten begleitet wird.

[1]) Wo eine solche Abhängigkeit gesetzlich, wie etwa in den Bestimmungen der Römer über die väterliche Gewalt, sanctionirt ist, mildert die Sitte, was dem Geiste des Familienlebens zuwider ist.

129. Zur Einleitung in die Theorie des Weltlaufes. — Die Gesellschaft.

(Dasselbe Buch S. 387—407)

Gesellschaftliche Vereinigungen kommen hier nicht als Aufgaben, deren Inhalt durch einen allen Einzelnen vorgeschriebenen Zweck bestimmt ist, sondern zunächst nur als T h a t s a c h e n in Betracht. Die Frage ist also jetzt nicht: wie sollten die gesellschaftlichen Vereinigungen der Menschen beschaffen sein, oder wie müßten sie beschaffen sein, um einen bestimmten Werth in Anspruch zu nehmen, sondern: wie sind sie wirklich beschaffen? Und welches sind die Bedingungen, von welchen diese ihre N a t u r b e s c h a f f e n h e i t abhängt? Deshalb darf der Begriff der Gesellschaft nicht gleich von vorn herein auf zu enge Gränzen beschränkt werden. Denn wollte man ihm keine andere Bedeutung verstatten, als die einer b e w u ß t v o l l und a b s i c h t l i c h geschlossenen V e r e i n i g u n g mehrerer P r i v a t w i l l e n zu e i n e m und d e m s e l b e n Z w e c k e, so würde man dadurch zwar eine solche Vereinigung bezeichnen, welche dem Begriffe

der Gesellschaft allein vollständig entspricht; allein man würde sich zugleich die Betrachtung der mannigfaltigsten Mittelstufen zwischen der Isolirung und der absichtlichen Vereinigung der Individuen, und damit die Einsicht in die Entstehung und relative Haltbarkeit auch dieser absichtlichen Vereinigungen abschneiden. Denn thatsächlich gibt es eine Verschmelzung und oft sehr zähe Cohäsion der Menschen vor aller absichtlichen Vereinigung der Privatwillen, und die Bildung der Gesellschaft im engern Sinne ist oft nur der Ausdruck dafür, daß jene Verschmelzung, die der Sache nach schon vorhanden war, bewußtvoll ausgesprochen und zur Regel des zukünftigen Verhaltens gemacht wird.

Die Gründe einer solchen Verschmelzung braucht man nicht weit zu suchen; sie liegen in allen den Verhältnissen, wo mehrere, die irgendwie mit einander in Berührung gerathen, sich gegenseitig auf einander dergestalt hingewiesen sehen, daß die gegenseitige Anschließung der eigene Wunsch jedes Einzelnen wird. Sie liegen also namentlich in den Bedürfnissen und Geschäften der Menschen, in der für jeden Einzelnen vorhandenen Unmöglichkeit, für sich allein jene zu befriedigen, diese auszuführen, sie liegen eben so deutlich in den Neigungen, wie sie aus der natürlichen Abstammung, dem Umgange, der Gewohnheit, der Sitte sich entwickeln. Ueberhaupt, wie viel Gleichartiges, sich gegenseitig ergänzend Entgegenkommendes, Begegnendes, Förderndes unter einer Menge von Individuen verbreitet ist, so viel Anlaß zur Gesellung ist vorhanden, falls nur die übrigen Bedingungen des äußeren Lebens ein beharrliches Zusammenbleiben und Zusammenwirken gestatten [1]). So betrachtet, ist die gesellschaftliche Verschmelzung etwas ganz Unwillkürliches, allmählig von selbst Entstehendes, im Verlaufe der Zeit sich immer wieder Reproducirendes; ja die Cohäsion der Menschen wird um so inniger und fester sein, je weniger sich hier die Willkür einmischt, um an die Stelle des natürlich Gewordenen ein künstlich Gemachtes zu setzen.

So gewiß nun aber auch diese natürliche Cohäsion der Menschen unter einander die Basis aller Gesellschaft ist, so entspricht sie allein doch noch nicht dem strengeren Begriffe der Gesellschaft, insofern darin die Forderung einer solchen Einheit des gesellschaftlichen Bewußtseins enthalten ist, wie sie der Begriff der gesellschaftlichen Persönlichkeit bezeichnet. Diesem Begriffe genügt weder das bloße Wissen der Mehreren von einander, noch die bloße Negation der Conflicte zwischen ihnen, noch die einfache Identität der Ansichten, Meinungen, Gesinnungen, Bestrebungen, welche möglicherweise eine bloße Vielheit der Exemplare darstellt, noch die gemeinsame Unterordnung unter einen Dritten, wie sie bei Dienstverhältnissen, noch endlich selbst das auf einander gegenseitig Rechnen, welches im Verkehr, in der Theilung und Verbindung der Arbeiten vorkommt. Alles das bietet natürliche Anknüpfungspuncte für die Entstehung eigentlich gesellschaftlicher Verbindungen dar, aber es ist noch nicht Gesellschaft im engern Sinne. Sondern die Gesellschaft, welche ein Wir, eine gemeinsame Persönlichkeit darstellen soll, wurzelt in dem Bewußtsein dieses Wir und in einem aus diesem Bewußtsein hervorgehenden Wollen. Diese Forderung bezeichnet eben die bekannte und gewöhnliche Definition der Gesellschaft: daß sie eine Vereinigung mehrerer Privatwillen zu einem und demselben Zwecke sei. Denn in dem Begriffe des Zweckes liegt es, daß die mehreren Wollenden nicht nur gemeinschaftlich etwas wollen, sondern auch wissen was sie wollen, und in diesem identischen Wissen und Wollen sich als verbunden erkennen.

Soll also der Begriff der Gesellschaft theoretisch bestimmt werden, so genügt es nicht, wie oben bei der Aufstellung der gesellschaftlichen Ideen, den Inhalt jenes gesellschaftlichen Wissens und Wollens in Musterbegriffen zu bezeichnen, sondern es müssen die Form und die Bedingungen jenes Wir untersucht werden. Das Wir entspricht für eine Mehrheit von Individuen dem Ich des Einzelnen; zugleich bietet es für die Untersuchung den großen Vortheil dar, der längst auf die Untersuchung über das Ich hätte Licht werfen können, daß es keinen Anspruch darauf macht, der Ausdruck einer reellen Einheit der Vielen zu sein. Zwei oder irgend wie Viele, die zu sich selbst Wir sagen, meinen gewiß nicht, daß sie eigentlich nur Einer seien; es ist auf den ersten Blick deutlich, daß das Wir nicht in die Sphäre des Seins, sondern ausschließend in die des Bewußtseins gehört. Während daher das Ich durch den Anspruch, Ausdruck eines Realen zu sein, der theoretischen Speculation die größten Schwierigkeiten entgegengestellt, deren Auflösung in der Nachweisung besteht, daß die Ichheit, das Selbstbewußtsein, sich in dem mannigfaltigen und wechselnden Vorstellungskreise des Individuums bildet, aus ihm als ein formaler, den mannigfaltigsten individuellen Bestimmungen zugänglicher Begriff sich hervorhebt [2]), verräth das Wir in der Mehrheit der zu ihm gehörigen Individuen sogleich die mannigfaltige und veränderliche Grund-

lage, auf welcher es beruht; es verräth, daß es keine reelle Einheit der Vielen, sondern nur eine bestimmte *Beziehung* derselben auf einander bezeichnet. Diese Beziehung braucht keineswegs das gesammte Wissen und Wollen jedes Einzelnen zu erschöpfen; es reicht hin, wenn irgend welche Theile seines Wissens und Wollens den Punct der Beziehung der Vielen auf einander bilden. In diesem Puncte müssen sie sich wie Radien in einem gemeinschaftlichen Centrum begegnen. Aber nicht nur begegnen und auf einander hinweisen müssen sie, sondern auch dieses Hinweisen *bemerken* und *inne werden*; und eben indem dieses auf einander hinweisen bemerkt wird, entsteht das Wir, die gesellschaftliche Persönlichkeit. Diese gegenseitige *Apperception* macht bei dem Wir viel weniger Schwierigkeit als bei dem Ich; denn bei diesem ist sie eine innere der Vorstellungsmassen unter einander, beim Wir ist sie für jedes im Kreise der Gesellschaft eingeschlossene Individuum eine äußere, sich in den Berührungen derselben unter einander leicht erzeugende.

Den *Inhalt* des gesellschaftlichen Selbstbewußtseins bestimmt demgemäß der Inhalt des gemeinschaftlichen Punctes, in *welchem* sich die Einzelnen begegnen. Es gibt folglich, wie die Erfahrung in jedem Augenblick bestätigt, ein höchst mannigfaltiges Wir für jeden Einzelnen, je nachdem seine Beziehungen auf andere in verschiedenen Puncten mit denen jener auf ihn sich begegnen. »Wir Menschen, wir Männer, wir Kaufleute, wir Familienväter, wir Landsleute, wir Volksvertreter« u. s. w., solche Ausdrücke sind nahe liegende Beispiele von der vielfachen gemeinschaftlichen Persönlichkeit, durch welche ein und dasselbe Individuum sich mit andern verknüpft fühlt. Sehr leicht nun wird diese gemeinschaftliche Persönlichkeit nicht bloß durch ein ruhiges, gleichbleibendes Verhältniß eines gemeinschaftlichen Wissens, sondern auch durch ein gleiches *Streben*, durch einen erst durch fortgesetztes *Wollen* und *Handeln* zu erreichenden Zweck bestimmt sein können; und daraus erklärt sich die Thatsache, daß es für jeden so vielfache gesellschaftliche Anschließungen geben kann, wie vielerlei Zwecke es für ihn gibt. Deshalb ist unmittelbar gar nicht zu erwarten, daß alle Privatwillen in eine *einzige* Gesellschaft verschmelzen werden, sondern der natürliche Bildungsgang der Gesellschaft ist zunächst auf die Entstehung *mehrerer* kleinerer Kreise beschränkt, welche allerdings, *nachdem* sie sich gebildet haben, zu einem größeren gemeinschaftlichen Ganzen verschmelzen *können*. Allgemein ausgedrückt: indem die Einzelnen mit ihren Meinungen, Wünschen, Gefühlen, Interessen, Bestrebungen eingehen in gesellschaftliche Verbindungen, *zerlegt* die Individualität dessen, *womit* sie in diese verschiedenen Verbindungen eingehen, ganz von selbst das Wir so vielfach, als wie vielfach jene individuellen Bestimmungen sind; ebenso zerlegt aber auch das Wir die individuelle Ichheit jedes Einzelnen, indem jede der Gesellschaften, welchen er möglicherweise angehört, besondere Ansprüche an ihn macht[3]); ja die verschiedenen gesellschaftlichen Persönlichkeiten zerlegen einander gegenseitig durch die Individuen, die an mehreren derselben Theil nehmen.

In der Mannigfaltigkeit des Wir liegt ein mannigfaltiges *Nicht-Wir*. Was von den Wünschen, Interessen, Bestrebungen des Einzelnen *nicht* eingeht in die Vereinigung mit andern, bleibt isolirt, ist der Träger, der Ausdruck des individuellen Wollens als solchen. So wie hierdurch der Privatwille des Einzelnen gegenübertritt dem gemeinschaftlichen Wollen in der Gesellschaft, so ist durch die Unvereinbarkeit dessen, was Jeder für sich selbst will, mit dem, was Andere wollen, die Möglichkeit *gegenseitiger Hemmungen* durch einander gegeben. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Privatwillen sich in einer gemeinschaftlichen Sphäre ihres Wollens und Handelns begegnen, innerhalb deren sie sich *nicht ausweichen können*; dann aber entsteht die Hemmung als eine Negation *zwischen* ihnen so oft und so vielfältig, als der Effect ihres Wollens durch die Effecte eines gegenüberstehenden Wollens verkümmert wird. Die Hemmung bezeichnet, ohne gerade nothwendig in den *Streit* ausbrechen zu müssen, die Differenz zwischen dem Effecte des Wollens, der in die Wirklichkeit tritt, und dem Effecte, den das Wollen gehabt haben *würde*, *wenn nicht* die hemmende Kraft gegenübergestanden hätte. Seiner Natur nach wirkend gegen die Hemmung wird nun das Wollen an ihr zur *Kraft*, und zwar zur *strebenden* Kraft, und wo die Interessen der Menschen, vielfach gespalten, theils einander entgegenkommen und zur Verschmelzung geeignet sind, theils aber auch unvereinbar zusammentreffen, wird sich ein verwickeltes Schauspiel verschlungener Verschmelzungen und Hemmungen darstellen. Wahrhaft verschmelzen kann überhaupt nur das, was von der Hemmung nicht berührt wird oder von ihr übrig bleibt[4]), und dies gilt ebensowohl von den einzelnen als von größeren Gruppen, in welchen diese unter einander in gewisser Hinsicht schon verschmolzen sind.

Wendet man nun diese einfachsten Grundbegriffe auf eine Menge von Individuen an, so wird die Art und Weise, wie sich unter ihnen in größeren oder kleineren Gruppen das Wir im Gegensatz zum Ich, das gesellschaftliche Wissen und Wollen gegenüber dem individuellen jedes Einzelnen gestaltet, befestigt, verändert, umbildet, das Gesammtproduct aus den Verschmelzungen und Hemmungen sein, welche aus dem gesammten Wollen aller Einzelnen hervorgehen. Wie weitgreifend daher auch der Begriff der Gesellschaft ist, in seinen besonderen Bestimmungen kann er gar nicht ohne Rücksicht auf das, was in den Individuen, welche eingeschlossen sind in den Kreis der Gesellschaft, nicht zur Einheit des gesellschattlichen Bewußtseins verschmilzt, verstanden werden. Innerhalb dieser Grenzen stellt jede Gesellschaft das Schauspiel einer Masse für und wider einander wirkender, physischer Kräfte dar, und das innere Schicksal der Gesellschaft hängt von der Zahl, der Größe, der Beschaffenheit, den Verhältnissen, den Veränderungen dieser in ihr wirkenden Kräfte ab. Sollte es jemals gelingen, nach Anleitung der Psychologie diese innere Dynamik der gesellschaftlich wirkenden Kräfte nach genau bestimmten Gesetzen theoretisch kennen zu lernen, so würden diese Gesetze auf eine Räubergesellschaft so gut, wie auf die Rechtsgesellschaft, auf eine Erholungsgesellschaft so gut, wie auf die beseelte Gesellschaft anwendbar sein müssen; denn alle diese Gesellschaften unterscheiden sich nicht dadurch von einander, daß sie eine gesellschaftliche Persönlichkeit zu repräsentiren Anspruch machen, sondern in dem, was dem gesellschaftlichen Gesammtwollen seinen Inhalt, sein Ziel, die Bahn seiner Thätigkeit vorschreibt.

Abgesehen von allen Unterschieden dieser Art läßt sich nunmehr genauer angeben, was allgemein in dem theoretischen Begriffe der Gesellschaft liegt. Zuerst ist unmittelbar deutlich, daß die gesellschaftliche Einheit, wie innig man sie sich auch denken möge, immer nur eine ideale ist. Alle Gesellung als solche liegt in der Sphäre des geistigen Lebens, des Bewußtseins, wie sehr auch das, was in sie hineintreibt und auf ihre Gestaltung einwirkt, von äußeren Verhältnissen abhängen möge. Die wahren Elemente, welche die Gesellschaft wirklich constituiren, sind und bleiben daher die Privatwillen, und es ist nichts als eine leere Abstraction, die Gesellschaft, als ob sie ohne die Privatwillen noch irgend etwas wäre, von diesen loszureißen. Der allgemeine gesellschaftliche Wille existirt als wirklicher Wille nur in den Individuen, die die Gesellschaft bilden; und der allgemeine Geist, der die Gesellschaft beseelen mag, ist nichts als der Gesammtausdruck für den Geist aller Einzelnen, insofern sie sich an einander anschließen, und für einen gemeinschaftlichen Zweck wirken und handeln. Obgleich daher Niemand mit einem andern als mit seinem eigenen Wollen eingehen kann in die Gesellschaft, so gilt er doch für diese nur insofern etwas, als er sein eigenes Wollen dem gesellschaftlichen Zwecke widmet, unterordnet, ja sogar, sofern ein anderes Wollen in ihm jenem Zwecke vielleicht zuwiderläuft, dieses aufzuopfern bereit ist. In dieser Beziehung des Wollens auf dem bestimmten Zweck einer Gesellschaft verräth sich sogleich der zweite Factor, der zu ihrem Begriffe gehört, nämlich das Bedürfniß gewisser Formen, durch welche das Verhältniß der Privatwillen zu dem gesellschaftlichen Zwecke bezeichnet und geordnet werde. Die Formen könnten scheinen der Willkür anheim zu fallen; manche Formen mögen auch wirklich der bloßen Willkür ihr Dasein verdanken; aber eine Grenze gibt es hier ganz gewiß in der Beziehung der Formen auf den Zweck der Gesellschaft. Jeder gesellschaftliche Zweck verlangt seine eigene Form; Formen, welche die Erreichung eines bestimmten Zweckes unmöglich machen, zerstören die Möglichkeit, die Gesellschaft in diesem Zwecke zusammenzuhalten; und die Formen sind die besten, welche sich der Natur des Zweckes am genauesten anschließen, aus ihm der Natur der Sache nach abgeleitet sind. Deshalb ist der allgemeine Begriff der Gesellschaft höchst verschiedenen Formen zugänglich; was für eine Handelsgesellschaft paßt, paßt nicht für eine Erholungsgesellschaft, die Formen, die eine Armee zusammenhalten, würden eine Akademie zerstören u. s. f. Aber mögen immerhin die Privatwillen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke sich vereint haben, mögen auch die Formen gefunden, die Einrichtungen getroffen sein, welche jeden auf die dem Zwecke angemessenste Weise an dem Ganzen der Gesellschaft theilnehmen und dadurch den Zweck selbst erreichen lassen; — soll die Gesellschaft Bestand haben, soll sie nicht scheitern an den Veränderungen der Privatwillen, so wird sich in ihr überdies noch das Bedürfniß einer Macht fühlbar machen, welche den gesellschaftlichen Zweck der Wandelbarkeit der individuellen Willkür gegenüber aufrecht erhalte. Wo der gesellschaftliche Geist stark genug ist, um dieser Gefahr einer Aufhebung des gesellschaftlichen Zweckes vorbeugen zu wollen, da wird er entweder eine schon

vorhandene Macht anerkennen, oder, falls dies möglich ist, eine stiften. Jedenfalls aber beruht die Bedeutung, welche die Macht für die Gesellschaft als solche hat, auf der Kraft, mit welcher sie den gesellschaftlichen Zweck aufrecht zu erhalten fähig und entschlossen ist. Sie soll „das Zutrauen ergänzen," und, wo die wirklichen Abweichungen einzelner Privatwillen es gestört hätten, es wenigstens für die übrigen ersetzen.

Die Beziehung der drei Factoren jeder Gesellschaft, der in dem allgemeinen Wollen verschmolzenen Privatwillen, der Formen des gesellschaftlichen Wirkens, und des Schutzes des gesellschaftlichen Zweckes durch die Macht, ist so beschaffen, daß keiner von ihnen ganz fehlen darf, ohne daß die wirkliche Existenz der Gesellschaft aufgehoben oder gefährdet wird Am leichtesten, scheint es, würde man unter der Voraussetzung einer absoluten gesellschaftlichen Durchdringung der Privatwillen und einer vollkommenen Angemessenheit der Formen an den Zweck der Gesellschaft die Macht entbehren können; indem dann die Erwartung statthaft sein würde, das, wofür die Macht wirken solle, werde von selbst erfolgen. Aber jene Voraussetzung ist auf die Wirklichkeit nicht anwendbar; und selbst wenn sie es wäre, würde für die gesellschaftliche Macht der Begriff eines Repräsentanten und Interpreten des allgemeinen Willens übrig bleiben. Wo jedoch die Vereinigung der Privatwillen nicht hinreichend stark und zuverläßig, wo die Formen mangelhaft, unzweckmäßig oder gar in der Auflösung begriffen sind, da fängt auch der ganze Begriff der Gesellschaft an, seine volle Bedeutung zu verlieren. Gleichwohl sind diese Factoren, jeder für sich und in seiner Beziehung auf die andern, so beschaffen, daß die möglichen Verschiedenheiten derselben nicht nur mannigfaltige Schranken der Gesellschaft verrathen, sondern auch sich in ihnen keine absolute Bürgschaft für die fortschreitende Entwickelung des gesellschaftlichen Wollens darbietet. Lassen sich Schranken und Mängel dieser Art aus theoretischen, in der Natur der menschlichen Gesellung liegenden Gründen allgemein nachweisen, so gewinnt man dadurch nicht nur einen Maßstab für die Erwartung, inwiefern die wirkliche Gesellung der Idee der beseelten Gesellschaft werde entsprechen können, sondern jene Nachweisung ist auch unentbehrlich für die Einsicht in die Bedingungen, unter welchen eine Annäherung der wirklichen Gesellung an jene Idee zu hoffen, eine Entfernung beider von einander zu fürchten ist.

Sieht man hierbei zuvörderst auf den Umfang der Gesellung, auf die Menge der in ihr vereinigten Privatwillen, so wird die Gesellung in der Wirklichkeit nicht weiter reichen, als die Communication unter einer Mehrzahl von Individuen mit der nöthigen Leichtigkeit und Sicherheit möglich, als ferner Veranlassung für sie vorhanden ist, von einander gegenseitig Kenntniß zu nehmen, und als endlich, was das Wichtigste ist, ihre particulären Interessen sie auf eine Vereinigung unter einander hinweisen. Particuläre Interessen aber begegnen sich immer nur zufällig und für einen beschränkten Umfang; nur solche Zwecke, welche unabhängig von subjectiver Neigung und Begierde dem auf sie gerichteten Streben eine unmittelbare Würde geben, wären fähig, falls nicht wieder andere Hindernisse hemmend eintreten, für einen immer wachsenden Kreis von Individuen das gemeinsame Band zu sein. Gerade solche Zwecke, wie sie in den Ideen und nur in ihnen liegen, sind aber keineswegs die am allgemeinsten verbreiteten Motive des menschlichen Wollens; unter welchen vielmehr sehr viele sind, die die Einzelnen eher auseinanderhalten als zusammenbinden. Man wird daher ganz allgemein darauf gefaßt sein müssen, daß keine Gesellschaft sämmtliche auf demselben Boden sich berührende Individuen vollständig einschließe. Aber wie weit sich auch eine Gesellschaft ihrem Umfange nach erstrecke, so entsteht ferner die Frage nach der Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung und der Quantität des gesellschaftlichen Wollens. Jene wird schon dadurch vermindert, daß nicht Jeder mit der ganzen Mannigfaltigkeit seines Wollens eingeht in den gesellschaftlichen Zweck; was er unabhängig von diesem für sich sein, haben, treiben, genießen und erreichen will, hebt die gesellschaftliche Durchdringung mit den übrigen auf. Denn diese hängt in der Wirklichkeit wesentlich davon ab, mit welchem Theile ihres ganzen Wollens die Einzelnen sich einer bestimmten gesellschaftlichen Verbindung wirklich anschließen. Wo nun den Einzelnen Vieles lockt und reizt und in der Zersplitterung seines Wollens ihn hindert, sich einer bestimmten Verbindung ganz und vollständig anzuschließen, wo eben deshalb dieselben Individuen mehreren gesellschaftlichen Kreisen angehören, und die letzteren sich selbst gegenseitig durch die zu ihnen gehörigen Individuen zerlegen, hindert diese Zerlegung die gesellschaftliche Innigkeit jedes einzelnen Kreises; die Elemente der Gesellung »verdünnen« sich gleichsam und die Cohäsion der Individuen wird in keinem jener Kreise stärker sein, als die übrigen Anziehungspuncte, die auf sie einwirken, es ge-

statten. Alles aber, was die Innigkeit der Durchdringung hemmt, hemmt auch die Quantität des gesellschaftlichen Wollens, welches mit der Innigkeit zugleich sein Maximum erreichen würde, wenn die gesammte Energie des individuellen Wollens, ungetheilt und ungeschwächt, sich dem gesellschaftlichen Zwecke widmete. So gewiß nun unter einer größeren Mehrheit von Willen nicht bloß Identität, sondern auch Gegensätze sich finden, Gegensätze, welche trotz ihrer Richtung auf einen gemeinschaftlichen Zweck schon in den Meinungen über die Mittel und die Art der Mitwirkung für jenen Zweck zu Tage kommen können, so gewiß wird ein größeres oder kleineres Quantum des gesellschaftlichen Wollens durch die daraus hervorgehenden Hemmungen der Mehreren unter einander unwirksam gemacht. Gleichwohl wird dieses Quantum der in der Gesellschaft gehemmten Kräfte nicht vernichtet, vielmehr verwandelt es sich in ein Streben wider die Hemmung; nur für den gesellschaftlichen Zweck geht es, so lange die Hemmung dauert, verloren, und zwischen dem Quantum der in einer Gesellschaft gerade jetzt sichtbar wirkenden Kraft und der in derselben Gesellschaft latenten Kräfte kann eine sehr große, und, wenn sie unbeachtet bleibt, sehr gefährliche Differenz bestehen. Denn die schwächeren Willen, gleichviel, ob die Unterschiede ihrer Energie ursprüngliche oder allmählig entstandene sind, werden von den stärkeren im umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke gehemmt, aber sie reagiren in demselben Verhältniß, in welchem sie gehemmt werden, und eine Veränderung in dem ganzen Systeme dieser Kräfte vermag oft eine schnelle und gewaltsame Entbindung des gehemmten Theiles derselben herbeizuführen. Für das Quantum des gesellschaftlichen Wollens kommt überdies noch ein Umstand in Betracht, der für die wirklichen Verhältnisse die allgemeinste Bedeutung hat. Die äußeren Gegenstände und Mittel, welche jedem Einzelnen zu Gebote stehen, um an ihnen und durch sie sein Wollen geltend zu machen, sind die Coefficienten der Energie des Wollens selbst. Es entsteht nothwendig also ein Verlust an gesellschaftlicher Wirksamkeit, wenn die Coefficienten nicht nach der Energie der Willen vertheilt sind[5]); eine Vertheilung, welche gleichwohl schon dadurch gehindert wird, daß die Ungleichheit des Besitzes sich zum größten Theile nicht nach der Befähigung zur gesellschaftlichen Wirksamkeit richtet. Große Güter in den Händen schwacher[6]), einflußreiche Stellen in den Händen unfähiger Menschen u. s. w. sind naheliegende Beispiele für diese Verminderung des gesellschaftlichen Wollens, welchem eine andere Vertheilung dieser äußeren Mittel eine andere Größe verschaffen würde. Das Schlimmste ist, daß dadurch das gesellschaftliche Wollen nicht nur geschwächt, sondern auch theilweise verfälscht wird. Denn schwache Willen mit großen Coefficienten erscheinen nun als stark, starke mit kleinen als schwach; die wirkliche Energie wird zurückgedrängt, und an deren Stelle treten, weil die Verknüpfung der Willen unter einander und nicht die der Sachen mit den Willen die wahre Basis der Gesellschaft ist, fingirte, imaginäre gesellschaftliche Kräfte auf, die der gesellschaftlichen Entwickelung sich anzuschließen weder fähig noch geneigt sind. Dennoch ist die Entstehung solcher fingirter Willen in einer größeren, nur einigermaßen zusammengesetzten Gesellschaft kaum ganz zu vermeiden. Denn schon die fortwährenden Veränderungen, welchen das Quantum des gesellschaftlichen Wollens und noch mehr die Vertheilung dieses Quantums durch die Wandelbarkeit des Güterbesitzes ausgesetzt ist, würden im Stande sein, die Richtung und den Zusammenhang der gesellschaftlichen Thätigkeit den stärksten Schwankungen auszusetzen. Das zunächst liegende Mittel, solchen Schwankungen vorzubeugen, ist die Sanctionirung gewisser Formen, welche den gesellschaftlichen Einfluß an äußere Güter, an Besitz, Aemter, Namen, Alter u. s. w. binden; aber gerade dadurch erlangen diese äußeren Verhältnisse ein Uebergewicht über die Verhältnisse der Willen selbst, und diejenige Verknüpfung der Sachen mit den Willen, welche für die Energie des gesellschaftlichen Wollens die vortheilhafteste sein würde, bleibt mehr oder weniger dem Zufalle ausgesetzt. — Endlich kommt aber neben der Innigkeit und der Energie des gesellschaftlichen Wollens auch noch die Continuität desselben nebst der natürlichen Haltbarkeit der ganzen Verbindung in Betracht. Die letztere ist da von geringer Wichtigkeit, wo der Zweck der Vereinigung nur ein vorübergehender ist und auf die einstige Auflösung der Gesellschaft vielleicht sogleich bei ihrer Stiftung gerechnet wird. Aber wo sie die Individuen, die Geschlechter überleben soll, wo ihr die Aufgabe gestellt ist, den gesellschaftlichen Zweck mitten in dem Wechsel der Generationen festzuhalten und weiter zu entwickeln, da wird es von Wichtigkeit, nach den Bedingungen zu fragen, unter welchen mit dieser Continuität des gesellschaftlichen Wollens die natürliche Haltbarkeit der Verbindung zu erwarten stehe. Die letztere wird nun zwar meistentheils da am größten sein, wo nicht die Willkür, son-

dern das Bedürfniß die Gesellschaft erzeugt; dennoch ist es nicht ganz allgemein wahr, daß dasselbe Bedürfniß, welches die Menschen aneinanderknüpfte, sie auch zusammenhalten müsse. Es könnte gesellschaftliche Zwecke geben, deren Realisirung eine fortgesetzte Wirksamkeit für sie überflüssig machte; es könnte andere geben, für welche zu wirken die Voraussetzungen gerade dieser bestimmten gesellschaftlichen Thätigkeit (wenn auch nur mittelbar) aufheben könnte. Die Haltbarkeit einer gesellschaftlichen Verbindung wird also wesentlich darauf beruhen, daß sie als das unentbehrliche Mittel für die Erreichung der Zwecke, um deren willen sich die Einzelnen ihr angeschlossen haben, von diesen selbst erkannt wird, und daß sich dadurch die Voraussetzungen in der Gesinnung und dem Willen der Einzelnen immer von Neuem reproduciren, auf welchen ihre Fortdauer beruht[7]). Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, so mag immerhin nicht wenig an der Innigkeit und Energie des allgemeinen Wollens fehlen, so mag das letztere immerhin theilweise gehemmt, zerstreut, unterbrochen, in mancherlei Weise gestört werden, die Gesellschaft im Ganzen wird doch eine Zähigkeit verrathen, die der gänzlichen Auflösung widersteht, starke Stöße von außen ertragen kann und innerlichen Umbildungen und Verbesserungen zugänglich ist. Daß aber jene Bedingungen erfüllt werden, dafür liegt in dem allgemeinen Begriff der Gesellschaft, schon wegen der unvermeidlichen Wandelbarkeit der Privatwillen, keine Bürgschaft. Deshalb fordert jede bestimmte Gesellschaft in dieser Beziehung zu besonderen Ueberlegungen auf, inwiefern gerade in ihrem Zwecke und in den bestimmten ihr zugänglichen Mitteln für diesen Zweck jene Bedingungen erfüllt sind oder nicht. Die natürliche Haltbarkeit wird überdies immer geringer werden, je mehr kleinere, relativ selbständige Gruppen in einem größeren Ganzen mit einander verknüpft sind; denn diese kleineren Gruppen werden sich aus dem Ganzen aussondern, sobald das Gefühl ihrer Selbständigkeit, obgleich sie dieselbe vielleicht erst durch eine, in Verbindung mit jenem Ganzen möglich gewordene Entwickelung erhalten haben, das Bedürfniß des Anschließens überwiegt, wie das Loslösen der Familien der Kinder von den Eltern, das Abfallen der Colonien von dem Mutterlande, das Zerfallen größerer Staaten in mehrere kleinere solche Phänomene in sehr verschiedenen Verhältnissen darstellt.

Diese natürlichen Schranken, welche das Wir, die gesellschaftliche Persönlichkeit, in der wirklichen Gesellschaft nur innerhalb gewisser Grenzen werden zu Stande kommen lassen, sind aber nicht die einzigen. Sie beruhen lediglich auf dem Verhältnisse der Privatwillen zu dem durch den Begriff der Gesellschaft geforderten allgemeinen Willen, welches sowohl dadurch, daß die Privatwillen nur mit dem Vorbehalte ihrer Privatinteressen in den gesellschaftlichen Willen eingehen, als auch durch die Hindernisse der vollkommenen Entwickelung ihres gesellschaftlichen Wollens, endlich durch ihre eigene natürliche Veränderlichkeit Abbruch leidet. Andere und eben so wichtige Schranken liegen überdies in dem Verhältnisse der Formen und der Macht zu dem gesellschaftlichen Zwecke.

Die Formen sollen der Ausdruck der Art und Weise sein, in welcher die Einzelnen gemeinschaftlich, wenn auch nach dem abgestuften Verhältnisse ihrer Befähigung, an der Erreichung des gesellschaftlichen Zweckes mitarbeiten. Sie sollen sich also vor Allem richten nach dem Zwecke, und nach der Natur der Mittel, welche gerade für diesen Zweck die wirksamsten, bequemsten, sichersten sind. Aber diese Forderung würde nur erfüllt werden, wenn die Formen sich ohne alle Einmischung der Willkür, des individuellen Vortheils u. s. f. unmittelbar und rein aus dem Zwecke der Gesellschaft, verglichen mit den eben vorliegenden Mitteln seiner Erreichung, entwickelten, und wenn diese Entwickelung nicht nur von einer vollständig ausgebildeten Einsicht, sondern auch von einem über den ganzen Umkreis der Gesellschaft gleichmäßig verbreiteten Willen getragen würde, der entschlossen wäre, sich allen für das Ganze der Gesellschaft nothwendigen und zweckmäßigen Formen gern und redlich zu unterwerfen. Fehlt nun etwas an dieser Einsicht oder an diesem Willen, — und an dem Willen wird, selbst unter Voraussetzung der Einsicht, überall ungefähr so viel fehlen, als an der Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung fehlt; — so werden die Formen, unter der Herrschaft eines nicht in dem Zwecke liegenden Bildungsgesetzes, gleich von vorn herein unvollkommen und unzweckmäßig sich gestalten. Namentlich werden sich auf sie alle die Vorbehalte partieller, den Zweck der Gesellschaft theilweise ausschließender und beschränkender Interessen, alle die Folgen des Uebergewichts fortpflanzen, welches Einzelne oder größere Gruppen vor ihrer gesellschaftlichen Verschmelzung im Verhältniß zu andern schon besaßen. Werden solche Formen, welche das gesellschaftliche Leben nicht fördern, sondern wie Schmarozerpflanzen an ihm zehren, vollends durch

Gewohnheit, Herkommen, Sitte befestigt, vielleicht sogar als Rechtsbestimmungen sanctionirt, so wirken sie nothwendig zurück auf den gesellschaftlichen Geist aller derer, welche sich durch sie belästigt, gehemmt, gedrückt fühlen; die Gesellung stirbt innerlich ab, und schleppt, wo eine förmliche Auflösung derselben unmöglich ist, ein kraftloses Dasein mühsam fort. Gesetzt jedoch, es seien für eine bestimmte Gesellschaft unter bestimmten Verhältnissen durch eine innere Naturnothwendigkeit, durch Glück oder Weisheit wirklich die Formen gefunden worden, die ihr gerade jetzt zusagen, so liegt darin immer noch keine Bürgschaft, daß dieselben Formen unter anderen Verhältnissen gleich passend, gleich angemessen sein werden. Je größer und wichtiger, je weniger es in die Willkür des Einzelnen gestellt ist, ob er sich ihr anschließen wolle oder nicht, je weniger er die Bedingungen dieser Anschließung in seiner Gewalt hat, desto unvermeidlicher werden Veränderungen in den Gegenständen, den Richtungen des gesellschaftlichen Wollens im Ganzen und Einzelnen eintreten; alte gesellschaftliche Kräfte können verschwinden, neue entstehen; das Verhältniß derselben kann sich umbilden; was früher Bedeutung hatte, kann sie verlieren, Neues sie erlangen, die Schwerpuncte des gesellschaftlichen Strebens sich anders vertheilen und anordnen. Sollen nun die Formen diese Umgestaltungen zu begleiten im Stande sein, so müssen sie einen Grad von Geschmeidigkeit und Biegsamkeit haben, der jenen Veränderungen nachgibt, ohne den gesellschaftlichen Zweck aufzugeben. Die Festigkeit aber, deren sie bedürfen, um der Gesellschaft innere Haltung zu geben und sie vor Verwirrung und Rückschritten zu wahren, läßt sich nicht immer vollkommen mit jener Geschmeidigkeit vereinigen, so daß sich mit den inneren Modificationen der Gesellschaft die Formen etwa wie von selbst auf die richtige Weise umbildeten; sondern es ist schon ein Glück, wenn dann, nachdem das Bedürfniß ihrer Veränderung ist gefühlt und erkannt worden, so viel wahrer Gemeingeist vorhanden ist, um mit Bewußtsein und im Interesse der ganzen Gesellschaft an die Stelle des Alten, was entweder nie ein wahres Leben in sich trug oder sich überlebt hat, neue und zweckmäßigere Formen zu setzen. Wie lange es dauert, ehe man diese Bedürfnisse erkennt, wie groß die Last veralteter Formen muß geworden sein, ehe man sie auch von Seiten derer, die sie nicht drücken, anerkennt, und wie dann oft die bittere Noth, die rohe Gewalt, die günstige Gelegenheit den Knoten zerhaut, den der gute Wille, bewaffnet mit der Einsicht, viel früher hätte lösen können und sollen, das lehrt die Geschichte mit deutlichen Zügen, und die Bewunderung, welche jede durchgreifende und gelingende Reformation, jede wirklich ausgeführte Erneuerung eines richtigen Verhältnisses zwischen den gesellschaftlichen Zwecken und Formen zu begleiten pflegt, beweist nur, wie gewöhnlich das Schauspiel eines Mißverhältnisses zwischen beiden ist und in welchem geringen Umfange man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß die gesellschaftlichen Formen dem Begriffe der Gesellschaft entsprechen und nachgeben.

Nicht mindere Bedenken erregt endlich der Begriff der gesellschaftlichen Macht, deren Bedürfniß in der Wandelbarkeit der die Gesellschaft bildenden Privatwillen schon nachgewiesen worden ist. Soll die Macht den Zweck der Gesellschaft gegen die Abweichungen der Privatwillen schützen und aufrecht halten können, so darf auf dem Boden derselben Gesellschaft nicht mehr als eine höchste Macht vorhanden sein; denn mehrere gleich starke Mächte würden, in dem Falle, daß sie wider einander wirkten, sich in ihren Wirkungen aufheben. Zu einer idealen Gesellschaft ist es nun sehr leicht einen obersten Einheitspunct hinzuzudenken, in welchem sich durch die Anerkennung der Gesellschaft selbst die höchste gesellschaftliche Macht concentrire; es ist ebenso leicht, in Gedanken diese Macht durch Verträge zwischen ihr und der Gesellschaft mit der ganzen Majestät des Rechts zu bekleiden, auf daß die Ausübung eines die Privatwillen an dem gesellschaftlichen Zweck festhaltenden, die Verletzung desselben strafenden Zwanges nicht als Willkür erscheine. Diese Macht ist dann selbst das Product des allgemeinen Willens; sie ist durch ihn gestiftet und übertragen und kann ohne Mühe als auf eine solche Weise gestiftet gedacht werden, daß ihre Beziehung auf den gesellschaftlichen Zweck zugleich die Schranke ihrer Berechtigung bilde, über welche hinaus oder welcher zuwider wirkend sie ihren Anspruch auf Gehorsam verliere. Gerade hierin liegen aber Voraussetzungen, die sich in der wirklichen Gesellschaft nicht nothwendig realisirt finden. Auf die wirkliche Gesellschaft paßt jener ideale Einheitspunct, in welchem man die gesellschaftliche Macht vereinigt denkt, so wenig unmittelbar und allgemein, daß vielmehr in ihr bei weitem das Meiste auf die, welche die Macht haben[8]), ankommt. Die wirklichen Verhältnisse zwischen denen, die keine Macht haben, und denen, welche sie haben, beruhen nun nicht auf bloß gedachten, sondern auf

wirklichen Kräften. Diese in der Gesellschaft wirklich wirkenden Kräfte ergeben aber zunächst gar nicht nothwendig einen einzigen Schwerpunct der gesellschaftlichen Macht, sondern es sind sehr mannigfaltige und verschiedenartige Kräfte, welche auf dem Boden der Gesellschaft mannigfaltig vertheilt sein können. Die Möglichkeit des physischen Zwanges ist dabei weder das erste, noch das wesentliche Merkmal des Mächtigen; sie mag passen für sehr rohe und zugleich sehr kleine Kreise; wo diese größer werden, als daß der Mächtige sie durch die Kraft seines eigenen Armes und allenfalls die Verlängerung desselben durch das Schwert selbst beherrschen kann, wo er, um seinem Befehle Gehorsam zu verschaffen, fremder Arme, und somit fremder Willen bedarf, da wird seine Macht auch nur auf dem Einflusse, mit welchem sein Wille auf fremde Willen wirkt, und auf der Sicherheit beruhen, mit welcher er darauf rechnen kann, daß diese fremden Willen den seinigen zu dem ihrigen machen kann. Auf wie vielfache Weise dieser Einfluß erworben, befestigt, erweitert werden kann, so vielfach werden die Arten der Macht sein; und wie vielen Individuen oder Gruppen von Individuen es gelingt, solche Mittelpuncte des Einflusses auf andere zu werden, so viele Machthaber können möglicherweise auf dem Boden derselben Gesellschaft Platz ergreifen. Will man daher die Arten der Macht näher bestimmen, so weist das zurück auf die Arbeiten und Erholungen, die Gesinnungen, die Dienst- und Familienverhältnisse. Bald ist es Bewunderung und Achtung; bald Furcht und Feigheit, bald Gewohnheit und Nachahmung, bald äußere Noth und Eigennutz, bald Eitelkeit und Herrschsucht, was Einzelne und ihren Willen zu Mittelpuncten eines Kreises macht, der sich ihnen unterwirft, seine Kraft ihnen widmet, und so ihre Macht meist absichtslos, unbewußt, oft selbst wider Willen erzeugt, indem er sie duldet. Man denke an die Macht eines glücklichen Heerführers, an die Macht der Priester, des Reichthums, und hier wieder an den Unterschied des beweglichen und des unbeweglichen, an die Macht der Mode, der Vorurtheile, der Klugheit u. s. w., so wird man eine lange Reihe sehr verschiedenartiger Mächte durchlaufen können, ehe man unter andern auch auf die Macht des Rechtes, des Wohlwollens u. s. w. trifft. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge führt das, was die Neigungen der Menschen befriedigt, ihren Leidenschaften schmeichelt, sie in ihren Vorurtheilen gefangen nimmt, viel sicherer zu einem Einfluß auf ihr Wollen und somit zur Macht, als was auf die Existenz eines wahrhaft allgemeinen, die Verzichtleistung auf das bloße Privatinteresse einschließenden Willens rechnet. Wo daher die Privatinteressen zwar theilweis verschmelzen und in dieser Verschmelzung sich dem Mächtigen anschließen, aber auch zugleich dergestalt sich durchkreuzen, daß daraus verschiedene Schwerpuncte der Macht entstehen, da werden die mehreren auf demselben Boden vorhandenen gesellschaftlichen Mächte selbst Gegensätze in sich schließen, durch welche die Einheit der gesellschaftlichen Persönlichkeit gerade in den Puncten, in denen sie sich concentriren sollte, gestört und statt der Einhelligkeit, auf welcher der Begriff der Gesellschaft beruht, die Reibung der Interessen, die Eifersucht des Ehrgeizes, der Streit um die Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten hervorgerufen wird.

Nun ist es zwar gewiß, daß es für jedes System von Kräften, die sich an einander messen, falls es sich selbst überlassen bleibt und nicht neuhinzutretende Kräfte ihr gegenseitiges Verhältniß immer von Neuem abändern, einen Punct des Gleichgewichts und somit ein Maß des Einflusses gibt, den jede dieser Kräfte auf die übrigen wird ausüben können; und es ist eben darum unvermeidlich, daß, indem sämmtliche Mächte ihrem Gleichgewicht sich nähern, die schwächeren allmählich immer mehr gehemmt und unterdrückt werden, daß also in dem ganzen Systeme, innerhalb dessen alle jene Kräfte sich zu berühren durch irgend welche Umstände genöthigt werden, eine Tendenz zur Concentrirung der Macht liegt. Setzt man jedoch auch den Fall, daß sich ein solches Centrum der gesellschaftlichen Macht wirklich gebildet habe, und daß diese stark und fest genug sei, um die gegen sie anstrebenden Kräfte niederzuhalten, so entsteht eine zweite Schwierigkeit. Die Eine Macht, welche stark genug ist, um den Zweck der Gesellschaft gegen die Willkür schützen zu können, wird sie ihn auch schützen wollen? Hat nicht der Mächtige selbst seine Privatinteressen, die dem gesellschaftlichen Zwecke zuwiderlaufen können? Ist es nicht möglich, daß er mit seiner Macht sich gar nicht als ein Glied der Gesellschaft selbst auffaßt, sondern sich über sie und somit außerhalb derselben stellt, und das, was die Gesellschaft hat und treibt, als Mittel für seine eigenen Zwecke braucht? daß er seinen individuellen Willen statt des gesellschaftlichen geltend macht, und das gesellschaftliche Interesse von seinem Privatinteresse und seiner Privatwillkür verschlingen läßt? Die

Möglichkeit eines solchen *Mißbrauchs der Macht* liegt um so näher, je weniger die Macht sich aus der Gesellschaft selbst entwickelt, sondern von außen zu ihr kommt[9]), oder je mehr die Glieder der Gesellschaft, nur zufällig in ihren Privatinteressen mit einander verschmolzen, sich anfangs den Schutz des Mächtigen *gefallen ließen*, bis dieselbe Macht sich stark genug fühlte, um den Schutz in den Angriff zu verwandeln und ihr Interesse auf Kosten des gesellschaftlichen zu begünstigen. Der Versuch, dem Mißbrauche der Macht durch *Theilung derselben* entgegenzuwirken, wirft in die Nachtheile zurück, welche das Vorhandensein mehrerer gleich starken Mächte für das Ganze der Gesellschaft hat; und der Versuch, die Macht, welche man fürchtet, einer zweiten Macht zu unterwerfen, welche vor dem Mißbrauche der ersten schütze, führt auf die Nothwendigkeit einer dritten, und somit auf eine unendliche Reihe, welche ungereimt ist, weil jedes folgende Glied derselben größer gedacht werden muß als das vorhergehende, und folglich die Gefahr des Mißbrauchs nicht vermindert, sondern vermehrt. Die Macht an Formen binden, innerhalb deren sie wirken *müsse*, über welche hinaus sie nicht soll wirken *können*, heißt auf die Voraussetzung bauen, daß die Macht die Formen werde respectiren *wollen*, eine Voraussetzung, deren Nichtvorhandensein eben jeder Versuch belegt, sich durch gewisse Formen vor dem Mißbrauche der Macht zu schützen.

Läßt sich nun nicht leugnen, daß mit dem Bedürfniß einer obersten, die Zwecke der Gesellschaft schützenden Macht auch die Möglichkeit einer diesen Zwecken zuwiderlaufenden Ausübung derselben gegeben ist, so ist es auch eben so unmöglich, dem gesellschaftlichen Zwecke durch die Macht eine absolute Garantie zu verschaffen, als es unmöglich ist, *irgend* eine Garantie ohne nähere Bestimmungen der beiden andern Factoren, der Privatwillen und der Formen, zu finden. Vielmehr muß man fragen, warum die Macht nicht noch viel häufiger gemißbraucht wird, als es wirklich geschieht, und warum sie, einmal vorhanden, nicht überall entschieden auf den Punct hineilt, wo die Zwecke der Gesellschaft neben den Privatinteressen des Machthabers verschwinden. Die Antwort auf diese Frage liegt aber in der zweiten: ob, auch noch abgesehen von der Beschränkung, welcher der Machthaber im Hinblick auf die gesellschaftlichen Ideen *sich selbst* unterwerfen kann und *soll*, es nicht *natürliche* Schranken der Macht gebe? Nun beruht alle gesellschaftliche Macht allerdings ganz wesentlich auf der Anhänglichkeit, der Bereitwilligkeit, dem Gehorsam, mit einem Wort auf dem immer von Neuem sich erzeugenden Willen derer, *für* welche sie Macht ist; sie beruht auf der gegründeten Erwartung, gegen Jeden, der sich ihr widersetzen würde, seien alle Uebrigen verbunden; und es gibt je nach der verschiedenen Art der Macht verschiedene Bedingungen, auf welche sich diese Erwartung gründet. *Deshalb* hört die Macht auf, Macht zu sein, wenn sie wider die Bedingungen ihrer Wirksamkeit verstößt; sie wird fallen, wenn sie selbst die Fundamente untergräbt, auf welchen sie ruht. Nur wo auf den Haufen derer, welchen sie gebietet, der Begriff einer gesellschaftlichen Persönlichkeit gar nicht oder höchst unvollständig paßt, wird sie schlechthin unwiderstehlich und schrankenlos zu wirken im Stande sein; in jedem anderen Falle liegt in den *natürlichen Schranken derselben* die Nothwendigkeit gewisser Rücksichten, die sie auf das Ganze der Gesellschaft auch noch ohne alle höhere Motive nehmen muß, um ihren eigenen gesellschaftlichen Einfluß nicht auf das Spiel zu setzen.

Aus diesem Allen erzeugt sich nun die Einsicht in die Gründe, aus welchen die wirkliche Gesellschaft nicht einmal ihrem logischen Begriffe vollkommen und genau entspricht. Denn sie ist in Beziehung sowohl auf jeden einzelnen ihrer wesentlichen Factoren, als auf das gegenseitige Verhältniß derselben zu einander gewissen Schranken und Oscillationen ausgesetzt. Jede Gesellschaft, welches auch ihr Ursprung, ihr Zweck, ihre Form sein möge, ist, was sie als Gesellschaft ist, nur durch den *Gemeingeist*, der in ihr herrscht; aber die Ursachen, welche diesem Gemeingeiste selbst und der Möglichkeit, als solcher zu wirken, Abbruch thun, werden in keiner Gesellschaft ganz fehlen. Zwar sind hierbei bedeutende Unterschiede des Mehr und Minder möglich; aber diese Unterschiede hängen selbst wieder von Bedingungen ab, in denen die Gesellschaft mit ihrem Ursprunge zugleich ihre Grenzen findet. Ueberdies hat jede Gesellschaft ihre *Geschichte*; und diese Geschichte hängt nicht bloß von dem ab, was *innerhalb* der Gesellschaft geschieht, sondern auch von dem, was *von außen* auf sie einwirkt. Die theoretische Kenntniß einer bestimmten Gesellschaft beruht daher nicht bloß auf der Bestimmung der *in ihr* wirkenden Kräfte und ihrer Verhältnisse, sondern auch auf der Kenntniß ihrer Umgebungen.

[1]) Man denke für die Anfänge geselliger Verbindungen an den verschiedenen Einfluß, den der Ackerbau und das Hirtenleben auf die Gesellung hat, an die Schranken, welche locale Hindernisse (Gebirge u. s. w.) der geselligen Verschmelzung entgegenstellen u. s. w.

[2]) Die Bekanntschaft mit den Grundbegriffen der Psychologie muß hier vorausgesetzt werden.

[3]) Obgleich es scheinen könnte, als setze das Wir das Ich jedes Einzelnen voraus, so ist dies doch falsch. Das Wir kann sich möglicherweise ebenso gut *mit dem Ich zugleich* bilden, und das Ich wird durch ein mannigfaltiges Wir vielfältig *um*gebildet. Eine strenge Entgegensetzung des Ich und des Wir ist meist erst Resultat eines weitläufigen psychischen Entwickelungsprocesses; für die *ethische* Gesellung ist es geradezu von der größten Wichtigkeit, ob das Wir erst hinzutritt zu dem Ich, oder das Ich sich ursprünglich in dem Wir findet, oder sich von dem Wir losreißt.

[4]) Das Uebrigbleibende könnte sogar die bloße Vorstellung sein, daß nichts zur Verschmelzung Geeignetes da ist, und ein solches Bewußtsein würde sich etwa da verrathen, wo Mehrere sagten: »*wir* wollen doch ja keine Gesellschaft in dieser oder jener Beziehung bilden.«

[5]) Man bezeichne den schwächeren Willen durch a, den stärkeren durch $a + b$, die Coefficienten ihrer Wirksamkeit durch α und $\alpha + \beta$, so entstehen vier Producte, $a\alpha$, $a(\alpha + \beta)$, $(a + b)\alpha$, und $(a + b)(\alpha + \beta)$, welche das Quantum der Wirksamkeit jedes dieser Willen bezeichnen und von welchem das erste nothwendig kleiner ist als alle folgenden, das zweite und dritte kleiner als das vierte. In der *Summe* der Producte, welche das Quantum des *gesellschaftlichen* Wollens bezeichnet, fehlt im ungünstigen Falle der Vertheilung die Größe $b\beta$ ganz.

[6]) Der Egoismus, der sich *aussondert* von dem gesellschaftlichen Interesse, ist auch ein *gesellschaftlich* schwacher Wille.

[7]) Man kann vorläufig in dieser Beziehung die verhältnißmäßig sehr große Zähigkeit der Rechtsordnung mit dem schwankenden und fluctuirenden Charakter der Verwaltung vergleichen.

[8]) Personen, Familien, Stände, Corporationen u. s. w., das ist *hier* noch gleichgiltig.

[9]) Wie bei allen Eroberern, wenn nicht die Klugheit sie Mäßigung und Schonung lehrt.

130. Empirische Aufzählung der Gesellungen; einige leitende Gesichtspuncte für die Auffassung der gesellschaftlichen Thatsachen.

(*Strümpell*, Die Vorschule der Ethik [1844] S. 254—265; 236—244.)

Die erste Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den Familienverhältnissen.

Ursprünglich erscheint die Familie allerdings nur als Gesellung; aber die Natur, wie die Entwickelung des Geistes führen dieselbe, wie oben gezeigt, sobald die Bedingungen günstig sind, zu einer Gestaltung sowohl ihres innern, wie äußern Lebens, welche sie dem Begriffe einer Gesellschaft annähert. Hiermit braucht sie jedoch die Gränze ihres Privatlebens kaum zu überschreiten: Tausende von Familien geben zum öffentlichen Geschehen etwa nur in Rücksicht auf den allgemeinen Verkehr einen geringen Beitrag. Die Familie ist deshalb hier mehr in der Bedeutung eines größeren Ganzen aufzufassen; wie sie sich durch ihre Verwandtschaften ausbreitet, sich zum Träger eines eigenthümlichen Geistes, eigener Regungen und Tendenzen ausgebildet hat, in dessen Sinne die jeweiligen einzelnen Repräsentanten handelnd auftreten. Es ist bekannt, daß solche Familiengruppen sich öfter durch Hausgesetze eine innere Verfassung gegeben haben, wodurch nicht bloß gewisse für alle Glieder giltige Zwecke festgestellt, sondern auch ausdrücklich der individuellen Willkür Schranken gesetzt sind.

Die Erfahrung hat zu entscheiden, welche Familien in welchen Staaten und zu welcher Zeit es so weit gebracht haben, daß ein Theil des öffentlichen Lebens von ihnen ausgeht. Am meisten zeigt die Geschichte dergleichen im griechischen und römischen Alterthum; im Mittelalter vorzüglich in Italien; in neuerer Zeit besonders in den aristokratischen Staaten. Aehnliches indeß findet sich unzweifelhaft unter jeder größern, auf einerlei Boden zusammenlebenden Menschenmasse, freilich so, daß der Zusammenhang dabei die verschiedenen Grade der Gesellung durchläuft.

Kurz also: *eine Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die (historischen) Familiengruppen.*

Die zweite Quelle eines gesellschaft-

lichen Zusammenhanges liegt in den Dienstverhältnissen.

Es kann Umstände geben, wo zunächst sogar der Zwangsdienst, obwohl derselbe an sich die ihm betheiligten Individuen gleichsam von der Gesammtheit völlig zu isoliren scheint, doch hinreichenden Anlaß zu gesellschaftlicher Verbindung mit sich führt. Dazu gehört etwa, daß solche Dienende zahlreich vorhanden sind, und die Umstände es ihnen erlauben, zu einem gemeinsamen Bewußtsein ihrer Lage gelangen und ihrem allgemeinen Zwecke, sich Erleichterung zu verschaffen, auch einen Nachdruck geben zu können. Welchen Zusammenhang unter solchen Umständen anzunehmen und welchen Beitrag zum öffentlichen Leben zu liefern sie im Stande sind, weiß gleichfalls die alte wie die neue Zeit zu beantworten: ein gleiches Leiden vertritt hier die Stelle eines gleichen Wollens, und die Entwickelung dieses Wollens ist oft in der Geschichte eine Tragödie geworden.

Leichter und natürlicher aber erwachsen Verbindungen aus dem Verhältnisse der Gefolgschaftsdienste, die schon als solche ein gemeinschaftliches Anschließen an Eine Person, und also ein gleiches Wollen in deren Sinne, oder auch eine gleiche Besitznahme von einerlei Ideen und eine gemeinschaftliche Absicht ihrer Verwirklichung voraussetzen. Allerdings hängt auch die Entstehung von Gesellschaften aus diesem Verhältnisse noch von besonderen inneren und äußeren Lagen der Menschenmassen selbst ab, welche in früheren Zeiten öfter als jetzt stattfanden, weshalb auch die hieher gehörigen Gesellschaften sich zahlreich nur unter den Völkern der alten und mittleren Zeit nachweisen lassen: dennoch sind ihre Veranlassungen so allgemein, daß auch unter den heutigen Nationen immer noch ein Quantum des öffentlichen Lebens in ihnen seinen Sitz hat. Abgesehen von solchen Verhältnissen in manchen Ländern, die noch jetzt Aehnlichkeit mit den Clientschaften der Römer haben, gehören namentlich hieher die noch fortlebenden Verbindungen gewisser Orden. Ganz besonders aber die militärischen Gesellschaften. Die letzteren, deren noch immer kein Volk entbehren kann, sind zugleich unter allen gesellschaftlichen Verbindungen diejenigen, in welchen am sichtbarsten nicht bloß der Allgemeinzweck, sondern auch eine demselben angemessene Verfassung in allen Gliedern hervortritt: sie können, bei wenigen Abstractionen, gewissermaßen als ein adäquater Ausdruck des Begriffs einer Gesellschaft angesehen und als die klarsten Beispiele benutzt werden, daß eine Gesellschaft im gewissen Falle einem Systeme von neben- und untergeordneten Reihen correcter Begriffe gleicht.

Während die Ehrendienste ihrer Natur nach vielgliedrigen Zusammenhang ausschließen, gehören endlich noch von dem Verhältnisse der Lohndienste diejenigen hieher, in denen eine Mehrheit von sonst freien Individuen ihre Kräfte einem Andern vermiethen und sie dem Zwecke desselben so widmen, wie wenn dieser ihr eigener wäre. Dies geschieht etwa in den vielen tausend kleineren Schiffsgesellschaften, in welchen gewisse Völker sich jährlich einem großen Theile nach zerspalten, oder in den Tausenden von Arbeitergesellschaften, welche sich täglich in den Fabriken und Manufacturen, in den Werkstätten der Gewerbetreibenden versammeln, wo sich das Vorstellen und Thun Aller nach einerlei Zweck und Plan in Bewegung setzt. Man weiß aber, daß der gesellschaftliche Bildungsproceß hier längst schon weiter gegangen ist und jene vielen kleinen Gesellschaften zu größeren Ganzen vereinigt hat, nach der Gleichartigkeit der von einerlei Zweck hervorgerufenen Arbeit. Dies sind die Zünfte und Innungen der Handwerker mit ihren Satzungen und Statuten, ihrem Gebrauch und Herkommen, welche Millionen von Mitgliedern zusammenhalfen, und Verbindungen gestiftet haben, die sich oft durch mehrere Nationen erstrecken. Wie sehr diese Vereine ins öffentliche Leben eingreifen oder unter gewissen Umständen eingreifen können, zeigt deutlich die Gegenwart, sowie diese auch dargethan hat, daß selbst da, wo die Verfassungen derselben entweder noch nicht ausgebildet oder aber wieder aufgelöst waren, sich unter gewissem Anlaß die gleichartigen Vorstellungen und Wollungen in den Individuen mit Schnelligkeit zusammenfinden und diese zu compacten Massen verbinden können.

Kurz also: eine zweite Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der aus Zwang, der in Gefolgschaften, der des Lohnes wegen Dienenden.

Die dritte Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den arbeitenden Beschäftigungsweisen.

Von diesen kommt erstens in Betracht das gleiche Phantasiren und Dichten. Beides beruhet, wie früher gezeigt, auf inneren Reproductionen, auf freien Vorstellungsverbindungen, in denen ein eigenthümliches Interesse und aus diesem wiederum ein Darstellungstrieb erwächst. Wo nur die Vorstellungen und Bilder in solcher Art eine gleiche Tendenz annehmen und jene Thätigkeiten sich gewissen Regeln fügen, da fühlt sich das In-

teresse des Einzelnen durch das der Uebrigen gehoben: die Individuen verbinden sich zunächst wenigstens in der Vorstellung, treten aber auch unter Umständen zu wirklichen Gesellschaften zusammen. So sind die Schulen der Sänger, der Maler, der Musiker u. s. w. entstanden, deren jede für ihre Mitglieder eine allgemeine Dichtungsart als Norm hat, und von denen sich einige selbst eine äußere Verfassung gegeben haben.

Kurz also: eine dritte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der phantasirenden und dichtenden Künstler.

Zweitens machen sich geltend die Reihen der Beschäftigungsweise, die es mit der Erweiterung des Gedankenkreises zu thun hat. Sowie dort das ästhetische, so kommen hier das empirische und speculative Interesse zu allgemeinen Formen. Was die Einzelnen in solcher Hinsicht Gleichartiges für sich treiben, complicirt sich durch die Communicationsmittel der Schrift und Sprache allmählig zu gleichen Fächern, deren Bearbeitung alsdann die Individuen umgekehrt wieder als allgemeine Angelegenheit auffassen. Desgleichen machen sich, wie auf dem Gebiete der Phantasie und Dichtung, so auch auf dem Felde der Wissenschaften neben und in den allgemeinen gleichartigen Tendenzen und Fächern noch besondere Richtungen bemerkbar, in denen sich die ihnen folgenden Individuen noch näher begegnen, noch enger an einander schließen. Berücksichtigt man überdem die außerordentliche Theilbarkeit der geistigen Interessen, so hat man alle Gründe beisammen, aus denen die vielartigen Gesellschaften der Wissenschaftsmänner in Akademien, in litterarischen Vereinen aller Art, in Schulen u. s. w. entsprungen sind. Die Gegenwart zeigt gerade diesen gesellschaftlichen Bildungsproceß in reger Entwickelung.

Kurz also: eine vierte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der um Erweiterung des Gedankenkreises bemühten Wissenschaftsmänner.

Drittens fließt aus der Beschäftigung, welche die Individuen gewissen von ihnen ergriffenen ethischen Gesichtspuncten widmen, eine Reihe von Verbindungen hervor, die um so fester ihre Mitglieder zusammenhalten, je mehr jene sich ihres Charakters bemächtigt und als bestimmende Kräfte ihrem Wollen eine entschiedene Richtung gegeben haben. Die Tendenz zum Handeln und Darstellen, welche ein Individuum von jedem praktischen Begriffe empfängt, den es mit Ueberzeugung und Wohlgefallen zu seinem Leitstern erhoben hat, gibt demselben, auch abgesehen von der Nöthigung, womit oft die natürlichen Schwierigkeiten einer thatsächlichen Huldigung seines Princips es zum Bündnisse mit anderen Gleichgesinnten auffordern, schon unmittelbar mit dem ihr selbst inwohnenden Interesse eine Neigung, sich durch Gemeinschaft zu verstärken und auszubreiten. Zugleich gehört hieher die schon früher gemachte Bemerkung, daß die Gegensätze, welche unter den Ansichten und Ueberzeugungen, den Wahlen und Selbstbestimmungsarten, den Maximen und Grundsätzen der Individuen obwalten, nicht bloß dieselben trennen, sondern sie auch den Werth einer entsprechenden Gleichartigkeit desto mehr empfinden und an der gefundenen festhalten lassen. Die Gewalt dieser geistigen Verschmelzungs- und Hemmungskräfte macht sich so unfehlbar und in so hohem Grade geltend, daß in den aus ihnen resultirenden Verbindungen jederzeit ein vorzüglicher Theil des öffentlichen Lebens seine Ebbe und Fluth abgehalten hat. — Am meisten aber kommen von jenen Gesichtspuncten hier folgende in Betracht.

Zunächst ist es das Nützliche und Zweckmäßige, welches nicht bloß den Einzelnen theils wegen seiner eigenthümlichen Zwecke, theils wegen seiner Abhängigkeit von der Natur, die ihn zwingt, dieselbe sowohl unschädlich, als sich dienstbar und förderlich zu machen, sondern in gleicher Hinsicht mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar Alle fesselt. Insoweit deshalb die verschiedenen Arten desselben geeignet sind, allgemeine Zwecke zu werden und als solche den Einzelnen Befriedigung zu verheißen, können sie auch zu eben so vielen Centralpuncten eines gemeinschaftlichen Wollens heranwachsen, um die sich das letztere gesellschaftlich vereinigt; wobei es gleichgiltig ist, ob die individuellen Motive auf den Begriff der Selbsterhaltung oder der Realisirung anderer individueller Interessen oder auf Allgemeinwohl und ein Allen widerfahrendes Gut u. dgl. hinweisen. Die Erfahrung zeigt eine große Anzahl hieher gehöriger Verbindungen, wie etwa die Handelsgesellschaften, die Industrievereine, die Versicherungsanstalten u. s. w.

Kurz also: eine fünfte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der aus freier Wahl und Princip für das Nützliche und Zweckmäßige Arbeitenden[1]).

Nicht weniger ferner zeigt sich das Angenehme, die Lust und das Vergnügen geeignet, eine Mehrheit von Individuen in gesellschaftlichen

Zusammenhang zu bringen. Mancherlei Arten desselben setzen geradezu eine Gemeinsamkeit voraus; und da überdem ein Streben nach Genuß ein gewöhnlicher Bestandtheil der geistigen Regsamkeit ist, so zeigt die Erfahrung darin nichts Auffallendes, wenn man seinetwegen die Menschen selbst da noch sich gesellen sieht, wo andere und höhere Verschmelzungskräfte nicht vorhanden sind. Ja, die Geschichte weist sogar nach diesem Gesichtspuncte förmlich gestiftete Vereine auf, welche lange Zeit dauerten, und die Gegenwart zeigt, daß es für die weniger Gebildeten unserer Zeitgenossen keine stärker zur Vereinigung führende Kraft gibt, als den Genuß.

Kurz also: eine sechste Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der sich zum Genusse Gesellenden.

Alsdann sind es gewisse Ehrenpuncte, welche mitunter, in gleicher Hinsicht von Mehreren ergriffen, in deren Augen Bedeutung genug erlangen, sie zu ihrer gemeinsamen Haltung und Beschützung zusammenzuführen. Es ist hier gleichgiltig, worin dieselben bestehen, sowie auch, ob die Individuen zu ihrer Feststellung durch den früher erwähnten Abspiegelungsproceß oder aus irgend welchen inneren Gründen gelangt sind, da es für beide Fälle Beispiele gibt. In erster Hinsicht denke man an die ritterlichen Vereine des Mittelalters, von denen noch jetzt mancherlei Formalitäten übrig geblieben sind, oder einige sich in andere theils von den Begriffen des Anständigen und Schicklichen, theils von festgestellten Vorzügen hergenommene Aeußerlichkeiten umgewandelt haben, die noch immer eine Anzahl von Individuen als eben hierdurch zusammenhängend erscheinen lassen; in der andern Hinsicht können solche Vereine gelten, welche hin und wieder für ihre Ehrengebräuche sogar Ehrengerichte eingeführt haben. Im Allgemeinen indeß hat sich die in den Begriffen der Ehre liegende Vereinigungskraft in neuer Zeit anderen Gesichtspuncten untergeordnet und wirkt insofern nur als eine Verschmelzungshilfe.

Kurz also: eine siebente Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der von gewissen Ehrenpuncten Vereinigten.

Außerdem kommen noch gewisse Tugenden in Betracht, welche von mehreren Individuen in gleichem Grade als werthvoll anerkannt und von ihnen zu Motiven eines gemeinsamen Handelns nach entworfenen Plänen erhoben sind, oder die wenigstens in der Gestalt eines allen beiwohnenden Gefühles ihnen eine gemeinsame Richtung des Wollens geben. Dieselben können entweder ihre Darstellung innerhalb des Kreises der Verbundenen selbst finden, oder sie weisen über diesen hinaus und legen dem Verein eine Wirksamkeit aus sich hinaus gegen andere Individuen auf. Beispiele gewähren etwa die Tugenden der Wohlthätigkeit, der Mäßigkeit und andere, denen vielerlei Arten von Vereinen, theils zur Unterstützung und Hilfe Anderer, theils zur Selbstbesserung, entsprechen.

Kurz also: eine achte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der zu einer Tugendübung Vereinigten.

Ferner nehmen die aus den Begriffen des Erlaubten, des Gesetzmäßigen, des Rechtes und der Pflicht hergeleiteten Ansichten und Motive eine vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch, insofern durch sie, wenn sie einmal Bestimmungsgründe eines allgemeinen Wollens und Handelns geworden sind, ohne Zweifel solche Zwecke festgestellt werden, denen sich nicht leicht eine durchgängige Anerkennung versagen läßt, und die geeignet sind, Verbindungskräfte für viele, in anderer Hinsicht selbständige Gesellschaften zu neuen, noch größeren Ganzen zu werden. Solche Zwecke liegen in den Begriffen der Ordnung, der Ruhe, der Ueberwachung der individuellen Willkür u. s. w., welche sich insgesammt, wo jene praktischen Fundamentalbegriffe sich nur einigermaßen in den Gemüthern der Menschen regen, jeder Mehrheit auf einerlei Boden zusammenlebender Individuen als unumgänglich und nothwendig aufdrängen. Ihre Vereinigskraft entspringt so sehr aus der Natur der Sache, daß man sie in allen Menschencongregationen zu allererst wirken sieht, und die Gestaltung eines socialen Lebens durch sie den Anfang macht. Die spätere Entwickelung wird zeigen, weshalb die aus denselben hervorgehende Verbindung die Individuen, nicht bloß wo sie in kleineren Massen zusammenwohnen, sondern in einem viel weiteren Kreise umfaßt, so daß dadurch alle übrigen sonst schon vorhandenen Gesellschaften noch von einem neuen, allgemeineren Bande umschlungen werden.

Andererseits sind aber auch, neben diesen Verschmelzungskräften, in jenen praktischen Gesichtspuncten oft eben so viele Hemmungskräfte gegeben, in Folge der Gegensätze und Verneinungen, in denen sie unter sich selbst stehen. Die Zersplitterungen des Erlaubten, des Gesetzmäßigen, des Rechts und der Pflicht in deren vielfache Arten, wie sie die Reflexion und das Den-

ken vollzieht, zerreißen auch die Menschenmassen in einander entgegenwirkende Gruppen, welche, obwohl immer auf einerlei Gesichtspunct sich berufend, doch in der Specialität des Wollens und Handelns als Parteien aus einander fahren.

Wir fassen alle hieher gehörigen Formen des socialen Zusammenhanges unter einerlei Namen zusammen, und sagen

Kurz also: eine neunte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der Rechtsgesellschaften[2]).

Endlich können sich auch aus den sympathetischen Gefühlen und Neigungen, wie dieselben in den individuellen Liebesverhältnissen rege sind, sowie aus den die Freundschaft begleitenden Gemüthsstimmungen, gemeinsame Tendenzen herausbilden, welche es für möglich halten, diese an und für sich binären Formen zu generalisiren und ihnen ein Leben in der Mehrheit zu verschaffen. Die Geschichte weist dergleichen Fälle in alter und neuer Zeit factisch nach.

Kurz also: eine zehnte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der verallgemeinerten Liebes- und Freundschaftsvereine.

Die vierte Quelle eines gesellschaftlichen Zusammenhanges liegt in den erholenden Beschäftigungsweisen.

Zunächst, was die abspannende Erholung betrifft, so kommt dieselbe, wenn man ihren Begriff festhält, allerdings hier nicht in Betracht, weil die Abspannung und Erschöpfung des Gemüths kein allgemeiner Zweck werden kann. Dennoch müssen vielerlei Gesellschaften, wegen der psychischen Wirkung, welche ihre Beschäftigungsweisen ausüben, diesem Begriffe untergeordnet werden, und man hat sie deshalb wenigstens als Thatsachen zu merken.

Dagegen übt das Bedürfniß der gleichschwebenden Erholung eine weitgreifende Verschmelzungskraft aus, welche die Individuen von allen Seiten aus den verschiedenen anderweitigen Verbindungen zusammenzieht und um neue Mittelpuncte versammelt. Besonders sind es die Künste und Wissenschaften, welche ihre Producte der gemeinschaftlichen Aneignung darbieten, denen das Erholungsbedürfniß, noch verstärkt vielleicht von einem inneren Interesse, bereitwillig entgegenkommt. Der Gesang, die Anschauung der Werke der Maler, der Plastiker und Techniker aller Art, die Musik, der Vortrag und die mimische Darstellung der poetischen Erzeugnisse: dies Alles und Aehnliches führt seine Liebhaber in Vereine zusammen, welche dem Frohsinn und der Erheiterung, den ästhetischen Interessen, den edleren Genüssen gewidmet sind.

Kurz also: eine elfte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der der gleichschwebenden Erholung huldigenden Vereine.

Eben so sehr aber ist es auch das Bedürfniß der erhebenden Erholung, welches, den Gemüthern der Einzelnen entkeimt, sie als Mehrheit zu einer gleichen Befriedigung zusammenzieht und für dieselben oft in stehenden Vereinen sorgen läßt. Es sind entweder großartige Ereignisse, welche die Massen als solche auf verderbliche oder beglückende Weise trafen, oder erhabene Thaten Einzelner, an denen aber die Masse mittelbar oder unmittelbar wenigstens Theil hatte, oder es sind allgemeine durch ihre Bedeutung das Gemüth erweiternde, entweder zu einer Begeisterung erhebende oder zu einer tiefen Besinnung nöthigende Ideen, die in den Seelen der Menschen Anerkennung gefunden haben: immer also irgend ein über das gewöhnliche Vorstellen, Empfinden und Denken weit Hinausgehendes ist es, was dem individuellen Bedürfnisse nach erhebender Erholung gleichsam einen Gesellungstrieb beimischt und dasselbe seine Befriedigung in der Gemeinschaftlichkeit am innigsten und tiefsten finden läßt. Dahin gehören also die periodischen, entweder localen oder allgemeinen Feste, zu welchen sich das Volk zur Feier seiner geschichtlichen Momente versammelt, ganz vorzüglich aber alle Vereine, in denen die religiösen Ideen, die gleichen Vorstellungen über das Göttliche, die verbindenden Kräfte sind.

Kurz also: eine zwölfte Abtheilung gesellschaftlicher Verbindungen bilden die Gruppen der der erhebenden Erholung huldigenden Vereine.

Die gegebene Uebersicht ist indeß weder vollständig, noch darf sie so aufgefaßt werden, als ob die einzelnen Rubriken, wie im Begriff, so auch in der Wirklichkeit geschieden wären. Vollständig kann sie nicht sein, weil die Arten, worin jede einzelne Gesellschaftsgattung wieder zerfallen kann, sich nicht im Voraus angeben lassen, indem es stets den Umständen überlassen bleibt, wie der allgemeine Gesichtspunct, der dem Wollen einer Mehrheit zu Grunde liegt, sich im einzelnen Falle zu einer besondern Gemeinschaftlichkeit bestimmt. Desgleichen kann unstreitig ein und dasselbe Individuum Mitglied mehrerer gesellschaftlicher Verbindungen auf einmal sein, und zwar so vieler, als es deren Zwecke und den aus diesem etwa erwachsenen Verfassungen oder Statu-

ten gleichzeitig zu genügen im Stande ist; ganz wie ein und dieselbe Vorstellung oder derselbe Begriff gleichzeitig zu vielen sonst geschiedenen Reihen gehören kann. Es darf hier wenigstens an keine voreilige Beschränkung irgend welcher Art gedacht werden.

Ist es aber auch richtig, daß sich weder die Arten noch die Anzahl der unter einer Mehrheit von Individuen auf einerlei Boden möglichen gesellschaftlichen Verbindungen vollständig angeben lassen: so dienen doch die erwähnten zwölf Abtheilungen zu einer hinreichenden Orientirung in gegebenen Fällen, um so mehr, als ihre Begriffe aus allgemein giltigen psychologischen Gründen gewonnen sind.

Wenn aber irgendwo, so ist es hier nöthig, die Auffassung der Thatsachen durch gewisse leitende Gesichtspuncte zu unterstützen, nicht bloß um in den vielfachen Verschlingungen, worin man erfahrungsmäßig das öffentliche Leben findet, sich orientiren zu können, sondern noch mehr, um die Natur der Factoren, die es bewirken, und die Gesetze, nach denen sie es bewirken, einigermaßen zu begreifen. Es ist schon gelegentlich angedeutet, daß es nicht Absicht ist, die Formen der ethischen Receptivität in der Art kennen zu lernen, wie irgend eine von ihnen in der Wirklichkeit speciell beschaffen oder wie sie mit der Zeit entstanden sein möge: deshalb ist es auch jetzt nicht um die Kenntniß von grade dieser gesellschaftlichen Verbindung oder von grade diesem Staate und keinem andern zu thun. Unser Geschäft gleicht nicht der chemischen Analyse eines gegebenen Stoffes, um die Art seiner Elemente und deren Quantität zu suchen; auch nicht der anatomischen Zerlegung eines bestimmten Körpers, um dessen individuelle Construction in gesunder oder kranker Beschaffenheit zu finden. Vielmehr ist es das Allgemeingiltige, das dem Thatsächlichen Gemeinsame, kurz, was den Begriff des Thatsächlichen ausmacht, wonach hier zunächst gefragt wird. Dies ist jedoch nicht das Einzige, sondern wir bedürfen außer der Kenntniß des Begriffs jener Formen noch eine Einsicht von den Ursachen, Kräften und Thätigkeiten, durch die und aus welchen die in den Begriffen gedachten Elemente sich zu so mannigfaltigen Formen gestalten, von denen sie zusammengehalten und zu Gefäßen für eine eigenthümliche Regsamkeit gebildet werden. Solche Einsicht hängt immer von höheren Gesichtspuncten ab oder stützt sich auf sogenannte Principien; und über diese ist deshalb in der Kürze zuvor das Nöthige zu sagen.

Wir erlauben uns nämlich jetzt die Abstraction, die Menschen als eine bloße Vielheit aufzufassen; aber nicht im Sinne der Gesammtheit, und auch nicht bloß unter Beibehaltung derjenigen Gränzen, durch welche sie von Natur nach den Unterschieden der Racen und der Volksstämme, sowie nach den Abweichungen der Sprachen in Gruppen zerlegt sind, sondern mit der engeren Voraussetzung, daß sich diese größeren Gruppen nochmals in viele kleinere getheilt haben, in denen die Familien und Individuen, wie in Dörfern, Flecken und Städten, auf einerlei Boden zusammenleben. Das Letztere ist eine Thatsache der Erfahrung, auf deren Ursprung es hier nicht ankommt; sie ist aber wichtig, weil ohne sie der Gedanke an die Bildung eines öffentlichen Lebens, das augenscheinlich von räumlichen Verhältnissen und unter diesen zuerst von örtlicher Congregation abhängig ist, an sich unmöglich wäre.

Was nun in solchen Gruppen sich ereignet, kann keine andere Quelle haben, als die gemeinschaftliche aller Geschichte und alles Lebens überhaupt. Die Individuen stehen und bewegen sich neben einander nicht wie thierische Leiber, sondern wie vorstellende, fühlende, begehrende, wollende, denkende und handelnde Wesen, ein jedes mit einem eigenen Quantum innerer Geistigkeit begabt, jedes charakterisirt nach all den Seiten, nach welchen, wie früher gezeigt, ein Einzelwesen stets bestimmt ist, alle in der Art, daß für denjenigen, der sie total zu durchschauen verstände, jedes zwischen dem Minimum und dem Maximum der inneren Bildung seinen bestimmten Platz einnehmen würde. Aus ihrem Innern strömt, nach dessen eigener Beschaffenheit, irgend eine Reihe von Ereignissen jedenfalls hervor, aus allen mithin ein Quantum des Geschehens, welches größer ist, als das in einem Einzelnen gedenkbare, und dieses Quantum muß es sein, welches den Stoff abgibt, woraus die Formen des öffentlichen Lebens gebildet sind.

Näher bedacht, zeigt sich aber sogleich, daß dieser Stoff weder so vollständig, als er im Begriff gefaßt werden kann, noch so rein, als er ursprünglich ist, so lange er noch im Innern der Einzelnen eingeschlossen lag, in der Wirklichkeit zur genannten Bildung verwandt wird. Zunächst ist davon ohne Zweifel, als nichts beitragend zum öffentlichen Leben, alles Dasjenige abzuziehen, was die Individuen theils ausschließlich für sich allein, theils für die binären Verhältnisse des Dienstes, der Liebe und der Freundschaft, theils

für die Familie in solcher Art denken, wollen und thun, daß es über die Kreise dieser Formen nicht hinausgeht, die Gedanken, Wollungen und Handlungen Anderer weder unmittelbar noch auf vermitteltem Wege trifft, für die Anderen gleichsam gar nicht stattfindet: was einen mehr oder minder allgemeinen Erfolg soll haben können, muß auch für die Vielheit mehr oder minder Bedeutung haben, sich unter diesen selbst verbreiten, in ihr gewissermaßen ein Allgemeindenken, ein Allgemeinwollen, ein Allgemeinthun sein. So Etwas wird nun auch in der That innerhalb jeder Menschengruppe durch die verschiedenen Medien zu Stande gebracht, welche die Kreise des individuellen Lebens vermitteln, gegenseitig für einander aufschließen und verständlich machen, und ihnen unzählbare gemeinschaftliche Durchschnittspuncte geben: durch Zeichen, Sprache und Schrift fließen die Gedanken, Wollungen und Handlungen der Einzelnen in einander über. Aber durch eben diese Medien wird auch zweitens der in ihnen hervortretende Stoff auf vielfache Weise, sowohl in Folge der mangelhaften Natur derselben überhaupt, wonach sie als solche nicht in allen Fällen adäquate Ausdrücke des Innern sind und sein können, als auch in Folge der Aufnahme, die sie in den Gedankenkreisen der Anderen finden, theils von Neuem verstümmelt, theils durch Mancherlei verunreinigt, durch Mißverstehen und Mißdeuten mit fremdartigen Bestandtheilen versetzt. Was auch aus dem Innern der Menschen Geeignetes hervorgeht, dem Zusammenleben der Vielen Form und Gestaltung zu geben, muß hierdurch oft in doppelter Hinsicht verlieren: es verringert sich seine Intensität, und andererseits führt es ein bestimmtes Quantum von rein Individuellem, Besonderem mit sich. Freilich aber empfängt auch derselbe Stoff endlich in anderer Hinsicht wieder einen Zusatz, eine Vermehrung, nicht bloß nämlich wegen der optischen Täuschung, wonach die Menschen sich gegenseitig oft für mehr halten, als sie sind, sondern vorzüglich in allen Fällen, wo der Vernehmende in jene Mittheilungsmedien aus sich heraus mehr hineinlegt, als im Innern des Mittheilenden darin liegt.

Demnach ist so viel gewiß, daß die Kräfte, welche in einer Vielheit zusammenlebender Menschen wirken, ursprünglich von psychischer Beschaffenheit sind. Selbst was man die Einflüsse der Natur nennt, kann nur insofern dazu einen Beitrag geben, als es zuvor von dem Menschen in sein Inneres aufgenommen, in Gefühle, Gedanken, Antriebe zu Entschließungen und Handlungen übersetzt ist, und hierdurch in der Vorstellung, soweit es angeeignet oder im Widerstand zurückgedrängt war, mehr oder weniger Gewicht erlangt hat. So gewiß dies aber ist, so nothwendig müssen auch die Erfolge dieser Kräfte, das heißt hier, welche sie im äußern Leben einer Menschenmasse hervorbringen, Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche sich von ihnen im Innern des Einzelnen herschreiben; oder kurz gesagt: die Vorgänge unter einer Mehrheit von Individuen auf einem bestimmten Territorium müssen ein Bild im Großen von denjenigen wiederholen, welche sich im Kleinen unter der Gesammtheit der Vorstellungen im Bewußtsein des Einzelnen ereignen.

Dies Princip ist das erste, an dessen Hand sich die Betrachtung entwickeln soll. Wird dasselbe genauer zerlegt und auf die Gesetze bezogen, welche die Psychologie im Geistigen entdeckt hat, so bietet sich als nächste Folgerung der Satz dar, daß innerhalb des oben bezeichneten Geschehens, welches den Stoff zum öffentlichen Leben hergibt, sich alles Gleiche eben so vereinigen, das Ungleiche in Complicationen oder auch ohne diese eben so neben einander bestehen, das in einigen Stücken zwar Gleiche, in anderen aber Entgegengesetzte ebenso sich gegenseitig hemmen muß, wie dasselbe unter den Vorstellungen im Bewußtsein der Fall ist. Dies heißt mit anderen Worten: es muß das öffentliche Geschehen, und also auch die Summe der Träger desselben, gemäß den in ihm liegenden Gegensätzen, Aehnlichkeiten und Gleichheiten sich an einigen Stellen verdichten, sich zu gewissen Einheiten verbinden und Systeme eines enger zusammenhängenden Lebens bilden, an anderen Stellen dagegen sich von einander trennen und sich in mehr oder weniger entgegengesetzte Bestandtheile zerlegen, von denen jeder einzeln, zwar mit den übrigen in Opposition, doch auch ein eigenes Leben, gemäß seinen Verbindungen, einschließt, und endlich an noch anderen Stellen eine bestimmte Quantität übrig lassen, welche weder von den Vereinigungen gefesselt, noch vom Entgegengesetzten gehemmt, sich frei und ungebunden entwickelt. Wie weit dieser nothwendige Proceß unter der Menschenmasse im Werden ist, so weit ist auch das öffentliche Leben in Entwickelung, in Bewegung; wie weit er in den einzelnen Systemen und unter diesen geendigt hat, ebenso weit ist darin Gleichgewicht: das allgemeine Resultat von Beiden ist Gestaltung in der Gesammtheit.

Hierbei hat es jedoch nicht sein Bewenden. Jenes Princip schließt noch als zweite Folgerung

ein, daß man, wiederum wie im Bewußtsein des Einzelnen aus den Vorstellungen nicht bloß Begriffe, und unter diesen nicht bloß eine Systematik, sondern gleichzeitig auch ein Fühlen, Begehren, Verstehen, Erwägen, Urtheilen, Vernehmen, kurz eine Reihe von Ereignissen erwächst, welche man sich als psychische Thätigkeiten theils empfangend und verarbeitend, theils ordnend und schaffend im Innern wirksam denkt, so auch innerhalb jeder Menschenmasse unter den genannten Umständen stets eine Anzahl gewisser Functionen zu erwarten hat, welche theils innerhalb der bezeichneten Systeme, theils zwischen ihnen als ähnliche Thätigkeiten wirken.

Hat also dieses erste Princip mit seinen Folgerungen den Sinn, daß man die Formationen des öffentlichen Lebens ebenso, wie diejenigen, welche das im Gemüth des Einzelnen vorhandene geistige Leben darbietet, theils nach statischen, theils nach mechanischen Momenten auffassen und in Erwägung ziehen muß, so ist dies jedoch, weder auf der einen, noch auf der andern Seite, nicht so zu verstehen, als ob das entsprechende Geschehen in derselben Art determinirt gedacht werden sollte, wie man sich in der Physik die Veränderungen im Raum und in der Zeit denkt. Die Art der Determination vielmehr, die für das Geistige stattfindet, heißt allerdings auch so viel, daß aus gegebenen Ursachen nothwendig nur eine bestimmte Wirkung erfolgen kann, so lange jene unverändert bleiben; aber die Existenz der Ursachen selbst ist im Geistigen nicht, wie im Physischen, determinirt, sondern schwebt, wenigstens von gewissen Bildungsstufen an, zwischen einem Ja und Nein, worüber der denkende Geist entscheidet. Kann deshalb jenes erste Princip nur unter Voraussetzung einer Abstraction von dem Unterschiede zwischen freien und unfreien psychischen Kräften zum Verständniß der Thatsachen der Erfahrung benutzt werden, so ist es eben deshalb auch noch durch ein zweites zu ergänzen, welches diesen Unterschied wesentlich mit in Anschlag bringt.

Ein solches zweites Princip bietet gleichfalls die Psychologie dar. Es ist dasselbe, welches, in seiner Allgemeinheit aufgefaßt, schon den Attractionen und Repulsionen in der Natur zum Grunde liegt und in Bezug auf diese so lautet: *die inneren und äußeren Zustände der Dinge bestimmen sich gegenseitig.* Heißt dies in der Körperwelt so viel, daß sich die Lagerung und Configuration der Elemente nach demjenigen richten muß, was in den letzteren geschieht, und umgekehrt, so macht sich dasselbe Princip zunächst auch in der inneren Welt jedes einzelnen Menschen geltend, insofern als er nicht umhin kann, an der Ausgleichung des Gegensatzes, welcher zwischen seiner äußeren Lage sammt der Umgebung und der eigenen Beschaffenheit seines Bewußtseins, wie er sie in der Selbstbeobachtung gegeben findet, und andererseits denjenigen Wünschen, Begehrungen und Anforderungen obwaltet, die seiner intellectuellen und ethischen Cultur gemäß von ihm ergriffen werden, so lange zu arbeiten, bis er durch theilweise Erreichung seiner Zwecke, durch theilweise Resignation, zu einiger Befriedigung gelangt. Ganz dasselbe wird sich auch wieder nach vergrößertem Maßstabe innerhalb eines jeden von den Particularsystem ereignen, zu welchen sich aus der Gesammtheit der Menschenmasse mehr oder weniger Viele in Folge entweder von gleichen und gleichartigen Interessen, Strebungen und Wollungen oder von einerlei Hemmungen verbunden haben, nämlich dann sich ereignen, wenn zwischen den Vorstellungen und Gedanken, auf denen ihr gemeinsames Leben ruht, und andererseits ihren Verhältnissen zu anderen Particularsystemen des öffentlichen Lebens sich fühlbare Gegensätze herausgebildet haben. Hierdurch kommt zu der in den Systemen des öffentlichen Lebens schon an und für sich in Folge der psychischen Natur der in ihnen wirkenden Kräfte immer stattfindenden Regsamkeit noch eine neue Art von Bewegung hinzu, welche, verglichen mit den entsprechenden Erscheinungen im Individuum, der natürlichen Tendenz zum Gleichgewichte noch in der Art eine künstliche hinzufügt, daß nicht bloß von dieser hauptsächlich die Formbildung des öffentlichen Lebens abhängt, sondern daß sie auch, wie im Individuum, welches sich eben dadurch aus einer Individualität zu einem Charakter erhebt, so hier in der Geschichte des öffentlichen Lebens das Epochenmachende ist. Wir wollen dies Princip, welches sich auf den Begriff der fortschreitenden Cultur stützt, *das Princip der intellectuellen Befriedigung* nennen.

Wird nun das bisher Gesagte, welches mit Hülfe der Psychologie noch einer genaueren Erörterung fähig wäre, zusammengefaßt, so ergibt sich, daß das öffentliche Leben sich in drei große Partien auseinander legt. Man kann nämlich 1) Alles für sich auffassen, was eine Wirkung der vereinigenden und hemmenden Kräfte ist, und erhält alsdann die Lehre von *den gesellschaftlichen Verbindungen.* 2) Man faßt die gesellschaftlichen Verbindungen, also überhaupt die in einer auf einem bestimmten Terri-

torium zusammenlebenden Menschenmasse öffentlich wirkenden Kräfte in der besonderen Rücksicht ihres Gleichgewichtes auf, und gelangt dadurch zur Lehre vom *Staat*. Und endlich 3) kann man, was von diesen Kräften mehr oder weniger frei als Spielraum der Einzelnen übrig gelassen wird, für sich betrachten, und geräth dadurch in die Lehre vom *Verkehr*.

[1]) Daß logisch gewisse Lohndienste mit gewissen arbeitenden Beschäftigungen zusammentreffen, verlangt die Unterordnung der Begriffe nicht. Es ist deshalb, weil beide auf das Nützliche gerichtet sein können, die fünfte Abtheilung nicht mit der zweiten zu verwechseln. Aehnliches ist bei der folgenden sechsten und elften Abtheilung zu beachten.

[2]) Das Wort Rechtsgesellschaft setzt hier nicht voraus, daß man wisse, was Recht sei; es soll nur zur Bezeichnung jeder kleineren oder größeren socialen Verbindung dienen, deren Glieder entweder stillschweigend oder durch förmliche Erklärung in Rücksicht auf einen der genannten praktischen Begriffe und dessen Consequenzen auf beliebige Weise geeinigt sind.

B. Weltweisheit, oder die Wissenschaft des sittlichen Lebens.

131. Welche sind die Zwecke, die zugleich Pflichten sind?

(*Imm. Kant*, Met. Anfangsgründe der Tugendlehre [1797], Einleitung.)

Sie sind: *eigene Vollkommenheit*, — *fremde Glückseligkeit*.

Man kann diese nicht gegen einander umtauschen und *eigene Glückseligkeit* einerseits, mit *fremder Vollkommenheit* andererseits zu Zwecken machen, die an sich selbst Pflichten derselben Person wären.

Denn *eigene Glückseligkeit* ist ein Zweck, den zwar alle Menschen (vermöge des Antriebes ihrer Natur) haben; nie aber kann dieser Zweck als Pflicht angesehen werden, ohne sich selbst zu widersprechen. Was ein Jeder unvermeidlich schon von selbst will, das gehört nicht unter den Begriff von *Pflicht*; denn diese ist eine *Nöthigung* zu einem ungern genommenen Zweck. Es widerspricht sich also, zu sagen: *man sei verpflichtet*, seine eigene Glückseligkeit mit allen Kräften zu befördern.

Ebenso ist es ein Widerspruch: eines Anderen *Vollkommenheit* mir zum Zweck zu machen und mich zu deren Beförderung für verpflichtet zu halten. Denn darin besteht eben die *Vollkommenheit* eines anderen Menschen, als einer Person, daß er *selbst* vermögend ist, sich seinen Zweck nach seinen eigenen Begriffen von Pflicht zu setzen, und es widerspricht sich, zu fordern (mir zur Pflicht zu machen), daß ich etwas thun soll, was kein Anderer, als er selbst thun kann.

132. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst als animalisches Wesen.

(Dasselbe Buch, Erster Theil, erste Abtheilung.)

Von der wollüstigen Selbstschändung. — Sowie die Liebe zum Leben von der Natur zur Erhaltung der *Person*, so ist die Liebe zum Geschlecht von ihr zur Erhaltung der *Art* bestimmt; d. i. eine jede von beiden ist *Naturzweck*, unter welchem man diejenige Verknüpfung der Ursache mit einer Wirkung versteht, in welcher jene Ursache, auch ohne ihr dazu einen Verstand beizulegen, doch nach der Analogie mit einem solchen, also gleichsam, als brächte sie absichtlich die Wirkung hervor, gedacht wird. Es fragt sich nun, ob der Gebrauch des Vermögens zur Erhaltung der Art oder zur Fortpflanzung des Geschlechts in Ansehung der Person selbst, die es ausübt, unter einem einschränkenden Pflichtgesetz stehe, oder ob diese, auch ohne

jenen Zweck zu beabsichtigen, den Gebrauch ihrer Geschlechtseigenschaften der bloßen thierischen Lust zu widmen befugt sei, ohne damit einer Pflicht gegen sich selbst zuwider zu handeln. — In der Rechtslehre wird bewiesen, daß der Mensch sich einer *anderen* Person dieser Lust zu Gefallen, ohne besondere Einschränkung durch einen rechtlichen Vertrag, nicht bedienen könne; wo dann zwei Personen wechselseitig einander verpflichten. Hier aber ist die Frage: ob in Ansehung dieses Genusses eine Pflicht des Menschen gegen sich selbst obwalte, deren Uebertretung eine *Schändung*, (nicht bloß Abwürdigung) der Menschheit in seiner eigenen Person sei. Der Trieb zu jenem wird *Fleischeslust*, (auch Wollust schlechthin) genannt. Das Laster, welches dadurch erzeugt wird, heißt *Unkeuschheit*, die Tugend aber in Ansehung dieser sinnlichen Antriebe, wird *Keuschheit* genannt, die nun hier als Pflicht des Menschen gegen sich selbst vorgestellt werden soll. *Unnatürlich* heißt eine Wollust, wenn der Mensch dazu nicht durch den wirklichen Gegenstand, sondern durch die Einbildung von demselben, also zweckwidrig, ihn sich selbst schaffend gereizt wird. Denn sie bewirkt alsdann eine Begierde wider den Zweck der Natur, und zwar einen noch wichtigeren Zweck, als selbst der der Liebe zum Leben ist, weil dieser nur auf Erhaltung des Individuums, jener aber auf die der ganzen Species abzielt. —

Daß ein solcher naturwidriger Gebrauch, (also Mißbrauch) seiner Geschlechtseigenschaft eine und zwar der Sittlichkeit im höchsten Grade widerstreitende Verletzung der Pflicht wider *sich selbst* sei, fällt Jedem zugleich mit dem Gedanken von demselben sofort auf, erregt eine Abkehrung von diesem Gedanken, in dem Maße, daß selbst die Nennung eines solchen Lasters bei seinem eigenen Namen für unsittlich gehalten wird, welches bei dem des Selbstmords nicht geschieht; den man, mit allen seinen Greueln (in einer *species facti*) der Welt vor Augen zu legen im Mindesten kein Bedenken trägt; gleich als ob der Mensch überhaupt sich beschämt fühle, einer solchen ihn selbst unter das Vieh herabwürdigenden Behandlung seiner eigenen Person fähig zu sein: so, daß selbst die erlaubte, (an sich freilich bloß thierische) körperliche Gemeinschaft beider Geschlechter in der Ehe im gesitteten Umgange viel Feinheit veranlaßt und erfordert, um einen Schleier darüber zu werfen, wenn davon gesprochen werden soll.

Der Vernunftbeweis aber der Unzuläßigkeit jenes unnatürlichen, und selbst auch des bloß unzweckmäßigen Gebrauchs seiner Geschlechtseigenschaften als Verletzung (und zwar, was den ersteren betrifft, im höchsten Grade) der Pflicht gegen sich selbst, ist nicht so leicht geführt. — Der *Beweisgrund* liegt freilich darin, daß der Mensch seine Persönlichkeit dadurch (wegwerfend) aufgibt, indem er sich bloß zum Mittel der Befriedigung thierischer Triebe braucht. Aber der hohe Grad der Verletzung der Menschheit in seiner eigenen Person durch ein solches Laster in seiner Unnatürlichkeit, da es, der Form (der Gesinnung) nach, selbst das des Selbstmordes noch zu übergehen scheint, ist dabei nicht erklärt. Es sei denn, daß, da die trotzige Wegwerfung seiner selbst im letzten, als einer Lebenslast, wenigstens nicht eine weichliche Hingebung an thierische Reize ist, sondern Muth erfordert, wo immer noch Achtung für die Menscheit in seiner eigenen Person Platz findet; jene hingegen, welche sich gänzlich der thierischen Neigung überläßt, den Menschen zur genießbaren, aber hierin doch zugleich naturwidrigen Sache, d. i. zum *ekelhaften* Gegenstande macht, und so aller Achtung für sich selbst beraubt.

Von der Selbstbetäubung durch Unmäßigkeit. — Das Laster in dieser Art der Unmäßigkeit wird hier nicht aus dem Schaden, oder den körperlichen Schmerzen, selbst Krankheiten, die der Mensch sich dadurch zuzieht, beurtheilt, denn da wäre es ein Princip des Wohlbefindens und der Behaglichkeit (folglich der Glückseligkeit), wodurch ihm entgegengearbeitet werden sollte, welches aber nie eine Pflicht, sondern nur eine Klugheitsregel begründen kann; wenigstens wäre es kein Princip einer directen Pflicht.

Die thierische Unmäßigkeit im Genuß der Nahrung ist der Mißbrauch der Genießmittel, wodurch das Vermögen des intellectuellen Gebrauchs derselben gehemmt oder erschöpft wird. *Versoffenheit* und *Gefräßigkeit* sind die Laster, die unter diese Rubrik gehören. Im Zustande der Trunkenheit ist der Mensch nur wie ein Thier, nicht als Mensch zu behandeln; durch die Ueberladung mit Speisen und in einem solchen Zustande ist er für Handlungen, wozu Gewandtheit und Ueberlegung im Gebrauch seiner Kräfte erfordert wird, auf eine gewisse Zeit gelähmt. — Daß sich in einen solchen Zustand zu versetzen, Verletzung einer Pflicht wider sich selbst sei, fällt von selbst in die Augen. Die erste dieser Erniedrigungen, selbst unter die thierische Natur, wird gewöhnlich durch gegohrene Getränke, aber auch andere betäubende Mittel, als den Mohnsaft und andere Producte des Gewächsreichs bewirkt, und wird dadurch verführerisch, daß dabei auf eine Weile

eine geträumte Glückseligkeit und Sorgenfreiheit, ja wohl auch eingebildete Stärke hervorgebracht, schädlich aber dadurch, daß nachher Niedergeschlagenheit und Schwäche, und, was das Schlimmste ist, Nothwendigkeit, diese Betäubungsmittel zu wiederholen, ja wohl gar damit zu steigern, eingeführt wird. Die Gefräßigkeit ist insofern noch unter jener thierischen Sinnenbelustigung, daß sie bloß den Sinn als passive Beschaffenheit und nicht einmal die Einbildungskraft, wobei doch noch ein **thätiges** Spiel der Vorstellungen stattfindet, wie im vorerwähnten Genuß der Fall ist, beschäftigt; mithin sich dem viehischen Genusse noch mehr nähert.

133. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst als moralisches Wesen.

(Dasselbe Buch, im folgenden Hauptstück.)

Von der Lüge. — Die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet (gegen die Menschheit in seiner Person), ist das Widerspiel der Wahrheit, oder die **Lüge** (*aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerere*). Daß eine jede vorsätzliche Unwahrheit in Aeußerung seiner Gedanken diesen harten Namen (den sie in der Rechtslehre nur dann führt, wenn sie Anderer Recht verletzt), in der Ethik, die aus der Unschädlichkeit kein Befugniß hernimmt, nicht ablehnen könne, ist für sich selbst klar. Denn Ehrlosigkeit (ein Gegenstand der moralischen Verachtung zu sein), welche sie begleitet, die begleitet auch den Lügner, wie sein Schatten. — Die Lüge kann eine äußere (*mendacium externum*), oder auch eine innere sein. Durch jene macht sich der Mensch in Anderer, durch diese aber, was noch mehr ist, in seinen eigenen Augen zum Gegenstande der Verachtung, und verletzt die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person. Hiebei kömmt weder der Schade, der anderen Menschen daraus entspringen kann, da er nicht das Eigenthümliche des Lasters trifft (das alsdann bloß in der Verletzung der Pflicht gegen Andere bestände), in Anschlag, noch auch der Schade, den der Lügner sich selbst zuzieht; denn alsdann würde es bloß, als Klugheitsfehler, der pragmatischen, nicht der moralischen Maxime widerstreiten, und gar nicht als Pflichtverletzung angesehen werden können. — Die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde. Ein Mensch, der selbst nicht glaubt, was er einem Anderen (wenn es auch eine bloß idealische Person wäre) sagt, hat einen noch geringeren Werth, als wenn er bloß Sache wäre; denn von dieser ihrer Eigenschaft, etwas zu nutzen, kann ein Anderer doch irgend einen Gebrauch machen, weil sie etwas Wirkliches und Gegebenes ist; aber die Mittheilung seiner Gedanken an Jemanden durch Worte, die doch das Gegentheil von dem (absichtlich) enthalten, was der Sprechende dabei denkt, ist ein der natürlichen Zweckmäßigkeit seines Vermögens der Mittheilung seiner Gedanken gerade entgegengesetzter Zweck, mithin Verzichtthuung auf seine Persönlichkeit, wobei der Lügner sich als eine bloß täuschende Erscheinung vom Menschen, nicht als wahren Menschen zeigt. — Die **Wahrhaftigkeit** in Erklärungen wird auch **Ehrlichkeit**, und, wenn diese zugleich Versprechen sind, **Redlichkeit**, überhaupt aber **Aufrichtigkeit** genannt.

Die Lüge (in der ethischen Bedeutung des Worts), als vorsätzliche Unwahrheit überhaupt, bedarf es auch nicht, Anderen **schädlich** zu sein, um für verwerflich erklärt zu werden; denn da wäre sie Verletzung der Rechte Anderer. Es kann auch bloß Leichtsinn, oder gar Gutmüthigkeit die Ursache davon sein, ja selbst ein wirklich guter Zweck dadurch beabsichtigt werden; dennoch ist die Art ihm nachzugehen durch die bloße Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person, und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muß.

Die Wirklichkeit mancher **inneren** Lüge, welche die Menschen sich zu Schulden kommen lassen, zu beweisen, ist leicht, aber die Möglichkeit zu erklären, scheint doch schwerer zu sein; weil eine zweite Person dazu erforderlich ist, die man zu hintergehen die Absicht hat, sich selbst aber vorsätzlich zu betrügen, einen Widerspruch in sich zu enthalten scheint.

Der Mensch, als moralisches Wesen (*homo noumenon*), kann sich selbst, als physisches Wesen (*homo phaenomenon*), nicht als bloßes Mittel

(Sprachmaschine) brauchen, das an den inneren Zweck der Gedankenmittheilung nicht gebunden wäre, sondern ist an die Bedingung der Uebereinstimmung mit der Erklärung (*declaratio*) des ersteren gebunden, und gegen sich selbst zur Wahrhaftigkeit verpflichtet. — Wenn er z. B. den Glauben an einen künftigen Weltrichter lügt, indem er wirklich keinen solchen in sich findet, aber, indem er sich überredet, es könne doch nicht schaden, wohl aber nutzen, einen solchen in Gedanken einem Herzenskündiger zu bekennen, um auf allen Fall seine Gunst zu erheucheln. Oder, wenn er zwar deshalb nicht im Zweifel ist, aber sich doch mit innerer Verehrung seines Gesetzes schmeichelt, da er doch keine andere Triebfeder, als die der Furcht vor Strafe bei sich fühlt.

Unlauterkeit ist bloß Ermangelung an Gewissenhaftigkeit, d. i. an Lauterkeit des Bekenntnisses vor seinem inneren Richter, der als eine andere Person gedacht wird. Z. B. nach der größten Strenge betrachtet, ist es schon Unlauterkeit, wenn ein Wunsch aus Selbstliebe für die That genommen wird, weil er einen an sich guten Zweck für sich hat, und die innere Lüge, ob sie zwar der Pflicht des Menschen gegen sich selbst zuwider ist, erhält hier den Namen einer Schwachheit, sowie der Wunsch eines Liebhabers, lauter gute Eigenschaften an seiner Geliebten zu finden, ihm ihre augenscheinlichen Fehler unsichtbar macht. — Indessen verdient diese Unlauterkeit in Erklärungen, die man gegen sich selbst verübt, doch die ernstlichste Rüge; weil von einer solchen faulen Stelle aus (der Falschheit, welche in der menschlichen Natur gewurzelt zu sein scheint) das Uebel der Unwahrhaftigkeit sich auch in Beziehung auf andere Menschen verbreitet, nachdem einmal der oberste Grundsatz der Wahrhaftigkeit verletzt worden.

134. Von der Pflicht des guten Beispiels.

(*J. G. Fichte*, System der Sittenlehre [1798] §. 25.)

Wir haben bisher gesehen, daß es Pflicht sei, die formale Freiheit unserer Mitmenschen zu schonen und zu befördern, indem wir schuldig sind, jeden, der nur menschliches Angesicht trägt, zu betrachten als Werkzeug des Sittengesetzes. Die Menschen außer uns überhaupt und insbesondere ihre Freiheit sind uns Objecte der Pflicht, lediglich, inwiefern wir das Letztere voraussetzen: außerdem würden sie uns nichts als bloße vernunftlose Objecte sein, mit denen wir umgehen könnten, wie wir wollten, und die wir als Mittel unseren Zwecken unterwerfen dürften. Wir sind sonach genöthigt, so gewiß wir auf sie handeln, sie als moralische Wesen anzusehen, und nur diese Ansicht derselben bestimmt unsere Handelsweise in Beziehung auf sie. Es ist schon daraus klar, daß wir dahin arbeiten müssen, daß diese Ansicht richtig sei, und daß ihre von uns zu schonende und zu befördernde Freiheit zur Beförderung des Vernunftzwecks angewendet werde. Dasselbe läßt sich gar leicht auch unmittelbar beweisen. Der Wille des moralisch guten Menschen ist der Wille des Sittengesetzes selbst. Nun will dieses die Moralität der vernünftigen Wesen, sonach muß der moralisch Gute dasselbe wollen. Aber sein Wille kann nicht ein ohnmächtiger, unkräftiger Wille sein: denn er als Individuum, und inwiefern er Kraft in der Sinnenwelt hat, ist Werkzeug des Sittengesetzes. Mithin wird er nothwendig aus allen seinen Kräften diesen seinen nothwendigen Willen zu realisiren suchen.

Der Beweis sonach, daß es absolute und allgemeine Pflicht sei, Moralität außer uns zu verbreiten und zu befördern, hat nicht die geringste Schwierigkeit.

Ein wenig mehr Schwierigkeit aber hat es, anzugeben, auf welche Weise dies möglich sei.

Nämlich: nur dasjenige ist moralisch zu nennen, was aus eigenem freiem Entschlusse geschieht, ohne die geringste Zunöthigung, und ohne den mindesten äußeren Bewegungsgrund. Es scheint daher unmöglich, daß Moralität mitgetheilt werde, und daß in diesem Geschäfte die geringste Hilfe von außen einem Menschen durch einen andern Menschen geleistet werden könne. Die Forderung, Moralität zu verbreiten, scheint sonach völlig leer und unausführbar: und es scheint uns dabei nicht viel mehr übrig zu bleiben, als ohnmächtige Wünsche: denn wie könnten wir sie befördern, als durch sinnliche Einwirkung, und wie könnte jemals sinnliche Einwirkung die Freiheit bewegen? Dies ist denn auch in mehreren Rück-

sichten, welche wir angeben wollen, unläugbar wahr.

I. Zuvörderst kann es dem moralisch Gesinnten nicht einfallen, durch Zwangsmittel, durch Ankündigung von Belohnungen oder Strafen, die er entweder selbst, etwa als Staat oder sonst übermächtiger Gebieter zufügen will, oder die er, im Namen eines allmächtigen Wesens, als sein Vertrauter, verheißt und androht, die Menschen zur Tugend zu bringen. Alle Handlungen, die durch etwas von dieser Art motivirt sind, haben schlechthin keine Moralität. Da man diesen Satz noch immer zu schwächen und einzuschränken, und das System einer Tugend für Lohn und Strafe durch allerhand Vorwände aufrecht zu erhalten sucht, so will ich meine Behauptung ganz scharf beweisen.

Aller Trieb nach Glückseligkeit gründet sich auf den Naturtrieb. Ich will dieses oder jenes Object darum, weil in meiner Natur ein Trieb ist; ich will dieses oder jenes nicht, darum, weil in meiner Natur eine Abneigung dagegen ist. Bedient man sich nun dieses Triebes, um mich zu gewissen Handlungen zu bringen, so macht man dadurch diese Handlungen zu Bedingungen der Befriedigung dieses Naturtriebes: und es bleibt demnach ganz offenbar die Befriedigung meines Naturtriebes der letzte Zweck meiner Handlungen; und die Handlungen selbst sind nur die Mittel dazu, und werden von mir nur als solche Mittel betrachtet. Darin aber besteht ja eben das Wesen der Unmoralität, daß die Befriedigung des Naturtriebes der letzte Zweck meines Handelns sei; dahingegen das Gesetz fordert, daß ich diesen Trieb einem höheren Antriebe ganz und gar unterordne. Man hat sonach auf diesem Wege mich gar nicht moralisch gemacht, sondern man hat mich vielmehr in meiner Unmoralität erst recht bestärkt; dadurch, daß man sie durch etwas, das man Sittenlehre nennt, und für das Höchste und Heiligste ausgibt, autorisirt, und durch Uebung recht ausbildet. Man vernichtet dadurch alle Hoffnung zur Moralität, indem man die Unmoralität selbst an ihre Stelle setzt, jene sonach, und alle Tendenz nach ihr und alle Ahnung derselben, rein austilgt. — Das Verfahren mit dem Menschen ist dann gerade dasselbe, welches wir bei den Thieren anwenden. Wir bedienen uns des Instincts der Letzteren, um an denselben die Fertigkeiten anzuknüpfen, die wir beabsichtigen; und so giengen wir denn auch bei dem Menschen darauf aus, ihn nur zu dressiren, nicht aber ihn zu cultiviren.

Man enthalte sich sonach endlich jener ebenso unbestimmten und seichten, als schädlichen und alle wahre Moralität von Grund aus vertilgenden Ausflüchte: „die Belohnung soll nicht der einzige Zweck des Tugendhaften sein; er soll sie nur auch mit zum Zwecke haben; oder sie soll nicht Haupt-, sondern nur Neben Zweck sein.“ Keinesweges; die Belohnung soll gar nicht Zweck sein. Jede Handlung aus Hoffnung des Lohns oder Furcht der Strafe ist absolut unmoralisch.

Man sage nicht: „nur zu Anfange wollen wir uns dieses Mittels bedienen, bis wir die Menschen zur reinen Moralität dadurch fähiger gemacht haben.“ Durch den Gebrauch dieses Mittels fangt ihr gar keine moralische Gesinnung an, sondern setzt nur die alte unmoralische fort, und nährt und pflegt sie recht sorgfältig: auch ist euer ganzes Vorgeben, daß die Menschen in irgend einem Zustande der reinen Moralität nicht fähig wären, rein erdichtet, und eure Unterscheidung zwischen einer reinen und einer nicht reinen Moralität geradezu widersinnig. Es gibt nicht zwei Moralitäten, sondern nur eine: und die, welche nicht rein ist, nicht lediglich aus der Vorstellung der Pflicht hervorgeht, ist gar keine. — Es ist nämlich hier lediglich von der Gesinnung, und gar nicht von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der Ausführung dieser Gesinnung im wirklichen Handeln die Rede.

II. Eben so wenig läßt sich Moralität durch theoretische Ueberzeugung erzwingen. Zuvörderst, die theoretische Ueberzeugung selbst läßt sich nicht erzwingen: ein richtiger und viele Phänomene im Menschen erklärender Satz, den die Philosophen der Schule selten beherzigen, weil sie dadurch in dem Wahne würden gestört werden, daß sie durch ihre Syllogismen den Menschen zu bessern und zu bekehren vermöchten. Niemand wird überzeugt, wenn er nicht in sich selbst hineingeht; und die Zustimmung seines Selbst zu der vorgetragenen Wahrheit innerlich fühlt; welche Zustimmung ein Affect des Herzens ist, keineswegs ein Schluß des Verstandes. Diese Aufmerksamkeit auf uns selbst hängt ab von der Freiheit; und der Beifall selbst wird sonach frei gegeben, niemals erzwungen. (Es wird dadurch nicht gesagt, daß man frei sich überzeugen könne, wovon man nur wolle; nur von der Wahrheit kann man sich überzeugen und überzeugen wollen; aber selbst von ihr muß man sich nicht überzeugen, sondern das hängt vom guten Willen ab. Ueberzeugung ist eine Handlung der Vernunft, welche durch einen Act ihrer Selbstthätigkeit sich der Wahrheit unterwirft, nicht ein Leiden derselben. Ueberzeugung von Sätzen, die unseren Lei-

denschaften Abbruch thun, setzt einen herrschenden guten Willen schon voraus; der sonach nicht selbst wieder durch sie hervorgebracht werden kann.)

III. Da wir denn doch bei der Einwirkung durch Vernunftgründe, welche auf keinem andern Wege, als dem des theoretischen Raisonnements geschehen kann, werden stehen bleiben müssen; so haben wir vor der Hand wenigstens soviel gefunden, daß diese Einwirkung das Princip des Guten in dem Objecte derselben schon voraussetze, daß sonach alle Beförderung der Moralität unmöglich sein würde, wenn sich dieses Princip nicht allenthalben mit Zuversicht voraussetzen ließe.

Und da läßt sich denn nachweisen, daß es etwas in der menschlichen Natur unaustilgbares gebe, an welches die Bildung zur Tugend stets angeknüpft werden kann: es ist dies der Affect der Achtung. Dieser Affect kann ungebraucht und unentwickelt in der Seele liegen, — aber er kann aus ihr weder ausgerottet, noch auf ein ihm fremdes Object hingerichtet werden. Die Sinnenlust kann man lieben, suchen, begehren, Vergnügen über ihren Genuß empfinden; aber nimmermehr kann man sie achten: dieser Affect findet hier gar keine Anwendung. — Aber sobald er sein Object findet, äußert er sich unausbleiblich: alles Achtungswerthe wird ganz sicher geachtet. Die erste Regel für Verbreitung der Moralität wird sonach die sein: zeige deinen Mitmenschen achtungswerthe Dinge, und kaum können wir ihnen etwas in dieser Rücksicht Zweckmäßigeres zeigen, als unsere eigene moralische Denkungsart und moralisches Betragen. Es erfolgt hieraus die Pflicht des guten Beispiels. — Ich werde darauf zurückkommen, und gehe jetzt in der Kette der Schlußfolgen fort. — Die erste Stufe der moralischen Bildung ist die Entwickelung der Achtung.

IV. Sobald der Mensch etwas außer sich zu achten genöthigt wird, so entwickelt sich in ihm der Trieb, sich selbst zu achten. Der Trieb der Selbstachtung ist, sobald nur der Affect der Achtung durch etwas außer uns entwickelt ist, ebenso unaustilgbar aus der menschlichen Natur, als die Selbstliebe. Kalt sich zu verachten, ruhig sich für einen Nichtswürdigen und Elenden anzusehen, dies hält kein Mensch aus: daß er aber sich achte, wenn er verächtlich ist, ist ebenso unmöglich.

Dadurch nun ist der moralische Zustand des Menschen oft um nichts gebessert, sondern weit öfter noch dazu beträchtlich verschlimmert. Um der unerträglichen Pein der Selbstverachtung zu entgehen, werden zweierlei Wege eingeschlagen; oft beide zugleich. Der Mensch sucht sich selbst zu entfliehen, weil er sich vor sich selbst fürchtet; er hütet sich, einen Blick in sein Inneres zu werfen, weil ihm dies nichts als zerreißende Gegenstände zeigt: er zerstreut sich, um nur sich selbst zu entgehen, desto mehr in den Gegenständen der Außenwelt. Er betäubt sein Gewissen. Weil dieses Mittel ihm denn doch nicht ganz hilft, sucht er sich der abgedrungenen Achtung eines Etwas außer ihm, und der daraus folgenden Verachtung seiner selbst dadurch zu entledigen, daß er sich zu überreden sucht: seine Achtung sei Thorheit und Schwärmerei; es gebe überhaupt nichts Achtungswürdiges, Edles und Erhabenes: Alles sei nur Schein und Täuschung: kein Mensch sei besser, als Er selbst, und die menschliche Natur überhaupt sei nicht besser. — Man bemüht sich vergebens, dieses System durch Vernunftgründe zu widerlegen. Es hat seinen Grund nicht im Verstande, sondern im Herzen. Dieser Grund im Herzen müßte zuvörderst aufgehoben, sie müßten der Scheu und Scham vor sich selbst entledigt werden. Sie sind nur darum mit allem Guten entzweit, weil sie es mit sich selbst sind. Man söhne sie zuvörderst aus mit sich selbst, d. h. man zeige ihnen, daß sie denn doch nicht so leer von allem Guten sind, als sie selbst es glauben. Man führe sie zunächst auf das gute Princip in ihnen selbst.

Also die Unmoralität ist entweder völlige Rohheit, und diese muß durch das erst angezeigte Mittel, daß man den Menschen nur Etwas achten lehre, gebildet werden; oder sie ist Verzweiflung an sich selbst, und dann zeige man dem Menschen, daß wenigstens Andere an ihm nicht verzweifeln; man lasse ihn sein Zutrauen merken, und mache ihn selbst, wenn man besonders mit ihm zu thun bekommt, auf das verborgene Gute in ihm aufmerksam. Wem Andere Zutrauen zeigen, der wird bald auch selbst Einiges zu sich bekommen; an wem Alles außer ihm verzweifelt, der muß wohl auch selbst an sich zu verzweifeln anfangen.

So hängt in unserer Theorie Alles zusammen und ein Glied greift ein in das andere. Es ist schon oben erwiesen worden, daß es schlechthin pflichtwidrig sei, an der Möglichkeit der Verbesserung irgend eines Menschen innerlich zu verzweifeln. Was sich dort als innere Pflicht und als Regulativ unserer äußeren Handlungen zeigte, zeigt sich hier wieder als ein Mittel zur Beförderung unseres aufgegebenen Zweckes, und es wird Pflicht, dieses innere Zutrauen auch äußerlich recht entscheidend zu zeigen.

Das gute Princip, welches in allen Menschen vorhanden ist, und in keinem ausgetilgt werden kann, ist eben die Möglichkeit, irgend Etwas uneigennützig, ohne alle Rücksicht auf Vortheile, also aus einem Grunde schlechthin *a priori*, achten zu können; ferner der Trieb, sich selbst achten zu wollen, und die Unmöglichkeit, daß Jemand zu der Niederträchtigkeit herabsinke, sich selbst kalt und ruhig zu verachten. Auf dieses führe man sie. Man zeige ihnen, daß ihrem eigenen Betragen dies zu Grunde liege. So sage man z. B. denen, welche die Möglichkeit eines uneigennützigen Triebes im Menschen schlechthin leugnen, einem Helvetius und seines Gleichen: Ihr habt entdeckt, wie ihr uns berichtet, daß die Menschen nur durch Eigennützigkeit getrieben werden, und daß sie sich gröblich täuschen, wenn sie anderer Antriebe sich für fähig halten. Nun wohl, das ist gut für euch; benutzt diese Entdeckung, so gut ihr könnt, und geht eures Weges weiter fort. Aber warum theilt ihr denn eure Entdeckung uns mit; was mögt ihr, da alle Menschen, und also auch ihr, nur aus Eigennutz handeln können, durch diese Mittheilung gewinnen, oder welchen Verlust durch sie von euch abwenden? Richtet jene Täuschung Schaden an, so richtet sie wenigstens euch keinen an; denn ihr habt euch derselben, wie ihr versichert, völlig entledigt. Unser Schade aber, was schadet der euch; und was verschlägt es euch, daß um euch herum Andere zu Schaden kommen? Freut euch vielmehr desselben, und zieht daraus für euch so viel Gewinn als möglich. Ueberdies würde es euch, so viel wir einsehen, unmittelbar Nutzen bringen, daß Alle außer euch in diesem Irrthume bleiben; und ihr müßtet, wenn ihr consequent wäret, Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Denn ihr erhaltet dadurch ein Mittel, unter dem Vorwande der Tugend und der Gemeinnützigkeit uns für eure geheimen Zwecke zu gewinnen; welches euch nicht so leicht sein wird, wenn ihr geradezu uns euren Privatnutzen als letzten Zweck ankündigt. Kurz, da ihr gar keinen Gewinn von der Mittheilung eurer Entdeckung haben könnt, so widerspricht eure Aussage eurer Aussage selbst.

Ja was noch mehr ist, ihr theilt uns dieselbe nicht so ganz gleichgiltig mit, ob wir sie nun annehmen oder nicht, sondern ihr macht euch ein angelegentliches Geschäft daraus, uns zu überzeugen, und vertheidigt euern Satz mit allem möglichen Feuer. Woher mag doch dieses Interesse entstehen? Ist jene Schwärmerei wirklich so verächtlich, als ihr behauptet: warum widersetzt ihr euch denn derselben mit so viel Wärme und Kraft? Laßt sie doch in sich selbst zerfallen. — Also, euer Verfahren läßt sich schlechthin nicht verstehen, wenn euch nicht etwas Anderes treibt, als Eigennutz. Was könnte dies sein? Es wird nicht schwer halten, es euch nachzuweisen.

Es liegt euch so viel daran, uns von eurer Meinung zu überzeugen, nicht, damit wir in unserm Handeln uns darnach richten; denn dies müßte euch sehr ungelegen sein, sondern damit wir durch unsere Ueberzeugung die eure bestätigen helfen. Ihr seid eurer Sache selbst nicht recht gewiß, was ihr auch sagen möget; und wünschet durch unsere Uebereinstimmung die in euch selbst mangelnde Ueberzeugung vollends zu ergänzen.

Nun frage ich euch weiter: warum wollt ihr denn auch eurer Sache so ganz gewiß sein? Wenn bloßer Eigennutz die Triebfeder eurer Handlungen ist, welcher Profit könnte euch durch diese völlige Gewißheit entstehen? Ihr seid abermals inconsequent. Ihr wollt derselben gewiß sein, darum, weil ihr außerdem euch selbst verachten, euch für schlechter ansehen müßtet, als andere Menschen; für schlechter und nichtswürdiger, als es eure Natur mit sich bringt. Ihr wünschet sonach euch selbst achten zu können; und habt ein höheres Princip eurer Handlungsweise in euch, als den bloßen Eigennutz; und seid besser, als ihr selbst denkt.

Oder ihr Anderen, die ihr nicht in diesem Falle seid, die ihr eures Herzens Meinung nicht an den Tag gebt, sondern sie sorgfältig in euer Inneres verschließt, und bei euren Handlungen ehrwürdige Zwecke vorwendet, die ihr selbst nicht habt; warum thut ihr dies? Wenn ihr dadurch bloß eure Mitmenschen betrügen wollt, um sie besser zu Beförderung eurer Zwecke brauchen zu können; so erkennt ihr ja allerdings durch euer Handeln an, daß es in denselben eine höhere und edlere Triebfeder gebe, als die des Eigennutzes, da ihr euch derselben bedient, auf sie baut, nach ihr eure Maßregeln nehmt. Abermals sonach widerspricht eure Meinung, daß nichts Höheres in der menschlichen Natur sei, als Eigennutz, euerm Verfahren, welches etwas Höheres voraussetzt, und bei dieser Voraussetzung wohl von Statten geht. Im Handeln wenigstens, wo das Innere des Menschen sich am sichersten entdeckt, könnt ihr euch nicht entbrechen, ein höheres Princip in dem Menschen anzuerkennen; dies aber könnt ihr nur aus euch selbst, aus eurer tiefen Empfindung haben, und nur so es auf Andere übertragen. Auch ihr also seid nicht so leer von allem Guten, als ihr geglaubt habt.

Mit einem Worte: es gibt keinen nur ein wenig gebildeten Menschen — vom rohen Naturmenschen ist hier nicht die Rede; über dessen Bildung ist schon oben gesprochen worden —, der nicht zuweilen Handlungen vollzöge, die sich nicht aus dem bloßen Princip der egoistischen Selbstliebe› oder aus der Voraussetzung desselben bei Anderen erklären lassen. Auf diese Handlungen und auf das denselben zu Grunde liegende Princip muß man sie aufmerksam machen.

Damit gegen diesen Satz nicht eingewendet werde, was wir oben selbst erwiesen: die theoretische Ueberzeugung läßt sich nicht erzwingen; wie könnte man denn also sicher darauf rechnen, den Anderen zu überzeugen, daß allerdings noch etwas Gutes in ihm sei? setze ich hinzu: in unserem Falle kann man darauf sicher rechnen, denn das Herz des zu Ueberzeugenden ist unserem Vortrage schon im Voraus geneigt. Jeder möchte sich gern achten können, wenn es nur möglich wäre: darauf kann man sicher rechnen. Man kann sonach seinen Beifall ganz gewiß erwarten, wenn man ihm zeigt, daß aufs Wenigste seine Anlagen der Achtung würdig sind.

Auf diese Grundlage läßt sich nun allmählig eine moralische Denkart aufbauen.

V. Wir gehen zu dem Puncte zurück, den wir oben auf unserem Wege liegen ließen. Man muß, um den Affect der Achtung in dem Menschen zu entwickeln, ihnen etwas Achtungswerthes zeigen, sagten wir oben; aber man hat dazu kein besseres Mittel an der Hand, als sein eigenes gutes Beispiel. — Es geht daraus hervor die Pflicht des guten Beispiels.

Man sieht sehr oft diese Pflicht ganz unrichtig an; als ob man verbunden sein könnte, dieses oder jenes, was man außerdem nicht zu thun gebraucht hätte (etwa in die Kirche, zum Abendmahle gehen u. dgl.), um des bloßen guten Beispieles willen zu thun. Aber es gibt, wie wir schon oben gesehen haben, auf dem Gebiete des Sittengesetzes keine gleichgiltigen Handlungen; dieses Gesetz umfaßt und bestimmt schlechthin Alles, was durch Freiheit geschehen kann. Was mir geboten ist, muß ich schlechthin thun, um der Sache willen, ohne alle Rücksicht auf das Beispiel; was mir verboten ist, darf ich schlechthin nicht thun, gleichfalls ohne alle Rücksicht auf das Beispiel. Etwas Pflichtwidriges gibt nothwendig ein böses Beispiel, und aus dem Unmoralischen kommt nie etwas Gutes. Mehr aber thun, als mir geboten ist, kann ich nicht, da die Pflicht ohnedies alle meine Kräfte und meine ganze Zeit in Beschlag nimmt. Es kann sonach gar keine Handlungen geben, deren letzter Zweck das gute Beispiel wäre, und die bloß um desselben willen geschähen. Die Pflicht des Beispiels geht schlechthin nicht auf die Materie der Handlungen. Vielleicht aber geht sie auf die Form derselben, und so ist es allerdings.

Nämlich, das Sittengesetz macht es bloß zur Pflicht, daß das Gebotene geschehe; ob es öffentlich oder im Geheimen, mit Bekanntmachung der Grundsätze, nach welchem es geschieht, oder ohne ihre Bekanntmachung geschehe, darüber entscheidet es an sich, und inwiefern es auf die bloße Handlung geht, nichts. Sieht man aber darauf, daß wir ein gutes Beispiel, welches freilich nichts weiter helfen soll, noch kann, als daß es Achtung für die Tugend einflöße, schuldig seien, so ist dies nicht mehr gleichgiltig, sondern es ist uns die höchste Publicität unserer Maximen und Handlungen geboten.

Zuvörderst über den inneren Charakter dieser Publicität. Die Absicht derselben ist Achtung einzuflößen für das Achtungswerthe; aber die Achtung läßt sich nicht erzwingen und erkünsteln, sondern sie gibt sich freiwillig und unvermerkt. Mithin muß der Tugendhafte diese Absicht nicht merken lassen; und da er ja Alles soll merken lassen, was ihm im Herzen ist, auch Andere gar wohl bemerken, was wirklich da ist; muß er diese Absicht in Beziehung auf Einzelne gar nicht haben. Er läßt unbefangen das Innerste seines Herzens sich äußerlich abbilden, ohne weiter etwas zu thun, um Andere darauf aufmerksam zu machen.

Dies ist der äußere Charakter des offenen Mannes. Er geht seinen Weg gerade fort, redet und handelt allenthalben gerade so wie es ihm um das Herz ist, und wie er es für pflichtmäßig hält, ohne dabei weder rechts noch links zu sehen, ob man ihn beobachte oder nicht, und ohne zu lauschen und zu fragen, was man etwa zu seiner Handelsweise sage; denn dazu hat er nicht Zeit: seine Zeit ist durch die Vollbringung seiner Pflicht besetzt. Aber eben darum verbirgt er sich auch nie, weil er ebenso wenig Zeit hat, auf Heimlichkeit mit Verborgenheit zu sinnen. Wird aber über ihn geurtheilt, so steht er auch jedem Urtheile Rede, vertheidigt sich, wenn ihm seiner Ueberzeugung nach Unrecht geschieht, beschönigt seine Handlung nicht, wenn er seines Unrechts überführt ist. — Es gibt wohl keinen schöneren Zug in einem menschlichen Charakter, als die Offenheit, und keinen gefährlicheren, als die Verstecktheit. Gerader und offener Sinn führt wenigstens zur Rechtschaffenheit, wenn er es auch

nicht selbst ist: aber wer sich versteckt, der hat eine heimliche Furcht vor der Wahrheit, hat irgend ein tiefes Gebrechen, das er nicht entdecken lassen möchte; und er ist nicht füglich zu bessern, ehe er nicht jene Wahrheitsscheu ablegt.

Dem Gleißner ist es Zweck, bemerkt zu sein. Man wird diesen Charakter in Anderen, und worauf es uns eigentlich am meisten ankommen muß, in sich selbst von dem der Offenheit leicht durch folgendes Merkmal unterscheiden. Der Gleißner macht gewöhnlich Zurüstungen, deren es zur Erreichung seines Zweckes gar nicht bedarf, und die sonach nur die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen: der offene Mann thut nichts mehr, als gerade zur Erreichung seines Zweckes gehört.

Der offene Mann behauptet zuvörderst diese Publicität über seine Maximen. Seine herrschende Maxime soll die sein, seine Pflicht zu thun, schlechthin um der Pflicht willen. Aus diesem letzteren Bewegungsgrunde nun macht er schlechthin kein Geheimniß. Seiner Unterwürfigkeit unter etwas Höheres und Größeres, als eines Aberglaubens sich zu schämen, sich selbst zum Gotte des Weltalls aufstellen zu wollen, ist äußerst verächtlich. Dem, was man für Andere aus Pflichtgefühl gethan hat, oder wenigstens hätte thun sollen, einen anderen Namen geben, es ihnen für besondere Freundschaft und Vorliebe, für Großmuth, für Gnade u. dgl. anrechnen, ist ebenso verächtlich.

Dieselbe Publicität ist in seinem Handeln, wie sich aus der Publicität der Maximen schon von selbst versteht, da es gar nicht Maximen sind, wenn sie nicht in Handlungen gesetzt werden, und man Niemand überzeugen kann, daß dies die unserigen wirklich sind, außer durch Handeln. Bloßes tugendhaftes Geschwätz taugt zu nichts und gibt gar kein gutes, sondern ein sehr schlimmes Beispiel, indem es den Unglauben an Tugend bestärkt. In dieser Rücksicht zeigt sich der offene Mann besonders consequent. Seine Thaten sind wie seine Worte.

135. Von den Pflichten des Gelehrten.

(Dasselbe Buch, §. 29.)

Sieht man die Menschen auf der Erde an, wie man moralisch sie ansehen soll und was sie allmählig auch in der Wirklichkeit werden sollen, als eine einzige Familie, so kann man annehmen, daß es auch nur Ein Erkenntnißsystem dieser Familie gebe, das von Zeitalter zu Zeitalter sich ausbreitet und vervollkommnet. Wie das Individuum, ebenso wird das ganze Geschlecht klüger mit den Jahren, und entwickelt sich durch Erfahrung.

Die Erkenntniß eines jeden Zeitalters soll höher steigen, und um sie höher zu bringen, dazu eben ist der gelehrte Stand.

Die Gelehrten sind zuvörderst die Depositairs, gleichsam das Archiv der Cultur des Zeitalters: und dies zwar nicht, wie die Ungelehrten, in Rücksicht der bloßen Resultate, als welche allerdings auch bei diesen, aber zerstreut, anzutreffen sind; sondern zugleich sind sie in dem Besitze der Principien. Sie wissen nicht nur, daß etwas so ist, sondern zugleich auch, wie der Mensch zu dieser Erkenntniß kam, und wie sie mit seinen übrigen Erkenntnissen zusammenhängt. Dies ist darum nöthig, weil sie diese Erkenntniß weiter bringen, d. h. unter Anderem auch die vorhandene berichtigen sollen: aber ihre Abweichung von der Wahrheit kann man nicht einsehen ohne die Principien, von denen sie abgeleitet ist, zu kennen. — Es geht daraus zuvörderst dies hervor: ein Gelehrter soll den Gang der Wissenschaft bis auf sein Zeitalter, und die benutzten Principien derselben historisch kennen.

Ferner: er soll diesen Geist der Gemeine weiter bringen: entweder durch Berichtigung, welches gleichfalls eine Erweiterung der Erkenntniß ist (wer eines Irrthums erledigt wird, dessen Wissen steigt); theils durch weitere Schlüsse aus dem Bisherigen.

Der Gelehrte forscht nicht bloß für sich, berichtigt und erfindet nicht bloß für sich, sondern für die Gemeine, und erst so wird sein Forschen etwas Moralisches, und er Beobachter einer Pflicht, und Diener der Gemeine in seinem Fache. — Sein unmittelbarer Wirkungskreis ist das gelehrte Publicum: von diesem aus kommen auf dem bekannten Wege die Resultate seiner Untersuchungen an die ganze Gemeine.

Kaum ist es nöthig, noch ausdrücklich zu erinnern, daß seine Denkart ihrer Form nach nur dann moralisch genannt werden kann, wenn er wirklich aus Liebe zur Pflicht, mit Einsicht, daß er dadurch einer Pflicht gegen das Menschenge-

schlecht Genüge thut, den Wissenschaften obliegt. Wir fragen hier nur: was soll er thun? Dies läßt sich aus dem Obigen beantworten. Er soll theils das Object der Cultur seines Zeitalters kennen, theils dasselbe weiter bringen. Das letztere muß er aufrichtig suchen: denn nur so erwirbt er sich wirklich einen eigenen Werth. Und wenn er es etwa auch nicht könnte, so muß er wenigstens den festen Willen, Eifer und Fleiß gehabt haben, es zu thun: dann ist seine Existenz auch nicht vergeblich gewesen; er hat wenigstens die Wissenschaft lebendig aufbehalten in seinem Zeitalter, und ist ein Glied in der Kette der Ueberlieferung der Cultur. Auch Belebung des Geistes der Untersuchung ist ein wahres und wichtiges Verdienst.

Strenge Wahrheitsliebe ist die eigentliche Tugend des Gelehrten. Er soll die Erkenntniß des Menschengeschlechts weiter bringen, nicht aber nur etwa mit ihm spielen. Er soll sich selbst, wie jeder Tugendhafte, vergessen in seinem Zwecke. Wozu sollte es doch auch dienen, glänzende Paradoxen vorzutragen? oder Irrthümer, die ihm entschlüpft wären, fernerhin zu vertheidigen und zu behaupten? Lediglich zur Unterstützung seines Egoismus. Dies mißbilligt die Sittenlehre ganz, und ebenso müßte es die Klugheit mißbilligen: denn nur das Wahre und Gute bleibt in der Menschheit; und das Falsche, so sehr es auch etwa anfangs glänze, verliert sich.

136. Pflichten der Privatwillen gegen die Zukunft.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine praktische Philosophie [1808] S. 400—410.)

Nicht von dem, was jetzt für uns, nicht von dem, was zu irgend einer bestimmten Zeit für die Genossen derselben Zeit das Künftige sein mag, ist hier die Frage; denn das Eigenthümliche gewisser Zeitalter kommt hier nicht in Betracht. Alle Zeit hat ihre Zukunft; alle Geschlechter haben Pflichten gegen die folgenden.

Jedes Geschlecht überliefert dem nächsten seinen Begriff von Tugend. Wie vollständig oder mangelhaft, wie rein, wie verderbt es denselben aufgefaßt und dargestellt hat in Rede und That: das ist der Maßstab, an welchem die Kommenden zunächst sich messen, und den sie wenigstens nicht schnell, und nicht allgemein verändern, berichtigen, verfälschen können.

Daß nun von den Privatwillen die Zukunft nicht unabhängig sei: dies bedarf keines Beweises. Die Zukunft ist von keinem Einzelnen unabhängig; so gewiß alle Willen zusammengenommen die Gesellschaft entweder bilden, oder zu bilden unterlassen; und so gewiß alle Willens-Verhältnisse zusammengenommen den sittlichen Zustand der Gesellschaft ergeben.

Wiefern aber die Privatwillen hier unterschieden werden von den Formen und der Macht, kommt es vor allen Dingen darauf an, daß dieselben sich als Privatwillen, und nur als solche auffassen, keineswegs aber sich unter einem Begriff denken, welcher mit denen der Formen und der Macht noch etwas gemein hätte. Diejenigen beginnen schon in ihrem Innern die Störung des Staats, welche irgend etwas vorzunehmen gedenken, das in die Sphäre der Machthandlungen fällt. Verabredungen, Gesellschaften, Geheimnisse, die vor der Macht sich fürchten, haben den stärksten Verdacht gegen sich, daß sie, in gleichem Grade, von Unrechtlichkeit, und von Unwissenheit in demjenigen herrühren, was von den Privatpersonen erwartet werden muß. Kann es je Fälle geben, wo ein ungeheures Uebel der Gegenwart selbst den Redlichen über die Schranken seiner Thätigkeit hinausführt: so ist es dann am wenigsten die Zukunft, für welche gesorgt wird; vielmehr wird die Zeit durch ihren Lauf erst wiederum die scharfe Gränze zwischen Privatpersonen, Formen und Macht befestigen müssen.

Von dem was hoch ist in den Staaten, von dem was groß erscheint in den Ereignissen, sich hinwegzuwenden, und auf den eignen Heerd das Auge zu heften: das ist die Bedingung, unter welcher die Privatwillen sich Einfluß auf die Zukunft schaffen können. Ihnen sind ihre Gesinnungsverhältnisse anheim gestellt. Und nicht oft genug kann es gesagt werden, daß die Familien mit ihrer häuslichen Disciplin der Schooß der Zukunft sind.

Die Zukunft wird ihre Herrscher mit sich bringen, und ihre Genies aller Art. Aber die Herrscher und die Genies thun nie etwas anderes, und können nie etwas anderes thun, als den Stoff bearbeiten, den sie vorfinden. Wie die Gesellschaft beherrscht werden kann, so wird sie be-

herrscht, nachdem die stärksten Kräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt haben. Wie der Gedankenkreis geformt und erweitert werden kann: so wird er geformt und erweitert; und das desto gewisser, je älter und reicher er schon war.

Schafft ein häusliches Leben eine Generation von Menschen, die immer das Bequemste und Gelegenste suchen, immer den Sinn in jedes Neueste fügen; denen der Gedanke zu klar ist, und der Entschluß zu rauh, und die Arbeit zu schwer, und die Sitte zu streng; deren Tiefsinn Witz, und deren Umgang Convenienz geworden ist: dann weiß die Folgezeit zu erzählen, wie hülflos sich ein solcher Haufen in den ehernen Arm des Schicksals wirft, und mit sich spielen läßt von dem ersten Besten den das Spiel unterhält.

Aber unter einer Menge starker Charaktere, die alle das Gleiche wollen und Jeder für sich den Beschluß zu halten wissen, ist es noch nie einem Einzelnen eingefallen, das Gegentheil dessen zu unternehmen, was sie wollen. Selbst in dem Unglück das die Ferne sendet, bleibt ihnen eine Achtung, die früh oder spät wieder zur Selbstbesimmung führt.

Nur ist es unmöglich, daß in den Häusern solche Charaktere, die einzeln und zusammengenommen fest sind, erwachsen, wofern nicht schon eine gemeine Denkungsart vorhanden ist, die in allen Familien ein ähnliches Gepräge bewirkt.

Und diese gemeine Denkungsart kann nicht fest, sie kann am allerwenigsten auf einem weit ausgedehnten Boden und für lange Zeit allgemein sein und bleiben, wofern sie sich anlehnt an schwache Stützen veränderlicher Meinung, streitiger Satzung, engbegränzter Localinteressen, spielenden Geschmacks, vergänglicher Gefühle. Nur was seiner Natur nach fest ist im Denken und in der Beurtheilung, das Wahre, das Würdige, das Classisch-Schöne, — sammt demjenigen Historischen, was durch eine hohe und allgemeine Achtung vielmehr als durch getheilte National-Interessen die Gemüther zu erfüllen vermag, — dies kann dienen zu Mittelpuncten eines Gedankenkreises, der große Menschenmassen für sich erziehen soll zur bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt. —

Den Gang der Cultur, welchem die gemeine Denkart nachfolgt, kann nun zwar kein Einzelner vorzeichnen. Aber es können wohl die Einzelnen, theils in der verbreiteten Gedankenmasse dasjenige aufsuchen, was den geforderten Eigenschaften nahe zu kommen scheint, und das Entgegengesetzte ausscheiden; sie können es in das Besondere gewisser Stände, in das Eigenthümliche der Familien hereinziehen; — nur daß der Kleinigkeitsgeist fern bleibe, der, anstatt das Allgemeine durchs Individuelle zu bereichern, das Vortreffliche zur Niedrigkeit herabdrückt: — theils können sie den vorhandenen Vorstellungsarten durch Kritik, durch wissenschaftlichen und darstellenden Geist zu Hilfe kommen; sie können Versuche machen, die Cultur zu fördern. Ob sie nun dabei bloß dem Zuge ihres Geistes folgen, — oder ihrem Gegenstande treu und hingegeben sind, — oder zugleich die Forderungen des Cultursystems befriedigen, — oder endlich sich überdies noch aller gesellschaftlichen Rücksichten erinnern, und insbesondere deren, die sie auf richtige Bildung gemeiner Denkart nehmen sollen, — oder auch, ob sie vielleicht die Dreistigkeit haben, alle diese Unterschiede durch ein leichtsinniges Machtwort für Nichts zu erklären: daran vorzüglich erkennt man den Charakter der für die Wissenschaften gebildeten Männer.

Aber nicht bloß dem Cultursystem können Privatpersonen mit Hinsicht auf die Zukunft ihre Beschäftigungen widmen. Auch für die Verwaltung und Rechtspflege gibt es eine Sorge der Einzelnen, die den mangelhaften Vorschriften der Formen, den ausbleibenden Antrieben der Macht von selbst zu Hilfe kommt. Und je mehr eigene Energie von allen Seiten in die zur beseelten Gesellschaft gehörigen Elemente gelegt wird, desto leichter zeigt sich die Stellung, welche den Formen und der Macht zukommt. So gewiß ein schwankender und schwacher und fehlerhafter Gemeinwille das erste Uebel aller Gesellung ist, welches die übrigen unvermeidlich nach sich zieht: eben so gewiß wirkt jedes Zeichen von kräftiger und zugleich richtig begränzter Thätigkeit in den Einzelnen wohlthätig auf die Zukunft. Es ist einem Jeden aufgegeben, die Schranken der vorhandenen Gesellschaft zu durchforschen; nachzusehen, was dem Einverständiß in allen Puncten des Gedankenkreises, der Ausschließung in der Weise des Umgangs, in allen möglichen Berührungen der Menschen, dem Wohlwollen unter Einzelnen, in kleinern, in größern Cirkeln, im Wege stehen möge. Es darf Niemand sich dasjenige zu Gute halten, wodurch er die Spaltungen vergrößern, — und noch viel weniger das, wodurch er vorhandene Uebel verschleiern, und so der Heilung entziehen könnte. Das Urtheil muß wach erhalten werden, welches Lob und Tadel richtig ausspricht. Man zeige von allen Seiten durch richtige Sinnesart die Möglichkeit einer richtigen Gesellung; dann, und nicht eher, wird die Wirklichkeit nahe sein.

Solche, und ähnliche Betrachtungen, deren Gewicht und Zusammenhang sich aus den früher entwickelten Grundsätzen leicht ergibt, gelten insbesondere denjenigen, welche auf die kleineren Partieen der Gesellschaft mit Autorität wirken können: den Gebildeteren in kleinen Ortschaften. Eben deswegen, weil sie nicht die Machthaber sind, steht es ihnen frei, sich solche Gesinnungsverhältnisse zu bereiten, vermöge deren es ihnen gelingen muß, eine beseelte Gesellschaft im Kleinen um sich her zu schaffen. Mögen sie Arbeiten austheilen, und Erholungen anordnen; mögen sie die Quellen der Unterhaltung erweitern; mögen sie die zusammenführen, die einander gefallen und lieben können; seien die Familienverhältnisse der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und behutsamen Einwirkung; und bekümmere sie die Sorge, in die rechten Plätze die rechten Menschen, mit richtiger und erhebender Ansicht von ihren Dienstpflichten, hineintreten zu machen. — Man hat so oft die Vortheile vieler kleiner Staaten gepriesen. Wahrlich nicht die Vervielfältigung der Gränzen zwischen den Staaten, welche zur unaufhörlichen Fehde einladen, aber wohl die vielförmig freie Bewegung in jedem der kleinen Kreise, der Wetteifer von allen Seiten, die mindere Gefahr allgemein drückender Hindernisse des Bessern, dies konnte zu einem solchen Lobe den Grund darbieten. Vernachläßige sich denn wenigstens die Gesellschaft in keinem ihrer Glieder; organisire sie sich mit eigenthümlichem Leben in jedem Theile; eile nicht Alles zum Centrum, ahme nicht Jeder nach, was die Meisten thun; suche man die Innigkeit und Richtigkeit der Anschließung vor ihrer Ausdehnung: nur wohlgebildete Glieder machen den wohlgebildeten Körper; nur schöne Körper fügen sich zur schönen Gruppe zusammen.

137. Zusätze zu dem vorigen Capitel.

(*J. F. Herbart*, Kleinere philosophische Schriften III. [1813] S. 247—249.)

Je weniger der Staatsmann nach praktischen Ideen unmittelbar handeln kann, desto mehr bleibt dies den Privatpersonen zugemuthet. Sie müssen das Streben nach Ideen dem Staatsmanne möglich machen.

Der eigentliche Hauptgedanke dieses Capitels ist: daß die Wissenschaften die Grundlage der Regierung ausmachen müssen. Dazu muß das Publicum die Schule haben, so daß es sich ihr unterordnet. Die Beamten müssen durch den Einfluß und die Autorität der Familienhäupter von Jugend auf gebildet werden. Der Unwissende darf keine Ansprüche machen; er muß lernen. Humanitätsbildung muß im geselligen Leben überall vorherrschen.

Unter den gehörigen Bedingungen muß man die Macht überall begünstigen und stärken. Leichtsinn und Anmaßung müssen überall zurückgedrückt werden; sie dürfen die öffentliche Meinung nicht leiten. Freimüthigkeit gegen das, was die Sitten verunreinigt! Niemand soll es gut heißen, wenn der Unwürdige sich ungestüm vordrängt; Niemand soll Caricaturen loben; Niemand soll mit ernsten Dingen scherzen. Alles Classische soll wie ein Schatz der Nation und der Menschheit sorgfältig erhalten werden. Naturproducte sollen nicht leichtfertig verbraucht, Staatsschulden nicht den Urenkeln aufgebürdet werden. Oeffentliche historische Documente sollen nicht verfallen. Die Religion soll warm gehalten, aber nicht mit Dogmen und Ceremonien überladen werden.

Kirche, Schule, Kunst, Erfindungen und deren Verbreitung. — Man hüte sich, in Dingen dieser Art für fest zu halten, was wandelbar ist. Das Urtheil des Publicums ändert sich in Ansehung der Dichter, Künstler, philosophischen Systeme, historischen Ansichten; jede Zeit hat ihre geistigen Producenten, die sich gelten machen, aber die Empfänglichkeit jeder Nation nimmt ab, und es entsteht eine für classisch gehaltene Kunst und Litteratur, die für eine geraume Zeit fast stabil wird. Kälte gegen die Religion ist ihrer Natur nach vorübergehend, und nie so groß, als sie zuweilen scheint. Denn die Menschen wollen immer trotziger scheinen als sie sind. Sind die Culturstufen des gemeinen Volkes weit verschieden von denen der Geistlichen, so entsteht Hierarchie; hebt sich die Cultur, so entstehen Reformen.

Große Städte sind Mittelpuncte; aber in mehreren Großstädten bilden sich verschiedene Gedanken und Umgangsformen. Die kleinen und das Land ahmen die Mode nach. Gegenwirkung gegen die geistlose Nachahmung, Auseinanderhalten des-

sen, was zu früh in Einen Ton fallen will, ist Pflicht.

Bei manchen Nationen verändert sich Nichts; es gibt für sie keine Zukunft, wenn nicht von außen. Sie reifen nicht, sehen nichts Neues; sie versuchen nichts: denn die Natur ist gütig; die Furcht vor dem Despoten ist eingewurzelt, es gibt keine Ehre, sondern nur Genuß; ihre Religion ist Ceremonie und Aberglaube; ihr Familienleben gilt ihnen nichts, ihre Weiber sind eingesperrt als Sclavinnen.

Bei uns hofft und fürchtet man die Zukunft. Man handelt also, und führt sie herbei.

Einiges läßt sich voraussehen. Die Naturwissenschaften wachsen immerfort und machen sich mehr und mehr geltend. Die historisch-philologischen Wissenschaften haben keinen so reichen Boden; sie werden sich einem Stillstande nähern. Sie wirken aber dahin, die Zukunft an die Vergangenheit zu befestigen; denn je mehr man von der Vergangenheit weiß, desto mehr wählt man die Anknüpfungspuncte der Zukunft an die Vergangenheit. Allen Täuschungen wird nachgeschaut; sie können sich nicht halten. Macht der Wahrheit, Vergänglichkeit der Verleumdung! Die praktischen Ideen bleiben; aller Prunk nutzt sich ab; die Wirkung der schönen Kunst mindert sich, man ist ihrer gewohnt; sie gehen in die Breite, schon um neu zu sein. — Das Verwaltungssystem wird nie durch sich allein bestehen. — Auf ungeordnete Freiheit folgt Despotismus. — Alle wahre Macht wächst durch sich selbst, so lange sie nicht den Unwillen in einem großen Kreise gegen sich reizt. — Mit der Bevölkerung wächst die Reibung; Auswanderung als Hilfsmittel.

Unser ganzer Zustand ist sehr künstlich. Daher ist sehr nöthig, seine Bedingungen zu kennen, und nicht seine Stützen sinken zu lassen.

Die Zukunft entsteht aus der Meinung. Verschiedene Meinung gibt ungewisse Zukunft, weil das Ende des Streites nicht abzusehen. Also: haltet an der Wahrheit! also auch an den wahren Kräften, in Bodencultur, Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Religion, Sittlichkeit — in der Familie, in den Communen —; ohne Ueberspannung durch Eigensinn, ohne Schwindelei. Wollet nichts im Staate, was nicht den vorhandenen Kräften entspricht. Keine unsichere Neuerung! — Wollt nicht mehr wirken, als ihr könnt. Kein unwahres Veraltetes! — Seid bereit zum Zusammenwirken, aber wachsam gegen jeden Trug. Laßt euch nicht täuschen durch scheinbar gemeinnützige Pläne, die der Egoismus oder Ehrgeiz Einzelner vorbringt.

Die Zukunft entsteht großentheils aus dem Zusammenleben der Menschen von verschiedenen Ständen. Auf dem Lande: die Gutsherren, die Beamten, die Prediger, die Bauern. In kleinen Städten: die reichen Bürger, die Prediger, die Beamten, die Schullehrer, die Aerzte, die Krämer, die Handwerker, die Tagelöhner, — und deren Frauen. (Halbfremd: die einquartierten Soldaten.) In großen Städten die mannigfaltigsten Stände. Hier kommen Extreme von Reichthum und Armuth in Betracht, und leider meistens ein furchtbarer Pöbel, den Unruhstifter gebrauchen können. — Verschiedenheit der Handels- und Residenzstädte.

Das Gleichartige sammelt, das Ungleichartige scheidet und beobachtet sich. Corporationsgeist und Standesehre gerathen in Spannung. Diese Spannung mindern heißt wohlthun. (Interessantes Phänomen: das Leben in Badeorten, wo die Gesellschaft sich jedes Jahr von vorn an neu zusammensetzt, und wo der Einfluß des Geschäftslebens aufhört.)

Der Ueberdruß, welchen das Mißfällige der geselligen Berührungen hervorbringt, wirft nun Viele in die Einsamkeit zurück; bei Anderen entsteht gerade hier der Zunder, in den zuerst die Feuerfunken fallen, wenn Anlaß zu öffentlichen Unruhen ist. (Vor der Revolution in Frankreich hatten sich Adel, Geistlichkeit und Volk gegenseitig verachtet und gegen einander gespannt.) — Unzufriedenheit, welche ins tägliche Leben hineingreift, täglich drückt und spornt, bringt eine veränderte Zukunft hervor.

Erzwungener Höflichkeit ist nie zu trauen. Wahre Anhänglichkeit Vieler an den Hervorragenden ist dagegen das Princip der Sicherheit des Bestehenden. Nun gibt es aber nothwendig mehrere Hervorragende in verschiedener Hinsicht. Diese müssen unter einander in Harmonie sein; wo nicht, so bereitet sich eine andere Zukunft vor. —

Ferner muß jeder Hervorragende seine Anhänger unter einander in Harmonie halten. Die Unruhstifter dagegen gießen ihr Scheidewasser auf die Anhänger, um sie zu trennen, dann loszureißen, darauf die Hervorragenden zu entzweien und endlich zu stürzen, unter Vorspiegelung einer Gleichheit, die nie eintreten kann. Daß sie nie eintreten kann, müssen die Conservativen zur allgemeinen Einsicht zu bringen suchen.

138. Warum die Moral nicht zu vollenden ist.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 483–485.)

Die bisherigen Erörterungen (über die Pflichten des Einzelnen gegen sich und die Anderen, auf welche der Verf. die Gesellschaft als Object und Subject der Pflicht folgen läßt) über die Bedeutung, welche die verschiedenen Ideen für die Verhältnisse der Einzelnen zu einander haben, richteten sich nach der Verschiedenheit dieser Ideen selbst. Es läßt sich nun allerdings noch eine andere Ausführung derselben Aufgabe denken, welche, von den gegebenen Verhältnissen der Einzelnen ausgehend, fragt, wie jedes derselben durch sämmtliche Ideen bestimmt wird. Die kurzen Andeutungen über den allgemeinen Charakter der Beschäftigungen, der Dienst-, Gesinnungs- und Familienverhältnisse, die das dritte Buch enthält, müßten zu diesem Zwecke weiter ins Einzelne verfolgt werden. Man gewänne dadurch eine Charakteristik dieser concreten Verhältnisse vom sittlichen Gesichtspuncte aus. Es würde sich dabei zeigen, daß es wegen der Natur dieser Verhältnisse für jedes derselben einen Typus des bestimmten sittlichen Werthes gibt, den es in sich aufzunehmen vorzugsweise fähig ist. Vorzugsweise, nicht gerade ausschließend; denn die Rücksicht auf die Gesammtheit der Ideen soll keinem Verhältnisse ganz fehlen; aber nicht jedes concrete Verhältniß enthält gleich dringend die Aufforderung, gerade diese oder jene bestimmte Idee zu beachten. Darnach richten sich die bestimmten Pflichten, die Jemandem kraft dieses bestimmten Verhältnisses zu Andern obliegen. So mag hier das Recht, dort die Billigkeit, dort endlich das Wohlwollen in einer ihrer Gestalten und Anwendungen in den Vordergrund treten, gleichsam die sittliche Substanz gerade dieses Verhältnisses bilden; concrete Bestimmungen dieser Art hängen sehr wesentlich von der Natur der gegebenen Lebensverhältnisse, von den Gelegenheiten, Veranlaßungen und Aufforderungen zu einem bestimmten Handeln ab, die gerade sie mit sich führen. Auf diese Weise würden sich nun die besondern und bestimmten Pflichten, z. B. des Erziehers gegen den Zögling, des Arztes gegen den Kranken, des Kaufmannes gegen seine Kunden, des Geistlichen gegen die Gemeindeglieder, der Ehegatten, der Geschwister, der Seitenverwandten, der Nachbaren unter einander, des Rechtsanwalts gegen seine Clienten, des Dieners gegen den Herrn, und umgekehrt ableiten lassen. Diese Beispiele sind mit Absicht so bunt durch einander geworfen worden, um sogleich bemerklich zu machen, daß, wollte man über bestimmte Pflichten, die in der Anwendung der Ideen auf solche Verhältnisse wurzeln, etwas den individuellen Fall wirklich Treffendes sagen, man sehr tief in das Detail des Lebens eingehen müßte. Denn wenn man z. B. irgend ein Verhältniß des Verkehrs oder des Dienstes seinem allgemeinen Begriffe nach auffaßt, und daraus die Pflichten der Ehrlichkeit, der Treue u. s. w. ableitet, so ist das immer noch eine sehr allgemeine Abstraction, die höchstens die sittlichen Gränzen bezeichnet, innerhalb deren der einzelne Fall liegt. Die bestimmte Art der Ehrlichkeit und Treue, auf die es bei der Entscheidung über das bestimmte Handeln zumeist ankäme, hängt gerade von der Individualität des einzelnen Falles ab, der nicht unter einen einzigen allgemeinen Obersatz, sondern unter eine Mehrheit, mit Beziehung gerade auf diesen Fall sich eigenthümlich bestimmender Obersätze fällt. Alter, Geschlecht, bürgerliche Stellung, Bildungsgrad, nähere oder entferntere persönliche Beziehungen, Charakter und Individualität, der Blick auf Vergangenheit und Zukunft, neu eintretende Ereignisse führen hier unbestimmbar verschiedene, vielfach abgestufte und höchst veränderliche Modificationen herbei. Dazu kommt endlich, daß die sittliche Bedeutung solcher Verhältnisse, in denen es sich zunächst nur um Pflichten Einzelner gegen andere Einzelne zu handeln scheint, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Ordnung sehr oft gar nicht vollständig erwogen werden kann. So entwickelt sich ein Gewebe sittlicher Rücksichten, dessen mögliche Verknüpfung die Wissenschaft zwar ins Einzelne zu verfolgen den Versuch machen könnte, dessen besondere Structur aber für jeden Einzelnen ein Gegenstand seiner eigenen Untersuchung und Ueberlegung sein und bleiben muß. Und deshalb mußte es hier genügen, vielmehr auf die Grundlage und den wesentlichen Inhalt der Gesinnung zu verweisen, die der sittlich Gebildete für diese Behandlung seiner concreten Verhältnisse mitbringen wird, als bei jenen mannigfaltigen Einzelnheiten selbst zu verweilen[1]). Aus der Beziehung dieser Gesinnung auf die bestimmten Verhältnisse, in denen sich Jeder gerade findet, hat er sich seine Pflichten selbst zn construiren; und deshalb wurde schon früher gesagt, daß das Kategorische des sittlichen Imperativs einer nicht allgemein be-

stimmbaren Mannigfaltigkeit hypothetischer Modificationen unterliege.

¹) Das Ungenügende, das in der Aufzählung der einzelnen Pflichten für die einzelnen concreten Lebensverhältnisse liegt, wie sie die ältere Moral zu leisten suchte, hat seinen Grund hauptsächlich in der Allgemeinheit und der dabei unvermeidlichen Unbestimmtheit der so gewonnenen Vorschriften. Der üble Wille findet solchen Vorschriften gegenüber leicht Ausflüchte, die in der Berufung auf die Individualität des einzelnen Falles sogar gegründet sein können; der gute Wille des sittlich Gebildeten eilt dieser Vorschrift voraus und betrachtet sie als etwas Ueberflüssiges. Was die ältere Moral durch empirische Aufzählung zu erreichen suchte, findet sich in der sogenannten „speculativen Ethik" der neuern Schulen als Construction der „Gestalten" wieder, in der sich die Idee ihr Dasein gebe. Daß solche Constructionen im Grunde doch nur eine empirische Basis haben, ist im ersten Buche gezeigt worden; daß keine Construction dieser Art, selbst wenn sie wirklich Construction aus Begriffen wäre, das Detail des Lebens erschöpft, lehrt ein unbefangener Blick auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens ohne Mühe. Vgl. Herbart kl. philos. Schrift., Bd. III., S. 242.

139. Pflichten gegen fremde Ehre; Pflicht der Wahrhaftigkeit.

(Dasselbe Buch, S. 465—469.)

Von Jedem, der sich neben Andern als denkendes und wollendes Wesen äußert, entsteht in der Auffassung der Andern eine Meinung, ein Bild seiner Persönlichkeit. Die Richtigkeit dieses Bildes sammt der darüber ergehenden Beurtheilung hängt nun zwar ab von der Art, wie er sich den Uebrigen darstellt, und von der Fähigkeit der Letzteren, ihn aufzufassen und zu beurtheilen. Jedenfalls ist es aber ein natürlicher Wunsch, von Andern nicht für schlechter gehalten zu werden, als man ist; sein Bild nicht absichtlich entstellt und verfälscht zu sehen. Gesetzt nun, diesem Wunsche geschähe keine Genüge, gesetzt, die andern nähmen sich heraus, nach Willkür, ohne Rücksicht auf die Angemessenheit des Bildes an das Abgebildete, die Meinung über die fremde Persönlichkeit irre zu leiten, so hätte der, welchem dies geschähe, die Präsumtion eines Rechtes für sich, sich darüber zu beklagen. Der Gegenstand des Streites wäre hier eben das Bild, als Object einer möglichen Disposition; es würde wider den Willen desjenigen, dessen Bild es ist, anders darüber disponirt, als er selbst wollen kann; die natürliche und unverkünstelte Präsumtion geht dahin, daß das Bild als ein unmittelbares Eigenthum dessen betrachtet werde, den es abbildet. Deshalb nun kann auch ohne Berufung auf angeborne Rechte gesagt werden, daß Jeder ein Recht auf Ehrerbietung, auf die Achtung seines guten Namens hat. Darin liegt durchaus nicht, daß er ein Recht habe, über den gegründeten Tadel, die gerechte Geringschätzung Anderer sich zu beklagen; die Präsumtion geht bloß auf die Angemessenheit des Bildes an den Abgebildeten; aber er darf allerdings schon verlangen, daß Andere überhaupt kein Bild von ihm entwerfen, wo sie sich selbst etwa sagen müßten, in Zweifel und Ungewißheit zu sein: Jeder darf Vorsicht und Behutsamkeit in der Beurtheilung Anderer erwarten. Denn daß außerdem auch die Verkleinerung, die Verleumdung, die Klätscherei, Schmähungen und Beschimpfungen aller Art, rohe Ausbrüche gemeiner Leidenschaften auf der einen, leichtfertiger, bitterer und böswilliger Scherz und Spott auf der anderen Seite mehr oder weniger jener Präsumtion zuwiderlaufen, bedarf kaum einer Bemerkung. Für besondere persönliche Verhältnisse kann jene Präsumtion sich selbst darauf erstrecken, daß der Beurtheilte ein Recht hat, zu fordern, daß Andere ihm nicht den Schein erregen oder den Irrthum lassen, von ihm sei ein anderes Bild vorhanden, als wirklich vorhanden ist. Diesen Schein erregt z. B. der Schmeichler, der Liebediener, der insofern, noch abgesehen von der Niedrigkeit des Mittels, durch welches er seine Zwecke zu erreichen sucht, ein Unrecht begeht; diesen Irrthum läßt der, der verleumderische Urtheile da verheimlicht, wo der Andere ehrliche Offenheit von ihm erwarten durfte. Verbindet sich übrigens mit Handlungen, welche jene Präsumtion verletzen, noch Uebelwollen, oder wenigstens, wie namentlich bei der Rücksichtslosigkeit gegen die fremde Individualität, ein Mangel an wohlwollen-

dem Zartsinn, oder, wie bei der Schmeichelei und Kriecherei, innere Unfreiheit, so erhebt sich der vereinigte Tadel mehrerer Ideen.

Ein ähnliches Verhältniß geistiger Beziehungen, welches nicht bloß der Beurtheilung nach einer Idee unterliegt, sondern sie möglicherweise sämmtlich wider sich aufrufen kann, bezeichnen die Ansprüche auf Wahrhaftigkeit als die Art der gegenseitigen Mittheilung in Wort und That. Die Wahrhaftigkeit erscheint in Beziehung auf vorhandene Aufforderungen zu bestimmten Mittheilungen als Aufrichtigkeit, mit Rücksicht auf die Vollständigkeit und Unumwundenheit der Mittheilung als Offenherzigkeit, Freimüthigkeit, Biederkeit, mit Rücksicht auf die Sicherheit, mit welcher man der geschehenen Mittheilung vertrauen zu können glaubt, als Zuverläßigkeit, in Beziehung auf anvertraute Geheimnisse als Verschwiegenheit, in Beziehung endlich auf die Dauer und Stetigkeit des ganzen Verhältnisses als Treue und Redlichkeit. Allen diesen Formen steht die Lüge gegenüber, d. h. die durch irgend ein Zeichen (in den meisten Fällen durch die Sprache) vermittelte, gegen das eigene bessere Wissen mit der Absicht zu täuschen verbundene Falschheit. Außerhalb des Begriffs der Lüge liegen daher bloße Unwahrheiten, d. h. falsche, aus der eigenen irrigen Meinung [1]) hervorgegangene Aussagen, sodann diejenigen Formen der Darstellung und Mittheilung, welche ohne die Absicht der Täuschung, in der Umstellung der Wahrheit auf das Verständniß derselben rechnen, wie der Scherz, die Ironie, die Satyre, vorausgesetzt, daß der Andere sie zu verstehen im Stande ist; endlich alle künstlerischen Darstellungen, die ihrer Natur nach nicht gebunden sind an die Wahrheit des Factums. Eingeschlossen aber sind in den Umfang der Lüge alle Formen der Verleitung zum Irrthume, der Verstellung, der Verrätherei, der Zurückhaltung, wo der Andere einen Anspruch auf Mittheilung hat, endlich auch bloße Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, die mit der Absicht zu täuschen verbunden sind. Gleichwohl verrathen die Motive der Lüge eine große Verschiedenheit in dem Verhältniß der That zur Gesinnung. Die gemeinen Lügen mögen immerhin in der Regel aus einem egoistischen Motive hervorgehen, sei es nun Furcht, bei der verhehlenden, ausweichenden, oder Begierde, bei der anstrebenden Lüge; auch mögen die sogenannten Nothlügen sich meistentheils unter die eine oder die andere Classe subsumiren lassen; aber schon bei den sogenannten Höflichkeitslügen kann die Absicht, dem Andern einen Schmerz zu ersparen, sich einmischen, und, was man edle Lügen nennt, kann wesentlich durch ein, sogar mit Selbstaufopferung verbundenes Wohlwollen wesentlich charakterisirt sein. Außerdem kündigt sich für die verschiedenen Modificationen der Lüge von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen, von der an der Grenze des Scherzes stehenden bis zur boshaft-ränkesüchtigen eine solche Verschiedenheit und Abstufung des sittlichen Tadels an, daß daraus wenigstens die Verlegenheit begreiflich wird, in welcher sich die Moral den verschiedenen Formen der Lüge gegenüber dann befinden muß, wenn man die von den verschiedenen Ideen ausgehenden Gründe des Tadels nicht gehörig sondert, um das Maß ihres Gewichtes in der Beurtheilung concreter Fälle gehörig zu schätzen.

Stelle man nun zuvörderst die Absicht zu schaden bei Seite, welche der Lüge das Merkmal der Bosheit und Arglist gibt und sie ohne Weiteres der Verurtheilung des Uebelwollens unterwirft, so ruft sie doch schon als absichtliche Täuschung Billigkeit und Recht wider sich auf. Denn der Lügende setzt voraus, daß der Belogene ihm Zutrauen und Glauben schenke, er nimmt also eine Gabe in Anspruch, deren Empfänger zu sein unwillkürlich wohl thut, die also auch als Wohlthat durch Wahrheit vergolten zu werden verlangt, und welche durch Lüge und Falschheit zu erwiedern eine um so größere Verletzung der Billigkeit ist, je bewußter, je entschiedener und argloser das Vertrauen und der Glaube war. Je mehr der Vertrauende zu erkennen gibt, daß er vertraut, je bestimmter er erklärt, vertrauen zu wollen, desto bestimmter erscheint sein Vertrauen als That, und desto unzweifelhafter wird die Pflicht des andern, diese That zu vergelten, wie sie verdient. Außerdem liegt in dem Entschlusse, zu glauben, der Wille, das als Wahrheit zu nehmen, was als solche dargeboten wird; der Lügende nun, der sich diesen Willen zueignet, ihn vorgeblich befriedigt, in der That aber ihm zuwider ist, erzeugt durch die Lüge einen Streit, dessen Urheber er allein ist, dessen Tadel daher auch ihn allein trifft, weil ihm allein das mit der scheinbaren Ueberlassung der erwarteten Wahrheit verbundene Versagen derselben zur Last fällt. Er benutzt (acceptirt) und täuscht zugleich die Voraussetzung des Andern, daß das Wahrheit sei, was dafür geboten wird; er verletzt folglich ein Recht des Andern, welches eben dadurch entsteht, daß er dem Andern den Anspruch, auf eine wahrhafte Mittheilung zu rechnen, nicht nur gestattet, sondern auf diese vertrauensvolle Erwar-

tung des Andern geradezu den Effect seiner unwahren Mittheilung gründet. In beiderlei Beziehung vermindert sich nun zwar der Tadel, je nachdem die in den bezeichneten Verhältnissen stehenden Willen schwankender und unbestimmter werden, und das Verwerfliche der Lüge kann in concreten Fällen der rohen Einfalt, der gedankenlosen Zerstreuung, der faselnden Unbesonnenheit, der Hinterlist und Falschheit, der boshaften Dummheit gegenüber in einem solchen Grade abnehmen, daß die gute Absicht des Lügenden, falls sie nur wirklich reines Wohlwollen zur Quelle hat, durch den eigenen Werth dieses Wohlwollens ein Uebergewicht über das Verwerfliche der Lüge erlangt [2]). Dennoch kann niemals von einer eigentlichen Pflicht, die Wahrheit zu verletzen, gesprochen werden, wie die Bezeichnung edle Lügen anzudeuten scheint; sondern alle die Fälle, die man hier gewöhnlich anführt, gründen die Tadellosigkeit der Lüge auf eine solche Beschaffenheit des gegenüberstehenden Willens, bei welcher ein vollkommen reines sittliches Verhältniß nicht möglich ist; und die Veranlassungen, bei welchen der bessere Mensch sich eine Unwahrheit gestatten zu dürfen glauben kann, sind immer in einer sittlichen Mangelhaftigkeit der Bedingungen gegründet, unter welchen er zu handeln genöthigt ist. Wenigstens kann die Verletzung der Wahrheit, abgesehen von Wohlwollen, Billigkeit und Recht, niemals vollkommen in Einklang gesetzt werden mit der inneren Freiheit; sie untergräbt überdies, selbst in ihren leichteren Formen, die Möglichkeit einer wahrhaft sittlichen Gemeinschaft unter den Menschen, und das Urtheil: daß es in jedem Falle besser gewesen wäre, wenn die lautere Wahrheit unverkümmert und unverfälscht hätte mitgetheilt werden können, enthält eigentlich schon das Eingeständniß, daß es für die Verwerflichkeit der Lüge eine große Menge von Abstufungen, aber schlechterdings keinen absoluten Rechtfertigungsgrund derselben gibt.

[1]) Nicht: Nichtwissen. Der Nichtwissende kann ohne Verletzung der Wahrheit nicht den Schein erregen, als wüßte er, wo er nicht weiß.

[2]) Man betrachte z. B. die Lüge einer Mutter, die ihrem kranken widerstrebenden Kinde einen Löffel Medicin unter einer falschen Vorspiegelung eingibt. — Beispiele solcher Art gelten gleichwohl nicht für die sehr häufigen Fälle, wo man wenn auch in guter Absicht lügt, ohne vorher zu fragen und zu versuchen, ob nicht ohne Lüge das Beabsichtigte sich eben so erreichen lasse.

140. Pflichten gegen die Gesellschaft.

(Dasselbe Buch, S. 490—496.)

Fragt man zuvörderst, wie sich diese Tendenz zur Gesellung in dem sittlich Gebildeten äußern wird, so kann, vorzüglich wenn man größere gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne hat, der Fall nur selten eintreten, wo es einer Ueberlegung für ihn bedürfte, ob er überhaupt Gesellschaft stiften solle. »Man kann sich Andern, nicht eben so Andere sich gesellen;« Gesellschaft ist immer schon da; daher könnte zuerst nur die Frage entstehen: welcher der gegebenen Gesellschaften er sich anschließen solle. Für unzählige Menschen entscheidet sich diese Frage ganz einfach durch die Unmöglichkeit, sich die Gesellschaft, in welcher sie leben wollen, zu wählen; aber auch da, wo eine Wahl frei stände, muß sich diese Wahl wenigstens entscheiden, damit nicht die beschränkte Kraft des Einzelnen wirkungslos im Unbestimmten sich verliere. Diejenige Gesellschaft wird nun hier den Vorzug gewinnen, mit welcher in sittlich wirksame Verhältnisse zu treten die nächste Gelegenheit und Aufforderung vorhanden ist. Diese bietet in der Regel das Vaterland dar, an welches sich der Einzelne ohnedies durch die Familie, die Gemeinschaft der Sprache und Sitte, und durch die Anmuthung, ihm die Anfänge seiner eigenen sittlichen Bildung zu verdanken, gebunden findet. Nur sehr wenige Menschen sind innerlich und äußerlich befähigt (denn die innere Befähigung reicht ohne die Bedingungen der äußeren Wirksamkeit nicht aus), ihre sittliche Thätigkeit über die Grenzen des Landes, dem sie durch ihre Geburt angehören, ohne Verlust für die Reinheit und Präcision derselben zu erweitern. Für den Staatsmann oder Fürsten, für den Dichter und Denker mag in einzelnen Fällen der Gedanke an eine kosmopolitische Wirksamkeit etwas weniger als eine Chimäre sein; für eine ungeheure

Mehrzahl derer, die überhaupt etwas für die Gesellschaft wirken können, ist die Gesinnung des Patriotismus diejenige Erweiterung ihres gesellschaftlichen Strebens, innerhalb deren allein, und selbst dann noch bei weitem öfter mittelbar als unmittelbar, auf eine bestimmte Wirkung zu rechnen ist. Gleichwohl liegt darin nicht, daß der Einzelne an sein Geburtsland sittlich schlechthin gebunden sei. Wo es ihm die Bedingungen einer solchen sittlichen Thätigkeit, wozu er gerade sich specifisch befähigt und innerlich aufgefordert fühlt, entschieden versagt, da mag er sich einen andern Wirkungskreis suchen; er mag sich anschließen, wo die Möglichkeit der sittlichen Anschließung vorhanden ist.

Welche Wahl aber auch in dieser Rücksicht der sittlich Gebildete treffe, zweierlei liegt ihm in seinem Verhältnisse zur Gesellschaft unbedingt ob: er muß sich mit der Gesellschaft bekannt machen in Beziehung theils auf die in ihr schon vorhandenen oder noch fehlenden Elemente der Sittlichkeit, theils auf die in ihr sich vorfindenden Vehikel des Fortgangs oder Rückgangs; und sodann: er muß ein Bewußtsein seiner Individualität zu gewinnen suchen, um die Art seiner Anschließung an diese concrete Gesellschaft zu bestimmen, um den Punct zu finden, von welchem aus er an den sittlichen Aufgaben der Gesellschaft Theil nehmen könne. Kenntniß und Theilnahme sollen in Jedem die Grundlage eines echten Gemeingeistes bilden. Die Bethätigung dieses Gemeingeistes ist der Entschluß, nach dem Maße und der Richtung der persönlichen Kraft eine besimmte Stelle in der Gesellschaft auszufüllen. Mit einem Worte: die allgemeinste Pflicht des Einzelnen gegen die Gesellschaft ist, sich einem Berufe zu widmen und zwar einem bestimmten, „denn nur durch bestimmte Leistungen vermag der Einzelne in den Mittelpunct der gesellschaftlichen Freiheit zu gelangen.“ Durch diese sittliche Beziehung auf die Gesellschaft unterscheidet sich der Beruf von der bloßen Beschäftigung und der Arbeit. Beschäftigen wird sich Jeder, wie er kann und mag; arbeiten, Geschäfte treiben, wie er muß und wie ihn sein Vortheil treibt; einen Beruf hat er nur, indem er seine Geschäfte nicht als bloße Privatsache, sondern zugleich in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft betreibt und betrachtet. Soll der Beruf etwas Sittliches bezeichnen, so sollte man nicht das Verhältniß des Einzelnen zur Gesellschaft darunter verstehen, vermöge dessen er mit ihr gegen gewisse Vortheile gewisse Leistungen austauscht, sondern nur dasjenige, vermöge dessen er einen Theil der sittlichen Gesammtaufgabe in Beziehung auf die Gesellschaft zu der seinigen macht. Allerdings ist nur der geringste Theil menschlicher Arbeiten so beschaffen, daß die Beziehung auf den sittlichen Gehalt der Gesellschaft in ihnen so unmittelbar in die Augen springt, wie etwa bei den Arbeiten des Richters, des Lehrers und Erziehers oder ähnlichen; die meisten erscheinen vielmehr zunächst als bloße Privatsache, als untergeordnete Glieder in dem Systeme der Bedürfnisse und Genießungen, wie die Arbeiten der zahlreichen dienenden Classe, der Handwerker, der Kaufleute u. s. f. Obgleich indessen jene eine unmittelbare Wirkung auf die innere Articulation der beseelten Gesellschaft einschließen, diese meist nur eine mittelbare zulassen, so hängt doch auch bei den ersteren die Reinheit und Vollständigkeit ihrer Wirkung fast ganz und gar von dem Geiste ab, in welchem sie erfüllt werden; ob nämlich die Einzelnen sie nur als einen Lohndienst oder wirklich als sittlichen Beruf treiben. Und etwas von dieser Gesinnung kann und soll überhaupt jedem Arbeiter innewohnen; in jedem, der ein Geschäft treibt, das nur nicht unsittlich ist in sich selbst, soll sich das Bewußtsein entwickeln, daß das Ganze auch auf seine Leistung rechne, und daß diese Leistung tüchtig und gut darzustellen, ihm in den Augen der Gesellschaft zur Ehre gereichen werde. Dieses Bewußtsein bezeichnet ganz allgemein und ohne Rücksicht auf besondere gesellschaftliche Auszeichnungen das, was man Standesehre nennen kann. Um freilich ein solches Selbstgefühl zu erzeugen, muß die Gesellschaft namentlich den niederen Classen entgegenkommen; erst wenn und in welchem Grade es sich in diesen gebildet hat, kann die Gesellschaft auch auf sie mit Sicherheit rechnen. Eine Gesellschaft, die sich nicht die Mühe geben will, den natürlichen Egoismus und die natürliche Uncultur der niederen Classen zu heilen, wird das Dasein derselben immer nur als eine Last empfinden, deren sie gleichwohl nicht entbehren kann.

Daß zu der Erfüllung eines bestimmten Berufes Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehören, daß jene erworben, diese geübt sein wollen, daß es folglich eine Vorbereitung auf den Beruf gebe und daß diese Vorbereitung zur rechten Zeit so weit vollendet werden müsse, daß sie eine hinlängliche Gewähr für die individuelle Tauglichkeit darbiete, das Alles versteht sich von selbst. Eine große, schwerlich jemals ganz zu hebende Schwierigkeit liegt hier darin, daß die Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf in der Regel früher be-

ginnen muß, als jene beiden Bedingungen, Kenntniß der vorhandenen Gesellschaft und der in ihr wirksamen Vehikel des Fortschritts oder Rückschritts, und Vergleichung der eigenen Individualität mit den verschiedenen möglichen Berufsarten, von den Einzelnen selbst mit einer Klarheit erfüllt werden können, die ihm die Ueberzeugung gebe, daß sein äußerer Beruf zugleich sein innerer sei. Dazu kommen in vielen Fällen die Beschränktheit der äußeren Lage, der Gang der Ereignisse, die den Einzelnen bald hierhin, bald dorthin führen, und ihm keine stetige Verfolgung des betretenen Weges gestatteu, endlich gesellschaftliche Einrichtungen, die nicht Jedem jede Stelle in der Gesellschaft zugänglich machen; selbst in dem eigenen Innern stehen gerade den besseren Menschen, die es mit der Aufgabe ihres Lebens ehrlich meinen, oft Umwandlungen bevor, die sie an ihrer Befähigung für einen bestimmten Beruf zweifeln lassen. Daher geschieht es, daß nicht immer die rechten Menschen an die rechten Stellen kommen; und dadurch erleidet die Gesellschaft gerade bei denen den größten Verlust, deren Befähigung geeignet wäre, in bestimmten Kreisen eine directe Einwirkung auf sie auszuüben. Dem Verluste so vieler Kräfte und den verderblichen Fehlgriffen, die hier in der Wirklichkeit häufig sind, kann wenigstens zum Theil dadurch entgegengewirkt werden, daß zuerst die Gesellschaft selbst die Ursachen derselben möglichst hinwegräume, die nicht in dem natürlichen Entwickelungsgange des Einzelnen selbst liegen; daß sie also den verschiedenen Berufsarten eine allgemeine und nur von der Rücksicht auf Tüchtigkeit und Befähigung abhängige Zugänglichkeit sichere; sodann dadurch, daß die Abrichtung und Einübung der Einzelnen nicht der eigentlichen Erziehung zu geistiger Selbständigkeit vorgreife oder sie verdränge. Denn eine solche Erziehung allein kann den Einzelnen auf den Punct stellen, wo er, sich selbst betrachtend, nach eigner Einsicht richtig bestimmen und wählen kann, was er der Gesellschaft sein könne, was nicht. Außerdem werden die Schwierigkeiten in der Wahl des Berufs um so mehr verschwinden, je mehr die specifische Verschiedenheit der Berufsarten sich in der gemeinschaftlichen Beziehung derselben auf gleiche oder verwandte Zwecke ausgleicht; dadurch würde sich vielleicht eine größere Leichtigkeit der Uebergänge und ein innerer Zusammenhang der durch sie geforderten Thätigkeiten bilden, die dem Einzelnen von seinem individuellen Standpuncte aus mannigfaltige Wege eröffneten. Die daraus für ihn erwachsende Begünstigung würde die Annäherung der wirklichen Gesellschaft an die beseelte Gesellschaft wenigstens theilweis von selbst herbeiführen; denn je mehr sich die sittlichen Bestrebungen der Gesellschaft mit denen des Einzelnen begegnen, je bereitwilliger folglich auch der Einzelne ist, auf dasjenige Individuelle, was sich jenen nicht anschließen kann, Verzicht zu leisten, desto leichter wird es ihm werden, in die Richtung des gesellschaftlichen Wollens einzugehen.

In der Wahl und Erfüllung eines bestimmten Berufs liegt aber auch zugleich die Hinweisung auf die Grenzen der Thätigkeit, welche dessen Bestimmtheit dem Einzelnen anweist. So gewiß Jeder wollen soll, der Gesellschaft alles das zu sein, was er ihr sein kann, so gewiß soll er ihr das nicht sein wollen, was er ihr nicht sein und leisten kann. Dieses Zurücktreten, dieses Sich-selbst-Beschränken ist durchaus nothwendig, wo aus dem gesellschaftlichen Wirken vieler einzelnen, verschiedenartig Befähigten und Gebildeten, ein harmonisches Ganze entstehen soll; wo Jeder sich vordrängt und zufährt, Alles verstehen, anordnen, ausführen will, da müssen eben so Mißverhältnisse entstehen, als wenn in einem Concerte jedes Instrument alle übrigen ersetzen wollte. Die Gründe für die Grenzen der Geschäftigkeit liegen in den Grenzen individueller Kraft und Befähigung, und in der, gerade in der Gesellschaft nothwendigen Rücksicht auf die Thätigkeit und Befähigung Anderer. Wo verschiedenartige Zwecke durch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken sollen erreicht werden, da dürfen sich die einwirkenden Kräfte, jede einzeln genommen, nicht zersplittern, wenn ein großes und bedeutendes Gesammtresultat hervortreten soll; die besonderen Energien bestimmter, und darum allerdings, jede für sich betrachtet, einseitiger Bestrebungen sind allein geeignet, nach Rücksichten der Vollkommenheit den größtmöglichen Totaleffect hervorzubringen. Andererseits gibt es Arbeiten und Aufgaben, von denen der Einzelne sich wird sagen dürfen, daß sie nur durch ihn gelöst werden können, Verhältnisse, wo gerade auf ihn gerechnet wird, und daraus entstehende unübertragbare Pflichten; aber es gibt deren noch weit mehrere, wo er selbst auf die Mitwirkung Anderer rechnen, ihre größere Befähigung anerkennen muß, und wo ihnen vorgreifen, das aufgegebene Werk vielleicht aufhalten oder unmöglich machen würde. Daß Jeder seine Schuldigkeit thue, unverdrossen, ohne Nebenabsichten, präcis, so, daß Andere mit Sicherheit auf ihn rechnen können, dieses τὰ αὑτοῦ

πράττειν, in welchem Plato den eigentlichen Ausdruck für den Begriff der δικαιοσύνη fand, schließt daher selbst eine Resignation nicht aus, die sich das Handeln lieber versagt, als sich der Gefahr aussetzt, durch fragmentarische, vielleicht nicht einmal richtig angelegte Versuche Andern den Platz eines richtigeren Thuns zu verbauen. An diese Resignation sich zu erinnern, ist um so wichtiger, je energischer der Trieb ist, sich selbst in einer mannigfaltigen Geschäftigkeit darzustellen, und je leichter daraus ein falscher Enthusiasmus entspringt, der die eigene Vorliebe mit dem Ideale gesellschaftlicher Einrichtungen verwechselt und über beiden die Bedingungen der Ausführung vergißt. Die Quellen dieses Triebes sind bei weitem nicht immer ein unverfälschtes Interesse an der sittlichen Gestaltung der Gesellschaft, sondern oft Eitelkeit, Ehrsucht, Herrschsucht, die einen großen Kreis zur Folie des eigenen Glanzes machen will, die es nicht ertragen kann, sich unterzuordnen, und mit dictatorischer Härte in Verhältnisse eingreift, welche zu respectiren die eine oder die andere von den Ideen selbst unmittelbar gebietet. Je stärker die dadurch hervorgerufenen Kraftäußernngen sind, je mehr sie durch äußere Umstände begünstigt werden, desto leichter vermögen sie den Einzelnen über die Grenzen hinauszutreiben, innerhalb deren für ihn eine tadellose sittliche Thätigkeit möglich war, und desto gewisser werden sie nicht nur die Gesellschaft verwirren, sondern auch den Einzelnen in Ansprüche und Collisionen verstricken, denen er unterliegen muß, oder deren Wirkungen er nur durch neue Gewaltschritte entgehen kann.

Gleichwohl liegt in der Hinweisung auf diese Grenzen der Geschäftigkeit nicht das Geringste von jener indolenten Gleichgiltigkeit gegen das Ganze der gesellschaftlichen Angelegenheiten, die, wo auch der Hand versagt wäre, wirksam einzugreifen, sich einen freien Blick und die Gesinnung der lebendigen Theilnahme zu bewahren zu träge oder zu gedankenlos ist. Vielmehr schließt diese Gesinnung schon die erste Forderung ein, welche der Einzelne in Beziehung auf die Gesellschaft zu erfüllen hat, die der Kenntniß und Theilnahme; nur dadurch, daß sie in allen Einzelnen lebendig ist, kann verhindert werden, daß die Theilung der Arbeit nicht die innere gesellschaftliche Einheit auflöse, und die geistige Verknüpfung des Ganzen in einen äußerlichen Aggregatzustand verwandle. Soll die gesellschaftliche Verknüpfung überdies eine Tendenz zur beseelten Gesellschaft enthalten, so muß der Gedankenkreis jedes Einzelnen sich nicht nur zu den Ideen erheben, sondern auch, in der wirklichen Gesellschaft, zu der Reflexion auf die Mittel und Bedingungen erweitern, von welchen gerade hier und jetzt ein Fortschreiten zum Bessern abhängt; er muß eine Empfänglichkeit in sich cultiviren, die sich für die Leistungen der übrigen und ihr Verhältniß zu den gesellschaftlichen Aufgaben nicht spröde abschließt. So bleibt Jeder, betrachtend, theilnehmend, urtheilend, in dem allgemeinen Centrum der gesellschaftlichen Bestrebungen, in welche er gleichwohl handelnd nur von einer bestimmten Seite her eingreift; und diese vielseitige Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Edle, welches von Verschiedenen auf den verschiedenen Stellen der Gesellschaft erstrebt wird, zusammengenommen mit der ausgezeichneten Tüchtigkeit seiner besonderen Leistungen, bezeichnet die Aufgabe des Einzelnen in seiner Beziehung auf die Gesellschaft.

III. Die Morphologie des Geistes, oder die Wissenschaft von den ursprünglichen Selbstdarstellungen des Geistes.

1. A. Phonologie, oder die Sprachwissenschaft.

141. Drei Arten der Grammatik.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Grammatik I. [1819], Vorrede.)

Das grammatische Studium kann, der verschiedenen Richtung nach, ein philosophisches, kritisches oder historisches sein.

Die Philosophie hat von jeher gestrebt, auch in die Natur der menschlichen Sprache zu dringen und aus der Vergleichung der Wörter, sowie ihrer merkbaren Verhältnisse unter einander das Räthsel des Ursprungs und zugleich der Mannig-

faltigkeit aller Zungen zu lösen. Jemehr solchen Untersuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortstoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche, fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Kratylus); desto mehr nähern sie sich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verstehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die bloß zufällige Vergleichung der Begriffe und selbst wenn tiefsinnige Abstractionen zu rohen, d. h. unaufgelösten Wurzeln gehalten werden, nicht schon die geistige Verwandtschaft der Wörter in einzelnen Lichtstrahlen hervorbrechen sollte. Die Kenntnisse der Griechen von der übrigen Welt waren indessen zu beschränkt, und jedem neueren Etymolog stehen Hülfsmittel und Vorräthe zu Gebot, welche sie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Römer in diesem Felde leiden nicht bloß an äußerer, sondern auch an innerer Beschränkung, es sind meistens sorgsame, scharfsinnig gesponnene, aber in der Hauptansicht geistlose Sammlungen (z. B. Varro's). Neuere Etymologen von Isidor an bis auf die heutigen stehen in üblem Ruf und man pflegt ihre an kühnen, luftigen Systemen verschwendete Belesenheit und Mühe zu bedauern; es liegt in diesem Vorwurf etwas Ungerechtes und zugleich Natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philosophie nicht weniger gewagt aufgestellte, unsichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieses, weil Etymologien in der That die angreiflichsten Dinge von der Welt sind und ihre schiefe oder lächerliche Seite sogleich in die Augen springt. Ein gegründeter Tadel, welcher die meisten und selbst die scharfsichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, scheint mir, daß sie immer zu schnell bauen und Jeder für sich die Sache fertig bringen wollen. Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichungen fortschreiten; so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unsern Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen.

Außer dieser etymologischen ist noch eine andere philosophische Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abstracter zu Werke geht und ohne Rücksicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logisch erörtert. Mit welchem Geiste dergleichen Untersuchungen angestellt werden können, weist Bernhardi's Sprachlehre; es kommt mir nur vor, wenn man schon von dem bisherigen historisch schwankenden Boden (der, wenn auch nicht genannt, doch von selbst die Unterlage hergibt) zu den letzten Gründen übergehen will und gleichsam das Nahe unbekannter und ungewisser ist, als die gesuchte Weite, daß zukünftig aus den geschichtlich eröffneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können, die an Wahrheit, Fülle und Ueberzeugung die vorausgehenden Versuche weit hinter sich lassen. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg sein, insofern ausgebildete Abstractionen über Begriff und Wesen der Sprache vorläufig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unsere deutsche Sprache, wie in der That vorgeschlagen worden ist, angewendet werden sollten.

Von dieser philosophischen Richtung des grammatischen Studiums unterscheidet sich die kritische, deren Wesen auf das Praktische hingeht. Sie will die sinkende oder doch sich ändernde Sprache festhalten und setzt, weniger aus einer innern Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen gegebenen besten Schriftstellern gewisser Zeiten ein System zusammen, von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Diese Idee hat sich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutsche sollten uns dankbar erinnern, daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutsches Reichswörterbuch aufgestiegen ist, vielmehr die späte Wiederherstellung unserer Poesie und Prosa, nachdem jene französische Ansicht schon ihr Ansteckendes verloren hatte, als ein Glück ansehen. Denn wo sie im Einzelnen dennoch wirkte, das brachte uns weniger Schaden. Gewirkt aber hat sie, insofern z. B. die mit Lessing und Klopstock Unzufriedenen darauf hinarbeiteten, Muster aus dem vorausgehenden Zeitraum, späterhin die Tadler der neupoetischen Schule, Muster aus Klopstock, Hölty, Bürger und Voß obenhin zu stellen. Es scheint freilich noch immer zuläßiger, die gegenwärtige Sprache mit dem Ansehen früherer bedeutender Schriftsteller im Zaum und Zügel zu halten, als sie mit philosophischen Abstractionen zu beherrschen; dieses ist jedoch beinah unausführbar, jenes ausführbarer und etwa darum gefährlicher. Eine sichtliche gute Wirkung der wiedererweckten Neigung zu den altdeutschen Denkmälern besteht darin, daß sie den Glanz musterhaft scheinender Sprachausbildung von der zuvor im Auge gehabten Zeit ab auf eine längst vergessene frühere geworfen und

durch Erregung des historischen Studiums unsere Sprache weit freier gemacht hat. Denn die alten Autoritäten verdunkeln oder widerlegen die vorgeschützten neueren, ohne daß sie selbst so leicht zu unmittelbarer Anwendung gelangen könnten; in unserer Sprachverfassung haben wir uns vor Nichts mehr zu hüten, als vor dem was sich unmittelbar und geradezu eindrängen will.

. . . . Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frei zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie. Unter den Griechen fanden sich gelehrte Kritiker oder Grammatiker, welche die größte Sorgfalt darauf verwandten, den Text der alten Dichter, vorzüglich Homers, rein zu bewahren, herzustellen und zu erläutern. Ihre Scholien schreiten häufig in zuweit getriebene Spitzfindigkeiten aus, allein sie enthalten einen Schatz von Bemerkungen, ohne welche der Nachwelt vieles von dem Wort und Sinn der Quellen räthselhaft geblieben sein würde und das ist eine gute Weise, wie man die Denkmäler der Vorzeit ehren soll durch unverrückte Festhaltung ihrer Gestalt und Erklärung ihrer Dunkelheiten, nicht durch unwürdiges Abändern und Erneuern. Auch kann es keine andere praktische Richtung der Kritik geben, als die in das Wesen jedes einzelnen Schriftstellers zu dringen und ihn von den Flecken fehlerhafter Abschriften zu säubern sucht; nicht eine solche, die aus ihm oder aus mehrern allgemeine Gesetze für die übrigen, sogar für die Sprache der spätern Zeit ziehen möchte. Den griechischen Scholiasten mangelt eigentlich nur der historische Maßstab, sonst würden sie vollendetere Arbeiten geliefert und sich vor Abwegen gehütet haben, die sie kaum umgehen konnten. Bei den lateinischen Grammatikern, von Donat und Priscian an zu rechnen, hat sich schon mehr gesondert, was zu der bloßen Betrachtung der Sprache gehört und was die übrigen Theile der Kritik befaßt. Das Verhältniß war aber auch ein ganz anderes. Die Sprache hatte sich nicht natürlich, sondern gewaltsam und plötzlich gesenkt, sie war ausgestorben, weil die rohe Verwirrung der romanischen Mundarten kaum noch als ihre Fortsetzung betrachtet werden konnte; die dringendste Sorge mußte sich auf die Ergründung ihres innern Baues aus den bewährten Quellen der alten Zeit wenden. Diese Männer, welche mit Belesenheit und nicht ohne Scharfsinn die Aufgabe lösten, aus der lateinischen Sprache eine Schulsprache zu machen, sind die Stifter der neueren Grammatik, vielmehr die Urheber der meisten bis jetzo gültigen grammatischen Terminologien geworden. Die heutigen Grammatiker sollten die Genauigkeit der lateinischen mit dem weiteren Blick der griechischen zu vereinigen streben, und sich vor Allem des Vortheils bedienen, der ihnen durch die unverhältnißmäßige Erleichterung der historischen Richtung fast von selbst in die Hand gegeben ist.

Man muß sich wundern, wie unhistorisch die neueren Sprachen alle und zumal die des deutschen Stammes behandelt worden sind. Eine Fülle von Denkmälern war uns verliehen, und seit vier Jahrhunderten gebrach es weder an Liebhabern noch an Herausgebern wenigstens der ältesten und ehrwürdigsten darunter. Die Kenntniß der Wurzeln vervollkommnete sich zwar, aber die Grammatik selbst blieb beständig zurück; wer die alten Quellen untersuchen konnte, las sie theils in anderweiter Absicht, theils vernachläßigte er die Betrachtung des mittleren Zeitraums, welcher gleichsam zur Brücke dienen muß, um auf den Zusammenhang der neuen mit den ältesten Sprachformen zu leiten. Die Grammatiker ihrerseits bekümmerten sich selten oder gar nicht um die Denkmäler der mittleren geschweige der alten Zeit, sondern achteten höchstens auf das nächstvorhergehende, indem sie gewöhnlich von der eingebildeten Vortrefflichkeit des dermaligen Standes der Sprache befangen, aus seinem Maßstab allein alle Gesetze zu erklären, oder vielmehr ihn zum Gesetz für die Zukunft zu erheben bemüht waren. Vielleicht herrscht in keinem andern Theil unserer Litteratur eine ähnliche Leere bei aller anscheinenden Fruchtbarkeit, als in der Grammatik; ohne jene vorhin getadelte unmittelbare Anwendung auf den Schulgebrauch würde das jährliche Erscheinen immer neuer Sprachlehren völlig unbegreiflich sein. Diese Menge von Büchern kann Jeder, der auf den rechten Pfad zu treten gesonnen ist, ganz ungelesen lassen.

Von dem Gedanken, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmählig deutlich und die Uebergänge gelöst, wenn das Neue

sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

Ich hätte mich auf die Untersuchung der uns in Deutschland zunächst liegenden Ueberbleibsel der althochdeutschen Mundart, für deren sicheres Verständniß eine feste, grammatische Behandlungsart nicht bloß wünschenswerth, sondern unerläßlich war, beschränken können und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwischen stand mir bald vor Augen, daß ohne das Gothische als Grundlage überhaupt Nichts auszurichten wäre und selbst die Anknüpfung der Sprache, wie sie von den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts war geredet worden, an unsre heutige mißlingen würde, wo nicht die Einflüsse der niederdeutschen Mundart in den Anschlag kämen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutschen: sächsische, anglische und friesische Bedacht genommen werden, woran sich wiederum die nordischen, ohnedem in Absicht auf unverkümmerte, freie Entfaltung voraus gesegneten Sprachen von selbst fügten. Der Erfolg scheint mir bewährt zu haben, daß keine einzige dieser vielfachen Mundarten des großen deutschen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelassen werden dürfen.

142. Zwei Arten des Sprachstudiums.

(Dasselbe Buch I. dritte Ausgabe [1840], Vorrede.)

Es gibt zwei arten des sprachstudiums, die auch wohl in mir zum zwiespalt gekommen sind.

Der einen ist die sprache für den zweck, sich der literatur des alterthums zu bemächtigen, ein bloßes mittel, aber freilich von gewaltiger fülle und unerschöpflich. Das ziel des philologen scheint errungen, wenn er nach und nach bei der sprache völlig einwohnt, und durch lange unausgesetzte übung des sinnlichen und geistigen anschauens sich ihre gestalt und gebärde so aneignet, daß er sie fast wie seine angeborne handhaben und nunmehr zur herausgabe und sichtung der überlieferten, immer von neuem gelesenen und doch unausgebrauchten denkmale auf mannigfache weise verwenden kann. Dabei bedingen sich inhalt und form wechselseitig, und indem das verständnis der rede und poesie wächst, wird auch lohnende ausbeute für die grammatik davon getragen. Diese schreitet mehr mit festem als kühn erhobenem fuß, mehr mit gesundem als weit tragendem blick auf der reich abwechselnden oberfläche vor, gleich als scheue sie sich, durch graben in den grund, jene zu versehren. Ihre richtung wird vorzugsweise nach der syntax gehn, deren zarteres gewebe die blüten und früchte des bodens erkennen lassen, und aus welcher die seele der sprache vornehmlich hervorbricht. für die schwankenden laute und schlüpfrigen formen genügt es jede sichtbare erscheinung fleißig und, wie hergebracht ist, aufzustellen, ohne sie um ihren ursprung zu befragen; in der lehre von den wortbildungen zieht das entblößen der wurzeln weniger an als ableitung und composition. Alle regeln dienen der sprache, gewissermaßen den glanzpuncten der literatur, und wer den nur wider willen in unangebaute oder verlassene gegenden geleitet. Das ganze grammatische studium nimmt einen unverrückten bezug auf das vorhin bezeichnete geschäft der critik und findet darin seinen ersten beruf wie seine letzte befriedigung.

Minder um lebendige äußerung und gesammteindruck zu thun ist es der andern behandlungsart, die wir dafür in das innere dringen und sich die sprache zum unmittelbaren zweck machen sehn. Es ist recht daß die sprache schon um ihrer selbst willen getrieben und ein gesetz aufge-

sucht werde, nicht das oben an ihr erscheine, sondern inwendig in ihr walte. Man könnte diese Sprachforschung im gegensatz zu jener behaglich anschauenden die zergliedernde nennen, weil nicht sowol der natürlich freien bewegung aller gelenke oder dem leisen athemzug der sprache gelauscht, als vielmehr in ihren leib eingeschnitten wird, dessen knochen und sehnen zu ernsterer besichtigung einladen. Wie nun die fortschritte der anatomie überhaupt von vergleichung abhängen, ist auch hier eine vergleichende sprachkunde entsprungen, welche sich ihre regeln aus dem nebeneinanderhalten des geschichtlich abgestuften, so wie des zwar verschiednen, jedoch verwandten und sich berührenden bildet. Solche untersuchungen verfolgen aber minder den gang und die schicksale der dichtkunst, sie finden an dem bloßen stof einer armen unaufgeblühten sprache, selbst eines rohen dialects, wie an den edelsten erzeugnissen einer classischen literatur ihre nahrung. Vor allem werden sie die einfachsten elemente des lauts und der flexion zu erfassen streben und sich in weit geringerem maße auf die syntactischen verhältnisse richten. Dem vergleichenden sprachforscher gelingen kühne anwendungen seiner ausersehnen regeln auf stellen und strecken eines fast endlosen gebiets, das er nie vollständig zu bewältigen vermag. So sehr die menge der aufgespürten und geschickt aus der erde gezognen wurzeln überrascht, ist doch der reiz zur zerstreuung schwer zu besiegen, und unausweichliche folgerungen drängen zu einer oft schwindelnden höhe hinan, von welcher noch streiflichter herabfallen, die sich allzu leicht verwirren. Zu dem segen ausgibiger ernten, wie sie auf den engumzäunten fluren jener erstgeschilderten philologie gehalten werden, scheint die sprachvergleichung nur dann befähigt, wenn sie von ihrer sichern grundlage sich langsam und bedächtig zu erheben trachten will. Sie hat das mittel gefunden, die wilde, allen verleidete etymologie zu zähmen und zu züchtigen und der alten willkür ein ende gemacht; sie würde ihr aber neuerdings riegel und thor öfnen, wenn sie das fundament, statt es weiter aufzurichten, von dem geflechte zahlloser ausnahmen und anomalien überwachsen ließe. Es ist wahr, daß in der organischen sprache keine anomalie vorkomme, die nicht auf dem grund eines tiefer gelegnen gesetzes ruhe, keine ausnahme, die nicht, wolverstanden, die regel bestätige. Alle methode hängt aber davon ab, daß man dem gesetz vor der anomalie und der regel vor der ausnahme den rang lasse.

Doch wer möchte gaben und ergebnisse, fehltritte und mängel, die sich in dem betrieb der sprachkunde hervorthun, so gegen einander wägen, daß ein ausschlag erfolgen und die eine vor der andern richtung rathsam erscheinen könnte? Ich, der ich mich von beiden angezogen und auch zuweilen entfernt fühle, habe nur rechenschaft ablegen wollen von dem verfahren, welches mir für die deutsche grammatik auf dem punct, wo sie gegenwärtig steht oder bis wohin es sie zu bringen mir gegeben ist, das angemessenste zu sein däuchte. Thorheit wäre es die vortheile zu verleugnen oder herabzusetzen, welche auch unsrer sprache aus gepflogner vergleichung der ihr auf manigfalter stufe verwandten erwachsen sind; nicht nur unser eigenthum haben wir dadurch genauer kennen lernen, früher unverstandnes wurde uns plötzlich erschlossen, sondern auch steg und brücke geschlagen, über welche hin ferne zeiten und länder zu erreichen stehn, mit denen wir vormals unmittelbarer zusammen hiengen. Aber unbesonnen scheinen würde, wer diesem freilich offenbaren und die deutsche sprache als nothwendiges glied einer großen kette nachweisenden zug solchen einfluß gestatten wollte, daß nach ihm allenthalben die lebensvolle eigenheit unsrer zunge gestimmt und geregelt werden müste. Alle meine arbeiten haben sich dabei wol befunden oder sind vielmehr nur daran erstarkt, daß ich ein früher unscheinbares und übersehnes vaterländisches element hervorzuheben und zu festigen geflissen gewesen bin. Die zertheilung des ganzen sprachstamms in verschiedne ableger verlangt für jeden derselben, neben beibehaltung allgemeiner, auch noch besondere kennzeichen, nachdem seine wurzeln in der neuen, gleichfalls schon altgewordnen heimat einschlugen und forttrieben. Nicht bloß abweichung, sondern selbst gewohnheit kann dann über das auffassen der formen entscheiden. Die lateinische und griechische grammatik, nicht einmal die slavische, werden die anordnung ihrer declinationen und conjugationen kaum abändern zu gefallen einer noch so begründeten einsicht in das frühere verhalten. Wir Deutschen stehn in dem vortheil, daß die theorie unsrer sprachformen nirgends festgewachsen ist, sondern erst vor kurzem historisch zu bestimmen versucht wurde; sie darf also nachgibiger und schmiegsamer sein, obgleich sie wol thun wird, bei allem dem zu beharren, was ein ihr eigenthümliches gepräge ankündigt, und hiernach bin ich zumal in darstellung der ablaute verfahren. Ich bekenne auch, daß es mir größere freude macht, im ruhigen sinne der classischen philologie unsre formlehre zu vervollständigen, z. b. ein bisher unent-

decktes starkes verbum wirklich nachzuweisen, auf das in der vergleichenden grammatik vielleicht nur ein geringes gewicht fallen würde. Denn wurzeln telben (wie sich unsre alte sprache ausdrückt), ist trocken, und in den quellen lesen süß, weil es mehr als eine frucht tragen kann. Aber entschlagen mag ich mich auch keineswegs der bedeutsamen aufschlüsse, die das studium des sanskrit und anderer alten oder noch fortlebenden sprachen für das deutsche an hand bietet; kenner derselben werden, wie mich bedünkt, eher billigen als tadeln, daß ich unsre regeln rein und unvermischt mit den resultaten, die ihnen ohnehin schon bekannt sind, vortrage, so wie ich mir diese darum desto unbefangner zu nutze machen kann.

143. Aus einer Kritik der Grimm'schen Grammatik.

(*Franz Bopp*, Vocalismus [1836] S. 1—7.)

Es kann als eine Thatsache angenommen werden, welche durch die vergleichende Sprachen-Geschichte, wozu das vorliegende Werk einen sehr schätzbaren Beitrag liefert, erwiesen wird, daß die grammatischen Formen und der gesammte Organismus der Sprachen das Erzeugniß ihrer frühesten Lebensperiode sind, wo sie, bei voller Jugendkraft gleichsam wie Blumen und Früchte aus jungem Stamm hervorsproßten. Die Sprachen sind nämlich als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprincip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äußerlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder mißbrauchen, d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren. Wie lange die Sprachen in ihrer vollen Lebens- und Zeugungskraft sich erhalten, läßt sich nicht bestimmen, eben so wenig als die Zeit, die sie brauchen, um zu ihrer vollendeten Ausbildung zu gelangen; gewiß aber ist es, daß der Zustand, in welchem wir die vollkommensten Sprachen des Alterthums durch Litteratur festgehalten finden, nicht derjenige ist, in welchem dieselben, in grammatischer Beziehung, erst ihrer Reife entgegen giengen, und die Aufgabe, die sie zu lösen hatten, noch zu lösen im Begriffe waren, sondern ein Zustand, in welchem sie das ihnen bestimmte Ziel bereits überschritten hatten. Wir ergreifen sie nämlich in einem Zustande, wo sie syntaktisch zwar sich noch vervollkommnen mochten, in grammatischer Beziehung aber schon mehr oder weniger von dem verloren haben, was zu der vollendeten Einrichtung gehörte, in welcher die einzelnen Glieder in genauem Verhältniß zu einander standen, und alles Abgeleitete noch durch ein sichtbares, ungetrübtes Band an das, wovon es ausgegangen, sich anschloß.

Wenn wir bei den ältesten und vollkommensten Sprachen nicht selten genöthigt sind, da wo wir Bruchstück und Zusammenhangloses, für sich Unerklärbares wahrnehmen, uns nach verschwundenen Mittelgliedern umzusehen, durch Vermuthungen zu ergänzen, die auf den sorgfältig erforschten Entwickelungsgang der Sprache gegründet sind, oder, was einen zuverläßigeren Erfolg verspricht, in alten stammverwandten Sprachen Aufschluß zu suchen, die seit undenklichen Zeiten allein stehen, geschichtlich den Zusammenhang leugnend, den sie durch ihren innern Bau dem Forscher um so unumwundener kund thun; — wenn dieses der Weg ist, den wir bei den ältesten Sprachen einzuschlagen haben: so wird man um so mehr bei den neueren, deren Bau viel weniger durch sich selbst verstanden werden kann, einen ähnlichen Weg verfolgen müssen. Eine Grammatik in höherem, wissenschaftlichem Sinne soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein; sie soll, so weit es möglich ist, geschichtlich den Weg ausmitteln, wodurch sie zu ihrer Höhe emporgestiegen oder zu ihrer Dürftigkeit herabgesunken ist; besonders aber naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwickelung oder Zerrüttung oder die Wiedergeburt aus früherer Zerstörung vor sich gegangen. Grammatik hat aber keinen selbständigen und rein wissenschaftlichen Werth, wenn sie sich bloß zur Aufgabe macht, den Weg zu bahnen zu einer vollkommenen Einsicht in den Sinn der Schriftsteller, die in der behandelten Sprache geschrieben haben, und wenn sie bloß zu diesem Zwecke alle gewöhnliche und seltene Formen, die sich auffinden lassen, zusammenstellt und ordnet; obwohl

auch auf diese Weise viel Schätzbares geleistet, viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelt werden kann. Wir müssen jedoch ganz vorzüglich für das Sprachstudium einen Satz geltend machen, den Goethe in seinen Wanderjahren ausgesprochen hat: »Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst studiren.«

Zu einer wissenschaftlichen Behandlung und Naturbeschreibung der deutschen Sprache bedurfte es nicht nur einer kritischen Beleuchtung der alten Dialekte, sondern auch die aus der Urzeit verwandten und mehr fremd erscheinenden Sprachen mußten berücksichtigt und zur Aufklärung der germanischen Formen benutzt werden. Auch hat dies unser Verf. mit großer Umsicht und glücklichem Scharfblick gethan, und nicht nur die classischen Sprachen nebst dem Litthauischen, Lettischen, Slavischen, sondern auch die an der Spitze dieser großen Sprachfamilie stehende alte asiatische Sprache hat er, mit gutem Erfolg, in den Kreis seiner fruchtbaren Untersuchungen gezogen. »Nachdem das Studium der orientalischen Sprachen (sagt er in der Vorrede zum zweiten Theil), so lohnend und lehrreich es an sich selbst sein mag, in unmittelbarer Beziehung auf die europäischen immer unfruchtbar geblieben war, ist nunmehr endlich die Reihe an das Sanskrit gekommen, dessen unleugbarer, naher Zusammenhang mit den Letzteren ein weites Feld eröffnet. Seine fast Alles übertreffende Form-Vollkommenheit setzt in den Stand, ja nöthigt, von dem engeren Gesichtspunct abzuweichen, auf welchen uns die Gewohnheit der griechischen oder lateinischen oder die noch größere Beschränkung der einheimischen Landessprachen gebannt hatte. Alle Vergleichungen erhalten nun erst ihren festen Hinterhalt, und es scheint bald ein Regulativ gewonnen werden zu müssen, nach welchem die Verwandtschaft zwischen dem deutschen, lettischen, slavischen, griechischen, lateinischen und celtischen Sprachstamm, anders als es bisher zu thun möglich war, auszuführen ist. Wenn aber dadurch selbst die übliche Behandlungsart der griechischen und lateinischen Grammatik, in denen zumal die Wortbildungslehre ungebührlich verabsäumt worden war, einen Stoß, vielleicht eine Umwälzung erhalten muß; so ist vorauszusehen, daß die heilsamen Wirkungen dieser Erschütterung am wenigsten für die deutsche Sprache ausbleiben können.«

Die heilsamen Wirkungen, die Hr. Gr. erwartet, sind durch seine geistreichen Bemühungen der deutschen Sprache in großem Maße schon zu Theil geworden; allein der Vermuthung, welche er auf obige Bemerkungen folgen läßt, daß die Erscheinungen unseres Lauts und Ablauts mit der indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi zusammenhängen, und daß keine der übrigen genannten Sprachen sich hierin so genau mit dem Sanskrit berühre, können wir nur mit großer Beschränkung unsern Beifall schenken. Es scheint uns zweckmäßig, diesen Gegenstand, den der Verf. nur andeutet und reiflicher zu prüfen verspricht, hier vorläufig etwas näher zu beleuchten, und unsere Ansicht über die Veranlaßung des germanischen Ablauts und der indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi aus einander zu setzen. Da der Verf. den Ablaut mit Recht die Seele der deutschen starken Conjugation nennt, und bei der sanskritischen Conjugation auch die Guna-Veränderung eine wesentliche Rolle spielt; so knüpfen wir an diesen Gegenstand unsere Bemerkungen über den Entwickelungsgang des germanischen Verbums überhaupt, und behalten uns vor, in einem folgenden Artikel über die Declination, Wortbildung und das von unserem Verf. so gründlich abgehandelte Laut-System zu berichten.

Guna und Wriddhi sind im Sanskrit zwei Arten von Diphthongirungen, die sich beide durch den Vortritt eines *a* vor einfache Vocale, kurze oder lange, besonders vor *i* und *u* erklären. In der ersten Art verschmilzt das *a* mit dem folgenden Vocal, so daß daraus ein dritter Laut entsteht, in welchem weder der erste noch der zweite der verbundenen Vocale gehört wird; aus *i* wird durch Guna ein langes *ê* (französisch *ai*) und aus *u* wird *ô* (französisch *au*). Im Wriddhi sind beide verbundene Vocale hörbar, aber nur eine Silbe bildend, wie in den deutschen Diphthongen *ai* und *au*. Nun gibt es noch einen dem Sanskrit allein eigenthümlichen Vocal, nämlich R-Vocal, welcher keiner Diphthongirung fähig ist, sondern, zu nahe an die Consonanten-Natur grenzend, durch Guna und Wriddhi in den Consonanten R übergeht, und zwar so, daß es im ersteren Falle mit einem kurzen und im letzteren mit einem langen *a* sich verbindet: *ar* ist Guna und *âr* Wriddhi des R-Vocals. Es wird hierdurch, was man an den Diphthongirungen von *i* und *u* nicht wahrnehmen kann, klar, daß Guna in der Vortretung eines kurzen, und Wriddhi in der eines langen *a* besteht [1]). Natürlich ist es auch, daß *â* zu tonvoll ist, als daß es in den Diphthongen sich so verleugnen könnte, daß es wie das kurze *a* mit dem Vocal, dem es vortritt, in einen vom

Vor- und Nachlaut verschiedenen Mittelton übergienge.

In der Grammatik spielt aber besonders die erste Art von Diphthongirung, nämlich Guna, oder wie wir glauben bewiesen zu haben, Vorschiebung eines kurzen *a*, eine wichtige Rolle; aber, worauf wohl zu achten ist, niemals hat Guna auf die Bedeutung Einfluß, es ist von dieser Seite nicht wesentlich, sondern begleitet bloß die für grammatische Verhältnisse charakteristische Flexion.

Da das Sanskrit kein kurzes *e* und *o*, oder wenigstens keine Buchstaben für diese Laute hat, sein kurzes *a* aber in verwandten griechischen Wörtern meistens durch *ε*, seltener durch *ο* und am seltensten durch *α* vertreten wird: so hat man ganz das indische Guna, wenn im Griechischen einem wurzelhaften *ι* oder *υ* ein *ε* vorgesetzt wird, wie wenn *λείπω* aus *ΛΙΠ*, *φεύγω* aus *ΦΥΓ* sich entwickelt. Auch wo *ο* einem wurzelhaften *ι* vortritt, hat man im Griechischen Guna, wie in *λέλοιπα* und *πέποιθα*.

[1]) Dieses bestätigt sich auch dadurch, daß *é* und *ó* vor Vocalen in *ăj*, *ăv*; *ai* und *au* aber in *áj* und *áv* übergehen.

144. Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den grammatischen Kategorien.

(*Karl Mager* in der Pädagogischen Revue 1841. III. S. 331—362.)

Die Geschichte der Kategorienlehre, wie der Grammatik überhaupt, hat drei Perioden. Als der menschliche Geist sich zuerst der Betrachtung der Sprache zuwandte, war die Logik (und nebenbei die Rhetorik) der Ausgangspunct, man speculirte. Natürlich! der menschliche Geist bedarf, hat er einmal zu denken begonnen, so sehr der Principien, daß er die Reflexion zu machen vergißt, wie alle Principien für das Erkennen nur ein aus der Totalität der vorliegenden Thatsachen Abgeleitetes sind, und gleich ohne Weiteres zur apriorischen Construction hineilt. So fieng die Naturbetrachtung, so fieng die Betrachtung der Sprache mit der Speculation an; die Empirie ist erst das Spätere. Der Gang der Sache ist dieser, daß ursprünglich Speculation und Empirie mit einem Uebergewicht der ersteren in ungeschiedener Einheit auftreten; später trennen sich beide, die Empirie verdrängt die Speculation, diese geht vielleicht momentan zu Grunde; endlich gibt sich das Bedürfniß der Speculation wieder kund, jedoch hat alsdann die Speculation die Erfahrung gemacht, daß sie an der Empirie ihre factische Voraussetzung hat, weshalb sie dieselbe sorgfältig beachtet, wogegen die Empirie meist fortfährt, plebejisch hoffärtig von der Aristokratin Speculation keine Notiz zu nehmen.

Die erste Periode beginnt mit Platon. Homer kennt nur *ὄνομα* und zwar in der Bedeutung von Eigennamen; der Ausdruck *ῥῆμα* kommt nicht bei ihm vor (dagegen hat er *λόγος*, jedoch auch nur als Erzählen zweimal: Od. *α* 56 und Il. *ο* 393); bei Pythagoras hat *ὄνομα* schon die Bedeutung von Namen überhaupt, und Protagoras sah zuerst den Unterschied der Genera Substantivorum und schied die *ὀνόματα* in männliche, weibliche und neutra (was nicht wenig Gelächter erregte), wie er denn auch in den Sätzen, wahrscheinlich ohne das Verb selbst genauer zu betrachten, Frage, Antwort, Befehl und Bitte, also gewissermaßen die Modi unterschied. Platon (im Kratylos) entdeckte zuerst das *ῥῆμα*, indem er im *λόγος* das *πράττων* (*ὄνομα*; Subject) von der *πρᾶξις* (*ῥῆμα*; Prädicat) unterschied, den *λόγος* aber als die Einheit beider erkannte. So war das Princip der Syntax gefunden.

Wenn auch Platon als Beispiele von *ὀνόματα* nur Substantiva: *λέων*, *ἔλαφος*, *ἵππος*, und als Beispiele von *ῥήματα* nur Verba (finita): *βαδίζει*, *τρέχει*, *καθεύδει*, anführt, so läßt sich doch vermuthen, er habe jedes Subjectwort *ὄνομα*, jedes Prädicatwort *ῥῆμα* genannt, wo denn die Adjectiva bald *ὄνομα*, bald *ῥῆμα* sein mußten. Auch Infinitive führt Platon als *ῥήματα* auf, was nicht ganz consequent war.

Aristoteles nimmt ebenfalls zwei Kategorien an, *ὄνομα* und *ῥῆμα*, und erklärt (*De interpret.* c. 2. — *Poet.* c. 20) das *ὄνομα* als eine *φωνή*, die Etwas nach Uebereinkunft (*κατὰ συνθήκην*) bezeichnet ohne Zeitangabe (*ἄνευ χρόνου*), das *ῥῆμα* aber (*De interpret.* c. 3. — *Poet.* c. 20) als eine *φωνή*, die Etwas nach Uebereinkunft bezeichnet mit Zeitangabe, wobei als Beispiel eines Namens *ὑγίεια* und als Beispiel eines Verbums *ὑγιαίνει* angeführt wird. Neben diesen beiden Redetheilen, oder vielmehr an ihnen entdeckte dann Aristoteles

weiter *particulae* (*compagines orationis potius quam partes ejus. Augustin. Categ. decem c.* 1), die er in σύνδεσμοι und ἄρθρα unterschied. Als Binder faßt er nicht nur das, was wir heute Conjunction nennen, sondern auch — ganz richtig — die *pronomina relativa* (daß er auch ἐγώ dazu rechnete, war ein Fehler); die ἄρθρα sind die Artikel und die *pronomina demonstrativa*. Daß er im ῥῆμα das πότε als das Charakteristische betrachtete, war ein guter Blick; nur begreift man nicht, wie er nicht auch das Adjectiv als eigene Kategorie erkannte, da auf dieses das πότε nicht paßt. Die versuchte Eintheilung der Nomina gelang Aristoteles nicht. Die Peripatetiker gaben ὄνομα und ῥῆμα den Namen λόγου στοιχεῖα, σύνδεσμοι und ἄρθρα nannten sie dagegen λέξεως στοιχεῖα, während die s. g. Dialektiker die letzteren συγκατηγορήματα, *consignificantia*, nannten.

Nach Aristoteles waren es zunächst die Stoiker und unter ihnen vorzüglich Chrysipp und Diogenes, welche tief eindringende logische und rhetorische Untersuchungen über die Sprache anstellten. Da ältere und neuere Stoiker nicht ganz derselben Meinung sind — man schritt fort —, so läßt sich mit den Angaben des Diogenes Laert. und des Priscian über die Zahl der Kategorien, welche die Stoiker angenommen, nicht viel machen. Zenon und Kleanthes sollen vier gezählt haben, Priscian spricht von fünfen; ich finde sechs. Bei den späteren Stoikern hatten die Kategorien folgende Gestalt:

A. Den Namen ὄνομα behielten sie nur für den bestimmten Namen einer Person bei; den Gemeinnamen (*appellatio. Priscian.*) trennten sie vom ὄνομα und nannten ihn προσηγορία, auch ὄνομα προσηγορικόν.

B. Ebenso fiel ihnen das ῥῆμα auseinander. Die Stoiker ließen das von Aristoteles hervorgehobene πότε fallen und hielten sich, wie früher Platon, an die prädicative Natur des ῥῆμα, waren jedoch darin consequent, daß sie den Infinitiv vom Verb trennten. Das Verbum (*finit*) nannten sie κατηγόρημα, für den Infinitiv behielten sie passend den Namen ῥῆμα. Auch unterschieden sie vom κατηγόρημα das ῥῆμα πτωτικόν oder ῥῆμα μετοχικόν, *verbum casuale s. participiale*, versäumten indeß, aus demselben eine eigene Kategorie zu machen, was erst Aristarch und diesem folgend die Römer thaten.

C. Die σύνδεσμοι, zu denen Aristoteles nicht nur — ganz richtig — die Relativpronomen, sondern auch — unrichtig — andere Pronomen gerechnet, wurden von den Stoikern mehr formell aufgefaßt, nämlich als μέρος λόγου ἄπτωτον (hiermit war das Relativpronomen ausgeschlossen), συνδοῦν τὰ μέρη τοῦ λόγου. So wurde Alles, was heute Präposition und Conjunction heißt, dahin gerechnet, jedoch so, daß sie aus den heutigen Präpositionen, von ihnen προθετικοὶ σύνδεσμοι genannt, eine eigene Abtheilung machten. *Praepositionem quoque Stoici, conjunctioni copulantes, p r a e p o s i t i v a m c o n j u n c t i o n e m vocabant. Priscian.*) Auch scheinen sie einen Theil der Adverbien, obgleich diese nicht verbinden, zu den σύνδεσμοι gerechnet zu haben.

D. Die ἄρθρα fiengen die Stoiker an, in bestimmte, ὡρισμένα — die persönlichen Pronomen —, und in unbestimmte, ἀοριστώδη — die Artikel, die *Pronom. indefinita*, *interrogativa* und *relativa* — einzutheilen. Da sie die σύνδεσμοι als μέρος λόγου ἄ π τ ω τ ο ν, die ἄρθρα dagegen als στοιχεῖον λόγου π τ ω τ ι κ ό ν (διορίζον τὰ γένη τῶν ὀνομάτων καὶ τοὺς ἀριθμούς) auffaßten, so mußten sie das Conjunctionale im Relativ-Pronomen unberücksichtigt lassen. Sie verfuhren hier schon formal, während Aristoteles frisch auf die Sache losgegangen war und sich an die Bedeutung gehalten hatte. Indeß hatten sie den richtigen Tact, die unbestimmten s. g. Pronomen (auch die fragenden): τίς, ποῖος, πόσος, τοιοῦτος, κ. τ. λ., deren Stelle bei den Artikeln freilich auch nicht die rechte ist, nicht zu den Pronomen zu zählen, wie es später die Römer thaten (*Romani, cum articulos non habeant, inter pronomina posuerunt. P r i s c i a n.*), und wie es heutzutage meist noch geschieht. Daß sie auch das Pronomen relativum nicht zu den Pronomen zählten, war wohlgethan; nur hätten sie es nicht zu den Artikeln, sondern zu den σύνδεσμοι stellen müssen, was aber die Definition derselben unmöglich machte. Als eigentliche Pronomen betrachteten sie nur das Pronomen personale, reflexivum, possessivum, und wohl auch das demonstrativum.

E. Während Aristoteles und die älteren Stoiker das Adverb entweder noch gar nicht bemerkten oder es doch nicht vom Nomen unterschieden, machten jüngere Stoiker, die syntaktische Function der Wörter betrachtend, das Adverb entweder zu einer eigenen Kategorie oder doch zu einer Abtheilung. Priscian sagt: *Nec non etiam adverbia nominibus vel verbis connumerabant et quasi adjectiva verborum ea nominabant.* Einigkeit scheint bei den Stoikern über das Adverb nicht geherrscht zu haben [1]), schon die vielen Benennungen sprechen dagegen. Man nannte das Adverb ἐπίῤῥημα, woraus die Römer ihr Adverbium gemacht; Andere nannten es μεσότης, Vermittler, eine Benennung, die nach Classen und Geppert von ganz

äußerlichen Rücksichten hergenommen sein soll, die uns aber einen tieferen Grund zu haben und auf die **participiale** Natur eines Theiles der Adverbien hinzudeuten scheint; noch Andere nannten das Adverb *πανδέκτης*, den Allumfasser, vielleicht, wie Lersch vermuthet, weil es so vielerlei: Weise, Ort, Zeit, Zahl u. s. w. bezeichnet.

Die **erste**, speculative Periode der Grammatik geht mit den Stoikern zu Ende. Stellen wir die Resultate der bisherigen Analyse zusammen. Wir haben:

Ὄνομα. (Nom. propr.)
Προσηγορία. (Appellatio.)
Κατηγόρημα. (Verbum.)
Ῥῆμα. (Infinitiv.)
Ῥῆμα πτωτικόν vel μετοχικόν. (Partic.)
Σύνδεσμος. (Conjunct. et Praepos.)
Ἄρθρα
a) *ὡρισμένα* (Pronom. pers. reflex. possess. demonstrat.)
b) *ἀοριστώδη* (Artic., Pron. indef., interrog., relativ.)
Ἐπίῤῥημα — μεσότης, πανδέκτης. (Adverb.)

Die **zweite**, empirische oder formale Periode beginnt mit den ersten homerischen Diorthoten und lehnt sich bis auf die neueste Zeit herab an die Erklärung der Schriftsteller an. Seit Zenodot und Aristarch wurde die Sprachwissenschaft aus einer Freien eine Dienende; für die classischen Philologen erhielt sie die Bedeutung eines Hülfsmittels zum Verständniß der Classiker; für die *maîtres* der neueren Sprachen war sie die arabische Wüste, die man nun einmal den Scholaren durchmachen lassen mußte, um ihn in das gelobte Land des Parlirens zu führen; die Pädagogen ernannten sie zur Bonne, oder, wenn man lieber will, zur Gouvernante. Es waren schlechte, drückende Zeiten für die arme Mißhandelte. Die Sprachwissenschaft ist (wie jede wahrhafte Wissenschaft) ein edles Weib, das dem Manne, der sich ihr in wahrhafter Liebe verbunden hat, auch nebenbei durch Besorgung von allerlei gemeinen Geschäften nützlich wird, und das recht gern; wird aber die Edle und Freie nur als Dienerin gebraucht, so rächt sie sich unwillkürlich an dem, der sie also mißhandelt: er hat wenig Gewinn von ihr.

Wir hätten in dieser zweiten Periode drei Epochen zu unterscheiden: die Griechen, die Römer, und die Neueren. Da aber die Neueren, welche die Grammatik in formaler Weise bearbeitet haben, über die Kategorien nichts Neues gesagt haben, und die römischen Grammatiker, mit rühmlicher Ausnahme des gelehrten Varro, fast nur Nachtreter und Uebersetzer der Griechen sind, so bleiben nur diese zu betrachten.

Von Aristarch wissen wir bestimmt nur dieses, daß er die *προσηγορία* dem *ὄνομα* untergeordnet, dagegen die Präposition, die er *πρόθεσις* nannte, von den *σύνδεσμοι* getrennt hat. Wahrscheinlich hatte schon Zenodot aus den *ἄρθρα* zwei Kategorieu gemacht: *ἀντωνυμία* Pronomen, und *ἄρθρον* Artikel. Wahrscheinlich machte schon Aristarch auch aus dem Particip eine eigene Kategorie[2]; nur muß man sich verwundern, daß er nicht auch den Infinitiv, nach dem Vorgange der Stoiker, unter die *πρῶτα μόρια* aufnahm.

Von Dionysius Thrax, der zur Zeit des Pompejus in Rom lebte und Schüler und Nachfolger des Aristarch war, hat sich eine handbuchartige Grammatik erhalten. In ihr werden acht Redetheile angenommen: *Τοῦ δὲ λόγου μέρη ὀκτώ, ὄνομα, ῥῆμα, μετοχή, ἄρθρον, ἀντωνυμία, πρόθεσις, ἐπίῤῥημα καὶ σύνδεσμος.* Beim *ὄνομα*, zu dem nicht nur die Eigen-, sondern auch die Gemein- und die Eigenschaftsnamen, sowie die Pronomina interrogativa und definita[3]), auch die Numeralia gerechnet, und dem fünf Accidenzen: *γένη, εἴδη, σχήματα, ἀριθμοί, πτώσεις*, zugeschrieben werden, findet sich als neue Bestimmung nur die Eintheilung in Concreta und Abstracta (*σῶμα ἢ πρᾶγμα σημαῖνον*). Tempus und Numerus, Handeln und Leiden hatten schon Frühere am Verbum bemerkt; der Accidenzen werden acht aufgezählt: *ἐγκλίσεις, διαθέσεις, εἴδη, σχήματα, ἀριθμοί, χρόνοι, πρόσωπα, συζυγίαι.* Das Particip wird also definirt: *μετοχή ἐστι λέξις μετέχουσα τῆς τῶν ῥημάτων καὶ τῆς τῶν ὀνοπάτων ἰδιότητος. Παρέπεται δὲ αὐτῇ ταὐτὰ ἃ καὶ τῷ ῥήματι καὶ τῷ ὀνόματι, δίχα προσώπων τε καὶ ἐγκλίσεων.* Sonderbar, daß auch hier wieder der Infinitiv übersehen wurde. Dem Artikel wurde das Pronomen relativum beigesellt. Die *ἀντωνυμία* wurde als Pronomen gefaßt. Die Präposition wird erklärt als *λέξις, προτιθεμένη πάντων τῶν τοῦ λόγου μερῶν ἔν τε συνθέσει καὶ συντάξει.* Das *ἐπίῤῥημα* wird in fünfundzwanzig Classen eingetheilt; wir finden nicht nur die Interjectionen, sondern auch mehrere Verbalia darunter, wie denn auch Plinius Secundus (nach Charisius' Bericht) das Gerundium zu den Adverbien zählte. In der Aufzählung der Arten der Adverbien und ebenso der übrigen Kategorien, besonders des *ὄνομα*, findet sich überall eine merkwürdige Verachtung der Logik; man merkt, daß die Philosophen die Hand von der Grammatik gezogen haben.

Priscian, der wenig Eigenes gibt, indem er,

besonders im allgemeinen Theile seiner Grammatik, dem Apollonios Dyskolos, der unter Marc Aurel in Rom lebte, und dessen Sohne Herodianos Schritt vor Schritt folgte, ist in doppelter Rücksicht interessant: einmal, weil er die griechischen Ansichten auf römischen Boden verpflanzt, dann auch, weil er Manches genauer bestimmt hat. Bei ihm nehmen sich die Kategorien folgendermaßen aus:

I. *Nomen est pars orationis, quae unicuique subjectorum corporum seu rerum communem vel propriam qualitatem distribuit. — Accidunt nomini quinque, species, genus, numerus, figura, casus.* Wie Dyonisus Thrax mengt auch Priscian, oder vielmehr sein Vorbild, die etymologische Eintheilung der Nomina in primitiva und derivativa und die grammatische Eintheilung bunt untereinander. Die Nomina sind zunächst N. propria (κύρια), und appellativa (προσηγορικά), letztere werden eingetheilt in 1) Adjectivum (ἐπιθετικόν), 2) *Ad aliquid dictum*, d. h. *quod sine intellectu illius, ad quod dictum est, proferri non potest, ut* *f i l i u s, s e r v u s.* (Also Substantiva, die eine Ergänzung fordern), 3) *Quasi ad aliquid dictum*, z. B. Tag, Nacht, die Rechte, die Linke. Tag hat zu Nacht ein Verhältniß, aber ich kann davon abstrahiren; 4) Homonymum, 5) Synonymum (gehören nicht in die Grammatik), 6) Gentile (gehört der Wortbildung an); 7) Interrogativum, *ut qui? qualis? quantus? quot? quotus?* 8) Infinitum[4]), *ut quis, qualis* etc., 9) Redditivum s. relativum, *ut talis, tantus, tot,* 10) Collectivum, *ut populus, plebs,* 11) Dividuum s. dispertitivum, *ut uterque, alteruter, quisque, singuli, bini,* 12) Factitium, *quod a proprietate sonorum per imitationem factum est* (gehört der Etymologie), 13) Generale, *ut arbor, animal* (der Logik), 14) Speciale, *ut quercus, canis* (ebenfalls), 15) Ordinale, *ut primus,* 16) Numerale, *ut duo,* 17) Absolutum (der Gegensatz zu dem sub 2 genannten), 18) Temporale, *ut mensis,* 19) Locale, *ut propinquus, proximus*; dann werden noch bei den abgeleiteten *patronymicum, possessivum, comparativum, superlativum, diminutivum et denominativum* etc. unterschieden. Man muß gestehen, daß die Logik nicht Priscian's starke Seite war. Für uns hat nur der Umstand Interesse, daß die Interrogativa und Indefinitia bei den Nomen stehen.

II. *Verbum est pars orationis cum temporibus et modis sine casu, agendi vel patiendi significati um.*

III. *Participium est pars orationis, quae pro verbo accipitur, ex quo et derivatur naturaliter, genus et casum habens ad similitudinem nominis et accidentia verbi absque discretione personarum et modorum.* Lobenswerth ist, daß Priscian das Particip nicht, wie die Späteren, als einen modus verbi faßt, wobei freilich nicht zu begreifen ist, warum er dem Infinitiv nicht dieselbe Ehre anthut; tadeln muß man, daß er das Particip dem Verb mehr nähert als dem Nomen. Es werden ja auch von Nomen Participien abgeleitet, z. B. gleich im Deutschen: gestiefelt, gehörnt u. s. w.

IV. Der Artikel fehlt den Römern (Plinius wollte *hic* als Artikel und als neunten Redetheil betrachten); Apollonios, der im ersten Buche seines syntaktischen Werkes vom Gebrauche des Artikels handelt, äußert die richtige Ansicht über diese Kategorie, von der man sich nur wundern muß, daß sie heutzutage noch nicht allgemein ist. Die Stoiker hatten den Irrthum begangen, den Artikel als Geschlechtswort zu fassen (*στοιχεῖον λόγου πτωτικόν, διορίζον τὰ γένη τῶν ὀνομάτων καὶ τοὺς ἀριθμούς*); Apollonios sah in der *ἀναφορά* das Specifische des Artikels, das Hervorheben einer Person oder Sache.

V. *Pronomen est pars orationis, quae pro nomine proprio uniuscujusque accipitur, personasque finitas recipit.* Die noch jetzt gewöhnliche falsche Ansicht, nur mit einer neuen Gedankenlosigkeit vermehrt.

VI. *Praepositio est pars orationis indeclinabilis, quae proponitur aliis partibus vel appositione vel compositione.* Eine ganz äußerliche, formale Definition, wo auch noch Syntaktisches und Etymologisches confundirt wird.

VII. *Adverbium est pars orationis indeclinabilis, cujus significatio verbis adjicitur. (!)*

VIII. *Conjunctio est pars orationis indeclinabilis, conjunctiva aliarum partium orationis, quibus consignificat, vim vel ordinationem demonstrans. — Species sunt copulativa, continuativa, subcontinuativa, adjunctiva, causalis, effectiva, approbativa, disjunctiva, subdisjunctiva, discretiva, ablativa, praesumptiva, adversativa, abnegativa, collectiva vel rationalis, completiva.*

Bei den Römern ist eigentlich nur Varro interessant, da dieser allein auf eigenen Füßen steht. Er hatte den richtigen Blick, in der Sprachwissenschaft zwei Seiten zu sehen: die impositio (ὀνοματοθεσία) und die declinatio. Die Benennungen haben für Varro ihren Grund in der Willkür (*impositio est in nostro dominatu*), dagegen sieht er in der Flexion Gesetzlichkeit (*quemadmodum quisque vult imponit nomen; at declinat, quemadmodum vult natura*). Was dann die Kategorien betrifft, so vereinfacht Varro dieselben sehr, indem er nur vier annimmt:

I. Verbum *(habet tempora neque casus, ut docet, facit, lego, legis).*

II. Nomen *(habet casus neque tempora, ut docilis, facilis, lectio, lector).*

III. Participium *(utraque habet, ut docens, faciens, legens, lecturus).*

IV. Adverbium *(neutrum habet, ut docte, facete, lecte, lectissime).*

Das Nomen theilte er ein in:

1) Provocabula, *ut quis, quae.*

2) Vocabula, *ut scutum, gladius.*

3) Nomina, *ut Romulus.*

4) Pronomina, *ut hic, haec.*

Die Präpositionen muß er zu den Adverbien gezählt haben; wo er die Conjunctionen untergebracht, wissen wir nicht.

Bei Donatus und Probus hört alles Untersuchen auf, die Grammatik ist eine fertige Dogmatik geworden. Für eine solche hat man sie denn auch alle die Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit genommen, und wie Kästner meinte, die Lehrbücher der Geometrie seien um so schlechter, je mehr sie sich von Euklid entfernten, so meinten die Philologen, mit Donat sei die Grammatik abgeschlossen. Große Gelehrte vermehrten den grammatischen Stoff, aber das System, besonders die Kategorienlehre, war ein für allemal fertig. In diesem Stücke ist z. B. Jacob Grimm nicht weiter als die ordinären Grammatikmacher. Bei Donat ist nun die Ordnung der Kategorien folgende:

I. Nomen (nebst Adjectiv und Numerale), II. Pronomen, III. Verbum, IV. Adverbium, V. Participium, VI. Conjunctio, VII. Praepositio, VIII. Interjectio. Letztere hatte Rhemmius Palaemon von dem Adverb getrennt, und so erhielt der Römer für den fehlenden Artikel einen achten Redetheil.

Mit Sanctius, dem grammatischen Doctor Luther, beginnt die d r i t t e Periode, die Zeit der auf Empirie fußenden Speculation. Da indeß die historische und die vergleichende Sprachforschung erst in unseren Tagen begonnen hat, so können diejenigen Grammatiker des sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche sich nicht, wie der Haufe, an Donat gehalten, sondern selbst gedacht und etwas Neues herausgebracht haben, nur als Vorläufer der dritten Periode gelten. Ich darf wohl voraussetzen, daß den Lesern ihre Versuche bekannt sind: die *Grammaire générale* von *Port-Royal*, der Hermes von Harris, Bernhardi, Roth, Vater, *Silvestre de Sacy*, Hermann's *de emendanda rat. gr. gr.* u. s. w. sind überall verbreitet. Auch darf ich die seit den letzten zwanzig Jahren gemachten Vorschläge als bekannt annehmen. Ich werde nur über Becker's Eintheilung der Wortarten einige kritische Bemerkungen machen [5]) und dann eine neue Eintheilung vorschlagen, welche der Leser mit den von Andern vorgeschlagenen vergleichen wolle.

Becker's Kategorientafel ist nun folgende:

Zuerst werden Begriffs- und Formwörter unterschieden. Als B e g r i f f e bezeichnet Becker nur die Vorstellungen von a. Personen und Sachen (einem Sein) und b. von ihren Thätigkeiten. Formwörter (den Flexionsformen syntaktisch coordinirt) werden als Ausdruck für die B e z i e h u n g e n der Begriffe a. zueinander und b. zum Sprechenden, durch welche die Begriffe zu Gedanken werden, aufgefaßt.

Drückt ein Wort den Begriff der Thätigkeit und zugleich das Urtheil des Sprechenden aus, so heißt das Begriffswort V e r b; drückt es nur den Begriff der Thätigkeit und nicht zugleich das Urtheil aus, so heißt es A d j e c t i v.

Da eine Classe von Adverbien Begriffswörter sind, so erwähnt Becker das Adverb am Ende der Begriffswörter und zwar so: „Adverbien sind Wörter, welche nicht, wie die Verben, Adjectiven und Substantiven, besondere Formen von Begriffen ausdrücken, sondern diejenigen Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit bezeichnen, welche nicht den Begriff des Verbs oder Adjectivs e r g ä n z e n, und denen es insbesondere eigenthümlich ist, daß sie nicht, wie die Verben, Adjectiven und S u b stantiven, flectirt werden.“

Die Beziehungen sind 1) Beziehungen der Begriffe a u f e i n a n d e r, und zwar a. Beziehung einer Thätigkeit auf ein Sein, nämlich α. die prädicative (der Baum blüht), β. die attributive (der blühende Baum); b. Beziehung eines Seins auf eine Thätigkeit, γ. die objective Beziehung, welche a. ergänzend, b. bestimmend oder adverbial ist. — 2) Beziehungen der Begriffe a u f d e n S p r e c h e n d e n, und zwar a. Beziehung einer Thätigkeit auf den Sprechenden; nämlich α. Modus (Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit), β. Tempus, γ. Raum-, δ. Größenverhältniß (Intensität und Frequenz); b. Beziehung eines Seins auf den Sprechenden, nämlich α. die Personalbeziehung, β. das Größenverhältniß. — Was nun von diesen Beziehungen nicht durch Flexionsformen ausgedrückt werden kann, das wird durch Formwörter gemacht, deren es folgende gibt:

1. Die Pronomen.

2. Das Verb S e i n. („Dieses Verb drückt nicht, wie andere Verben, den B e g r i f f einer ausgesagten Thätigkeit aus, sondern es bezeich-

net an dem Adjectiv das *aussagende Urtheil*.«)

3. Die Hülfsverben der Zeit: Haben und Werden, und die Hülfsverben des Modus: Können, mögen, dürfen, wollen, sollen, müssen und lassen.

4. Die Zahlwörter.

5. Die Präpositionen.

6. Die Conjunctionen.

7. Die adverbialen Formwörter des Ortes (hier, oben, unten etc.), der Zeit (jetzt, bald, schon), der Weise (wie, so), des Modus (nicht, ob, vielleicht), der Größe (sehr, kaum, oft u. s. w.).

„Unter den angeführten Arten von Begriffs- und Formwörtern sind alle Wörter der Sprache begriffen. Es finden sich aber in der Sprache noch besondere Lautgebilde, welche man Interjectionen, oder auch Empfindungswörter nennt.«

Sehen wir diese Kategorientafel an, so finden wir, daß Becker sich einerseits an die hergebrachte Eintheilung hält und die meisten Fehler derselben reproducirt, daß er aber andrerseits einiges Neue bringt. Wir betrachten nur das, was Becker eigenthümlich ist.

Ueber den *Namen* „Begriff« wollen wir nicht streiten, aber jedenfalls ist er übel gewählt. Warum aber die Begriffe (d. h. die Vorstellungen) nur zweierlei Art: Vorstellungen von Seiendem und von Thätigkeiten sein sollen, ist nicht abzusehen. Aristoteles, Kant, Hegel, die sich auf die Begriffe verstanden, haben das Thun für kein dem Qualitäts-, dem Quantitäts-, dem Modalitäts- und noch manchem anderen Begriffe Uebergeordnetes gehalten. Läßt sich aber für diese primaria divisio in Ermangelung eines logischen Grundes ein sprachlicher finden? Eben so wenig. Zunächst ist die Etymologie dagegen. Anstatt mit Bopp und Becker zu sagen (Grimm drückt sich vorsichtig aus: *scheinen*), alle Wurzelwörter seien Verben, muß man sagen: es gibt eine Classe von Wurzeln (Bopp nennt sie unrichtig Verbalwurzeln), aus denen theils Verben, Adjectiven und Substantiven, theils nur Adjectiven und Substantiven stammen. Wie man sich auch anstrenge, gewisse Substantiva und Adjectiva wird man nie auf Verba zurückführen können, und wir meinen glauben zu dürfen, daß manche der von Grimm auf dem Wege der Conjectur gebildeten starken Verben, die jetzt nicht mehr existiren, von denen aber Adjectiva und Substantiva deriviren sollen, überhaupt nie existirt haben. Adjectiv und Substantiv sind etymologisch eben so ursprünglich als das Verb und nur das darf behauptet werden, daß aus der Masse der Nennwurzeln die Verben am reichsten hervortreiben und eine Menge von Adjectiven und Substantiven sich diesen unterordnen, während nicht zu leugnen ist, daß Substantiva und Adjectiva selbständig den Wurzeln entsprießen können. Gehen wir dann auf den Begriff der Redetheile, so ist es unmöglich, das Adjectiv dem Verb zuzugesellen, wie Becker es thut. Die aristarchische Grammatik, welche es zum Nomen stellte, hatte Unrecht; aber Becker hat ebenfalls Unrecht. Der Begriff der Thätigkeit paßt nicht einmal auf alle Verben, noch weniger auf die meisten Adjectiven: das Verb steht unter der Kategorie des *Geschehens*, das Adjectiv unter der Kategorie der *Qualität*. Welche Stelle dem Adjectiv gebührt, wird sich unten zeigen. Das ist richtig, daß es dem Substantiv und dem Verb nicht ohne Weiteres als Drittes coordinirt werden darf: darin haben die antiken Grammatiker und Becker Recht.

Die Becker'sche Definition vom Adverb läßt viel zu wünschen übrig. Der Fehler kommt hauptsächlich daher, daß Becker die „Begriffsadverbien« und die „adverbialen Formwörter« nicht zu trennen gewagt, überhaupt nicht bemerkt hat, daß das *Adverb* gar *keine Kategorie* ist. (Wovon unten.) Uebrigens ist es fast unbegreiflich, wie Becker im Adverb nur eine Beziehung, nicht aber einen Begriff sehen kann, indem doch die Vorstellung *schön*, werde sie nun einem Dinge, z. B. die *schöne* Rose, beigelegt oder einem Geschehen, z. B. er starb *schön*, er schreibt *schön*, in beiden Fällen dasselbe thut. Daß das Adverb den Begriff des Verbs oder Adjectivs nicht *ergänzt*, scheidet das Adverb nicht vom Adjectiv; auch dieses, als Attribut stehend, ergänzt das Substantiv nicht (wie dies z. B. oft der Genitiv thut: der Vater des), sondern *bestimmt* es. Daß endlich das Adverb nicht wie Substantiv, Adjectiv und Verb flectirt wird, hätte auf den Gedanken bringen sollen, daß wenigstens die „Begriffs«-Adverbien keine eigene Kategorie sein können, sondern zu einer anderen Kategorie gehören müssen.

Becker's Lehre von den Beziehungen bedarf einer Revision, und wäre es auch nur, um für das *Genus* eine Stelle zu finden, das bei Becker weder unter den Begriffen, noch — wie der Numerus u. s. w. — unter den Beziehungen einen Platz gefunden hat. Eben so ist es mit dem *Artikel*, der in der Becker'schen Theorie auch keine organische Stelle findet. Da wir es indeß hier nur mit den Kategorien zu thun haben, so gehen wir zu den Formwörtern über, die nach Becker 1) Beziehungen der Begriffe ausdrücken und 2) vielfach die Stelle von Endungen einnehmen sollen.

Als Endungen lassen sich die Hülfsverben und oft die Copula betrachten; Beziehungen der Begriffe aufeinander drücken die Präpositionen und die Conjunctionen aus, Beziehungen auf den Sprechenden die Pronomen und die Pronominaladverbien. Schon der Umstand, daß hier *drei* sehr verschiedene Functionen unter *Eine* Kategorie gebracht sind, und doch der *Artikel* so wenig wie das *Numerale* darin Platz findet, läßt vermuthen, daß die Ansicht, auf welcher sowohl die Eintheilung in Begriffs- und Formwörter als die Definition und Aufzählung der Formwörter beruht, eine mehr oder minder irrige, wenigstens nur halbwahre ist. Und so verhält es sich.

Gehen wir Becker's Formwörter durch:

1. Die Pronomen. Becker hat darin Recht, daß er sie von den Substantiven und Adjectiven trennt; es ist aber ein Irrthum, wenn dieselben keine Vorstellung („Begriff") ausdrücken, sondern den Begriff eines Seins nur durch seine Beziehung zu dem Sprechenden bezeichnen sollen. Fürs Erste liegt in den Pronomen ein sehr wesentlicher Inhalt, wie denn z. B. in dem Worte *mein* oder *dieser* ein Doppeltes liegt, nämlich die Vorstellung des Eigenthums oder des Orts, und die Vorstellung der Person; — fürs Zweite ist nicht immer eine Beziehung zum Sprechenden vorhanden: Ich habe *den* Mann gefunden, *den* den du gesucht hast. Inconsequent ist es auch, daß Becker die Adverbialpronomen später bei den Adverbien noch einmal vorkommen läßt; mit demselben Rechte hätte er die Personalpronomen bei den Substantiven und die Possesivpronomen bei den Adjectiven aufführen müssen. Auch dieses hätte darauf führen können, daß die Adverbia keine Kategorie bilden dürfen. Die s. g. unbestimmten Pronomen sind gar keine Pronomen, sondern Substantiva von sehr allgemeiner Bedeutung.

2. Das Verb Sein. Becker faßt dasselbe *nur* als Copula auf, was einseitig ist. Dieses Verbum ist zunächst ein Verb wie ein anderes: Gott *ist*, er *ist* hier. Daß es aber das inhaltsärmste (abstracteste) unter allen Verben ist[6] — denn jedes andere Verb drückt das Sein und noch eine Bestimmtheit des Seins aus —, und deshalb Copula werden konnte, dies macht es noch nicht zu einem Worte, das nur eine Beziehung ausdrückte. Sage ich: Er ist krank, so drückt das *ist* eben das *Sein* aus, was in dem krank nicht liegt; die Beziehung wird an dem Hülfsverb, durch dessen Flexion, ausgedrückt. Das Verbum abstractum hat weniger Inhalt als andere Verben, aber es hat Inhalt.

3. Die Hülfsverben des Tempus und Modus. Da Niemand wird leugnen können, daß *ich habe* und *ich werde* in *ich habe Geld, ich habe geschlafen; ich werde groß, ich werde geliebt*, etymologisch Dasselbe sind; da ferner Jedermann zugeben wird, daß Haben und Werden Vorstellungen sind: so haben wir hier „Formwörter", die zugleich „Begriffswörter" sind. Nun kann aber nach den Gesetzen logischer Eintheilung Dasselbe nicht zwei entgegengesetzten Kategorien angehören. Wie nun das Pronomen Ich und die Conjunction Wenn und Aber Substantiv werden kann (das Ich, das Wenn und Aber), so können auch Haben, Werden, Sein, Können, Mögen, Sollen u. s. w. Hülfsverben und als solche Formwörter werden; Becker aber hat Unrecht, sie ohne Weiteres als Formwörter zu bezeichnen. Und zwar in doppelter Hinsicht: einmal darum, weil man doch wohl nur dasjenige Wort Formwort nennen darf, was stets als solches auftritt, z. B. die Präpositionen, die Artikel — wer zuweilen selbst fährt, ist darum noch nicht Kutscher zu nennen —; dann aber, weil Becker ganz und gar die Natur der Verben können, mögen, dürfen, wollen, sollen, müssen und lassen verkannt hat. Diese Verben sind weit entfernt, bloße Formwörter zu sein, sie sind Verben wie alle andere, nur ist ihr Object ein Infinitiv (Ich will gehen, Er mag nicht arbeiten, Ich kann es nicht gestatten). So lange diese Verben *ihre Bedeutung nicht verändern*, so lange Können = die Kunst oder die Kraft haben, Mögen = die Lust haben, dürfen = die Befugniß haben u. s. w. bedeutet[7], so lange sind sie Verben wie alle andere: die Vorstellungen, welche sie ausdrücken, haben *mit dem Modus* (dessen Erklärung bei Becker in keiner Weise genügt) *nichts zu thun*. Formwörter oder Hülfsverben *werden diese Wörter erst, wenn sie ihre Bedeutung verändern*[8], z. B.: Er *kann* verhindert sein (Möglichkeit, kein Können!), Er *mag* kommen (Ich gestatte es; nichts von Lust haben!), Er *mag* krank sein (Möglichkeit!), Er *soll* krank sein (kein Sollen, sondern nur Man sagt!), Es *dürfte* zu spät sein (kein Dürfen, sondern nur Vermuthung), Er *muß* bald hier sein (kein Müssen, sondern nur Gewißheit), Es *wollte* Abend werden (kein Wollen, sondern nur eine Umschreibung des Tempus) u. s. w.

4. Das Numerale. Die Formwörter sollen nach Becker nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen der Begriffe ausdrücken und Endungen vertreten. Nun kann man die Numeralia zuvörderst nicht als Endung betrachten. Der Numerus (den Becker

auch unrichtig auffaßt) zeigt durch Flexion an, ob ein Wort als Einheit oder Allheit, zusammengehörige Zweiheit (Dual) oder unbestimmte Mehrheit aufzufassen ist; die Numeralia nun vertreten nicht die Endungen, sondern sie begleiten den Numerus, indem sie ihn bestimmen: Sechs Pferd-e. Eben so wenig drückt das Numerale eine von Becker's Beziehungen der Begriffe auf einander[9]) aus. Das Numerale tritt bestimmend zu einem Nomen oder zu einem Verb, es steht adnominal oder adverbial (sechs Pferd-e, er kam zweimal), ganz wie das Adjectiv, nur bestimmt dieses qualitativ, jenes quantitativ. Die attributive Beziehung wird einigermaßen an dem Numerale ausgedrückt (ein Mann, ein-e Frau, tres, tria), das Numerale selbst ist viel mehr als bloße Beziehung. Noch weniger kann man, wie Becker es thut, im Numerus und im Numerale eine Beziehung auf den Sprechenden sehen, und ich verstehe die Antwort, die Becker mir einmal auf einen Einwurf gab: „Wenn Sie sechs Pferde sagen, so machen Sie sie ja zu sechs Pferden" noch heute nicht. Mein Ich ist dein Du, mein Dieser dein Jener, mein Hier dein Dort (dieser Umstand macht indeß die Pronomen noch nicht zu Formwörtern): aber nehmt hunderttausend Menschen und zeigt ihnen ein Bild, worauf drei Männer stehen, und Alle werden, Jeder in seiner Sprache, sagen: Ich sehe drei Männer. Die Quantitätsbestimmung ist keine persönliche, sondern just so dinglich als die Qualitätsbestimmung, ja es klebt ihr weniger Subjectives an als jener: was der Eine groß nennt, erscheint manchmal dem Andern klein; aber sechs ist für Alle sechs.

5. Die adverbialen »Formwörter«. Was von den Numeralien gilt, das gilt von diesen: auch sie sind keine Formwörter. Daß ein Wort neben anderem auch eine Beziehung auf den Sprechenden ausdrückt, oder, daß es irgend eine Orts- oder Zeit- oder sonstige Bestimmung mit einer Beziehung auf den Sprechenden ausdrückt, das macht es noch nicht zum Formworte. Dann gibt es aber adverbiale „Formwörter", in denen eine solche Beziehung nicht liegt. Man nehme nicht, das nach Becker das Modusverhältniß anzeigen soll. Die Negation läßt aber den Modus ganz unberührt; ob ich sage: Er kommt, er kommt nicht, es ist der Indicativ; komm, komm nicht, es ist der Imperativ. Gleiches gilt von Becker's Adverbien der Intensität und Freqnenz: sehr, kaum, oft selten u. s. w. Die Anwendung dieser Wörter hängt insofern von dem Sprechenden ab, als A vielleicht es sehr warm findet, wenn B meint, es sei ein wenig kühl; als A vielleicht meint, C komme selten, während B meint, C komme oft. Das sind aber Verschiedenheiten des Urtheils, die mit der Grammatik Nichts zu schaffen haben, so wenig es die Grammatik angeht, wenn A ein Bild schön und B dasselbe Bild häßlich nennt.

6 u. 7. Dagegen sind die Präpositionen und Conjunctionen wirkliche Formwörter, obgleich auch sie nicht ohne Inhalt sind, wie denn jedes Wort eine Vorstellung (»Begriff«) bezeichnet. Aber der Inhalt ist, ganz wie der Inhalt, der in den Flexions- und etymologischen Formen liegt, ein solcher, der nicht selbständig auftreten kann. Und weil er oft genug durch bloße Formen ausgedrückt wird, so ist der Name Formwort sehr gut gewählt. Nur sind nicht bloß Präpositionen und Conjunctionen Formwörter, sondern auch Artikel und Relativpronomen. Wovon unten.

Becker läßt die hergebrachte Eintheilung der Kategorien sonst bestehen, nur daß er das Adjectiv vom Nomen wegnimmt, um es zum Verbum zu stellen. Und so haben wir die Kritik der überlieferten Kategorientafel bis hieher verschieben können. Indeß liegen die Fehler dieser Kategorientafel so offen zu Tage, der Mangel eines genügenden Principium divisionis, die barbarische Vermengung des logischen, des syntaktischen und des etymologischen Gesichtspunctes, überhaupt die Confusion gibt sich überall so grell und schroff zu erkennen, daß Niemand diese Mängel übersehen kann. Kommen wir denn in Gottes Namen zu unserm eigenen Vorschlage.

Um den Leser in den Stand zu setzen, sich auf der Stelle zu orientiren, schicke ich das Resultat voraus.

Die Wörter sind:

A. Empfindungswörter.

B. Nennwörter.

- I. Verbum.
- II. Substantiv.
- III. Participialia:
 1. Adjectiv. (a. adnominales, b. adverbiales[10]).
 2. Particip. (a. adnominales, b adverbiales[11]).
 3. Infinitiv nebst Gerundium und Supinum. (a. adnominal, b. adverbial.)

C. Deutewörter.

- I. Grund- oder Urpronomen, reine Personwörter.
 1. Pronom. person. (Ich, du, er etc.)
 2. Pronom. reflex. (*sibi*, *se*.)
 3. Selbst (— *met*, *même*.)
- II. Bestimmende Pronomen und Numeralia.
 1. Possessiv-Pronomen.

2. Demonstrativ- und Interrogativ-Pronomen.
 a. Adnominale; b. Adverbiale.
3. Numeralia. a. Adnominale; b. Adverbiale.

III. Formwörter.
1. Des einfachen Satzes:
 a. Artikel.
 b. Präpositionen.
2. Des Satzgefüges:
 a. Relativ-Pronomen.
 b. Syntaktische Conjunctionen oder Fügewörter.
3. Der Satzverbindung:
 Parataktische Conjunctionen oder Bindewörter.

Wir haben diese Tafel nun zu erläutern und zu rechtfertigen.

Die oberste Eintheilung in Empfindungs-, Nenn- und Deutewörter [12]) beruht nicht nur auf einem logischen, sondern auch auf etymologischem Grunde. Oder richtiger: Ob ich die Wörter logisch oder etymologisch betrachte, sie zerfallen mir jedesmal in drei Classen. Beginnen wir mit der logischen Betrachtung. Der ganze wortbildende Proceß verläuft sich in drei Stufen. Zuerst kann das durch irgend ein äußeres Object oder auch durch seine bloße Imagination erregte und afficirte Ich auf ganz subjective Weise seine eigene Erregtheit aussprechen, und zwar so, daß nur die Empfindung, nicht zugleich die Vorstellung des Empfundenen ausgesprochen wird. Dies geschieht durch das Empfindungswort. Die Empfindung setzt aber ein Empfundenes voraus, ein Etwas, das die Empfindung veranlaßte; bringt sich das Ich dieses Etwas zum Bewußtsein, erhebt sich das Ich von der Empfindung zur Anschauung und will es dann die Anschauung zur Vorstellung (die verallgemeinerte Anschauung) machen, so entstehen zweitens die Nennwörter, Wörter für die Dinge, das Geschehen, die Qualitäten der Dinge, die Weise des Geschehens und der Qualitäten u. s. w. (Natürlich haben sämmtliche Substantiva, Verba, Adjectiva u. s. w. ursprünglich sinnliche Bedeutung; auf Intelligibles übertragen sind alle diese Wörter Metaphern.) Waren die Empfindungswörter rein subjectiv, so sind die Nennwörter rein objectiv, der Mensch spricht in ihnen, ohne alle Rücksicht auf seine Person, bloß das Gegenständliche aus [13]). Das Dritte ist dann, daß das Ich, wie es sich oben mit der Gegenständlichkeit erfüllte, jetzt umgekehrt die Gegenständlichkeit mit sich selbst erfüllt, sie in Beziehung zu seiner Persönlichkeit bringt, ihr sein Siegel aufdrückt, sie sich realiter oder idealiter (für das Erkennen) unterwirft: mein Pferd; diese Blume; er ist hier, dort, oben, unten u. s. w. Und so entstehen die Deutewörter. Sie sind subjectiv-objectiv, während die Empfindungswörter nur subjectiv, die Nennwörter nur objectiv waren. Hoffentlich ist diese erste Eintheilung logisch gerechtfertigt; so viel ich sehe, spricht sie die reine Dialektik der Sache aus. Die Eintheilungsglieder schließen sich gegenseitig aus, und dann haben auch die armen Interjectionen, die man bisher gar nicht unterzubringen wußte und nur so nachschleppte, endlich eine feste Stelle gefunden. — Sehen wir nun zu, wie sich diese Classification zur Etymologie verhält. Soll sie sich rechtfertigen, so müssen sämmtliche Wörter einen dreifachen Ursprung haben. Und so ist es. Bopp, W. von Humboldt und Schmitthenner haben nachgewiesen, daß es zwei ganz verschiedene Classen von Wurzeln gibt: 1) diejenigen, »welche das Materielle, das sich in Gestalt und Farbe, in der hörbaren Bewegung, überhaupt in dem Eindruck auf die Sinne darstellt, bezeichnen«; von ihnen sind die Nennwörter gebildet — Schmitthenner's Nennwurzeln, Bopp's Verbalwurzeln; — 2) diejenigen, welche das Immaterielle, Geistige, die Vorstellungen von Person, Ort, Zeit, Zahl u. s. w. bezeichnen; von ihnen sind die Deutewörter gebildet — Schmitthenner's Deutewurzeln, Bopp's Pronominalwurzeln. — Mit den Empfindungswörtern verhält es sich nun also: Die Wurzel ist die im Tone verleiblichte Empfindung; erhebt sich die Empfindung zur Vorstellung, so entwickelt sich die Wurzel, dieser unentwickelte Keim, zum Worte; indem die Empfindungswörter aber eben nur die Empfindung, nicht aber die Vorstellung des Empfundenen ausdrücken, so sind sie als real existirende Wurzeln anzusehen, als Wurzeln in der allereinfachsten Gestalt, wie sie denn gewöhnlich nur aus einem Vocal bestehen, dem oft der bloße Hauch oder ein Halbvocal (j, w) beigesellt ist [14]).

Wir kommen nun zur zweiten Eintheilung und haben diese zu rechtfertigen. Die Empfindungswörter sind, weil unentwickelt, keiner weiteren Eintheilung fähig. Indem aber die Nennwörter und die Deutewörter specifisch verschieden sind, weil wir es dort mit Vorstellungen zu thun haben, die sämmtlich ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, dem Aposteriori, beruhen, hier dagegen mit Vorstellungen, die aus innerer Anschauung stammen: so kann das Eintheilungsprincip für beide Classen nicht dasselbe sein. Bei den realen Kategorien muß die Grammatik auf die Realität, bei den idealen muß sie auf das Ich Rücksicht nehmen, jedoch so, daß sie in beiden

Fällen nicht vergißt, daß sie Grammatik, nicht Metaphysik ist. Eben so wenig darf sie vergessen, daß sie nicht nur Syntax, sondern auch Flexionslehre ist.

Was nun zunächst die realen Kategorien betrifft, so bedarf der Gegensatz von Verbum und Substantiv keiner Rechtfertigung, weil er ein allgemein zugestandener ist. Jenes nennt Gegenstände (wirkliche oder gedachte), dieses das, was von, an und in den Gegenständen geschieht. Dagegen muß es gerechtfertigt werden, daß wir Particip und Infinitiv vom Verb trennen und diese Wortarten mit dem Adjectiv zu Einer Kategorie (Participialia) vereinigen. Auch ist über das Verschwinden des Adverbs, als eigener Kategorie, Rechenschaft zu geben.

Wie man nun auch das Verb definiren möge, lege man mit Platon und den Stoikern auf seine prädicative Natur, oder mit Aristoteles auf das Tempus, oder mit der aristarchischen Grammatik auf den Umstand, daß es Tempora, Modi und Personen hat, den Accent, in keinem Falle hat Particip und Infinitiv (Gerund. und Supinum) in der Definition Raum. Der begriffliche Unterschied ist offenbar: das Verb prädicirt; Infinitiv, Gerundium, Supinum und die Participien prädiciren nicht. Der formelle Unterschied ist eben so klar: das Verb wird conjugirt, es hat Tempora, Modi und Personen: die Participialia des Verbs haben Nichts von dem, man kann am Infinitiv und am Particip nicht Tempora [15]) ausdrücken; diese Formen haben keine Modi, noch sind sie Modi, eben so wenig haben sie Personen. Man rechnet liebend, lieben u. s. w. mit eben demselben Rechte zum Verb, womit man lieblich oder die Liebe dazu rechnen würde. Es kommt mir hier zu Statten, daß ich den historischen Weg gegangen bin. Die antike Grammatik — bis auf Bröder — hat das Particip als eigene Kategorie gelten lassen; die Stoiker haben den Infinitiv (ῥῆμα) vom Verb (κατηγόρημα) getrennt; Dionysius Thrax und Plinius Secundus (nach Charisius' Zeugniß) haben das Gerundium u. s. w. zu den Adverbien gestellt, also vom Verb getrennt. Man sieht, daß nicht ich allein es bin, der diesen Einfall hat, daß ich gewichtige Vorgänger und Autoritäten habe, die nur nicht ganz consequent gewesen sind, so wenig die heutige Grammatik consequent ist, wenn sie die vom Verb gebildeten [16]) Participialien bei diesem läßt, das Adjectiv dagegen (was die Alten nicht thaten) vom Substantiv trennt.

Betrachten wir meine dritte Hauptkategorie: die Participialia, näher. Ich verstehe Wörter darunter, die zwischen Substantiven und Verben die Mitte halten, Mittelwörter, ungefähr, wie die gewöhnliche Grammatik die Participien definirt. Gehen wir zunächst vom Begriffe aus. Die Substantiva nennen Gegenstände, die Verba das, was an, in, mit oder von den Gegenständen geschieht; die Participialia unterscheiden sich haarscharf von ihnen. Z. B. das Adjectiv. (Ich nenne nicht nur *altus* so, sondern auch *alte*; nehme das Wort als Bei-Wort, und unterscheide adnominales [*altus*, *a*, *um*] und adverbiales [*alte*] Adjectiv.) Ganz allgemein nennt das Adjectiv eine Qualität (Eigenschaft, Beschaffenheit). Nun kann 1. ein Gegenstand qualificirt werden (eine schöne Blume: adnominales Adjectiv), 2. ein Geschehen oder eine Qualität (er schreibt schön, ein schön verlebter Tag: adverbiales Adjectiv), 3. kann die Qualität als Name für einen Gegenstand benutzt werden (der Schöne, das Schöne: substantivisches Adjectiv), 4. endlich kann die Qualität von einem Gegenstande prädicirt werden (die Blume **ist** schön: prädicatives Adjectiv). Weil nun das Adjectiv wie ein Weberschiff bald beim Substantiv, bald beim Verbum steht, so nenne ich es ein Participiale, mache aber (hierin den Alten und Becker folgend, die es einer höheren Kategorie [jene dem Nomen, dieser dem Thätigkeitsbegriffe] unterordnen) aus ihm keine dem Substantiv und Verb coordinirte Kategorie, sondern subordinire es der Kategorie Participialia [17]). Ich coordinire es den vom Verb gebildeten Participialien. Der specifische Unterschied zwischen dem Adjectiv und den vom Verb gebildeten Participialien besteht nun in den beiden Accidenzen *actio* und *genus (verbi)*, welche die letzteren noch vom Verb haben und die dem Adjectiv fehlen. Das Gemeinsame ist der participiale Charakter. Das Particip ist 1. adnominal (der Knabe, singend...), 2. adverbial (er kam singend: in den romanischen Sprachen das Gérondif, im Ahd. **o**), 3. kann es a. Substantiv (der Denkende) und b. Adjectiv (der denkende Mensch) werden, 4. prädicativ stehen: sie war leidend, er ist (wird) von Allen geliebt. Gleiches gilt vom Infinitiv [18]), von dem Gerundium und Supinum nur Nebenformen sind, wie das Adverbiale *alte* Nebenform von dem adnominalen *altus*, das adverbiale *en disant* (von *in dicendo*) nur eine Nebenform von dem adnominalen *disant* (von *dicens*) ist. Der Infinitiv mit diesen seinen Nebenformen steht 1. adnominal (die Kunst zu lieben, *d'aimer*, *amandi*), 2. adverbial (ich gehe schlafen, *cubitum etc.*), 3. wird er Substantiv und steht hier als Subject und als Object, 4. wird er mit einer Copula Prädicat. Das Participialische

in den Participialien beruht syntaktisch darauf, daß diese Wörter adnominal und adverbial gebraucht werden, — dies ist das Wesentliche; daß sie auch Nebenfunctionen ausüben, andere Kategorien vertreten, ist mehr Nebensache —; formal darauf, daß ihre Accidenzen sich theils beim Substantiv, theils beim Verb wieder finden.

Aber das Adverb? Nun das Adverb bleibt wo es kann; ich kenne keine Kategorie dieses Namens, ich kenne nur ein syntaktisches Verhältniß, das ich das adverbiale nenne, und Wörter aus allen möglichen Kategorien, die adverbial stehen können. Sehen wir, nach welchem Princip man eine Kategorie, »Adverbium« genannt, gebildet hat. Vielleicht nach dem syntaktischen Princip. Dann muß eine Kategorie Adverb da sein, dann darf aber nicht mehr Substantiv, Verb u. s. w. eingetheilt werden, sondern man muß 1. Subjectswort (Substantiv, Pronomen u. s. w. im Nominativ, Infinitiv u. s. w.), 2. Prädicatswort, 3. Objectswort (Substantiv, Pronomen u. s. w. im Accusativ, Dativ u. s. w., Infinitiv u. s. w.), 4. Adnominale (Adjectiv, Substantiv im Genitiv, Infinitiv mit zu u. s. w.), 5. Adverb eintheilen, wo dann (wie dies in der alten Grammatik wirklich geschieht) die Kategorie Adverb 1. Substantiva (abends, flugs), 2. Adjectiva (schön, rechts, links), 3. Participia (eilends, *diligenter*), 4. Pronomen (da, wo, hier), 5. Numeralia (erstens) u. s. w. enthält, also in der That, um mit den Stoikern zu reden, ein πανδέκτης, eine Colluvies, ein wahres Chaos ist. Also man entscheide sich. Soll eine Kategorie Adverb in der bisherigen Weise bestehen, nun so sei man consequent und bilde die andern Kategorien nach demselben Princip; will man die Kategorien Substantiv, Verb u. s. w. beibehalten, so schaffe man die Kategorie Adverb ab. Ohnedies macht sie auf jeden Menschen, der ein nur leidliches logisches Gewissen hat, einen höchst peinlichen Eindruck wie alles Chaotische, Wüste, Unordentliche. — Die Syntax ist es nun nicht, deren Forderungen zu Liebe man das Adverb gemacht hat; ist es vielleicht die Form? Aber auch diese kann es nicht sein, denn man findet unter den Adverbien ein wahres Chaos von Formen: alle *oblique* Casus, besonders Ablative, verloren gegangene Casus, Ableitungen und Compositionen. Dazu hätte man, wenn man (was sehr löblich) die Form berücksichtigen wollte, gesetzt die Adverbien hätten eine eigene Form, consequent sein und aus dem Infinitiv und dem Particip ebenfalls Kategorien machen müssen, was man fehlerhafter Weise nicht gethan hat. Die einzige Instanz, die man gegen die Unterdrückung der Kategorie mit einigem Schein vorbringen könnte, wäre diese, daß manche »Begriffsadverbien« nicht durch Flexion entstehen, sondern durch Ableitung und Composition, z. B. klüg-lich (mhd. kluglich-e [e aus o]), schrittlings, *bonne-ment*, *diligen-ter*. Ich will nun hier nicht erwiedern, das die Grenzen zwischen Flexion und Wortbildung bis jetzt noch gar nicht ordentlich untersucht sind; ich bemerke nur, daß mich das nicht tangirt, indem ich den Begriff der andern Kategorien so fasse, daß der Begriff des Adverbs darin Platz hat. Also das Adjectiv ist mir überhaupt Attributiv, Beiwort, adnominales und adverbiales; so das Particip und der Infinitiv; und wie sich das Substantiv in der alten Grammatik gefallen lassen muß, Adnominale (der Garten des Königs) und Object zu werden, so muß es sich bei mir noch gefallen lassen, Adverbiale zu werden: flugs, nachts, zu Berg, zu Thal u. s. w. So wenig es mir einfällt, den adverbialen Infinitiv (um zu lehren, *doctum, ad docendum*) oder das abverbiale Particip — le Gérondif — (er kam singend, *en chantant*) von dem adnominalen zu trennen und beide zu den Adverbien zu stellen (daß dies die gewöhnliche Grammatik nicht mit einigen Alten thut, ist wieder eine gedankenlose Inconsequenz); so wenig fällt es mir ein, das adverbiale Adjectiv von dem adnominalen (das die gewöhnliche Grammatik allein Adjectiv nennt) zu trennen und eine eigene Kategorie daraus zu machen, oder das adverbiale Substantiv von dem subjectiven, objectiven und adnominalen zu trennen. Ich denke, wir supprimiren die »Begriffsadverbia« und vertheilen sie an die andern realen Kategorien.

Kommen wir jetzt zu den idealen Kategorien, den Deutewörtern, den Wörtern pronominalen Ursprungs. Da sie nicht wie die realen Kategorien die Gegenständlichkeit spiegeln, sondern dem unmittelbaren Gefühle der Persönlichkeit entstammen, so müssen wir uns nach einem entsprechenden Eintheilungsprincip umsehen. Dieses muß zuvörderst dem logischen Begriffe dieser Wörter adäquat sein und ihre Genesis darlegen; dann muß es grammatisch, und zwar in syntaktischer und in formaler Rücksicht ausreichen. Die alte Eintheilung in Pronomina, Numeralia, Adverbia (formale nach Becker), Präpositionen und Conjunctionen erfüllt, so wie sie vorliegt, keine dieser Forderungen, namentlich gleicht die Kategorie Pronomen ziemlich dem oben betrachteten Adverb. Die Dialektik der Sache ist folgende: Das Erste sind die reinen Personwörter, die Personwörter schlechthin, die Ur- oder Grund-

pronomen, wenn man den schlechten Namen Pronomen (ἀντωνυμία) nicht mißverstehen, dabei nicht an eine Vertretung des Nomens, an ein Fürwort denken will[19]). Die zweite Kategorie bilden diejenigen Wörter, in denen die Persönlichkeit nicht mehr rein dargestellt, sondern mit andern Vorstellungen (Besitz, Ort, Zeit, Qualität, Identität u. s. w.) verwachsen ist. Auch gehören die Numeralia hieher, wofür sich in F. Bopp's Vergl. Grammatik S. 428 ff. die Beweise finden. Wenn die Wörter dieser zweiten Kategorie auch als Substanzen auftreten können, z. B. Dieser hat es gethan (ganz wie die Adjectiva, Participien und Infinitive), so sind sie doch, wie die Participialia, ihrer Natur nach Accidenzen, stehen adnominal und adverbial. In der dritten Kategorie finden wir dann solche Pronominalien, die einerseits in ihrer pronominalen Bedeutung fort existiren (gewöhnlich!) z. B. unten, außen, die aber andererseits eine neue Bedeutung und mit ihr meist auch eine neue Form (unter, außer) angenommen haben. Sie sind theils zu Partikeln verhärtet, theils flexibel geblieben. Da sie nichts weiter als Verhältnisse der Begriffe bezeichnen, so kann man sie Formwörter nennen. Die Beziehung auf den Sprechenden in den reinen und den adnominalen und adverbialen Pronomen macht also nach mir diese Wörter nicht zu Formwörtern, sondern zu Deutewörtern, zu idealen Kategorien. Formwort nenne ich ein Wort erst, wenn es 1. seine ursprüngliche Bedeutung abgelegt (wie der Artikel Das, oder die Conjunction Daß die demonstrative Kraft des Pronomens Das, die Conjunction Da die demonstrative Kraft des [adverb.] Pronomens Da eingebüßt hat), und 2. eine Veränderung in der Form (wozu auch der Ton gehört) erlitten hat. Ist letzteres nicht der Fall, wie z. B. bei den s. g. Hülfsverben, so hat die Grammatik kein Recht, von einer eigenen Kategorie zu reden: wer aus derselben Tasse Kaffee und Wein trinkt, kann nicht sagen, er habe zwei Trinkgefäße. Das Charakteristische des Formworts ist also, daß es in anderer Bedeutung und Form schon einmal in den Kategorien vorkommt. Bei meinen Formwörtern ist dies der Fall: die Artikel sind ursprünglich das Demonstrativpronomen und das Numerale; die Präpositionen sind Nebenformen der adverbialen Pronomen; das Relativpronomen ist Nebenform des interrogativen (im Gr. des demonstrativen) Pronomens; die syntaktischen sowohl wie die parataktischen Conjunctionen (Füge- und Bindewörter) sind — bis auf zwei oder drei von zweifelhaftem Ursprunge — sämmtlich (adv.) Pronomen.

Gehen wir jetzt die idealen Kategorien einzeln durch, um das Neue in unsrer Eintheilung zu erläutern und zu rechtfertigen.

Hier fällt nun zuerst auf, daß wir die hergebrachte Kategorie Pronomen vernichtet, ihren Inhalt[20]) an zwei Kategorien vertheilt und der zweiten Kategorie die s. g. *adverbia loci, temporis etc.* zugetheilt haben. Wenn man aber die hergebrachte Kategorie Pronomen genauer betrachtet, so fällt es gleich auf, daß sie sich weder logisch noch grammatisch rechtfertigen läßt, daß sie ganz in demselben Falle ist, wie die Kategorie Adverbium, oder die von der jetzigen Grammatik aufgegebene Kategorie Nomen, in der die Aristarcheer Substantiv, Adjectiv und Numerale zusammenfaßten.

Wie will man das bisherige Pronomen definiren? Will man das Stellvertretende (Für-wörtliche), oder — um diese schiefe Vorstellung gleich zu beseitigen — das Deutende als das Wesenhafte darin betrachten? Aber dann ist man inconsequent, indem man die Adverbien ausschließt: hier, da, dort, oben, unten, hüben, drüben, so, wie (we-lcher kommt von wie, wie so-lcher von so), dann u. s. w. nennen auch nicht, sondern sie deuten, sie sind Pronominalien. Mit der Vorstellung des Für-den-Namen kommt man zudem auf anderen Seiten ins Gedränge, wie die Alten gefühlt, als sie die fragenden, die unbestimmten und die artbestimmenden Pronomen (oben bei Priscian Nr. 7, 8, 9) zu den Nomen gestellt haben. Will man dagegen das Persönliche als das Specifische betrachten? Aber dieser Begriff, der wie ein großer Riß durch die Sprache geht, ist viel zu weit, um eine secundäre Kategorie darauf zu gründen, weil sich in der Sprache (da der sprechende Mensch Person ist) Alles an die Person anlehnt. Wir müssen also nothgedrungen ein anderes Eintheilungsprincip für die idealen Kategorien, die Deutewörter oder Pronominalien suchen. Mein Princip hoffe ich durch den Begriff der Sache, durch die Analogie und durch die Etymologie zu rechtfertigen.

Die reinen Personwörter, Ur- oder Grundpronomen (Schade, daß kein lat. Terminus vorhanden ist) bilden also meine erste Kategorie unter den Deutewörtern. Ich zähle dahin: Ich, du, er (is), letzteres in seiner doppelten Form (*ejus, sui — ei, sibi — eum — se*), und das abstracte Selbst (*-met, -même*), welches die Beziehung jedes Dinges auf sich selbst ausdrückt. Daß nun diese reinen Personwörter (ihnen entspricht in der Reihe der realen Kategorien das Substantiv) von den anderen s. g. Pronomen radical unterschieden sind,

bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch die Analogie verlangt die Trennung. Sollen in der heutigen Grammatik Pronom. personalia, demonstrativa, possessiva etc. Species des Genus Pronomen sein, wie bei den römischen Grammatikern, nun, so führe man auch die Kategorie Nomen wieder ein und mache N. propria, N. appellativa, N. adjectiva, N. ordinalia, N. numeralia etc. zu Species dieses Genus, wie wir es bei Priscian und Donat sehen. Mit der Kategorie Nomen (dieselbe in der Weise der Aristarcheer gefaßt) muß auch die Kategorie Pronomen (in ihrer hergebrachten Bedeutung gefaßt) verschwinden. Noch stärker weist die Etymologie und die Form auf die Trennung hin. Es muß Jedem, der nicht ganz gedankenlos ist, aufgefallen sein, daß, während die possessiven, demonstrativen, interrogativen u. s. w. Pronomen eine regelmäßige Declination haben[21]), die reinen Personwörter indeclinabel sind. Was man bei ihnen Casus nennt, sind gar nicht Casus in gewöhnlichem Sinne: Mir, *mihi* ist so wenig durch Flexion aus Ich, *ego* entstanden, als Hut aus Pudelmütze. Gerade so steht es mit der Numerus-Flexion: auch diese fehlt. Ich kann sagen die Hund-e, und habe dann eine Mehrheit von Hunden; aber Wir ist begrifflich und etymologisch nicht die Mehrheit von Ich, sondern es ist Ich + Du oder Ihr. Und es sind nicht nur im Deutschen und in den beiden antiken Sprachen, sondern auch (wie in Bopp's Vergl. Gr. S. 472 ff. zu sehen) im Sanskrit, im Zend, im Slavischen und Litthauischen die obliquen Casus vom Casus rectus und der Plural vom Singular stammhaft verschieden. Diese begriffliche, syntaktische und etymologische Eigenthümlichkeit der reinen Personwörter gibt uns wohl das Recht, aus ihnen eine eigene Kategorie zu machen.

Für die zweite Kategorie, die ich *faute de mieux* bestimmende Pronomen und Numeralia nenne, habe ich augenblicklich keinen passenden generischen Namen anzubieten. Ist erst die Zusammenstellung gerechtfertigt, so wird sich auch mit der Zeit für das Zusammengestellte ein Terminus finden. Das Charakteristische an diesen Wörtern ist, daß sie (wie die Participiale bei den realen Kategorien, näher wie das Adjectiv — adnominales und adverbiales; —) nicht auf Substanzen, sondern auf Accidenzen deuten, daß sie wesentlich adnominal und adverbial stehen. (Wenn sie substantivisch stehen, so geschieht dies nur so, wie auch sämmtliche Participialia: Adjectiv, Particip, Infinitiv die Function des Substantivs übernehmen können.) Daß ich die s. g. Pron. relativa und die Indefinitia hinauswerfe, wird man in der Ordnung finden. Jenes ist (mit leichter Formveränderung) das Interrogativpronomen, welches zum Formwort, zu einem Conjunctionale geworden ist; ich trenne es mit demselben Rechte von den Pronomen, mit dem man den Artikel (auch ursprünglich Pronomen) davon getrennt hat. Die s. g. Indefinita sind aber (theils schon etymologisch: Man [identisch mit Mann, wie *on* = *homo*], Jemand, Niemand, Nemo [von *homo*]) den Substantiven beizuzählen, und zwar die von Pronomen abgeleiteten, wie *quis*, *quisque etc.* mit demselben Rechte, mit dem man die von Nennwörtern abgeleiteten Präpositionen und Conjunctionen (während, kraft, weil u. s. w.) nicht mehr zu den realen Kategorien rechnet. So bleiben uns 1) die possessiven Pronomen und 2) die correlativen Demonstrativa und Interrogativa, denen sich 3) die Numeralia anschließen. In den Possessivis haben wir Person (verstehe Rücksicht auf die sprechende Person) + Eigenthum, sie stehen nur adnominal; in den Demonstrativis und Interrogativis haben wir a. Person + Ort: Dieser, hier, *hic*, Jener, da, *iste*, Der, *ille*, irgendwo, b. drückt die sprechende Person aus, daß sie Dasjenige meint, was sie, damit es dem Hörenden gezeigt sei, noch näher bestimmen wolle (derjenige, welcher), oder daß sie Etwas schon einmal genannt hat (Derselbe); c. drückt die sprechende Person die Art durch ein Deuten aus (Solcher, So, Welcher, Wie), wobei dem Hörenden aus dem Früheren schon die Art selbst bekannt sein muß[22]). Jedem Demonstrativ entspricht ein Interrogativum. Und da man nicht nur auf Gegenstände, sondern auch auf ein Geschehen deuten kann (dagegen kann ein Geschehen nicht mein, dein sein), so entspricht dem adnominalen Demonstrativ und Interrogativ ein adverbiales, womit also Becker's adverbiale „Formwörter“ auch untergebracht sind, wobei freilich nicht vergessen werden muß, daß die eigentlichen Präpositionen größtentheils erweislich pronominalen (einige ungewissen) Ursprungs sind, und also ein s. g. Adverb, z. B. innen, oben, außen, hinten, unten u. s. w., darum nicht aufhört ein Pronominale zu sein, weil es eine Nebenform von einer Präposition, z. B. in, ob (local: Unterwalden ob und nid dem Wald), aus, hinter, unter, ist. Was dann endlich die Numeralia betrifft, die ebenfalls adnominal und adverbial stehen, so kann es auf den ersten Blick als eine Inconsequenz erscheinen, daß wir sie den bestimmenden Pronomen anreihen, indem ja in ihnen keine Beziehung mehr auf die sprechende Person vorliegt, wie dies noch in den von den reinen Personwör-

tern abgeleiteten bestimmenden Pronomen der Fall ist. Ich gestehe, daß die Numeralia dem Grammatiker Schwierigkeiten machen, wie denn Stern in seiner kürzlich erschienenen Sprachphilosophie über dem Numerale völlig verzweifelt und es für einen unorganischen Auswuchs der Sprache erklärt, und ich selber bin früher mehr als einmal in Versuchung gewesen, das Numerale dem Adjectiv unterzuordnen und dieses in zwei Rubriken: Qualitäts- und Quantitätsbestimmer zu scheiden. (So erst ganz kürzlich Hinkel in seinem Leitfaden.) Was mich bestimmt hat, die Numeralia zu den Deutewörtern zu stellen, ist erstens die Etymologie: die Verwandtschaft zwischen den drei ersten Zahlwörtern und Pronomen ist zu offenbar; Einer, e, s, goth. *ains*, *aina*, *ain(ata)*, lat. *unus*, altlat. *oinos*, ist erwiesenermaßen Pronomen der dritten Person und stützt sich auf das Skr. defective Pronomen êna[23]). Zweitens tritt ja auch schon in einigen Pronomen (Solcher, welcher, wie, so u. s. w.) die Beziehung auf den Sprechenden, obschon sie vorhanden, sehr zurück; in den Formwörtern (Artikel, Präpositionen, Conjunctionen), obgleich sie sämmtlich Pronominalien, Deutewörter sind, ist diese Beziehung ganz erloschen; so machen also die Zahlwörter den Uebergang. Drittens zwingt aber die Natur der Sache. Die Zahlwörter sind nicht, wie Becker meint, Formwörter, aber sie sind wesenhaft von den Adjectiven verschieden. Die realen Kategorien sind dadurch entstanden, daß die Gegenständlichkeit einen sinnlichen Eindruck auf das Ich machte; die Zahl ist nichts Sinnliches, der Laut dafür kommt aus dem Verstande, so gut wie der Laut für die localen und temporalen Bestimmungen: Dieser, jener, hier, dort, oben u. s. w.

Nach der oben gegebenen Erklärung von Formwort rechtfertigt sich die dritte Kategorie der Deutewörter von selbst. Diese Wörter bezeichnen nicht mehr Substanzen (der Weg, Wille — wegen, [um] willen) noch Accidenzen (der Mann da — da er krank ist), sie sind weiter nichts als Hülfswörter, die da eintreten müssen, wo die Sprache keine Flexionsformen hat oder dieselben nicht ausreichen. Nur findet der Unterschied statt, daß, während Präpositionen (nämlich die trennbaren) und Conjunctionen nebst Relativpronomen rein syntaktische Functionen haben, der Artikel eine andre Function hat, für die ich nicht gleich einen passenden Namen weiß: er dient nämlich dazu, den Umfang der Bedeutung der Nennwörter zu bezeichnen: der Mensch (entweder ein schon bewußter, oder die Gattung, der Begriff), ein Mensch, Menschen.

Wir sollten jetzt noch ins Einzelne gehen und nachweisen, wie sich die Kategorien wieder in εἴδη eintheilen. Denn auch hier kann es selten bei dem Hergebrachten und manchmal eben so wenig bei dem von Becker und A. Aufgestellten verbleiben. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen über die Arten und die Genera des Substantivs und des Verbs.

1) Was seine guten Gründe hat. Sergius sagt: *Omnis pars orationis, cum desierit esse, quod est, nihil aliud est, nisi adverbium. Idcirco si nomen desierit esse nomen, non faciet pronomen, aut participium, sed solum adverbium; nam si dicas: sedulo homini dedi, nomen est; si dicas; sedulo feci, adverbium est. Item pronomen aliquando et adverbium est.*

2) Worüber Priscian sehr gut sagt: *Qui tertio loco participium posuerunt, rectius fecisse videntur. Cum enim nomen et verbum primum et secundum tenuerint locum, participium, quod ex utroque nascitur, sequentem jure exigit.* — Nur noch einen Schritt weiter, und Priscian hatte das Rechte.

3) . . . *inter nomina rationabiliter posuerunt.*

4) Die griechische und die deutsche Sprache haben hier verschiedene Wörter; da im Lateinischen die Interrogativa und die Indefinita dieselben Wörter, nur mit verändertem Accente sind, so unterscheidet Priscian die letzten dadurch von den ersten, daß sie *in lectione gravi accentu pronuntiantur.*

5) Schmitthenner ordnete 1828 die Kategorien also:

I. Haupt-Wortarten.

A. Dingwort (Nomen). a. Deutewort. b. Hauptwort. B. Zeitwort (Verbum). a. Aussagewort. b. Meldewort.

II. Neben-Wortarten.

A. Bestimmungswörter. a. des Dingsworts (Beiwörter). b. des Zeitworts (Nebenwörter). B. Verhältnißwörter. a. der Wörter (Vorwörter). b. der Sätze (Satzvorwörter). C. Bindewörter.

Ich weiß nicht genau, ob Schmitthenner jetzt, nach dreizehn Jahren, noch so eintheilt. Seine Eintheilung der Conjunctionen (die auch Thiersch hat) acceptire ich.

6) Oder vielmehr im Laufe der Zeit geworden ist. Ind. *bhû*, lat. *fu* (in *fui*), deutsch *bi-n* = altsächs. *biun* auch *bium;* Ind. *sthâ*, lat. *sta-re;* Ind. *as*, gr. und lat. *es* (*sum* = *es-um*), goth. *is* (*im* = *is-mi*), ahd. *sin*, mhd. sein, die alle auch als Copula gebraucht werden, haben einen bestimmten Inhalt. Wie ganz concrete Wörter zur bloßen Copula werden können, ist bekannt: im Indischen kann *ds*

(Sitzen) Copula sein, im Französischen und Italiänischen hilft Stehen (*été, stato*) die Perfecte von Sein bilden, im Spanischen und Portugiesischen hilft wieder Sitzen, da *ser* von *sedere* kommt, und im Activum neben *haber* auch *tener*.

[7]) Es ist hier nur auf das Neuhochdeutsche Rücksicht genommen, früher hatten diese Wörter bekanntlich eine andere Bedeutung, z. B. bedeutet im Gothischen *magan* Können, *Kunnan* Kennen, *thaurban* bedürfen; im Ahd. *muozan* können, dürfen.

[8]) Würden sie, als Hülfsverben gebraucht, auch ihre Form verändern, wie dies z. B. die Präpositionen (unte**n**, unte**r**) und die Artikel (dere**n**, der [Gen.], dene**n**, den [Dat.]) thun, so würde man allerdings eine eigene Kategorie aus ihnen machen müssen, wie man beim Artikel (ursprünglich Pronomen und Numerale), bei den Präpositionen und Conjunctionen gethan hat.

[9]) Die prädicative, attributive, objective und adverbiale.

[10]) Das s. g. Adverb der Weise.

[11]) Le gérondif.

[12]) Ich entlehne diesen Terminus von Schmitthenner, der die Wurzeln in Deutewurzeln und Nennwurzeln unterscheidet, wofür Bopp weniger gut Pronominalwurzeln und Verbalwurzeln sagt: in meinem franz. Elementarwerk habe ich mich der Namen Voll- und Halbwörter bedient. Reale und ideale Kategorien drückt die Sache ebenfalls aus, nur unter einem andern Gesichtspuncte.

[13]) Wenn ich mich zum Gegenstande für mich selbst machen will, so muß ich gleich substantivisiren: Das Ich.

[14]) Hierbei versteht es sich von selbst, daß zwischen diesen drei Hauptclassen von Wörtern Uebergänge und Mischungen stattfinden. Es gibt Substantiva, Verba u. s. w., die von Empfindungswörtern oder von Deutewörtern abgeleitet sind, z. B. Jauchzen und Jubeln (ahd. *jûwizan*) von *Ju!* (lat *ju! jo!*), Ihrzen, Dutzen, Fürst (*vuristo*, von *vor*), Zwirn (von zwier sc. Faden), Zweifel (von zwei wie dubium). Eben so gibt es Deutewörter, die ursprünglich Nennwörter sind, z. B. Während, Wegen, Weil, Kraft, Willen, Laut u. s. w.

[15]) Für das Deutsche, Lateinische und die romanischen Sprachen (Brechen, Gebrochen haben; Brechend, Gebrochen; — *frangere*, *fregisse*; *frangi*, *fractum esse; frangens*, *fractus; rompre*, *avoir rompu; rompant*, *rompu*) ist es ohne Weiteres klar, daß das, was in den gewöhnlichen Grammatiken Infin. oder Partic. Präs. heißt, Inf. oder Part. actionis imperfectae, und das, was Inf. oder Part. Perf. heißt (Perf. soll jenen Grammatikern Inf. oder Part. Praet. sein), Inf. oder Part. actionis perfectae ist. (*Fracturus* und *Fracturum esse* kommt gar nicht in Betracht, da dies kein Futurum des Infinitivs oder Particips, sondern wie *frangendus*, eine eigenthümliche Verwendung des Wortes ist. Das Griechische, mit seinem Reichthum an Infinitiven und Participien (*λείπειν*, *λείπων*, — *λελοιπέναι*, *λελοιπώς*, *λείψειν*, *λείψων*, — *λεῖψαι*, *λείψας*, — *λιπέειν*, *λιπέων*, — *λιπεῖν*, *λιπών*, u. s. w. u. s. w.), scheint hier allerdings zu widersprechen, es scheint aber auch nur so, so lange man über Ursprung und Gebrauch dieser Formen nur halb unterrichtet ist.

[16]) Die Sprache bildet auch Participien von Substantiven: Gestiefelt, geblümt, gehörnt u. s. w.

[17]) Priscian's Wort: *qui tertio loco participium posuerunt, rectius fecisse videntur. Cum enim nomen et verbum primum et secundum tenuerint locum, participium, quod ex utroque nascitur, sequentem jure exigit*, mache ich für mich geltend, nur muß man hier unter „Participium“ nicht bloß das Particip, sondern sämmtliche Participialia verstehen.

[18]) Zu dieser Stelle bemerkt mir Prof. Heinrich Schweizer Folgendes: „Der Infinitiv ist formell in allen mir bekannten Stammsprachen ein Substantivum verbale, entweder in irgend einem bestimmten Casus, z. B. im Dativ, so in den Vêdas-Infinitiven auf — *asê*, — *adhjai*, — *ishjai;* in den griechischen auf — *εναι*, *μεναι*, *εσθαι* u. s. w.; oder im Accusativ, so in den indischen auf — *tum*, welche dem lat. Supinum auf — *tum* entsprechen: *sthâtum* = lat. *statum*, *dâtum* = lat. *datum*, *gnâtum* = lat. *(g)notum*, *bhêttum* = lat. *fissum etc.*; oder der Infinitiv ist die casuslose Form des Substantivs wie im Deutschen: *bind-an*, Bind-en = ind. *bandhanam* (Bindung), wo die Endung dem griechischen Suffixe *ανον* (*ὄργανον*) entspricht. Die deutsche Infinitivendung *an*, *en* entspricht den griechischen Infinitivendungen — *εν*, — *ειν* u. s. w.“ Interessant ist auch der Umstand, daß — wie A. Hoefer in s. Abhandlung „Vom Infinitiv, besonders im Sanskrit“ S. 23 berichtet, der Infinitiv in den Vêdas noch fehlt und ein abstractes Substantiv, in einen Casus gesetzt (die oben angeführten Formen auf *âse* und *sê*), dafür dient. Indem daraus hervorgeht, daß der Infinitiv und wohl auch das Particip jünger als Verb und Substantiv sind, findet meine Folge der Kategorien darin eine neue Bestätigung.

[19]) Daß sie, wie schon Aristoteles gesehen, Person- nicht Fürwörter sind, daß die gewöhnliche Definition absurd ist, darf man wohl nicht erst erweisen. Auch sind sie nicht, wie gemeint worden ist, der späteste Redetheil, sondern just so alt wie das Verb. W. v. Humboldt (Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit den Pronomen. — In

den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1829) hat sogar die Personwörter als die ursprünglichen in jeder Sprache aufgefaßt.

[20]) 1. Pron. person. 2. Pron. reflex. 3. Pron. possess. 4. Pron. demonstr. 5. Pron. interrog. 6. Pron. relat. 7. Pron. indefin.

[21]) Und dazu eine äußerst vollständige, weil die s. g. adverbia loci et temporis etc. alte Casus von Demonstrativis und Interrogativis sind.

[22]) Sage ich z. B. Ein solcher Mann konnte...., so muß Etwas vorausgegangen sein. Fragt mich Jemand: Wie ist er? So muß ich schon wissen, ob ich über seine Moralität, seine Höflichkeit, seine Kenntnisse, Geschicklichkeiten, sein Vermögen, seine Gesundheit, oder worüber sonst Antwort geben soll.

[23]) Vgl. Bopp, Ueber die Zahlwörter im Sanskrit, Gr., Lat., Litthauischen, Gothischen und Altslavischen; und Ders., Ueber die Zahlwörter in der Zendsprache. In den Abhand. der Berliner Akademie vom Jahre 1833. Berlin 1835; und Ders., Vergl. Gr. S. 428 ff.

145. Das Gesetz der Lautverschiebung.

(*Jacob Grimm*, Deutsche Grammatik I. zweite Ausgabe [1822], S. 580—584.)

Die bisherige übersicht lehrt, daß die vocalverhältnisse schwanken und verschiedener einwirkung unterliegen, daß aber ihre austheilung und abwechselung nichts willkürliches sey, vielmehr nach tiefbegründeten, bis jetzt noch unaufgedeckten gesetzen erfolge. Die regel der ablaute wird hierüber mehr licht verbreiten. Man kann die vocale als die nothwendige färbung oder belebung aller wörter betrachten, als den othem, ohne welchen diese gar nicht bestehen würden. Die eigentliche individualisierung des worts beruht auf dem vocallaut; er gewährt die feinsten beziehungen.

Die gestalt, wenn ich so sagen darf, die species des worts gründet sich hingegen auf die consonanz. Hier erscheinen die verhältnisse ungleich sicherer und dauernder; mundarten, deren vocale meistentheils abweichen, behalten auch häufig dieselben consonanten bei.

Die vier *liquidae* sind unwandelbar, ihr flüssiges Element erhält sie gerade aufrecht in aller gewaltsamen erschütterung; mit ihnen tragen sich bloß einzelne vertauschungen, versetzungen, ausstoßungen, geminationen zu, deren ungeachtet ihre wesentliche bedeutung dieselbe bleibt d. h. wenn schon z. b. für chirche zuweilen chilche erscheint, stehen doch in allen übrigen fällen r und l grundverschieden. Zu merken:

1. einerseits l und r in näherer beziehung aufeinander, andrerseits m und n. Im fall des wechsels ist m das frühere, feinere; n das spätere, gröbere. Umgekehrt mag das härtere r älter, das weichere l jünger sein. m steht in besonderem bezug auf die lippenlaute, n auf die zungenlaute, daher das hochd. au, ou vor m und lab., ô vor n und ling.; l und r verbinden sich gleichgern mit lab. ling. und gutt. — l und r lösen sich bisweilen in u und i auf (und könnten darum halbvocale heißen); niemahls m und n, doch ließe sich der einfluß des ausfallenden n auf den vorstehenden voc. vergleichen (gâs f. gans).

2. in der wichtigen berührung des r mit s, der verbindungen *rd* mit *dd* und *ſd* (goth. zd) erscheint *r*, *rd* als jüngere, allmählig aus *ſ ſd* erwachsene form.

Gleich den liquiden laufen die drei *ſpiranten* v h s wesentlich unverändert durch alle deutsche mundarten. Ihre innere verwandtschaft folgere ich theils aus dem vor ihnen eintretenden ê statt ei, ô statt au, theils aus den übergängen zwischen h und v, w, h und s und der berührung der aspiration mit der assibilation (th. ts. z); zwischen v, w und s, kein unmittelbarer wechsel; h und v, die leisesten aller cons., fallen zuweilen unersetzt aus, selbst anlautend und zumahl vor liquiden. —

Ganz anders verhält es sich mit den übrigen consonanten, ein merklicher gegensatz zwischen den hochdeutschen und allen anderen mundarten wird offenbar. Im labial-, lingual-, guttural-laut entspricht die goth. (sächs. fries. nord.) ten. der hochd. asp.; die goth. med. der hochd. ten.; die goth. asp. der hochd. media. Das einzelne stellt sich so vor augen:

goth.	P. B. F.	T. D. TH.	K. G. .
alth.	F. P. B. (V)	Z. T. D.	CH. K. G.

es ist eine veränderung eingetreten, vermöge welcher im hochd. jeder dieser neun cons. gleichmäßig von seiner stelle rückte. Daß aber hier

der hochd. zustand als der abgewichene, jüngere; der goth. (sächs. fries. nord.) als der frühere betrachtet werden müße, unterliegt keinem zweifel, und ist bei auseinandersetzung der alth. buchstaben mit verschiedenen gründen bewiesen worden. Anmerkungen:

1. die lingualreihe zeigt das verhältnis am deutlichsten; im goth. sind táins, dal, thaúrnus so nothwendig geschieden, als im hochd. zein, tal, dorn.

2. auch die labialordnung fügt sich, sobald man für den anlaut in dem hochd. v die zweite asp. bh erkennt und diese statt der nahverwandten eigentlichen med. zuläßt. Für f. p. v führte sich die falsche bezeichnung ph. b. f oder noch andere schwankend ein. Man vgl. die goth. pund, baíran, filu mit dem hochd. funt, përan, vilo (auch geschrieben: phunt, bëran, filo). Die ältere einrichtung wirkte in der inconsequenten schreibung sichtlich nach, zu dem rein medialen bilo für filo, vilo erhob sich nicht einmal die strenghochdeutscheste aussprache, welcher përan, pein, përag ganz geläufig war. Selbst harte oberdeutsche volksdialekte kennen und üben kein solches b für f (wohl aber manche b für die spirans w). Alles gilt jedoch vom anlaut, inlautend scheint mir die med. häufig recht zu stehen, z. b. in ëbar (aper) ëban (aequalis) etc.

3. der reihe des kehllauts gebricht im goth. etc. die aspiration; im hochd. finden sich alle drei stufen, aber wie haben (ch für das goth. k angenommen) das hochd. k und g sich ins goth. g organisch zu theilen? Dies wäre kaum aus der deutschen sprache zu beantworten; die unsicherheit der alth. schreibung wirrt nicht bloß k und g, sondern auch k und ch in einander. Indessen gewährt schon einiges licht, daß das alth. mit g wechselnde k nicht in ch und umgekehrt, das mit ch wechselnde k nicht in g übertritt. So z. b. darf für chunni (*genus*) nie gunni, für gans (*anser*) nie chans stehen, für beide hingegen kunni und kans. Da nun ferner das inlautende ch nicht mit k zu vertauschen ist (kein sprëkan f. sprëchan) so wäre das hochd. k für ch ganz verwerflich, von den beiden lauten g und k aber der eine überflüßig und zwar der theorie nach das g. Die hochd. sprache hätte also eigentlich nicht mehr kehllaute, als die goth., dem goth. k entspräche das ch, dem g aber k. Gleichwohl scheint es mir, daß es einen dritten fall gibt, wo das alth. g nothwendig steht, d. h. weder durch k, noch durch ch abgelöst werden darf; dieser fall ist kein anderer, als das schwankende verhältnis zwischen h und g. Hier spielt das goth. g eine doppelte rolle, in thragjan *(currere)* guma *(vir)* erscheint ein anderes als in áugô *(oculus)* tagram *(lacrimis)*. Dieses kann erst durch vergleichung fremder urverwandter sprachen deutlich werden.

Bei solchen vergleichungen, die hier keineswegs ausführlich gepflogen werden, vielmehr nur unsere deutschen lautverhältnisse unter den rechten gesichtspunct zu stellen beitragen sollen, geht man billig von den consonanten aus. Läßt sich für diese eine gegründete bestimmung ermitteln oder annehmen, so werden dadurch vielleicht auch einige blicke in die geschichte der vocale vergönnt.

Vorerst begegnen wir dem wichtigen Satze: *liquidae* und *spirantes* stimmen in allen wesentlichen verhältnissen zu der art und einrichtung deutscher Zunge. Dasjenige, so scheint es, worin die verzweigungen deutscher sprache unter einander nicht abweichen, wird sich unabweichend in der lat., griech. und indischen nachweisen. Ausdrücklich erkennt das sanskrit noch r und l als vocale an und gebraucht in diesem sinne r oft, l seltner. Die schwächung des älteren m in ein späteres n erscheint überall, eine menge von wörtern mit m im sanskrit und lat. bekommen im griech. n; gerade wie der mittelh. auslaut n inlautend wieder zu m wird (lein, leimes; arn, armes), so verhält sich ἦν zu ἦμεν (lat. *eram*, *eramus*, vergl. νέον mit *novum*). Analoge verwandlungen des s in r bieten sich allenthalben dar, namentlich ist das latein dem r vorzugsweise ergeben, r aber immer als jüngere Form zu betrachten. Den wechsel der spiranten v (des digamma) s. h. bezeugen ἑσπέρα, *vespera; ἑπτὰ, septem; ὗς, sus; ἕρπο, serpo; ἑκυρός, socer; ὑπὸ, sub; sas, sâ* (sanskrit *is*, *ea*), gr. ὅ, ἥ, goth. *sa*, *sô; ἅλς, sal; sasa* (sanskrit *lepus*), *haso etc.*; auch fällt der anlautende spiritus ganz ab, z. b. das lat. *anser* steht f. *hanser* (sanskrit *hamsa*, *cignus*), *odium* f. *hodium* (goth. *hatis*), ἔαρ, lat. *ver*, und das gr. ἴδμεν (sanskrit *vidmas*, lat. *videmus*, goth. *vitum*) hatte früher ein digamma vor sich. Am seltensten tauschen v und f.

Noch merkwürdiger als die einstimmung der liq. und spir. ist die abweichung der lippen-, zungen- und kehllaute nicht allein von der gothischen, sondern auch der alth. einrichtung. Nämlich genau wie das alth. in allen drei graden von der goth. ordnung eine stufe abwärts gesunken ist, war bereits das goth. selbst eine stufe von der lateinischen (griech. indischen) herabgewichen. Das goth. verhält sich zum lat. gerade wie das alth. zum goth. Die ganze für geschichte der sprache und strenge der etymologie folgenreiche

zweifache lautverschiebung stellt sich tabellarisch so dar:

griech.	P.	B.	F.	T.	D.	TH.	K.	G.	CH.
goth.	F.	P.	B.	TH.	T.	D.	. .	K.	G.
alth.	B.(V)	F.	P.	D.	Z.	T.	G.	CH.	K.

oder anders aufgefaßt:

gr.	goth.	alth.	gr.	goth.	alth.	gr.	goth.	alth.
P.	F.	B(V).	T.	TH.	D.	K.	. .	G.
B.	P.	F	D.	T.	Z.	G.	K.	CH.
F.	B.	P	TH.	D.	T.	CH.	G.	K.

Hieraus ergibt sich nunmehr, wie der Gothe die durch abgang der kehlasp. entspringende lücke deckt: er bedient sich anlautend statt ch des spiritus h, in- und auslautend zuweilen des h, häufig aber auch der med. g. Im alth. stünde hier die med. g. überall consequent und dem b d der andern reihen analog; es mag aber ein überrest der früheren lauteinrichtung sein, daß auch alth. der goth. anlaut h, weil man ihn für eine spirans und nicht asp. nahm, fortgalt. Nur zuweilen erscheint g daneben. Diese verwendung des h für ch findet bemerkenswerth gerade auch im lat. anlaut statt, so daß sich die gutturales näher bestimmt folgendermaßen ausnehmen:

griech.	lat.	goth.	alth.
κ	c	h, g	h, g
γ	g	k	ch
χ	h	g	k

146. Das Verbum substantivum.

(*Franz Bopp*, Vergleichende Grammatik IV. [1842] S. 735—738.)

Das Sanskrit und alle seine Schwestersprachen haben zwei Wurzeln für das Verbum substantivum, wovon die eine, welche im Sanskrit *b'ú*, im Zend *bû* lautet, der ersten Conjugation und zwar der ersten Classe angehört, also in den Special-Temporen einen Classen-Vocal *a* annimmt, und den Wurzel-Vocal durch Guna steigert, während die andere, nämlich *as*, der zweiten Conjugation und zwar der zweiten Classe anheimfällt. Diese beiden Wurzeln ergänzen sich, mit Ausnahme des Griech., wo *ΦΥ* die Bedeutung sein ganz aufgegeben hat, in allen indisch-europäischen Sprachgliedern wechselseitig einander so, daß *b'ú*, *bû* im Sanskrit und Zend (soweit man letzteres belegen kann) zwar vollständig sich erhalten haben, *as* hingegen im isolirten Zustande nur in den Special-Temporen gebräuchlich ist. Im Litth. ist die an *as* sich anschließende Wurzel nur im Präsens Indic. und im Particip. Präs. gebräuchlich, eben so im Slaw., wo das Präs. Gerundivi seinem Ursprunge nach identisch ist mit dem Part. Präs. Das Gothische bildet aus *as*, dessen *a* es zu *i* schwächt, sein ganzes Präs. Indic. und Conj., nur daß sich noch daran eine scheinbare Wurzel *SIJ* anreiht, die jedoch ebenfalls von *as* abstammt. Die Wurzel *b'ú* geht dem Goth. für den Begriff des Seins ganz ab, es stammt aber davon, wie ich nicht zweifle, das causale Verbum *baua* ich baue (2. P. *bauais*), welches ich, wie das Lat. *facio*, von *b'âvayâmi* ich mache sein ableite. Das Hochdeutsche hat Ueberreste der Wurzel *b'ú* auch im Sinne von sein gerettet; es stammen davon im Althochdeutschen die erste und zweite P. des Sing. und Pl., während die dritten Personen ist und sint (welche letztere Form in der Gestalt von sind jetzt mißbräuchlich auch in die erste P. übertragen wird) an *asti*, *santi* sich anreihen. Von *as* stammt übrigens auch der Conj. *si* (Skr. *syâm* ich sei) und der Infinit. *sin*. Außerdem hat auch die Skr. Wurzel *vas* wohnen sich im German. zur Würde des Verb. Subst. erhoben, indem zwar im Gothischen das Präs. *visa* (geschwächt aus *vasa*) nur bleiben bedeutet, allein das Prät. *vas* und sein Conjunct. *vêsjau* (unser war, wäre), der Infinit. *visan* und das Part. Präs. *visands* ersetzen die Formen, welche den von uralter Zeit her den Begriff sein ausdrückenden Wurzeln verloren gegangen sind. Es mag passend sein, hier daran zu erinnern, daß im Sanskrit auch die Wurzel *st'â* stehen gelegentlich die abstracte Bedeutung sein übernimmt, und so gleichsam den romanischen Sprachen als Beispiel vorangegangen ist, die zu ihrem Verbum Subst. außer den latein. Wurzeln *ES* und *FU* noch *STA* verwenden. Auch *âs* sitzen kommt im Sanskrit im Sinne des Verb. Subst. vor; z. B. Nal. 16. 30. *„gatasattvâ(s) ivâ“ satê* wie besinnungslos sind sie; Hitôp. 44. 11: *âstâm mânasatus'tayê sukrtinâm* es sei (euer gutes Betragen) zur Geisteserfreuung der Tugendhaften; Urv. 92. 8: *âyus'mân âstâm ayam* langlebend möge dieser sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Verb. Subst. nur eine Kürzung der Wurzel *âs* sei, und daß überhaupt

in keiner Sprache der abstracte Begriff des Seins der ursprüngliche irgend eines Verbums sei. Die Kürzung von *ás* zu *as* und von da, vor den schweren Endungen, zu einem bloßen *s* erklärt sich aber bei dem Verb. Subst. sehr leicht als Folge der Abnutzung durch seinen übermäßig häufigen Gebrauch und durch das Bedürfniß, für ein so stark beschäftigtes, sich überall einmischendes Verbum einen leichten, behenden Bau zu gewinnen. Häufige Benutzung kann aber von doppeltem Einfluß auf eine Wortform sein, einmal sie abnutzen und möglichst vereinfachen, dann aber ihre uralten Flexionsformen, durch beständige Erinnerung an sie, in stetem Gedächtnisse erhalten und vor dem Untergang sichern. Beides bewährt sich durch das Verb. Subst.; denn z. B. im Lat. ist *sum* neben *inquam* das einzige Verbum, welches im Präs. das alte Personalzeichen bewahrt hat; im Goth. und heutigen Englischen sind *im* und *am* die einzigen Formen dieser Art, und in unserem Neu-Deutschen sind *bin* (aus *bim*) und *sind* die einzigen Formen, die den Charakter der ersten P. sing. und dritten P. plur. gerettet haben.

147. Die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung.

(*W. v. Humboldt* in den Abhandlungen der K. Akademie der W. zu Berlin 1820—21; Gesammelte Werke III. [1843] S. 241—268.)

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sicheren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwickelung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eigenen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, daß die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen großen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäßigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedener Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel große Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so gibt es auch in den Sprachen einen Punct der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung innerhalb der gegebenen Grenzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; ebenso wenig nehmen die großen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem fluthenden Werden ihrer Formen überrascht hat. Es muß, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Mein bisheriges aber hat mir bewiesen, daß auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüg-

lichsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, daß Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.

5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniß zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewußtsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch läßt sich die Articulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewußtseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Articulation nennen.

6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenfließen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, daß die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfange, oder daß, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwickelung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten läßt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen gibt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges Aller zu verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, daß er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfniß, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, ebenso wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es muß daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus

Einem Gusse selbständig geformt, oder in grammatischer oder lexikalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stetigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äußere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punct, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, läßt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunct bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmäßiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältniß zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniß der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuellteleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannigfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neueren Zeit eigen, dem Alterthume war sie bloß in der Verbindung der griechischen und römischen Litteratur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10. Der Kürze wegen will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, daß die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einfluß hat, nnd daß dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und

die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniß des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht großentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebietes der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muß sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniß einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit

bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang, in sie hinüberzuführen; wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprache auf sie zurückwirkte. Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung, und die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welche die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

11. Ich behalte Alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen unternommen habe. Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit anderen in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloß diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreißig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel größere Anzahl anreihen läßt, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, daß man nicht hinlänglich in die Kenntniß der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muß sie als solches behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, und dadurch die anschauliche Kenntniß der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung zu gewinnen. Außer diesen Monographien der ganzen Sprachen fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen und andere, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfange der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so mannigfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmaßung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmäßige Gebrauch dem Gebiete der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin

also liegt der Schlußstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunct mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannigfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntniß einer großen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziele führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Litteratur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefaßte Gesichtspunct der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist; oder ob es Sprachformen gibt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste. Die Sprache muß zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daß dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebenso wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren gibt, mit etwas Anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinct der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läßt, ebenso wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, daß ein sehr consequenter und in seiner Mannigfaltigkeit künstlicher Sprachbau große Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehen, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinct des Menschen aber ist minder ge-

bunden, und läßt dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstincts zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniß des thierischen eine stetigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, daß einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnißvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, daß sich, wenn auch mit großen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt. Dies aber ist bloß eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur, was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen muß ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, daß eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen dies wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Articulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muß auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Sylbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimniß, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muß, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar aneinander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten großen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf. Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, daß auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurhythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen Sylben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dies nun auf das wahre Maß zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloß als Formeln im

Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloß dem Grade nach gemessen werden kann, läßt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniß zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist; ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebietes. Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniß zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunct unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dies schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Falle aber eine unbedingte und entscheidende Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Wortes mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgiltig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andere durch Ein Wort ausdrückt, nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloßen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige, was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Wortes als Individuum fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Wortes, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflexion Trennung und Individualisirung der Töne durch Articulation hervorbringt, so muß diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein giltigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läßt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloße Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, daß man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es läßt sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunct aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden gibt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz *a priori* bestimmt und von allen Bedingungen einer besonderen Sprache getrennt werden können. Dagegen gibt es eine weit größere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, daß sie weder am bloßen Faden der inneren Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung

in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelter Abhängigkeit von ihr, daß ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgiltig bleiben kann.

18. Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit anderen Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmäßig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist dies wenig bemerkbar; aber die Macht der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmäßigkeit und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniß des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch daß sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstammes, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Uebergangspunct von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen läßt sich nur bei dem über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Dies liegt in dem Bedürfniß, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, daß die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nüancen, grammatischen Formen läßt sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgiltig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird dies schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl, als die Menschen und Objecte, als selbständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, daß sich der Anfang nicht mehr bestimmen läßt; ihre Verzweigung umfaßt das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte

nur dann einen Endpunct finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgiltig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Puncte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloß so viel deutlich wird, daß die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntniß der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wieder gewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine große Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Product des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniß der Willkür der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Ab-

bild, oder als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem Einen und dem Andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läßt sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniß, welche die ungetheilten Kräfte der Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniß aber fließt gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunct der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniß angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiete ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nämlich darunter in der weitumfassendsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muß wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Classe, als sie, die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es gibt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es gibt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daß ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunct des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd sein. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muß die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluß ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, daß, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden muß. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkürliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres

Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so muß es ein Verhältniß dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden läßt, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Daß dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es läßt sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeußerungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnißmäßig große Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgiengen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfließen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, daß der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniß liegt, aber in der fortschreitenden Entwickelung beide den höchsten geistigen Zwecken dienen.

1. B. Die Schreib- und Lesekunst.

148. Die Schrift.

(*Richard Lepsius*, Paläographie [1834] S. 3—8.)

1. Was Jac. Grimm auf der ersten Seite seiner deutschen Grammatik sagt, daß „das Zerfallen der Runenschrift in grundverwandte, jedoch eigenthümlich gestaltete und nicht wohl aus einander herzuführende Arten, wie bei der Sprache selbst, auf einen weit feineren lebendigeren Organismus und auf ein höheres Alter derselben deute, als man bei der mechanischen Erklärungsweise folgern dürfte, nach welcher man sie theilweiser Aehnlichkeit wegen aus dem lateinischen oder griechischen Alphabet herleiten wolle," wird sich, wie schon so viele seiner auf deutschem Grund und Boden gefundenen Sätze, in immer weiteren Kreisen bestätigen und wie diese Zeugniß ablegen für die wahre Unbefangenheit seiner Forschung.

Wie man schon seit geraumer Zeit wohl den Zusammenhang der verschiedenen Sprachen wahrnahm, aber immer nur die einfache Dimension der Abstammung zu erkennen glaubte, bis die Wissenschaft unserer Zeit sich immer bestimmter dafür entschied, vielmehr ein schwesterliches Verhältniß der uns bekannten Sprachstämme anzunehmen: so hat man auch schon lange die Verwandtschaft der verschiedenen Alphabete wahrgenommen, begnügt sich aber noch immer den bekannten Sagen im strengsten Sinne Glauben zu schenken, daß die Griechen ihre Schrift von den Phöniziern, die Römer und Etrusker von den Griechen, die Osker und Umbrer von den Etruskern, die Gothen und Slaven von Griechen und Römern etc. wie eine Handelswaare erhalten haben. Man läßt sich von dieser Meinung durch die Wahrnehmung nicht abbringen, daß alle Alphabete, die wir kennen, mit einer wunderbaren Genauigkeit die wesentlichen Elemente ihrer Sprache von den unwesentlichen zu scheiden und darzustellen wissen, weil man meistens diese Wahr-

nehmungen noch nicht gemacht hat, sondern meint, es wäre nichts leichter, als eine Sprache in ihre grammatischen Laute zu zerlegen und diese mit gewissen verständlichen Lettern zu bezeichnen. Freilich wird es uns, die wir von Kindesbeinen an gewöhnt sind, unsere Worte aus Buchstaben zusammenzubauen, schwer uns vorzustellen, was dem Chinesen sein *Wort ohne Buchstaben* ist, und wie einem jeden Volke, welches noch keine Schrift kennt, seine Worte wie *unzertrennliche* Lautcomplexe erscheinen müssen. Es würde sich ohne Zweifel heutzutage Jedermann verwundern, wenn er die Frage hörte, wann und von wem denn eigentlich *die Sprache erfunden* sein möchte, aber von *Erfindung der Schrift* hört man noch oft und in vollem Ernste reden; ja man betrachtet sie wohl als eine frühe Vorläuferin der Buchdruckerkunst.

2. Alle Schrift ist aus Bilderschrift hervorgegangen, wie alle Sprache aus an sich bedeutsamen Empfindungslauten; und da es im Grunde derselbe Act ist, den Baum, das Thier wie der Aegypter oder Chinese aufs Papier und auf den Stein zu zeichnen, oder wie der Wilde in den Sand oder durch Geste in die Luft zu beschreiben, so ist der Schrift in allgemeinster Bedeutung kein jüngeres Alter als der Sprache selbst zuzumessen. Sie schreitet immer wie die Sprache fort, und ob sie gleich wegen der beschwerlicheren und secundären Anwendung immer einen Schritt hinter ihr zurückbleibt, so ist sie doch im Ganzen zu allen Zeiten dasselbe für das Auge, was die Sprache fürs Ohr. *Nur durch eigne organische Entwickelung in der Zeit, nicht durch eine glückliche Entdeckung konnten sich so vollkommene Alphabete für die Sprachen ausbilden*, wie sich nur durch eigne organische Entwickelung in der Zeit eine so vollkommene Grammatik für sie bilden konnte. Wir finden bei den Chinesen die Grammatik ebenso unvollkommen wie die Schrift, und schon aus dem Gebrauche der Hieroglyphen möchte ich der ägyptischen Sprache eine ähnliche Unvollkommenheit wie der chinesischen zuschreiben. Freilich wird auch die vollkommenste Sprache nie vollkommen den Gedanken und die vollkommenste Schrift nie vollkommen die Sprache wiedergeben können; aber man verkenne nur ihr wahres Verhältniß nicht und halte die Schrift nicht für gehaltloser und organischem Leben entfremdeter als sie wirklich ist.

Es soll hier keineswegs geleugnet werden, daß nicht wirklich die Schrift eines Volkes ihrem wesentlichen Theile nach auf ein anderes hätte übergehen können; wir sehen ja dasselbe Factum bei den Sprachen selbst, die sich schon öfters über Stämme ganz verschiedener Abkunft verbreitet haben, und besonders finden wir Schriftwanderung gern im Gefolge religiöser Einwirkungen. So hat ja die Einführung des Christenthums fast über ganz Europa die lateinische Schrift verbreitet und aus Ungarn, Böhmen die slavische Schrift, aus dem Norden und Westen die Runenschrift verdrängt; aber je höher wir in der Geschichte zurückgehen, je lebendiger wir noch den sinnlichen Organismus in Schrift und Sprache eines Volkes finden, um so sicherer dürfen wir auch auf einen organischen Ursprung beider schließen. Wenigstens ist es unter so ungewöhnlichen und dem Alterthume gerade entgegengesetzten Verhältnissen, wie das Christenthum die Völker ergriff, weit glaublicher, daß Ulphilas zum erstenmal gothische und Cyrillus slavische Wörter in ihren Bibelübersetzungen in Buchstaben zerlegt und schriftfähig gemacht haben, als daß der fabelhafte Cadmus nach Griechenland oder Evander nach Italien auf gleiche Weise die Schrift gebracht hätten, wodurch, wie eben gesagt, die deutliche Verwandtschaft mit den semitischen Alphabeten keineswegs geleugnet werden soll.

3. Aus der Ueberzeugung, daß die Schrift so gut wie die Sprache ein sinnliches Kleid des Gedankens ist, und folglich wie die Sprache und jeder andere Naturkörper nothwendigen organischen Gesetzen folgt, geht unmittelbar ein zweiter Satz hervor, den ich vor Kurzem in einer Abhandlung über die eugubinischen Tafeln auf die umbrische Schrift, wie ich glaube, nicht ohne Vortheil angewendet habe, und welcher sich auch aus den folgenden Untersuchungen klar herausstellen wird, daß nämlich *nie ein Buchstabe geschrieben wurde, der nicht wirklich einmal so ausgesprochen worden wäre*, daß *aber auch kein Volk ein so unvollkommenes Alphabet hatte, daß es wesentliche Verschiedenheiten der Aussprache nicht bezeichnet hätte.*

Man würde mit dieser Ueberzeugung nicht so viel darüber gestritten haben, ob die Griechen *αι* wie *ai* oder *ä* ausgesprochen, sondern nur untersucht haben, wann die Griechen aufhörten, *ai* zu sprechen und es mit *ä* zu vertauschen. Man würde sich weniger gegen die erasmische Aussprache, die jetzt mit Recht wohl meist aufgenommen ist, obgleich sie auch ihre Inconsequenzen hat, gestemmt, und es denen, die sich mit einer Aussprache nicht hätten begnügen wollen, überlassen haben, den Homer erasmisch, das neue

Testament, oder wohl auch Plato und Aristoteles reuchlinisch zu lesen. Je weniger ein Volk litterat ist, desto leichter geht noch die Schrift der Sprache nach. In Rom sprach und schrieb man früher *Romaï*, sprach und schrieb später *Romaë* (mit kurzem nachschlagendem *e*, vergl. Conrad Schneider Gr. Lat. I, 1, p. 50). Hier blieb aber die Schrift stehen; sie war schon zu allgemein und deshalb starr und conventionell geworden; die Sprache gieng weiter, warf *e* weg und lautete *a* zu *è* um. In dem weniger litteraten Mittelalter holte aber auch hierin die Schrift die Sprache ein und man schrieb allgemein *que*, *mense*, *Rome* statt *quae*, *mensae*, *Romae*. In den romanischen Sprachen, im Englischen, Neugriechischen, Neuhochdeutschen (*sch*, *ie* u. a.) liegt die Sache durch Vergleichung mit den früheren Sprachen klar da; ebenso sträubt man sich nicht, zuzugeben, daß in Griechenland φ früher wie π' ausgesprochen und *ΠΗ* geschrieben wurde, daß man in Athen ξ und ψ wie χσ und φσ sprach, weil man es so geschrieben findet; aber ebenso muß man sich auch eingestehen, daß wenn wir einmal die alte Aussprache vorziehen wollen, wir fälschlich ει wie *ai*, ευ wie *aü*, ου wie *u* u. a. aussprechen, und überhaupt zugeben, daß uns die einzelnen Zeichen des Wortes nicht allemal die Aussprache der Zeit, wo es geschrieben wurde, wohl aber die Aussprache früherer Zeit, und zwar derjenigen, wo die Schrift durch häufigeren Gebrauch zuerst anfieng, fest und starr zu werden, mit der strengsten Sicherheit nachweisen und uns so in allen Fällen in der Geschichte der Sprache höher hinauf führen, als das Wort selbst, wie es später gesprochen wurde.

2. A. Kunstwissenschaft.

149. Die allgemeinen Formen der griechischen Tempel.

(*Franz Kugler*, Handbuch der Kunstgeschichte [1842] S. 146—150.)

Die architektonischen Denkmäler der griechischen Kunst, im Zeitalter ihrer occidentalisch eigenthümlichen Entwickelung, bestehen vorzugsweise in Göttertempeln, an ihnen bildete sich die architektonische Kunst aus, deren Form sodann auch bei den anderweitigen Bauanlagen, je nachdem diese für eine ideale Gestaltung mehr oder weniger empfänglich waren, in Anwendung gebracht wurden.

Der griechische Tempel ist in seiner ursprünglichen Anlage von sehr einfacher Beschaffenheit; er ist eben nur das Haus des Gottes und besteht in seinen wesentlichen Theilen zunächst nur aus der Celle (durchgehend von viereckiger Grundform), in welcher das Götterbild aufgerichtet ist, und aus einer offnen Vorhalle. Diese Elemente an sich bedingen noch keine höhere Ausbildung der architektonischen Kunst. Aber indem die Vorhalle, wie eben angedeutet, geöffnet war, indem sie somit das Volk gewissermaßen zum Eintritt in das Heiligthum des Innern einladen sollte, mußte sich an ihr auch eine aus freien, gesonderten Theilen bestehende Architektur, sowie ein in die Augen fallender, bedeutungsreicher Schmuck entfalten. Man gab ihrer Schauseite eine freie S ä u l e n s t e l l u n g, man verband damit mannigfache b i l d n e r i s c h e Z i e r d e n. Fast bei allen größeren Anlagen führte man sodann, die todte Wand des Aeußeren zu beleben, diese Säulenstellung und den mit ihr in Verbindung stehenden bildnerischen Schmuck rings um das Tempelhaus herum. So gestaltete sich das Aeußere des griechischen Tempels in lebendiger, organisch gegliederter Weise, so war der höheren künstlerischen Ausbildung ein würdiges Motiv gegeben.

In der Anordnung dieser Säulenhallen ward aber eben so schlicht und naturgemäß verfahren, wie das gegenseitige Verhältniß zwischen den architektonischen und den bildnerischen Theilen mit dem klarsten Gefühle abgewogen. Beide Theile dienen zur gegenseitigen Ergänzung; die Architektur erscheint als Gerüst für das Bildwerk, und das letztere erscheint als die Blüthe, die aus dem Stamme der Architektur emporsproßt. Sie sind aufs Bestimmteste von einander geschieden, aber sie bilden erst in ihrer Vereinigung ein vollendetes Ganze. Das architektonische Gerüst besteht zunächst aus der Reihe der Säulen, die über einem gemeinsamen, aus mehreren Stufen bestehenden Unterbau aufgerichtet sind und in lebendiger Elasticität, in geschlossener Kraft emporstreben, und aus dem Balken des Architravs, der über

ihnen ruht, die innere Bewegung, die in der Säulenform ausgedrückt ist, abschließt und durch seine äußere Form die flache Bedeckung der Halle und ihre Verbindung mit dem eigentlichen Tempelhause andeutet. Ueber dem Architrav aber erhebt sich nicht unmittelbar, wie sonst durchgehend in den Architekturen der alten Welt, das krönende Gesims, sondern hier ist zunächst ein Raum für den bildnerischen Schmuck angeordnet; dies ist der Fries, der, zur bestimmten Bezeichnung seiner Bedeutung, mit seinem griechischen Namen „Bilderträger" (Zophoros) heißt. Ueber dem Bildwerk des Frieses ruht sodann das Kranzgesims, dessen Hauptglied, eine starke, vortretende Platte, einen festen Abschluß bildet. An der Schauseite des Tempels aber und der ihr entsprechenden Rückseite steigt über dem Kranzgesimse noch der Giebel empor, dessen Gestalt, ein flaches Dreieck, durch die Form des Tempeldaches motivirt ist; in seiner Fläche ist das bedeutsamste Bildwerk enthalten, das wiederum in dem kräftig vortretenden Giebelgesimse seinen Abschluß findet. Die Form des Giebels faßt gewissermaßen die ganze Architektur der Schauseite zu einem in sich geschlossenen Ganzen zusammen; seine Endpuncte — der Gipfel und die äußeren Ecken — sind außerdem noch durch freigebildetes, aufstrebendes Ornament ausgezeichnet, so daß diese letzten Schlußpuncte des Gebäudes aufs Klarste hervorgehoben sind.

Je nach der einfacheren oder reicheren Anwendung dieser architektonischen Formen unterscheidet man verschiedene Gattungen von Tempeln; die architektonische Schule der späteren Zeit des classischen Alterthums hat für diese Unterschiede die folgende Classification eingeführt.

1. Der Tempel *in antis*, so genannt, wenn die Anten, d. h. die Stirnseiten der Mauern (hier der Seitenmauern der Vorhalle) bis unter den Giebel vortreten, und (wenigstens in der Regel) Säulen zwischen ihnen stehen. (Daher der gewöhnliche Ausdruck, etwa: »ein Tempel mit zwei Säulen *in antis.*«)

2. Prostylos, ein Tempel, dessen Vorhalle in ihrer ganzen Breite durch eine Säulenstellung (ein Prostyl) gebildet wird, — an dem somit die Ecksäulen vor jenen Anten stehen.

3. Amphiprostylos, ein Tempel, der, wie an der Vorderseite, so auch an der Rückseite ein solches Prostyl hat.

4. Peripteros, ein Tempel, der auf allen Seiten von der Säulenstellung umgeben ist. Dabei ist zugleich zu bemerken, dass das Tempelhaus, welches von jener Säulenstellung umgeben wird, gewöhnlich schon an sich in der Weise von einer der drei vorgenannten Gattungen angelegt ist, daß somit die Vorder- und die Hinterseite des Peripteros nicht selten eine doppelte Säulenstellung haben.

5. Pseudoperipteros (falscher Peripteros), eine in der griechischen Kunst seltne Abart, in welcher das Tempelhaus mit Halbsäulen umgeben erscheint.

6. Dipteros, ein Tempel, welcher mit einer zwiefachen Säulenstellung umgeben ist.

7. Pseudodipteros (falscher Dipteros), eine ebenfalls seltne Abart, in welcher der Tempel zwar nur mit Einer Säulenstellung umgeben ist, aber in demjenigen Abstande der Säulen von dem Tempelhause, welcher dem Abstande der äußeren Säulenstellung des Dipteros entspricht.

Ferner pflegt man die Tempel, jenen Schulregeln gemäß, nach der Zahl der Säulen an der Vorderseite des Tempels (die immer, da der Eingang in der Mitte liegt, eine gerade Zahl sein muß) zu bezeichnen, und zwar als: tetrastylos (viersäulig), hexastylos (sechssäulig), octastylos (achtsäulig), dekastylos (zehnsäulig), dodekastylos (zwölfsäulig). Die Zahl der Säulen an der Langseite der Peripteral-Tempel ist dabei unbestimmt; häufig, obgleich keinesweges als Regel, findet es sich, daß diese Zahl eins mehr als das Doppelte der Zahl der Säulen an der Vorderseite beträgt, — im Allgemeinen kann man jedoch nur sagen, daß ein längliches Verhältniß und eine ungerade Zahl der Säulen an der Langseite vorgezogen wurde. — Eine andre Schulbezeichnung ist die nach der geringern oder größern Breite des Zwischenraumes zwischen je zwei Säulen, als: pyknostylos (engsäulig), systylos (nahsäulig), eustylos (schönsäulig), diastylos (weitsäulig), aräostylos (fernsäulig). Doch sind diese Unterscheidungen einseitig, indem überall die Breite jener Zwischenweiten mit den anderweitigen Verhältnissen der architektonischen Theile zu einander in unmittelbarer Verbindung steht. Ganz unzuläßig aber ist es, sie, wie es in der spätern classischen Schule eingeführt war, nach bestimmten Maßen unterscheiden zu wollen, da die erhaltenen Monumente der griechischen Kunst hierin, wie in allen übrigen Verhältnissen, sehr mannigfaltige Variationen zeigen; auch ist zu bemerken, daß die letzten der eben angeführten Gattungen gar nicht der griechischen Architektur angehören.

Was das Innere der Tempelanlagen anbetrifft, so besteht das eigentliche Tempelhaus, wie bemerkt, zunächst aus der eigentlichen Cella (dem Naos), die bei den gewöhnlichen Anlagen stets

ohne Fenster war, und aus der Vorhalle (dem Pronaos); eine große Thür verband beide Räume. Zuweilen kommen Doppeltempel mit zwei Cellen vor. Bei einzelnen Tempeln, namentlich bei solchen, die mysteriösen Culten angehören, finden sich besondere Sanctuarien; bei andern kommt ein abgeschlossenes Hinterhaus (Opisthodom, zumeist wohl als Schatzkammer dienend) hinter der Cella, doch mit dieser gemeinschaftlich in dieselben Seitenmauern eingeschlossen, vor. Bei dem Amphiprostylos (wo dieser für sich besteht oder wo er durch eine äußere Säulen-Umgebung zum Peripteros wird) bildet sich insgemein an der Rückseite eine dem Pronaos entsprechende Halle (Posticum). — Auf ganz eigenthümliche Weise gestaltet sich das Innere des griechischen Tempels bei solchen Anlagen, die eine größere Ausdehnung hatten und, wie es scheint, zur Aufnahme einer größeren Menschenmenge bestimmt waren, während für gewöhnlich bei den heiligen Handlungen die Menge außerhalb des Tempels, in dem geweihten Raume, der denselben umgab, verharrte. Hier dehnte sich nämlich die Cella zum offnen Hofraume aus, der sodann wiederum in der Weise der äußeren Architektur behandelt ward: mit Säulenreihen vor den Wänden, oft mit zweien über einander, von denen die oberen eine Gallerie bildeten, oder mit vorspringenden Wandpfeilern, von denen mehr oder weniger tiefe Nischen eingeschlossen waren. Diese Tempelanlage wird mit dem Namen Hypäthros („unter freiem Himmel“) bezeichnet.

150. Der Parthenon; die Propyläen.

(*Carl Schnaase*, Geschichte der bildenden Künste II. [1843] S. 236—237; 239—244.)

Der Styl dieser Bauten des perikleischen Zeitalters ist meistens noch der dorische. Ihn finden wir am Parthenon, an den Propyläen der Burg, am Theseustempel, in den anderen Tempeln des attischen Gebiets. Nur der Tempel des Erechtheus und ein kleiner Tempel am Ilissus, dessen Gottheit wir nicht wissen, sind im ionischen Style errichtet; größere Bauten im korinthischen Style kannte diese Zeit noch nicht. Aber der Dorismus hatte sich von den kurzen, gedrungenen Formen und den harten Gegensätzen, welche die Architektur der früheren Perioden bezeichnet, frei gemacht, und entzückt durch die Anmuth seiner schlankeren und leichteren Verhältnisse, ohne den vorherrschenden Charakter der Majestät zu verlieren. Schon in der vorigen Periode hatte sich dieser Styl in seinen wesentlichen Verhältnissen entwickelt. Nur der letzte Hauch der Vollendung fehlte ihm noch und wurde ihm jetzt zu Theil.

Vor Allem verdient der Tempel der Athene Parthenos diesen hohen Ruhm, und selbst seine Ruinen erregen noch immer einen wunderbaren Enthusiasmus, und geben das Bild des reinsten Ebenmaßes. Die Anordnung des Ganzen ist, wie an dem größeren Tempel von Pästum und anderen ähnlichen Bauten der vorigen Periode, die des Peripteros Hypaithros, nur in größeren Verhältnissen. Auf einem Unterbau von drei Marmorstufen umschloß ein einfacher Peristyl von acht Säulen in der Fronte und siebzehn an den Seiten die Cella. Innerhalb dieser äußeren Säulenhalle befand sich an jedem Ende noch eine zweite Reihe von sechs etwas kleineren Säulen, die eine Art von Vorhalle bildeten, durch welche man zu den Thüren des Tempels und des Hinterhauses gelangte. Das Innere der Cella war durch eine Zwischenmauer in zwei ungleich große Räume getheilt, von denen der kleinere westliche die Schatzkammer, der größere den eigentlichen Tempel bildete, jener von einer durch innere Säulen getragenen Decke bedeckt, dieser wahrscheinlich oben geöffnet (hypaithros). Die Säulen des Peristyls standen in einer Entfernung, welche die Dicke des Säulenstammes nicht viel überstieg, aber ihre Höhe war im Verhältniß zu ihrem unteren Durchmesser bedeutend größer wie bisher, und die Verjüngung, obschon bei unmittelbarer Vergleichung des oberen mit dem unteren Durchmesser ziemlich dieselbe, erschien daher wegen der größeren Höhe minder schroff, die ganze Säule zeigte sich schlanker und anmuthiger, gleichsam leicht tragend, nicht mehr wie von schwerer Last gewaltsam gedrückt. Die Canneluren der Säulenstämme waren dieselben geblieben, die Formen der Capitäle, des Gebälkes im Wesentlichen beibehalten, aber weniger mächtig und ausladend; der Wulst des Capitäls zeigte nicht mehr die gebogen vortretende, dem schweren Druck entsprechende Linie, sondern war gradlinig gehalten und

nur unter der Platte ein wenig eingezogen. Am Architrav befanden sich Kränze von Metall über den Säulen; die Metopen des Frieses waren mit plastischen Darstellungen der Giganten- und Cyklopenkämpfe geschmückt. Innerhalb der Säulenhalle an der Außenseite der Cellenwand lief unter der Decke ein Fries umher, auf dem, ohne weitere architektonische Verzierung, die Feier der Panathenäen, des großen Minervenfestes, in bewunderswürdig schöner Darstellung gemeißelt war. Die Giebel endlich waren noch sehr niedrig gehalten; nach Bröndsteds schönem Vergleiche wie eine ruhig fortglühende Flamme sich mäßig erhebend. Im Innern derselben standen Statuengruppen, an die Giebelform sich anschließend, auf der östlichen oder vorderen Seite des Tempels die Geburt der Pallas, auf der westlichen ihren Wettkampf mit Poseidon um die Schutzherrschaft von Attika darstellend. Von dieser ist bei weitem mehr erhalten, bei jener würden wir den Gegenstand aus den geringen Ueberresten kaum erkennen, wenn nicht Nachrichten darüber auf uns gekommen wären. Das Material des ganzen Gebäudes war der schöne pentelische Marmor. Dennoch waren sowohl das Bildwerk an Gewändern, Waffen und Schmuck, als die kleineren architektonischen Theile mit entsprechenden Ornamenten bemalt und vergoldet. Die höchste Zierde verlieh dem Tempel endlich das von Gold und Elfenbein gearbeitete Standbild der Göttin, eins der Meisterwerke des Phidias, nur von ihm selbst in seinem olympischen Jupiter übertroffen. Die Baumeister des Tempels sind uns genannt, I k t i n o s und K a l l i k r a t e s; jener hatte auch in Gemeinschaft mit Karpion eine Schrift über den Bau aufgesetzt.

Unmittelbar nach der Vollendung des Parthenon wurde der Bau der P r o p y l ä e n begonnen, unter der Leitung eines anderen Meisters dieser an Künstlern so reichen Zeit, des Mnesikles. Die Aufgabe war hier eine ganz andere, als bei den Gebäuden, mit denen man sich bisher beschäftigt hatte, und nahm eine freiere Erfindung in Anspruch. Für den Tempel war der einfache Grundgedanke gegeben, Bedürfniß und Sitte erheischten das von allen Seiten zugängliche und anschauliche Säulenhaus; es kam daher nur darauf an, die Verhältnisse zu erweitern und zu mildern, und in dieser gewiesenen Richtung bewegte sich die Kunst gemessenen Schrittes vorwärts. Anders verhielt es sich hier. Die Akropolis, ein steiler Felsen in der Mitte der Stadt, war durch seine Lage geeignet, den haltbarsten, bei feindlichen Ueberfällen sichersten Punct derselben zu bilden; auf dieser Höhe waren daher die wichtigsten Heiligthümer und in ihnen die Schätze des Staates. Zu ihrem Schutze mußte denn der Fels in seiner natürlichen Unangreifbarkeit durch hohe, starke Mauern befestigt werden, in welche nur ein Zugang hineinführte. Diesen zu schmücken, durch ein Gebäude, welches dem steilen Aufgange angemessen war, das, von der Stadt her gesehen und bei den Festzügen zu den obengelegenen Tempeln, einen prächtigen, würdevollen Anblick gewährte, das aber auch bei der Vertheidigung der Burg in Kriegsfällen dienlich sein konnte, dies war die Aufgabe, welche Mnesikles zu lösen hatte. Er löste sie so glücklich, daß selbst die Athener sein Werk vor allen bewunderten, daß bei dem späteren Bau des großen Tempels von Eleusis es fast ganz nachgeahmt wurde, daß Epaminondas zur Zeit des höchsten Ruhmes von Theben damit umgegangen sein soll, es auf die Burg des Kadmos zu versetzen, und daß noch Pausanias, der oft erwähnte Reisende der späteren Kaiserzeit, versichert, daß selbst jene schöne Kunstepoche nichts Herrlicheres hervorgebracht habe. Das Gebäude der Propyläen bestand aus vier verschiedenen mit einander verbundenen Theilen, dem nach der Stadt zugewendeten Hauptthore, dem entgegengesetzten etwas höher gelegenen, nach dem Innern der Burg gerichteten Thore, und zwei kleineren Flügelgebäuden. Wenn man von unten her zur Akropolis hinaufstieg, gelangte man auf einer breiten Treppe zu einem flachen, viereckigen Raume, dessen gegenüberstehende Seite durch das Hauptthor, eine sechssäulige, durch einen Giebel gekrönte Halle, begrenzt wurde. Neben demselben, im rechten Winkel, und also die beiden anderen Seiten eines Vierecks bezeichnend, lagen die beiden Flügelgebäude, in der Form kleinerer Tempel, s. g. Antentempel, die bloß am Eingange zwischen den Seitenwänden eine Säulenhalle, und zwar von drei kleineren Säulen, hatten. Das eine dieser beiden Gebäude war der Tempel der Victoria, und zwar der ungeflügelten (*Nike apteros*), welche die Burg der Athener nicht wieder verlassen sollte. Das andere enthielt, ohne so heilige Bestimmung, Gemälde des berühmten Malers Polygnotos und diente wohl als ein Versammlungsort oder Ruhepunct, wie auch vor anderen wichtigen Heiligthümern ähnliche Hallen sich befanden. Diese Hallen, indem sie, bevor man das Innere des Thores betrat, den Zugang schon in feste architektonische Grenzen einschlossen, indem sie zugleich durch ihre geringere Höhe auf die größere des Thores selbst vorbereiteten und einen vortheilhaften Maß-

stab für dieselbe gewährten, verliehen der Anlage eine höhere Würde. Zugleich dienten sie dazu, der offenen Säulenhalle des Thores, die nicht wie bei den Tempeln eine Fortsetzung auf den dahintergelegenen Seiten hatte, einen Abschluß zu geben. Von der Plattform, die wir beschrieben, gelangte man nun auf drei Stufen in das Innere der Propyläen. Von den fünf Durchgängen zwischen den sechs Säulen der Fronte war der mittlere bedeutend weiter, dritthalb Säulendicken gleich, ohne Zweifel, um Raum zur Durchführung der Wagen, die bei den Festen von den oben gelegenen Tempeln zur Stadt gezogen wurden, zu verschaffen. Dieser Eingang führte in eine bedeckte Halle von bedeutender Tiefe. Der erste und längere Theil dieser bedeckten Halle wurde von zwei Reihen schlankerer Säulen getragen, so daß auf jeder Seite des mittleren Durchganges drei Säulen hintereinander standen, durch welche also dieser Theil des Gebäudes in drei Schiffe oder Gänge getheilt war, von denen die beiden äußeren eine um etwas größere Breite hatten, als der mittlere. Diese Säulen waren, merkwürdig genug, nicht dorischen, sondern ionischen Styls. Diese Verbindung verschiedener Säulen war aus einer leicht ersichtlichen Rücksicht auf die zweckmäßige Anordnung des Ganzen gewählt. Der Architrav der ionischen Säulen liegt nämlich höher als der der äußeren dorischen Säulen, und zwar so, daß er auf diesem aufliegt, also die Höhe des Frieses einnimmt. Wollte man diese größere innere Höhe erlangen und dennoch die inneren Balken durch dorische Säulen stützen, so mußte man entweder diese stärker machen als die äußeren, was ohne Zweifel unschön gewesen wäre, oder von dem hergebrachten schönen Verhältnisse der Höhe zum Durchmesser des Stammes abweichen. Diesem Uebelstande entgieng man durch die Anwendung ionischer Säulen. Denn da diese, ihrer Gattung gemäß, schlanker gehalten werden mußten, so erreichten sie eine Höhe, welche der der äußeren dorischen Säulen und des Architravs gleichkam. Auf ihnen ruhten sodann lange, mächtige Marmorbalken in der Längenrichtung des Gebäudes, in welche kleinere Querbalken über jedem der drei Schiffe eingriffen, zwischen denen das oberste Deckenwerk mit cassettenartiger Verzierung sichtbar war. Die Schönheit dieser Decke wurde bei den Alten selbst als unübertroffen gepriesen. Außer diesem Vortheile, welchen die größere Höhe der ionischen Säule gewährte, entsprach diese auch durch ihre zarten Verhältnisse einem Innern, dessen Aeußeres durch die kräftige dorische Säule repräsentirt war. Dieser dreischiffige Gang war nach der Burg zu durch eine Wand begrenzt, in welcher sich aber fünf Eingänge, das eigentliche Thor, befanden, der größte in der Mitte, die beiden äußeren an Breite und Höhe abnehmend, alle fünf von bronzenen Thüren geschlossen; mehrere Stufen führten zu diesen Thoren hinauf. Hindurchgeschritten durch dieselben kam man nun in die letzte Halle, welche die Fronte nach dem Innern der Burg bildete, ganz wie der erste Eingang nach der Stadt zu, und diesem in Säulen und Giebel völlig gleich war, nur, weil sie auf höherem Boden ruhete, auch mit ihrem Dach über das Vorgebäude hinüberragte. Man kann schon nach der Beschreibung das Harmonische und Sinnreiche dieser Anordnung nicht verkennen. Das eigentliche, verschließbare Thor lag in der Mitte des bedeckten Raumes, der also im Ganzen das Thorgebäude bildete, und auf beiden Seiten, sowohl nach der Stadt wie nach der Burg zu, Säulenhallen als Façaden und Vorthore zeigte. Eine Einrichtung, die sowohl der Sicherheit als der Würde des Zuganges eines so wichtigen und heilig gehaltenen Raumes entsprach. Diese Vorhalle war aber auf der Stadtseite durch den dazwischenliegenden, von den ionischen Säulen getragenen Gang bedeutend tiefer als auf der Burgseite. Mit Recht, weil es dem langsameren Schritt des Aufwärtssteigenden entsprach, und besonders weil die ehrfurchtsvolle Hemmung des Festzuges, der sich den oberen Tempeln näherte, darin ihren Ausdruck fand. Endlich unterschied sich dann die vordere oder äußere Vorhalle durch die beiden Seitengebäude, mit denen sie wie mit geöffneten Armen den Herannahenden empfieng; eine Anordnung, welche bei der anderen, nach der Burg zugewendeten Vorhalle nicht angemessen gewesen wäre, weil sie den Abwärtssteigenden, von der Heiligkeit des Ortes befriedigt Heimkehrenden entlassen und nur jener äußeren Halle zuführen mußte. Bei aller architektonischen Pracht und Schönheit waren übrigens die Propyläen selbst, so viel wir wissen, mit Bildwerk nicht geschmückt; dies blieb den Tempeln vorbehalten. Nur auf dem Vorplatze vor dem Thore standen Reiterstatuen.

151. Deutsche Baukunst im Mittelalter.

(*C. L. Stieglitz*, Geschichte der Baukunst [1827] S. 308—309; 326—328; 383—385.)

Gang der Baukunst im Mittelalter. — Fassen wir den Gang, den die Kunst im Mittelalter nahm, kurz zusammen, so finden wir, daß in den ersten Jahrhunderten im römisch-byzantinischen Style gebaut wurde, der in Italien, Deutschland, Frankreich, England und anderen Ländern der herrschende war. Wurde aber nach einiger Zeit diese südliche Bauart, die flachen Dächer, die Halbkreisbogen, in den nördlichen Ländern als fremd, dem Klima nicht angemessen, anerkannt, und vertauschte man die flachen Dächer mit hohen Giebeln, so behielt man doch eine geraume Zeit hindurch andere südliche Formen größtentheils bei. Das Widersprechende einer solchen Vereinigung südlicher und nördlicher Formen konnte aber nicht lange gefallen; es kam die Zeit, wo man alles Fremde verbannte; es wurde der Spitzbogen dem Halbkreisbogen vorgezogen; Alles wurde hochstrebender gebildet, leichter in der Construction, und auf solche Weise aus der südlichen Bauart nach und nach eine nördliche geschaffen. Eine so dem Klima vollkommen angemessene, und in allen Theilen übereinstimmende Bauart entstand zunächst in Deutschland; sie gieng aber fast zu gleicher Zeit auch in andere Länder über, wo ihr jedoch noch immer südliche Formen beigemischt wurden.

Die meisten und schönsten Bauwerke nach byzantinischer Bauart in Deutschland entstanden in den Zeiten Kaiser Heinrichs des Zweiten und der Hohenstaufen. Vom dreizehnten Jahrhundert an gewannen allmählig die deutschen Eigenthümlichkeiten die Oberhand; der Charakter der deutschen Kunst wurde fest bestimmt; aber einfach, ohne viele Zierden, in ihrer ersten Reinheit zeigten sich die Formen, und es bildete sich der schöne Styl. Bald gieng man jedoch weiter. Schon in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurden diese Formen durch reiche Zierden verschönert, und es war vornehmlich der Münster zu Freiburg im Breisgau, der Vorbau des Münsters zu Straßburg, und der Dom zu Cöln, bei deren Bau die deutsche Kunst ihre Ausbildung erhielt, und der reiche Styl sich erhob. Jetzt und in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts prangte sie in ihrer schönsten Blüthe. Aber schon in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts fieng sie an, von ihrer Höhe herabzusinken, und das Schöne wurde durch das Gekünstelte, Uebertriebene, oft Gespielte verdrängt, was im fünfzehnten Jahrhunderte noch zunahm. Denselben Gang verfolgte die deutsche Kunst auch in andern Ländern.

Hat man der Kunst des dreizehnten Jahrhunderts nicht immer die Achtung geschenkt, die ihr gebührt, so hat dazu das Ansehen gewirkt, welches die antike Kunst gewann. Beide sind jedoch auf keine Weise neben einander zu stellen, und beide haben besondere, einander widersprechende Eigenthümlichkeiten. Dem Schönen ist die Kunst der Griechen geweiht, und sie ist die Quelle alles Schönen; dem Geistigen die Kunst der Deutschen, die vom Sinnlichen zum Geistigen sich erhob.

Der Spitzbogen. — Ueber die Entstehung des Spitzbogens herrschen sehr verschiedene Meinungen, die aber leere Hypothesen bleiben. Man leitet ihn bald aus den Wäldern ab von den sich durchkreuzenden Baumästen, bald aus der Construction der Schäferlauben, bald von der pyramidalischen Gestalt und dem gleichseitigen Dreiecke. Einige lassen ihn aus der Reihe sich durchkreuzender, halbkreisrunder Bogen entstehen, zuweilen als Verzierung gebraucht, wo die Durchkreuzungen die spitzbogige Gestalt geben. Auch wird er aus der Construction des Kreuzgewölbes abgeleitet, und aus der Form des elliptisch überhobenen Bogens, den man, wegen seiner Unbestimmtheit, vermeiden wollte, und ihn deshalb zuspitzte.

Alle diese Muthmaßungen sind der Geschichte der Kunst zuwider, und die Einführung des Spitzbogens darf nicht so weit gesucht werden; sie liegt vielmehr ganz nahe und erscheint einfach. Er wurde nicht von äußern Dingen entlehnt, sondern die Geometrie führte auf ihn, und aus Erkenntniß seiner innern Wichtigkeit wurde er aufgenommen. Daß er schon in frühern Zeiten nicht unbekannt war als geometrische Form und Figur, ist sehr wahrscheinlich; aber bei Bauwerken wurde er nicht angewendet. Die Griechen waren in der Kunst zu wölben noch weit zurück, auch würde der Spitzbogen weder mit dem Horizontalen, das in der griechischen Kunst vorherrscht, noch mit den leichtfaßlichen Verhältnissen übereinstimmend gewesen sein, welche die griechische Zartheit verlangt. Die Römer, obgleich geschickter im Wölben, ahmten in Allem griechische Formen nach, und bedienten sich daher nur des Halbkreisbogens.

Die Byzantiner waren, wie wir bereits bemerkten, die Ersten, die bei den Bauwerken auf

den Spitzbogen Rücksicht nahmen. Den Deutschen aber war es vorbehalten, den Spitzbogen häufiger anzuwenden, als es vorher in Italien geschehen war, und seine Construction auszubilden.

Im Anfange wurde er in Deutschland gewöhnlich nur zu Bogen bei Thüren und Fenstern gebraucht, nicht zu Gewölben. Zuweilen wurde in den Kirchen den Scheidbogen die zugespitzte Form gegeben, indeß dazwischen gewöhnliche Kreuzgewölbe stehen.

Man fand jedoch bald, daß der Spitzbogen mit den in Deutschland gewöhnlichen, vom Klima bedingten hohen Dächern und Giebeln in Uebereinstimmung stehe, und überhaupt mit der hochstrebenden Form besser harmonire, als der Rundbogen. Hierdurch wurden die deutschen Künstler auch auf die Vortheile des Spitzbogens aufmerksam, wie er den Bau erleichtere, geringern Widerstand bedürfe, als der Halbkreisbogen, und weniger Druck auf die Widerlager ausübe, als dieser Bogen. Daher wurde er nun auch zu Gewölben benutzt, wodurch man den Vortheil erlangte, die Umfassungsmauern schwächer machen zu können, auf welche Weise das leichte Ansehen, das man dem Ganzen zu geben beabsichtigte, noch mehr gewann.

Die Verringerung der Mauerstärke und der Widerlager wurde auch durch die Construction der Gewölbe befördert. Es wurden die Gradbogen, oder Reihungen, aus Werkstücken nach dem Steinschnitte auf das Sorgfältigste gearbeitet, und sie trugen durch ihre Spannung sich selbst. Sie bedurften auf diese Weise geringen Widerstand, und machten das eigentliche Gewölbe aus, da die Kappen, oder Zwischenmauern, nur schwach mit einer Lage von Ziegeln ausgesetzt wurden, indeß die sonstigen Tonnengewölbe und andere halbkreisrunde Gewölbe, aus Quadern gearbeitet, oder aus mehreren Lagen von Ziegeln verbunden, dicke, starke Widerlager nöthig hatten.

Münster zu Freiburg. — Als eines der ersten Werke der deutschen Baukunst, das durch seine Construction und durch seine Vollendung sich auszeichnet, ist unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau zu rühmen. In früheren Zeiten, ungefähr um das Jahr 1122, vom Herzoge Conrad von Zähringen gegründet, wurden damals der alte Chor und die Kreuzvorlagen gebaut. Von diesem Baue sind die Kreuzvorlagen übrig, sowie die unteren Stockwerke der hier befindlichen kleinen Thürme davon zeugen, und auch im Innern die kleinen, niedrigen Säulen im Schiffe, zunächst am Chore, sich von ihm herschreiben. Nachher trat Graf Conrad der Erste von Freiburg auf, welcher den Münsterbau fortsetzte. Es war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als das Langhaus ins Werk gestellt wurde, das im Jahre 1272 seine Vollendung erhielt, binnen welcher Zeit auch der vordere Thurm sich erhob. Dieser Thurm scheint daher der erste seiner Art zu sein, mit durchbrochenem Helme; denn sollten auch die Meister des Doms zu Cöln eher auf die Idee gekommen sein, die Helme der Thürme ihres Werkes zu durchbrechen, so stand doch der Thurm des Münsters zu Freiburg früher vollendet, als zu jenen Thürmen, die nie ihre Vollendung erreichten, der Grund gelegt war.

Hatten nun zwei Fürsten bei der Erbauung des Münsters zu Freiburg gewirkt, Herzog Conrad von Zähringen und Graf Conrad der Erste von Freiburg, jener ihn gegründet, dieser ihn vollendet, so waren doch auch die Bürger der Stadt dabei nicht unthätig. Sie beförderten den Bau durch viele Beiträge und freiwillige Opfer, Zeugen des Gemeingeistes jener Zeit, damit das Unternehmen glücklich von Statten gehe. So sah man das Werk in seinem Glanze, aber man fühlte, daß dem prachtvollen Baue des vorderen Theils der alte, einfache Chor nicht entsprach. Da beschloß die Bürgerschaft, einen neuen Chor zu bauen, wozu, nach einer Inschrift am Chore, im Jahre 1354 der erste Stein gelegt wurde. Der Bau gieng langsam von Statten, aber vom Jahre 1471 an wurde mit neuer Thätigkeit gearbeitet, und der Chor im Jahre 1513 eingeweiht. Der Werkmeister desselben war Hans Niesenberger von Graiz, mit dem der Rath zu Freiburg einen Vertrag eingieng, und eine Verdingungsurkunde aufstellte, die sich erhalten hat.

Wenigen Bauwerken der Kunst ist ein so zartes Verhältniß aller Theile und eine so schöne Vollendung eigen, als dem Münster zu Freiburg. Ausgezeichnet ist die vordere Ansicht, mit der geräumlichen, vor der Hauptpforte liegenden, zierlich ausgeschmückten Halle, über welcher der Unterbau sich emporhebt, der den Thurm trägt, und wo man zu beiden Seiten die Strebepfeiler des Langhauses erblickt, mit ihren gegen die Umfassungsmauer des Schiffes gespannten Strebebogen, dann entfernter die kleineren, zunächst am Chore stehenden Thürme gewahr wird. Ausgezeichnet ist die äußere Ansicht des Chores, mit verzierten Strebepfeilern und leicht gearbeiteten, bogenartigen Streben. Vor Allem prangt der vordere Thurm, über dem Haupteingange sich erhebend, dessen schöne Formen, bei dem gefälligen Uebergange aus dem Viereck in das Achteck, dessen zarte Bearbeitung, dessen zierlich durch-

brochener Helm, ihn als das Vollendetste seiner Art erkennen läßt.

Nicht weniger anziehend ist das Innere des Münsters zu Freiburg. Zwölf Pfeiler, sechs zu jeder Seite, mit schlanken Säulen besetzt, und an jeder Seite gegen das Schiff mit einem Standbilde, tragen das Gewölbe. Durch sie hindurch naht man dem hohen Chore, der, von beträchtlicher Länge, so breit als das Schiff, dreiseitig aus dem Sechseck geschlossen ist, umgeben von zwei Gängen mit sechsseitigem Schlusse aus dem Zwölfeck. In dem äußeren Gange sind zwölf Capellen angelegt, drei auf jeder Seite des Chores, sechs im Schlusse desselben. In dem Chore hat der alte, hohe Altar sich erhalten, geschmückt mit einem trefflichen Gemälde von Baldung Grün, die Krönung der Maria vorstellend, gemalt um das Jahr 1512. Einige der Capellen in dem äußeren Gange des Chores zeigen nicht weniger schöne Gemälde und reiches Schnitzwerk. Alles dieses, sowie die Glasgemälde der Fenster, die Capellen im Langhause, und viele alte Denkmäler verkünden die Meisterschaft der deutschen Künstler in jedem Zweige der bildenden Kunst.

152. Die Gruppe des Laokoon im Belvedere.

(*J. J. Winckelmann*, Geschichte der Kunst [1764]; Werke VI. 1. [1815] S. 101—106.)

Das gütige Schicksal aber, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt zum Wunder nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus dieser Zeit der höchsten Blüthe derselben das schätzbarste Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte, von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke in der Statue des Laokoon erhalten, wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebt haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber macht es wahrscheinlich. Denn Plinius gibt dieselbe als ein Werk an, welches allen anderen, sowohl der Malerei als der Bildhauerei vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athenodorus aus Rhodus, von welchen der dritte der Sohn des ersten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athenodorus aus Rhodus ein Sohn des Agesander gewesen, beweiset die Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laokoon machet wahrscheinlich, daß auch Polydorus ein Sohn des Agesander gewesen sei, weil widrigenfalls sich nicht begreifen läßt, wie sich drei Künstler, ich will nicht sagen, in der Arbeit an einer und eben derselben Statue theilen können, sondern wie sie sich verglichen, da Laokoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur ist, als die beiden Söhne desselben. Agesander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und seine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laokoon.

Die Statue des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und eben daselbst (nicht aber, wie Nardini und andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen, als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdecket in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeiget, als welches mit den Bädern vereiniget war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten ausgemalten Saales, von dessen Gemälden sich noch jezt der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht, daß es wirklich so gewesen; denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zwei Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht, angesetzt ist, hat bereits Michel Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Gröbsten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüber beugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens in Laokoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in

zween verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen, hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheinet aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilet haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestrecket, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. — Die zwo Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzet, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellet ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzt worden: so verdienet dieselbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeuget werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdecket, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch, als sein Werk, gewesen.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Puncte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

153. Die Statue des Apollo im Belvedere.

(Dasselbe Buch, S. 259—262.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur ebenso viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder des-

selben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Oel der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycinischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrete: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten. Mit dieser Beschreibung und insbesondere mit dem Ausdrucke im Gesichte des Apollo reimt sich der Begriff eines Apollo auf der Jagd ganz und gar nicht, als welchen der Bischof Spence in dieser Statue finden will. Findet aber Jemand hier den Drachen Python nicht erhaben genug, so deute man den Stand dieses Apollo auf den Riesen Tityus, welcher von ihm, da er kaum ein Jüngling war, erschossen wurde, weil dieser der Latona, dessen Mutter, Gewalt anthun wollte.

154. Die Gruppe der Niobe in Florenz.

(*Carl Schnaase*, Geschichte der bildenden Künste II. [1843] S. 286—290.)

Wir dürfen diese Gruppe der Zeit nach und zwar bald nach dem Peloponnesischen Kriege zuschreiben, wenngleich der Name des Künstlers uns nicht mit Sicherheit bekannt ist. Schon zu altrömischer Zeit, wie Plinius uns berichtet, war man ungewiß, ob diese Gruppe dem Skopas oder Praxiteles zuzuschreiben, beide aber lebten, wiewohl Praxiteles um ein bedeutendes jünger, bald nach jenem Kriege und manche Gründe bewegen die heutigen Forscher sich für den Skopas zu entscheiden. Welchem wir sie aber auch verdanken, gewiss ist sie eines der edelsten Werke menschlicher Kunst, und mehr wie vielleicht irgend eines geeignet, uns die Hoheit und Tiefe des griechi-

schen Sinnes empfinden zu lassen. Bekannt ist der Mythus der Niobe, die im Stolze mütterlichen Gefühls der Latona, der Mutter des Apollo und der Diana, sich gleich stellte. Dieser Uebermuth wurde gerächt, die Pfeile der beleidigten Götter tödteten die Kinder, ihr Mitleid verwandelte die schmerzerfüllte Mutter in einen Fels. Unsere Gruppe gibt nun den Moment wo die Geschosse der Himmlischen die Kinder bedrohen und erreichen. Das jüngste Töchterchen flüchtet in den Schooß der Mutter, die ältern erwarten schreckensvoll die Pfeile; einer der Söhne ist schon zu Boden gestreckt. Die verschiedene Größe und Stellung der Figuren läßt keinen Zweifel übrig, daß sie zum Schmucke eines Giebelfeldes bestimmt waren, wo denn die Mutter, als die größeste Gestalt, die Mitte einnahm; ob und wie Diana und Apoll sichtbar gewesen, ist ungewiß. Bekanntlich war es ein Gegenstand vieler hellenischen Mythen, die Schranken des Menschlichen geltend zu machen, und die Strafe des Uebermuths einzuprägen. Das Hohe, das Schöne, das Glückliche ist gefährlich, denn es verleitet zum Frevel, und die Götter dulden das Uebermäßige nicht. Es liegt darin das tragische Gefühl, daß gerade das Höchste und Schönste dem Zorn der Himmlischen am Meisten ausgesetzt ist, oder, wie wir es christlicher aussprechen würden, daß das Irdische auch in seinen höchsten und schönsten Erscheinungen so vergänglich ist. Aber gerade in diesem Todeskampfe entwickelt sich die Kraft und Schönheit der menschlichen Natur am bedeutendsten, und eben dieses Tragische ist daher wieder die herrlichste Erscheinung des menschlichen Wesens. Dieses Gefühl ist es, welches die Tragödie zum Gipfel der griechischen Poesie machte; aber fast kann es sich nicht vollkommener aussprechen, als in dieser Gruppe, und vielleicht darf man sagen, daß ohne sie uns etwas an dem Verständnisse der griechischen Tragödie fehlen würde. Hier und vorzüglich in der Gestalt der Mutter ist der Adel der sophokleischen Dichtung zur unmittelbaren, einfachen Erscheinung gebracht.

Bei dem Vorwalten des männlichen Elements in der griechischen Kunst kann es überraschen, daß hier eine Frau die Hauptrolle spielt; doch ist dies wohl erklärbar. Das Leiden des Mannes ist vielleicht tragischer als das des Weibes; die Stellung der Frauen gewöhnt und übt sie zu dulden; des Mannes Beruf ist die That, der Schmerz, der ihn lähmt, ist seiner Natur feindlicher. Eben deshalb ist vielleicht die Aeußerung des Schmerzes bei einem Manne bedeutender und ergreifender, und für die tragische Kunst wirksamer, und in der That sind auch die griechischen Tragiker in Klagen der Männer nicht zurückhaltend; allein selbst für die Poesie mag hier eine Grenze sein, gewiß für die bildende Kunst. Sie ist zu sehr angewiesen, jedes Geschlecht in seinem Charakter zu halten. Der Mann im Schmerze wird gewaltsam oder gedemüthigt, er verliert die Haltung, welche sein Geschlecht ihm anweist; das Weib aber darf klagen, ohne sich zu entwürdigen, für sie ist vielmehr die Klage die tiefste, ernsteste Aeußerung, sie kann darin den Adel ihrer Seele am kräftigsten offenbaren. Gewiß ist diese Niobe die edelste, rührendste Erscheinung des Schmerzes. Noch ist sie nicht blos klagend, sie ist noch schützend, in sanfter Biegung sucht sie das Töchterchen, das sich an ihre Kniee schmiegt, zu decken; ihr anderer Arm umfaßt schon den Schleier und das Haar in schmerzhafter Bewegung, aber der Kopf ist noch zurückgebogen, das Auge aufwärts gewandt um Schonung, Hülfe von den Göttern zu erflehen. Um ihre Züge schwebt der Adel der reinsten Schönheit, ihre hohe Gestalt in mütterlicher Fülle hat den Ausdruck der gesundesten Kraft; das Gewand umwallt in ruhigen, würdevollen Linien die Formen des Körpers, Anmuth und Sitte behaupten auch im höchsten Unglück ihr Recht. Die Herrschaft der Seele in der gerechtesten Aufregung der Leidenschaft theilt sich dem Beschauer mit, wir sind gerührt, aber zugleich gekräftigt und gehoben.

Die Schönheit der Kinder entspricht der der Mutter, sie sind der Eifersucht der Götter würdig. Besonders die der Töchter; für die Söhne ist die geringere Größe, welche ihnen bei der Anordnung der ganzen Gruppe gegeben werden mußte, minder vortheilhaft, wenigstens wenn wir die Gruppe im Ganzen überblicken, denn im Einzelnen sind auch diese Jünglingsgestalten von bewundernswürdiger Schönheit. In der Behandlung der Gewänder, Haare und Körperformen bilden diese Statuen eine Mittelstufe zwischen der strengen Einfachheit des Phidias und der weichern Grazie der spätern Kunst [1]).

[1]) Die Zusammenstellung der Gruppe in den Verhältnissen eines Giebelfeldes ist von dem Engländer Cockerell zuerst mit Glück versucht. Bekanntlich existiren übrigens auch außer Florenz mehrere Statuen dieser Gruppe, von denen der s. g. Ilioneus in der Glyptothek in München und die Wiederholung einer Tochter, der eilig bewegten, im Braccio nuovo des Vatican die bedeutendsten sind.

155. Correggio und Michelangelo.

(*Franz Kugler*, Handbuch der Kunstgeschichte [1842] S. 709—711; 714—717.)

Aus derjenigen Richtung der lombardischen Malerei, welche durch Leonardo da Vinci ihr bestimmtes Gepräge erhalten hatte, entwickelt sich ein Meister, dessen Werke wiederum den höchsten Erscheinungen im Gebiete der Kunst zugezählt werden müssen: Antonio Allegri, genannt Correggio (1494—1534). Ueber seinen Bildungsgang liegen wenig bestimmte Nachrichten vor. Als sein eigentlicher Meister wird gegenwärtig mit Zuversicht jener ältere lombardische Maler Francesco Bianchi Ferrari genannt. Das bedeutendste, fast das einzig bekannte unter den Jugendbildern des Correggio, eine thronende Madonna mit vier Heiligen (darunter der h. Franciscus) vom Jahre 1514, in der Gallerie von Dresden, läßt dies sein Verhältniß zu dem eben genannten mit Bestimmtheit erkennen; zugleich aber zeigt dasselbe die entschiedene Nachwirkung des Leonardo, wie es an sich das Zeugniß eines sehr früh entwickelten Talentes ist. Diesem Bilde nahe verwandt ist noch ein zweites Werk des Correggio, eine Altartafel mit vier Heiligen, in der Sammlung des Lord Ashburton zu London. — Aber es lebte in Correggio ein Geist, der sich bald in einer selbständigen und eigenthümlichen Weise entfaltete. Er war von der Natur mit dem tiefsten und feinsten Empfindungsvermögen begabt, und seine Bilder wurden der unmittelbare Ausdruck desselben; er weiß in ihnen die seligste Lust einer paradiesisch heiteren Welt, die vollste Inbrunst der Liebe (der göttlichen wie der irdischen), und nicht minder den erschütterndsten Schmerz, der auch die geheimsten Falten des Gemüthes durchdringt, dem Auge gegenüberzustellen. Dabei ist eine wunderbare Verklärung über seine Gestalten ausgegossen; ein reinerer Aether umfängt sie und spielt leise zitternd um sie her, eine lichterfüllte Luft, die auch die Schatten hell zu machen scheint und überall hin den Bewegungen jenes gesteigerten Empfindungsvermögens folgt. Dies ist die Kunst des Helldunkels, welche den Schmelz der Modellirung, der bei Leonardo da Vinci sichtbar wird, in einem hoch potenzirten Maße ausbildet, und in welcher die technische Meisterschaft des Correggio beruht. Uebrigens ist bei dieser flüchtigen Charakteristik gleich von vorn herein zu bemerken, daß die Richtung, welche Correggio eingeschlagen, eine gefahrvolle war, daß seine affectvolle Beweglichkeit leichter als in anderen Richtungen zum Affectirten hinüberleiten konnte, und daß eine solche Ausartung (oder wenigstens der Beginn dazu) besonders da nahe lag, wo der Gegenstand der Darstellung an sich eine ruhigere Stimmung erforderte.

Unter den im Folgenden anzuführenden Hauptwerken Correggio's nenne ich zunächst die Cyklen seiner Frescomalereien in Parma, die für den Gang seiner Entwickelung bestimmte Anhaltspuncte bieten. Im J. 1518 malte er hier die zierlichen, der antiken Mythe entnommenen Decorationen in einem Saale des Nonnenklosters S. Paolo, unter denen besonders die mit Jagdattributen versehenen Genien der gewölbten Decke von liebenswürdiger Anmuth sind. Hierauf folgen (1520 bis 1524) die Malereien der Kuppel von S. Giovanni Evangelista, die Himmelfahrt Christi und auf den Pendentifs der Kuppel die Evangelisten und die Kirchenväter darstellend, ein Werk von eigenthümlicher Großheit des Sinnes. In der Altartribune hatte er gleichzeitig eine Krönung der Maria gemalt; diese Arbeit verschwand bei dem Abbruch der Tribune (1584); alte Copien derselben, von der Hand des Annibale Caracci, finden sich im Museum von Neapel. Von 1526 bis 1530 malte Correggio die Kuppel des Domes, wo er die Himmelfahrt der Maria vorstellte, ein höchst figurenreiches Werk, Alles erfüllt von himmlischer Entzückung, doch, bei der Ueberfülle der Gestalten und der Menge perspectivischer Verkürzungen, die darauf angebracht sind, minder klar im Eindrucke des Einzelnen, als das vorige Werk.

Die wichtigeren Tafelbilder des Correggio lassen sich, dem Inhalte nach, in verschiedene Gattungen theilen. Eine derselben umfaßt diejenigen Bilder, welche der Darstellung einer kindlich heiteren Unschuldswelt gewidmet sind und sich vorzugsweise in dem Kreise der heil. Familie bewegen. So das überaus liebliche Bildchen einer heil. Familie, wo im Hintergrunde Joseph mit Tischlerarbeit beschäftigt erscheint, in der Nationalgallerie zu London; ein Bildchen der Vermählung des Christkindes mit der h. Katharina im Museum von Neapel, und ein größeres Exemplar desselben Gegenstandes (wobei auch der h. Sebastian) im Museum von Paris; ein Bildchen der Ruhe auf der Flucht (la Zingarella benannt) im Museum von Neapel; eine andere Darstellung desselben Gegenstandes in der Gallerie von Parma; in der letzteren auch das höchst anmuthsvolle

Frescobild einer Madonna mit dem Kinde. Diesen Bildern ist sodann die berühmte heilige Nacht (Anbetung der Hirten) in der Gallerie von Dresden zuzuzählen. — Andere Gemälde haben die Darstellung des tiefsten, erschütterndsten Seelenschmerzes zu ihrem Gegenstande. Die bedeutendsten von diesen sind: das miniaturartig vollendete Bildchen des Christus am Oelberge, ein Werk voll der ergreifendsten Poesie, in der Gallerie des Herzogs von Wellington zu London; und die Ausstellung des Erlösers vor Pilatus, die höchste Verklärung des Schmerzes offenbarend, in der Nationalgallerie von London. Ihnen ähnlich eine Kreuzabnahme in der Gallerie von Parma, und das Martyrthum der h. h. Placidus und Flavia, ebendaselbst. — Wieder andere sind einfache Altartafeln, Madonnen und Heilige vorstellend. Diese aber, deren Gegenstand mehr eine feierliche Ruhe des Gefühles verlangt, konnten dem inneren Wesen von Correggio's Kunstrichtung nicht eben günstig entsprechen, und so wirken sie, bei vielen Vorzügen und Schönheiten im Einzelnen, insgemein auf das Gefühl des Beschauers minder wohlthuend. Die wichtigsten sind die unter dem Namen des h. Hieronymus (in der Gallerie von Parma), des h. Sebastian und des h. Georg (beide in der Gallerie von Dresden) bekannten Bilder. — Als eine vierte Gattung sind die Gemälde zu betrachten, die, dem Kreise der antiken Mythe sich anschließend, das Verlangen und die Wonne der Sinnenwelt in verklärten Zügen offenbaren. Zu diesen gehören zwei Bilder des Berliner Museums, Leda, die mit ihren Gespielinnen badet, und Io, von der Wolke umarmt, letzteres namentlich ein Werk von hinreißender Gewalt. Ferner: Jupiter und Antiope im Pariser Museum, minder erfreulich in der Composition, obgleich von dem vollendetsten Schmelz des Vortrages; Danae mit Amorinen, in der Gallerie Borghese zu Rom; die Erziehung des Amor (durch Venus und Mercur) in der Nationalgallerie zu London, ein Bild von hohem, geläutertem Adel; und der überaus anmuthige Ganymedesraub in der k. k. Gallerie zu Wien. — Endlich noch zwei eigenthümlich vollendete Bilder der Gallerie von Dresden, die h. Magdalena und ein männliches Bildniß. . . .

Endlich gieng aus Florenz ein schon mehrfach genannter Meister hervor, dessen Richtung von der der bisher besprochenen Maler wesentlich abwich, der jedoch in seiner eigenthümlichen Weise wiederum das Höchste leistete und der auch auf Zeitgenossen und nachfolgende Künstler nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb. Dies war Michelangelo Buonarotti (1474—1563). Seine ursprüngliche Bildung hatte er bei Domenico Ghirlandajo erhalten, doch hatte er sich bald, fast ausschließlich, der Sculptur zugewandt; was bei Betrachtung dieses Kunstfaches bereits früher über die Eigenthümlichkeit seiner Auffassungs- und Darstellungsweise gesagt ist, findet auch hier seine Anwendung. Nur ist hier noch hinzuzufügen, daß seine Behandlung auch in der Malerei mehr auf eine plastische als auf eine eigentlich malerische Wirkung (die z. B. in dem Helldunkel des Correggio einen ihrer höchsten Triumphe feierte) hinausgeht; daß gleichwohl indeß seine Composition nicht mit Einseitigkeit an den Gesetzen der Sculptur festhält, sondern sich mit Umsicht derjenigen freieren Mittel bedient, welche die Malerei gewährt (soweit diese nicht etwa von jenen Licht- und Luftwirkungen, welche das Helldunkel hervorbringen, bedingt sind). Und noch wichtiger ist es, zu bemerken, daß gerade dem Fache der Malerei, obschon er dasselbe nicht als sein Hauptfach betrachten wollte, seine großartigsten, freiesten und edelsten Leistungen angehören: sei es, daß ihm hier seine Unternehmungen durch äußeres Mißgeschick nicht verkümmert oder daß seine künstlerischen Gedanken durch keine mühselige Technik gelähmt wurden, oder sei es, daß überhaupt in seiner Richtung Etwas lag, was mit den eigentlichen Gesetzen der Sculptur nicht völlig übereinstimmte.

Als das früheste der hier zu betrachtenden Werke Michelangelo's, von dem wir Kunde haben, ist ein Carton mit der Darstellung einer Begebenheit aus der florentinischen Geschichte zu nennen, den er im Wettkampfe mit jenem Carton des Leonardo da Vinci, dem Reitergefecht, gefertigt hatte (um 1504). Michelangelo stellte eine Schaar badender Soldaten dar, die so eben zum Kampfe gerufen werden; er entwickelte darin (obschon die Wahl der Scene wiederum sehr deutlich auf die realistischen Interessen der damaligen florentinischen Kunst hinweist) eine so große Meisterschaft, daß man ihm noch größeren Ruhm spendete als dem Leonardo. Doch auch dieser Carton ist verloren; wir kennen den wichtigsten Theil desselben nur aus einer späteren, grau-in-grau gemalten Copie, die sich im Schlosse Holkham in England befindet, sowie einzelne Stücke aus ein paar alten Kupferstichen.

Es ist bereits bemerkt, daß Michelangelo hierauf nach Rom berufen ward, das Grabmal Julius II. zu arbeiten, daß dies Werk aber unterbrochen ward, namentlich durch die große Malerei, die er auf Befehl des Pabstes an der Decke der sixtinischen Capelle ausführen mußte. Die letztere,

eine Arbeit von höchst bedeutendem Umfange, begonnen 1508 und innerhalb weniger Jahre von ihm ganz eigenhändig ausgeführt, bildet das Erhabenste und Gediegenste unter Allem, was Michelangelo in den verschiedenen Fächern der Kunst geleistet hat. An dem mittleren flachen Theil der Decke stellte er in einer Reihe von Bildern die bedeutendsten Geschichten der Genesis dar; in den großen Dreieckfeldern des gewölbten Randes die sitzenden Gestalten von Propheten und Sibyllen, als Vorherverkünder der Erlösung; in den Stichkappen und den darunter befindlichen Bögen über den Fenstern die Vorfahren der h. Jungfrau (deren Kreis ebenfalls auf die Zukunft des Erlösers hindeutet); in den Gewölbkappen der vier Ecken Momente der Rettung des Volkes Israel (wiederum als Vordeutungen der Erlösung). Der äußere Zusammenhang dieser Darstellungen wird durch ein (gleichfalls gemaltes) architektonisches Gerüst von eigenthümlicher Composition vermittelt, welches die einzelnen Gegenstände umschließt, die Hauptmassen bedeutsam hervorhebt und dem Ganzen den Anschein von Festigkeit und freier Haltbarkeit gibt; zu diesem Gerüst gehört eine große Anzahl mehr decorativer Figuren, welche die architektonischen Formen stützen, tragen und beschließen und die man als die lebendig verkörperten Geister der Architektur bezeichnen darf. Hier hatte Michelangelo eine Reihenfolge von Gegenständen gefunden, deren Bedeutung seiner eigenthümlichen Richtung vollständig angemessen war. Das Urweltliche in den Geschichten der Genesis ist nirgend glücklicher ausgedrückt als in diesen Bildern, und es steigert sich in den Gestalten des ersten Menschenpaars bis zur erhabensten Schönheit; ebenso in den Gestalten der Propheten und Sibyllen, bei denen es darauf ankam, diejenige Kraft des Geistes zu vergegenwärtigen, welche in Mitte einer verdorbenen Welt die zuversichtliche Hoffnung aufrecht zu halten vermag; in den Familiengruppen der heiligen Vorfahren dagegen entwickelt sich Michelangelo's Streben mehrfach zu einer Milde und Zartheit, die, im Gegensatz gegen seine sonstige übergewaltige Kraft, fast rührend auf das Gemüth des Beschauers wirkt. — Beträchtlich später ist sein zweites großes Werk im Fache der Malerei, die 60 Fuß hohe Darstellung des jüngsten Gerichtes an der Altarwand der sixtinischen Capelle (begonnen um 1534, beendet 1541). Dies Werk, so kunstreich dasselbe im Einzelnen auch ausgebildet ist, steht dem Vorigen insofern bedeutend nach, als hier der hohe, geläuterte Adel fehlt, der den schönsten Vorzug von jenem ausmacht; in den himmlischen Schaaren namentlich vermissen wir allen Hauch der Verklärung, der für solche Darstellung doch unbedingt nöthig ist. Dennoch tritt uns, trotz dieses Mangels, auch hier die großartige Kraft des Meisters in ihrer ergreifendsten Gewalt entgegen, und in den niederen Scenen, in dem Sturze der Verdammten, in ihrem Kampfe mit den Dämonen u. s. w., hat er auch hier das Erhabenste geleistet. — Etwa gleichzeitig mit dem jüngsten Gericht sind noch zwei andere Fresken seiner Hand, in der paulinischen Capelle des Vaticans, die Kreuzigung Petri und die Bekehrung Pauli darstellend; auch sie nicht ganz ohne erhebliche Vorzüge.

Für die Tafelmalerei bewies Michelangelo kein sonderliches Interesse. Von solchen Arbeiten bezeichnet man nur Ein Werk, eine überdies wenig erfreuliche heilige Familie im Museum von Florenz, mit Bestimmtheit als von seiner Hand gefertigt. Dagegen hat er nicht selten Zeichnungen zu Staffeleibildern geliefert, die sodann von seinen Schülern in Farben ausgeführt wurden. Eine Reihe von zum Theil großartig bedeutsamen Compositionen findet sich in solcher Art mehrfach in den Gemäldesammlungen verbreitet: die Verkündigung Mariä, die h. Familie, Christus am Oelberge, der gekreuzigte Erlöser u. s. w., auch Scenen der antiken Mythe, wie Venus und Amor, Leda, der Ganymedesraub u. a. m.

156. Gluck, Haydn, Mozart.

(*R. G. Kiesewetter*, Geschichte unsrer heutigen Musik [1834] S. 91—96.)

So wie, nach Salomo, unter dem Monde nichts vollkommen ist, so mußten auch früh oder spät einige mehr oder minder erhebliche Mängel wahrgenommen werden, welche, entweder uranfänglich oder im Verlaufe der Jahre eingeschlichen, den von der neapolitanischen Schule eingeführten Formen anklebten.

Untersuchen wir heut zu Tage ihre Werke,

so drängt sich uns (obgleich wir in einer Zeit leben, in welcher die Lieblinge des Tages uns Wiederholungen und Längen neuerdings »goutiren« gelehrt haben) die Bemerkung auf, daß die Arien der Neapolitaner, und der in deren Manier arbeitenden Tonsetzer jener eben beschriebenen Epoche doch wohl über die Gebühr gedehnt waren; — daß die Wiederholungen das Maß der ästhetischen »Raison« überschritten; — daß deren Mittelsatz, oder die sogenannte *seconda parte* gegen den Hauptsatz, oder eigentlich gegen die vorhergegangene, ausgeführte und geschlossene Arie, zu geringfügig und außer allen Verhältnissen war; — daß endlich das simple *Dacapo*, d. i. die Wiederholung einer ganzen so eben gehörten, durch die *seconda parte* kaum merklich unterbrochenen Arie, nach den Grundsätzen einer philosophischen Kritik nicht gebilligt werden könne.

Doch waren jene Längen und diese Wiederholungen nicht der einzige Flecken in der damaligen italiänischen Oper; das größere Uebel war die Einführung der *Aria di bravura*, jene sinnlosen Schnörkel, wodurch so manches herrliche Werk entstellt ist, das wir sonst gern als ein in jedem Betrachte gelungenes Meisterstück anerkennen würden; — das größte Uebel aber war endlich die Versteinerung der Manier, welche der Tod der Kunst ist.

Ob ähnliche Reflexionen über die italiänische Oper schon damals gemacht worden sind, wüßte ich eben nicht zu sagen. Das bloße Titelverzeichniß und die Inhaltsanzeigen der über das italiänische Opernwesen damals gedruckten Bücher oder Broschüren zeigt davon eben keine Spur, und es scheint wirklich, daß die Autorität der Meister, die Macht der Gewohnheit, der Reiz der herrlichen Melodien, dazu die Virtuosität der in dieser Epoche in großer Zahl blühenden vortrefflichen Sänger, — endlich auch wohl der Stolz der Nation auf ihre Oper — ihre Kritiker geblendet hatte; in Frankreich aber und in Deutschland war die Kritik nur mit dem Opernwesen der eigenen Bühnen beschäftigt.

Indeß waren es jene Betrachtungen, welche den Ritter von Gluck (geboren in der Oberpfalz auf der fürstlich Lobkowitzschen Herrschaft Weidenwangen, im Jahre 1714; gestorben in Wien 1787) — nachdem er selbst eine Zeit lang in Italien und in London in der bisherigen Manier mit Glück gearbeitet hatte, bestimmten, eine Reform der Oper durch Beseitigung jenes eitlen Formenwesens zu versuchen. Er theilte seine Ansicht Männern von Geist und Geschmack mit, die nicht umhin konnten, dieselbe zu billigen, und durch deren Urtheil er noch mehr zur Ausführung seines Vorhabens angefeuert wurde; er wußte nun die Dichter, welche auch ihrerseits zu der beabsichtigten Reform der Oper die Hand bieten mußten, für seine Absicht zu gewinnen. So vorbereitet, machte der geniale Mann in Wien den ersten Versuch einer Neuerung im Jahre 1764, mit der nach seiner Anleitung von Calsabigi gedichteten Oper Orfeo, welche sogleich mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen ward; ihr folgten ebendaselbst die Alceste und Elena e Paride.

Im Jahre 1772 erhielt er den Ruf zur großen Oper in Paris, wo er seine vorhin genannten Opern in französischen Uebersetzungen aufführen ließ und seine beiden berühmten Iphigenien, en Aulide und en Tauride, dann die Armide componirte; Werke, welche desselben Triumph nicht nur über die bisherigen Idole der Pariser, Lully und Rameau, sondern auch über einen zugleich eben anwesenden mächtigen Nebenbuhler (Piccini) vollendeten, nachdem »für und wider« eine große Zahl von Schriften im Drucke gewechselt worden war.

»Als ich es unternahm (sagt Gluck in der italiänischen Zueignungsschrift seiner Alceste an den Großherzog von Toscana Peter Leopold), diese Oper in Musik zu setzen, war es mein Vorsatz, letztere von allen jenen Mißbräuchen zu entledigen, welche durch eine übelverstandene Eitelkeit der Sänger, oder durch eine zu große Nachgiebigkeit der Tonsetzer eingeführt, seit so langer Zeit die italiänische Oper entstellten, und aus diesem großartigsten und schönsten das lächerlichste und langweiligste aller Schauspiele machen.«

»Ich wollte die Musik auf ihre wahre Aufgabe beschränken, der Poesie zum Behufe des Ausdruckes der Worte und der Situation des Gedichtes zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder diese durch unnütze überflüssige Zierrathen zu erkälten, und ich dachte, sie müsse dasselbe leisten, was bei einer richtigen und wohlangelegten Zeichnung die Lebhaftigkeit der Farben leistet, und der wohlgewählte Gegensatz von Licht und Schatten, welcher dazu dient, die Figuren zu beleben, ohne deren Umrisse zu verunstalten.«

»Darum habe ich weder die handelnde Person in der größten Wärme des Dialoges aufhalten wollen, um ein langweiliges Ritornell abzuwarten, noch wollte ich sie in der Mitte eines Wortes auf einem günstigen Vocale Halt machen lassen, um in einer langen Passage mit der Geläufigkeit ihrer schönen Stimme zu prangen, oder um zu warten,

daß ihr das Orchester Zeit gönne, zu einer Cadenz den Athem zu sammeln. Ich meinte nicht über die *seconda parte* einer Arie, wäre sie auch noch so leidenschaftlich und wichtig, schnell hinüber eilen zu müssen, um die Gelegenheit zu erhalten, die Worte des ersten Theiles regelmäßig viermal wiederholen zu lassen und die Arie dort zu endigen, wo vielleicht ihr Sinn nicht geendiget ist, um dem Sänger die Gelegenheit zu gewähren, zu zeigen, daß er wohl im Stande sei, eine Stelle eben so oft nach seiner Laune zu verändern; überhaupt wollte ich alle jene Mißbräuche verbannen, gegen welche schon seit geraumer Zeit der gesunde Menschen-Verstand und der richtige Sinn geeifert haben.«

»Ich stellte mir vor, die Ouvertüre sollte den Zuhörer auf die Handlung vorbereiten und so zu sagen den Inhalt derselben ankündigen; das Instrumentenspiel sollte sich nach dem Maße der Wichtigkeit oder der Leidenschaft richten, ohne jenen schneidenden Abschnitt zwischen der Arie und dem Gespräche zu zeigen; es solle den Redesatz nicht zur Unzeit abschneiden, noch die Kraft und die Wärme der Handlung unterbrechen.«

»Ich glaubte ferner, mein größtes Bestreben müßte darauf gerichtet sein, mich einer schönen Einfachheit zu befleißigen; ich wollte vermeiden, mit Schwierigkeit auf Kosten der Klarheit zu glänzen; die Erfindung irgend einer Neuheit galt mir nur dann etwas, wenn sie sich natürlich aus der Situation und aus dem Ausdrucke ergab, und ich trug niemals ein sonderliches Bedenken, der Wirkung zu Liebe auch wohl eine Regel aufzuopfern. Dies sind meine Grundsätze. Zu meinem guten Glücke fügte sich das Buch vortrefflich zu meinem Vorhaben; der berühmte Dichter (Calsabigi) hatte bei der dramatisch-scenischen Bearbeitung einen neuen Weg eingeschlagen, in dessen Folge an die Stelle der blumenreichen Schilderungen, der überflüssigen Gleichnisse und der lehrreichen, aber kalten Sittensprüche, die Sprache des Herzens trat, die gewaltigen Leidenschaften, die ergreifenden Situationen und ein immer wechselndes Schauspiel.

»Der Erfolg hat meine Maximen gerechtfertiget, und der ungetheilte Beifall in einer so aufgeklärten Stadt hat deutlich erwiesen, daß die Einfachheit, die Wahrheit und Natürlichkeit in allen Werken der Kunst der wahre Grund des Schönen sind.«

So weit Gluck. Sein feiner ästhetischer Tact und geläuterter Geschmack haben ihn glücklich an der Klippe vorbeigebracht, zu welcher jene an sich vortrefflichen Maximen verlocken konnten, wenn man der Poesie und der »Situation« jede Rücksicht auf die Forderung der Musik, welche doch auch in der Oper als selbständige Kunst bestehen muß, opfern zu müssen meinte. Sein Genie hat, bei aller Sorgfalt für die Poesie, die Selbständigkeit, so wie die Schönheit seiner Musik zu behaupten gewußt; sie ist bei ihm auch keineswegs die »Dienerin« der Poesie; sie ist dieser eine liebende Schwester, anscheinend zwar fast nur bedacht, deren Vorzüge in das Licht zu setzen, doch selbst zu reizend, um nicht über sie den Preis zu erhalten. Glucks Melodien entzücken in Verbindung mit den Worten durch die Wahrheit des musikalischen Ausdruckes; sie würden aber auch, von den Worten entkleidet, an und für sich noch für schön und bedeutsam gelten. Und wenn zwar seine Gesänge ihre ganze Wirkung nur im Zusammenhange der Scenen gewähren, darum, aus dem Zusammenhange gerissen, zu Productionen im Concerte sich wenig eignen; so sind sie doch keineswegs formlos, und ihre Motive treten in ihrer Anmuth deutlich genug hervor, um sie nach dem Anhören seiner Opern eben so gern und eben so leicht aus dem Gemüthe zu wiederholen, wie wenn man irgend einmal aus einem Opernhause Italiens trat.

Vielleicht war man für die Gluck'sche Reform nirgends mehr vorbereitet, als eben in Paris, dessen bis dahin von Lully und Rameau beherrschter »großen Oper« die Formen der italiänischen (ja vielleicht nur zu sehr alle Formen) immer fremd geblieben waren, so wie das französische Publicum anderseits auch von den minder anspruchvollen, jedoch natürlichen und angenehmen Formen der Operetten des schon damals beliebten Gretry leichter in den einfachen, den richtigen Ausdruck mit allem Reize der Melodie verbindenden Styl Glucks eingehen konnte.

Nicht eben so bedeutend war Glucks Einfluß zunächst auf die Oper in Italien, doch war es immer schon ein bedeutender Schritt, daß man auch dort gegen das Jahr 1780 von der Arie mit zwei Theilen abgieng, das bequeme *Da capo* aufgab, den Mittelsatz in der Mitte der Arie nicht mehr sonderte, sondern in dieselbe verwebte, aus diesem unvermerkt in den ersten Satz zurückkam, und diesen mit einiger Veränderung zu Ende führte, wodurch die Arie doch wenigstens ein zusammenhängendes, so zu sagen aus einem Gusse geformtes Ganze bildete; immer noch wurden aber die Bravour-Coloraturen, am bestimmten Orte, als ein wesentlicher (integrirender) Theil der Arie betrachtet.

Weit bedeutender war der Einfluß der Gluckschen Reform auf das Opernwesen in Deutschland,

dessen Tonsetzer nach desselben Beispiele sich besonders des Ausdruckes befleißigten, ohne die Form durchaus zu beseitigen, und von den Hilfsmitteln glücklichen Gebrauch machten, welche sie in der eben unter ihnen damals aufgeblühten Instrumentalmusik fanden, in deren herrlichem Gebrauche in der Oper ihnen eben Gluck das Vorbild aufgestellt hatte.

So war durch Gluck die Epoche Mozarts und Haydn's vorbereitet worden, zu welcher wir nun unmittelbar übergehen wollen.

Ich darf indeß diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne noch des großen (Johann Sebastian) Bach verdienstvollsten Sohn Carl Philipp Immanuel hier in Erinnerung zu bringen, welcher, ohne der Schule des Vaters abzufallen, mit dem Ernste und der Gründlichkeit derselben die Annehmlichkeit der neueren Setzarten zu verbinden wußte. Seine Arbeiten im Fache der Kirchenmusik, der großen geistlichen Cantate und des Oratoriums sind eben so schätzbar, als seine zahlreichen Instrumental-Compositionen. Er war gewissermaßen der Vorläufer unseres Haydn, der persönlich mit ihm in freundschaftlicher Verbindung stand, und mehr als ein Mal erklärte, wie viel er in diesem Fache ihm verdanke. Durch sein berühmtes Werk: „die wahre Art, das Clavier zu spielen,« so wie durch seine gediegenen Clavier-Compositionen, hat er den Grund gelegt zu einer besseren und geschmackvolleren Behandlung dieses Instrumentes, welches nachmals durch einen Muzio Clementi und durch einen W. A. Mozart jener Stufe von Vollkommenheit zugeführt worden ist, auf welcher wir dasselbe heute bewundern.

Joseph Haydn in Wien (geb. zu Rohrau in Nieder-Oesterreich 1732, gest. 1809) hatte schon um das Jahr 1770 durch seine Instrumental-Compositionen einen ausgezeichneten europäischen Ruf erworben; doch fällt seine Glanzperiode hauptsächlich in die Jahre 1780 bis 1800, in welcher Zeit er seine meisten und vorzüglichsten Quartetten und Symphonien, seine herrlichen Messen, und endlich seine großen unvergänglichen Oratorien, die Schöpfung und die Jahreszeiten, lieferte. Er ist der Schöpfer der interessantesten Gattung der Kammermusik, des „gearbeiteten Quartettes;“ er ist es, der der „großen Symphonie“ ihre Form gab. Die gesammte Instrumental-Musik brachte er auf einen früher nicht geahnten Grad von Vollkommenheit. Bei einem unerschöpflichen Quell der Erfindung, im Besitze der außerordentlichsten Gewandtheit, seine Motive in den mannigfaltigsten Abwechselungen auf die anziehendste Weise durchzuführen; mit der vollkommensten Kenntniß der Instrumental-Effecte, hat er jedem seiner Werke den Stempel des Genies aufgedrückt, und noch spät wird auf sie als auf Muster des „wahren Schönen“ gewiesen werden.

Auch Wolfgang Amadé Mozart (geb. zu Salzburg 1756, gest. in Wien 1791), welcher zwar schon im jugendlichen Alter, in den 1770er Jahren, in Italien als Opern-Componist mit Glück aufgetreten war, begann seit 1780, gleichfalls in Wien, seine eigentliche Glanzperiode, welcher, nicht zwar zu früh für seinen Ruhm, wohl aber zu früh für die Kunst und für seine Verehrer, ein unerbittliches Schicksal nur zu bald (1791) ihr Ziel setzte.

In der Instrumental-Composition war Joseph Haydn, sein väterlicher Freund, ihm Vorbild und Muster gewesen, wie im dramatischen Fache Gluck, und in den höheren contrapunctischen Arbeiten Händel und Johann Seb. Bach, für welche er von Verehrung durchdrungen war. In den beiden ersten Gattungen schwang er sich mit seinen Vorbildern auf gleiche Höhe, ja durch den Reichthum seines Genies, durch eine erstaunenswürdige Richtigkeit eines angebornen ästhetischen Gefühles, durch eine höchst glückliche Anwendung früh erworbener contrapunctischer Fertigkeit wohl noch höher. Im Fache der Oper ist er bisher von Niemand übertroffen worden. In einer andern Zeit und mit anderer Richtung wäre er auch ein Händel und Bach geworden: — doch es ist besser so!

Durch Haydn und Mozart war die Tonkunst in allen Fächern zur höchsten Vollkommenheit gediehen; ihr Styl war das ausschließende Muster für alle Tonsetzer in Deutschland und Frankreich; was die spätere Zeit Großes und Schönes hervorgebracht, von dort her nimmt es seinen Ursprung. Man muß daher jene Beiden als Stifter einer neuen Schule bezeichnen, welche man die deutsche, oder (vielleicht richtiger, weil eben in Deutschland seither ein Nebenzweig, eine Secte, entstanden ist, welche sich gern diesen Namen beilegen läßt) die »Wiener Schule“ nennen mag.

Durch ihre Werke begeistert, schufen noch in den 1790er Jahren die französischen Opern-Compositeurs — noch sind ihre Namen uns geläufig — Meisterwerke in ihrem Fache, und auch Frankreich sah, noch gegen Ende dieser Epoche, die Morgenröthe seiner zunächst bevorstehenden glänzendsten Periode der Tonkunst.

In der Erinnerung an jene schöne Zeit der 1780er und 1790er Jahre, an die Eindrücke, welche eine eben in neuem merklichen Auf-

schwunge begriffene, gleichsam verjüngte Kunst immer hervorzubringen pflegt, — Eindrücke, die sich so wenig schildern, als sie sich auch nicht wieder erregen lassen — werden wenigstens meine Altersgenossen die Epoche Mozarts und Haydn's, bei aller Achtung für das vortreffliche Neuere, mit mir einstimmend, der Musik »goldenes Zeitalter« nennen.

2. B. Gymnastik und Orchestik.

157. Griechische Ansicht von der Gymnastik.

(*Plato*, Gesetze, im siebenten Buche.)

Alles, was sie zu lernen haben, läßt sich unter zwei Hauptgattungen bringen: die Gymnastik, für den Leib, und die Musik, für die Vollkommenheit der Seele. Die Gymnastik hat zwei Theile, den Tanz und das Ringen. Im Tanze gibt es zwei Gattungen: die eine ahmt die Worte der Muse nach und bewahrt dabei allezeit das Edle und Freie; die andere, welche die Gesundheit, die Behendigkeit und Schönheit der Glieder und Theile des Leibes selbst zum Zweck hat, lehrt die passende Beugung und Dehnung der Glieder und die jedem von ihnen zukommende tactvolle Bewegung, die sich durch den ganzen Tanz gehörig vertheile und ihn begleite. Was nun das Ringen betrifft, haben Antäos und Cerkyon aus unnützer Ehrfurcht in ihren Künsten Manches eingeführt, wie auch im Faustgefechte Epeios und Amykos, das in der Gemeinschaft des Krieges unbrauchbar ist: solches ist keiner rühmlichen Erwähnung werth. Was aber zum aufrechten Ringen gehört, jene geschickten Beugungen des Halses, der Hände und der Seiten, wo die Mühe zugleich auf den Sieg und eine wohlgeziemende Beschaffenheit des Körpers verwandt wird, die zugleich auf Stärke und Gesundheit abgesehen sind, diese zu allem brauchbaren Stücke müssen ja nicht unterlassen, sondern, wenn wir auf diesen Punct in den Gesetzen kommen, den Lehrern und Lernenden geboten werden, jenen, daß sie alle diese Künste treulich mittheilen, diesen, daß sie es mit allem Danke annehmen. Eben so wenig sollen in den Tänzen die Nachahmungen, welche der Darstellung würdig sind, unterlassen werden, hier zu Lande die Waffenspiele der Kureten, zu Lacedämon der Tanz der Dioskuren. Und auch bei uns hat die Jungfrau, unsre Schutzgöttin, da sie an dem Spiele des Tanzes sich erfreuen wollte, nicht gedacht, daß sie mit leeren Händen spielen sollte, sondern lieber in der Pracht ihrer ganzen Waffenrüstung den Tanz ausgeführt. Es wird also geziemend sein, daß alle Knaben und Mädchen dieses nachahmen, und damit die Gunst der Göttin ehren, sowohl zum Gebrauche des Krieges, als den Festen zu liebe. Desgleichen wird es Pflicht sein, daß die Söhne von der Kindheit an, bis sie Kriegsdienste thun, allen Göttern Aufzüge und Umgänge, stets schön bewaffnet und wohl beritten, halten, und dabei ihre Gebete an die Götter und Göttersöhne bald in geschwinderem, bald in langsamerem Marsch und Tanze verrichten. In gleicher Absicht, wenn je eine vernünftige dabei walten soll, werden auch die Kämpfe und die Vorübungen dazu mit den Kindern müssen getrieben werden. Denn diese werden beides in Kriegs- und Friedenszeiten dem Staate und den einzelnen Häusern nützlich sein.

Die anderen Leibesbemühungen, seien sie von spielender oder ernsthafter Art, schicken sich nicht für Freigeborne.

3. A. Litteraturwissenschaft.

158. Ueber die philologische Kritik der homerischen Gesänge.

(*G. Bernhardy*, Grundriss der griechischen Litteratur II. [1845] S. 61—68.)

Im Alterthum vor Alexander's Epoche galt der e i n e Homer, der Verfasser von Ilias und Odyssee, und kein Bedenken trat dieser Ueberzeugung entgegen: es war nicht die Zeit des Zweifels und der mühsamen Forschung, sondern des unbedingten Glaubens und des begeisterten Genusses; mit voller Hingebung ehrte man ein Vermächtniß poetischer Herrlichkeit, dessen Werth ohne Einschrän-

kung gefaßt wurde, so lange die Nation irgend schöpferische Kraft besaß, und die Erziehung wurzelte zu tief in homerischem Boden, um den Namen und die Denkmäler anzutasten, welche durch Pädagogik und volksthümliches Bewußtsein geheiligt wurden. Wenn also damals die Stimme der Gelehrten schwieg und Niemand des Dichters Ansprüche vor ein zünftiges Gericht zog, so liegt doch in der ungestörten Tradition kein Moment, welches die weiteste Anwendung der Kritik verwehren dürfte. Zu dieser trat im alexandrinischen Zeitalter eine Nöthigung und nächst ihr ein entschiedener Beruf ein. Die Verhältnisse waren völlig umgewandelt: mit der freien griechischen Nation hörte Homer auf, ein nationaler Dichter und ein organisches Element der alterthümlichen Denkart zu sein; dagegen erhielt er in der neuen Ordnung der Dinge, deren Band nur die formale Gemeinschaft, der Hellenismus wurde, den Platz eines Lehrers der Bildung; seine Dichtungen galten seitdem als das Grundbuch der Jugend und der Schule. Um so dringender erschien jetzt die Nothwendigkeit, zuverläßige Exemplare zu besitzen und den Text, dessen Studium und Auslegung auf mancherlei Hülfsmittel führte, nach seinen grammatischen und antiquarischen Bezügen hin zu verstehen. Als Grundlage der Kritik blieb die am weitesten verbreitete attische Recension, obgleich sie selbst mehrfache Veränderungen erfahren hatte. Ihre Quelle war die von Pisistratus in den letzten Jahren seiner Herrschaft und von den Pisistratiden mit Hülfe mehrerer Dichter, namentlich des Onomakritus, vollendete Revision, welche mehr ordnend und ausgleichend als in allgemeiner Umgestaltung den Plan Solon's verwirklichen half; die Mittel derselben sind unbekannt, und die alexandrinischen Kritiker vermochten nicht über diese älteste Urkunde hinauszugehen. Nur Einzelnheiten, theils willkürliche Lesarten, theils Interpolationen, wurden von der Commission des Pisistratus und ihren attischen Nachfolgern, die gleich Antimachus für Privatzwecke den Text berichtigten, überhaupt von διασκευασταὶ hergeleitet. Indem nun die Gelehrten in Alexandria und anderen Studiensitzen aus einer Fülle von Handschriften den Homer feststellten, ferner die Thatsachen des Sprachgebrauchs, der heroischen Zustände, wechselnden Mythen aufmerksam verfolgten und in Glossare, Commentare, vermischte Sammlungen oder Monographieen eintrugen, indem auch die berufsmäßige Sitte schwierige Probleme (durch ἀπορήματα, ζητήματα, λύσεις) zu verhandeln Urtheil und Beobachtung schärfte: nahm man in beiden Gedichten Differenzen verschiedener Grade wahr, und eine Classe von Forschern, worunter namhaft Xenon und Hellenikus (οἱ χωρίζοντες), sprach, ungewiß ob als Muthmaßung oder wissenschaftliches Resultat, die Behauptung aus, daß Ilias und Odyssee nicht demselben Verfasser angehörten. Mit größerer Uebereinstimmung aber wurde der Schluß beider Gedichte für jünger und fremd erklärt, und zwar weniger entschieden der 24. Gesang der Ilias, desto unbedenklicher dagegen in der Odyssee ψ'. 297. bis zum Ende, wobei man den Gründen aus Sprache, Fabel, Ton und aus mancherlei widersprechendem, zugleich dem Ansehen des Aristophanes und Aristarch vertraute. Diesen zum Theil wohlgegründeten Untersuchungen und den über zerstreute Puncte geäußerten Zweifeln gieng ein sicheres Gefühl zur Seite, was in Ton und Kunst homerisch, was Eigenthümlichkeit des späteren Epos sei. Den Neueren ist Homer lange Zeit, man kann bestimmter sagen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, nichts größeres als ein berühmter, mit dem Lorbeer des Alterthums geschmückter und an kunstlosen Schönheiten reicher Autor gewesen, der ein Gemälde verlorner Natürlichkeit mit wunderbarer Treue geliefert habe, und wie viel ihm auch zur Kunst und Correctheit fehle, doch allen nachfolgenden Epikern den Rahmen, die Technik und Fülle poetischer Maschinerie darbiete. Nachdem Petrarcha die Verehrung Homer's mit andächtiger Hingebung erweckt, nachdem der Eifer einzelner Gelehrten ihm vorübergehend einen Platz in akademischen Vorträgen zugewandt hatte, verlor sich allmählich jede geistige Wirkung des homerischen Gesanges, der weder in allgemeiner Bildung noch im griechischen Sprachstudium den Werth eines Fundaments besaß. Daher lassen sich die früheren Versuche, welche größtentheils in leichten Umrissen entweder die Kunstlehre des homerischen Epos oder dessen Ursprung und Schicksale verhandelten, nur als zufällige, von keinem Zusammenhange gehaltene und ohne Forschung ausgestreute Meinungen und Paradoxe betrachten, sollten sie auch (wie bei Hedelin und noch mehr bei Vico) durch Kühnheit der Phantasmen überraschen. In seinem wesentlichen Bestande blieb der herkömmliche Glaube an den einen Homer, den alleinigen Dichter zweier untheilbarer Werke nebst kleineren Anhängen, dessen Genie bereits im Entstehen der Litteratur einen umfassenden, weitverzweigten, sogar künstlich gegliederten Plan erfand und mit regelrechter Einheit in einer langen Reihe von Gesängen so schöpferisch beherrschte, daß er

selbst einen doppelten Bau nach verschiedenen Maßen und Absichten auf einmal unternahm und zur Vollendung führte. Dieser mächtige Geist sollte überdies nicht bloß als Meister gedichtet und die Bahn gebrochen, sondern auch seine Dichtungen sofort vollständig aufgeschrieben haben: und der homerische Text schien, wenngleich durch alexandrinische Kritiker und ihre Nachfolger vielfach angetastet, doch von der ursprünglichen Aufzeichnung nicht zu stark entfernt zu sein. Waren unter solchen Umständen, zumal da noch beträchtliche Hülfsmittel fehlten, die Bemühungen selbst der Fachgelehrten um Berichtigung oder Erklärung lau, mittelmäßig und begrifflos, so rückten wiederum die Theoretiker ihren Homer auf einerlei Stufe mit den übrigen Autoren, und beurtheilten ihn nach denselben kümmerlichen abstracten Maßen, die sie den Gewährsmännern der jüngsten und verschiedensten Cultur anlegten. Erst der Britte Wood, welcher den homerischen Schauplatz mit aufmerksamen Augen bereist und die unverfälschte Treue der Erzählung nach allen Seiten bewährt hatte, weckte den Sinn für lebendige unmittelbare Auffassung Homers: er lehrte statt des schulgerechten Schriftwerkes ein gründliches, von keinem Wechsel berührtes Gemälde der Natur und der ältesten Sitte, eine poetische Geschichtschreibung sehen; er that sogar einen Schritt weiter, indem er den Sänger, jeder künstlichen Voraussetzung entkleidet, ohne die geringste Kenntniß des Lesens und der schriftlichen Aufzeichnung in göttlicher Begeisterung dichten, seine Dichtungen aber einzig durch die Stärke des Gedächtnisses und der treuen Ueberlieferung fortdauern ließ. Noch mehr erweiterte sich der Blick, als der Apparat in den Scholia Veneta zur Ilias eine Reihe von Actenstücken für die Verhandlungen und Differenzen der alten Kritiker, mithin den mannigfaltigsten Aufschluß über die ehemals höchst schwankenden Zustände des Textes gab. Durch sie wurde die Ueberzeugung, welche schon durch die mittelmäßigen, selten neuen Ergebnisse selbst der vorzüglichsten Handschriften genährt war, vollends bestärkt, daß die Berichtigung unseres Textes nicht über die jetzt bekannte Tradition der Alexandriner aufsteige, und der Anspruch auf eine wenngleich nur annähernd zu gewinnende Herstellung des ursprünglichen Exemplars erschien jetzt als unmöglich. Dann aber drängte die Frage vorwärts, woher jene Schwankungen, jene Zerrissenheit der diplomatischen Ueberlieferung und das darauf gestützte Recht der Kritiker, dem das Alterthum sich unterwarf, einzugreifen und eigenmächtig Entscheidung zu geben; und wenn man auf die Thatsache, daß Pisistratus mit seinen Genossen den zerstückelten Homer zum schicklichen Verein und zur Ordnung erhob, als auf den äußersten bezeugten Rückhalt zurückgieng, so lag es nahe genug zu ahnen, wie viele Stufen der Dichter möge durchlaufen, wie schroff das authentische Werk von den späteren, im classischen Athen beglaubigten Abschriften werde abgewichen sein. Diese frisch beginnenden Folgerungen und Bedenken eröffneten die Aussicht in eine neue Welt, zumal unter günstigen Zeitverhältnissen, als die Richtung der Gemüther auf Skepsis und freie Beurtheilung, ohne Stillstand oder Schonung des positiven Stoffes, gieng und mit der Neigung zusammentraf, in die Elemente der Litteratur und Gesellschaft einzudringen, die Kunstlehre von vorn zu gestalten, überhaupt die Momente der aus Alten und Modernen gemischten Bildung wie jeden anderen Autoritätsglauben scharf zu sichten. Eine solche geistige Bewegung konnte auf diesem Gebiete keinen beredteren Wortführer als Wolf finden: um so gewaltsamer und nachhaltiger war die Wirkung seiner Prolegomena, die den ersten großen Fortschritt der jüngeren Philologie bezeichnen. In ihnen wetteifert die besonnene Forschung und Kritik mit dem kühnen Fluge der Divination, und das erwogene Maß historischer Gelehrsamkeit, deren Seele der symmetrische Verband von äußeren und inneren Gründen ist, empfängt seinen Schwung und vollen Werth durch das Talent, die Bedingungen und Formen der griechischen Naturpoesie mit unbefangener Anschauung zu verstehen. Indem nun Wolf an die gewissen Resultate und ihre verwandten Schlußfolgen aus den Scholia Veneta anknüpfte, wo schon die eigenthümliche Lage Homers und der problematische Zustand seines Nachlasses durchschimmerte, hiermit aber die damals eifrig erörterte Meinung von der nicht zu frühen Praxis der Schrift zusammenhielt, und in diesem Lichte die Leistungen des Pisistratus als den eigentlichen Schlußstein betrachtete, der die epischen Lieder in einem System und zugleich in erster schriftlicher Niedersetzung band: konnte er nicht an der Schwelle stehen bleiben, noch am Ergebniß der einzelnen äußeren Zeugnisse sich befriedigen, woran schon ein tieferer Einblick in die zerbröckelten oder interpolirten Hymnen und die Ueberbleibsel des hesiodischen Namens hinderte. Er bewies erstlich, daß die homerischen Gesänge, welche schwerlich aufgezeichnet sein mochten, in den alterthümlichen Zeiten ihrer Abfassung dem Bedürfnisse der Lesung, worauf doch die Schrift

abzwecke, am wenigsten dienten, in Zeiten als nur Hörer des sangbaren Wortes und zwar auf Anlaß festlicher Versammlungen zu finden waren, als die Dichter unbedingt der umfassenden Kraft und Treue des ganz sinnlichen Gedächtnisses vertrauten und das hörfällige Versmaß, ein zwingenderes Band als der Buchstab, auch die Längen des Vortrags in einer gegenwärtigen Form beherrschte. Nach dieser Grundlegung zog er die Rhapsoden auf den Platz, welche nicht bloß die einzigen Vermittler der lebendigen Poesie, das Bindeglied zwischen den Hellenen mit dem fertigen Liede, sondern auch die productiven Schöpfer und Darsteller des Epos gewesen seien; ihnen gehörte die unter Homers Namen befaßte Dichtung an, die sie vereinzelt und ohne stetige Verknüpfung, in der Gestalt kleiner zufälliger Körper und mit Befugniß zur willkürlichen Abänderung oder Erweiterung, in die Oeffentlichkeit brachten; sie kannten weder Plan und Einheit der Gruppen noch künstlerische Berechnung eines Ganzen, welches Alles bei weitem das jugendliche Vermögen jener Zeiten überstieg und nicht einmal in den panegyrischen Versammlungen, denen jedes Bruchstück des Mythos genügte, den leisesten Antrieb fand. Nun aber verriethen Ilias und Odyssee, trotz ihrer jetzigen Verarbeitung und Vollkommenheit, immer noch genug Unebenheiten, Widersprüche, formale und stoffartige Wandelungen, Fugen, Einschiebsel und Nachträge von jüngeren Händen, kurz innere Differenzen von Seiten ihrer Chronologie und Absichten in Menge, um das Urtheil für begründet zu halten, daß eine Mehrheit von Verfassern daran thätig war, und ursprünglich kein durchgreifender, mit Bewußtsein erfundener und durchgeführter Plan vorlag. Demnach ergab die Summe dieser historischen Kritik: unser Homer ist ein Aggregat der verschiedensten Baustücke, wozu mehrere Jahrhunderte beigesteuert hatten, ehe Künstler einer vorgerückten Zeit Ordnung und maßvollen Zusammenhang stifteten und die Spuren der rhapsodischen Zerrissenheit, bis auf manche widerstrebende Auswüchse und mit Ausnahme der Schlußgesänge, täuschend vertilgten, ehe noch Pisistratus das bündiger gefaßte System der überarbeiteten Rhapsodien durch Schrift fixirte; Homer gilt nur als Collectiv jener vielen geheimnißreichen Werkmeister, als Ausdruck des einmüthig wirkenden, durchaus episch gesinnten ionischen Stammes. Einem so verneinenden, fast atomistischen Resultate trat stillschweigend der unabweisliche Eindruck beider Epen entgegen, dem selbst Wolf sich nicht entzog, die Harmonie, welche den ganzen als echt anerkannten Homer durchzieht, in einer Gleichmäßigkeit und Eintracht des Tones, in einer Angemessenheit der gesammten Darstellung von Personen und Zeiten, wie nur *ein* Bildner oder zwei, Köpfe dagegen eines zufälligen Vereins, geschieden durch Individualität und dichterisches Vermögen, nicht anders als durch ein von keiner Erfahrung nachgewiesenes Wunder sie bewahren konnten. Diese Zuversicht, wenngleich dunkel im Hintergrunde ruhend, gab ein moralisches Gewicht gegen die Stärke der geschichtlichen Thatsachen, welche zuerst freilich, als sie noch unerwogen und in einseitiger Schwere lasteten, besonders unter Deutschen in die Autorität eines Schulglaubens umschlugen, seitdem sie aber von der späteren dogmatischen Kritik vielfach erprobt und ermäßigt worden, stets als gesunder Kern in den Forschungen über Schicksale, Zergliederung und Emendation des alten epischen Nachlasses sich behaupten dürfen; sie wären auch früher der jetzt gewonnenen Reinheit nahe gekommen, wenn Wolf den in skeptischer Schärfe genommenen Standort durch Einschränkungen, was die Schrift im Dienste der Poesie, die Geltung des Gedächtnisses, die Behandlung des epischen Materials betrifft, vermittelt und weniger Scheu getragen hätte, die positive Macht mit der inneren Nothwendigkeit einer organischen Composition auszugleichen. Als der Rausch des rücksichtslosen Enthusiasmus, der ein Joch abzuschütteln meinte, gedämpft war, trat die Arbeit ein; man unternahm die rückständigen Aufgaben zu ergänzen und fortzuführen: namentlich haben Hermann, Nitzsch und Welcker beigetragen, den durch Wolf errungenen wissenschaftlichen Gehalt in bedingten Grenzen sicher zu stellen, mit den Forderungen der Kunst zu versöhnen und innerhalb der epischen Litteratur fruchtbar zu machen; ein Rückschritt zur gemeinen veralteten Ansicht, der mit Verachtung der s. g. Hypothese den *werdenden Homer* so wenig als den *gewordenen* begreifen will, ist in der deutschen Philologie unmöglich geworden.

159. Geist und Kunstart der homerischen Dichtung.

(Dasselbe Buch, S. 54—59.)

Die Charakteristik Homers, weit entfernt der Ausdruck unbestimmter Gefühle und verschwimmender Umrisse zu sein, wie die zahlreichen, großentheils ohne Wirkung vorübergegangenen Schilderungen mehrerer Jahrhunderte wohl annehmen ließen, ruht vielmehr gänzlich auf der früher gegebenen Analyse des Epos, und muß nach allen Seiten hin die Maße jenes objectiven Grundes auf ein gesetzgebendes Individuum anwenden. Solche Maße und Typen, welche nicht minder für den alten Dichter als den späten Nachfolger vorlagen, sind vorzugsweise der freie, von keinem Dogma oder politischen Systeme der Stämme bedingte Mythos, die Fülle des von Wundern durchzogenen Naturlebens, die Plastik der thätigen Figuren und des Vortrags, die rhapsodische Gesangesweise, welche durch Episodien getragen wird, und der Sprachgebrauch, der jetzt in abgeschlossenen Kreisen sich bewegt, während er in den Anfängen noch um Vieles bildsamer war, um mannigfaltige Phrasen, neue Gestaltungen des dürftigen Sprachschatzes und grammatische Versuche aufzunehmen; wozu endlich die weichen, von der Quantitätslehre wenig gezügelten Rhythmen kommen. Homer nun (wenn wir so den Geist nennen, der in den homerischen Gesängen lebt) hat schon darin als Meister sich bewährt, daß er mit vollkommenem Kunstvermögen alle diese Grundlagen und Elemente zur ungestörten Harmonie verband. Stoff und Form, Götterthum und Menschlichkeit, epischer Ton und stylistische Mittel sind in so innigen Zusammenhang versetzt und mit so weiser Beherrschung zum lichtesten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerstückelung des Ganzen in seine Bestandtheile durchaus verwehrt wird, und sogar die Nachweisung der Gänge, mittelst deren dem Dichter ein so starkes Ebenmaß gelang, das Eindringen in seine Werkstätte, mag selbst künstlerisches Gefühl mit wissenschaftlicher Kritik gepaart forschen, ein unmögliches Problem bleibt. Nur das tritt als Ueberzeugung, wohin schon die Ahnungen der ionischen Sinnesart führen, immer gewisser hervor: das Zeitalter, worin ein mächtiger Geist vor aller Regel und Theorie seine Gewalt an den herrenlosen Kräften der Poesie übte und ein Geschlecht von Kunstverwandten zur Mitwirkung auf denselben Wegen heranzog, muß frisch und in ungeschwächter Neigung ganz der Unmittelbarkeit des Empfindens und Denkens gelebt haben; und um so leichter wußte sein geistiger Blick, von der Unschuld des Gemüths einzig genährt und untadelhaft geleitet, mitten im sinnlichen Fluß der Außenwelt ihren Kern, ihre formale Gesetzmäßigkeit und sittliche Einheit zu fassen. So leuchtet bei Homer als ursprünglicher, nie verdunkelter Zug zuerst die *Wahrhaftigkeit*, welche mit stillem Tact ihn in demjenigen, was das Auge sieht, die lautere Wirklichkeit beobachten und in allen Umrissen, von den zufälligsten Organismen bis zu den bedeutsamen Erscheinungen göttlicher und menschlicher That, beharrlich sie wahrnehmen läßt; Fiction aus phantastischer Willkür ist ihm ebenso fremd als das Gefallen an mechanischer Natur oder unfreien Begebenheiten. Daher nannte das Alterthum die homerischen Dichtungen, welche niemals von der Anschauung und der beseelten Lebendigkeit weichen, ein vollkommenes *Gemälde* der Welt, gleichsam ein landschaftliches Bild, das im Großen wie in den kleinsten Feldern, im stetigen Zuge rhapsodischer Massen oder im Schilde des Achilleus oder im engen Gleichniß, die Fülle der Leidenschaft, der patriarchalischen Tugend und Geistesart, der unvergänglichen und überall dem Menschen heimathlichen Naturschönheit malt und im Lichte des treuesten Ausdrucks verewigt. Diese wohlerwogene Wahrheit und Energie, welche Gemeines und Materielles von der Gegenwart ausscheidet, dieses leise Gefühl für sittliche Eigenthümlichkeit, ist indessen noch weit entfernt von einem *idealen* Standpunct. Verfeinern und erhöhen war vielleicht die Sache später, durch Intelligenz und Kritik geschärfter Zeiten, Homer aber fand innerhalb des heroischen Mythos, der selber zwischen rohen Anfängen und entwickelten Zuständen der griechischen Völker in der Mitte steht, eine richtige Norm, um das reine Gepräge der Menschlichkeit, den Abglanz einer noch nicht erloschenen physischen Stufe, mit den Erfahrungen und positiven Ordnungen seiner Tage zu vereinigen. Hiedurch erhält er nicht bloß eine poetische Höhe, sondern auch für die Darstellung ein genaues Verhältniß in Form und Farben, worin das künstlerische Bewußtsein des Dichters, der seinen Haushalt überall berechnet und nirgends verschwendet, eine bewundernswerthe Meisterschaft entfaltet. Zwar widerspricht der oberflächliche Schein, und man könnte ihn ungleich in seiner Arbeit nennen, hier

zu sparsam und kalt, dort umständlich und für jeden geringeren Zug besorgt. Aber Homer ist darin weiser als seine mehr oder minder gleichförmigen Nachfolger gewesen, daß er zwar das Werden und die Bewegung von Ereignissen, die nur allmählig und durch ein Zuströmen einzelner Momente sich vollenden, als aufmerksamer Beobachter in fortschreitender Rede begleitet und durch malerische Plastik unterstützt; hingegen die Charaktere, deren Bild einzig aus Gesinnungen, Wort und Thatkraft entspringt, in Handlungen und Reden, ohne länger an äußerlichem Schmuck zu verweilen, abspiegelt und mittelst rascher Erzählung zu gruppiren liebt. Darin übt er gleichsam ein analytisches und synthetisches Verfahren, das in wechselnder Vertheilung von Licht und Schatten, wie sie der mittelbaren oder unmittelbaren Auffassung zukommt, ein lebendiges Ganzes stets erweckt. Vorzüglich in dieser Symmetrie zeigt Homer die geistige Macht über Stoff und Leser: seine Gestalten sind durch ein scharfes Maß begrenzt; die Festigkeit ihrer schlichten Umrisse, welche mit wenigen aber markigen Strichen Alles erschöpfen, erhält sie für immer gegenwärtig; bei der größten Fülle treten sie hell und rein als geschlossene Individuen auseinander, die Schärfe der äußeren Erscheinung wie das Ebenmaß des Gehaltes, Eigenschaften, in denen sie sich als substanziellen und nicht mit Ideen gebundenen Wuchs ankündigen, zwingen den Betrachter, ein Inneres wahrzunehmen und nähren jedes Gefühl mit den reichsten Interessen. Vermöge solcher Gegenwart und Nähe rücken die Personen des homerischen Epos in einen Vorgrund, dessen Durchsichtigkeit fast an die Historie streift, indem er einen starken Rückhalt an der Vergangenheit und den Mythen alter Geschlechter oder Landschaften hat; überdies drängt sie niemals der Kampf und das Gewebe subjectiver Leidenschaft ins Dunkel, sondern bald sichtbar und selbständig, bald (wie Helena) ferne stehend als Träger des Verhängnisses helfen sie das Schicksal vollenden, auch wenn sie dasselbe verzögernd eingreifen. Je weniger hier also weder geistige Richtungen, noch Streitpuncte sittlicher Ideen eindringen, desto klarer überblicken wir in ihnen den Naturlauf der menschlichen Erfahrung, und desto leichter wird es diese Welt unabhängig von den Forderungen des geschichtlichen Gebietes zu fassen. In diesem Allem kommt dem Dichter die Einfachheit des heroischen Zeitalters zu statten; sie gestattet einen unbeschränkten Boden und eine plastische Gediegenheit der Figuren; daher verwehrt sie ihm nirgends eine Breite der Schilderung, ein Ausmalen äußerlicher Dinge, Technik und Zustände, wo die Vornehmheit der späteren Gesellschaft Schranken und Trennungslinien setzt; sie gewährt ihm auch unabhängige Heroen und Individuen von starkem Willen, welche vom lockersten Zusammenhange berührt handeln, und indem sie frei aus sich ihr Selbstgefühl als Zweck mitten in die Welt hinstellen, die reizende Fülle und Gesammtheit eines allein von der Persönlichkeit beherrschten Daseins gründen, aber zugleich durch eigenes Glück und Leid ein Gleichgewicht in den Ereignissen herstellen, und hiedurch die sittlichen Forderungen versöhnen. Wenn nun Homer das Vermögen der Charakteristik überhaupt in einer reichen Bilderwelt verbreitet und erschöpft, so wird doch die Bewunderung durch die Freiheit und die Sicherheit des Tones gesteigert, womit er zwei verschiedenartige Epen zu beseelen und als verschiedene Gattungen oder Stufen der Kunst durchzubilden weiß. Ilias und Odyssee sind zwar nicht Gegenstücke und zwiespaltige Methoden, wohl aber Schöpfungen auf entgegengesetzten Puncten des Epos und über den unähnlichsten Feldern des Lebens aufgeführt. Auf der einen Seite das Pathos des thatenlustigen Mannesalters, welches im ruhigen Fortschritt eine dichte Folge von Handlungen erzeugt und Charaktere üppig gegliedert auf den Platz ruft; gegenüber das dramatische Rundgemälde von Gruppen und ethischen Grundstoffen, die sich zum Mittelpunct einer stillen, mit sittlichem Bewußtsein wirkenden Größe hindrängen, wo die heroische Kraft an der Innerlichkeit, an den Mächten der Gesellschaft und Familientugend ihre Schranke findet; hier die Heimkehr aus den Wogen des äußeren Lebens und die Beruhigung in geschlossenen Kreisen, dort der vollstimmige Erguß und die durchgreifende Spannung der Leidenschaft. Ueberall beweist Homer die eigenthümliche Kunst, organisch zu dichten: sein Blick erkannte in den Massen eines glänzenden Sagenkreises denjenigen Stoff, welcher den allgemeinen menschlichen Gefühlen die reichste Nahrung und die tiefsten Regungen gewährt; in diesem hat er Gesellschaften aus wesentlichen und untergeordneten Gestalten mit Nothwendigkeit umgrenzt und mit solcher Genauigkeit ausgebaut, daß das Ganze noch im entfernteren Theile sichtbar wird und dem kleinen wie dem größeren Gliede ein gleiches Recht widerfährt; dann aber diese geselligen Reihen in Wechselwirkung, in Spannung und Entwickelungen lebendiger Kräfte versetzt, welche den immer steigenden Eindruck sittlicher Stimmung wecken und entzünden. Ob nun auch ein

so großartiges Unternehmen, ein so vollständiger Ueberblick, dem die Herrschaft des doppelseitigen Epos gleichsam auf einen Schlag gelang, den ein alterthümliches Bild als zweifache Sonne, die im Mittag stehende und die zum Abend neigende, zeichnet, einem und demselben Dichter möglich war, ist eine Frage, welche sofort zur Kette der Untersuchungen über Autorschaft und ursprüngliche Abfassung der homerischen Gesänge führt.

160. Herodot.

(*K. O. Müller*, Geschichte der griechischen Litteratur I. [1841] S. 480—495.)

Herodotos, der Sohn des Lyxes, wurde nach glaubwürdiger Nachricht[1]), Olymp. 74, 1, vor Chr. 484, zwischen dem ersten und zweiten persischen Kriege geboren. Seine Familie gehörte zu den angesehensten in der dorischen Colonie Halikarnaß, wodurch sie auch in die bürgerlichen Unruhen der Stadt verwickelt wurde. Halikarnaß wurde damals von dem Geschlechte der Artemisia beherrscht, jener kühnen Frau, die in der Schlacht von Salamis so tapfer für die Perser stritt, daß Xerxes sie für den einzigen Mann unter vielen Weibern erklärte. Der Enkel der Artemisia, Pisindelis Sohn, Lygdamis, war der Familie des Herodot feindselig; er tödtete den Panyasis, der wahrscheinlich Herodots mütterlicher Oheim und weiterhin unter den Erneuerern der epischen Poesie genannt werden wird, und nöthigte den Herodot selbst, ins Ausland zu entfliehen. Dies muß sich etwa um Olym. 82, vor Chr. 452, ereignet haben.

Herodot begab sich nach Samos, der ionischen Insel, wo wahrscheinlich die Familie Verwandte hatte[2]). Samos muß als die zweite Heimath des Herodot angesehen werden; er zeigt sich an vielen Stellen seines Werks mit der Insel und ihren Bewohnern in den größten Einzelnheiten bekannt und hebt auch gelegentlich die Rolle, welche Samos in größeren Begebenheiten spielte, mit Vorliebe hervor; hier hat ohne Zweifel Herodot besonders jenen ionischen Geist eingesogen, der sein großes Geschichtswerk durchweht. Von Samos aus unternahm Herodot die Befreiung seiner Vaterstadt von dem Joche des Lygdamis; sie gelang ihm, aber der Streit der Adels- und Volkspartei erschwerte ihm die Ausführung seiner wohlgemeinten Pläne; er verließ von neuem seine Vaterstadt.

Herodot brachte die spätere Zeit seines Lebens in Thurioi zu, der großen Niederlassung der gesammten Griechen in Italien, welcher so viele ausgezeichnete Männer ihr Glück anvertraut hatten. Darum ist es aber nicht nöthig anzunehmen, daß Herodot gleich bei der ersten Gründung von Thurioi mitwanderte; die Niederlassung erhielt ohne Zweifel mehrere nachgesandte Verstärkungen. Von Herodot ist es sicher, daß er erst nach dem Beginn des peloponnesischen Krieges sich nach Thurioi begab, da er sich noch im Anfange dieses Krieges in Athen befand. Er bezeichnet ein Weihgeschenk, welches sich auf der Burg von Athen befand, nach der Stelle, die es zu den Propyläen einnahm[3]); die Propyläen wurden aber erst in dem Jahre fertig, in welchem der peloponnesische Krieg begann. Auch ist Herodot sichtlich von den Ansichten der Verhältnisse unter den griechischen Staaten eingenommen, welche in Athen von den Staatsmännern der perikleischen Partei verbreitet wurden; er findet auch, daß Athen für seine großen Thaten im Perserkriege es nicht verdient habe, hinterher von allen Griechen so beneidet und gescholten zu werden, wie es gerade in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges geschah[4]).

In Thurioi ließ Herodot sich ruhig nieder und lebte seine letzte Lebenszeit in einer Muße, die ganz seinem Werke gewidmet war. Die Alten nennen daher häufig den Herodot, mit Beziehung auf die Abfassung seines Werks, einen Thurier.

Bei dieser kurzen Uebersicht der Lebensschicksale des Herodot haben wir der Reisen noch nicht gedacht, welche näher mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten zusammenhängen. Herodot ist nicht zufällig, etwa bei Handelsgeschäften oder in politischen Sendungen, nach dem und jenem Lande gekommen, sondern er hat aus reinem Triebe der Forschung Reisen unternommen, die für jene Zeiten sehr ausgedehnt und bedeutend waren. Herodot hat Aegypten bis nach Elephantine hinauf, Libyen wenigstens bis in die Umgegend Kyrene's, Phönicien, Babylon, wohl auch Persien, die griechischen Staaten am kimmerischen Bosporus und das angrenzende Land der

Scythen, sowie Kolchis besucht; abgesehen davon, daß er in Griechenland selbst und Unteritalien in mehreren Staaten einheimisch geworden ist und besonders die Heiligthümer, selbst das entferntere Dodona besucht hat. Bei diesen Reisen kam ihm zu Hülfe, daß er als Halikarnassier Unterthan des Großkönigs war; ein Athener oder ein Grieche von den Staaten, die gegen Persien im offnen Aufstande waren, würde als Feind zum Sclaven gemacht worden sein. Daher anzunehmen ist, daß Herodot wenigstens die Reisen nach Aegypten und Vorderasien in seinen früheren Jahren, von Halikarnaß aus, unternommen habe.

Herodot machte natürlich diese Forschungen nicht ohne die Absicht, die Ergebnisse derselben seinen Landsleuten mitzutheilen, aber eine ganz andere Frage ist, ob er dabei schon den Plan im Auge hatte, seine Kunde des Orients und Griechenlands mit der Geschichte der Perserkriege in Verbindung zu bringen und zu einem großen Werke zu verarbeiten. Wenn man bedenkt, wie fremd ein solcher kunstreicher Plan der Geschichtschreibung der Griechen bis dahin geblieben war, wird man sich gewiß überzeugen, daß er auch in dem Geiste des Herodot erst allmählig sich entwickeln konnte und daß Herodot in seinen jüngeren Jahren mit keiner anderen Art von Werken umgieng, als Hekatäos, Charon und andere Vorgänger und Zeitgenossen sie verfaßt hatten. So hatte Herodot noch später, als er sein großes Werk verfaßte, die Absicht, ein besonderes Buch über Assyrien, Ἀσσύριοι λόγοι, zu schreiben; und es scheint auch ein solches von ihm in Aristoteles Zeit existirt zu haben[5]. In der That hätte Herodot ebenso gut aus dem, was er über Aegypten, Persien, Scythien mittheilt, besondere Aegyptiaca, Persica, Scythica machen können, und würde dies gethan haben, wenn er sich begnügt hätte, auf den Bahnen der früheren Logographen fortzuwandeln.

Es wird erzählt, daß Herodot seine historischen Arbeiten an verschiedenen Festen vorgelesen habe. Dies ist an sich nichts weniger als unglaublich, da die Alten in dieser Zeit, wenn sie ein Werk sorgfältig ausarbeiteten und ihm eine anziehende Form gaben, immer mehr auf mündlichen Vortrag, als auf das einsame Lesen rechneten. Thucydides stellt die früheren Geschichtschreiber, deren Weise er nicht billigt, öfter als Leute dar, welche um den flüchtigen Beifall einer zuhörenden Menge buhlten[6]. Die alten Chronographen haben noch das genaue Datum einer Vorlesung erhalten, welche an den großen Panathenäen zu Athen stattgefunden, Olymp. 83, 3, v. Chr. 446 (als Herodot achtunddreißig Jahre alt war); und man fand in den Sammlungen athenischer Volksbeschlüsse ein von Anytos beantragtes Decret (ψήφισμα Ἀνύτου), wonach Herodot aus der Casse des Staats die Belohnung von zehn Talenten empfangen sollte[7]. Weniger verbürgt ist die Vorlesung in Olympia, und am wenigsten glaubwürdig ist die bekannte Geschichte, daß Thucydides als Knabe dabei zugegen gewesen sei und heiße Thränen vergossen habe aus brennender Wißbegierde und tief aufgeregtem Gemüthe. Abgesehen von den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die in dieser Erzählung liegen, sind im Alterthume zu viel Anekdoten erfunden worden, um die berühmten Leute eines Faches mit einander in Verbindung zu bringen, als daß man einer Geschichte der Art, wenn sie nicht sehr bedeutende Gewährsmänner hat, irgend Glauben schenken dürfte.

Was Herodot in Vorlesungen, wie die panathenäische war, mittheilte, können nur einzelne abgesonderte Partien gewesen sein, die er damals bereits ausgearbeitet haben mochte, wie die ausführliche Geschichte und Beschreibung Aegyptens oder die Nachrichten über Persien. Die eigentliche Composition und Abfassung seines großen Geschichtswerks fällt durchaus erst in die Zeiten des peloponnesischen Krieges. Herodot's Bücher, besonders die vier letzten, sind so durchzogen mit Beziehungen und Anspielungen auf Ereignisse, die in die erste Zeit des peloponnesischen Krieges fallen[8], daß man sich anzunehmen gedrungen sieht, Herodot habe gerade in diesen Jahren eifrigst an der Redaction seines gesammten Werks gearbeitet. Ob aber Herodot auch noch die zweite Hälfte des peloponnesischen Krieges erlebt und darin an seinem Werke fortgearbeitet habe, erscheint höchst zweifelhaft[9]; auf jeden Fall aber ist er mit seinem Werke bis an seinen Tod beschäftigt gewesen, da es offenbar unvollendet vor uns liegt. Denn es ist kein Grund abzusehen, warum Herodot den Krieg der Griechen mit den Persern gerade nur bis zur Eroberung von Sestos hätte führen wollen, ohne das Geringste von der weiteren Fortsetzung zu melden. Auch verspricht der Geschichtschreiber einmal[10] die genaueren Umstände eines Ereignisses im Verfolg zu melden, ohne daß sich etwas davon in seinem Werke vorfindet.

Der Plan des ganzen herodotischen Werkes ist auf eine Idee gegründet, die wohl nicht im strengeren Sinne wahr genannt werden kann, aber damals doch sehr verbreitet war und selbst von den Gelehrten Persiens und Phöniziens, die

mit der griechischen Mythologie nicht unbekannt waren, auf ihre Weise ausgeführt wurde. Es ist die Annahme einer alten Feindseligkeit zwischen den Hellenen und den Völkern Asiens. Die orientalischen Gelehrten betrachteten den Raub der Io, der Medea, der Helena und die dadurch entstandenen Kriege als einzelne Acte dieses großen Kampfes und man stritt, wie bei einem Processe wegen thätlicher Beleidigungen, welche Partei zuerst sich gegen die andere auf gewaltthätige Weise vergangen habe. Herodot läßt indeß diese alten Erzählungen sehr schnell fallen und wendet sich zu dem, von dem er selbst sicher wisse, daß er die Hellenen zuerst ungerecht behandelt habe. Dies ist Krösos, der König Lydiens, und es entwickelt sich nun eine ausführliche Erzählung von Krösos Unternehmungen und Schicksalen, in welche durch Episoden nicht bloß die frühere Geschichte der lydischen Könige und ihrer Kämpfe mit den Griechen, sondern auch Hauptstücke aus der Geschichte der griechischen Staaten, namentlich Athens und Sparta's, eingeflochten sind. Der Schriftsteller erreicht dadurch die Absicht, indem er die erste Unterjochung der Griechen durch eine asiatische Macht beschreibt, sogleich auch auf den Beginn und das Wachsthum der Staaten hinzuweisen, von denen einmal die Befreiung kommen soll. Indeß tritt durch Kyros Ueberfall von Sardis die persische Macht an die Stelle der lydischen, und die Erzählung wendet sich nun zunächst dazu, die Entstehung des persischen Reichs aus dem medischen und die Vergrößerung desselben durch die Unterjochung der kleinasiatischen Völker und der Babylonier zu beschreiben. Bei jeder Berührung, in welche die Perser mit anderen Völkern kommen, wird von deren Nationalität und Geschichte mehr oder minder ausführliche Rechenschaft gegeben; indem der Historiker seinen zum Grunde liegenden Plan, wie er es selbst bekennt[11]), recht absichtlich durch Episoden zu erweitern strebt; seine Absicht geht augenscheinlich darauf mit der Geschichte des Kampfes zwischen dem Orient und Occident ein anschauliches Bild der einander gegenüberstehenden Völkermassen zu verbinden. Daher er an Kambyses Eroberung von Aegypten (B. II.) eine Beschreibung des Landes, Volkes und seiner Geschichte anknüpft, deren Ausführlichkeit in der besonderen Vorliebe seinen Grund hat, mit der Herodot an dem früh gebildeten, in seiner Art von Cultur ganz fertig gewordenen Aegypten hängt. Die weitere Geschichte (B. III.) des Kambyses, des falschen Smerdis und des Dareios wird in derselben ausführlichen Weise verfolgt, mit besonderer Rücksicht auf die Macht von Samos unter Polykrates und deren tragischen Untergang: wodurch die persische Macht sich auch auf die Inseln zwischen Asien und Europa auszudehnen anfängt. Zugleich geben die Einrichtungen, welche Dareios beim Antritt seiner Regierung machte, Gelegenheit, das ganze Perserreich mit allen seinen Provinzen und ihren reichen Einkünften in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken. Mit der Unternehmung des Dareios gegen die Scythen (B. IV.), die Herodot als eine Rache für die früheren Eingriffe der Scythen in Asien ansieht, beginnt die persische Macht sich über Europa auszubreiten. Herodot orientirt uns erst vollständig im Norden Europa's, wo seine Weltkunde offenbar viel weiter als die des Hekatäos reichte und erzählt dann den großen Zug des Perserheeres, der zwar die Freiheit der Scythen nicht gefährdete, aber den Persern doch zuerst den Weg nach Europa öffnete. Zugleich streckt das persische Reich, das mit dem einen Arme in den Norden hineingreift, den andern über Aegypten gegen Cyrenaica aus, indem ein persisches Heer von der Königin Pheretime gegen die Barkäer gerufen wird; dies gibt Herodot Gelegenheit, die Geschichte Kyrene's und die Völkerkunde Libyens als ein interessantes Gegenstück zu den Völkern im Norden Europa's aufzustellen. Während nun (B. V.) das persische Heer, das von der Scythen-Expedition zurückgeblieben war, einen Theil der Thraker und das kleinste macedonische Königreich unter die Botmäßigkeit des Großkönigs bringt, entspinnt sich in Ionien aus Veranlassungen, die auch in dem Scythen-Feldzuge lagen, der große ionische Aufstand, durch den der Entscheidungskampf zwischen Persien und Griechenland immer näher rückt. Der milesische Tyrann Aristagoras sucht dazu Hülfe in Sparta und Athen, wodurch der Geschichtschreiber Gelegenheit erhält, die Geschichte dieses und anderer griechischer Staaten von dem Puncte, wo er sie oben (im 1. Buche) gelassen hatte, weiter fortzuführen und insbesondere das rasche Emporstreben der Athener, nachdem sie das Joch der Pisistratiden abgeschüttelt hatten, zu schildern. Diese rege Thatenlust des jungen Freistaats zeigt sich nun auch in der Theilnahme Athens an dem ionischen Aufstande, der indeß von den Ioniern leichtsinnig und ohne Ueberlegung unternommen worden war und, da er nun auch (B. VI.) ohne hinlänglichen Nachdruck fortgesetzt wird, mit der vollkommensten Niederlage endet. Herodot verfolgt nun weiter die immer zunehmenden feindlichen Berührungen und Anlässe zum Kampfe

zwischen Persien und Griechenland, unter denen auch die Flucht des spartanischen Königs Demarat zum Dareios ist. An diese knüpft Herodot die sorgfältige Erörterung der Verhältnisse und Zwistigkeiten der griechischen Staaten in der letzten Zeit vor dem ersten persischen Kriege. Die Expedition gegen Eretria und Athen ist der erste Schlag, den die Persermacht auf das griechische Mutterland führt, und die Schlacht von Marathon das erste glänzende Zeichen, daß die bisher rastlos vorgedrungene Macht des ganzen Asiens hier ihr Ziel finden werde. Von jetzt an (B. VII.) ist die Erzählung in ein bestimmtes Bette geleitet und verfolgt bis ans Ende den Gang, den der natürliche Verlauf der Begebenheiten, die Rüstungen zu dem Kriege, die Bewegungen des Heeres, der Zug gegen Griechenland selbst, vorschreiben. Jedoch bewegt sich die Darstellung des Herodot immer noch mit einer gewissen zögernden und eben dadurch die Erwartung spannenden Langsamkeit. Wir haben volle Zeit und Gelegenheit, uns bei dem Zuge und der Musterung des Perserheeres von den ungeheueren Streitkräften, die hier versammelt waren, ein deutliches und detaillirtes Bild zu machen und bei den Verhandlungen der griechischen Staaten unter einander eine eben so klare Anschauung zu gewinnen von den inneren Zerwürfnissen und Parteiungen dieser Republiken; Betrachtungen, welche die hernach eintretende Entscheidung des Kampfes um so erstaunenswürdiger erscheinen lassen. Jetzt folgen, nach den unentschiedenen Vorkämpfen von Thermopylä und Artemision (B. VIII.), der mit der größten Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschilderte Entscheidungskampf bei Salamis und (B. IX.) das mit derselben Klarheit in allen motivirenden Vorgängen und begleitenden Umständen dargestellte Treffen von Platäa, sowie die gleichzeitige Schlacht von Mykale und die anderen Ereignisse, wodurch die Griechen zunächst ihren Sieg benutzen. Obgleich das Werk unvollendet ist, schließt es doch mit einem Gedanken, der nicht ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, daß, wie der große Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe.

So behält also Herodot von Anfang bis zu Ende den Faden in der Hand und weiß mit der größten Umfassung der Darstellung, welche sich fast über alle damals bekannten Völker der Erde verbreitet, einen stetigen Fortschritt der Erzählung zu verbinden. Aber nicht bloß in diesem nirgends abreißenden Strom, in diesem ununterbrochenen Flusse der Mittheilung hat Herodot's Geschichte Aehnlichkeit mit einem Epos, sondern auch darin, daß das Ganze durch gewisse Ideen zusammengehalten und beherrscht wird, auf deren Durchführung und immer deutlicherer Hervorhebung die Befriedigung großentheils beruht, die wir im Lesen des Werks empfinden. Es ist die Idee eines gerechten Schicksals, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen und nicht bloß Verbrechen und Frevel, sondern auch schon eine allzu große Ausdehnung von Macht und Reichthum und ein damit verbundenes stolzes Bewußtsein mit Untergang und Verderben straft. Die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Maß gesetzt und duldet nicht, daß er darüber hinausgehe und sich überhebe: darin besteht der von Herodot so oft erwähnte Neid der Götter (φθόνος τῶν θεῶν), welchen andere Griechen lieber die göttliche Nemesis nannten. Herodot hebt überall in der Geschichte den Einfluß dieser göttlichen Macht, des Dämonions, wie er auch sagt, hervor; wie die Gottheit oft an späten Enkeln die Sünde der Vorfahren rächt, wie Uebermuth und Leichtsinn das Gemüth verblenden, daß der Mensch wie mit Willen sich in das nahe Verderben stürzt; die Orakel, sonst warnende Stimmen gegen Frevel und Uebermuth, werden dann selbst in ihrer Doppelsinnigkeit zu verlockenden Blendwerken, wenn Leidenschaft und Vermessenheit sich zu Auslegerinnen aufwerfen. Aber außer der Geschichtserzählung selbst dienen dem Herodot besonders noch die eingestreuten Reden weit weniger zur Charakterisirung der sprechenden Personen, ihrer Neigungen, Absichten, Sinnesarten, als zur Ausführung allgemeiner Gedanken, namentlich vom Neide der Götter und den Gefahren des Uebermuths; so sind diese Reden in der That mehr der lyrische als der dramatische Bestandtheil der herodotischen Geschichtschreibung und mit den Theilen einer griechischen Tragödie verglichen, entsprechen sie nicht dem Dialog, sondern den Chorgesängen. Am schönsten endlich thut Herodot seine Scheu vor der Nemesis durch seine eigene Mäßigung und die Bezähmung aller Aufwallungen eines so natürlichen Nationalstolzes kund. Denn wenn auch die Beherrscher des Orients durch ihre Vermessenheit das Verderben auf sich ziehen und die Griechen die Sieger bleiben: so schildert der Geschichtschreiber doch den alten, frühcultivirten Orient im Ganzen als sehr ehrwürdig und bewunderungswerth, hebt auch an den feindlichen Königen Persiens Züge von Charaktergröße gern hervor, zeigt seinen

Landsleuten, wie so oft mehr eine göttliche Schickung und äußere Vortheile sie gerettet als Verstand und Muth, und macht überhaupt nichts weniger als den Panegyristen der griechischen Großthaten. Er macht ihn so wenig, daß, als später durch die rhetorischen Geschichtschreiber eine viel prunkvollere Behandlung dieser Ereignisse aufgekommen war, dem schlichten, wahrhaften und in seinem Patriotismus bescheidenen Herodot Tadelsucht und absichtliche Verkleinerung jener Heldenthaten vorgeworfen werden konnte[12]).

Daß Herodot hinter allen menschlichen Ereignissen das Wirken des Dämonions sieht und dies darzuthun für die Hauptsache in der Geschichte hält, stellt ihn auf einen ganz andern Standpunct als der eines Historikers ist, welcher die menschlichen Begebenheiten bloß in ihrem menschlichen Zusammenhange faßt. Herodot ist wirklich ebenso sehr ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist. In diesem Geiste sind auch die einzelnen Partien des Werkes behandelt. Das bloße Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe. Er hat seinen Blick auf das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Wunderbare gerichtet. Darin trägt das ganze herodotische Werk eine Farbe. Mit den großen Begebenheiten, die er erzählt, riesenmäßigen Unternehmungen von Herrschern, unerwarteten Umschwüngen des Schicksals, wunderbaren Verhängnissen, harmonirt die Schilderung der erstaunenswürdigen Bauten und anderer Werke des Orients, der mannigfachen und oft seltsamen Sitten der Völker, der auffallenden und schwer zu ergründenden Naturphänomene, der seltenen Producte und wunderbaren Thierwelt in den entlegeneren Gegenden der Welt. Es war ein Gemälde voll fremdartiger, erstaunenswürdiger Dinge, das Herodot vor seinen ebenso unterhaltungssüchtigen wie wißbegierigen Landsleuten aufrollte. Daß Herodot bei diesen Mittheilungen, wo er nicht das selbst Gesehene und Beobachtete beschreibt, mannigfachen Täuschungen durch die Priester, Dollmetscher, Herumführer der Fremden und überhaupt durch die den meisten Orientalen eingepflanzte Prahlerei und Wundersucht ausgesetzt war, wer könnte dies leugnen; aber ebenso gewiß ist es, daß Herodot ohne diese treuherzige Empfänglichkeit für alle und jede merkwürdige Mittheilung, ohne diesen Respect für die orientalische Wunderwelt, in welchem ihn keine Vorurtheile eines Griechen stören, uns sehr viele höchst schätzbare Nachrichten nicht mitgetheilt haben würde, in denen neuere Forschung, wenn auch unter einer fabelhaften Schale, einen echten Kern der Wahrheit entdeckt hat. Wie oft haben neuere Reisende, Naturforscher, Ethnographen Veranlassung gehabt, die Wahrheit und Genauigkeit von Beobachtungen und Erkundigungen zu bewundern, welche in scheinbar abenteuerlichen und seltsamen Erzählungen Herodots enthalten ist! Wie gut ist es, daß er dabei den Grundsatz hatte, den er bei der Nachricht von der Umschiffung Afrikas unter Necho's Regierung ausspricht, wo er es unglaublich findet, daß die Schiffer die Sonne zur Rechten gehabt haben: „ich muß sagen, was mir gesagt worden, aber brauche nicht Alles zu glauben; und dies Wort soll mir für meine ganze Erzählung gelten.“ Herodot muß im Orient sich völlig eingewohnt haben, so getreu faßt er die ganze Art und Sitte der morgenländischen Völker auf, er unter allen Griechen gewiß derjenige, dessen Geistesrichtung und Schreibart sich am meisten dem Orientalischen nähert, daher auch seine Gedanken und Ausdrücke oft so sehr an die Schriften des alten Testaments erinnern. Es soll damit freilich nicht gesagt werden, daß er nicht hin und wieder den Fürsten des Morgenlandes Gedanken unterlegt, die auf griechischem Boden gewachsen sind, wie wenn er z. B. die sieben Großen der Perser über die Vorzüge der Monarchie, Aristokratie und Demokratie berathen läßt[13]). Aber im Ganzen faßt Herodot die Handlungs- und Denkweise eines orientalischen Herrschers, wie Xerxes, mit sprechender Wahrheit auf und versetzt uns mitten unter die Diener eines persischen Despoten. Eher könnte man in der Beurtheilung der Staatsverhältnisse der Griechen den politischen Verstand vermissen, der unter Herodots athenischen Zeitgenossen bereits erwacht war; er hebt auch bei den Ereignissen, die aus der Lage und dem Interesse der Staaten hervorgehen, mehr die Neigungen und Leidenschaften einzelner Individuen hervor und legt auch wohl griechischen Staatsmännern, wie den beiden Kleisthenes, von Sikyon und Athen, bei ihren neuen Eintheilungen der Volksstämme ganz andere Motive unter, als die in der Natur der Sache lagen. Er theilt Anekdoten und Mährchen mit, durch die der gemeine Mann sich solche Staatssachen erklärte (und auch heutzutage noch zu erklären pflegt), wo Politiker, wie Thucydides und Aristoteles, den inneren Zusammenhang der Sache mit sicherer Hand aufdecken.

Wer könnte nach allen diesen Bemerkungen über Herodots historische Forschung und Kunst den Eindruck beschreiben, den die Lesung seines Werkes im Ganzen macht, und wer bedarf dessen,

der ihn selbst gelesen hat! Es ist, wie wenn wir einen Mann reden hörten, der eine unendliche Fülle der merkwürdigsten Dinge gesehen und erlebt hat und dessen ganzer Lebensgenuß in der Freude und dem Behagen besteht, das er bei der Erinnerung und Mittheilung des Erfahrenen und der klarsten Vergegenwärtigung aller Züge empfindet. Er hat hörbegierige, unermüdliche Zuhörer, die ihn nicht drängen, zu Ende zu kommen, und darf mit ruhiger Bequemlichkeit eine jede Geschichte, die zu dem Ganzen seiner Erzählung gehört, ausführen, als wäre sie für sich schon genug; er weiß, daß noch anziehendere und ergreifendere Geschichten zurück sind, aber beeilt sich eben nicht, um nicht bald dazu zu gelangen, da er Alles das Merkwürdige, was er gesehen und erkundet, mit gleicher Liebe in sich hegt. So bewegt sich der Strom seiner ionischen Rede in anmuthiger Gelassenheit fort und er knüpft, wie es bei der bloßen Meldung des Erfahrenen natürlich ist, in lockerer Verbindung einen einfachen Satz an den andern an, mit vielen einleitenden und ankündigenden, sowie resumirenden und wiederholenden Redeweisen. Man erkennt in diesen Phrasen das Bedürfniß der mündlichen Rede allerlei Hülfen zu haben, um weder selbst aus dem Zusammenhange zu kommen, noch auch die Zuhörer den Faden verlieren zu lassen. Herodots Sprache steht darin, wie in ihrer ganzen Art, der mündlichen Erzählung am nächsten; sie ist am wenigsten unter allen Gattungen der Prosa eigentliche Schriftsprache. Größere Satzgefüge finden sich meist nur in der Rede der Personen, wenn Gründe und Gegengründe verglichen, Bedingungen aufgestellt und deren Folgen entwickelt werden; aber man muß gestehen, daß Herodot da, wo solche logische Verhältnisse durch syntaktische Mittel deutlich gemacht werden sollen, sich meist noch sehr ungeübt zeigt und bei aller Mühe keinen leichten Ueberblick der Gedanken hervorbringt. Dagegen darf man Herodots Styl als Vollendung der bloß anknüpfenden Redeweise (*λέξις εἰρομένη*) ansehen, die auch von seinen Vorgängern, den Logographen, allein geübt worden war[14]. Zu Allem endlich kommt der Ton der ionischen Mundart, welche Herodot, obgleich ein Dorier von Geburt, doch von seinen Vorgängern in der Geschichtschreibung annahm[15], mit ihren gedehnten Endungen, gehäuften Vocalen, weichen Formen, um das Werk des Herodot zu einem in sich so harmonischen und in seiner Art so vollkommenen Producte zu machen, als es nur ein Menschenwerk sein kann.

[1] Der Pamphilia bei Gallius N. A. XV, 23.

[2] Auch Panyasis wird ein Samier genannt.

[3] Herodot V, 77.

[4] Vgl. Herodot VII, 139 mit Thucyd. II, 8.

[5] Aristoteles Thiergeschichte VIII, 18 erwähnt die Erzählung von der Belagerung von Ninive bei Herodot (denn wiewohl die Manuscripte mehr für Hesiod stimmen, ist doch ohne Zweifel Herodot der passendere Name); das ist gewiß die Belagerung, welche Herodot I, 106 in dem besonderen Werk über Assyrien (vgl. I, 184) zu beschreiben verspricht.

[6] Thucyd. I, 21.

[7] Plutarch *de malign. Herod.* 26.

[8] Wie die Vertreibung der Aegineten, die Ueberrumpelung Platääs, der archidamische Krieg und Anderes. Die Stellen Herodots, die von Herodot erst in dieser Zeit geschrieben sein können, sind: III, 160. IV, 99. VI, 91. 98. VII, 173, 233. IX, 73.

[9] Die Stelle IX, 73, daß die Lacedämonier bei ihren Verwüstungen Attika's Dekelea immerfort geschont und davon ferngeblieben wären (*Δεκελέης ἀπέχεσθαι*), verträgt sich nicht mit der Besetzung Dekeleas durch Agis, Ol. 91, 3, v. Chr. 413. Auch in den Stellen des Herod. VI, 98 und VII, 170 liegen Beweise, daß sie vor dieser Zeit geschrieben sind. Dagegen scheint freilich die Stelle I, 130 auf den Aufstand der Meder Ol. 93, 1, v. Chr. 408 (Xenophon. Hell. I, 2, 19) zu gehen; aber dann bleibt es immer sehr auffallend, daß Herodot den König Dareios Nothos ohne alle Unterscheidung Dareios nennt.

[10] Herod. VII, 213.

[11] Herod. IV, 30. So spricht er im vierten Buche bloß deswegen von den Libyern, weil es ihm scheint, daß die Expedition des Satrapen Aryandes gegen Barke eigentlich auf alle Völker Libyens gemünzt war. S. IV, 167.

[12] Plutarch „von der schlechten Gesinnung des Herodot.“

[13] Herodot III, 80. Der Schriftsteller vertheidigt sich hinterher, VI, 43, selbst gegen den Vorwurf, daß er einen Perser die Demokratie rühmen lasse, von der die Perser nichts wüßten. Die Stelle enthält einen Beweis, daß B. III. wenigstens zum Theil eher bekannt geworden war, als Herodot das Ganze vollendete.

[14] *Demetrius de elocutione* §. 12.

[15] Jedoch ist nach Hermogenes p. 513 nur Hekatäos ionischer Dialekt ein ganz reiner, Herodots Dialekt schon mit anderen Ausdrücken gemischt.

161. Pindar.

(*R. Rauchenstein*, Zur Einleitung in Pindars Siegeslieder [1843] S. 20—23; 143—151.)

Aus der Charakteristik des Epinikion. — Das Epinikion nebst seinem Anverwandten, dem Enkomion, gehört zu derjenigen Gattung der lyrischen Poesie der Griechen, die man die chorische oder, weil sie bei den Doriern vorzüglich entwickelt war, die dorische nennt. Im Gegensatz gegen die äolische Lyrik (und die ionische des Anakreon), in welcher der Charakter der subjektiven Empfindung, gleichsam der private und individuelle Ausdruck der persönlichen Stimmung vorherrscht, trägt die chorische Poesie der Dorier, entsprechend ihrer Bestimmung für feierliche Anlässe des Cultus und der Feste, sowohl in der äußern Darstellung durch einen zahlreichen Chor, als auch in ihrem Inhalte, gewissermaßen einen öffentlichen, großartigen und allgemeiner umfassenden Charakter. Wer demnach die lyrische Poesie so knapp definiren würde, daß er ihrem Gebiete nur den in künstlerische und sangbare Form gefaßten Ausdruck der Empfindungen und Affecte, wie Freude oder Schmerz, Hoffnung oder Besorgniß, Behagen, Schwermuth u. s. w. zuweisen wollte, der würde Mühe haben, das Pindarische Epinikion unter seine Definition zu bringen. Auch die Hinzufügung milden und weisen Zuspruchs, lobender Anerkennung und Ermunterung, religiösen Aufschwungs, patriotischer Begeisterung genügt nicht. Das Epinikion schließt von diesem Allem Keines aus, es nimmt sie vielmehr alle auf und ergeht sich in diesen Gedanken und Gefühlen frei, allein es wird damit noch nicht erschöpft. Sein Standpunct ist höher und umfassender. Es ist der Standpunct der Betrachtung des Schönen und Edeln im Volke und im Lande, in der Gegenwart und in der Vorzeit. Pindar steht mit seiner Kithara gleichsam auf der Höhe der Bergwarte, umgeben von dem Volke, das seinen Tönen horcht, und besingt die Herrlichkeit und Männertugend, wo immer sie sich neu erprobt hat in seinen Tagen, ähnlich den vorigen Geschlechtern und den Heroen des Alterthums. Seine Stimme dringt durch Griechenland herab in die grünen Thäler bis jenseits der Gebirge, über Buchten und Meere zu den Inseln und glänzenden Colonien, so weit hellenische Sprache gilt und Ringen um Schönes nach der Hellenen Weise geübt wird. Da ist kein Unterschied der Stämme und Städte, der Entfernung und der sonst so abweichenden politischen Einrichtungen. Er besingt den Sieger aus Theben, aus Korinth, aus Aegina, den Lokrer, den Thessaler, den Rhodier, den Athener, so wie den Kyrenäer, den Sikelioten und den Lokrer aus Unteritalien. Auch unvergänglich ist, wie er weiß, sein Lied, da es wiederklingen wird im Geiste der Nation, so lange sie sich selbst ähnlich bleibt in Hochschätzung männerehrender Tugend. Diese höhere Stellung nimmt der Dichter ein durch seine Begeisterung vom religiösen und vaterländischen Gedanken und durch die Kunst und Kraft seiner Poesie. Denn von Gott her ist in der Poesie weise ein Mann (O. X, 10.); die erhabene Muse, die ihn begeistert und aus seinem Sinne den Reichthum des Liedes folgen läßt, ist seine Mutter (N. III, im A.), und sie steht ihm bei zur Erfindung neuer Weisen (O. III, 4.) Die Huldgöttinnen, die Erfinderinnen alles Schönen, Weisen und Edeln unter den Menschen, alles Lieblichen auch unter den Göttern (O. XIV, 5 ff.), helfen ihm den Sieg besingen (P. IX, im A.) und segnen sein Lied mit Anmuth.

Es ist ferner die Satzung der geheiligten vaterländischen Institutionen, die ihn erhebt, die Sitte der Spiele und Kämpfe, in denen seines Volkes Blüthe strahlte. Die Kämpfe und Siege sind die Frucht löblicher Anstrengungen jeder Art; Kraft, Ausdauer, Schönheit, Wohlstand, Freigebigkeit, Gemeinsinn sind der Boden, auf dem sie erwachsen, und sie sind begleitet von Tugenden, sie sind die Quelle großer Ehre, mächtige Beförderer des Nationalgefühls und des Gemeingeistes. So galten sie bei den Griechen. Sie sind aber überdies den Göttern von Heroen gestiftet, ihnen geweiht, gehören zum Feste als Theile des Cultus, und der Sieg ist wieder ein Geschenk der Götter als Zeichen ihrer Huld. So sind in diesen Festen die uralte allgemeine Sitte und die religiöse Feier verbunden zu einem wirksamen nationalen Gedanken. Und auf der Höhe desselben steht Pindar, und von ihm aus spricht er zum Sieger, zu dessen Geschlechte und Heimath, und fleht zu den Göttern. Durch seinen Mund ehrt Hellas den Sieger, und wird der Sieg als Huld der Götter verkündet. Aus ihm und aus der Tiefe seines Geistes deutet er den Menschen die Wechsel ihrer Schicksale und die Geheimnisse ihres Glückes. Daher hat sein Wort, zwar ohne Herbe, etwas Prophetisches, und Lob und Warnung, Rath und Trost, Zuspruch und Verheißung kommt wie von oben her auf den Sieger, sei der Gefeierte ein König oder aus dem Volke.

Daraus bereits leuchtet ein: das Epinikion ist kein bloßes Loblied auf die Götter, Hymnus, auch keine bloße Feier vaterländischer Sitte, oder ein stehendes Festlied, auch nicht nur eine Paränese, oder ein bloßes Loblied auf den Sieger, am wenigsten aber eine Schilderung des Kampfes; sondern, um das Epinikion in seinem umfassenden Wesen sowohl als in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, würden wir die Definition etwa so fassen:

Es sei ein zu Ehren der Götter und ihres Festes, und zu Ehren der durch Satzungen geheiligten Sitte, also ein im religiösen und nationalen Gedanken gedichtetes Festlied, durch welches der Name des Siegers, sein Haus und seine Stadt, weil sie dem Schönen und dem Lobe nachgestrebt, und die Huld der Götter erfahren, vor dem Volke gefeiert werden. — Zugleich sind damit die Schranken ausgesprochen, innerhalb derer der Dichter in der Wahl der Beziehungen aus dem Bereiche der Personen, des Ortes, der Umstände und der Mythen künstlerisch frei waltet.

Die erste pythische Ode. — Eines der großartigsten und erhabensten Lieder aller Poesie und aller Zeiten ist wohl die erste pythische Ode, gedichtet auf einen pythischen Sieg Hieron's von Syrakus, des Gründers der Stadt Aetna, des Siegers über die Karthager bei Himera und über die Etrusker bei Cumä, der aber an einer langwierigen Krankheit, am Steine, litt. Der Stadt Aetna hatte Hieron seinen Sohn Deinomenes als Vorsteher gegeben, der sie nach dorischer Verfassung und Gesetz regieren sollte. — An dieser Ode, obschon über den darin herrschenden Grundgedanken zwischen den namhaftesten Auslegern Uneinigkeit waltet, wird es gleichwohl angehen, den Charakter Pindarischer Composition anschaulich zu machen. Zu diesem Ende wollen wir ihren Inhalt kurzgefaßt vorausschicken, dann die verschiedenen Ansichten über den Grundgedanken des Gedichtes anführen, diesem hierauf unsere abweichende Meinung folgen lassen und endlich an einigen Theilen nachzuweisen versuchen, wie sie dem von uns dafür angesehenen Grundgedanken entsprechen und so sich zum Ganzen fügen. Der Inhalt ist folgender:

»Goldene Phorminx, Apollo's nnd der Musen gemeinsamer Besitz, auf die der Schritt der Tänzer und die Sänger horchen; du löschest den Blitz und es schläft auf dem Stabe des Zeus der Adler von den Strahlen (Tönen) deiner Saiten gebändigt; auch Ares verläßt den Krieg und erfreut sein Herz, denn auch die Götter bezaubert der Gesang. Was aber Zeus nicht liebt, das flieht vor den Musen, auf der Erde, im Meere und unter der Erde, wie der Götter Feind Typhos, der jetzt von Zeus gebändigt unter den Borden Italiens und Siciliens, indem der Aetna auf ihm lastet, auf schmerzhaftem Lager liegt und furchtbare Flammen ausspeit.« (v. 1 — 28.)

»Möchte es gelingen, Zeus, dir zu gefallen, der du den Berg Aetna in Obhut hast, nach dem die Stadt den Namen trägt, die durch ihren Gründer jetzt ruhmvoll ausgerufen worden ist im Pythischen Siege. Eine gute Vorbedeutung künftiger Ehren. Apollo, segne diese Stadt und Volk noch ferner. Denn von den Göttern kommt den Sterblichen alle Weisheit, Kraft und Tugend.« (v. 29 — 42.)

»Jenen Mann nun gedenke ich zu loben und dabei nicht über das Ziel zu treffen, mit weitem Wurf die Gegner aber zu besiegen. O brächte doch die ganze Zukunft so ihm Segen und Vergessen seiner Noth, so würde sie ihn wohl erinnern an seine einstige Tapferkeit im Kriege, wo er Ehren gewann, wie keiner der Hellenen sie pflückt. Jetzt freilich mußte er nach Art des Philoktetes kriegen. Der stolze Kumaner schmeichelte um seine Freundschaft. So haben einst die stolzen Atriden von Lemnos geholt den an der Wunde kranken Philoktetes. Der hat Troia besiegt und den Krieg beendigt, krank zwar, aber so wollte es das Verhängniß. Käme so auch dem Hieron hülfreich ein Gott, der ihn aufrichtete.« (v. 43 — 57.)

»Muse, auch bei Deinomenes sollst du singen; ihn den Regenten von Aetna geht wohl an seines Vaters Sieg, der seinem Sohne diese Stadt Aetna gegründet hat mit der Freiheit und mit den Satzungen guter dorischer Ordnung, in der die Herakliden immer bleiben wollen, wie die Spartaner die kriegsberühmten.“ (v. 58 — 66.)

„Zeus, gib den Bürgern von Aetna immer solches Glück und ihren Fürsten. Mit deiner Hülfe kann sie der fürstliche Vater und sein Sohn zur Ehre und zur einträchtigen Ruhe führen. Verleihe, daß Ruhe halten daheim der Punier und der Etrusker, da sie vor Cumä erfahren das Verderben ihrer Flotte; wo der Syrakusier Fürst ihre Jugend von den Schiffen ins Meer warf und Hellas aus der Knechtschaft rettete.« (v. 67 — 75.)

»Bei Salamis erwarben die Athener Ruhm, vor dem Kithäron bei Platää die Spartaner, da die Meder erlagen, bei Himera Hieron und seine Brüder, da die feindlichen Männer fielen. Mit kurzem Ausdruck viel zusammenfassend entgeht man eher dem Tadel der Menschen und dem Neide, der leicht die Herzen der Bürger beschleicht ob

fremdem Guten. Gleichwohl, Neid ist besser als Mitleid, man soll das Schöne nicht verschweigen. (v. 76 — 86.)

„Sei gerecht als Regent; sei wahrhaft; ein Kleines gilt als groß von einem Könige; für beiderlei hast du viele sichere Zeugen. Bleib deinem Wesen treu, und wenn du süße Nachrede liebst, so sei großherzig und freigebig und traue nicht dem Gewinn, den dir Schmeichler zeigen. Der Nachruhm allein richtet über das Leben Hingeschiedener durch den Mund der Geschichtskundigen und der Sänger. Des Krösos liebreiche Tugend wird nicht vergessen; vom grausamen Phalaris geht verabscheuende Sage, nicht wird er aufgenommen in ein liebliches Lied. Wer Wohlergehen und guten Ruf vereinigt, hat den höchsten Preis.“ (v. 87 — zu Ende.)

Das wäre im Auszuge der Inhalt des Liedes. Auf den ersten Anblick wird der Faden des Zusammenhanges nicht klar, sondern das Lied scheint in einzelne Partien zu zerfallen, von denen zwar jede, auch abgesondert genommen, ausgezeichnet und herrlich ist, aber dennoch fühlt man nicht volle Befriedigung, bis man den Zusammenhang erkennt, der sich in dem Grundgedanken finden muß, auf dem die schönen Theile sich zum Ganzen schließen.

Böckh glaubte ihn in Folgendem gefunden zu haben: „Hieron, nach Beendigung der Kriegsthaten hege du die Poesie in der neugegründeten Stadt, die durch der Lieder Glanz zu verherrlichen ist. Gibst du der Poesie durch edles Thun und milde Regierung Stoff zum Lobe, so wirst du echten Ruhm erlangen.“ Dissen findet den Grundgedanken in einer Entgegensetzung der olympischen Götter und des Typhos im Tartarus, und leitet daraus vielfache Ermahnungen an Hieron ab. G. Hermann aber *opuscc.* VII, 110 ff. bekämpft beide Meinungen und stellt als Grundgedanken Folgendes auf: „Phorminx, besinge die Stadt Aetna, die Hierons Sieg verherrlicht hat, und wünsche ihr Eintracht, Frieden, Gedeihen und gerechte und Freiheit ehrende Regierung.“

Man muß zugeben, daß das, was Hermann sagt, sich im Liede finde, aber eine andere Frage ist es, ob es der Grundgedanke sei. Offenbar nämlich ist das ja nur das Aeußere, das doch mit einem Innern verbunden und auf einer tiefer liegenden Grundlage basirt sein muß. Jedes Gelegenheitsgedicht, was ja die Epinikien sind, wenn es sich auch ganz oberflächlich an dem Aeußern hält, wird doch, um gut und poetisch zu sein, dafür sorgen, daß dieses Aeußere auf dem Grunde eines innern und tiefern Gedankens ruhe. Für dieses Innere aber können wir die beigesetzten Wünsche nicht gelten lassen, denn auch diese Wünsche müssen auf einem innern Gedanken beruhen. Wir wagen es also, dem hochverehrten Manne, der sonst auch im Pindar so oft das Richtige vortrefflich gezeigt hat, zu widersprechen.

Hermann sagt: Pindar redet seine Phorminx an. Aber bevor er spricht „singe“, schildert er ihre Macht. Jetzt, wo wir erwarten, daß das „singe“ folgen sollte, steht dafür: „Möchte es gelingen, dir Zeus zu gefallen, der du den Aetna behütest, nach dem die Stadt benannt ist, die Hieron's Sieg verherrlicht hat,“ d. i. singe den Zeus u. s. w. — Es muß auffallen, daß diese Worte [1]) nach Hermann in einem so engen Sinne interpretirt werden sollen, daß sie gleichsam nur bedeuten: „Leier, singe ein dem Zeus angenehmes Lied.“ Man erwartet etwas mehr, und eine umfassendere Bedeutung dieser Worte um so eher, als der Contrast mit dem unmittelbar Vorausgehenden etwas Größeres erheischt. Voraus nämlich gieng das gewaltige Bild vom Toben des Aetna, unter dem der Götterfeind Typhos von Zeus gefesselt gräßliche Qualen duldet. Dies fordert eine höhere Bedeutung der fraglichen Worte.

Die Macht der Musik, die selbst unter den Göttern bezaubernd wirkt, die den nie rastenden Blitz einschläfert und den Ares entwaffnet, die nur von den Unholden verabscheut wird, die Zeus in martervolle Fesseln legte, führt von Eingang an auf einen andern Grundgedanken. Dasselbe thut das Gebet: „Mög' es gelingen, Zeus, dir zu gefallen.“ Dasselbe thut weiter die Erwähnung der dorischen Ordnung und Freiheit, in der Aetna gegründet ist. Auf denselben Grundgedanken führt ferner der Wunsch für den Frieden und für die Eintracht der Aetnäer im Innern, und für die Ruhe vor den gedemüthigten stolzen Feinden von Außen. Eben darauf führt ferner die Erwähnung von Salamis, Plataä und Himera, wo der Barbaren übermüthige Fluth gebrochen wurde. Eben dasselbe endlich die Erinnerung an den in freundlichem Andenken stehenden Krösos und an den verabscheuten Namen des grausamen Phalaris. Wir glauben bei Ansicht dieser hervorragenden überall zu Einem führenden Momente werde der Leser von selbst mit uns darauf gerathen, der Hauptgedanke sei: „Die Harmonie, die schöne Ruhe der Ordnung in der Natur, im sittlichen Leben und im Staate ist dem Zeus lieb und steht unter seinem Schutze; die rohe und wilde, der Ordnung widerstrebende Gewalt schlägt er.“ Es ist ein ähnlicher Gedanke, wie ihn Horaz Od. III, 4. von der Mitte des Liedes an durchführt,

freilich nicht so aus der Größe der unmittelbaren Umgebung geschöpft, wie Pindar, und darum auch nicht so erhaben.

Betrachten wir nun, wie um diesen Gedanken, der nirgends direct ausgesprochen wird, aber überall künstlerisch das Ganze durchzieht, an den einzelnen Stellen herausschaut und das Einzelne verbindet, sich die Gruppen lagern. Was soll die anakoluthe Anrede an die Leier? Nichts anderes als: Leier, die du den Gesang beherrschest, du bist auch den Göttern angenehm, und darum wird durch dich das Fest würdig gefeiert.

Pindar geht vom Nächsten aus. Die Leier ist es, die das Fest beherrscht, die mit ihren Zeichen den Schritt der Tänzer und den Gesang lenkt. Sie ist Schöpferin der Ordnung, der milden Regel, der schönen Harmonie. Sie ist das Eigenthum Apollo's und der Musen, deren Kunst selbst die Elemente besänftigt und den wilden Kriegsgott zähmt. Zeus, der schützende Gott der höchsten Ordnung, ist Gönner der durch Harmonie beschwichtigenden und bezaubernden Musik. Dagegen alles Frevelhafte und Gesetzlose in der Natur und in der Dämonenwelt, Alles, was dem Zeus Feind ist, ist es auch der Harmonie, wie der Typhos unter dem Aetna, ein Bild, das für ein in Sicilien gesungenes Lied eben so passend als imposant aus dem Nächsten geholt ist.

Mit den großartigsten Zügen hat Pindar das furchtbar Schöne dieses Naturschauspiels dargestellt. Erschüttert durch die Strafen des Ungeheuers und ergriffen von der Macht des höchsten Gottes, die sich darin sichtbar zeigt, bebt er gleichsam und betet. »Möge es gelingen, Zeus, dir zu gefallen!“ — Wir glauben, aus diesem Zusammenhang lasse sich erkennen, daß Pindar dieses Gebet nicht nur für sein Lied spricht, sondern für Alle, die die Feier angeht, für Hieron, für Deinomenes und für die Stadt. An ihnen Allen, wünscht er, möge Zeus sein Wohlgefallen haben, der höchste Ordner, dessen Macht so nahe auf dem Berge wirkt, an dessen Fuße die Stadt liegt, die Hieron mit dem pythischen Siege namhaft gemacht hat. Daraus nun die gute Vorbedeutung und das Gebet an Apollo um fernern Segen für die Stadt. Diese Anrede an Apollo [2]) knüpft sich zunächst an die Erwähnung des pythischen Siegs, sie ist aber gewissermaßen auch im Eingang vorbereitet durch das Lob der Musik, der Apollo vorsteht.

Dem Gebet an die beiden Götter schließt sich der Gedanke an: alles Schöne und Große haben die Menschen von den Göttern, und daran hängt sich ungezwungen der Wunsch des Dichters, den Hieron, den von den Göttern gesegneten, zu preisen; dann das Lob des Fürsten, sein Kriegsruhm und endlich der milde Trost für seine Krankheit, den er durch das erquickende Gegenbild des Philoktetes reicht. Zum Schlusse der Wunsch: möge auch so dem Hieron ein Gott helfen, wie einst dem Philoktetes.

Nach dieser der Persönlichkeit Hieron's gewidmeten und leicht sich anfügenden Digression hebt der Dichter den Hauptgedanken wieder stärker hervor dadurch, daß er sich an Deinomenes wendet, der Aetna regiert, die Stadt, die in dorischer Satzung und Freiheit schöne Ordnung und Harmonie genießt, welche die Herakliden groß macht und auf welche die Spartaner stolz sind. Darauf das Gebet an Zeus, den Beschützer und Erhalter der Ordnung, daß der Stadt Recht und Freiheit, Ordnung und Eintracht sowohl im Innern bleibe, als auch vor den äußern Feinden, deren stolzen wilden Andrang Hieron gedämpft hat. Nun die ruhmvolle Parallele, da Hieron für das Hellenenthum im Westen das gethan, was mit unsterblichem Ruhm im Osten Athen und Sparta an den mit ungeheurer Uebermacht drohenden Barbaren. Auch hier der Sieg der schönen Ordnung über die rohe Gewalt, wie Zeus gesiegt hat über die wilden Giganten. Diese Parallele ist nun allerdings mit ausdrücklichen Worten im Gedicht nicht ausgesprochen, wohl aber angedeutet [3]). Sie klingt nach aus dem Eingang, und zwar desto sicherer, je größere Mittel der Dichter aufgeboten hatte, um den Eindruck desselben stark und erschütternd zu machen. Daß aber der Dichter diese Beziehung nahe legen wollte, glauben wir nachweisen zu können. Auf des Ungeheuers Brust lasten die beiden Vulkane, nach v. 18 und 19. »Die meerumzäunten Borde oberhalb Cumä“ und Sicilien mit seinem Aetna. Wie aber von diesen Worten aus sich die mächtige Vorstellung in das Gemüth des Zuhörers eingesenkt hat, so wird dieselbe unwillkürlich wieder auftauchen später, wo der Name Cumä genannt wird als der Ort, wo Hieron's Flotte die tyrsenische Flotte demüthigte (v. 72), und bald darauf (v. 79), wo das Gegenstück zu diesem Kampfe in Sicilien, die Schlacht gegen die Karthager bei Himera, erwähnt wird. Zufällig ist dieses Parallelisiren bei dem wohlberechnenden Dichter gewiß nicht, wohl aber ist bewunderungswürdig seine Kunst, mit der er nur die Elemente zur Combination hinlegt und die Anwendung der materiellen gleichsam zu sinnlichen Mittel, mit Worten darauf hinzuzeigen, behutsam vermeidet, aber dafür sorgt, daß sich die Parallele in der Vorstellung des Hörers von selbst erzeuge, und

um so zarter die Idee gleichsam mit geistigen Mitteln weckt und hervorruft.

Nach jenem durch Kürze und Kraft ausgezeichneten Lobe folgen die trefflichen auf das Heil des Fürsten und die Wohlfahrt des Volkes zielenden Ermahnungen mit der Hinweisung auf das Urtheil der Nachwelt, welche mit den beiden contrastirenden Beispielen des Krösos und des Phalaris schließen. Bedeutungsvoll, mit Beziehung auf Hauptgedanken sowohl als auf das, was, wie im Eingange gesagt ist, der Musik widerstreitet, heißt es von Phalaris, dem Unholde unter den Menschen, ihn nehmen die Phormingen und die Gesänge der Knaben nicht auf in ihre Gesellschaft.

Wir sehen also, daß das, was wir als Hauptgedanken bezeichnet haben, in mannigfaltigen Allusionen wiederkehrt, wie das Thema in seinen Variationen. Während er zwar vom Dichter mit Absicht nirgends direct ausgesprochen wird, ist er gleichwohl das Centrum, um das sich die einzelnen Partien schließen. Auf diesem Grunde nun gewinnt das Lob des Zeus, gewinnen die Thaten des Hieron und die Wünsche für ihn, für seinen Sohn und für die Stadt, gewinnen selbst die Ermahnungen und Zusprüche eine tiefere und schönere Bedeutung. Denn sie sind eingeschlossen in die große Idee, daß alles Streben nach Schönem, nach Harmonie und Ordnung im Staat und im sittlichen Leben ein dem Zeus, dem höchsten Hüter der Ordnung, wohlgefälliges und von der Götter Huld gesegnetes ist.

¹) V. 29. *εἴη, Ζεῦ, τὶν εἴη ἁνδάνειν.*

²) Sie geschieht im pythischen Liede nach Brauch, und ich sehe nicht ein, warum Hermann *opp.* VII, 115. von Apollo sagt: *qui si erat omnino invocandus.*

³) Wir bemerken übrigens, daß Hermann *opp.* VII, 156 ff. selbst darauf aufmerksam gemacht hat, dass P. VIII. der Angriff der Perser auf Hellas durch die stürmenden Giganten Porphyrion und Typhoeus angedeutet wird.

162. Aeschylus. Sophokles. Euripides.

(*A. W. von Schlegel*, Vorlesungen über dramat. Kunst und Litteratur [1809]; Werke V. S. 89—94, 112—118, 131—134.)

Der tragische Styl (das Wort im Sinne der bildenden Kunst genommen, nicht bloß auf die Schreibart angewandt) des Aeschylus ist groß, strenge, und nicht selten hart; im Styl des Sophokles ist vollendetes Ebenmaß und harmonische Anmuth; der Styl des Euripides ist weich und üppig, ausschweifend in seiner leichten Fülle, er opfert das Ganze glänzenden Stellen auf. Nach den Analogien, welche die ungestörte Entwickelung der schönen Künste unter den Griechen überall darbietet, kann man die Epochen der tragischen Kunst mit denen der Sculptur vergleichen. Aeschylus ist der Phidias der tragischen Kunst, Sophokles ihr Polyklet, Euripides ihr Lysipp. Phidias schuf erhabene Götterbilder, aber er lieh ihnen noch die fremdartige Pracht des Stoffes; er umgab ihre majestätische Ruhe mit Abbildungen der gewaltsamsten Kämpfe in strengen Umrissen. Polyklet brachte es in den Verhältnissen zur Vollkommenheit, weswegen eine seiner Statuen die Regel der Schönheit genannt ward. Lysipp that sich in feurigen Bildnissen hervor, aber zu seiner Zeit war die Sculptur schon von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen, und suchte mehr den Reiz der Bewegung und des Lebens auszudrücken, als daß sie auf das Ideal der Formen gegangen wäre.

Aeschylus ist als der Schöpfer der Tragödie zu betrachten: in voller Rüstung, wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang sie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz, er erfand den scenischen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Gesang und Tanz, sondern trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog, und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach: er verstand es noch nicht, eine Handlung reich und mannigfaltig zu gliedern, und ihre Verwickelung und Auflösung in abgemessene Fortschritte einzutheilen. Daher entsteht oft ein Stillstand, den er durch allzu gedehnte Chorgesänge noch fühlbarer macht. Aber alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanfteren Rührungen, der Schrecken herrscht bei ihm: das Haupt der Medusa wird den erstarrenden Zuschauern entgegen gehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist

äußerst herbe: in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Aeschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht: lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Ueberwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern: Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunklen Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinunter gestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, Ueberladung mit Beiwörtern, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke ist er dem Dante und Shakspeare ähnlich. Doch fehlt es diesen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt am Aeschylus rühmen.

Aeschylus blühete recht in der ersten Kraft der geretteten griechischen Freiheit, von deren Gefühl er stolz durchdrungen zu sein scheint. Er hatte die größte und glorreichste Begebenheit Griechenlands, die Besiegung, ja Vertilgung der persischen Uebermacht unter Darius und Xerxes als Augenzeuge erlebt, und in den denkwürdigen Schlachten von Marathon und Salamis mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten. In den Persern hat er den Triumph, welchen er mit erkämpfen half, durch einen Umweg besungen, indem er nämlich den Sturz der persischen Herrlichkeit und die schmähliche Rückkehr des kaum entflohenen Monarchen zu seinem Königssitz schildert. Er beschreibt darin mit den lebendigsten Farben die Schlacht bei Salamis. In diesem Stück, und in den Sieben vor Thebe strömt eine kriegerische Ader; die persönliche Neigung des Dichters zum Heldenleben schimmert unverkennbar hindurch. Sinnreich hat der Sophist Gorgias gesagt, dieses letztgenannte große Schauspiel habe Mars statt des Bacchus ihm eingegeben; denn Bacchus war der Schutzgott der tragischen Dichter, nicht Apollo, was auf den ersten Blick befremdlich scheint; allein wir müssen uns erinnern, daß jener nicht bloß der Gott des Weins und der Freude, sondern der höheren Begeisterung war.

Unter den übrig gebliebenen Stücken des Aeschylus haben wir, was unendlich merkwürdig ist, eine vollständige Trilogie. Die antiquarische Notiz von den Trilogien ist diese, daß in der älteren Zeit die Dichter nicht mit einem einzigen Stücke um den Preis kämpften, sondern mit dreien, die jedoch nicht immer durch ihren Inhalt zusammenhiengen, denen noch ein viertes satyrisches Drama angehängt ward. Alles dies wurde an Einem Tage nach einander aufgeführt. In Bezug auf die tragische Kunst ist der Begriff einer Trilogie so zu fassen, daß eine Tragödie freilich nicht ins Unbestimmte verlängert und fortgesetzt werden kann, wie zum Beispiel das homerische Heldengedicht, dem man ganze Rhapsodien angehängt hat; dazu ist jene zu selbständig in sich geschlossen. Unbeschadet dessen lassen sich jedoch mehrere Tragödien vermöge eines gemeinsamen durch ihre Handlungen hindurchgehenden Verhältnisses zu einem großen Cyklus oder Kreislauf verknüpfen. Auch die Beschränkung auf die Zahl drei ist dabei wohl befriedigend zu erklären. Es ist nämlich Satz, Gegensatz und Vermittelung. Der Vortheil dieser Verknüpfung war, daß aus der Betrachtung der zusammengestellten Geschichten eine vollständigere Befriedigung hervorgieng, als durch die einzelne Handlung zu erreichen möglich war. Uebrigens konnten die Gegenstände der drei Tragödien in der Zeit weit auseinander liegen, oder auch unmittelbar aufeinander folgen.

Die drei Stücke dieser äschylischen Trilogie, die unter dem Namen der Orestie zusammengefaßt wurde, sind Agamemnon, die Choëphoren oder nach unserer Art zu benennen, Elektra, und die Eumeniden oder Furien. Der Gegenstand des ersten ist die Ermordung des Agamemnon durch Klytämnestra bei seiner Heimkehr von Troja. In dem zweiten rächt Orestes seinen Vater, indem er seine Mutter ermordet: *facto pius et sceleratus eodem.* Diese That, wiewohl auf mächtige Bewegungsgründe vollbracht, ist dennoch der natürlichen und sittlichen Ordnung zuwider. Orest ist zwar als Fürst zur Ausübung der Gerechtigkeit auch in seiner eigenen Familie berufen, aber er muß sich verkleidet in die Wohnung des tyrannischen Usurpators seines Thrones einschleichen, und meuchelmörderisch zu Werke gehen. Das Andenken seines Vaters spricht ihn los, aber wie Klytämnestra auch den Tod verdient habe, die Stimme des Blutes klagt ihn innerlich an. Dies wird in den Eumeniden als ein Zwist unter Göttern vorgestellt, wovon die einen die That des Orestes gutheißen, die andern ihn verfolgen, bis die göttliche Weisheit unter der Gestalt der Pallas die beiderseitigen Rechte ausgleicht, Frieden stiftet, und der langen Reihe von Verbrechen und Rachübungen, welche das atreïsche Königshaus verwüstet haben, ein Ende macht.

Zwischen dem ersten und zweiten Stücke verfließt ein beträchtlicher Zeitraum, während dessen Orest zum Manne heranwächst. Das zweite und dritte hingegen schließen sich in der Zeit unmittelbar aneinander. Orest flüchtet sogleich nach Ermordung seiner Mutter gen Delphi, wo wir ihn zu Anfang der Eumeniden finden.

In jedem der beiden ersten Stücke ist eine Hinweisung auf das folgende sichtbar. Im Agamemnon weissagt Kassandra und der Chor am Schlusse der übermüthigen Klytämnestra und ihrem Gehülfen Aegisthus die künftige Vergeltung durch den Orest. In den Choëphoren findet Orest sogleich nach Vollbringung der That keine Ruhe, die Furien seiner Mutter fangen an, ihn zu verfolgen, und er verkündigt seinen Vorsatz, gen Delphi zu flüchten.

Der Zusammenhang ist also einleuchtend, und man könnte die drei Stücke, welche ja auch in der Aufführung verknüpft wurden, als eben so viel Acte eines einzigen großen Dramas betrachten. Ich erwähne dies, um der Rechtfertigung Shakspeares und anderer neuen Dramatiker darüber, daß sie einen größeren Kreis menschlicher Schicksale in Eine Darstellung zusammengefaßt, hierdurch vorzugreifen, weil man jenen eben das vermeinte Beispiel der Alten entgegenstellt. . . .

Sophokles fällt mit seinem Geburtsjahre zwischen die seines Vorgängers und des Euripides fast in die Mitte hinein, so daß er etwa ein halbes Menschenalter von jedem absteht; die Angaben stimmen nicht ganz überein. Von beiden aber war er den größten Theil seines Lebens hindurch Zeitgenosse. Mit Aeschylus hat er häufig um den tragischen Epheukranz gerungen, und den Euripides, der doch gleichfalls ein hohes Alter erreichte, hat er noch überlebt. Es scheint, daß eine gütige Vorsehung an diesem einzigen Manne dem Menschengeschlechte, um im Sinne der alten Religion zu sprechen, die Würde und die Glückseligkeit seines Looses offenbaren wollte, indem sie ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth und den Geist schmücken und erheben kann, auch alle erdenklichen Segnungen des Lebens verlieh. Von wohlhabenden und angesehenen Eltern, als freier Bürger des gebildetsten Staates von Griechenland geboren zu sein, dies waren nur die ersten Voraussetzungen dazu. Schönheit des Leibes wie der Seele, und ungestörter Gebrauch von beider Kräften in vollkommener Gesundheit bis an das äußerste Ziel des menschlichen Lebens, eine Erziehung in der gewähltesten Fülle der Gymnastik und Musik, deren jene so mächtig war, schönen Naturanlagen Energie, diese, Harmonie zu ertheilen; die süße Blüthe der Jugend, und die reife Frucht des Alters; der Besitz und ununterbrochene Genuß der Poesie und Kunst, und die Ausübung heiterer Weisheit; Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande, und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: dies sind die allgemeinsten Züge von der Geschichte dieses frommen heiligen Dichters. Es ist, als ob die Götter, unter denen er sich besonders dem Bacchus als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menschengeschlechtes durch Darstellung seiner tragischen Festspiele frühzeitig widmete, gewünscht hätten, ihn unsterblich zu machen, so lange schoben sie seinen Tod hinaus; und da dies nicht möglich war, lösten sie sein Leben wenigstens so gelinde als möglich, um ihn unvermerkt eine Unsterblichkeit mit der andern, die lange Dauer seines irdischen Daseins mit der Unvergänglichkeit seines Namens vertauschen zu lassen. Als ein Jüngling von sechszehn Jahren wurde er wegen seiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bei Salamis (in welcher Aeschylus mitgefochten und sie herrlich geschildert) den Päan um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechischer Sitte auf der Leier spielend vorzutanzen; so daß die schönste Entfaltung seiner Jugendblüthe mit der glorwürdigsten Epoche des athenischen Volkes in demselben Moment zusammentraf. Ein Feldherrnamt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, schon dem Greisenalter näher; ferner das Priesterthum eines einheimischen Heroen. Im fünfundzwanzigsten Jahre fieng er an, Tragödien aufzuführen; zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweite Stelle, niemals die dritte; in dieser Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über sein neunzigstes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieser späten Zeit einige seiner größten Werke her. Man hat die Sage, er sei von einem älteren Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer anderen Gattin zärtlicher liebte, als sei er vor Alter kindisch geworden, und nicht mehr im Stande, sein Vermögen zu verwalten. Er habe statt aller Vertheidigung den Richtern seinen so eben gedichteten Oedipus in Kolonos oder, nach Anderen, den herrlichen Chorgesang daraus, welcher Kolonos, seinen Geburtsort, verherrlicht, vorgelesen, und hierauf seien die Richter ohne Weiteres bewundernd auseinander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hause begleitet. Wenn es gegründet ist, daß er den eben genannten zweiten Oedipus so spät geschrieben, wie selbiger denn in der Entfernung von allem herben Unge-

stüm der Jugend, in der reifen Milde die Spuren davon an sich trägt, so gewährt uns dies das Bild zugleich des liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von seiner Todesart fabelhaft scheinen, so stimmen sie doch darin überein, und haben auch diese wahrhafte Bedeutung, daß er mit seiner Kunst oder etwas darauf Bezug Habendem beschäftigt ohne Krankheit verschieden sein soll; daß er also, wie ein grauer Schwan des Apollo sein Leben in Gesängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geschichte, wie der lacedämonische Feldherr, welcher den Ort seiner väterlichen Begräbnisse verschanzt hatte, durch eine doppelte Erscheinung des Bacchus angemahnt worden sei, die Beerdigung des Sophokles daselbst zu gestatten, und deshalb einen Herold an die Athener gesandt, für wahrhaft; sowie Alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieses Mannes ins Licht zu stellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in seinem eigenen Sinne. Aber wiewohl seine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, ist er dennoch unter allen griechischen Dichtern derjenige, dessen Empfindungen am meisten Verwandtschaft mit dem Geiste unsrer Religion haben.

Nur Eine Naturgabe war ihm versagt: eine tönende Stimme zum Gesange. Er konnte nur die harmonischen Ergießungen anderer Stimmen veranlassen und lenken, und soll daher auch die vorher bestehende Sitte, daß der Dichter in seinen Stücken selbst mitspielte, für sich aufgehoben, und nur ein einziges Mal (wieder ein sehr bedeutender Zug) als der Sänger Thamyris erscheinend die Cither gespielt haben.

Insofern Aeschylus, welcher die tragische Poesie von der ersten Rohheit zu der Würde seines Kothurns ausgebildet hatte, ihm vorangieng, steht Sophokles in einem historischen Kunstverhältnisse zu ihm, worin ihm allerdings die Unternehmungen jenes ursprünglichen Meisters zu statten kamen, so daß Aeschylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendete Nachfolger erscheint. Die kunstreichere Verfassung der Dramen des letztgenannten ist leicht zu bemerken: die Einschränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reinen attischen Diction, die Einführung mehrerer Personen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannigfaltigungen der Vorfälle, und die vollständigere Entwickelung, das ruhigere Festhalten aller Momente der Handlung, und die mehr theatralische Heraushebung der entscheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch schon äußerlich betrachtet. Allein es ist noch etwas Anderes, wodurch er den Aeschylus überstrahlt, und die Gunst des Schicksals verdiente, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben, und mit ihm an denselben Gegenständen zu wetteifern: ich meine die innere harmonische Vollendung seines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und dessen freier Trieb von einem bis zur Durchsichtigkeit klar gewordenen Selbstbewußtsein begleitet war. An Kühnheit den Aeschylus zu übertreffen, dürfte unmöglich sein: ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen seiner weisen Mäßigung weniger kühn erscheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge; wie ein Mensch, der seine Grenze genau kennt, innerhalb derselben desto zuversichtlicher auf seinen Rechten besteht. Wie Aeschylus gern Alles in die Empörungen der titanischen Urwelt hinausspielt, so scheint Sophokles sich hingegen der Göttererscheinungen nur nothwendigerweise zu bedienen: er bildete Menschen, wie das Alterthum allgemein eingestand, besser, das heißt nicht, sittlicher und fehlerfreier, sondern schöner und edler als die wirklichen, und indem er Alles in dem menschlichsten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anscheine nach ist er auch in der scenischen Ausschmückung gemäßigter gewesen als Aeschylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht so kolossalen Pomp wie dieser gesucht.

Als charakteristisch haben die Alten an diesem Dichter die angeborne Süßigkeit und Anmuth gepriesen, wegen deren sie ihn die attische Biene nannten. Wer zum Gefühl dieser Eigenschaft hindurch gedrungen ist, der darf sich schmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunst aufgegangen sei, denn die heutige Empfindsamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einstimmen zu können, vielmehr in den sophokleischen Tragödien, sowohl was die Darstellung körperlicher Leiden betrifft, als in den Gesinnungen und Anordnungen, Vieles unerträglich herbe finden.

Im Verhältniß zu der großen Fruchtbarkeit des Sophokles, da er nach Einigen hundert und dreißig Stücke geschrieben haben soll (wovon aber der Grammatiker Aristophanes siebzehn für unecht erklärte), nach den mäßigsten Angaben achtzig, ist uns freilich von ihm wenig übrig geblieben, da wir nur sieben haben. Doch hat uns der Zufall dabei gut bedacht, indem sich hierunter verschiedene finden, die bei den Alten als seine vorzüglichsten Meisterwerke anerkannt waren, wie

die Antigone, die Elektra, und beide Oedipus; auch sind sie ziemlich unverstümmelt und mit unverdorbenem Text auf uns gekommen. Von den neueren Kunstrichtern ist ohne Grund meistens der erste Oedipus, und der Philoktetes vor allen Andern bewundert worden: jener wegen der künstlerischen Verwickelung, bei welcher die schreckliche, selbst die Neugierde spannende Katastrophe (welches letzte in den griechischen Tragödien so selten der Fall ist) unvermeidlich durch eine Folge unter einander zusammenhängender Veranlassungen herbeigeführt wird; dieser wegen der meisterhaften Charakteristik und der schönen Gegensätze zwischen den drei Hauptfiguren, neben dem einfachen Bau des Stückes, da bei so wenigen Personen Alles aus den wahrsten Triebfedern abgeleitet ist. Aber die Tragödien des Sophokles glänzen fast jede durch eigenthümliche Vorzüge. In der Antigone ist der Heroismus in der reinsten Weiblichkeit dargestellt, im Ajax das männliche Ehrgefühl in seiner ganzen Stärke; die Elektra zeichnet sich durch Energie und Pathos aus; im Oedipus zu Kolonos herrscht die mildeste Rührung, und es ist über das Ganze die größte Anmuth verbreitet. Den Werth dieser Stücke gegen einander zu wägen, unternehme ich nicht: doch gestehe ich, daß ich eine besondere Vorliebe für das letztgenannte Stück hege, weil es mir die Persönlichkeit des Sophokles am meisten auszusprechen scheint. Da dieses Stück überhaupt der Verherrlichung von Athen, und seines Geburtsfleckens insbesondere gewidmet ist, so scheint er es auch mit besonderer Liebe gearbeitet zu haben....

Wenn man den Euripides für sich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit seinen Vorgängern, wenn man manche seiner besseren Trauerspiele, und in anderen einzelne Stellen aussondert, so muß man ihm außerordentliche Lobsprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zusammenhang der Kunstgeschichte, sieht man in seinen Stücken immer auf das Ganze, und wiederum auf sein Streben überhaupt, das sich in den auf uns gekommenen sämmtlich offenbart, so kann man nicht umhin, ihn vielfältig und strenge zu tadeln. Von wenigen Schriftstellern läßt sich mit Wahrheit so viel Gutes und Uebles sagen. Er war ein unendlich sinnreicher Kopf, in den mannigfaltigsten Künsten des Geistes gewandt: aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften stand bei ihm nicht der erhabene Ernst des Gemüthes, noch die strenge künstlerische Weisheit ordnend vor, die wir am Aeschylus und Sophokles verehren. Er strebt immer nur zu gefallen, gleichviel durch welche Mittel. Darum ist er sich selbst so ungleich; manchmal hat er hinreißend schöne Stellen, andere Male versinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen seinen Fehlern besitzt er eine wunderwürdige Leichtigkeit, und einen gewissen einschmeichelnden Reiz.

Diese Vorerinnerung hielt ich für nöthig, da man mir sonst wegen des Folgenden vorwerfen möchte, ich wechsle nach Gutdünken Maß und Gewicht, da ich in einer eignen Schrift (*Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris* 1807) die Vorzüge des euripideischen Hippolytus im Vergleich mit Racines Nachbildung zu entwickeln mich bemüht habe. Dort heftete ich meine Aufmerksamkeit auf das Einzelne, und zwar an einem der vorzüglichsten Werke dieses Dichters; hier gehe ich von den allgemeinsten Gesichtspuncten und den höchsten Kunstforderungen aus, und muß meine Begeisterung für die alte Tragödie, damit sie nicht als blind und übertrieben erscheine, durch scharfe Prüfung der Spuren von Ausartung und Verfall rechtfertigen.

Man kann die Vollkommenheit in der Kunst und Poesie mit dem Gipfel eines steilen Berges vergleichen, wo sich eine hinaufgewälzte Last nicht lange erhalten kann, sondern sogleich an der anderen Seite unaufhaltsam wieder hinunter rollt. Dies geht nach den Gesetzen der Schwere schnell und mit Leichtigkeit vor sich, es sieht sich bequem mit an, denn die Masse folgt ihrem natürlichen Hange; während das mühsame Hinanstreben ein gewissermaßen peinlicher Anblick ist. Daher kommt es z. B., daß Malereien aus den Zeiten des Verfalles der Kunst dem Auge der Ungelehrten weit besser gefallen als die, welche dem Zeitpuncte ihrer Vollendung vorangehen. Der echte Kenner hingegen wird die Gemälde der Zuccheri und anderer, welche den Ton angaben, als die großen Schulen des sechzehnten Jahrhunderts in leere oberflächliche Manier ausarteten, an innerem Werth unendlich tief unter die Werke eines Mantegna, Perugino und ihrer Zeitgenossen stellen. Oder man denke sich auch die höchste Vollendung der Kunst als einen Brennpunct; in gleicher Entfernung diesseits und jenseits desselben nehmen die gesammelten Strahlen einerlei Raum ein; aber an dieser Seite streben sie zu einer gemeinschaftlichen Wirkung zusammen, an jener fliehen sie bis zur gänzlichen Zerstreuung auseinander.

Wir haben noch einen besonderen Grund, die Ausschweifungen dieses Dichters ohne Schonung zu rügen; nämlich, daß unser Zeitalter an ähn-

lichen Gebrechen krankt, als die waren, welche dem Euripides unter seinen Zeitgenossen so viel Gunst, wenn auch nicht gerade Achtung verschafften. Wir haben eine Menge Schauspiele erlebt, die an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides stehen, aber ihnen darin verwandt sind, daß sie durch weichliche, zuweilen sogar zarte Rührungen das Gefühl bestechen, während ihre Richtung im Ganzen auf eine wahre sittliche Freigeisterei hinausgeht.

Was ich hierüber sagen werde, ist großentheils nicht einmal neu. Wiewohl die Neueren nicht selten den Euripides seinen beiden Vorgängern vorgezogen, ihn mehr als diese gelesen, bewundert und nachgeahmt haben; sei es nun, daß sie durch die größere Verwandtschaft der Ansichten und Gesinnungen angezogen, oder durch einen mißverstandenen Ausspruch des Aristoteles irre geleitet wurden: so läßt sich nachweisen, daß viele Alte, zum Theil schon Zeitgenossen des Euripides ebenso geurtheilt, wie ich. Im Anacharsis findet man dies Gemisch von Lob und Tadel wenigstens angedeutet, wiewohl der Verfasser Alles mildert, nach seiner Absicht, die griechischen Hervorbringungen jeder Art im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.

Wir haben einige beißende Aussprüche des Sophokles über den Euripides, wiewohl jener so entfernt von aller Künstlereifersucht war, daß er den Tod des letzteren betrauerte, und bei einem kurz hernach aufzuführenden Stücke seinen Schauspielern den Schmuck der Kränze nicht gestattete. Die Beschuldigungen des Plato gegen die tragischen Dichter, sie gäben die Menschen allzusehr der Gewalt der Leidenschaften hin, und machten sie weichlich, indem sie ihren Helden übermäßige Klagen in den Mund legten, halte ich mich berechtigt, insbesondere auf den Euripides zu beziehen, weil in Bezug auf seine Vorgänger ihr Ungrund allzu einleuchtend wäre. Die spottenden Angriffe des Aristophanes sind bekannt, aber nicht immer gehörig gewürdigt und verstanden worden. Aristoteles bringt manchen bedeutenden Tadel vor, und wenn er den Euripides den am meisten tragischen Dichter nennt, schreibt er ihm keineswegs die größte Vollkommenheit in der tragischen Kunst überhaupt zu, sondern er meint damit die Wirkung, welche durch unglückliche Ausgänge erreicht wird; denn er fügt sogleich hinzu: „wiewohl er das Uebrige nicht gut anordnet." Der Scholiast des Euripides endlich enthält manche kurze und bündige Kritiken über einzelne Stücke, worunter sich wohl Urtheile der alexandrinischen Kritiker erhalten haben könnten: jener Kritiker, unter denen Aristarch durch seinen gründlichen Scharfsinn verdiente, daß sein Name zur Bezeichnung eines Kunstkenners sprichwörtlich gebraucht wird.

Im Euripides finden wir das Wesen der alten Tragödie nicht mehr rein und unvermischt; ihre charakteristischen Züge sind schon zum Theil verlöscht.

163. Die römische Beredsamkeit. Cicero. Quintilian.

(*G. Bernhardy*, Grundriss der römischen Litteratur [1830] S. 284—286, 293—302, 309.)

Die römische Beredsamheit war der Gipfel, der geistige Mittelpunct der Prosa und der nationalen Litteratur überhaupt; erwachsen im Schoße des öffentlichen Lebens, gepflegt durch die besonnene Gunst des Volks, den Wetteifer der edelsten Staatsmänner und den lebendigen Reichthum einer mannigfach entwickelten Gesetzgebung, gereift unter den Studien der griechischen Kunst, und bewahrt als das populärste Moment der Bildung bis zum Verfall des Reiches [1]). Ihre Schicksale sind daher mit der Geschichte des römischen Staates aufs innigste verknüpft, ihr Wesen in den Grundzügen des Volkscharakters und in der fortschreitenden Cultur Italiens klar enthalten, ihre Darstellungsweise zugleich das Eigenthum der tüchtigsten Republicaner wie der monarchischen Machthaber, geübt in den Berathungen des Senats, im Civilproceß und in den Versammlungen einer friedlichen oder kriegerischen Menge; die Nachahmung fremder Art und Wissenschaft besitzt hier einen nur beschränkten Kreis von freierer Bedeutung; aber die Blüthe und Vollendung dieses Gebietes wird besonders durch das Uebergewicht bezeichnet, welches der Redner über alle andern Formen und meistentheils auf den Trümmern der Poesie gewann. Ueberall erscheint die Beredsamkeit Roms als eine reine Hervorbringung der vaterländischen Politik und Nationalität; und jene Selbständigkeit macht eine Vergleichung der griechischen und römischen Gattung und ihrer Meister, welche nahe

zu liegen scheint und längst mit geringem Erfolg versucht worden, wegen Mangels an stetigen Berührungspuncten unstatthaft und ungenießbar. Denn die griechische Beredsamkeit trägt nicht das vollgültige Gepräge des hellenischen Geistes, sondern die Farbe eines örtlichen Instituts, eines Werkzeugs der demokratischen Verfassung, bestimmt die Thaten, Neigungen und Grundsätze ernster oder leichtfertiger Zeiten zu umfassen und durch den Stachel der flüchtigen Erregung kühnen Volksführern dienstbar zu machen; darum auch schnell und frühzeitig mit dem Rüstzeug einer rhetorischen Technik ausgestattet, durch die Waffen der sophistischen Dialektik gesichert, am Schwanken und an der launigen Wandelbarkeit der Rechtsformen und Gesetze spielend genährt, endlich mit der Auflösung des attischen Treibens in die Leerheit der Declamation verflossen; und ihre Sprecher errangen auf solchen Wegen zwar das Talent und den Nerv einer allgewaltigen Composition, welche sich im umgekehrten Verhältniß zur correcten Diction erhielt und abschloß, aber sie bedurften nicht der Lebendigkeit und Gelenkheit in Action, in durchdringendem Vortrag, in gedrungener Körperkraft und unermeßlichem Gedächtniß, nicht der Geistesgegenwart in leidenschaftlichem Wortwechsel und witziger Entgegnung, selbst nicht der Majestät und Feile des classischen Ausdrucks, worin die Griechen weit hinter ihren Nebenbuhlern, den trefflichsten Prosaikern zurückblieben; aber am meisten entbehrten sie der persönlichen Würde, der gereiften Erfahrung und der vielseitigen juridischen Thätigkeit, welche dem minder absichtlichen Worte des römischen Staatsmanns Eingang und Entscheidung gewährten. Beiden Nationen kommen hier gesonderte Vorzüge zu; doch treten als die gewissesten Differenzen beim attischen Redner der Einfluß des Systems und der Schule, beim römischen das Uebergewicht der individuellen Tüchtigkeit hervor. . . .

Das einzige Denkmal der classischen Beredsamkeit gewährt M. Tullius Cicero, geb. 648 zu Arpinum, durch den Ruhm seiner öffentlichen Wirksamkeit von 677 — 691 zu den höchsten Würden erhoben, 696 auf ein Jahr exilirt, im cäsarianischen Kriege ein zweifelhafter Zuschauer, 710 von neuem thätig gegen Antonius, dessen Haß seinen Mord bei der *villa Caietana* im December 711, bald darauf auch seines Bruders Quintus herbeiführte. Seine treffliche Tullia, die Tochter der Terentia, verlor er 708, sein unähnlicher Sohn Marcus überlebte ihn lange; seinen Nachlaß übernahm und ordnete der von ihm geschätzte und belesene Freigelassene M. Tullius Tiro. Wie verschieden immer die Meinungen und Vorurtheile der Zeitgenossen über diesen Mann sein mochten, der durch die Gewalt seines Geistes und seiner Persönlichkeit die vorzüglichsten Köpfe in befreundeten oder entfernteren Verbindungen berührte: die Stimme der besten und die oft unbewußte Vorliebe der Nachwelt erkannte die Größe seiner Leistungen, von denen seine Mängel völlig aufgewogen werden. Die meisten seiner Schwächen entsprangen aber aus der Weichheit des Charakters, der milden Humanität und dem rastlosen Ehrgeiz eines bis zur prunkenden Eitelkeit aufgeregten Gemüthes, welches ihn zur Befangenheit und Unbeständigkeit in den mannigfachsten Verhältnissen sowohl des bürgerlichen als des politischen Lebens hinriß. Nirgend äußerte sich dieses Schwanken so hell und verderblich als in seiner Politik, welche niemals von den selbstsüchtigen Zwecken der Optimaten abirrend und durch das niedrige Treiben der pompejanischen Partei beherrscht, obgleich im wohlgefälligen Wahne durch den Ruhm seiner Person stets zu vermitteln und zu retten, noch beim raschen Umsturz der Republik zu keiner praktischen Geisterkenntniß gedieh, und die inneren Triebfedern der Zeitgeschichte, den kräftigen Entschluß und den heilsamen Tact der Verwaltung nicht begriff. Nur die nothwendige Rücksicht auf seine Stellung, welche nicht durch kriegerischen Thatenruf oder einen beharrlichen Anhang gestützt war, könnte so gehäuften und unwürdigen Mißgriffen eine Entschuldigung darreichen. Aber in einem schöneren Lichte zeigen ihn sein warmer Patriotismus, der innige Sinn für Freundschaft und jede Form der Pietät, die thätige Begeisterung für das Gute, die moralische Erinnerung der edlen römischen Vorzeit, überhaupt der Reichthum wahrer Empfindung, der allen seinen Schriften den gemüthlichen Anhauch einer zarten und immer menschlich fühlenden Natur mittheilt. Diese Trefflichkeit und Regsamkeit der Gesinnung steht nun im genauesten Zusammenhange mit der außerordentlichen Macht seines Geistes und seiner Productivität, welche schon Cäsar ehrend anerkannte und Livius mit gebührenden Worten zu schildern verzweifelte. Ihn begünstigten und förderten sowohl Anlagen als vielseitige Studien. Die Grundlagen seiner Eigenthümlichkeit ruhten auf einem unbedingten Triebe zur geistigen Ausbildung und Klarheit, dem Urtheilskraft und Geschmack zur Regel dienten, und auf der heiteren Anschauung einer blühenden und bis zum poetischen Vermögen sich neigenden Phantasie, welche zwar durch den Schwung eines überströmenden Witzes in weite

Spielräume gehoben wird, aber auf dem Gebiete der Dichtung nichts von freier Objectivität besaß. Daher die bewundernswürdige Gabe des fließenden Vortrags, der sich über die behaglichen Flächen einer unerschöpflichen Erzählung verbreitet, und in reicher Auswahl von malerischen Zügen den Beschauer fesselt und zur Theilnahme hinreißt; daher auch die gleichmäßige Berechnung des Stils, die Ründung der Form, das schwellende Colorit und die Anwendung einer üppigen und pathetischen Rhetorik. Indessen verhehlt Cicero nicht, daß er die Gesetze seiner Kunst allein aus der Betrachtung der Griechen gewonnen habe, vorzüglich aus Plato und Demosthenes, mit welchen er das Studium der Dichter, der Historiker, der Peripatetiker und Stoiker in einer ununterbrochenen Kette von den Jugendjahren an, da er die Schulen der Rhetoren besuchte und sich in emsiger Uebertragung von griechischen Werken (Aratus, Xenophontis *Oeconomicorum* l. III., Platonis *Protag. Tim.*, Demosth. et Aeschinis *oratt. de Cor.*) übte, bis zum Greisenalter verband. Doch diese Massen der Belesenheit, welche der weitschichtigen Erudition des buchgelehrten Varro nicht gleichen, nutzt er mit einer höheren Umsicht und Selbständigkeit als irgend ein Nachahmer des Alterthums. So wie sein Wissen fruchtbar und mit den Erfahrungen des Lebens verschmolzen war, und seine Geistesbildung den Gipfel einer Einheit erstieg, die niemals weiter ein Römer sich erwarb: so fiel seiner Darstellung durch die Schätze der griechischen Weisheit eine Meisterschaft zu, welche den großartigsten Fortschritt der lateinischen Sprache herbeiführte und die Norm des classischen Ausdrucks im reifsten Gepräge festsetzte. Dadurch wurde Cicero der Gesetzgeber der römischen Prosa, deren Correctheit, Ebenmaß und Fülle des Wortreichthums sich unbezweifelt aus der Mannigfaltigkeit seiner Hervorbringungen entwickelte; ihm gebührt das Verdienst einer fließenden Phraseologie, des künstlerischen und lebendig wandelbaren Periodenbaus, und der harmonischen Composition, deren Schöpfer und Vollender er heißen darf, indem er mit unermüdlicher Wahl den Farbenglanz der geschmückten Rede durch den Zauber eines musterhaften und schön gegliederten Numerus zum energischen Körper gestaltete. Wenn auch nicht der geistvollste Schriftsteller, ist Cicero doch der beste Prosaiker seiner Litteratur; und das Andenken desselben als des beredtesten Lehrers der Humanität hat sich eine fruchtbare Geltung in den ferneren Zeiträumen der alterthümlichen Bildung und in den Fortschritten des christlichen Lebens bewahrt.

Die Seele und den höchsten Standpunct der ciceronianischen Studien schließt in sich die Beredsamkeit, welche den ganzen Umfang der öffentlichen Verhandlung und des Processes ermaß. Auf diesen Mittelpunct aller seiner Bestrebungen hatte Cicero die jugendlichen Studien unter griechischen Rhetoren und römischen Schauspielern, die fortgesetzte Declamation bei Redekünstlern und in Gemeinschaft mit Jüngern, und einen großen rhetorischen Apparat, der durch Tiro bekannt wurde, verwandt; hieraus die nicht geringe Kenntniß von alterthümlicher Erudition und dem vaterländischen Rechte berechnet, und den Einklang einer mehr und mehr vollendeten Darstellung und sinnlichen Action bezogen; sogar die Methode des Vortrags war von ihm wie von keinem antiken Staatsmann auf eine philosophische Summe zurückgeführt und systematisch begründet worden[2]). Seine Reden, in ihrer jetzigen Ueberlieferung 56 an Zahl, welche die lebendigsten Momente seiner Laufbahn vom schwachen Beginn bis zum Abschluß selbst enthielten, sind bei der größten Ungleichheit des Stoffs und der Feile die vortrefflichsten Denkmäler der verarbeiteten rhythmischen Prosa, geschrieben mit dem vollen Feuer der Einbildungskraft, der feinen weltmännischen Beobachtung des menschlichen Herzens (*»summus ille tractandorum animorum artifex«*), der umfassenden Klarheit und heiteren Würde der Combination, wie in den *Verrinae* und *Philippicae*, *pro Murena*, *Plancio*, *Ligario*, *Milone:* zu welcher Höhe sich Demosthenes unter einfacheren Verhältnissen der Politik und des Verkehrs und bei der nüchternen Form der Individualität und Rhetorik nicht erheben konnte. Diese zur Zeit- und Sittengeschichte wichtige Sammlung wurde, da sie von Declamatoren und Sprachgelehrten (Commentar des Q. Asconius Pedianus unter Claudius, verstümmelt und verwässert) fleißig behandelt war, frühzeitig mit unechten Stücken (*Oratt. IV. post reditum*, außer längst ausgestoßenen Schaureden) vermehrt, im Mittelalter mehr oder weniger vernachlässigt; woher die Lücken und der Ausfall einiger Reden, die zum Theil aus Palimpsesten stückweise wiedergewonnen sind, und die sehr ungleiche Gestaltung des Textes. Mit seinen Reden steht in engster Verbindung die rhetorische Theorie, deren Elemente Cicero mit überwiegender Rücksicht auf den öffentlichen Vortrag sowohl nach den griechischen Meistern als aus den Reichthümern einer selbständigen Erfahrung eifrig entwickelte. Den ersten Versuch derselben, im trocknen Abriß der *Rhetorica s. de Inventione* l. II. aus Griechen und besonders den

Quellen des *Auctor ad Herennium* in jugendlichen Studien gezogen, mochte er weder vollenden, noch später anerkennen; dagegen begriff er mit sinnreicher Kunst die wesentlichsten Ansichten vom Umfang und wissenschaftlichen Werth der Beredsamkeit, von den praktischen Mitteln der rhetorischen Erfindung und von den Schätzen der angemessenen Darstellung in den blühenden und vortrefflich geschriebenen Dialogen *de Oratore* l. III. (698). Darauf folgten an Brutus die Werke *de claris oratoribus* s. *Brutus*, (um 707), eine pragmatische Geschichte der römischen Beredsamkeit, und der ebenso schön vorgetragene als reif durchdachte *Orator* (um 708), ein Summarium der rednerischen Form; dann *Topica ad Trebatium*, eine nach Aristoteles unternommene dialektische Technik; die flüchtigen *partitiones oratoriae* für seinen Sohn, und die Vorrede zur Uebersetzung der Reden *de Corona*, *de optimo genere oratorum*, welche einer ungewissen Zeit angehören.

Die mannigfaltigsten Beziehungen des politischen, geselligen und litterarischen Verkehrs mit Verwandten, mit trauten Freunden und Staatsmännern aller Farben entwickelt die dreifache Briefsammlung, die 20 letzten Lebensjahre des Cicero betreffend, welche Tiro nach einem mechanischen Plan zusammenordnete: l. XVI. *Epp. ad Familiares* (vulgo *ad Diversos*) und *ad Atticum*, jene gefeilter und zum Theil der öffentlichen Mittheilung bestimmt; diese wichtiger und reichhaltiger, aber geheimnißvoll und in Dunkelheiten versteckt, von geringstem Werth aber *ad Quintum fratrem* l. III., deren erste und vollendetste den Sinn einer Abhandlung erfüllt; untergeschoben endlich ist der Briefwechsel mit B r u t u s. Eine nicht geringe Zahl bedeutender Episteln dagegen wird nur aus Fragmenten erkannt, und selbst dies vorhandene *Corpus* verdankt man einzig der von Petrarcha gefundenen Handschrift.

Ein großes Verdienst erwarb sich Cicero durch seine p h i l o s o p h i s c h e n S c h r i f t e n, weniger zum Gewinn der Wissenschaft selbst, als zur Verbreitung und Anerkennung der populären griechischen Weisheit bei den Gebildeten der Nation. Längst hatte er die philosophischen Denkmäler der Griechen wegen ihrer begeisternden Forschung, ihrer Diction und der Mannigfaltigkeit in Kenntnissen und Gedanken als einen wesentlichen Theil seiner Studien umfaßt, um seiner Beredsamkeit Nahrung, Methodik und Tiefe zu verleihen; und dieser rednerische Gesichtspunct verließ ihn auch damals nicht, als er beim Schwinden seiner politischen Thätigkeit und unter manchen Trübsalen eine Reihe speculativer Untersuchungen in die Heimat zu verpflanzen unternahm. Durch ihn eröffnete sich den Römern ein neues Gebiet der praktischen Einsicht, welches von dem Glanz seiner Darstellung und der genießbaren Verarbeitung dieses Meisters den reinen Ausdruck lebendiger Humanität empfieng; und obgleich ihn der Beruf eines selbständigen Denkers der Philosophie nicht genähert hatte, und ein vorzüglicher Werth seiner Vorträge gerade in den geretteten Bruchstücken seiner Quellen besteht, so zeichnet ihn doch Gesundheit des Urtheils und ordnungsmäßige Klarheit in der Zusammenstellung von vorgefundenen Resultaten aus. Praxis und Theorie war bei ihm wie keinem seiner Vorgänger entschieden getheilt, und wenn ihm, dem geübten Redner, in aller wissenschaftlichen Forschung die Skepsis der neueren Akademie zusagte, so blieb ihm in Anwendung der Dogmen auf den Staat und das bürgerliche Bewußtsein nur die Vorliebe für den sittlichen Stoicismus, dem er die Sätze der verschiedenen Parteien mit synkretistischer Auswahl beimischte, neben der Abneigung gegen den schlaffen Epikureismus, dessen Eigenthümlichkeit er weder verstand noch verstehen mochte. Den Beginn machten zwei politische Werke, worin er dem Plato (wie auch sonst in der Form der Dialogen) nacheiferte. Die 6 Bücher *de Republica* (700), von ihm und den Späten hoch gehalten und in unserer Zeit durch Palimpsesten theilweise erneuert, zogen sowohl durch den Charakter der Unterredner aus Scipios Jahrhundert und die äußere Feile als durch den vollständigen Umriß einer idealen römischen Staats- und Lebensverfassung an; abgesondert hatte sich ein Episodium, *Somnium Scipionis*, durch des Macrobius Commentar erhalten. Daran schloß sich später an *de Legibus*, wovon 3. B. aus einer größeren Zahl übrig, eine positive Gesetzgebung nach stoischer Theorie und römischem Staatsrecht, von der allein die Philosophie des Naturrechts, der Religion und im fragmentarischen 3. B. der öffentlichen Verwaltung vorliegt. Hierauf begann mit dem Tode der Tullia 709 die engere Folge der in unglaublicher Schnelligkeit verfaßten *Philosophica*, welche von einigen Gelegenheitschriften eingeleitet wurden. Dahin gehörten M. C a t o, das Lob der Philosophie an einem ihrer praktischen Verehrer, C a t o vom Alter und L a e l i u s von der Freundschaft nach Theophrast, *Paradoxa* rednerische Entwicklung stoischer Kernsprüche, diese mit anderen der späteren durch Wünsche seiner Freunde, namentlich des Atticus, Brutus und Varro veranlaßt; dann die persönlichen Trostschriften, *Consolatio* nach Krantor, wofür des S i g o n i u s *Consolatio* keinen

Ersatz gibt, und *de Gloria* l. II. noch in Petrarchas Zeit vorhanden. Aber den Uebergang zu den systematischen Erörterungen machte sein *Hortensius*, ein propädeutischer (daher *de philosophia*) vielgelesener Dialog; kurz vor den *Academica*, einer historisch-dialektischen Darlegung des Streits über die Realität der Erkenntniß, anfangs in 2 B. *Catulus* und *Lucullus*, dann zu Gunsten Varros ausgedehnt bis zu l. IV. *Academicorum*, von denen ein großer Theil des ersten Buches mit dem *Lucullus* und etlichen Fragmenten erhalten ist, in trefflicher Diction, aber vielfacher Verderbung. Darauf das Hauptwerk *de Finibus bonorum et malorum* l. V., Kritik der ethischen Principien nach den gültigen Schulen, in zwei große Abschnitte des Dialogs zerlegt, und im Verlauf je vollendeter und reichhaltiger in gelehrter Ausstattung, desto schwieriger; während die nächsten l. V. *Tusculanarum Disputationum*, nach Akademikern und Peripatetikern in rednerischer Fülle gearbeitet, flüchtig und ohne die sonstige Beharrlichkeit hingeworfen sind. Sehr abweichend in Form und Umfang erscheinen weiterhin die dreifachen Glieder der stoisirenden Religionswissenschaft: *de Natura Deorum* l. III. zum Ende verstümmelt und im Allgemeinen ohne die Förderung der zweiten Hand mit vielen Härten und Verfälschungen überliefert, wichtig sowohl durch größere Vollständigkeit als durch das Interesse seiner drei Gewährsmänner, des Philodemus, Chrysippus und Karneades; *de Divinatione* l. II., die klarste und freisinnigste Prüfung der hergebrachten Mantik; *de Fato*, ein dunkler und fragmentarischer Anhang derselben. Zu stark bedingt durch die Trockenheit der Stoischen Ethik sind 3 B. *de Officiis ad fil.*, in den beiden ersten nach Panätius, hervorragend durch die strengste Correctheit. Endlich besitzt man ungleiche Trümmer aus den mannigfaltigen, durch verschiedene Zeiträume hin verlorenen Werken. . . .

Der einzige und trefflichste Gewährsmann der theoretischen Rhetorik zu Rom ist M. F a b i u s Q u i n t i l i a n u s aus Calagurris, in der Hauptstadt gebildet und dorthin durch Galba bei seiner Rückkehr aus Spanien 69 zurückgeführt, durch Vespasian zum *professor eloquentiae* bestellt und zugleich Sachwalter, nach 20 Jahren ehrenvoll entlassen, dann von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und ausgezeichnet, aber durch häusliches Mißgeschick gebeugt. Den hohen Ruf, welchen Quintilian in seiner Zeit durch die Vorzüge seiner Lehre und seines edlen Charakters erwarb, bewährt in bewunderswürdiger Weise das Meisterwerk der alterthümlichen Redekunst, der *Institutio oratoria* l. XII., eine auf sittliche Grundsätze gebaute Encyklopädie des gesammten rhetorischen Wissens, welche die systematische Schöpfung des vom Knabenalter bis zu den reifen Jahren entwickelten Redners mit allen Mitteln der Erfahrung, der Gelehrsamkeit und Theorie bezweckt und als ein Product der vollendeten Humanität aufweist. Diese Darstellung, welche mit großer Anschaulichkeit einen tieferen Blick in das Innere der römischen Beredsamkeit eröffnet, empfängt das lebhafteste Interesse vom gefälligen Vortrag, in dem die kluge Mäßigung des Ausdrucks, der Composition und Wortbildung hervorstechen, und worin die classische Norm bei geringen Abweichungen sich musterhaft erhält; nur den Einfluß einer philosophischen Bildung und allseitigen Erudition darf man vermissen.

[1]) C i c. p. Mur. 14 *Duae sunt artes, quae possunt locare homines in amplissimo gradu dignitatis, una imperatoris, altera oratoris boni. Ab hoc enim pacis ornamenta retinentur, ab illo belli pericula repelluntur.* Die Eigenschaften der römischen Beredsamkeit spricht einfach aus *id.* de Or. I. 28. *In oratore autem acumen dialecticorum, sententiae philosophorum, verba prope poetarum, memoria iurisconsultorum, vox tragoedorum, gestus paene summorum actorum est requirendus.* Von der Allgemeinheit derselben *Dial. de Oratt.* 37 und C i c. Brut. 49. *Volo enim sciri, in tanta et tam vetere republica, maximis praemiis eloquentiae propositis, omnes cupisse dicere, non plurimos ausos esse, potuisse paucos.*

[2]) Die Gesetze seiner Beredsamkeit deutet er an Brut. 93, seine Action Div. in Caecil. 13, *et qui omne tempus, quod mihi ab amicorum negotiis datur, in his studiis laboribusque consumam, quo paratior ad usum forensem promptiorque esse possim, tamen, ita deos mihi velim propitios, ut cum illius temporis mihi venit in mentem, quo die citato reo mihi dicendum sit, non solum commoveor animo, sed etiam toto corpore perhorresco. Iam nunc mente et cogitatione prospicio, quae tum studia hominum, qui concursus futuri sint; quantam exspectationem magnitudo iudicii sit allatura; — quantam denique audientiam orationi meae improbitas illius factura* (coll. de Divin. I, 37): die Menge der Reden Orat. 30 *nemo enim orator tam multa ne in Graeco quidem otio scripsit, quam multa sunt nostra; eaque hanc ipsam habent quam probo varietatem.* Von seinen *commentarii* s. G e s n. ad Quintil. IV, 1, 69. (coll. X, 7, 31. Att. I, 14.) von seiner juristischen Bedeutsamkeit Q u i n t i l. XII, 3. (s. B a c h. hist. jurispr. Rom. p. 259 ed. VI.) Seine Studien der frühern Lateiner erwähnt *id.* X, 1, 40. *cum se Cicero ab illis quoque vetustissimis auctoribus, ingeniosis quidem, sed arte carentibus, plurimum fateatur adiutum.*

164. Der Anfang der Nibelungen, kritisch bearbeitet.

(*K. Lachmann*, Der Nibelunge Noth und die Klage [1826; zweite Ausg. 1841] S. 3 u. 4; *Derselbe*, Anmerkungen zu den Nibelungen [1836] S. 6—10.)

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit,
von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten, muget ir nu wunder hœren sagen.

2. Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen und was ein schœne wîp.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

3. Der minneclîchen meide triuten wol gezam
in muote küener recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schœne sô was ir edel lîp.
der juncfrouwen tugende zierten anderiu wîp.

4. Ir phlâgen drî künege edel unde rîch,
Gunthere unde Gêrnôt, die recken lobelîch,
und Gîselher der junge, ein ûz erwelter degen.
diu frouwe was ir swester, die fürsten hetens in ir pflegen.

5. Die hêrren wâren milte, von arte hôh geborn,
mit krefte unmâzen küene, die recken ûz erkorn.
dâ zen Burgonden sô was ir lant genant.
si frumden starkiu wunder sît in Etzelen lant.

6. Ze Wormz bî dem Rîne si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu riterschaft
mit stolzlîchen êren unz an ir endes zît.
sît sturbens jâmerlîche von zweier edelen frouwen nît.

7. Ein rîchiu küniginne, frou Uote ir muoter hiez:
ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebne, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

8. Die drî künege wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen: in wâren undertân
ouch die besten recken von den man hât gesaget,
stark unt vil küene, in allen strîten unverzaget.

9. Daz was von Troneje Hagene, und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, und von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzen ellen wol bewart.

10. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûz erwelter degen,
Sindolt und Hûnolt, dise hêrren muosen pflegen
des hoves und der êren, der drîer künege man.
si heten noch manegen recken, der ich genennen niht enkan.

11. Dancwart der was marschalc: dô was der neve sîn
truhsæze des küniges, von Metzen Ortwîn:
Sindolt der was schenke, ein ûz erwelter degen:
Hûnolt was kamerære: si kunden grôzer êren pflegen.

12. Von des hoves krefte und von ir wîten kraft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir riterschaft,
der die hêrren pflâgen mit fröuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

Anmerkungen*).

1. Das erste gesetz ist in BJ ausgelassen. herr von der Hagen meint, es sollte in B auf dem vorstehenden leeren blatte prächtig gemahlt werden: aber dies leere blatt gehört zum Parzival, nicht zu den lagen der Nibelungehandschrift. 1. *Es ist* d. *wnders* AC, *wunder* D. 2. *heleden* C. *lobebærn* A. 3. *frouden* A, *freüden.* d. *freude unt* C, *vreuden und* D. *von weinen unt klagen* C. 4. *chuoner* A. *strite* A. *nu* fehlt D, *hie* d. Obgleich viel besser als mehrere der folgenden, verräth sich doch diese strophe als verschieden von den volksmäßigen, durch die innern reime, durch die armselige wiederholung derselben ausdrücke in der ersten und vierten zeile, endlich durch den unzweckmäßigen bau der periode, welche die beabsichtigten gegensätze (*uns ist geseit, ir muget hœren*) nicht aus einander hält. die verbindung des infinitivs mit dem substantiv, weinen und klage, wenn auch nicht ganz unerhört (Klage 273 BC *weinens unde klagen*, 1394 C *ir jâmer unt ouch ir klagen*), hat etwas steifes. aber vielleicht entschließt man sich *klagen* für eine im reim gewagtere form, statt *klagenne*, zu nehmen. dann ist es rathsamer *hôchgezîte* und z. 4 mit A *strîte* zu schreiben, zumahl da der pluralis *fröuden hôchgezîte* nicht ganz unbedenklich sein wird. dieser ausdruck bedeutet nämlich nicht etwa freudenfeste (man vergleiche nur die zusammensetzungen in Grimms gramm. 2,607 *i*), so wenig als *des meien hôchgezît* bei Walther 46,2 und MS. 2,28^{a} ein fest im maien ist: sondern *fröuden hôchgezît* heißt das fest das die freuden feiern, die höchste herrlichkeit und das Ziel der freuden. diesen sonst seltenen ausdruck gebraucht Ulrich von Lichtenstein in seinem leich, *ir güete ist freuden hôchgezît;* ferner MS. 2,43^{b} *sælden hort dar inne lît, dâ ist inne maneger freuden hôchgezît;* und in einem seiner letzten lieder (*von dem einen daz man nennen niht ensol*), *ob ich mîne zuht niht bræche, ich nant ez freuden hôchgezît;* desgleichen in folgenden ungedruckten stellen seines Frauendienstes (1255): *ir sît an der mîn freude lît, gar mîner freuden hôchgezît. lât mich geniezen daz ir sît gar mîner freuden hôchgezît. sone tet mir niht sô rehte wol, alsô dâ liep bî liebe lît: ez ist ein vreuden hôchgezît und aller wunne ein himelrîch. diu selbe süeze unmuoze gît mir hôher freuden hôchgezît. mit hôhen freuden alle zît habnt si dâ freuden hôchgezît. hôhe tugende alle zît habent freuden hôchgezît;* und in seinem Frauenbuch (1257) z. 1828, *diu stæte minne in stæte gît wunne und freuden hôchgezît.* in eben so starker bedeutung finde ich diesen Ausdruck bei einem österreichischen dichter (zwischen 1220 und 1246) in den Klagen. *swaz er* (der stäte ritter) *vlêhen kunde, sît er dienen begunde, unz an sîner freuden hôchgezît, daz widerflegte sie sît und widerdient ez alsô daz er des was von herzen frô.* auch in den versen Heinrichs vom Türlein, *wan dise fürsten und ouch ir hie zesamene komen sît ze dirre freuden hôchzît, sô mag ich des enbern niht, ich müez iu mîn ungeschiht beide künden unde sagen*, ist wohl mehr figürlich die höchste freudigkeit bezeichnet, als das fest, welches dort eben nach dem ende des äußersten leides gefeiert wird. übrigens war auch dieser Heinrich, wie Wackernagel vermutet, aus Steier; daher das vaterland unserer ersten strophe wohl nicht zweifelhaft sein wird: sie ist von einem österreichischen dichter.

2, 1. *Buregonden* C, *burigunden* D, *burgonde* J. *ein vil* BCd. *mægetîn* J. 2. *So in* J. *schœner mocht gesîn* d. 3. *was si* AD, fehlt BCJd. *unde* A, *si* BJd, *diu* CD. *was* AJ, *wart* BCDd. *schonez* D, *schones* J. 4. *Da von sît vil helde. verliesen muosten den lîp* J. *musin* C. *vil* fehlt d. Der dürftigkeit der gedanken haben die besserer nicht abgeholfen, wohl aber dem ungeschmeidigen der verbindungen und des ausdrucks. warum die ausgaben, die den sangallischen text geben wollen, z. 3 das bessere *Krimhilt geheizen* verschmäht haben, weiß ich nicht, da sie doch 1272,3 gelten lassen *geheizen Zeizenmûre.* vergl. 1269,1 *Astolt* [*was der*] *genant.*

Bei der folgenden strophe war es wohl gethan sie zu streichen. die vierte widerholt am ende ihren eignen anfang, der vielleicht ursprünglich anders lautete, wenn auf diese strophe die neunte und zehnte folgte (s. zu 11). die fünfte und sechste sagen uns wenig wissenswerthes und stellen es zum theil noch schief. so wird (5, 4) der könige todeskampf erwähnt wo von ihren thaten die rede sein sollte. als der dichter (6, 4) sagte, sie starben durch zweier königinnen haß, war ihm da nicht deutlich daß eine von ihnen die schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte? oder wollte er, statt in die sache einzudringen, sich lieber mit einem epischen ausdruck begnügen?

3, 1. *mægde* J. *truoten* A, *trûten* J. 2. *Ir muotten (gerten J) chune recken* DJ, *von milten küenen recken* d. *kuoner* A. 3. 4. *Der iuncfrawen*

*) A ist die älteste Münchener Handschrift, früher zu Hohenems, B die HS. des Aegidius Tschudi, jetzt in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen; C die HS. des Freiherrn von Laßberg; D die zweite Münchener; J die Berliner; d eine HS. zu Wien.

tugende. zierten anderiu wip. Unmazlichen schœne. was ir edeler lip J. 3. *ir schoner lip* D. 4. *tugende*] *schone* D. bei dieser lesart ist das subject nothwendig *anderiu wip*, womit wohl die mägde gemeint werden. weder so, noch wenn *tugende* als subject genommen wird, gelingt es einen passenden sinn zu gewinnen. man hat erklärt „der jungfrau tugend hätte weiber geziert“ — „andere weiber“, nach griechischer und deutscher redeweise (s. zum Iwein 687). aber was soll der gegensatz von weibern und der jungfrau? meinte der dichter vielleicht „ihre trefflichkeit gab andern weibern ehre, man pries sie um ihretwillen,“ so ist der ausdruck wenigstens gezwungen. vergl. Tristan 8303, *ir schœne diu schœnet, si zieret unde krœnet wip und wiplichen namen.* Wackernagel führt aus Dantes lyrischen gedichten s. 282 an *della donna gentil che l'altre onora. die zirten* Dd.

4, 1. *drie* BJ. 2. *Gunthere* A, *Günt-her* B, *Gunther* CDJ. *unde* AB, *unt* C *un̄* J. 3. *Unde* A, *un̄* BJ, *unt* C, fehlt Dd. *ein wetlicher degen* C. *uoz* AB, auch 5,2. 11,3. 4. *die helde* C, *si* J. *hetten ir gephlegen* d, *hiezzen ir wol pflegen* J.

5 nach 7 CD. 1. *warn* A. *von arde hohe (hoh* C*) erborn* BC, *von adel hohgeboren* J. 2. *vermessen* d. 3. *da ze Burgunden was* d: *Datz den Nibelungen. was* J. der grund dieser besserung fällt in die augen: aber es ist ein auf keiner sage beruhender einfall eines einzelnen, daß das land um Wormss möge diesen namen geführt und ihn den burgundischen königen mitgetheilt haben. 4. *frumten* BCJ. *sint in Etzeleines lant* D.

6, 1. *wormtz* A, *Wormze* C, *Wormeze* B, *Woremz* J, *Wurmtz* D. *wonten* BCJ. 2. *diente* BJ, *dienten* C. *lande* DJ. *vil* fehlt J. *ritterscaft* B, *ritterschaft* CJ. 3. *biz an* J. 4. *Si sturben iæmerliche. sit (iæmerlichen. sint* D*) von zweier frowen nit* CD. *sit sturben si* AJ, *si ersturben sit* B. *iæmerliche* B, *iæmerlichen* J. *zweir edeler* J.

7—12 fehlen Jd.

7, 1. *kuneginne* B. 2. *Dancwart* D. 3. *lebene* BC. Die dritte zeile ist ganz überflüssig: man vergleiche die viel besseren zeilen 29. 30 in der sonst auch wenig lobenswerthen Klage. der dichter wuste eben nicht mehr als Dankrats namen. und auch diesen kennt niemand weiter als der verfasser der Klage, der doch im Biterolf s. 27[b] wenigstens neben ihm als mitregenten auch Gibeken nennen muß, wie sonst beinah allgemein Günthers vater heißt. wunderbar daß in unsern liedern des vaters name nie vorkommt.

8, 1. *Di dri* C, *Die drie* B. *kunege* B, *kunige* AC. 2. *vil*] *vi* A. *hohen* D. *warn* A. 4. *unt* C, *un̄* B, *unde* A, *und ouch* D. *chuone* A. *in starchen* D.

Mit dieser an sich guten strophe wird offenbar ungeschickt ein übergang zu der folgenden aufzählung der burgundischen vasallen gemacht. diese aufzählung selbst aber ist höchst anstößig, weil sie nicht, wie es sonst geschieht und gewiß immer geschah im volksgesang, in eine situation oder in die rede einer person der fabel eingefaßt worden ist. an sich möchte sonst gegen str. 9 und 10 sich nichts erhebliches einwenden lassen: sie können leicht älter und von dem sammler unseres buches aus einem volksliede genommen sein (s. vor str. 3).

9, 1. *trony* A — sonst auch, außer anderen formen, *troni*: für dies habe ich *Tronje* gesetzt, für jenes *Tronije Troneje*. *Tronege* BC immer, *Tronig* oder *Troni* immer Jh, *troye* eg. *Der* (ohne *Daz was*) *von troyn hagen* D. bei diesem *Troyn*, wovon die handschrift D auch *Troinære* bildet, darf man vielleicht an den ort denken, der, wie der fluß, Trogona oder Drohn heißt: hingegen *Trönegge* in *Tróneje* oder *Trónege* zu suchen, beweist unkunde der sprache. die ältere und echtere sage meinte wohl Troja, der Franken fabelhaftes stammland: unsere dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im elsässischen nordgau; wie der des Biterolfs, der sich s. 26[a] über Dietleibs weg verwundert, *ich weiz niht endelichen daz, in welcher zit er dar gerite*, von Tronje nach Metz: er kommt nämlich aus Spanien nach Tronje in Burgundenland, von da nach Metz, wo man ihn durch Lothringen und den Waskenwald nach Wormss zu den königen des landes weist. 2. *vil* fehlt CD. *unde von mecen* A. *Ortewin* B. 3. *marcgraven* BC, *marchgraven* A. *Ekkewart* BC. *ch* ist fehlerhaft: *gg* wird nicht aspirirt. 4. *Volcker* A, *Volker* BC, *Volcher* herr von der Hagen. *alzaye* A, *alzeye* BC. *ganzem* BC, *grozen* D.

10, 1. *Ruomolt* BC, *Ruomol* A. *ein tiowerlicher degn* B. 2. *und* A, *un̄* B, *unt* C. *huonolt* AB. *dise*] *die* D. *musin* C. 4. *noch*] *ouch* D. *nienen kan* C.

11, 1. *marschalch* AC, *marshalch* B. *marschalch* (im nominativ und accusativ) und *marchgrâve*, mit *ch* für *c*, war im dreizehnten jahrhundert sehr verbreitete aussprache. *nefe* C. 2. *Truhsætze* A, *Truhsetzze* C. *Örtewin* B, *Örtwin* D. 3. *Sin dolt* A. *hiez der schencke* D. *wetlicher* C, *wackerlicher* D. 4. *Huonolt* B. Diese strophe, so gut sie ist (ich denke, aus einem liede in dem, wie im Biterolf, Sindolt und Hunolt wichtiger waren als in unseren), paßt nicht zu den vorhergehenden und kann nicht wohl von demselben

dichter sein, wenigstens nicht wenn er wuste was er that. er hätte nicht wiederholt *ein ûz erwelter degen* und *der êren pflegen*: er hätte nicht den küchenmeister den schenken und den kämmerer *der drier künige man* aber Ortwin den *truhsæzen des küniges*, d. h. Günthers allein, genannt: er hätte nicht die vier amtleute, die schon genannt waren, noch einmal besonders um ihrer hofämter willen herausgehoben. auch stört diese strophe die einmal gewählte form der aufzählung. denn es sind zwölf Burgunden, die nach gewöhnlicher weise entweder zu dreien oder zu vieren aufgezählt werden konnten. mit den drei brüdern war (4) angefangen, dann folgte (9, 1. 2) Hagen mit zwei verwandten, darauf (9, 3. 4) drei andre landherren, endlich (10) drei die für den hofstaat sorgten: warum werden auf einmahl widerum vier ausgezeichnet? übrigens ist die zahl zwölf bei den Nibelungen und ihren mannen nicht alt. die saga Dietrichs von Bern kennt lange nicht so viel. in der Klage fehlen Ortwin Gere Eckewart und Hunolt (Urspr. gestalt der NN. s. 64). im Biterolf werden s. 63^{b}. 64^{a} zwölf oder mit Siegfried dreizehn gäste zu Wormss aufgezählt, aber die Burgunden selbst niemals, und erwähnt sind außer den drei königen nur Hagen Ortwin Gere Rumolt Hunolt (der schenke) Sindolt (der truchsess); so daß, wenn es zwölf oder dreizehn sein sollten, noch Dankrat Gibeke Ute und Kriemhild mitgezählt werden müsten. in unsern liedern kamen Hunolt und Sindolt wohl vor der sammlung gar nicht vor (s. zu 1124 ff.), und nach aussonderung des unechten ist der Burgunden zahl überall sehr verschieden; in den liedern II IV. V nur Günther, VIII. IX Günther und Hagen, VI Günther Hagen Gere Eckewart Ute, X Günther Geiselher Hagen, XI dieselben nebst Gere und Eckewart, VII Günther Gernot Hagen nebst Ortwin, I dazu Ute, XIV Günther Gernot Hagen Rumolt Eckewart Dankwart und Ute, XIII und Volker, III und IV fortsetz. die drei könige und Hagen nebst Ortwin und Ute, XVII. XIX. XX nebst Volker, XVI. XVIII nebst Volker und Dankwart; XV nebst Volker Dankwart und Eckewart. es wird sich uns deutlich zeigen daß die auslassung des einen oder des andern nicht überall zufällig ist. im ganzen kommen freilich, mit Kriemhild und Uten, zwölf heraus.

12, 1. 2. Der dichter weiß, was er meint, nicht zu sagen. ich verstehe ihn so. von ihrer prächtigen hofhaltung, von ihrer weit gehenden wirksamkeit, von ihrem ansehen, von ihrer tapferkeit. 1. *Von des hofes ere. und von ir witen chraft* C. *unde* A. 2. *unde* A. *ritterscaft* B, *ritterschaft* CD. 3. *all ir lebn* B. 4. *enchunde* hat auch B, nicht *enchund*. *iu* oder *in* (undeutlich) A. *euch nieman zwar ein* D. *wer eines dinges an ein ende komen ist*, es ganz erforscht hat (Helmbrecht *ob erz roubt od stæle, vil ungern ich daz hæle, wær ichs an ein ende komen*: vergl. Nib. 791, 3), wer *es* also *ein ende hât* (Parzival 397, 11. Nib. 667, 4 C), es in bestimmten umrissen erkennt, der *kan es* [*ein*] *ende geben* (Biterolf 22), es vollständig oder bis zu ende angeben. Heinrich vom Türlin *der ritter began aber biten, mit valschlichen listen, daz man solte fristen sîne rede unz morgen: er hete noch verborgen anderr rede sô vil, der er immer endes zil möhte geben bî dem tage.* Ulrich vom Türlin sagt in demselben sinn *ende nemen*, s. 31^{a} *dis kumbers ich schier ende nim: ein fröuden mær des twinget mich.*

165. Zur Geschichte des Nibelungenliedes.

(*G. G. Gervinus*, Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen [1846] S. 356—360.)

Gerade als die ritterliche Lyrik ihre schönste Blüthe entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke schrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchste Glätte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 die Sammlung der Nibelungenlieder zu Tage, die wir besitzen, die ehrwürdigen Reste einer heroischen Poesie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimischen Stoff behandelten und in dessen Behandlung wenig Verhältniß zu der neuen Hofdichtung zeigten, wie sie denn bisher immer im Munde der Volkssänger und im Besitze der großen Volksmasse gewesen waren. Wir begegnen dieser unserer echten alten Nationalsage hier wieder nach langer Unterbrechung; wir hatten anfangs nur von der materiellen Grundlage nach Zeugnissen der Geschichte und nach Vermuthungen aus der letzten formellen Gestalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abfassung erreicht haben und

mit der wir uns daher nur in formeller Hinsicht hier beschäftigen. Welche Metamorphosen die Sage seit ihrer ersten Begründung in der Geschichte durchlebt hatte, ließ sich in einer historischen Darstellung, die überall das sichere Allgemeine dem unsicheren Besonderen vorzieht, nur von weitem andeuten; auf die verschiedenen dichterischen Gestalten und Farben, die sie angenommen haben mochte, ließ uns zuerst das Hildebrandlied, dann der Waltharius rathen. Von da an haben wir kein Mittelglied bis zu unsrer Sammlung, die wir noch heute lesen. Wir haben oben gehört, daß im 12. Jahrhundert die Zeugnisse in Gedichten und Geschichten häufiger wiederkehren: sie scheinen sich immer auf einzelne Lieder zu beziehen, die von blinden, von fahrenden Sängern noch wie vor Jahrhunderten umgetragen wurden. Daß diese verloren giengen, ist wohl erklärlich; ihr Verlust aber ist im höchsten Grade zu beklagen. Wie sie beschaffen sein mochten, ob sie sich schon in größere Gruppen verbunden, in wie weit sich Lieder von Siegfried schon mit denen von Dietrich, Gunther und Attila vereint hatten, darüber fehlen uns sichere Nachweisungen.

Aus dem Zustande aber, in dem wir unsere Sammlung von Nibelungenliedern kennen, lassen sich nicht geringe Vermuthungen ziehen über die Gestalt, die unser Gedicht einige Jahrzehnte rückwärts gehabt haben mochte. Wir wollen auch hier, wo ein so scharfsinniger Forscher wie Lachmann die Hauptautorität ist, unsere eigene Meinung um so mehr im Hintergrunde halten, und mehr die neuesten Resultate der kritischen Untersuchung berichten, als diese von den früheren Ansichten desselben Forschers wesentlich verschieden sind. Dies ist so natürlich, wie daß Niebuhrs Urgeschichte von Rom zu anderer Zeit anders lautete; solche Regionen gestatten keine andere Orientirung; jeder Einzelne, der sie durchstreift, geräth auf andere — Richtwege und Irrwege; ein und derselbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge den ariadnischen Faden verschmäht, den er sich beim ersten Male geknüpft hatte, wird dasselbe Schicksal haben; die Verschiedensten sehen dies labyrinthische Gebiet von den verschiedensten Seiten und können nur über die allgemeine Beschaffenheit desselben nicht streitig sein, die sie alle auf ähnliche Weise erfahren haben; im Einzelnen einig zu werden, können nur Zwei nicht hoffen, da es Einer und derselbe zu verschiedener Zeit nicht kann, es müßte sich denn der Zweite dem Ersten ganz vertrauen. Diese letztere Partie zu ergreifen, sich der Führung des Kundigsten ganz hinzugeben, rathen wir Jedem, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Gegenden in Vogelperspective beruhigt; wir führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und harren seiner Wiederkehr, um ihn unsererseits in hellen Gebieten der eigentlichen Geschichte weiter zu geleiten. Da Lachmann nun die Nibelungenlieder nach seiner kritischen Scheidung und Reinigung zusammengestellt hat, so wird Niemand zweifeln, diese neue Sammlung in die Hand zu nehmen und den reinen Genuß, den ihm diese gesichtete Materie bereiten wird, der klippenvollen Lectüre der nachlässigen Texte vorzuziehen, die uns überliefert sind; der Unterschied wird Keinem entgehen, der das Ausgeschiedene mit dem ganzen Wust vergleicht, wenn er auch noch so wenig in die Besonderheiten der Kritik und des ästhetischen Tactes, die bei der Ausscheidung leiteten, eingehen kann oder mag. Die Gedichte, denen ein so schlechter Sammler im Anfang des 13. Jahrhunderts zu Theil war, verdienten es, daß nach sechs Jahrhunderten in der Zeit eines reineren Geschmacks ein feinerer und ehrfürchtiger Ordner sie aufs neue sichtete. Diesen Ehrennamen hat Lachmann an dem Nibelungenliede verdient; die Geschichtschreibung der Litteratur kann ihn nicht würdiger ehren, als wenn sie ihn, auf diese Weise betrachtend, in eine organische Verbindung mit der Geschichte dieser Gesänge bringt, die mit durch seine sorgsame Pflege eine Bedeutung für unsere Nation erhalten haben, die man ihnen im 13. Jahrhundert nicht versprochen hätte. Ueber diese aus den Resultaten der Kritik gewonnene Frucht freuet man sich ungestört, wie an diesen allgemeinen Resultaten selbst. Daß die Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dichters, daß sie eine Sammlung im Volke umhergetragener Lieder seien, wird nun so wenig mehr bestritten, daß es des Eifers gegen die Widersacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik und Forschung werden, wo so viele Vermuthungen statt haben, die nur dem Vermuthenden zur Ueberzeugung werden können, Anderen andere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten sein.

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahrhundert dahin leiten konnte, wenn nicht mußte, einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre, der erleichternd entgegen kam, liegt am Tage. Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fesselnden Begebenheiten kam sich entgegen, die Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungsstoffe führte von selbst zu der Aufnahme der ein-

heimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in rohen Versuchen, in willkürlicheren Gestaltungen sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Style der neuen Erzählkunst und im Ton der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die allbekannten, dem Volke liebgewordenen, uralten Lieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmanns Bemerkung um 1190—1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichts haben mußten. Auf diese Art erklärten sich die Widersprüche, selbst die handgreiflichsten, freilich am einfachsten, was schon schwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine schriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine solche Quelle beruft sich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, sie am kürzesten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeschick der Dichter jener Zeiten so augenscheinlich groß ist, und das unseres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeschick eines Umdichters sein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerspruche in der Gudrun nicht fehlt, worin man sich doch an einer verlornen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren sein könnte. Wie es auch sei: der Ton dieser Gedichte liegt in einem solchen Gegensatze gegen die Litteratur des 12. und 13. Jahrhunderts, daß man immer auf die Klage und den Wunsch geführt wird, es möchte uns doch aus früheren Zeiten, und wenn nur aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts irgend ein Document erhalten sein, das uns eine Vorstellung gäbe, wie diese Lieder lauteten, ehe sie in Opposition zu der höfischen Dichtung kamen, wie sie sich gegen die Färbung des 13. und 12. Jahrhunderts erhielten (welcher letztern die Gudrun nicht so sehr entgieng), und wie sich die große Kluft ausfüllt zwischen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir besitzen. Denn die Stumpfheit und dorische Schwerfälligkeit des Vortrags in diesen Liedern der südlichen Gegenden, die die Sage pflegten und die noch so gern ihre Mundart in den Nibelungen finden, ist auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in der Schweiz die zierlichsten Minnedichter, in Oestreich die gewandtesten Erzähler zu Hause sind, eben in jenen Gegenden, die am natürlichsten in jenen Zeiten der Zähringischen und Babenbergischen Blüthe sich der alten Stammsage wieder annahmen. Je schwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beschaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, desto mehr hängt man dann an dem Wunsche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch in anderer Gegend entstanden, unserm unabhängigen Sammler unbekannt geblieben sein könnte.

166. Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.

(*W. v. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1799]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 1—2, 13—15, 81—82, 102—107, 117—119.)

Nichts vollendet so sehr den absoluten Werth eines Gedichts, als wenn es, neben seinen übrigen eigenthümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung und das lebendige Gepräge seines Urhebers an sich trägt. Denn wie groß auch die einzelnen Schönheiten sein mögen, durch welche ein Kunstwerk zu glänzen im Stande ist, wie regellos die Bahnen, welche selbst das echte Genie manchmal verfolgt; so bleibt es doch immer gewiß, daß dasselbe da, wo es in seiner vollen Kraft thätig ist, auch immer in einer reinen und entschiedenen Individualität auftritt, und sich eben so wieder in einer reinen und bestimmten Form ausprägt. Wenn daher andere Producte der Kunst nur eine einseitige Bewunderung oder eine flüchtig aufbrausende Begeisterung hervorbringen; so sind es allein die, welche jenen Grad der Vollkommenheit besitzen, in welchen der Leser seine volle und dauernde Befriedigung findet, und aus denen er wieder die Stimmung zu schöpfen vermag, die ihnen selbst das Dasein gab. Vorzüglich aber sind sie ein dankbarer Ge-

genstand für die ästhetische Beurtheilung. Denn sie erheben zugleich mit sich auch ihren Beurtheiler empor, und führen von selbst eine Art der Kritik herbei, die in dem einzelnen Beispiel zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künsler schildert.

Eine solche Beurtheilung schien mir Goethe's Hermann und Dorothea vorzugsweise zu verdienen. Denn in dem eigenthümlichen Geiste, der diese Dichtung beseelt, glaubte ich in vorzüglich sichtbarer Stärke die doppelte Verwandtschaft zu erkennen, in welcher derselbe auf der einen Seite mit der allgemeinen Dichter- und Künstlernatur überhaupt, auf der andern mit der besondern Eigenthümlichkeit ihres Verfassers steht. Die poetische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig, als in der meisterhaften Composition dieses Ganzen, der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stetigen Fortschreiten dieser Erzählung; und wenn Goethe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahlt, so findet man in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Strahlen in Einem Brennpuncte versammelt. . . .

Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Größe und Tiefe der dadurch hervorgebrachten Wirkung, diese beiden Stücke sind es, welche in Goethe's Hermann und Dorothea die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkürlichsten an sich reißen. Was sich am meisten entgegensteht, was nur dem Genie des Künstlers, und auch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen zu verknüpfen gelingt, finden wir auf einmal vor unserer Seele gegenwärtig — Gestalten, so wahr und individuell, als nur die Natur und die lebendige Gegenwart sie zu geben, und zugleich so rein und idealisch, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. In der bloßen Schilderung einer einfachen Handlung erkennen wir das treue und vollständige Bild der Welt und der Menschheit.

Der Dichter erzählt die Verbindung eines Sohns aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer Ausgewanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieser Handlung, die einzelnen Theile dieses Stoffs aus einander legen, die Reihe der Umstände entwickeln, wie sie natürlich und nothwendig aus einander entspringen; er ist nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande beschäftigt; alle Hindernisse, durch die er den Knoten der Handlung schürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löst, sind allein aus diesem und aus den Charakteren der handelnden Personen genommen; alles, wodurch er die Theilnahme des Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise enthalten, und nie tritt er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweift er in eine eigene Betrachtung, oder eine eigene Empfindung aus. Und auf welchen Standpunct sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen größesten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseins stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit.

Was seinem Herzen das Wichtigste ist, sein Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltendsten beschäftigt, sieht er mit wenigen, aber meisterhaften Zügen in überraschender Wahrheit geschildert — den Wechsel der Alter und Zeiten, die fortschreitende Umänderung in Sitten und Denkungsart, die Hauptstufen menschlicher Cultur, und vor allem das Verhältniß häuslicher Bürgertugend und stillen Familienglücks zu dem Schicksal von Nationen und dem Strome außerordentlicher Ereignisse. Indem er nur den Begebenheiten einer einzelnen Familie zuzuhören glaubt, fühlt er seinen Geist in ernste und allgemeine Betrachtungen versenkt, sein Herz zu wehmuthsvoller Rührung hingerissen, sein ganzes Gemüth hingegen zuletzt wieder durch einfache, aber gediegene Weisheit beruhigt. Denn die wichtige Frage, die sich in unsrer Zeit überall jedem aufdrängen muß: wie soll bei dem allgemeinen Wechsel, in welchem Meinungen, Sitten, Verfassungen und Nationen fortgerissen werden, der Einzelne sich verhalten? findet er nicht allein in den mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern auch so beantwortet, daß die Antwort ihm mit der Belehrung zugleich Kraft zum Handeln und Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

Aus der Mitte aller Verhältnisse seiner Zeit und seines Vaterlandes sieht er sich in eine Welt versetzt, in die er sonst nur, von der Erinnerung an die einfachsten und frühesten Menschenalter erfüllt, an der Hand der Alten einzugehen pflegt. Denn indem ihn der Dichter bei der ganzen Individualität seines Wesens ergreift, führt er ihn zu den reinen und ursprünglichen Naturformen zurück; und indem er in der Wirklichkeit alles vertilgt, was sie zur bloßen Wirklichkeit und untauglich zum Gebrauch für die Phantasie macht, benutzt er noch bis auf den kleinsten Zug ihre Individualität.

So rein dichterisch hat er seinen Stoff erfunden und ausgeführt. . . .

Hermann und Dorothea sind beide durchaus so gehalten, daß keine dieser beiden Gestalten

vor der andern hervortritt. Wie sie in der Handlung, in der sie der Dichter zeigt, Eins sind; wie ihre ganze Seele nur gegenwärtig mit einander beschäftigt ist: so sind sie auch nur gleichsam als ein einziges Individuum geschildert. Ueberall erscheinen sie nur immer in Beziehung auf den andern, überall sieht man in dem einen auch den andern zugleich mit, und ihre beiderseitige Natur schmilzt eben so fest und vollkommen zusammen, als ihre Herzen unzertrennlich verbunden sind.

Aber (denn auch darin ist die Ordnung der Natur so schön beobachtet) Hermann tritt überhaupt mehr, und von Anfang allein auf; wir lernen Dorotheen nur durch ihn kennen, durch das ganze Gedicht erscheint sie immer nur als ihm bestimmt oder angehörend, und wenn sie am Ende einen Augenblick eine eigene Selbständigkeit gewinnt, so geschieht es nur, um durch diesen Muth und diese Kraft der weiblichen Anhänglichkeit noch mehr Adel und Würde zu geben. Darum bleiben wir hier nur bei Dorotheens Schilderung stehen. Hermann, als die Hauptfigur des Gedichts, zeichnet sich von selbst; indeß werden wir doch bald sehen, daß auch er seine eigentliche Größe von der Einbildungskraft des Lesers nur dadurch gewinnt, daß wir seine Gestalt in Dorotheens Wesen, wie in einem reineren Medium, wieder erblicken.

So tragen und heben beide Figuren sich immer nur gegenseitig; und indem die Phantasie, den fixen Punct aufsuchend, an dem das Ganze befestigt ist, immer von der einen zur andern hinüberschwanken muß, indem das Bild beider, wie ein Licht zwischen zwei Spiegeln, immerfort von der einen in die andere zurückgeworfen wird, erhalten sie immer schwellende und unendliche Umrisse. . . .

Die erste Eigenschaft, die wir bis jetzt vorzugsweise an dem Goethischen Gedichte gewahr wurden, war seine reine und vollendete Objectivität; wir fügen nunmehr eine zweite hinzu, seine schlichte Einfalt und seine natürliche Wahrheit.

Beide sind gewissermaßen mit einander verwandt. Die erstere beruht auf einem rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn, auf der Fähigkeit, die Natur in aller ihrer Wahrheit aufzufassen, und in der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen, der ganzen Festigkeit ihres Zusammenhanges wieder darzustellen. Einem solchen äußern Sinn muß ein ähnlicher innerer entsprechen. So wie jener sich in der äußern Natur vorzugsweise an ihrer Gesetzmäßigkeit und ihrer Realität erfreut, so muß dieser dieselben Eigenschaften in dem Innern des Gemüths und dem Charakter der Menschheit aufsuchen. Er kann daher nur bei ihren größesten, einfachsten und wesentlichsten Formen verweilen.

Wer sich in dieser Stimmung befindet, wird überall nur die Natur malen, nur sie in ihrem innern Charakter und ihrer äußern Gestalt. Er wird daher auch den Menschen am liebsten von den Seiten betrachten, von welchen er geradezu mit ihr übereinstimmt, lieber da, wo er als Gattung erscheint, als da, wo er in einer entschiedenen Eigenthümlichkeit auftritt. Die Einfachheit des Stoffs, den er schildert, wird auf seine Schilderung selbst übergehen. Er wird immer innerhalb des Tons ruhiger Darstellung bleiben; immer nur, indem er einen Theil an den andern anfügt, das Ganze hinzustellen bemüht sein; nie mit seinem Ausdruck hinter der Sache zurückbleiben, aber auch nie mit demselben darüber hinausgehen. Er wird immer den treffendsten und kräftigsten in seiner Macht haben; nie aber einen bloß kühnen oder glänzenden suchen.

Das Gepräge einer solchen Einfachheit und Wahrheit nun trägt das gegenwärtige Gedicht in einem auffallenden Grade an sich. Es ist überall nur die Sache, die wir vor uns erblicken, und sie immer in ihrer wahren und nackten Gestalt. Aber noch mehr, als im Ton und der Sprache, fällt diese Einfachheit in den Gesinnungen und Charakteren auf.

Es ist kaum möglich, ein einzelnes Beispiel für seine Behauptung herauszuheben, für die eigentlich alles zugleich spricht. Allein wenn es dennoch eines Beispieles bedarf, so erinnere man sich an die Schilderung der Mutter Hermanns. Unter allem, was in der Natur einfach genannt werden kann, ist kaum etwas andres, was diesen Namen in höherem Grade verdiente, als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde. Aus der natürlichsten Verbindung entsprungen, durch die natürlichsten Verhältnisse fortgepflanzt, auf die natürlichste Sorgfalt für unmittelbares Glück und unmittelbare Zufriedenheit beschränkt, bietet sie, — so ehrwürdig und schön sie auch in der Wirklichkeit erscheint — der dichterischen Einbildungskraft kaum eine einzige Seite dar, von welcher sie dieselbe durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit auszeichnen könnte. Nur der Dichter, der seiner Stärke gewiß ist, die Natur bloß als Natur geltend zu machen, darf sich an die Schilderung eines Gefühls wagen, das er nur, indem er es in seiner ganzen Größe, in seiner durchgängigen Wahrheit auffaßt, aus dem Gewöhnlichen heraus zu heben und dichterisch zu

halten im Stande ist. Denn unter allen andern ist keins, was so sehr, als dies, entweder jede dichterische Behandlung verschmäht, oder nur in dem reinsten und höchsten Style der Kunst eine glückliche Wirkung verspricht.

Aber wie viel einfacher wird dieses Bild mütterlicher Zärtlichkeit noch unter den Händen unseres Dichters! Er schildert nicht den Zustand heftiger Leidenschaft, nicht die qualvolle Furcht vor einem drohenden, oder den zerreißenden Schmerz über einen erlittenen Verlust; auch bei ihm ist das mütterliche Herz um das Glück des Sohnes besorgt, aber diese Besorgniß entspringt mehr aus der Aengstlichkeit der Liebe, als aus der dringenden Lage der Umstände. Er zeigt uns nicht die Sorgfalt für die ersten Jahre der Kindheit, für den erst stammelnden Säugling — eine Lage, die durch die zarte Unschuld, die liebliche Anmuth, die abhängige Hülflosigkeit dieses Alters einen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Er schildert uns die Mutter mit dem erwachsenen Sohn, also in Verhältnissen und Empfindungen, die, um unsrem Herzen wichtig zu werden, nichts als ihre einfache Wahrheit, ihre tiefe Innigkeit besitzen. In dem Charakter dieser Mutter selbst hat er alle Einfalt einer schönen und reinen, aber schlichten Natur vereinigt; sie überall sonst nur als die hülfreiche Gattin, die geschäftige Hausfrau, gezeichnet; und dies Bild noch durch die Züge verstärkt, die er von einer gewissen kindischen Naivetät in ihrer früheren Jugend erzählt.

Gerade aber durch diese Kühnheit, seinen Gegenstand schlechterdings da aufzunehmen, wo er bloß Natur ist, führt er ihn auf eine Stufe einfacher Erhabenheit, von der wir sonst kaum einen Begriff haben. Wenigstens erinnern wir uns bei keinem andern Dichter einer Schilderung einer Mutter, die an Natur und Wahrheit, an Größe und Schönheit der Gesinnung mit dieser verglichen werden dürfte. Wie groß und edel irgend einer der in diesem Gedichte aufgestellten Charaktere erscheinen mag, so darf diese Mutter keinem derselben weichen. Sie ist durchaus gut, durchaus verständig, durchaus zart und fein empfindend; nirgends zeigt sie einen Mangel, nirgends einen Mißklang. Ihr Charakter ist ganz idealisch: denn nirgends wird man eine einengende Schranke in demselben gewahr; und er ist zugleich ganz natürlich: denn sein Wesen besteht bloß in dem, was dem Menschen zugleich mit der Menschheit eingepflanzt ist.

Darum ist die Liebe dieser Mutter nicht bloß stark und innig, sondern zugleich auch so zart; darum ihr Sinn so fein, die innersten Gefühle ihres Hermanns mitten aus seinen halb verstellten, halb verwirrten Worten zu enträthseln; darum ihre Schonung für jede Denkungsart so schön; ihr Sinn für jede Eigenthümlichkeit in der Menschheit so groß und menschlich. Zu der Liberalität, die sonst nur Philosophie und Nachdenken; zu der Feinheit, die nur mühsam erworbene Menschenkenntniß verschafft, gelangt sie allein auf dem Wege der einzigen Empfindung, welcher sie ganz und ausschließlich angehört.

Einer solchen Liebe der Mutter muß eine gleiche Zärtlichkeit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns auch der Dichter gezeichnet; wir sehen seine starke Anhänglichkeit, sein großes und zuversichtliches Vertrauen; aber er scheut sich sogar nicht, uns hier in das kleinste Detail einzuführen, uns zu erzählen, daß z. B. der Sohn sich nie vom Hause entfernte, ohne seine Mutter vorher davon zu unterrichten.

Daß Züge dieser Art nicht kleinlich, nicht gemein werden, ist das Verdienst der Kunst, und hierin besteht ihre Größe. Zwar pflegt man das Einfache an sich groß zu nennen. Aber es ist dies nie von selbst, immer allein durch die Ansicht oder die Behandlung, immer nur dadurch, daß man es als Natur, also in der Wahrheit, der Realität, dem Zusammenhange darstellt, welche dieser eigen sind.

Wovon wir also zuerst ausgiengen, darauf allein kommt alles an, überall, im Aeußern und Innern, in den sinnlichen Formen und in den Veränderungen unsers Gemüths nur die *Natur* aufzusuchen und darzustellen.

Dadurch nun, daß unser Dichter, immer hiermit beschäftigt, das menschliche Gemüth und seine Gesinnungen so klar und offen darlegt, erlangt er eine Einfachheit und Wahrheit, bringt er uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein angehört. Er greift in unsre eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und indem er alle Falten unsers Herzens aufdeckt, und uns in den Kreis unsers gewöhnlichen Alltagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poetischen Höhe. Nur selten hat ein andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und die schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart, und nie — könnte man sagen — ist einer in einem so durchaus *prosaischen* Gange in so hohem Grade *poetisch* gewesen.

Wir bleiben schlechterdings in demselben Kreise, in welchem wir einmal zu leben gewohnt sind; aber wir werden mit diesem ganzen Kreise auf eine ungewohnte Höhe erhoben: die Wirklichkeit

in und um uns leidet kaum eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit; aber sie ist gar nicht mehr Wirklichkeit, sie ist nur reines Erzeugniß der dichterischen Einbildungskraft. . . .

Wer **Hermann und Dorothea** in Stunden liest, in welchen sein Herz der Wirkung des Dichters offen ist, der muß unläugbar erkennen, daß darin noch ein anderer Geist, als in den Werken der Alten herrscht. Er wird denselben nicht gerade größer und besser, aber verschieden, und, nur in einer andern Art, gleich trefflich finden; er wird sich von ihm nicht mächtiger angezogen, aber inniger durchdrungen fühlen.

Wenn er den geringeren sinnlichen Reichthum, von dem wir im Vorigen redeten, nicht als einen störenden Mangel empfindet, so wird er daran erkennen, daß der Dichter sich auf einem andern Gebiet, als die Alten, befindet, daß er (so viel dies nemlich die allgemeine Gleichheit des Dichterberufs erlaubt) von anderen Puncten ausgeht, und einem andern Ziele nachstrebt, und daß er eben dadurch auch ihn nothwendig in eine andere Sphäre versetzt.

Und dies ist in der That auch der Fall. Wenn die Alten mehr die Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Größe malen, so legt er mehr das Innere der Menschheit dar. Beide Gegenstände haben eine unwidersprechliche Größe, der erstere ist außerdem dem Wesen der Kunst mehr angemessen; aber wenn dieselbe auch in dem letztern ihre ganze Schönheit erhält, so besitzt dies für uns, die wir mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauungen und Handlungen leben, vielleicht einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Was unser Gemüth beständig beschäftigt, den Gedanken und das Gefühl, finden wir hier auf eine wunderbar große Weise behandelt und ausgebildet. Ueber die wichtigsten menschlichen Verhältnisse hören wir entgegengesetzte Meinungen mit einander ausgleichen; das Erhabenste, was über die Begebenheiten unserer Zeit gedacht werden kann, finden wir in seiner ganzen einfachen Größe und vollkommen dichterisch ausgedrückt; unser Geist schwingt sich zu einer Höhe der Gedanken, die, man muß es offenherzig gestehen, den Alten schlechterdings fremd war. Es ist nicht, daß wir sie je in dem Gehalte gediegener Weisheit übertreffen, je die letzten Resultate besser und fester zusammenknüpfen könnten; aber es ist nur, daß sie den Gedanken, der doch auch so einer vollkommen künstlerischen Behandlung fähig ist, nie rein und für sich verfolgen, und daher auch unserer Seele nicht den intellectuellen Schwung mitzutheilen vermögen, von welchem dies immer begleitet ist.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Empfindung. Wenn wir Hermann und Dorothea auf ihrem Wege zur Wohnung der Eltern begleiten; wie innig gehen wir da in ihre Gefühle ein, wie durchdringen wir sie bis auf die innersten Falten ihres Herzens, und wie tief führt uns dies in unsre eigne Brust, in die ganze Menschheit zurück! Niemand kommt den Alten in der Wahrheit und Stärke gleich, mit der sie Gefühle und Leidenschaften schildern. Aber wieder, weil sie sich auch in dies Gebiet nicht so einsam einschließen, weil sie die Empfindung mehr im Ganzen und ihren Aeußerungen zeichnen, als im Einzelnen, und für sich entwickeln, so versetzen sie uns nicht in die zarte, leise, verwundbare Stimmung, deren wir uns hier nicht erwehren können.

Dadurch sind zugleich alle Charaktere, nicht zwar in Rücksicht auf die natürliche Kraft und Schönheit, aber in Rücksicht auf eine gewisse feinere Bildung, um eine Stufe höher gestellt. So einfach und echt antik z. B. Dorothea geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an innerer Zartheit gleich käme. Selbst in Hermann ist etwas, wofür die Helden der Alten keinen Sinn haben würden; und wenn die Mutter schöner und größer gehalten ist, als wir es in irgend einem andern alten oder neueren Dichter finden, wodurch ist dies geschehen als dadurch, daß ihr ein zarterer und doch gleich reiner Begriff von Weiblichkeit untergelegt ist?

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, daß dieser moderne Charakter, an sich genommen, einen Vorzug vor dem antiken besäße, und noch mehr, daß dies in Ansehung der Forderungen der Kunst der Fall wäre. Aber, da demselben gemäß zwar keine bessere und kräftigere, wohl aber eine höhere und feinere menschliche Natur aufgestellt wird, und die Verfeinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unserer Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen befriedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an andern Vorzügen mangelte.

167. Zur vergleichenden Litteraturwissenschaft. — Dante, Milton, Klopstock, Franzosen, Wieland, Goethe, Schiller.

(*C. Fortlage*, Vorlesungen über die Geschichte der Poesie [1839] S. 352—358.)

In Dante's Komödie hat der Occident sein Gedicht von Himmel und Hölle, seinen Koran, bekommen. Hält man beide Gedichte zusammen, so springt daran der Unterschied des muhamedanischen Orients und christlichen Occidents recht grell ins Auge. Beide Gedichte behandeln denselben Stoff, die Schrecken der Hölle und die Wonnen des Paradieses, mit moralischen und dogmatischen Excursen. Aber statt daß der Araber dabei tumultuarisch und abspringend zu Werke geht, stets augenblicklichen Eingebungen folgend, und gewöhnlich in jedem einzelnen Stücke seine sämmtlichen Themata zugleich behandelnd, geht der Europäer im höchsten Grade vorbedenkend und systematisch zu Werke, seinen Gegenstand architektonisch eintheilend, in 3 mal 33 Gesängen nebst einem. Dort ist die Bewegung eines freien brausenden Sturmwinds, hier die Räder- und Walzenbewegung einer tiefsinnig berechneten Maschinerie. Dort weht Frühlingshauch ambrosischer Nächte, hier der Weihrauch einer über den Königsgräbern der alten Welt erbauten Capelle. In der Vorstellung von der Hölle ist der Araber dem Europäer sehr ähnlich, dahingegen sich in Betreff des Paradieses ihre Wege am meisten scheiden. Dennoch waltet auch hier bei beiden die Grundidee, seine Freuden als Beseligungen durch Liebe zu denken, und sie gehen nur in der Art der Versinnlichung dieser Idee so weit auseinander, als schon im Alterthum bei der Frage vom höchsten Glück die Epikuräer von den Platonikern abwichen.

Dem Dante gegenüber als einem Dichter, welcher die Stimmung des katholischen Glaubens in seiner Blüthezeit ausdrückt, ist ein religiöses Doppel-Epos aus der anglicanischen und lutherischen Kirche getreten, welches den Fall und die Erlösung des Menschen besingt. Von dieser Art eines Epos hatte bisher noch nichts existirt, man müßte denn jene indischen Legenden hierher ziehen wollen, worin heilige Muni's gleich dem Milton'schen Adam durch *Verlockung von Weibern* aus ihren seligen Zuständen in die Materie herabsinken, oder Wischnu *Menschengestalt* anzieht, um einer gesunkenen Welt aufs neue Segnungen des Himmels mitzutheilen. Zwar ist der Himmel dieser beiden modernen Dichter nicht minder bevölkert mit Engeln, wie der indische mit Gandharwen und Apsarasen, und auch ihre Erzählung gleicht denen ihrer Vorbilder, die sie nicht kannten, in einer gewissen Schwerfälligkeit, die nicht von der Stelle kommt; doch setzt die prosaische Nüchternheit des Tones, die nur kalte absichtliche Begeisterung und keine unwillkürliche Entzückung kennt, die protestantische Aengstlichkeit, die sich scheut vor einem freien Verfahren mit dem Bibelwort, und in seinen Orakeln wie in unbequemen Gängelbändern sich bewegt, wobei der Geist sich im Uebrigen doch den freien Flug nicht hemmt — diese Umstände setzen das protestantische Epos zu tief unter das indische herab, als daß man obigen Vergleich urgiren dürfte.

Milton's verlornes Paradies ist der Maßstab des Milton'schen Dichtergenius, aber Klopstock's Messiade durchaus nicht der Maßstab des Klopstockschen. Sowie nach der Sage die ältesten Götterstatuen bestanden aus Felsblöcken, die man nach oben zu bemeißelte, unten aber in roher Gestalt ließ, so finden wir bei Klopstock zu unterst das Felsengeröll der ungenießbaren Bardiete, weiter nach oben in der Messiade den kaum erst durchschimmernden Rumpf; auch in der Hälfte der Oden noch die Form mit der Materie kämpfend; aber über diesem Allem erhebt sich in ihrer anderen Hälfte in ewigem Sonnenstrahl das Haupt eines olympischen Zeus. Hier ist die Stelle, wo in der neuen Poesie zuerst das krystallklare lebendige Griechenthum zur Welt geboren wurde, und dieser strömende Lichtquell war von so entzückender Heitere, daß die Zeit, in der er floß, habsüchtig wurde auf seine entferntesten und schwächsten Dämmerungen, welche diejenigen, die im Lichte des Tages wandeln, natürlich das Recht haben, zu übersehen. Wo es aber bei Klopstock nicht mehr dämmert, da wirkt ein silbernes Licht und eine griechische Klarheit. Er ist kein Denker in dem Grade, wie Dante. Aber die Regungen des Herzens verwandeln sich oft bei ihm auf dem Wege von der Empfindung zum Ausdruck in tiefe Gedanken, in eine eigenthümliche, erhabene Metaphysik. Wenn andere Dichter lieben die Dinge der Ideenwelt durch sinnliche Bilder zu verkörpern, so liebt er es, die irdischen Gegenstände durch Bilder aus der abstracten Ideenwelt zu vergeistigen und durchsichtig zu machen. Er scheint einen Zauberstab zu führen, mit dem er Seelen aus den Körpern zieht.

Und so wie er es liebte, über die spiegelnde Krystallfläche des Eises den bewaffneten Fuß gleiten zu lassen, so schwebt auch seine Poesie dahin über den Sternkrystallen eines ätherischen Elements, unter einem neuen Himmel, unter neuen Gestirnen. Wirft er aber den Blick zur gegenwärtigen Welt hinab, so ist es am liebsten in der stillen Stunde des Abends, wenn der Mond am Himmel heraufzieht, und mit blassem Lichte das Laub der Wipfel versilbert. Und auch sonst wählt er, wenn er die Natur malt, die blassen und durchsichtigen Farben der Elemente, des Wassers, der Luft, des durchsichtigen Himmels. Oft berührt er uns, wie ein heiterer Wintertag, wo frischgefallener Schnee blendet, wo der tiefe Himmel in eine noch weitere Ferne zurückgespannt scheint, und die stillstehende Natur ehrfurchtgebietend schweigt. Und dann mahnt uns auch wieder dieses schneereine weiße Colorit, diese winkellose Geradheit, dieses Vorherrschen des Edeln vor dem Reizenden, des Achtungswerthen vor dem Anlockenden, an den Sommerglanz weißer Lilienfelder, deren Schmelz dem frischgefallenen Schnee so ähnlich ist. Wo aber seine Oden das Ueberirdische streifen und niedersinken in Andacht, da wird die Sprache oft zum Stammeln, nur wieder der Andacht selbst verständlich. Vor den Strahlen einer höheren Schönheit erbleicht alle Schönheit des Worts. Die Seele verschluckt den größten Theil ihrer Laute, und läßt das Uebrige nur wie einzelne abgebrochene Seufzer hervorklingen, wie wenn der Wind über eine Aeolsharfe streicht, und nun nach Zufall diese oder jene Saite berührt, oder so wie ein erquickender Maischauer über die dürstende Flur herabsinkt, und seine Demanttropfen nach Zufall bald auf dieses, bald auf jenes Hälmchen spritzt — dann lacht die Sonne hervor, und Alles erglänzt wie Juwelen.

Dante und Klopstock erschufen den modernen Platonismus in der Poesie unter der Form der Andacht. Eine andere Einführung des Griechenthums ist die kritische unter der Form des guten Geschmacks. Dieses ist das französische Griechenthum. Von den Deutschen steht Wieland auf dieser Seite. Das Griechenthum wird hier Sache der Eleganz und der Mode. Es tritt daher äußerlich sehr entschieden und fertig auf, ohne aber irgend eine innere Gemüthsumwandlung zu bewirken. Niemand ist weiter entfernt von den Motiven des antiken tragischen Pathos, als Corneille, Racine und Voltaire. Sie haben sich sogar nicht gescheut, die einfache Größe der Iphigenia und des Oedipus durch Liebesintrigue zu entstellen. So entfernt waren sie von der Seele des griechischen Ideals. So wenig war ihr Dichten und Trachten über den gährenden Zustand der Elemente ihres Sagenkreises hinausgegangen. Ihr Griechenthum bestand in Eleganz und gutem Geschmack, ihre Poesie dagegen in einem aus altem Herkommen stammenden Spiel mit den beiden Principien der Ritterlichkeit, Ehre und Liebe. Von diesen besteht die Ehre im conventionellen Ehrenpuncte, welcher identisch ist mit dem Puncte der Degenspitze, und nicht mit einer innerlichen großen Gesinnung. Die Liebe geht nicht hinaus über die oberflächliche und gezwungene Manier des provençalischen Minnegesangs. Sie wird nur gebraucht, um widerspruchreiche und interessante Stellungen der Personen gegen einander herbeizuführen. Sie erscheint daher immer nur groß als Mittel, nie an und für sich. Sie ist nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Gewürz an allerlei anderer Speise hochgeschätzt. . . .

Sowie Dante von der wissenschaftlichen Tendenz seiner Zeit durchdrungen war, so Goethe von der der seinigen. Die Stärke jener Zeit lag in der Verstandesschärfe der Scholastik, die Stärke dieser in der Unparteilichkeit und dem festen Boden der empirischen Wissenschaften. Goethe war in eben so hohem Grade Wissenschaftsforscher, als Dante. So wie Dante sich der unsichtbaren Welt vollkommen zu bemächtigen suchte, so Goethe der sichtbaren, und in dieser vorzüglich der unsere Sinne am meisten und unumgänglichsten gefangen nehmenden Erscheinungen. Wohin wir sehen, umgibt uns das Licht; denn wir sehen durch es und in ihm, wir sehen alle Gegenstände nur, wie es sie uns durch seinen Farbenwechsel interpretirt. Die Eindrücke, von denen wir sonst am wenigsten verlassen werden, sind die, welche von der Mechanik unsers eigenen Leibes und seines Knochenbaues herrühren. In der Außenwelt sind es die Steine und Pflanzen, die unseren Füßen bei jedem Schritte begegnen; und heben wir die Augen aufwärts, bieten mannigfaltige Wolkenformationen einen immer wechselnden und interessanten Anblick. Diese Unausweichlichkeiten beschäftigten fortwährend Goethe's Nachdenken; weit weniger thaten es die Wissenschaften, welche erst durch das Organ historischer Erinnerung, chemischer Analyse, mathematischen Calculs dem inneren Auge erscheinen; und sein Bestreben war allenthalben, das vom inneren Blick Gesehene möglichst auf den äußeren Blick zu reduciren. Eine ähnliche Richtung hatte auch Goethe's Poesie. Denn ihre

Ideale waren theils wirkliche Gestalten lebendiger Lebenserfahrung, welche das Auge des Dichters als verklärender und erhöhender Spiegel auffieng, theils schlossen sie auch da, wo sie rein von innen aus geboren waren, einen engen Bund mit dem Leben, nahmen der Wirklichkeit entflossene Elemente in sich auf.

Schiller war ein eben so wissenschaftlicher Geist, als Goethe, aber von entgegengesetzter Richtung. Bei ihm bildet sein wissenschaftliches Leben eine noch weit enger verwachsene Ader des poetischen, wie bei Goethe. So wie Schiller in Hinsicht des Liebesideals sich dem neuen Strom entgegen wieder mehr auf die italiänische Seite gewendet hat, so ist er auch in der Wissenschaft von den Bestrebungen kleinerer philosophischer Kreise entflammt worden, welche dem reißenden allgemeinen Strom moderner empirischer Forschung mit großer Anstrengung entgegen schwammen. Die kantische Speculation ergriff seine Seele mit solcher Gewalt, daß durch seine Poesie ein fortwährendes philosophisches Selbstgespräch durchklingt, ein unbeendigter Seelenkampf zwischen Glauben und Zweifel, zwischen Hingebung der Seele ans ahnende Gefühl und Widerspruch einer grüblerischen Reflexion. Schiller's Poesie ist voll der erhabenen Selbstkämpfe, die den Dante so sehr charakterisiren; nur daß bei letzterem dieselben auf dem Felde der Kirche, bei ersterem auf dem der Philosophie ausgefochten werden. Darum ist Schiller herber als Goethe. Wenn sich die Glücklichen bei ihm in die Regionen des Olymps hinaufträumen, so vergessen sie dabei nicht das Herbe, daß sie nur eines ehemaligen Gottes schöne Trümmer sind; wenn sie sich im Haine versammeln, vergessen sie nicht, die friedliche Quelle anzurufen, daß sie sich zu einem Strome anschwelle, um mit empörten Wellen das Heiligthum zu vertheidigen; und wenn die grünen Hügel der Unsterblichkeit der entzückten Seele entgegenwinken, so ist es nur ein kleiner Nachen ohne Fährmann, welcher hinüberbringt.

168. Zur allgemeinen Litteraturwissenschaft. — Eigenthümliche Natur der Dichtkunst.

(*W. v. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1797]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 59—61.)

Die Poesie ist die Kunst durch Sprache. In dieser kurzen Beschreibung liegt für denjenigen, welcher den vollen Sinn dieser beiden Wörter faßt, ihre ganze hohe und unbegreifliche Natur. Sie soll den Widerspruch, worin die Kunst, welche nur in der Einbildungskraft lebt und nichts als Individuen will, mit der Sprache steht, die bloß für den Verstand da ist, und Alles in allgemeine Begriffe verwandelt, — diesen Widerspruch soll sie, nicht etwa lösen, so daß nichts an die Stelle trete, sondern vereinigen, daß aus beiden ein Etwas werde, was mehr sei, als jedes einzeln für sich war. Ueberall aber, wo im Menschen widersprechende Eigenschaften zu etwas Neuem verknüpft werden, da ist er gewiß, in seiner höchsten Natur zu erscheinen. Denn diese Eigenschaften widersprechen sich schlechterdings so lange, als seine innere Geistesstimmung der wirklichen Welt um ihn her gleicht, und es gibt kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, als wenn man ihn aus dieser Beschränktheit hinweg in ein unendliches Feld versetzt, ihn an der Hand der Philosophie in die Region der Ideen hinüberführt, oder auf den Flügeln der Poesie zu Idealen erhebet.

Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her, weil die Einbildungskraft im Gefolge der Sinne am leichtesten äußere Gestalten zurückführt. Dadurch ist die Dichtkunst unmittelbar, und in einem weit höheren Sinn, als jede andere Kunst, für zwei ganz verschiedene Gegenstände gemacht: für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen; und dadurch kann sie in einer zwiefachen, sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nachdem sie sich mehr auf die eine, oder die andere Seite hinneigt.

In beiden Fällen hat sie die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, und sich der Vorzüge zu erfreuen, die sie gerade dadurch genießt, daß diese, und daher der Gedanke, das Organ ist, durch das sie wirkt; allein wenn es die inneren Formen sind, die sie zu ihrem Objecte wählt, dann findet sie in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel.

Denn nunmehr ist diese der einzige Schlüssel zu dem Gegenstande selbst; die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, muß sich nun an die Vernunft anschließen; und wenn schon auf der einen Seite der Geist durch die Größe und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen wird, so muß noch außerdem auch die Kunst einen noch höheren und rascheren Aufflug nehmen, um auch noch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellectuell, als sentimental ist.

Diese Gattung, in der uns das Beispiel der Alten fast gänzlich verläßt, ist, sie mag nun rein oder vermischt mit andern erscheinen, der eigentliche Gipfel der neueren Poesie, und kann ihr eigenthümlich genannt werden. Je entschiedener sich dieselbe jedoch von der andern trennt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem leichtesten und einfachsten Begriffe der Kunst.

Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigenthümlicher angehören, mehr geneigt sein, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst, oder die der Kunst durch die Sprache geltend zu machen, dem gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen, oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich großer Dichter; aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem andern betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschaftlichen Pfad mit allen übrigen Künsten, nur auf seine Weise, verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Worts Dichter heißen, als in diesem.

169. Ueber die Kunst der Prosa.

(*G. C. J. Hoffmann*, Philosophie der Rede oder Rhetorik [1841] S. 14—20.)

Wundern kann man sich nicht, wenn aus dem unbestimmten Zustand, in welchem die Rhetorik zwischen Aesthetik und Ethik hin und her schwankte, sonderbare Erscheinungen von allerlei Art sich erzeugten, die bald aufs ästhetische, bald aufs ethische Extrem geriethen. Zu den erstern, die natürlich vorwiegen, weil sie der allgemeinen Auffassung analog sind, gehören z. B. aus früherer Zeit Moriz' Werk über den Styl und viele ähnliche, aus der neuern Mundt's Schrift über die Kunst der deutschen Prosa, die jedoch auch noch nach der sprachlichen Seite ausweicht und auch schon Ahnungen der Wahrheit enthält. Der allgemeine Charakter dieser Erscheinungen ist, die Rede als Naturproduct zu beschreiben und das Genie als Quelle der Gesetze zu preisen. Gerade entgegengesetzt ist der seltsame Versuch Theremins, die Beredsamkeit zu einem Theil der Sittenlehre zu machen und so in dem aristotelischen Standpunct noch über Aristoteles selber hinauszugehen. Allein weder die eine, noch die andere Seite ist im Stande, die Besonderheit des Gegenstandes aus sich zu deduciren; sie vermögen nur von außen ihre Gedanken daran zu knüpfen.

So weist uns Alles auf Befriedigung des Einen Bedürfnisses hin, das uns bei allen Auffassungen ungestillt blieb, zu erforschen, wie der Gedanke dazu komme, Gegenstand der Anschauung sowie der sittlichen Benutzung sein zu können. Die Fähigkeit zum erstern zeigt ihn als etwas Körperliches, die zum zweiten als etwas, das in der sittlichen Welt existirt. Beide Eigenschaften aber sind dem Gedanken an sich vollkommen fremd, sie gehören beide zur Realität einer Sache, theils zur physischen, theils zur ethischen. Der Gedanke aber ist aller Realität völlig fremd, er ist das rein Ideelle, und das Räthsel, das wir zu lösen haben, ist also die Frage, wie der Gedanke aus einem Ideellen zu einem Reellen werde. Damit tritt die Rhetorik in die Reihe der Wissenschaften, die sich mit dem Gedanken beschäftigen und wir haben ihr hier eine bestimmte Stelle anzuweisen. Da nun hauptsächlich zwei Wissenschaften die Gesetze des Gedankens behandeln, die Logik und die Grammatik oder Sprachwissenschaft, so hat sich das Streben erzeugt, unsere Wissenschaft in der einen oder der andern unterzubringen. Man hat der Logik einen materialen Theil beigefügt, oder aus ihr, wie z. B. Schleiermacher, eine Dialektik gemacht, und so die Form des Gedankens mit einem Inhalt versehen. Und allerdings betrachtet auch die Logik den Gedanken

nicht als inhaltlosen, da ja nur an einem Inhalt die Mannigfaltigkeit der Form sich entfaltet. Aber da gleichwohl in ihr streng geschieden und nur die Mannigfaltigkeit der im Gedanken als solchem liegenden Formen betrachtet wird, so bleibt für den andern Theil nur der Inhalt als bloßes Object, im Unterschiede vom Denken. Man muß dann entweder, wie die ältern Versuche einer materialen Logik zeigen, alle Wissenschaften mit aufnehmen, oder, wie die Dialektik, das Verhältniß von Sein und Denken im Allgemeinen betrachten, also in die Metaphysik überspringen. Immer wird das Denken als ideelles festgehalten, und eine Rhetorik war daher hiebei gar nicht möglich, sie lag noch außerhalb des hervorgebrachten Products. Dagegen hat man sie als Theil der Sprachwissenschaft retten zu können geglaubt. Dieses Bestreben mißlingt freilich im ersten Anlauf schon, wenn man dabei, wie Reinbeck, davon ausgeht, die Sprache als Mittel zu Zwecken des Gedankens zu betrachten und so die Rhetorik und Poetik zu construiren. Denn eben damit ist gesagt, daß das hier auftretende Princip von dem in der Sprache waltenden wesentlich verschieden sei, weil das Verhältniß von Mittel und Zweck ein rein äußeres ist, und so wird die Rhetorik und Sprachwissenschaft in eben dem Satze, der ihre Verbindung begründen soll, vollkommen getrennt. Allein auch andere neuere Rhetoriker gehen von derselben Ansicht aus und sind dazu durch die Bemerkung veranlaßt, daß in der Sprache der Gedanke ein reelles Ding ist. Aber freilich die körperliche Realität des Schalles ist von der Lehre von der Eintheilung der Gedanken u. s. w. so weit entfernt, daß nur durch die Eine Abtheilung der Sprachlehre, die mit dem Laut nichts zu thun hat, die Syntax, jene Verbindung sich vermitteln läßt. Aber die Syntax, als die Lehre vom Satz, d. h. dem reell gewordenen Gedanken, kann nur zeigen, wie sich die reelle Form desselben ins Einzelne gestaltet; seine ideale Natur faßt sie nicht ins Auge, und ihre Verhältnisse entsprechen daher den logischen nicht im geringsten. Somit ist der Proceß des Reellwerdens des Gedankens schon ganz abgeschlossen und eben in ihm die Grenze der Sprachlehre zu suchen. Während daher die Sprache als Reelles nur in verschiedenen Formen, den einzelnen Sprachen, zur Erscheinung kommt, ist das Gesetz der Rede ein allgemeines, nicht im mindesten anders für den Deutschen, als für den Römer und Griechen. Können wir doch die Regeln des Cicero für unsere Reden unmittelbar anwenden, die der lateinischen Grammatik aber höchstens als Muster, um Aehnliches für die deutsche Sprache zu bilden. Die Vermischung ist also unberechtigt und hat mannigfache üble Folgen herbeigeführt. Einmal nämlich sind ganze Massen von Dingen, die zur Grammatik gehören, in die Rhetorik übergetragen worden, wie man z. B. in Reinbecks Rhetorik §. 101—110 sehen kann. Noch auffallender aber sind die Folgen dieses Irrthums in den Werken von Rinne, wo die ganze Anordnung davon inficirt wird. Eine zweite Folge ist die Unmöglichkeit eines richtigen Verhältnisses von Rhetorik und Poetik. Denn der Unterschied von Poesie und Prosa ist vom sprachlichen Standpunct aus seinem Wesen nach nicht zu begreifen; er muß daher entweder unrichtig aus der Sprache abgeleitet, oder aber selbst unrichtig gefaßt werden, wie z. B. die Reinbecksche Bestimmung beweist, die Poesie als Darstellung des Ideellen wende sich an den Menschen vorzüglich von Seiten seiner Sinnlichkeit, die Prosa als Darstellung des Reellen mehr an die geistige Seite, ein Satz, in welchem der Widerspruch auf die Spitze getrieben ist. Die dritte nachtheilige Folge ist die Ansicht, daß auch die Prosa des gemeinen Lebens Gegenstand der Rhetorik sei. In diesem Gebiet ist nun allerdings der Gedanke und sein Ausdruck bloß noch ein Mittel; die äußerlichsten Rücksichten bestimmen die Gesetze dieser Darstellung; und wenn die Rhetorik sich mit solchen Dingen abgibt, so grenzt sie an Briefsteller und Werke über die Höflichkeit, hört aber auf eine Wissenschaft zu sein. Noch ist zu bemerken, daß die Vereinigung der Rhetorik mit der Logik eine natürliche Verwandtschaft mit der aristotelischen, die mit der Grammatik eine Neigung zur ästhetischen Betrachtungsweise hat.

Nachdem so die Irrwege gezeigt sind, so wird es nicht mehr schwer sein, das wirkliche Verhältniß der Rhetorik zu den verwandten Wissenschaften darzulegen. Die Grundlage für jede Betrachtung des Denkens gibt uns die Psychologie. Denn der Gedanke ist eine Lebensäußerung des Geistes, die, wie überhaupt jede Einzelthätigkeit desselben, nur in seiner Berührung mit der Natur zu Stande kommt. Es muß daher eine Wissenschaft geben, die jene Berührung des Geistes mit der Natur selbst ihrem Wesen nach untersucht, um daraus die Bedingungen abzuleiten, unter denen alle geistigen Thätigkeiten stattfinden. Steht dies fest, so ergeben sich nun verschiedene Kreise des geistigen Lebens, von denen wir aber nur Einen festhalten, nämlich die theoretische Sphäre, die Erkenntniß oder den Gedanken, wo der Geist die Natur oder das reelle Sein in die Form seines geistigen Lebens umsetzt. Der Gedanke kommt

zu Stande durch Aufnahme irgend eines Dings in den Geist, wobei also die Art der Existenz dieses Dings, sei nun das Ding was es wolle, eine geistige sein muß. Es ergibt sich also eine zweite Wissenschaft, welche die allgemeinen Formen des geistigen Seins, d. h. die Gesetze darstellt, nach welchen ein Ding im Geist existirt; die Gültigkeit derselben erstreckt sich natürlich auf alle Gedanken gleichmäßig, weil in jedem ein Ding gedacht wird. Diese Wissenschaft ist die Logik. Der Inhalt des Gedankens scheint dem Geiste durch das Ding, das seinen Stoff ausmacht, mit Nothwendigkeit gegeben zu sein. Wäre aber dem in der That so, so würde der Geist sein Wesen verleugnen, das in der schöpferischen Macht über alle Dinge besteht. Der Stoff kann daher ihm gegenüber nur als ein passives Material erscheinen, dessen Beschaffenheit sich zwar im Gedanken immerhin darstellt, aber für ihn selbst gleichgültig ist und die Form seines Verfahrens nicht bestimmen kann. Somit ist das Verhalten des Geistes zum Stoffe ein freies, und nur aus diesem Verhalten, nicht aus der Natur des Stoffes, kann die Gestalt des Gedankens, soweit sie nicht durch das Wesen des Gedankens an sich schon bestimmt ist, erklärt werden. Der Geist kann sich aber zum Stoff auf zwei verschiedene Weisen verhalten. Denn der Stoff tritt ihm nicht unmittelbar körperlich gegenüber, sondern in dem von der Seele geschaffenen Bilde der Vorstellung. In diesem selbst aber sind zwei Elemente, ein objectives, durch welches der Gegenstand sich die Bestimmtheit erhält, die er hat, und ein subjectives, durch welches er in seiner Bestimmtheit Geschöpf der Seele ist. Nun kann das letztere das normgebende sein und vom Geist als solches erhalten werden, wo dann die Bestimmtheit des Stoffs frei benutzt wird, um in ihm das Leben der Seele darzustellen. Bei diesem Verfahren wird also der Stoff als äußerer weggeworfen und ihm seine Existenz aus dem Leben der Seele frei geschaffen. Daher führt dieses Verhalten des Geistes zum Stoff den Namen Poesie (ποιησις von ποιεω schaffen). Es kann aber auch das objective Element als das normgebende erhalten, also der Gegenstand nach seinem wirklichen Sein dargestellt, und die Thätigkeit der Seele nur als Träger desselben benutzt werden. Das Product dieses Verfahrens heißt Prosa (eigentlich *proversa oratio*, ungebundene Rede, ein Name, der sich also ursprünglich nur auf die sprachliche Form bezieht und dem Vers entgegenzusetzen ist, aber auch gebräuchlich geworden ist, um das Gedankenproduct zu bezeichnen, das jener sprachlichen Form entspricht. Auch so ist der Name noch nicht parallel mit dem der Poesie, die eigentlich nicht das Product, sondern die Thätigkeit bezeichnet. Wollte man einen entsprechenden Namen für die Thätigkeit, deren Product die Prosa ist, so wäre etwa das griechische Wort ϱησις vorzuschlagen). Durch diese Beziehung zur Vorstellung der Seele wird der Gedanke fähig, eine Realität anzunehmen, die ihm an sich fremd ist, und deren Bedingungen auch wieder außerhalb der Verbindung von Gedanke und Vorstellung oder Anschauung liegen, da die letztere schon als fertig vorausgesetzt wird, wenn erstere eintreten sollen. Jene Bedingungen aber oder die Gesetze für die Erschaffung des Gegenbilds eines Gedankens in der natürlichen Welt enthält die Sprachlehre, die den fertigen und abgeschlossenen Gedanken nach Art der körperlichen Dinge in einzelne Substanzen auflöst und ihm dadurch die Fähigkeit gibt, auch in äußerliche Beziehungen zu treten, die ihn dann weiterhin mit der Mannigfaltigkeit des reellen Seins ausstattet, und endlich dem Laut, als dem Körper des Gedankens, übergibt. Sie beschäftigt sich also nicht mit den Gesetzen des Gedankens, sondern mit denen seiner Verkörperung.

Wenn wir nun die genannten Wissenschaften von der Rhetorik absondern, so ist es doch natürlich, daß sie dieselbe an vielen Puncten berühren. Neben der genauen Abgränzung werden wir daher doch Einzelnes aus diesen und andern Disciplinen hereinnehmen müssen, nicht um es hier zu behandeln, sondern weil es als bekannt muß vorausgesetzt werden. Wären freilich alle vollkommen ausgebildet und jedem Leser gegenwärtig, so brauchten wir an manches nur zu erinnern, was jetzt genauer besprochen werden muß.

Die Rhetorik ist nach dem Obigen die Wissenschaft, welche die Gesetze des Gedankens behandelt, die aus der Beziehung des Geistes auf seinen Stoff hervorgehen und zwar in dem Falle, wo der Geist das objective Element im Stoffe zur Norm der Darstellung hat; oder sie ist die Lehre von den Gesetzen der Darstellung eines objectiven Inhalts im Gedanken. Aus diesem Begriffe ergeben sich zugleich die Theile, in welche sie zerfällt. Es handelt sich von der Darstellung eines objectiven Inhalts im Gedanken, und die erste Frage muß daher sein, wie der Gedanke zum objectiven Inhalt gelange. Es wird hier das Verhältniß des Objects als Gedankeninhalt zum Object außerhalb des Gedankens erörtert, und wir nennen diesen Theil die Lehre von der Aufnahme eines Inhalts in den Gedanken. Nun ist aber der Inhalt als aufgenommener zugleich ein objectiver und muß sich als solcher offenbaren; es fragt sich also, auf

welche Weise sich die Objectivität eines Inhalts innerhalb des Geistes offenbare. Da nun die Objectivität in der Erscheinung der Bestimmtheit als Vielheit besteht, die somit innerhalb der Einheit des Gedankens sich darstellt, so nennen wir diesen Theil die Lehre von der Anordnung des Inhalts im Gedanken. Allein diese Objectivität ist doch nur im Gedanken, der Inhalt muß folglich als objectiv reelles Ding zugleich geistiges sein und es fragt sich, wie denn im Geist ein Reelles bestehen könne. Dies geschieht nur, indem die Realität in geistige Form umgesetzt wird, so daß der Geist seiner eignen Existenz die Fähigkeit verschafft, als reelles Ding zu erscheinen, also sie in bestimmte, einzelne Form ausprägt, weshalb wir diesen Theil die Lehre vom Ausdruck des Gedankens nennen. Wenn diese Theile den alten Namen *inventio*, *dispositio*, *elocutio* entsprechen, so liegt sowohl die abweichende Fassung dieser Begriffe, als die Gründe zur Ausschließung der übrigen hergebrachten Theile in dem bisher Gesagten.

170. Zur vergleichenden Kunstwissenschaft*). — Verwandtschaft der Künste.

(*W. v. Humboldt*, Aesthetische Versuche I. [1799]; Gesammelte Werke IV. [1843] S. 46–48.)

Alle Künste umschlingt ein gemeinschaftliches Band; alle haben sie dasselbe Ziel, die Phantasie auf den Gipfel ihrer Kraft und ihrer Eigenthümlichkeit zu erheben. Sie haben sich nur getrennt, weil jede für sich etwas besitzt, wodurch sie diese allgemeine Wirkung auf eine eigne Art zu erreichen vermag, und was den andern, in Vergleichung mit ihr, mangelt. So fehlt der Malerei die Vollendung der Form, der Bildhauerkunst die Wirkung der Farben, beiden die lebendige Bewegung, der Musik die Schilderung der Gestalten, der Dichtkunst die Anschaulichkeit und die Stärke, mit welcher die mannigfaltigsten Bestandtheile, die sie in sich vereinigt, jeder einzeln für sich, erscheinen.

Der Mensch, dem es daran liegt, die Kunst mit allen Sinnen in sich aufzunehmen, muß es verstehen, sich in eine Mitte von allen zu stellen, mit dichterischem Sinn das Werk des Malers, mit malerischem Auge das Werk des Dichters zu betrachten. Der Künstler, der nicht anders als von einem einzelnen Punct aus wirken darf, muß dennoch so das Ganze ins Auge fassen, daß er immer eigentlich dem allgemeinen Ideal der Kunst nachstrebt, nur so, wie seine besondere Gattung es bestimmt. Durch diese Bearbeitung seiner Kunst nach den Forderungen aller Kunst überhaupt erhält er sich alle Verbindungen mit ihren Schwestern — denen er sich nie unmittelbar, sondern immer nur in jenem allgemeinen Verbindungspuncte nähern darf — leise und locker. Und diese Verbindungen sind es, welche die Phantasie wirklich einzugehen versuchen soll; keine Kunst soll den Menschen ausschließlich für sich, jede ihn zugleich für alle anderen, für die Kunst überhaupt stimmen; und in jedem großen Kunstwerk ist immer eine doppelte Eigenthümlichkeit auffallend: eine durch die es der besonderen Kunst angehört, die es schuf, und eine, durch die es einen Styl an sich trägt, der durch alle übrigen Künste hindurch eine gleiche Anwendung erlaubt, und so sichtbar mit dem Gepräge dieser seiner Allgemeinheit gestempelt ist, daß er sogar einladet, diese Anwendung selbst in Gedanken zu versuchen. Wem z. B. führt nicht der belvederische Apoll das Wandeln des zürnenden Gottes in der Ilias, wem diese Stelle des Dichters nicht das göttliche Bild in die Seele zurück?

Der Künstler hat also zweierlei Ansprüche zu befriedigen, die Ansprüche der Kunst überhaupt, und die der besonderen, die er gewählt hat. Die erstere verlangt, daß er, ihre allgemeinen Forderungen streng im Auge, alle Mittel, die seine Kunst ihm in die Hände gibt, nur dazu anwende, diese zu befriedigen, nicht aber sie selbst einseitig glänzen zu lassen; die letztere fordert dagegen mit gleichem Recht, daß er alle Vorzüge, die sie ihm darbietet, auch in ihrem ganzen Umfang und in ihrer vollen Stärke geltend mache. Gegen die erstere Regel verstößt der Maler, welcher dem Colorit ein verhältnißwidriges Uebergewicht über die Schönheit der Formen und die Anordnung des Ganzen erlaubt; gegen die zweite der, welcher dagegen, das Colorit vernachläßi-

*) Für Nr. 170 und 171 sollten wir eine eigene Rubrik machen — Vergleichende Morphologie des Geistes —, worin das, was in der neueren Zeit bei uns Aesthetik oder Philosophie der schönen Kunst heißt, seinen Platz hat. Da der Raum nur diese beiden Nummern zu geben gestattet, so hängen wir sie ohne weiteres dem Vorigen an, wie es in ähnlichem Falle bei Nr. 51 geschah.

gend, die Lebhaftigkeit und Stärke verkennt, welche Farbe, Licht und Schatten seinem Werke zu geben im Stande sind. Endlich kann der Künstler, um die Aufzählung der Abwege, welche er, von diesem Standpuncte aus betrachtet, zu vermeiden hat, vollständig zu machen, auch drittens weder die Kunst überhaupt, noch seine eigne besondere, sondern eine dritte, ihm fremde, einseitig begünstigen und nachahmen. So gibt es Dichter, die fast durchaus bloß musikalisch wirken, und so kennen wir Maler, deren Figuren mehr den Bildsäulen, als der Natur gleichen.

So wie der Künstler objectiv irren kann, indem er das wahre Verhältniß zwischen der Kunst überhaupt, seiner eignen insbesondere und ihren Schwestern verfehlt, so kann er es auch subjectiv in Rücksicht auf das Verhältniß seiner Individualität, der Natur des Künstlers überhaupt und der Eigenthümlichkeit anderer Künstler. Er kann der ersteren zu viel oder zu wenig einräumen, oder sie endlich ganz aufgeben und gegen eine fremde vertauschen.

Ueberall, wo er sich zu einseitig bloß auf seinen einzelnen Standpunct beschränkt, da verfällt er ins *Manierirte*, sei es nun ins Manierirte der Kunst, wenn er seiner Kunst, oder ins Manierirte des Styls, wenn er seiner Individualität zu viel einräumt.

171. Manier, Styl und Originalität.

(*G. W. F. Hegel*, Vorlesungen über die Aesthetik I.; Werke XI. [1835] S. 375–384.)

Wie sehr nun aber vom Künstler eine Objectivität in dem so eben angedeuteten Sinne muß gefordert werden, so ist die Darstellung dennoch das Werk *seiner* Begeisterung, indem er sich als Subject ganz mit dem Gegenstande zusammengeschlossen, und dessen Kunstverkörperung aus der inneren Lebendigkeit *seines* Gemüths und *seiner* Phantasie heraus geschaffen hat. Diese Identität der Subjectivität des Künstlers und der wahren Objectivität der Darstellung ist die dritte Hauptseite, die wir jetzt kurz noch betrachten müssen, insofern sich in ihr das vereinigt zeigt, was wir bisher als Genie und Objectivität gesondert haben. Wir können diese Einheit als den Begriff der echten *Originalität* bezeichnen.

Ehe wir jedoch bis zur Feststellung dessen, was dieser Begriff in sich enthält, vordringen, haben wir noch zwei Puncte ins Auge zu fassen, deren Einseitigkeit aufzuheben ist, wenn die wahre Originalität soll hervortreten können; dies ist die subjective *Manier* und der *Styl*.

a. *Die subjective Manier.* Was erstens die *Manier* angeht, so muß sie in dieser Beziehung wesentlich von der Originalität unterschieden werden. Denn die Manier betrifft nur die *particulären* und dadurch *zufälligen Eigenthümlichkeiten* des Künstlers, insofern sie, ohne aus der *Sache* selbst und deren idealen Darstellung hervorzugehen, dennoch in der Production des Kunstwerks hervortreten und sich geltend machen.

α. Manier in diesem Sinne des Worts betrifft dann nicht die allgemeinen Arten der Kunst, welche an und für sich eine unterschiedene Darstellungsweise erfordern, wie z. B. der Landschaftsmaler die Gegenstände anders aufzufassen hat als der historische Maler, der epische Dichter anders als der lyrische oder dramatische; sondern Manier ist eine nur diesem Subject angehörige Auffassungsart und zufällige Eigenthümlichkeit der Ausführung, welche sogar bis dahin fortgehen kann, mit dem wahren Begriff des Ideals in *directen Widerspruch* zu gerathen. Von dieser Seite her betrachtet ist die Manier das Schlechteste, dem sich der Künstler hingeben kann, indem er sich, statt die Kunst in sich walten zu lassen, in seiner Subjectivität als solcher gehen läßt. Die Kunst aber hebt überhaupt die bloße Zufälligkeit des Gehalts sowohl als der äußeren Erscheinung desselben auf, und stellt daher auch an den Künstler die Forderung, die zufälligen Particularitäten seiner subjectiven Eigenthümlichkeit in sich zu tilgen.

β. Deshalb stellt sich denn auch *zweitens* die Manier nicht etwa der wahren Kunstdarstellung direct entgegen, sondern behält sich mehr nur die *äußeren Seiten* des Kunstwerks als Spielraum für die Particularität der subjectiven Behandlungsweise vor. Diese Art der Manier findet deshalb am meisten in der Malerei und Musik ihre Stelle, weil diese Künste für die Auffassung und Ausführung die meiste Breite äußerlicher Seiten darbieten. Eine eigenthümliche, dem besonderen Künstler und dessen Nachfolgern und Schülern angehörige und durch die häufige Wiederholung bis zur Gewohnheit ausgebildete Darstellungsweise macht hier die Manier aus, welche sich nach zweien Seiten hin zu ergehen die Gelegenheit hat.

αα. Die erste Seite betrifft die Auffassung. Der

Ton der Luft z. B., der Baumschlag, die Vertheilung des Lichts und Schattens, der ganze Ton der Färbung überhaupt läßt in der Malerei eine unendliche Mannigfaltigkeit zu. Besonders in der Art der Färbung und Beleuchtung finden wir deshalb auch bei den Malern die größte Verschiedenheit und eigenthümliche Auffassungsweise. Dies kann etwa auch ein Farbenton sein, den wir im Allgemeinen in der Natur nicht wahrnehmen, weil wir unsre Aufmerksamkeit, obschon er vorkommt, nicht darauf gerichtet haben. Diesem oder jenem Künstler aber ist er aufgefallen, er hat ihn sich angeeignet, und ist nun Alles in dieser Art der Färbung und Beleuchtung zu sehen und wiederzugeben gewohnt geworden. Wie mit der Färbung kann es ihm dann auch mit den Gegenständen selber, ihrer Gruppirung, Stellung, Bewegung, Charakter u. s. w. gehen. Besonders bei den Niederländern treffen wir diese Seite der Manier häufig an; van der Neer's Nachtstücke z. B. seine Behandlung des Mondlichts; van der Goyen's Sandhügel in so vielen seiner Landschaften, der immer wiederkehrende Glanz des Atlas und anderer Seidenstoffe auf so vielen Bildern anderer Meister gehören in diese Kategorie.

ββ. Weiter sodann erstreckt die Manier sich auf die Execution, auf die Führung des Pinsels z. B., Auftragung, Verschmelzung der Farben, u. s. w.

γγ. Indem nun aber solch eine specifische Art der Auffassung und Darstellung durch die stets sich erneuende Wiederkehr zur Gewohnheit verallgemeinert und dem Künstler zur anderen Natur wird, liegt die Gefahr nahe, daß die Manier, je specieller sie ist, um so leichter zu einer seelenlosen und dadurch kahlen Wiederholung und Fabrication ausarte, bei welcher der Künstler nicht mehr mit vollem Geist und ganzer Begeisterung dabei ist. Dann aber sinkt die Kunst zu einer bloßen Handgeschicklichkeit und Handwerksfertigkeit herunter, und die an sich selbst nicht verwerfliche Manier kann zu etwas Nüchternem und Leblosem werden.

γ. Die echtere Manier hat sich deshalb dieser beschränkten Besonderheit zu entheben, und in sich selbst so zu erweitern, daß dergleichen specielle Behandlungsarten sich nicht zu einer bloßen Gewohnheitssache abtödten können, indem sich der Künstler in a l l g e m e i n e r e r Weise an die Natur der Sache hält, und sich diese allgemeinere Behandlungsart, wie deren B e g r i f f es mit sich führt, zu eigen zu machen versteht. In diesem Sinne kann man es z. B. bei Goethe Manier nennen, daß er nicht nur gesellschaftliche Gedichte, sondern auch sonstige ernsthaftere Anfänge durch eine heitere Wendung geschickt zu beendigen weiß, um das Ernsthafte der Betrachtung oder Situation wieder aufzuheben oder zu entfernen. Auch Horaz in seinen Briefen folgt dieser Manier. Dies ist eine Wendung der Conversation und geselligen Behaglichkeit überhaupt, welche um nicht tiefer ins Zeug hineinzugerathen an sich hält, abbricht, und das Tiefere selbst wieder mit Gewandtheit ins Heitere hinüberspielt. Auch diese Auffassungsweise ist zwar Manier und gehört zur Subjectivität der Behandlung, aber zu einer Subjectivität, die allgemeinerer Art ist, und ganz so verfährt, wie es innerhalb der beabsichtigten Darstellungsart nothwendig ist. Von dieser letzten Stufe der Manier aus, können wir zur Betrachtung des Styls hinüberschreiten.

b. S t y l. *Le style c'est l'homme même* ist ein bekanntes französisches Wort. Hier heißt Styl überhaupt die Eigenthümlichkeit des Subjects, welche sich in seiner Ausdrucksweise, der Art seiner Wendungen u. s. f. vollständig zu erkennen gibt. Umgekehrt sucht Hr. v. Rumohr (Ital. Forschungen I. p. 87) den Ausdruck Styl »als ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die inneren Forderungen des Stoffes zu erklären, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen macht,« und theilt in dieser Beziehung höchst wichtige Bemerkungen über die Darstellungsweise mit, welche das bestimmte sinnliche Material der Sculptur z. B. erlaubt oder verbietet. Jedoch braucht man das Wort Styl nicht bloß auf diese Seite des s i n n l i c h e n Elementes zu beschränken, sondern kann es auf diejenigen Bestimmungen und Gesetze künstlerischer Darstellung ausdehnen, welche aus der Natur einer Kunstgattung, innerhalb deren ein Gegenstand zur Ausführung kommt, hervorgehen. In dieser Rücksicht z. B. unterscheidet man in der Musik Kirchenstyl von Opernstyl, in der Malerei historischen Styl von dem der Genremalerei u. s. f. Der Styl betrifft dann eine Darstellungsweise, welche den Bedingungen ihres Materials eben so sehr nachkommt, als sie den Forderungen der Auffassung und Durchführung bestimmter Kunstgattungen und deren aus dem Begriff der Sache herfließenden Gesetzen durchgängig entspricht. Der Mangel an Styl, in dieser weiteren Wortbedeutung ist dann entweder das Unvermögen, sich eine solche in sich selbst nothwendige Darstellungsweise aneignen zu können, oder die subjective Willkür, statt des Gesetzmäßigen nur der eignen Beliebigkeit freien Lauf zu lassen, und eine schlechte Manier an

die Stelle zu setzen. Deshalb ist es auch, wie schon Hr. v. Rumohr bemerkt, unstatthaft, die Stylgesetze der einen Kunstgattung auf die der anderen zu übertragen, wie es Mengs z. B. in seiner bekannten Musenversammlung in der Villa Albani that, wo er „die colorirten Formen seines Apollo im Principe der Sculptur auffaßte und ausführte.“ In ähnlicher Weise sieht man es vielen dürerschen Gemälden an, daß Dürer den Styl des Holzschnittes sich ganz zu eigen gemacht, und auch in der Malerei besonders im Faltenwurf vor sich hatte.

c. Originalität. Die Originalität nun endlich besteht nicht nur im Befolgen der Gesetze des Styls, sondern in der subjectiven Begeisterung, welche statt sich der bloßen Manier der Darstellung hinzugeben, einen an und für sich vernünftigen Stoff ergreift, und denselben ebenso sehr im Wesen und Begriff einer bestimmten Kunstgattung, als dem allgemeinen Begriff des Ideals gemäß von Innen her aus der künstlerischen Subjectivität herausgestaltet.

α. Die Originalität ist deshalb identisch mit der wahren Objectivität, und schließt das Subjective und Sachliche der Darstellung in der Weise zusammen, daß beide Seiten nichts Fremdes mehr gegeneinander behalten. In der einen Beziehung daher macht sie die eigenste Innerlichkeit des Künstlers aus, nach der andern Seite hin gibt sie jedoch nichts als die Natur des Gegenstandes, so daß jene Eigenthümlichkeit nur als die Eigenthümlichkeit der Sache selbst erscheint, und gleichmäßig aus dieser wie die Sache aus der productiven Subjectivität hervorgeht.

β. Die Originalität ist deshalb vor Allem von der Willkür und Subjectivität bloßer Einfälle abzuscheiden. Denn gewöhnlich pflegt man unter Originalität nur das Hervorbringen von Absonderlichkeiten zu verstehen, wie sie nur gerade diesem Subject eigenthümlich sind, und keinem anderen würden zu Sinne kommen. Das ist dann aber nur eine schlechte Particularität. Niemand z. B. ist in dieser Bedeutung des Wortes origineller als die Engländer, d. h. jeder legt sich auf eine bestimmte Narrheit, die ihm kein vernünftiger Mensch nachmachen wird, und nennt sich im Bewußtsein seiner Narrheit originell.

Hiemit hängt denn auch die besonders in unserer Zeit gerühmte Originalität des Witzes und Humors zusammen. In dieser Art des Humors geht der Künstler von seiner eignen Subjectivität aus, und kehrt immer wieder zu derselben zurück, so daß das eigentliche Object der Darstellung nur als eine äußerliche Veranlassung behandelt wird, um den Witzen, Späßen, Einfällen und Sprüngen der subjectivsten Laune vollen Spielraum zu geben. Dann fällt aber der Gegenstand und dies Subjective auseinander, und mit dem Stoff wird durchaus willkürlich verfahren, damit ja die Particularität des Künstlers als Hauptsache hervorleuchten könne. Solch ein Humor kann voll Geist und tiefer Empfindung sein, und tritt gewöhnlich als höchst imponirend auf, ist aber im Ganzen leichter als man glaubt. Denn den vernünftigen Lauf der Sache stets zu unterbrechen, willkürlich anzufangen, fortzugehen, zu enden, eine Reihe von Witzen und Empfindungen bunt durcheinander zu würfeln, und dadurch Caricaturen der Phantasie zu erzeugen ist leichter als ein in sich gediegenes Ganzes im Zeugniß des wahren Ideals aus sich zu entwickeln und abzurunden. . . .

Bei dieser Gelegenheit können wir denn auch wieder der Ironie gedenken, welche sich hauptsächlich dann als die höchste Originalität auszugeben liebt, wenn es ihr mit keinem Inhalt mehr Ernst ist, und sie ihr Geschäft des Spaßes nur des Spaßes wegen treibt. . . .

γ. Das wahrhafte Kunstwerk muß deshalb von dieser schiefen Originalität befreit werden, denn es erweist seine echte Originalität nur dadurch, daß es als die eine eigne Schöpfung eines Geistes erscheint, der nichts von Außen her aufliest und zusammenflickt, sondern das Ganze im strengen Zusammenhange aus einem Gusse in einem Tone sich durch sich selber produciren läßt, wie die Sache sich in sich selbst zusammengeeint hat. Finden sich dagegen die Scenen und Motive nicht durch sich selber, sondern bloß von Außen her zu einander, so ist diese innere Nothwendigkeit ihrer Einigung nicht vorhanden, und sie erscheinen nur als zufällig durch eine dritte fremde Subjectivität verknüpft. So ist z. B. Goethe's Götz besonders seiner großen Originalität wegen bewundert worden, und allerdings hat Goethe, wie schon oben gesagt ist, mit vieler Kühnheit in diesem Werke Alles geleugnet und mit Füßen getreten, was von den damaligen Theorien der schönen Wissenschaften als Kunstgesetz festgestellt war, und dennoch ist die Ausführung nicht von wahrhafter Originalität. Denn man sieht diesem Jugendwerke noch die Armuth eignen Stoffs an, so daß nun viele Züge und ganze Scenen, statt aus dem großen Inhalte selber herausgearbeitet zu sein, hier und dort aus den Interessen der Zeit, in der es verfaßt ist, zusammengerafft und äußerlich eingefügt erscheinen. Die Scene

z. B. des Götz mit dem Bruder Martin, welcher auf Luthern hindeutet, enthält nur Vorstellungen, welche Goethe aus dem geschöpft hat, worüber man in dieser Periode in Deutschland die Mönche wieder zu bedauern anfieng; ... mit diesen zeitlichen Gedanken aber hat Luther nicht angefangen, sondern eine ganz andere Tiefe der religiösen Anschauung und Ueberzeugung aus Augustin als ein frommer Mönch geschöpft. In derselbigen Weise folgen dann gleich in den nächsten Scenen pädagogische Zeitbeziehungen, die insbesondere Basedow in Anregung gebracht hatte.... Dies sind fremdartige Anhängsel, welche den Stoff selbst nichts angehen; während da, wo derselbe nun in seiner eigenthümlichen Tiefe hätte gefaßt werden können, im Gespräche z. B. Götzens und Weißlingens, nur kalte prosaische Reflexionen über die Zeit zum Vorschein kommen.

Ein ähnliches Anfügen von einzelnen Zügen, die aus dem Inhalte nicht hervorgehen, finden wir selbst noch in den Wahlverwandtschaften wieder: die Parkanlagen, die lebenden Bilder und Pendelschwingungen, das Metallfühlen, die Kopfschmerzen, das ganze aus der Chemie entlehnte Bild der chemischen Verwandtschaften sind von dieser Art. Im Roman, der in einer bestimmten prosaischen Zeit spielt, ist dergleichen freilich eher zu gestatten, besonders wenn es wie bei Goethe so geschickt und anmuthig benutzt wird, und außerdem kann sich ein Kunstwerk nicht von der Bildung seiner Zeit durchweg frei machen; aber ein Anderes ist es, diese Bildung selber abspiegeln, ein Anderes die Materialien unabhängig vom eigentlichen Inhalte der Darstellung äußerlich aufsuchen und zusammenbringen. Denn die echte Originalität des Künstlers wie des Kunstwerks liegt nur darin, von der Vernünftigkeit des in sich selber wahren Gehaltes beseelt zu sein. Wenn der Künstler diese objective Vernunft ganz zur seinigen gemacht hat, ohne sie von Innen oder Außen her mit fremden Particularitäten zu vermischen und zu verunreinigen, dann allein gibt er in dem gestalteten Gegenstande auch sich selbst in seiner wahrsten Subjectivität, die nur der lebendige Durchgangspunct für das in sich selber abgeschlossene Kunstwerk sein will, wie überhaupt in allem wahrhaftigen Denken und Thun die echte Freiheit das Substantielle als Macht in sich walten läßt, welche dann zugleich so sehr die eigenste Macht des subjectiven Denkens und Wollens selber ist, daß in der vollendeten Versöhnung Beider kein Zwiespalt mehr übrig zu bleiben vermag. So zehrt zwar die Originalität der Kunst jede zufällige Besonderheit auf, aber sie verschlingt sie nur, damit der Künstler ganz dem Zuge und Schwunge seiner von der Sache allein erfüllten Begeisterung des Genius folgen, und statt der Beliebigkeit und leeren Willkür sein wahres Selbst in seiner der Wahrheit nach vollbrachten Sache darstellen könne. Keine Manier zu haben war von jeher die einzig große Manier, und in diesem Sinne allein sind Homer, Sophokles, Raphael, Shakspeare originell zu nennen.

3. B. Mimik und Declamatorik.

172. Ueber den Vortrag des Redners.

(*Cicero*, Vom Redner, Bd. III. Cap. 56, 57, 59.)

Doch alle diese Schönheiten erhalten ihren Werth nur durch den äußern Vortrag. Die Action ist es, welche im Gebiete der Beredsamkeit allein vorherrscht, ohne sie ist der größte Redner nicht der Beachtung werth, durch sie kann der mittelmäßige Redner oft den größten überflügeln. Schon Demosthenes soll, als er gefragt wurde, was in der Beredsamkeit das Erste wäre, der Action nicht bloß den ersten, sondern auch den zweiten und dritten Preis zuerkannt haben. Um so treffender scheint mir jenes Wort des Aeschines, welcher wegen eines ihn beschimpfenden Richterspruchs Athen verlassen und sich nach Rhodus zurückgezogen hatte und hier, wie man erzählt, jene herrliche Rede vorlas, welche er als Widersacher des Demosthenes gegen den Ktesiphon gehalten hatte. Nach Ablesung derselben ersuchte man ihn Tags darauf, auch die Rede vorzulesen, welche dagegen von Demosthenes für den Ktesiphon gehalten worden war; und als diese, mit lieblicher und lauter Stimme gelesen, Aller Bewunderung erregte, sagte er: wie viel größer würde Eure Bewunderung sein, wenn Ihr ihn selbst gehört hättet. Hierdurch hat er zur Genüge beurkundet, welch hohen Werth er auf die Action legte, da er dieselbe Rede nicht für dieselbe hielt, wenn ein Anderer sie vortrüge. Was war es an Gracchus, dessen Du, Catulus, Dich

besser entsinnen wirst, das ihm so hohen Ruhm gewann? Wohin soll ich fliehen in meinem Unglück? wohin mich wenden? auf das Capitolium? wehe! es trieft vom Blute des Bruders! nach Hause? da gewahre ich die Mutter im Elend wehklagend und trostlos! Diese Stelle wurde, wie bekannt, so von ihm vorgetragen und durch Blicke, Stimme und Geberden belebt, daß seine Feinde sich der Thränen nicht erwehren konnten. Ich spreche darum ausführlicher von der Sache, weil die Redner, obwohl Sachführer des wirklichen Lebens, jene ganze Kunst aufgegeben und den Nachahmern der Wirklichkeit, den Schauspielern preisgegeben haben.

Nun ist zwar ohne Zweifel die Wirklichkeit in allen Stücken mehr werth, als die Nachahmung; aber wenn sie allein schon an und für sich zum Vortrage hinreichend wäre, so würden wir der Kunst gewiß nicht bedürfen. Aber dem ist nicht also. Vielmehr ist die Gemüthsbewegung, welche der Redner in seinem Vortrage meistens darstellen und nachahmen soll, oft nur ein ungestümes Toben, von Finsterniß und Erschöpfung erfüllt; darum muß er das Dunkelnde verwerfen und nur das Hervorstechende und klar Daliegende ergreifen. Jede Gemüthsbewegung hat von der Natur ihre eigenthümliche Miene, Stimme und Geberde, und der ganze Körper des Menschen und alle seine Mienen und Laute tönen gleich den Saiten der Lyra, je nachdem sie von dieser oder jener Gemüthsbewegung gerührt werden. Diese Töne sind ausgespannten Saiten gleich, welche bei jeder Berührung erklingen, hoch und tief, schnell und langsam, stark und schwach und im Mittelton, welcher in allen Beziehungen zwischen den Extremen liegt. Auch sind noch andere Nüancen daraus entsprungen, sanft und rauh, kurz (*pizzicato*) und gedehnt (*ligato*), mit gehaltenem (*tenuto*) und abgestoßenem (*staccato*) Athem, gedumpft und schnarrend, gebeugt und dünn (*moll*), schwellend und voll (*dur*). Alle diese einander ähnliche Tonarten bedürfen der Kunst und Modulation und stehen dem Redner, wie die Farben dem Maler zu Gebote, um wechselnde Mannigfaltigkeit zu schaffen. . . .

Alle diese Gemüthsbewegungen aber muß das Geberdenspiel begleiten, nicht um einzelne Worte auszudrücken, wie auf dem Theater, sondern den Gesammtinhalt der Gedanken nicht sinnlich darzustellen, sondern nur anzudeuten, verbunden mit einer kräftigen und männlichen Körperbewegung, wie sie nicht vom Theater und den Schauspielern, sondern von den Waffen, oder auch von der Ringschule entlehnt wird. Die Hand aber soll kein Gaukelspiel treiben, sondern mit den Fingern nur den Worten folgen, nicht sie ausdrücken; der Arm werde schlank ausgereckt, gleichsam wie die Trutzwaffe des Redners; das Stampfen mit dem Fuß mag eine feurige Stelle anfangen oder beschließen. Aber im Gesicht ist alle Kraft des Ausdrucks vereinigt, und die Herrschaft darin gebührt den Augen. Um so richtiger urtheilten unsere Alten, denen unter der Larve nicht einmal ein Roscius sonderlich gefiel; denn die Seele soll sich in dem äußeren Vortrag ausdrücken, und der Spiegel der Seele ist das Gesicht, und ihre Dolmetscher die Augen. Dies ist der einzige Theil des Körpers, welcher alle Bewegungen der Seele durch eben so viele Andeutungen und Veränderungen ausdrücken kann, und Niemand vermag diesen Ausdruck mit geschlossenen Augen hervorzubringen. Schon Theophrast hat darum eine Aeußerung des Tauriscus angeführt, welcher sagte, ein Redner, der seinen Vortrag mit fest gehefteten Blicke hielte, wäre nicht besser, als ein solcher, der den Zuhörern den Rücken zukehrte. Den Blick also muß man wohl zu leiten wissen; denn die Züge des Gesichts dürfen nicht zu sehr verändert werden, weil wir sonst leicht in fratzenhaften Caricaturen oder Entstellungen uns verlieren; die Augen sind es, durch deren Spannung und Ermattung, durch deren Richtung und Heiterkeit wir die Bewegungen der Seele auf eine der Art des Vortrags entsprechende Weise ausdrücken müssen. Die Action ist gleichsam die Sprache des Körpers, und muß um so mehr mit dem Geiste harmoniren; die Augen aber hat uns die Natur, wie dem Pferd und Löwen Mähne, Schweif und Ohren gegeben, um die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Nächst der Stimme also gilt bei unserm Vortrage das Gesicht, und dieses wird von den Augen beherrscht. In Allem, was zur Action gehört, liegt eine gewisse natürliche Kraft, welche selbst auf unwissende Menschen, auf den großen Haufen, endlich auf Barbaren einen gewaltigen Eindruck macht. Während die Worte nur den rühren, der durch die Gemeinschaft derselben Sprache mit uns verbunden ist, und scharfsinnige Gedanken oft an dem Empfindungsvermögen stumpfsinniger Menschen vorüberfliegen, macht die Action, welche eine Gemüthsbewegung ankündigt, auf alle Menschen Eindruck; denn alle Menschen werden von gleichen Gemüthsbewegungen erschüttert, und gleiche Merkmale sind es, durch welche Jeder diese Bewegungen an Andern erkennt und an sich selbst verräth.

DRITTES BUCH.

Die abgeleiteten Wissenschaften.

I.

Gesundheitswissenschaft.

II.

Wohlstandswissenschaft.

III.

Kriegswissenschaft.

IV.

Wissenschaft von der Leitung der ewigen Menschenvereine.

V.

Rechtswissenschaft.

VI.

Bildungswissenschaft.

VII.

Religionswissenschaft.

I. Gesundheitswissenschaft.

173. Die ärztlichen Methoden.

(*J. Henle*, Handbuch der rationellen Pathologie I. [1846] S. 1—5.)

Die Aufgabe des Arztes ist, Krankheiten zu verhüten und zu heilen.

Instinct, Zufall, Erfahrung haben uns belehrt, daß gewisse äußere Einflüsse, wie sie den Zustand des gesunden Körpers verändern, auch benutzt werden können, um den erkrankten Körper zum normalen Zustand zurückzuführen. Der Arzt hat die Art des Leidens zu beurtheilen und darnach im besonderen Falle die äußeren Einflüsse, als Heilmittel, zu bestimmen.

Welche Norm ihn in diesem Wirken leiten müsse, ist Gegenstand langer Controversen gewesen. Zwei Methoden stritten um den Vorrang, die wir schroffer, als bisher geschehen, einander gegenüberstellen und schärfer, als *in praxi* jemals möglich ist, von einander trennen müssen, um den Werth einer jeden zu erkennen und den Frieden zwischen den Vorkämpfern beider Seiten herzustellen.

Der Zustand des kranken, wie des gesunden Körpers verräth sich durch Wirkungen, durch gewisse äußere, sinnliche Erscheinungen, die man Symptome nennt.

So groß die Mannigfaltigkeit der Krankheitssymptome ist, so läßt sich doch bald erkennen, daß manche derselben in gewissen Verbindungen und Reihefolgen wiederkehren, und es läßt sich bei solchen Symptomencomplexen und Reihen die Erfahrung machen, daß sie jedesmal oder häufig durch bestimmte äußere Verhältnisse hervorgerufen und durch bestimmte Mittel beseitigt werden.

Die eine Methode, indem sie mit Bewußtsein darauf resignirt, den Grund und inneren Zusammenhang der Symptome kennen zu lernen, entwirft Krankheitsbilder nach den äußeren Erscheinungen, ihre Beschreibungen liefern nur Surrogate der sinnlichen Eindrücke; ihre Namen sind nicht Definitionen, sondern nur *Nomina propria*, um so willkommener, je weniger sich ein bestimmter Begriff an dieselben knüpft, und wenn sie ein Wort, wie z. B. Entzündung gebraucht, so bezeichnet sie damit nichts als die Verbindung von Röthe, Hitze, Geschwulst und Schmerz.

Ebenso wenig als um die Gründe der Symptome kümmern sich die Anhänger dieser Methode um die Wirkungsweise der Ursachen und der Heilmittel. Von diesen benutzen sie diejenigen, welche am häufigsten günstigen Erfolg gezeigt haben, und wenn sie neue anwenden, so geschieht es versuchsweise, wo entweder die bekannten sich unzureichend erwiesen haben oder ein neuer, vielversprechender Stoff aufgefunden wird. Da hier die Zuverläßigkeit der Curmethoden nicht durch innere Argumente, sondern nur durch die Zahl der ärztlichen Beobachtungen bestimmt wird, so liegt Alles daran, eine möglichst große Reihe von Erfahrungen zu sammeln und zu benutzen. Die klinische Erfahrung ist hier Norm des Handelns; die Methode wird die empirische genannt.

Es muß sogleich von dem Namen »Empiriker« die schlimme Nebenbedeutung entfernt werden, die ihm anklebt, weil der Sprachgebrauch häufig Empiriker und Symptomatiker verwechselt. Jene fassen die Symptome in ihrem Zusammenhange auf, diese berücksichtigen nur einzelne derselben und kehren gegen sie ihre Waffen. Der Empiriker weiß, daß ein Symptom, wie Schmerz, durch Opium gehoben werden kann; er weiß aber auch, daß Opium nicht oder nicht dauernd hilft, wenn Schmerz zugleich mit Röthe und Geschwulst auftritt. Der Symptomatiker weiß nur Schmerz und Opium.

Die zweite Methode, welche man die theoretische, physiologische oder rationelle genannt hat, bemüht sich, die Symptome in ihrer Abhängigkeit von einander und in ihrem Zusammenhange mit inneren Veränderungen aufzufassen

und diese Veränderungen zu begreifen als die Folgen äußerer Einwirkungen auf die mit eigenthümlichen Kräften begabte organische Materie. Sie substituirt, wo sie Krankheiten schildert, den Symptomen die Zustände, welche sie als Bedingung der Symptome erkannt zu haben glaubt; sie liebt Bezeichnungen, welche das Wesen der krankhaften Veränderungen ausdrücken, und vertauscht z. B. den Namen »Entzündung« je nach den herrschenden Vorstellungen über diese Krankheit mit Namen, wie »erhöhte Plasticität,« »Hyperämie,« »Stasis« u. dgl. Von der anderen Seite forscht die theoretische Medicin nach den absoluten Kräften und Eigenschaften der Mittel und nach ihrer sogenannten physiologischen Wirkung, d. h. nach der Art und Weise, wie sie Substanz und Kräfte des Organismus umstimmen. Sie schließt vernunftgemäß, daß die Wirkungen, nämlich die Symptome, nicht anders beseitigt werden können, als durch Aufhebung der Ursache, und ferner, daß, um einen Zustand aufzuheben, das Gegentheil desselben gesetzt werden müsse. Aus der Kenntniß des Zustandes, welcher den Krankheitssymptomen zu Grunde liegt, ergibt sich die Indication, d. h. die Bestimmung dessen, was zu thun sei, um den normalen Zustand wieder herzustellen, und nach der Kenntniß, die man von der Wirkungsweise der Mittel hat, ist dasjenige auszuwählen, welches der Indication entspricht.

Die Diagnose des Empirikers besagt, gleich der Diagnose in den beschreibenden Naturwissenschaften, nichts weiter, als daß der einzelne Fall nach seinen äußeren Merkmalen sich an diese oder jene Reihe bekannter Fälle anschließe; die Diagnose des Theoretikers ist die gedrängte und selbständige Geschichte des einzelnen Falles. Dem empirischen Arzt indicirt ein bestimmter, sinnlich wahrnehmbarer Symptomen-Complex unmittelbar ein bestimmtes, *specifisches* Curverfahren; dem theoretischen Arzt indicirt eine supponirte, innere Störung zunächst nur die zu erzielende, innere Umwandlung und erst mittelbar das Verfahren, von welchem supponirt wird, daß es die geforderte Umwandlung bewirke.

Haben wir zwischen beiden Methoden, der empirischen und rationellen, zu wählen, so müssen wir gestehen, daß die erste, dem Principe nach, am meisten Sicherheit verspricht: denn bei einem bloßen Vergleichen sinnlicher Erscheinungen, einem bloßen Abzählen der Stimmen für und wider ist man weniger leicht dem Irrthum ausgesetzt, als bei einem Raisonnement, wo Schluß auf Schluß gebaut ist und ein schwaches Glied der Kette die ganze Kette unbrauchbar machen kann. Wer die Geschichte unserer Wissenschaft und die Controversen unserer Tage nur oberflächlich kennt, ja selbst das große Publicum ist von der Fehlbarkeit und Wandelbarkeit ärztlicher Theorien überzeugt. Eine Erfahrung dagegen, wie die, daß China Wechselfieber heilt, steht so fest, gewährt so viel Sicherheit, daß es ganz gleichgiltig sein kann, wie wir die Natur des Wechselfiebers und die Wirkungsweise der China erklären. Hätte die empirische Heilkunde viele solcher Resultate aufzuzeigen, so dürften wir das Denken und Grübeln dem schlichten Arzte ebenso als eine Unart verweisen, wie wir etwa dem Künstler, der über die Principien seines Schaffens speculirend die Hände ruhen läßt, der großen Meister fromme Einfalt zu Gemüthe führen. Aber unumstößliche und unangefochtene Heilvorschriften gehören zu den Seltenheiten. Mit einem seit 2000 Jahren angehäuften Erfahrungsmaterial sehen wir noch heute Koryphäen der Kunst an allem Einfluß der Medicin und Medicinen verzweifeln, Andere in gleichartigen Fällen diametral entgegengesetzte Wege einschlagen; nach 2000jähriger Belehrung hat sich der ärztliche Stand noch nicht so viel Haltung erworben, daß nicht jeder zuversichtliche Charlatan eine Zeitlang als Reformator figuriren könnte. Wir besitzen Therapien, die für jede Krankheit jedes Mittel, Arzneimittellehren, die jedes Mittel für jede Krankheit empfehlen, und sind kaum über die diagnostischen Charaktere der wichtigsten Krankheiten einig.

Ganz so schlimm stände es um die empirische Medicin allerdings nicht, wenn sie von Anfang an mit entschiedenem Bewußtsein ihrer Aufgabe ihr Ziel verfolgt hätte. Aber wenn wir bekennen, wie wenige der bis heute gemachten ärztlichen Erfahrungen sicher, rein und brauchbar sind, so liegt uns ob, die Gründe aufzusuchen, welche das Erfahren erschwert, die Erfahrungen verdorben haben.

Die Ursachen sind theils subjective und daher allgemeine, theils objective, d. h. in Eigenthümlichkeiten des Gegenstandes ärztlicher Beschäftigung begründete.

Was von innerer Seite das unbefangene Erfahren erschwert, ist *erstens* die unserm Geiste natürliche Neigung zu erklären; eine Neigung, die hier nicht weiter erklärt, sondern nur in ihren Erscheinungen und Wirkungen aufgefaßt werden soll. Sie nöthigt uns, Thatsachen, die wir in unzertrennlicher Verbindung wiederkehren sehen, in Causalbeziehung zu einander, und an die Spitze sinnlicher Wirkungen ein Reich übersinnlicher Ursachen zu setzen. Je dürftiger unsere Kenntniß

des Thatsächlichen, um so kürzer erscheint die Kette einander bedingender, materieller Wirkungen; um so tiefer lassen wir die immaterielle Ursache in die Sinnenwelt eingreifen; um so specifischer und vielgestaltiger sind die Verrichtungen, die wir ihr zumuthen. Sie gleicht und wird, stillschweigend oder eingestanden, verglichen dem immateriellen Princip, welches mit dem Schein der Willkür die Thätigkeiten unseres eigenen Körpers bestimmt. Wie der Mensch und die Menschheit früher leidenschaftlich handelte als vernünftig, so dachte man sich das in der Schöpfung wirksame Geistige früher durch Affecte als durch Vernunftgründe geleitet, und da in den vernünftigen Motiven unsers Handelns Grund und Zweck häufig zusammenfällt, so galt auch in den Reflexionen über die Körperwelt eine Einsicht in den Zweck oft für eine Einsicht in den Grund der Vorgänge. Dieser teleologische Standpunct aber ist doppelt gefährlich, weil man, wenn man die einem Ereigniß zu Grunde liegende Absicht zu errathen sich vermißt, nicht allein die ewige Form des menschlichen Denkens, sondern auch den zufälligen Inhalt desselben, d. h. die eben vorräthigen Kenntnisse zum Maßstab der Beurtheilung macht. Pope bezeichnet dies, wenn er eine gemästete Gans ausrufen läßt: „siehe! der Mensch ist zu meinem Nutzen erschaffen.“

174. Die medicinischen Disciplinen.

(Dasselbe Buch, S. 19—30.)

Die medicinische Wissenschaft war zu allen Zeiten ein Gemisch von empirisch erworbenen Thatsachen und theoretischen Anschauungen, und sie wird es bleiben; der Fortschritt, den die Anerkennung dieses Satzes herbeiführen soll, ist zunächst, daß man sich der Grenzen der Empirie und Theorie bewußt werde, um zu unterscheiden, was man der einen und der andern verdanke und wo man sich auf die eine oder andere zu berufen habe. Der Schule, welche das gesammte Material ärztlichen Wissens zu überliefern hat, erwächst hieraus die Aufgabe, die theoretische Medicin und die empirische zu lehren, beide aber von Anfang an so viel als möglich auseinander zu halten und erst am Schlusse zu derjenigen Art von Combination derselben anzuleiten, welche der jedesmalige Zustand beider Methoden gestattet und das praktische Bedürfniß verlangt.

Eine dunkle Anerkennung dieser Forderung führte schon längst zu einer Zerspaltung der Medicin in verschiedene Disciplinen, die ich adoptiren und von dem so eben bezeichneten Standpuncte aus umgrenzen will.

Die ärztlichen Kenntnisse lassen sich, wenn wir ein für allemal von der Eintheilung der Krankheiten in innere und äußere abstrahiren, unter drei Gruppen ordnen: die erste umfaßt, was wir von der Krankheit und deren verschiedenen Formen wissen, die zweite enthält die Lehre von den Heilmitteln, die dritte die Regeln über Anwendung dieser Mittel. Man begreift den Inhalt der ersten Gruppe unter dem Namen Krankheitslehre, Pathologie, den der zweiten unter dem Namen Arzneimittellehre, *Materia medica*, Pharmakologie, den der dritten unter dem Namen Heilungslehre, Therapie. Pathologie, Pharmakologie und Therapie werden verschieden behandelt, je nachdem sie zum Behufe der empirischen oder der theoretischen Methode gelehrt werden; neutral und eine propädeutische Wissenschaft für beide Methoden ist nur die Anatomie, welche das Object darstellt, dessen Veränderungen entweder aufgezeichnet oder erklärt werden sollen.

Wie der empirische Arzt die Pathologie auffaßt, so bedarf er treuer Schilderungen der Krankheitsformen nach ihren Symptomen und ihrem Verlauf, so daß er sie daran von andern unterscheiden könne. Solche Schilderungen zu liefern, ist Aufgabe der speciellen Pathologie, die man demnach auch die empirische nennen dürfte. Stillschweigend oder ausgesprochen betrachtet diese die einzelnen Krankheitsfälle wie Individuen, vereinigt die ähnlichen in dem Gesammtbilde der Art, sammelt die Arten in Gattungen und Familien u. s. f. und gelangt so, auf analytischem Wege, zu einem System, welches, gleich den Systemen der beschreibenden Naturwissenschaften, die Summe der Einzelnheiten in einer vollständigen Zusammenstellung vorzutragen hat. Indem man die Arten in höhere, umfassendere Abtheilungen einreiht, hat man zunächst nur den Zweck, die Wiederholung allgemeiner Charaktere zu umgehen und sowohl die Beschreibung

als das Auffinden der Arten zu erleichtern; in dieser Hinsicht ist die Anordnung des Stoffes und das Princip der Eintheilung ziemlich unwichtig. Da aber das System der speciellen Pathologie, wie später erörtert werden soll, in der Combination der empirischen und theoretischen Methode eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir der Grundsätze gedenken, wonach man Systeme construirt und sich versichert, daß die in Einer Abtheilung zusammengeordneten Formen auch ihrem inneren Wesen nach einander verwandt seien.

In den beschreibenden Naturwissenschaften kann die Systematik bekanntlich nach zwei verschiedenen Principien verfahren: sie schafft entweder künstliche oder natürliche Systeme. In jenen werden die Körper nach einem einzigen äußeren Merkmal gruppirt, wie die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden, die Thiere nach der Zahl der Extremitäten; im natürlichen Systeme sollen die Verwandtschaften nach der Gesammtheit der Organisationsverhältnisse beurtheilt werden. Wird hier ein einzelner Charakter zur Unterscheidung benutzt, so muß man sich vorher überzeugt haben, daß er wesentlich, d. h. in genauem Zusammenhange mit dem ganzen inneren Bau einer Gruppe sei. Ein solcher Charakter ist z. B. der Zahnbau bei den Säugethieren, er ist es aber nicht bei den Fischen, wo die Zähne bei beiden Geschlechtern derselben Species verschieden sein können. Eine Menge ähnlicher Erfahrungen haben uns zu der Ueberzeugung gebracht, daß kein einziger Charakter für alle Gruppen eines Reiches die gleiche Wichtigkeit habe, woraus sich ergibt, daß jedes künstliche System nothwendig auch ein unnatürliches ist, Verwandtes auseinander reißt, Entferntes nach zufälligen Aehnlichkeiten verbindet, wogegen es als Register den Vortheil einer einfacheren Gliederung und leichteren Uebersicht gewährt. In der Naturwissenschaft sind jetzt überall die künstlichen Systeme durch die natürlichen verdrängt, und die Medicin sucht sich dieser Richtung anzuschließen, ohne daß man sich indeß über die Anforderungen, welche an die eine oder andere Art der Eintheilung gemacht werden, recht verständigt hätte. Ein künstliches System der Krankheiten kann es eigentlich nicht geben, da kein Kennzeichen besteht, welches allen gemeinsam wäre und mit gewissen Modificationen der Qualität oder Quantität bei jeder einzelnen Species nachgewiesen werden könnte. Eine Ausnahme machen allein die zeitlichen Verhältnisse, und in der That wurden darnach früher und werden noch jetzt zwei Hauptclassen, die acuten und die chronischen Krankheiten, unterschieden. Daß aber dies Princip zu ferneren Unterabtheilungen nicht brauchbar sei, leuchtet von selbst ein. Alle übrigen bis jetzt aufgestellten empirischen oder analytischen Krankheitssysteme (ich schließe damit die bewußt oder unbewußt theoretischen aus) sind natürliche. Sie classificiren die Krankheiten nach hervorragenden Symptomen; ältere und neuere unterscheiden sich von einander nur dadurch, daß jene Ein Symptom, diese einen ganzen Complex derselben als Gattungscharakter benutzen. Classen, wie Retentionen, Profluvien, Schwindsuchten u. dgl., enthalten eine Menge der heterogensten Zustände, welche nur Eine, oft sehr unwesentliche Erscheinung mit einander gemein haben. An demselben Fehler leiden, wiewohl in etwas geringerem Maße, die Classen, worin Krankheiten vereinigt sind, deren Aehnlichkeit durch ihr Auftreten in einem und demselben Organ, oder, was Eins ist, durch Alteration einer und derselben Function bedingt ist, wie die Exantheme, Neurosen u. dgl. Dagegen hatte man an den Entzündungen schon lange eine ziemlich gut begrenzte Krankheitsgruppe, deren wesentlicher Charakter aus vier, den sogenannten Cardinalsymptomen, zusammengesetzt wird. Aehnlich die Fieber. Diesen Familien nachgebildet sind diejenigen, welche jetzt vorzugsweise als natürliche bezeichnet werden. Je mehr und je bestimmter modificirte Symptome man in den Familiencharakter aufnimmt, um so zahlreicher und enger werden die Familien, um so mehr sichert man sich aber auch vor unpassenden Zusammenstellungen. Immer aber ist ein System nur als ein provisorisches zu betrachten, so lange in Betreff der Arten, die es begreift, noch so viel zu erforschen und zu bestätigen bleibt.

Als eine Ergänzung der speciellen Pathologie, gleichsam eines Registers derselben, ist hier der Zeichenlehre oder Semiotik zu gedenken. Die specielle Pathologie ordnet nach den Krankheitsformen und gibt die jeder Species eigene Verbindung von Symptomen an: die Semiotik ordnet nach den Symptomen und zählt die Krankheitsspecies, d. h. die Verbindungen auf, in welchen sie auftreten; sie lehrt z. B., halbseitiger Kopfschmerz deute auf Gehirncongestion, oder Krankheiten des Stirnbeines, oder der Stirnhöhlen, oder auf Magenleiden, oder Hysterie u. s. f., welches Alles nur sagen will: Kopfschmerz komme in Zuständen vor, welche außerdem noch durch die und die Zeichen und diese oder jene materiellen Veränderungen sich charakterisiren.

Die *Materia medica* ist dem empirischen Arzte

das Verzeichniß der Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, nebst Angabe ihrer Beziehung zu gewissen, im Systeme aufgenommenen Krankheitsformen oder Symptomencomplexen. Ihre Wirkung auf den gesunden Körper ist ihm gleichgiltig und wird höchstens, wenn sie sich zufällig der Beobachtung aufdrängt, als Charakter zur Bezeichnung einer Gruppe benutzt. So finden sich in den pharmakologischen Systemen die *Rubefacientia*, *Diuretica*, *Laxantia*, *Narcotica*, deren Benennung von ihrer physiologischen Wirkung hergenommen ist, neben den *Roborantia*, *Antiscrofulosa*, *Antihelminthica*, *Febrifuga* u. A., deren Namen auf ihre Anwendung in krankhaften Zuständen deutet. Es versteht sich von selbst, daß auch dann, wenn auf die physiologische Wirkung der Mittel Rücksicht genommen wird, immer nur von Symptomen, niemals von inneren Veränderungen, die sie veranlassen, die Rede ist. Daher kann es kommen, daß sehr verschiedenartige Stoffe einander ähnlich geachtet und nahe gestellt werden, wenn als letzte Folge ihrer Anwendung sich ein und dasselbe Symptom herausstellt. Die Classen der *Diuretica*, *Emetica*, *Laxantia*, liefern hierfür zahlreiche Belege.

Die Therapie des Empirikers ist die sogenannte s p e c i e l l e, welche an jedes, in der speciellen Pathologie aufgestellte Krankheitsbild die bewährten Vorschriften zur Behandlung anschließt. Zur Pharmakologie verhält sich die specielle Therapie, wie die specielle Pathologie zur Semiotik. Die Therapie zählt zu den Krankheiten die Heilmittel, die Pharmakologie zu den Heilmitteln die Krankheiten auf.

Wenden wir uns jetzt zu den entsprechenden Disciplinen der r a t i o n e l l e n Medicin und zuerst wieder zur Pathologie, so erwarten wir von dieser eine Darstellung der Ursachen und des Wesens krankhafter Vorgänge. Man urtheilte hierüber entweder nach herrschenden mythischen oder naturphilosophischen Anschauungen, oder man faßte, um analytisch zu einem Begriff der Krankheit aufzusteigen, die den Krankheiten gemeinsamen Verhältnisse, abstrahirend von ihren specifischen Erscheinungen, zusammen. So entstand die T h e o r i e d e r K r a n k h e i t oder die sogenannte a l l g e m e i n e P a t h o l o g i e, in welche neben den genannten Abstractionen noch die specielle Ursachenlehre und in Folge eines später zu berichtigenden Mißverständnisses die Semiotik aufgenommen wurden.

Indessen ist die allgemeine Pathologie nur ein Theil und zwar nur der allgemeine Theil der theoretischen. Allerdings gehört zur Ermittelung der Natur der Krankheit eine Kenntniß dessen, was den verschiedenen Krankheiten gemein ist: allein diese Kenntniß ist dürftig und unfruchtbar, wenn sie nicht auf der Einsicht des Grundes der einzelnen Erscheinungen beruht und wieder zur Erklärung derselben fortschreitet. Man sehe, wie die Handbücher der allgemeinen Pathologie, wo ihnen der Glaube an die mythische oder philosophische Medicin ausgeht, zu ärmlichen Worterklärungen heruntergekommen sind, Erklärungen von Dingen, die entweder gar nicht existiren oder deren Bedeutung doch durch eine Umschreibung und Uebersetzung des griechischen Namens nicht klarer wird. Es liegt im Interesse der theoretischen Pathologie, ihre Untersuchungen ins Einzelne durchzuführen; es liegt ebenso sehr im Interesse der speciellen Pathologie, Alles Erschlossene und Hypothetische über den inneren Zusammenhang der Krankheitsphänomene ausschließen und abtreten zu dürfen. Demnach sollen specielle und allgemeine Pathologie, oder, wie wir sie nennen, empirische und rationelle, sich nicht mehr durch den Stoff unterscheiden, sondern durch die Bearbeitung; höchstens dürfte eine Theilung des Materials in der Art stattfinden, daß der rationellen Pathologie vorzugsweise diejenigen Krankheitsprocesse überwiesen würden, die bis in ein gewisses Detail der Erklärung zugänglich geworden sind, während der empirischen Pathologie vorzugsweise die räthselhafteren, zur Zeit unergründlichen Krankheiten zufielen, die sich nur beschreiben, nicht entwickeln lassen.

Unsere rationelle Pathologie befaßt sich mit den Lebensäußerungen des kranken Körpers. Man hat sie deshalb auch P h y s i o l o g i e d e r K r a n k h e i t oder d e s k r a n k e n K ö r p e r s genannt. Der erste Ausdruck ist bedenklich, weil er der gedankenlosen Personificirung eines Begriffes Vorschub leistet und nicht sogleich den Verdacht zurückweist, als schreibe man eben diesem Begriff, nämlich der Krankheit, Thätigkeitsäußerungen und Functionen zu, die doch nichts Anderes als die abgeänderten Functionen des erkrankten Organismus sind. Der zweite Name ist dieser Mißdeutung nicht ausgesetzt, allein er ist ebenso wenig richtig; denn die Physiologie des gesunden und des kranken Menschen sind nicht verschieden, Physiologie und Pathologie sind Eins. Die Physiologie definirt man als die Wissenschaft, welche die Kräfte des Organismus, die Gesetze seiner Entwickelung und seines Verhaltens gegen äußere Einflüsse untersuche; allein zu seinen Reactionen gegen äußere Einflüsse gehört auch sein Erkranken unter gewissen Bedingungen. Man kann die

Zerstörung eines Hauses, welches vom Feuer ergriffen wird, ein Unglück nennen: sie bleibt nichts desto weniger physikalisch; man kann die Lebensäußerung, welche eine Schädlichkeit hervorruft, eine Krankheit nennen: sie bleibt nichts desto weniger physiologisch. Aus der Wirkung solcher abnormen Einflüsse, wodurch Krankheit entsteht, lernen wir eben die Kräfte des gesunden Organismus kennen. Wie wenig wüßte man von einem Fossil, wenn man sich mit dem Betrachten seiner Form und Farbe und mit dem Betasten seiner Oberfläche begnügte! Um mehr zu erfahren, ritzt man es mit härteren Stoffen, zerstört es im Feuer, zersetzt es durch chemische Agentien. Etwas Aehnliches ist nöthig bei dem Studium der lebenden Natur. Dies konnte nur für eine kurze Zeit vergessen werden, als durch die genetische Behandlung, welche die Naturphilosophie in unsere Wissenschaft einführte, ein ganz neues Feld zu Untersuchungen sich öffnete. Damals lernte man, statt nach dem Zwecke und Nutzen der Organe, nach ihrer Bedeutung, nach dem Grunde ihrer Existenz fragen, und dieser ergab sich theils aus ihrer Entwickelung, theils aus der Vergleichung der durch die Stufenleiter der Organismen einander entsprechenden Gebilde. Hier, wie dort, war es ein Einfaches, welches sich umgestaltete, in differente Theile sonderte, und wieder traten gesonderte Theile zu einem scheinbar Einfachen zusammen. Auch so gewann man physiologische Erklärungen, eine Einsicht in den Plan der Organisation, eine Erkenntniß dessen, was in jedem zusammengesetzten Organ das Wesentliche ist. Man muß erfahren haben, welche Freude es gewährt, dieselbe Idee in tausend Formen verkörpert, den complicirtesten Bau aus den einfachsten Anfängen sich entwickeln zu sehen, um den Eifer zu begreifen und zu verzeihen, mit welchem die Koryphäen der Physiologie sich ausschließlich der vergleichend anatomischen Richtung zuwandten. Die Medicin gieng dabei fast leer aus: sie gewann nichts, als eine Theorie derjenigen angebornen Bildungsfehler, welche am seltensten Gegenstand der Behandlung werden, der Bildungsfehler durch gehemmte Entwickelung. Daß die Physiologie jetzt von dieser Einseitigkeit geheilt, daß die vergessene, von Manchen sogar verworfene experimentirende Methode wieder zu Ehren gekommen ist, dies ist Folge theils einer gesunden Reaction gegen die Schwärmereien einiger philosophischen Physiologen, theils wichtiger Entdeckungen im Gebiete der Physik, der organischen Chemie und selbst der Physiologie. Zu den letzteren gehört vor allen der Bell'sche Lehrsatz. So wie aber die Neigung, zu experimentiren, wiederkehrte, wurde die Physiologie wieder zu dem Bündniß mit der Medicin hingetrieben, die Pathologie wurde physiologisch und mehr noch, möchte ich sagen, die Physiologie pathologisch. Die besten Aufschlüsse verdankt diese der Beobachtung der Krankheiten, wobei man allerdings dies Wort in seiner weitesten Bedeutung nehmen und auch die vorübergehenden, leiseren Störungen des normalen Gleichgewichts mit einschließen muß. Was wüßte man vom Kreislauf ohne Congestion und Entzündung, was von den Nerven ohne Krampf, Neuralgie und Lähmung? Das Wenige, was von den Functionen einzelner Theile des Gehirns bekannt ist, beruht es nicht hauptsächlich auf Erfahrungen, zu welchen Verletzungen, Apoplexien, Geschwülste u. dgl. Gelegenheit gaben? Kann man in dieser Weise die Krankheiten als physiologische Experimente benutzen, die der Zufall anstellt, so sind dagegen die Wirkungen physiologischer Versuche nichts Anderes als willkürlich hervorgerufene Krankheiten. Man durchschneidet oder zerrt einzelne Theile des Nervensystems, man unterbindet Gefäße und Ausführungsgänge, exstirpirt Drüsen, man läßt Thiere fasten oder füttert sie ausschließlich mit Leim oder Zucker, man bringt sie unter die Luftpumpe oder in eine Atmosphäre von Wasserstoff, entzieht ihnen ihr Blut, spritzt ihnen anderes, oder Wasser, oder Gift in die Adern. Geschöpfe, die dergleichen durchgemacht haben, sind doch wohl krank zu nennen! Zwar ist der Arzt mehr auf die Beobachtung am Krankenbett, der Physiologe mehr auf das Experiment angewiesen; allein die zur Zeit mögliche Vollendung werden beide nur dadurch erreichen, daß sie ihre Erfahrungen austauschen, zusammenstellen und vergleichen; beide haben gleiche Verpflichtung, das gesammte Material zu benutzen. Wenn demungeachtet die Pathologie als eine von der Physiologie abgelöste Disciplin fortbestehen kann, so liegt der Grund allein in der Verschiedenheit des Wegs, den beide einschlagen, und in ihrer jeweiligen Unvollkommenheit. Die Physiologie hebt von den Organen an, um die verschiedenen Weisen kennen zu lernen, in welchen sich das Leben derselben unter verschiedenen Bedingungen äußert, die Pathologie von den Lebensäußerungen, um rückwärts das thätige Organ und die Bedingungen seiner abnormen Thätigkeit zu erschließen. Es gibt Symptome und Symptomengruppen, zu welchen die Physiologie auf ihrem Wege noch nicht herab- und zu deren Quelle die Pathologie noch nicht hinaufgestiegen ist. Bis dies geschehen

sein wird, bis gleichsam beide Pfade aufeinander getroffen sein werden, bleibt zwischen ihnen eine Lücke, welche zu bezeichnen und auszufüllen mehr im Interesse der Pathologie, als der Physiologie ist.

Eine physiologische Doctrin ist auch die Arzneimittellehre des rationellen Arztes, denn es handelt sich darum, zu einer Einsicht in die Wirkungsweise der Mittel auf die organische Materie zu gelangen. Dies aber ist hauptsächlich deswegen so schwer, weil die therapeutischen Experimente, aus welchen die Schlüsse gezogen werden sollen, viel zu zusammengesetzt sind. Auf Vereinfachung derselben muß unser Bestreben gerichtet sein. Zu dem Ende ist zu untersuchen, welche Veränderungen die normale Organisation durch die in Krankheiten bewährten Mittel erleidet, die zusammengesetzteren Arzneistoffe sind chemisch zu zerlegen, ihre Bestandtheile besonders zu prüfen und zu vergleichen, wodurch sich nicht nur das wirksame Princip eines jeden, sondern auch der Grund ihrer Verwandtschaft in therapeutischer Hinsicht herausstellt, endlich ist das Verhalten der chemischen Agentien zu den einzelnen Säften, Geweben und näheren Bestandtheilen des Organismus zu untersuchen.

Wenn es dereinst möglich sein wird, aus der Natur der Krankheiten und der Heilmittel nicht nur Indicationen zu stellen, sondern auch *a priori* die Verfahrungsweisen zu bestimmen, welche denselben entsprechen: so werden wir eine rationelle Therapie gewinnen, welche die jetzt sogenannte allgemeine ebenso in sich aufnimmt, wie die rationelle Pathologie die allgemeine. Auch hier ist aber vor Allem, und ehe man daran denken kann, das Feld weiter zu bepflanzen, das Unkraut auszurotten, welches die unbedachte Erklärungssucht sich so nennender Empiriker unter den spärlichen Waizen gesäet hat. Mit gar vielen der unter uns üblichen allgemeinen oder causalen Indicationen läuft man Gefahr, auf Irrthümer zu bauen und Irrthümer zu befestigen. Erfahrungsmäßig werden Zufälle, welche durch Erkältung veranlaßt sind, gehoben durch Mittel, die den Schweiß befördern. Wer glaubt nicht, auf dem sicheren Wege der Empirie weiter zu gehen, indem er nach Erkältung zur Heilaufgabe macht, „die Hautsecretion anzuregen?“ Es gilt dies als *Indicatio causalis*, denn die Folgen der Erkältung werden von Unterdrückung der Hautthätigkeit abgeleitet. Aber die Erkältung ist, wie wir zeigen werden, nicht dadurch schädlich, daß sie den Schweiß zurückhält (noch weniger treibt sie ihn zurück), und Diaphoretica sind nicht deshalb wohlthätig, weil sie Schweiß befördern: der Schweiß ist nur ein Zeichen der Excitation der Hautnerven, und in den meisten Fällen gewiß von keiner anderen Bedeutung, als das Serum, das sich nach Application eines Vesicans unter der Oberhaut anhäuft. So mag es in vielen Fällen gehen. Man gibt ein Brechmittel, um Galle und Unreinigkeiten auszuleeren, es wirkt aber dadurch, daß es, ins Blut aufgenommen, die Thätigkeit der unwillkürlichen Muskeln erhöht; man läßt den Kranken abführen, um ihn von angehäuftem Schleim zu befreien, und verändert den Faserstoffgehalt des Blutes; man entzieht Blut, um die Kräfte herabzustimmen, und nützt mittelbar durch Entleerung der Gefäße und Beförderung der Resorption.

Die rationelle Therapie hat ihren speciellen Theil, und dieser muß die Grundlage des allgemeinen sein. Der specielle ruht auf Thatsachen theils der rationellen Pathologie, theils der empirischen Therapie. Wo jene auf dem zuvor bezeichneten Wege einmal bis zu dem einfachen oder zusammengesetzten Grund einer Krankheit vorgedrungen ist, da ergeben sich die Vorschriften zur Verhütung und Heilung derselben von selbst: man hat den Ursachen entgegenzuwirken, oder dieselben zu neutralisiren, oder die alterirte organische Materie zur normalen Form und Mischung zurückzuführen. So vernunftmäßig verfahren wir allerdings schon in manchen Fällen, namentlich in chirurgischen; wir entfernen Geschwülste, welche die Nachbarschaft beeinträchtigen, bahnen dem angesammelten Eiter einen Ausweg, zerstören die organische Substanz, in welcher die Lebenskräfte nicht mehr zur normalen Regeneration wirken u. s. f. Wir verordnen Ruhe, wo ein Theil durch übermäßige Anstrengung, Uebung, wo er durch Unthätigkeit verändert ist. Die harnsaure Diathese durch Beschränken der stickstoffreichen Nahrung, die Zuckerbildung im Diabetes durch Entziehung der Pflanzenkost zu beseitigen, konnte man *a priori* veranlaßt werden.

In vielen Fällen reichen aber unsere Kenntnisse nicht so weit, um rationelle Indicationen zu stellen, in andern, wo dergleichen gestellt werden könnten, wüßten wir nicht die Mittel, ihnen zu entsprechen. Unter diesen Umständen nehmen wir die empirisch festgestellte Wirksamkeit gewisser Medicamente in gewissen Krankheiten als eine Thatsache und versuchen uns an derselben mit unseren Erklärungen. Hier ist ohne Zweifel die schwierigste und noch zur Zeit schwächste Seite unserer Wissenschaft. Die Heilung ist das Product zweier Factoren: der Krankheit und der

Medicin; ist der eine Factor einigermaßen bekannt, so kann der andere annäherungsweise gefunden werden, von der Natur der organischen Veränderung schließt man auf die Wirkungsweise der Mittel, und umgekehrt, *ex juvantibus et nocentibus* auf die Natur der Krankheit. Meistens ist aber die Aufgabe leider von der Art, daß beide Factoren zu finden sind. Dann sind verschiedene Auflösungen möglich, ein Uebelstand, den sich das Volk der Erklärer zu allen Zeiten wohl zu nutze zu machen wußte. China heilt Fieber, sie ist ein Nervenmittel, wenn das Fieber vom Nervensystem ausgeht; sie reinigt das Blut, wenn die Ursache des Fiebers im Blut gesucht wird; sie wirkt durch ihren Wasserstoff, wenn in Fieberkranken der Sauerstoff vorherrscht, und durch ihren Sauerstoff, wenn Vorherrschen des Wasserstoffes letzter Grund des Fiebers ist u. s. w. Hierzu kommt noch, daß die Heilung einer Krankheit nicht nur durch verschiedene Mittel, sondern wirklich auf verschiedenen Wegen möglich ist, indem man bald die eine, bald die andere der Ursachen wegräumt; und es folgt hieraus, daß nicht einmal analoge therapeutische Resultate auf innere Analogie der therapeutischen Methoden zu schließen berechtigen. Wenn z. B. Aufregung sensibler Nerven, Faserstoff im Blut und Lähmung der Gefäße zusammentreffen müssen, um die Symptome der Entzündung zu erzeugen, so können nervenberuhigende, faserstoffmindernde und gefäßverengende Mittel, so verschieden sie unter sich sind, in gleichen Ruf antiphlogistischer Wirkung kommen, oder mit anderen Worten, es kann schwer und unmöglich werden, die eigentliche Wirksamkeit irgend eines dieser Mittel aus ihrem Effect zu bestimmen.

Wenn man alle diese Schwierigkeiten erwägt, so wird man geneigt sein, die Bearbeitung eines Systems der rationellen Therapie einer ferneren Zukunft anheimzustellen. Einstweilen enthält die allgemeine Therapie zuerst eine Sammlung allgemeiner Vorschriften über das Verfahren und die Kunst des Arztes, sodann einen allgemeinen Theil der Heilmittellehre, worin nach gewissen Kategorien und unter dem Namen gewisser Methoden die möglichen Eingriffe durch diätetische, mechanische und pharmaceutische Mittel zusammengestellt werden.

175. Ueber Geistesstörungen.

(*R. H. Lotze*, Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften [1842] S. 52—56.)

In einer allgemeinen Pathologie dürfen die Principien nicht vernachlässigt werden, nach denen die Begriffe über Seelenkrankheiten auszubilden sind. Die neuere Psychiatrie hat die Frage, ob die Seele und der Geist selbst erkranken könne, oder ob der ursprünglich gestörte Theil immer der Körper sei, an die Spitze dieser Untersuchung gestellt. — Aber die Antworten darauf, daß entweder alle Seelenstörungen von der Sünde, oder daß sie alle vom Körper ausgehen, stützen sich auf ziemlich fremdartige Gesichtspuncte, indem bald das eine, bald das andere der Würde der Seele für unangemessen ausgegeben wird, und so die Entscheidung darüber, ob eigenthümliche Störungen der Seele möglich sind, von der höchst schwankenden und zweideutigen Ueberzeugung über das Andere abhängig gemacht wird, ob solche Störungen mit Grundsätzen der Moral, der Religion vereinbar sind. Dies letztere geht uns offenbar hier nichts an; denn finden sich solche Krankheiten der Seele als möglich und gar als wirklich, so folgt Nichts, als daß der forschende Geist neue Anstrengungen zu machen hat, um diesen Thatbestand mit moralischen Principien dennoch zu vereinigen, nicht aber die Nothwendigkeit, um der letzteren willen den ersteren zu leugnen. Das Nächste, was hier zu thun bleibt, ist, das Leben der Seele und des Geistes selbst, so weit es für unabhängig von körperlichen Bedingungen gelten kann, als ein System zusammengehöriger Bewegungen der Vorstellungen zu betrachten, und mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit eines solchen Systems die Grundbegriffe seiner möglichen Störungen ebenso festzustellen, wie es für die des Körpers geschehen ist; und dann erst über die Verbindung dieses geistigen und jenes materiellen Systems die Grundlagen der Beurtheilung hinzuzufügen.

Die innere Einrichtung dieses idealen Systems ist so abweichend von der des körperlichen, daß auch die allgemeinste Ueberschlagung möglicher Störungen hierauf Rücksicht nehmen muß. Wir finden hier nicht eine bestimmt begrenzte Menge von Vorstellungen, noch diese so fixirt in ihrer einmaligen Lage und in ihren Verhältnissen untereinander, wie wir die bestimmten Massen mit ihren elementaren Gegenwirkungen im Körper antrafen; vielmehr in ewiger Succession und fort-

dauerndem Wechsel verdrängt die eine Vorstellung die andere, oder wird von einer dritten wieder in den Ablauf der Gedanken eingeführt. Diese Hemmung, Verdrängung und Verschmelzung der Vorstellungen können wir nicht ohne Grund mit den elementaren Gegenwirkungen der Massen vergleichen; beide folgen abstracten mathematischen Gesetzen, indem das Resultat derselben von Größenunterschieden der Kraft und Lebhaftigkeit, sowie der Zeit und Dauer der Einwirkung abhängen. Diese elementaren Gesetze des geistigen Lebens sehen wir so wenig als die physikalischen Gesetze einer Veränderung fähig an, sondern behaupten, daß, welches auch die gegebenen Vorstellungen sein mögen, ihr Verhalten der Hemmung und Association immer den nämlichen Regeln folgen wird, obwohl die resultirende Gestalt des Erfolges unendlich verschieden sein kann. — Während aber die Veränderung der gegebenen Massentheile im Körper überall zum Ausgangspunct einer Störung wurde, kann eine Veränderung der Vorstellungen für den Geist den nämlichen Erfolg nicht nothwendig haben, weil diese überhaupt als veränderlich vorhanden sind.

Wie die Gegenwirkungen der Massen im Körper zu gewissen physiologischen Functionen oder Zügen associirter Thätigkeiten vereinigt sind, so werden auch vom Geiste die ablaufenden Vorstellungen gewissen Formen der Verknüpfungen unterworfen, die nicht in ihnen selbst, als einzelnen, liegen, zu deren Annahme sie vielmehr durch ihre elementare Bestimmtheit nur fähig sind. Der Anwendung dieser Formen der Verknüpfung auf den gegebenen Vorstellungsinhalt liegen eigenthümliche, dem Wesen des Geistes zugehörige Voraussetzungen zu Grunde, die er über die Natur der Dinge und ihre innere objective Verbindung macht. Diese Voraussetzungen, die metaphysischen, ästhetischen und moralischen Ideen, bilden das eigenthümliche Besitzthum des Geistes, dessen Leben nur in der Thätigkeit besteht, ihnen fortwährend ihre Giltigkeit dadurch zu sichern, daß er mit Hülfe jener Formen der Verknüpfung das Material der Vorstellungswelt ihren Gesetzen unterwirft. Diese Thätigkeit kann im Ganzen sich steigern, mindern und aufhören; aber so lange sie, das Leben des Geistes, überhaupt besteht, werden jene Ideen ihm nicht fehlen können. Aber es ist ein unendlicher Unterschied zwischen dem einfachen Besitz dieser Ideen und der Fähigkeit, ihnen ihre Gegenstände unterzuordnen. Deswegen, weil eine angeborne Idee des Guten, Schönen, Bösen und Häßlichen uns bewegt und umtreibt, sind wir noch keineswegs im Stande, in den Vorstellungen dasjenige wieder zu erkennen, was seiner Natur nach unter die eine dieser Kategorien und nicht unter die andere gerechnet werden muß. Sowie jene Ideen natürlich und unmittelbar vorhanden sind, sind sie nur dunkle Vorstellungen, die ihre Anwendung nicht von selbst lehren, weil sich in ihnen keine deutlichen Merkmale zeigen, durch deren Wiederantreffen in gewissen Vorstellungen der vergleichende Scharfsinn diese letzteren ihnen unterzuordnen veranlaßt würde. Diese Fähigkeit der richtigen Application ästhetischer und moralischer Ideen auf gegebene Vorstellungsmassen, gewöhnlich unter dem Namen des Gewissens als Geschenk der Natur angesehen, ist vielmehr die mühseligste Errungenschaft des Geistes, der sich über das Wesen des Guten und Schönen aufgeklärt, und sich den Reichthum allgemeiner, immerhin verstandesmäßig unaussprechbarer Obersätze erworben hat, denen er die gegebene Vorstellung unterordnet, um über ihre Natur als ästhetischer oder moralischer zu urtheilen. Es kommt mehr der gerichtlichen Medicin als der allgemeinen Pathologie zu, den weiteren Entwickelungen dieser psychologischen Phänomene nachzugehen; für uns ist nur eine Folge des Angegebenen von Wichtigkeit. Die Subsumption gegebener Vorstellungen unter die entsprechenden metaphysischen, ästhetischen und moralischen Ideen ist abhängig von den früher dagewesenen Vorstellungsreihen und ihrem nachwirkenden Einflusse, und kann mithin irrig und falsch erfolgen, sobald die Gewalt der früher dagewesenen Gedanken, die nun zu Obersätzen der Beurtheilung werden können, die Vorstellung unter eine andere Idee wie unter ihr Allgemeines hintreibt, als unter welche sie ihrer Natur nach hätte kommen sollen. Hier ist mithin eine Quelle der Störungen; die Thätigkeit der Seele, die der Erziehung fähig ist, ist es auch der Erkrankung. Unleugbar bleiben viele dieser Veränderungen des Seelenlebens innerhalb jener Grenzen, in denen sie mit dem Namen der Krankheit ebenso wenig belegt werden, als die Constitutionen und Idiosynkrasien des Körpers. Diesen Erscheinungen vollkommen ähnlich bilden sie in aufsteigender Linie die einzelnen Bizarrerien des Charakters, Aberglauben, Launen und ausschweifenden Ansichten, die unmerklich in die ausgeprägten Formen der Melancholie, fixer Ideen und der Narrheit übergehen. Diese gesammte Reihe, wenn sie auch von körperlichen Krankheiten oft erregt werden kann, kann doch ebensowohl sich ohne alles Zuthun des Körpers auf rein geistigem Boden entwickeln,

denn ihr einziger Grund ist das Verhältniß, daß die Application unsrer Beurtheilungsgründe aller Dinge auf die einzelnen Dinge und ihre Vorstellungen keine einmal gegebene, stetig wirkende Seelenkraft ist, sondern das Resultat vorhergegangener Associationen von Vorstellungen, in denen der hinreichende Grund des Irrthums und der Verirrung liegt.

Wir müssen deshalb jenen summarischen Proceß, den manche den mechanischen Ansichten ergebene Physiologen mit den Geisteskrankheiten des Gehirns und des Nervensystems anstellen, indem sie dieselben sämmtlich für Krankheiten des Gehirns und des Nervensystems ansehen, eine Uebereilung nennen. Die Seele hat in sich selbst unleugbar die angegebene Quelle der Störungen, und ebenso die Quelle der Heilung. Ich will nicht unbedingt behaupten, daß nicht manche der auf diese Weise entstandenen Störungen durch körperliche Medication ausgeglichen werden könnten; aber wo es geschieht, so ist es, weil die Einwirkung dieser Mittel einen geistigen Zustand hervorruft, der dem vorgefundenen einen Widerstand leistet. — Fehler der Subsumption unter metaphysische Ideen, d. h. Irrthümer und der Beurtheilung der Dinge ihrem Wesen und ihrer Verbindungsweise nach, wird nur die Belehrung zu heilen im Stande sein; wo der relative Werth einzelner Dinge zu hoch oder zu gering empfunden wird, sind furchtsame, sehnsüchtige Zustände durch die Erfüllung des Vermißten, oder die bessere Ueberzeugung über die Ohnmacht des Drohenden abwendbar; wo endlich eine falsche Subsumption unter die Idee des Sollenden stattfindet, und eine Vorstellung übermäßig wachsend, mit Macht die übrigen hemmt und bedrückt, wird sich das Gleichgewicht der Thätigkeiten durch eine That herstellen, die wie eine kritische Entscheidung die treibende Vorstellungsmasse aus dem Ablauf der Gedanken entfernt. Es ist eine eigene Erleichterung aller bedrückenden Seelenzustände in der Ausübung einer That gelegen. Während reine Irrthümer der Einsicht und des Verstandes hartnäckig sich jeder Einlenkung widersetzen, während krankhafte Stimmungen zwar häufig verschwinden, aber eben so häufig wieder erscheinen, pflegen häufig jene drängenden und qualvollen Seelenstörungen, die zu einer That treiben, mit ihr plötzlich zu verlöschen, und zwar um so leichter, je weniger der moralische Geist gehalten und verpflichtet ist, der That selbst eine Hemmung entgegenzustellen. Wenn es räthlich wäre, Zustände des Geistes mit denen des Körpers zu parallelisiren, möchten wir hier ein Analogon der körperlichen Krise finden; die That wäre das Krankheitsproduct, durch welches die über das Gleichgewicht emporgetretenen Vorstellungen aus dem Organismus der Seele entfernt werden.

Es ist nicht unser Zweck, hier weiter in die noch immer sehr zweideutigen Lehren der Psychologie einzugehen; es genügt, die Möglichkeit einer reinen Seelenstörung nachgewiesen zu haben; wir haben weiter zu beobachten, wie der Körper durch seine Störungen einen verderblichen Einfluß auf das Seelenleben gewinnen kann.

176. Nothwendiger Wechsel in der Anstrengung der Organe.

(*C. W. Ideler*, Die allgemeine Diätetik [1846] S. 158—160.)

Da naturgemäß nur Ein Organ im Zustande der Anstrengung begriffen sein kann, aber alle Organe in denselben eintreten sollen, um der vollen Cultur ihrer Thätigkeit theilhaftig zu werden, so muß der Mensch die Zeit im Gebrauch seiner Organe einzutheilen wissen, daß sie nicht gleichzeitig, sondern in einer gewissen Reihefolge in die höchste Thätigkeitsspannung versetzt werden. Unter dieser Bedingung kann jedes Organ sein volles Wirken entfalten, in allen Beziehungen durchführen, also zur gediegenen Selbständigkeit und Energie gelangen. Je reiner und vollständiger die einzelnen Thätigkeiten sich gegenseitig abschließen, um so bestimmter entwickelt sich die Gesammtheit derselben zu einer scharf ausgeprägten Gliederung, in welcher jeder Theil seinen Zweck ganz erfüllt und das höchste Maß an Kraft erzeugt. Das Leben wächst dann zur größten Summe an, und wird zugleich der stärksten Dauerhaftigkeit und des festesten Zusammenhanges theilhaftig. Im umgekehrten Falle kann dagegen der Mensch seine Kräfte nie über die Stufe der Mittelmäßigkeit erheben, keines seiner Organe gelangt zur vollen Ausbildung und Energie, seiner Organisation fehlt daher durchaus die Gediegenheit und Reife, in welcher sie ihre feste Grundlage finden soll. Unter solchen Umständen ist die Gesundheit nur eine Täuschung, weil ihr alle Widerstandskraft gegen wirkliche Schädlichkeiten fehlt, von denen sie nur zu leicht tödtlich erschüttert

wird, und weil ihre erschlafften Organe ohne Erschöpfung keine beharrliche Anstrengung ertragen.

Nur ausnahmsweise vermag der Mensch mehrere Organe gleichzeitig in einem solchen Grade zu bethätigen, daß die Kraftäußerung eines jeden im natürlichen Zustande schon eine Anstrengung sein würde. Es ist hiemit aber ein so starker Verbrauch der Lebensthätigkeit nothwendig verbunden, daß danach eine wirkliche Erschöpfung eintritt, welche eine lange Ruhe erfordert, wenn nicht eine gänzliche Aufreibung der Kräfte erfolgen soll. Dieser Uebelstand wird noch durch den Nachtheil überwogen, welcher aus der gegenseitigen Störung zweier gleichzeitig angestrengten Thätigkeiten hervorgeht. Wer daher dergestalt mit seiner Zeit geizt, daß er alle, selbst die dem Schlafe geraubten Stunden in ununterbrochener geistiger Anstrengung vollbringen will, also letztere auch während der Verdauung und bei jeder körperlichen Bewegung fortsetzen will, der richtet unfehlbar die Verdauung und mit ihr den gesammten Proceß des bildenden Lebens in kurzer Zeit völlig zu Grunde, und führt dadurch den gänzlichen Ruin des Lebens herbei. Hieraus erklärt sich jenes Heer von Unterleibskrankheiten, durch welche eine so große Zahl verdienstvoller Männer in das elendeste Siechthum versetzt und in ein frühes Grab gestürzt wird. Kant muß den Nachtheil, den ein angestrengtes Denken während körperlicher Bewegung verursacht, hinreichend an sich erfahren haben, weil er dringend dagegen warnt.

Fast ebenso schädlich ist der Mißbrauch der Kräfte, wenn sie nur in einem Organe zur vollen Anstrengung gelangen, während die Thätigkeit der übrigen Organe kaum den Grad der Mittelmäßigkeit erreicht, so daß eigentlich gar kein Wechsel des höchsten Lebens nach seinen verschiedenen Richtungen stattfindet. Eine solche einseitige Thätigkeit hat geradezu das schlimmste Mißverhältniß in der organischen Grundverfassung zur Folge, so daß das bevorzugte Organ auf eine monströse Weise hervortritt, während alle übrigen verkümmern, und daher ihrer wesentlichen Bestimmung nur auf die mangelhafteste Weise genügen können. Da die Natur jeder Individualität dadurch ein charakteristisches Gepräge gibt, daß sie einzelne organische Anlagen stärker hervor- und andere zurücktreten läßt, und da dies eigenthümliche Verhältniß durch Beruf und Lebensweise oft noch mehr begünstigt wird; so artet dasselbe leicht in eine krankhafte Verfassung aus, welche, wenn sie habituell oder constitutionell geworden ist, die Wiederherstellung der Gesundheit unmöglich macht, da die luxuriirende Thätigkeit des einen Organs von den paralysirten Kräften der übrigen nicht mehr gezügelt werden kann. Ein glücklich organisirtes Gehirn z. B., welches den natürlichen Beruf zur wissenschaftlichen Cultur begründet, ist häufig mit einer zarten Organisation des Körpers gepaart, in welchem die Nerven über die Muskeln vorherrschen, und dadurch weit mehr den Antrieb zu litterärischen Beschäftigungen als zu kräftigen Bewegungen der Glieder geben. Die natürliche Vorliebe eines solchen Individuums für intellectuelle Entwickelung wird durch den glücklichen Erfolg derselben leicht bis zur Leidenschaft angefacht, welche die gymnastische Körperpflege versäumt, ja verabscheut, um für ihren heiß ersehnten Zweck alle Zeit zu ersparen. In nothwendiger Folge davon muß die Lebensthätigkeit sich immer mehr im Gehirn concentriren, und aus den äußeren Gliedern entweichen, welche je länger um so mehr erlahmen und verwelken, wodurch dann die Verdauungskraft und der gesammte Vegetationsproceß in einem hohen Grade beeinträchtigt wird. Dies Verhältniß, wenn es auch noch nicht unter der Form einer bestimmten Krankheit hervortritt, sondern unter dem Schein einer relativen Gesundheit noch ein leidliches Wohlsein gestattet, ist doch schon ein durchaus naturwidriges, welches zuletzt unvermeidlich durch sich selbst ein Heer von Leiden hervorbringt, welche wegen ihres nervösen Charakters mit Recht übel berüchtigt sind. Denn diese sogenannte Nervosität ist nichts Anderes als der Ausdruck einer auf Kosten der Energien aller übrigen Organe unmäßig gesteigerten Nerventhätigkeit, welche durch jene geschwächten Energien gar nicht mehr gezügelt, die den Nervenkrankheiten eigenthümlichen regellosen und stürmischen Zufälle hervorbringt, deren Heilung oft ganz unmöglich ist, und im günstigsten Falle weit weniger durch Arzneien, als durch eine tüchtige Gymnastik bewirkt werden muß, welche neues Leben in die erschlafften Glieder und Eingeweide zurückruft, und diese dadurch wieder ins Gleichgewicht mit dem Gehirn bringt. Da nun alle Krankheitsdispositionen ähnliche Mißverhältnisse unter den einzelnen Organen und ihren Functionen darstellen: so ergibt sich hieraus, daß ihnen nur dadurch vorgebeugt werden kann, daß die luxuriirende Thätigkeit eines Organs, welches durch sich selbst gar nicht zur Ruhe kommen kann, durch Anstrengung anderer Organe auf diese abgelenkt, und somit das Gleichgewicht der Kräfte als die eigentliche Grundlage der Gesundheit dauerhaft befestigt wird.

II. Wohlstandswissenschaft.

177. Zur physiologischen Betrachtung des Güterlebens. — Was den Menschen in Bewegung setzt.

(*M. v. Lavergne-Peguilhen*, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft I. [1838] S. 67, 70—74.)

Nachdem die Bedürfnisse des Menschen festgestellt worden, ist dadurch eine Grundlage zur Bestimmung der Motive oder Principien dargeboten, durch welche der Mensch in seinen verschiedenen Culturstufen zur Thätigkeit, zum Gebrauch seiner Kräfte, zur Richtung, welche denselben zu ertheilen ist, bewogen wird. Es lassen sich daraus die Hebel entnehmen, durch welche derselbe geleitet, angeregt und gezügelt werden kann, je nachdem das Gesellschaftsinteresse dies erfordert.

Bei aller Verschiedenartigkeit der Culturgrade der Menschen walten, da das Streben nach Bedürfnißbefriedigung allen Culturstadien gemein ist, vornehmlich die nachstehenden drei Hauptbewegungsprincipien vor:

1. Aeußeres Bewegungsprincip. — Es umfaßt das Streben nach Befriedigung von Körperbedürfnissen, und bedarf, da diese bereits bezeichnet worden, keiner weiteren Entwickelung, indem auch die Art und Weise, in welcher dasselbe ins Werk gesetzt werden soll, durch die Productionswissenschaft gelehrt wird. Es herrscht dieses Bewegungsprincip bei niederen Culturstadien ganz überwiegend vor, und verliert an Macht und Wirksamkeit mit den Fortschritten menschlicher Entwickelung, wenn gleich mit diesen die Körperbedürfnisse an Umfang gewinnen. Immer aber behält das äußere Bewegungsprincip einen hohen — selbst sittlichen — Werth, und darf keinem andern nachgesetzt werden, einmal, weil die Gesellschafts- und Culturexistenz darauf beruht, dann aber, weil — wie aus §. 5 sich herleiten läßt, und durch die Productions- und Culturgesetze deutlicher hervortreten wird — die productive Thätigkeit die Pflanzschule der höheren Geistes- und Gemüthsbildung ist, und ohne die erstere die letztere gar nicht zu bestehen vermöchte.

2. Inneres Bewegungsprincip. — Dieses geht aus dem Streben nach Befriedigung von Seelenbedürfnissen hervor, und nach Maßgabe, wie diese bereits entwickelt worden, können Zweifel über die Motive und die Richtung dieses Bewegungsprincips nicht obwalten. Die Mittel und Wege, dasselbe zu stärken und zu leiten, sollen durch die Culturwissenschaft gelehrt werden. In dem Maße, wie die Entwickelungsstadien der Menschen vorschreiten, wie die Gesellschaft ihrem Ziele sich nähert, gewinnt das innere Bewegungsprincip mehr und mehr die Oberhand im Gesellschaftsreiche, werden die Seelenbedürfnisse umfassender und dringender, treten die aus dem äußeren Bewegungsprincipe hervorgehenden Bewegungen mehr und mehr in den Hintergrund. In eben dem Maße steigt das Freiheitsbedürfniß der Nation, denn die Bewegungskreise des einzelnen Bürgers bedürfen größerer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit. Dadurch wird wiederum die Aufgabe des schrankenbauenden und bewegungleitenden Staats eine umfassendere und schwierigere, zu deren Lösung die wohlgeordnete Handhabung des dritten Bewegungsprincips die Mittel darbietet.

3. Zwangsbewegungsprincip. — Es umfaßt die Bewegungen, welche durch die Institutionen des Staats hervorgerufen werden. Die Mittel und Wege, dasselbe den Gesellschaftsinteressen gemäß in Thätigkeit zu setzen, sollen durch die Staatswissenschaft gelehrt werden. Der Staat besitzt die Macht durch Förderung der Cultur die Gewalt der äußeren und inneren Bewegungsprincipe zu steigern, solchen eine größere Ausdehnung zu ertheilen, und dadurch einen hervorragenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Bewegungen der Menschen zu erlangen. Insofern es sich um Thätigkeitsanregung bei höheren Culturstadien handelt, wird dieser Weg ebenso gedeihlich als einer weisen Regierung würdig sein. Die Culturfortschritte — besonders in den niederen Graden — sind jedoch häufig weniger rasch, als das Thätigkeitsbedürfniß es fordert. Gewöhnlich soll die größere Thätigkeit der höheren Cultur erst die Bahn brechen; es sollen überdies noch andere Zwecke erreicht, den Thätigkeitskreisen

bestimmte Grenzen vorgezeichnet werden, damit durch zügellose Bewegung die benachbarten Kreise sich nicht feindlich durchkreuzen und zerstören; es sollen denselben neue, den allgemeinen Interessen entsprechende Bahnen angewiesen, neue Thätigkeitsfelder vorgezeichnet werden. Zur Erreichung dieser mannigfachen und wichtigen Zwecke bedarf der Staat selbständiger Mittel. Er muß die den Gesellschaftsinteressen erforderlichen Bewegungen zu erzwingen vermögen, soweit diese aus den freien — dem äußeren und dem inneren — Bewegungsprincipien nicht von selbst hervorgehen.

Es gewähren zu diesem Behufe die Rechts-, Polizei-, Steuer- und Zollgesetze und deren Handhabung die ausreichenden Mittel, und diese werden überall in dem Grade wohlthätig wirken, als der mittelst derselben zu erreichende Zweck durch die Gesellschaftsinteressen geboten wird, die dahin führenden Mittel richtig gewählt worden, und sobald vor Allem die Körper- und Seelenbedürfnisse der verschiedenen Culturstadien geachtet, und deren Befriedigung in keiner Weise gefährdet worden. Wie die durch Anwendung des Zwangsbewegungsprincips zu erreichenden Zwecke überaus verschiedenartig erscheinen, so sind es auch die dahin führenden Mittel und Wege, welche wiederum je nach den Culturstadien der dem Zwange zu unterwerfenden Volksclassen sorgfältig ausgewählt und entsprechend angewendet werden müssen. Die dabei obwaltenden Grundprincipien müssen bei Erforschung der Staatsgesetze erörtert werden, weshalb hier die nachstehenden Andeutungen genügen mögen.

Als nächstes und unmittelbarstes Bedürfniß stellt die Trennung und sorgfältige Sonderung der Bewegungskreise der einzelnen Familien sich dar, mithin die Hinderung unheilbringender Bewegungszügellosigkeit. Dahin führen vor Allem die das Eigenthum, dessen Erwerbung, Vertheilung, Beschützung und Vererbung betreffenden Rechts- und Polizeigesetze. Denn das Eigenthumsrecht trennt die Familien im Staate, wie in der Natur die Individuen getrennt sind. Es werden demnächst Zoll- und Steuergesetze hinzutreten müssen, um durch erstere die Nation gegen ein gewerbsübermächtiges Ausland, durch letztere den einzelnen Producenten gegen innere Gewerbsübermacht zu schützen, und solcher Art werden die aus dem äußeren Bewegungsprincip hervorgehenden Bewegungskreise hinreichend abgegrenzt und beschützt sein. Die aus den Seelenbedürfnissen hervorgehenden Bewegungen werden durch die alle Personen betreffenden Rechts- und Polizeigesetze geordnet, durch Bestimmung der Verhältnisse des einzelnen Bürgers zum Bürger, zur Familie, zur Corporation, Gemeinde, Kirche und zum Staate. Diese werden überall dem Zwecke entsprechen, wo den verschiedenartigen Seelenbedürfnissen der einzelnen Culturstadien die Befriedigung nicht versagt ist.

Eine wichtige Aufgabe des Zwangsbewegungsprincips besteht demnächst in Bewegungsanregung. Die Cultur schreitet nur in dem Maße vor, wie dem höheren Reichthumsbedarfe genügt worden, künstlicher Unterricht etc. wird des gedeihlichen Erfolges bei vorwaltendem Gütermangel entbehren, und daher muß überall die Production der Cultur wenigstens um einige Schritte voranstehen. Der Mensch besitzt aber an und für sich — besonders in den unteren Culturstadien — eine Abneigung gegen dauernde und körperanstrengende Arbeit, er zieht es vor, sein Thätigkeitsbedürfniß in Sinnesfreuden etc. zu befriedigen; ohne Arbeit wird aber das nothwendige Gütermaß nimmer erzeugt werden, und der Staat muß daher bedacht sein das dazu unerläßliche Arbeitsmaß zu erzwingen. Dahin führen bei ganz niederer Cultur Sclaverei, Leibeigenschaft, Gutsunterthänigkeit; bei höherer Cultur Steuern und Schulden, und vor Allem Concurrenz; wann und in welcher Weise diese Zwangsmittel einzeln oder in Verbindung angewendet werden müssen, um die erforderlichen Wirkungen hervorzubringen, wird bei Erörterung der Productionsgesetze gezeigt werden. Wie hart auch die Nothwendigkeit einer Zwangsanregung des freien, gottähnlichen Menschen erscheinen mag, es führt das allen Culturstadien gleichmäßig beiwohnende Streben, auf anstrengende Productionsarbeiten so wenig Kräfte wie möglich, desto mehr aber in Sinnes- und Gemüthsfreuden zu verwenden, zu dem überaus wichtigen, allen Bewegungs- und Productionsverhältnissen als Grundlage dienenden Gesetz: daß der Mensch überall bemüht ist, mit möglichst geringem Kraftaufwand ein möglichst großes Gütermaß zu erzeugen oder zu erwerben.

178. Das Geld, seine Functionen, sein Wesen.

(Dasselbe Buch, S. 86—91.)

In dem Grade wie die Cultur, und in Folge derselben die Freiheits- und Seelenbedürfnisse an Umfang gewinnen, wie daher der Güterbedarf und die Nothwendigkeit einer höheren Production sich steigern, wird auch die Geldwirthschaft mehr und mehr in der Gesellschaft sich ausbreiten müssen. Denn nur mittelst derselben kann die höchste äußere Freiheit mit der höchsten Productivität der Arbeit vereinigt werden. Viele Menschen aber zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, ist nur durch Zwang, Naturproductentheilung oder Geld möglich; ebenso kann der Uebergang der Güter aus einer Hand in die andere nur durch Raub, Tausch oder Kauf bewerkstelligt werden, da selbst die aus Familienbanden hervorgehenden Güterübertragungen sich nur aus den obigen Motiven herleiten lassen.

Das Geld hat besonders drei Functionen:

1. *Tauschvermittelung.* Wer von einer Gütergattung Ueberfluß besitzt, dagegen Mangel an andern, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendigen Gattungen leidet, wird jenes Ueberflusses durch Verkauf sich entäußern, dagegen mittelst des gelöseten Geldes die ihm nothwendigen Befriedigungsmittel wiederum ankaufen können. Dergestalt verrichtet das Geld die Functionen des *Tauschvermittlers*, es macht das oft sehr weitläufige und kostbare Aufsuchen dessen, der eine bestimmte Gütergattung bedarf, und zugleich eine andere gerade erforderliche Gütergattung besitzt, unnöthig, und erleichtert oder vermittelt solcher Art den Tauschverkehr in sehr hohem Grade.

Die auf dieses gegenseitige Aufsuchen bisher verwendeten Kräfte können zu neuen Gütererzeugungen verwendet werden, und da Jedermann die Gewißheit erhält, mittelst Erzeugung *einer* Gütergattung alle anderen ihm nothwendigen Gattungen erlangen zu können, so wird die Einzelfamilie sich in der Regel auf Erzeugung Einer Gütergattung beschränken. Dadurch wird sie eine große Fertigkeit in den hierzu erforderlichen Arbeiten, nebst großer Kenntniß in Benutzung der mitwirkenden Naturkräfte erlangen, und so wird durch *Arbeitstheilung* abermals die Productivität der Arbeit, die Summe der mit den vorhandenen Kräften zu erzeugenden Güter gesteigert werden. Dergestalt wirkt das Geld in seiner Function als Tauschvermittler auf Arbeitsersparung, auf Arbeitstheilung, auf Entstehung einer großen Mannigfaltigkeit von Gewerbsabtheilungen, auf Mehrung der Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, dadurch auf Mehrung der Menschen und ihrer Cultur, auf Steigerung des Gesellschaftsalters hin und zwar in höherem Grade als irgend eine andere Vermittelungskraft im Stande ist.

2. *Arbeitsvermittelung.* Wer Güter erzeugen will, wird durch Geldbesitz die Macht erlangen, einerseits die erforderlichen Rohmaterialien und Naturkräfte von ihren Besitzern, wie die etwa nothwendigen veredelten Gütergattungen von ihren Verfertigern anzukaufen, andererseits aber auch eine solche Zahl von Arbeitsgehülfen bei seinem Werke zu vereinigen, als die Beseitigung aller Hindernisse, die Leitung der Naturkräfte und überhaupt die Vollführung des Werkes erfordert. Dergestalt verrichtet das Geld die Functionen des *Arbeitsvermittlers*, es macht die Vereinigung der Arbeiter, wie aller zur Gütererzeugung nothwendigen Kräfte, ohne Raub, Zwang, Tausch oder Producteneintheilung möglich. Da nun Jedermann überdies freiwillig arbeitet, die Entfernung von der Arbeit als eine Strafe betrachtet wird, so geschehen alle Verrichtungen unendlich rascher und vollkommener als mittelst Zwanges und mittelst Productentheilung. Denn letztere setzt einen auf längere Zeit geschlossenen Vertrag voraus, auch kann Arbeitstheilung und die daraus hervorgehende Arbeitsfertigkeit dabei nicht Anwendung finden.

Da nun aber die Vereinskraft größer ist als die Summe der Einzelkräfte, aus welcher sie zusammengesetzt worden; da durch Vereinigung vieler Kräfte zu gemeinsamem Wirken die Productivität derselben in mehr als arithmetischer Progression gesteigert wird, so wirkt das Geld als Arbeitsvermittler, als Productionshebel wiederum in höherem Grade als die anderen Vermittelungskräfte auf Mehrung der zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nothwendigen Güter, auf Mehrung der Menschen und ihrer Cultur, auf Steigerung des Gesellschaftsalters hin.

In der Arbeitstheilung und in der *Arbeitsvereinigung* nach Maßgabe der Bedürfnisse liegt das große Geheimniß menschlicher Gütererzeugungskraft; beide finden im Gelde ihre Grundlage, sie werden nur mittelst desselben in höchster Wirksamkeit dargestellt, und so erscheint dasselbe als unentbehrlicher Pro-

ductionshebel, als Basis gesellschaftlicher Entwickelung.

3. Maßstab. Bevor Werthe gegen einander getauscht werden können, ist eine Werthschätzung derselben nothwendig, und jede Werthschätzung ist nur mittelst eines Maßstabes möglich. Sind die zu tauschenden und deshalb zu schätzenden Werthe heterogener Gattung, wie etwa Arbeit und Material, so muß der Maßstab mit beiden Gattungen in Wahlverwandtschaft stehen, weil jede Größe nur durch eine gleichartige oder ähnliche meßbar ist. Behufs einer allgemeinen Tausch- und Arbeitsvermittelung ist nun die Messung aller Güter- und Arbeits- oder überhaupt aller Werthsgattungen nothwendig, und dieser wird der gemeinsame Repräsentant Aller, das Geld, allein als Maßstab zu Grunde liegen können.

Aus den beiden activen Geldfunctionen, der Tausch- und Arbeitsvermittelung, geht daher als dritte passive Function die des Maßstabes hervor. Die Waaren- und Arbeitspreise drücken das Resultat der vorhergegangenen Werthschätzung aus. Es erhält diese gewöhnlich passiv wirkende Geldfunction einen activen und sehr wesentlichen Einfluß auf den gesammten Gesellschaftshaushalt, sobald etwa durch Aenderung des Maßstabes alle älteren Werthschätzungen, und die daraus hervorgegangenen und darauf basirten Zahlungs-, Schuld- und Rechtsverhältnisse eine Aenderung erleiden, ohne daß den dadurch Verletzten eine Entschädigung oder gegen fernere Verletzung ein gesetzlicher Schutz zu Theil wird, und ohne daß den daraus etwa für das gesammte Gesellschaftsreich hervorgehenden Nachtheilen vorgebeugt wird.

Wesen des Geldes. Wo die Zwangswirthschaft besteht, da bedarf es zugleich einer starken Staatsgewalt, um jeden Widerspruch, jede Vernachlässigung Seitens der Arbeiter auf der Stelle und mit Strenge bestrafen zu können. Furcht ist die Triebfeder dieser Wirthschaftsform, und sie muß durch eine allezeit straffertige Staatsgewalt rege erhalten werden, wenn sie nicht an Spannkraft und dadurch die Arbeit an Erfolg verlieren soll. Da aber der Staat unmöglich in jeder Wirthschaft besondere Behörden oder Beamten erhalten kann, so muß die correctionelle Polizei- und Justizgewalt vorzugsweise dem Sclavenbesitzer übertragen werden. Dieser ist dann Partei und Richter zugleich, und deshalb Gewaltmißbrauch insoweit zu erwarten, als nicht etwa das eigne Interesse an der Erhaltung des Sclaven von der Beschädigung desselben zurückhält. Die Abzweigung so wesentlicher Staatsfunctionen von den eigentlichen Behörden, und der daraus unvermeidlich hervorgehende Mißbrauch läßt bei dieser Wirthschaftsform die Idee einer im Staate sich aussprechenden höheren Gesellschaftsseele nicht aufkommen.

Auch die Antheilswirthschaft setzt noch große brod- und grundherrliche Befugnisse voraus, weil die Aufrechterhaltung und pünctliche Vollziehung des Antheilwirthschaftsvertrages zu jeder Stunde muß erzwungen werden können, wenn die Reichthumserzeugungen und dadurch das Gesellschaftswohl nicht gefährdet werden sollen. Denn ein solcher Vertrag läßt sich nicht plötzlich lösen. Daher sind Polizei- und Gerichtsbarkeit und andere feudale Privilegien und Gerechtsame zur Aufrechthaltung dieser Wirthschaftsform unerläßlich.

Aber mit dem Uebergange zur Geldwirthschaft mindert sich gleichmäßig die Nothwendigkeit großer brod- und grundherrlicher Straf- und Verwaltungsbefugnisse, diese vereinigen sich wiederum mit der centralen Staatsgewalt, und wo sie noch abgezweigt bleiben, können sie nur als Ausfluß derselben und in ihrem Auftrage ausgeübt werden. Da zu jeder Stunde die Interessen des Arbeiters und seines Brodherrn durch Geld auszugleichen sind, indem letzterer das Productionsinteresse durch Concurrenz der Arbeiter, durch sofortige Entlassung der Unfügsamen wahrzunehmen vermag, wird die Allgegenwart einer correctionellen Strafgewalt minder nothwendig; diese kehrt zu den centralen Staatsbehörden zurück, und nun erst vermag der Staat nach höheren Gesichtspuncten überall belebend, anregend und fürsorgend einzugreifen, wie es der erhabenen Gesellschaftsseele gebührt.

Das Geld vermittelt mit Unparteilichkeit die freiwilligen und unstrittigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens, es macht die Gegenwart der Staatsbehörden bei diesen Geschäften entbehrlich; es verhindert eine Unzahl von Rechtsverletzungen und von daraus hervorgehenden Einschreitungen der Staatsgewalt, und erscheint deshalb recht eigentlich als Stellvertreter des Staats, da Vermittelung aller Interessen des Gesellschaftslebens und Vereinigung vieler Kräfte zu gemeinsamem Wirken die nächste und unmittelbarste Aufgabe desselben bilden.

So erscheint das Geld in seiner Eigenschaft als Staatsdeputirter für die freiwilligen und unstrittigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens zugleich als Grundlage der Civilisation und als Existenzbedingung der zu einer höheren Stufe fortschreitenden Gesellschaft. Es verwaltet seine Functionen mit höherer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, als dies den redlichsten und aufge-

klärtesten Behörden möglich sein würde, so lange dasselbe in seinen Verrichtungen als Maßstab ihrer ganzen Ausdehnung nach keine Störung erleidet. Die Eigenschaft der Theilbarkeit macht auch eine vollkommnere Amtsverrichtung möglich, so lange dasselbe in seiner — später zu erörternden — Bestrebung sich überall hinzuziehen, wo ein Vermittelungsbedürfniß sich offenbart, und woraus eine Art Allgegenwart hervorgeht, nicht gehindert wird.

179. Die Productionskräfte.

(Dasselbe Buch, S. 184—189.)

Welches sind die bei der Production überhaupt thätigen Kräfte?

1. Naturkraft. Die Natur mit ihren unermeßlichen und vielseitigen Kräften bildet den eigentlichen Fruchtbehälter, in welchem die, den Menschen erhaltenden und cultivirenden Güter gezeugt und ausgebildet, den Mutterschooß, in welchem der befruchtende Same der andern Potenzen niedergelegt und entwickelt werden soll. Sie gewährt überdies das Material zu sämmtlichen Gütern, wie zu den Bewegungshebeln, durch deren Beistand die Wirksamkeit menschlicher Arbeit so unendlich gesteigert wird. Dergestalt mit einem Theile ihrer Kräfte dem Menschen verbunden, trägt die Natur selbst zur Ueberwältigung des anderen widerspenstigeren Theiles ihrer Bestandtheile bei, und räumt den Menschen selbst die Oberherrschaft über sich ein.

Von der Beschaffenheit der Zeugungskräfte hängt die des Products ab, und die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Gesellschaftsproducte wird vorzugsweise durch die große Mannigfaltigkeit zeugungsfähiger Naturbestandtheile bedingt. Denn nimmer wird die Natur in ihrer Gesammtheit bei den einzelnen Zeugungen — wenigstens unmittelbar nicht — thätig sein, immer wird sie nach Maßgabe der gewünschten Productengattung und Beschaffenheit sich durch einzelne entsprechende Bestandtheile vertreten lassen, und die Vielfältigkeit dieser vertretenden Naturbestandtheile sichert für immer eine große Vielfältigkeit der Gütergattungen. Diese muß noch in dem Grade sich mehren, als man lernen wird, die große Zahl der vorläufig als nutzlos betrachteten Naturgegenstände in den Kreis der gesellschaftlichen Production aufzunehmen, auch deren Gesammtheit mannigfaltiger anzuwenden und dadurch werthvoller zu machen.

2. Arbeitskraft. Die im Naturreiche unter den verschiedenartigsten Gestalten, Zusammensetzungen und Verkleidungen mannigfach zerstreut liegenden Zeugungskräfte und Materialien werden durch Arbeit zusammengeführt; sie werden zubereitet, geformt und umgestaltet, wie der jedesmalige Productionszweck es fordert, und endlich in solche Lagen zusammengestellt, aus welchen erfahrungs- oder principmäßig die gewünschte Gütergattung hervorgehen muß. Es bildet Arbeitskraft die männliche Potenz zur Befruchtung der mütterlichen Natur, aus deren Schooß oder durch deren Umwandlung demnächst das Product entspringt. Ohne menschliche Arbeitskraft ist daher keine gesellschaftliche Production denkbar, sie wird immer thätig sein müssen, wie sehr man auch bemüht sein mag, durch Bewegungs- und Productionshebel und durch Maschinenarbeit die Körperarbeit im Einzelnen zu sparen. Freilich hat nach einer gewöhnlichen Anomalie das Linealsystem die dem beabsichtigten Zwecke entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht und den Arbeitsmann mehr denn je überbürdet. Durch eine allweise Einrichtung ist dem Menschen selbst die mit der Productionsarbeit verbundene Kraftanstrengung in hohem Grade nützlich; sie ist bei geringer Cultur, wenn durch Geistesarbeit nicht genug Kräfte absorbirt werden, Bedürfniß, und die Quelle sinnlicher, geistiger und sittlicher Vervollkommnung, so lange Ueberbürdung vermieden wird.

3. Geisteskraft. Der Geist muß der Natur wie der Gesellschaft die Productionsgeheimnisse ablauschen, er muß die Kräfte — wie deren Bewegungsgesetze — ermitteln, aus deren Zusammenwirken die verschiedenen Gütergattungen hervorgehen, er muß die unter seiner unmittelbaren Herrschaft stehende männliche Potenz, die Arbeitskraft demgemäß leiten, sie befruchtend und erschaffend wirken lassen, und erfüllt solcher Art ein überaus wichtiges Zeugungsgeschäft. Er wirkt in seiner productiven Eigenschaft gleich dem Instincte, dem Naturtriebe der organischen Wesen, er stellt — wenn dieses Gleichniß gestattet ist — in seiner productiven Function den Gesellschaftsinstinct dar. Dergestalt wird die Gesellschaft

gezwungen, wenn sie nicht aus Gütermangel in sich zerfallen soll, ihre Geisteskräfte auszubilden und in Thätigkeit zu erhalten, weil nur mittelst ihrer productiven Verwendung das der höheren Gesellschaft erforderliche Gütermaß erschaffen werden kann. Jede Einzelfamilie unterliegt demselben Zwange, sobald sie nicht aus irgend einem Rechts- oder Gewaltgrunde auf Kosten der arbeitenden Familien zu leben vermag. In diesem Güterbedürfniß und der zu seiner Befriedigung unerläßlichen Geisteskraft liegt die eigentliche Quelle geistiger Entwickelung und höherer gesellschaftlicher Vervollkommnung, denn dasselbe zwingt zur geistigen Thätigkeit, und diese ist zugleich der Seele sicherstes Kräftigungsmittel.

4. **Staatskraft.** Wo aber der Menschen Einzelkraft nicht genügt, um die mächtigen Naturkräfte zu überwältigen und zu leiten; wo aus dem Zusammenwirken vieler Einzelkräfte, aus der Darstellung umfassender Bewegungshebel eine höhere Production erzielt werden muß, da wird der Staat*) die Vereinigung vieler Natur-, Arbeits- und Geisteskräfte zu bewirken, zu regeln und zu leiten haben. Er wird deren Ausbildung, Erhaltung und Steigerung leiten, die Productionskräfte wie die Producte in der Nation vertheilen, alle Productionsverhältnisse feststellen und ordnen müssen, sobald deren ungeregelte Bewegung in Zügellosigkeit auszuarten, den Zweck der productiven Thätigkeit zu gefährden droht.

Es bewirkt die Staatskraft eine gesellschaftliche Zeugungsenergie, ohne welche die anderweitigen, wenn auch wohlausgebildeten Zeugungskräfte an Impotenz leiden würden. Deren Früchte würden ohne Mitwirkung jener Kraft entweder gar nicht gedeihen, oder doch nur ein sehr spärliches und mangelhaftes Wachsthum gewinnen können. Eine hohe Gesellschaftsproductivität wird — bei einem intensiven Wirthschaftssystem — nie ohne wohlgeordnete Staatskräfte, ohne Rechtsgewährung, Eigenthums- und Gewerbssicherheit, und vor Allem ohne genügende Ausbildung, Leitung, Anregung und Abgrenzung der Productionskräfte und Gewerbsanstalten möglich sein. Man wird daher von dem Vorhandensein wohlgeregelter Staatskräfte auf entsprechenden Nationalreichthum und umgekehrt schließen können, wenn auch die gleichzeitige Wahrnehmung der höheren Cultur- und Gesellschaftsinteressen daraus noch nicht gefolgert werden darf. Nur auf den höchsten Entwickelungsstufen wird vollkommene Harmonie aller Gesellschaftskräfte zu erwarten sein, weil jene allein aus dieser hervorgehen können.

Die Productivität der Staatskraft darf nicht in Zweifel gestellt werden, weil nur dieser die Lösung so umfassender Aufgaben möglich ist, weil sie zu diesem Behufe erschaffen worden, weil ohne deren annähernde Lösung jeder gesellschaftliche Productionsversuch scheitern müßte. Der Gesetzgeber und der Gesetzesvollzieher sind nicht minder productiv als der Land- und Gewerbsmann; ihre gemeinsame Thätigkeit hat unter Mitwirkung der Natur die vorhandenen Güter ins Dasein gerufen. Nur sind diese bei der einzelnen Productionsanstalt thätig, während jene ihre Kräfte vielen derartigen Anstalten zugleich widmen, und man wird den Staatsbeamten als mittelbaren Producenten anerkennen müssen, wie den Gewerbtreibenden als unmittelbaren. Ueberhaupt wird sich im Verlaufe der Untersuchungen mehr und mehr herausstellen, daß jeder nützliche, d. h. irgend ein Gesellschaftsbedürfniß befriedigende Staatsbürger auch productiv ist, daß die Unterscheidung von Nähr- und Zehrständen nur gerechtfertigt werden kann, wo ganz unnütze Gesellschaftsglieder geduldet werden.

Natur, Arbeit, Geist und Staat — die vier Gesellschaftselemente bezeichnend — sind hiernach die gesellschaftlichen Productionskräfte, sie werden in ihrer Vereinigung Productions- oder Wirthschaftscapital, auch **Capital** genannt. Das begattende Zusammenwirken dieser vier Productionskräfte ruft die gesellschaftlichen Güter ins Dasein, es macht deren Erstarkung, Mehrung und Sicherstellung, die Befriedigung der gesellschaftlichen Güterbedürfnisse in immer ausgedehnterem und vollkommnerem Maße möglich. Durch das Erkennen dieser Productionskräfte, durch die Ueberzeugung, daß keine derselben vernachläßigt werden dürfe, sobald höhere Erfolge bezweckt werden; durch die Beobachtung ihrer Wechselverhältnisse und besonders der passiven Natur den activen Einwirkungen der drei anderen Elemente gegenüber, ist ein Anhalt zur Auffindung der Productionsgesetze dargeboten, dessen Beachtung und Festhaltung die endliche Aufhellung der darin herrschenden Dunkelheiten wesentlich erleichtern wird. Wir werden zunächst die Bedürfnisse und Wechselverhältnisse der Productionskräfte beleuchten, um daraus die Bedingungen ihrer Mehrung und Erstarkung herleiten zu können.

*) Um der heutzutage grassirenden absolutistisch-radicalen Auffassung des Staates nicht auch noch durch **dieses** Buch Vorschub zu thun, stehe hier eine Note. Der Verfasser des hier benutzten Buches gebraucht das Wort Staat bald im engeren Sinne (für den centralen Staat, für das, was Regierungssache ist), bald in einem weiteren, so daß er alle den Bürgern, den Corporationen, den Gemeinden obliegenden öffentlichen Functionen ebenfalls als **Staats**thätigkeit bezeichnet. M.

180. Zur ethischen Betrachtung des Güterlebens, seine Idee.

(*H. Eisenhart*, Allgemeine Socialtheorie II. [1844] S. 8—12.)

Das Gemeinwesen soll unserer allgemeinen Socialtheorie nach aus einem jeden empirischen Subjecte, das ein Glied ist an seinem Leibe und ihm anvertraut, einen vollendeten Mann bilden, in einem Jeden seine Idee, sein Urbild realisiren. So muß dann auch dieser besondere Theil des Gemeinwesens, das ökonomische System im gesellschaftlichen Körper, Theil haben an dem allgemeinen Vernunftzwecke und ihn in seiner Weise fördern. Wir sagen daher, die Volkswirthschaft solle oder wolle die arbeitstheilig erzeugten Güter nicht bloß überhaupt vertheilen, noch die Wissenschaft davon, die Gesetze dieser Vertheilung nur überhaupt lehren, — sondern auf eine solche Weise, daß ein Jeder, welcher Theil hat an diesem Systeme des Lebens, eine so große Quantität von Gütern jeder Art, materieller wie immaterieller, für sein Eines ständisches Product oder Tauschgut erhalte, als nothwendig ist, aus ihm jenen vollendeten Mann herzustellen, der der allgemeine Eine, alle Systeme beherrschende Endzweck des Gemeinwesens ist.

Dies ist das Maß der Idee, welches in den Austausch gebracht sein will, der vernünftige, der göttliche Zweck der Volkswirthschaft, ihre Idee im Gegensatze ihres bloßen Begriffs.

Anmerk. Vom Unterschiede zwischen dem Begriff und der Idee der Volkswirthschaft. Die gewöhnliche Wissenschaft, wenn sie sich überhaupt zu dieser Bestimmtheit der Auffassung erhöbe, will nichts als den Austausch der gesellschaftlichen Producte schlechthin lehren, die sogenannten Gesetze, die ihn bestimmen und wonach er sich regelt, und dabei ist ihr dann das Resultat ganz gleichgültig. Dies nenne ich den bloßen Begriff der Volkswirthschaft verfolgen, ein bloßes Beobachten und Vergleichen dessen was geschieht, eine gewisse geordnete Auffassung und Zusammenstellung desselben. Mit Einem Worte die gegenwärtige Volkswirthschaftslehre ist eine bloße Erfahrungswissenschaft — ein Ruhm, der also nicht eben fein ist; — wir dagegen möchten sie zu einer rationellen Wissenschaft, zu einer wirklichen Ideenwissenschaft erheben! Dies geschieht einfach durch die Wendung, die wir nahmen, daß wir sie nicht bloß einen Zweck schlechthin verfolgen ließen, sondern einen vernünftigen Zweck, einen göttlichen Zweck, eine Idee statt eines bloßen von der Erfahrung abstrahirten Begriffs. Wir haben ihr mit Einem Worte ein Soll vorgesteckt, und sie damit aus dem Bereiche der natürlichen Betrachtung zu einer ethischen Wissenschaft erhoben. Inzwischen gebührt — nächst Malthus, den wir später näher würdigen werden — Sismondi die Anerkennung, zuerst die Idee der Volkswirthschaft im Gegensatze ihres bloßen und indifferenten Begriffs geschaut und mit warmer Liebe verfolgt zu haben. Mit Recht wirft er es der englischen Schule, der Schule Smith's und Ricardo's vor, daß sie abstract hin darauf ausgegangen sei, die Gütermenge im Gemeinwesen (den sogenannten Nationalreichthum) zu vermehren, ohne zu berücksichtigen, ob die immer steigende Productenmenge auch allen Mitgliedern des Gemeinwesens gleichmäßig zu gute komme, ob sie sich auch nicht vielleicht nur in einzelnen Händen aufhäufe, in den Händen der Besitzenden, um auf der andern Seite eine um so größere Ebbe zurückzulassen. Ein Fall, der in der That nicht bloß denkbar, sondern wie seines Ortes gezeigt werden soll, sogar die nothwendige Folge des alten Systemes ist, des Systemes des ökonomischen *Liberalismus communis*. Nicht der Reichum schlechthin, sagt Sismondi, ist der Endzweck der Volkswirthschaft, sondern derselbe in seiner Beziehung zur Bevölkerung, *la richesse dans ses rapports avec la population!* Und bereits hatte im Grunde Malthus diesen Gesichtspunct stillschweigend durch den ganzen Verlauf seines berühmten Werkes festgehalten. Ja, in den vortrefflichen Capiteln des 3. Buches, welche unstreitig zu dem Besten gehören, was je über die Principien der Volkswirthschaft geschrieben ist, finden sich selbst directe Zweifel an dem alten System und eine leise, fast verschämte Polemik gegen Ad. Smith, die über ihre eigene Kühnheit erschrickt. »Die Natur und die Quellen des Nationalreichthums sind es, sagt er a. a. O. Cap. 6, die Ad. Smith in seinem berühmten Werke untersuchen will. Eine andere beinahe noch interessantere Untersuchung, in die er sich gelegentlich einläßt, ist aber diejenige der Ursachen, welche das Glück und die Behaglickeit der niedern Classen der Gesellschaft afficiren, die den zahlreichsten Theil jeder Nation ausmachen. Ich sehe sehr wohl die Verwandtschaft dieser Gegen-

stände ein, sehe ein, daß im Allgemeinen gesprochen Alles, was zur Vermehrung des Nationalreichthums beiträgt, auch das Glück der untern Classen mehrt. Vielleicht hat aber Dr. Smith diese beiden Untersuchungen für noch unzertrennlicher gehalten als sie wirklich sind, wenigstens hat er nicht aufmerksam gemacht auf diejenigen Fälle, wo der Nationalreichthum nach seiner Definition wachsen kann, ohne in gleichem Maße der arbeitenden Classe ein behagliches Leben zu schaffen.“ Sinnig und seinem Principe gemäß nennt Sismondi unsere Wissenschaft darum die Wissenschaft von der Wohlthätigkeit im Großen, *en grand la théorie de la bienfaisance.* Und wenn Lieb und Wohlthun, wenn Barmherzigkeit wahrhaft christliche Tugenden sind, so mag man sie vor allem auch eine echt christliche Wissenschaft nennen — und das nicht im dogmatischen, sondern im reinsten edelsten Sinne des Wortes. An die Stelle des subjectiven, vereinzelten, für das Ganze doch nur fruchtlosen, ja verderblichen Almosengebens setzt sie ein objectives System der Wohlthätigkeit, das lieber keine Armuth, kein Elend entstehen läßt. Wir werden dasselbe im Folgenden aufzurollen suchen.

Sonst haben sich auch hier bereits, wie bei so schöner Sache nicht anders denkbar, die Rotten- und Schwarmgeister des neuen Principes bemächtigt und ihre Luftschlösser und Kartenhäuser darauf gebaut! Wir werden sogleich von ihnen zu reden haben.

181. Zur Anwendung der Naturwissenschaften auf die Gewerbe. — Die Galvanoplastik.

(*W. A. Rüst*, Grundriss der Technologie [1844] S. 76—79.)

Wenn man zwei verschiedene Metalle in eine Flüssigkeit taucht und durch einen Metalldraht mit einander verbindet, so beginnt in diesem eine elektrische Thätigkeit, die man als einen elektrischen Strom von dem einen Metalle zu dem andern betrachtet, und zur Unterscheidung von andern elektrischen Strömen insbesondere einen galvanischen oder besser hydroelektrischen Strom nennt. Durchläuft ein solcher Strom die Auflösung eines Salzes im Wasser, so tritt eine Zersetzung desselben ein, welche im einfachsten Falle darin besteht, daß sich das Salz in seine beiden nächsten Bestandtheile, seine Salzbasis und seine Säure, zerlegt. Wenn aber die Salzbasis eines derjenigen Metalle enthält, welche man Schwermetalle oder eigentliche Metalle nennt, so wird sie wiederum in ihre beiden Bestandtheile zersetzt; das Metall scheidet sich im festen Zustande ab, der Sauerstoff aber verbindet sich mit dem Wasserstoffgase, welches durch die hydroelektrische Zersetzung des zur Lösung des Salzes dienenden Wassers erzeugt worden ist, zu Wasser, so daß also die Salzlösung durch diesen Proceß saurer und verdünnter wird. Der Metallniederschlag nimmt je nach dem verschiedenen im Salz enthaltenen Metalle eine verschiedene Gestalt an, nach welcher sich die Anwendbarkeit desselben zu technischen Zwecken richtet. Die meisten Metalle setzen sich in kleinen Krystallen an einander und bilden so eine wenig zusammenhängende Masse. Andere legen sich wegen der würfelförmigen Gestalt ihrer Krystalle so an einander, daß dadurch Bleche entstehen, deren feinere Zeichnungen sich nach der Gestalt derjenigen Masse richtet, an welcher sich der Niederschlag bildet, wie dieses beim Kupferniederschlag der Fall ist. Noch andere legen sich auf einen Körper, aus welchem der elektrische Strom in die Flüssigkeit tritt, in so feinen Theilen ab, daß eine mechanische Trennung des Metalls von demselben nicht möglich ist (Gold-, Silber-, Platinniederschlag). Die erste Gattung dieser Niederschläge ist zu technischen Arbeiten nicht brauchbar, die zweite hat eine Anwendung in der Galvanoplastik gefunden, die dritte in der hydroelektrischen Vergoldung und Versilberung.

Die Galvanoplastik ist die Kunst, das in einer Flüssigkeit aufgelöste metallische Kupfer auf hydroelektrischem Wege auf einer vorhandenen Form so niederzuschlagen, daß der Niederschlag alle Vertiefungen der Form als Erhabenheiten, die Erhabenheiten als Vertiefungen genau wiedergibt und gleichsam der Niederschlag als ein Abguß der Form zu betrachten ist. Ein solcher Niederschlag des Kupfers kann nur auf einer, die Elektricität in die zu zersetzende Flüssigkeit leitende Substanz stattfinden, wozu besonders die Metalle und der Graphit oder das Reißblei geeignet sind. Man muß sich also zuerst eine Form aus

einem dieser Stoffe bereiten. Am besten ist hierzu Kupfer geeignet, außerdem einige Metalle, welche mit einander die Eigenschaft gemein haben, nicht durch eigene Auflösung, sondern durch die Wirkung eines hydroelektrischen Stromes, Kupfer aus seinen Lösungen zu fällen, wie z. B. Gold, Platin, Wismuth, Antimon. Andere Metalle: Blei, Zinn, Eisen, Zink, fällen schon ohne Mitwirkung eines hydroelektrischen Stromes das Kupfer und lösen sich dabei auf. Nichts desto weniger kann Blei, wenn es eine blanke Oberfläche hat, als Form gebraucht werden; es überzieht sich schnell mit einer dünnen Kupferhaut, die es vor weiterem Angriff schützt. Das Zinn ist allein nicht zur Form anwendbar, wohl aber in seinen Verbindungen mit andern Metallen, z. B. die leichtflüssigen Gemische aus Blei, Zinn und Wismuth. Eisen und Zink sind gar nicht als Formen zu gebrauchen, ebenso nicht die Verbindungen des Zinks mit andern Metallen, wie das Messing, auf dem zwar das Kupfer zusammenhängend abgelagert wird, das aber dabei so stark angegriffen wird, daß beide Metalle nicht von einander getrennt werden können und man also die abgelagerte Kupfermasse nicht von der Messingform abheben kann. Die beste Metallform ist eine aus Kupfer. Sehr oft verfertigt man auch Formen aus Wachs oder aus Stearin, welche man mit einem dünnen metallischen Ueberzuge versieht, der die Elektricität zu leiten vermag. Ist das nachzubildende Modell eine Kupferplatte und man will darnach eine Form aus Blei bilden, so kann man die Kupferplatte mit einer Bleiplatte belegen und in einer Presse die Formen der Kupferplatte in die Bleiplatte abdrucken. Will man aber aus dem leichtflüssigen Gemisch von Blei, Zinn und Wismuth die Form darstellen, so bringt man dieses Gemisch in Fluß und drückt, sobald die Masse bei der Abkühlung zu erstarren beginnt, das Modell darin ab.

Will man eine kupferne Form nicht unmittelbar durch mechanische Ausarbeitung des Kupfers darstellen, so kann man eine solche Form auf einem Modelle ebenso auf galvanischem Wege darstellen, wie man das Gießen oder Bilden der galvanoplastischen Abdrücke durch Niederschlagen des aufgelösten Kupfers auf hydroelektrischem Wege bewirkt. Ist nun das vorhandene Modell der Art, daß es nicht unmittelbar zum Ueberziehen mit Kupfer geeignet und auch nicht zum Abdruck in Blei oder Zinngemische zu verwenden ist, so verfertigt man eine Form aus dem bei gelinder Wärme geschmolzenen Stearin, indem man dieses auf das Modell gießt. Damit aber eine so aus Stearin erhaltene Form die Electricität leite, gibt man ihr einen so dünnen metallischen Ueberzug, daß dadurch die Züge der Form nicht entstellt werden. Diesen Ueberzug bildet man gewöhnlich aus sehr fein gepulvertem und geschlemmten Graphit, der mit Oel oder mit Wasser angerührt sehr dünn aufgetragen wird. Ist die Form, auf welcher der Niederschlag dargestellt werden soll, von Gyps, so wird dieser mit einer heißen Mischung aus Wachs und Stearin getränkt, wodurch er der Feuchtigkeit länger widersteht und eine größere Härte erlangt. Um die Oberfläche einer solchen Form leitend zu machen, bestreicht man sie mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein), läßt sie trocknen und setzt sie dem Sonnenlichte aus, bis sie stark geschwärzt ist; oder man rührt den Gyps gleich statt mit Wasser, mit sauren Molken an und tränkt die getrocknete Form mit ameisensaurem Silberoxyd, wodurch der Gyps eine Oberfläche von metallischem Silber erhält, indem durch die eintretende Gährung der Molken das Silbersalz zersetzt wird. Auch kann man Formen von Holz, Thon oder Gyps mit salpetersaurem Silber bestreichen und über brennenden Spiritus halten, in welchen man ein Stückchen Phosphor gelegt hat, weshalb die Form dann mit Phosphorsilber beschlägt, das ebenfalls die Elektricität zu leiten vermag.

Wenn die Formen nur zur Herstellung einzelner Flächen dienen, ist ihre Anfertigung ungleich leichter, als wenn ganze Körper galvanoplastisch dargestellt werden sollen. Hat man die Modelle von Wachs oder Stearin, so überzieht man sie mit Graphit, behandelt sie im galvanoplastischen Apparat und schlägt eine dünne Kupferhaut darauf nieder, erwärmt dann die Form, so daß das Modell ganz herausschmilzt und man die aus dem Kupferniederschlag nach dem Modell gebildete Form erhält, die durch Waschen mit Terpentinspiritus von den zurückbleibenden Fetttheilen befreiet, dann mit Kupfervitriol gefüllt und zum Leiter des elektrischen Stromes gebraucht wird.

182. Die Darstellung des Leuchtgases.

(*F. Köhler*, Die Chemie in technischer Beziehung [1840] S 55 - 57.)

Sowohl zur Straßen-, als auch zur Hausbeleuchtung wird in vielen Städten ein Gasgemenge bereitet, das mit leuchtender Flamme brennt, und aus mehreren der oben erwähnten Kohlenstoffverbindungen in sehr veränderlichem Verhältnisse besteht.

Zur Darstellung dieses Gases benutzt man hauptsächlich Steinkohlen, außerdem aber auch Fette, flüchtige Oele und Harze.

Die Steinkohlen, welches die Ueberreste urweltlicher Bäume sind, bestehen aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff in veränderlicher Menge. Pulvert man sie und glüht sie in einem bedeckten Tiegel: so zeigen sie ein sehr verschiedenes Verhalten. Manche backen dann zusammen, blähen sich auf, und nehmen als ein zusammenhängendes Stück die Gestalt des Tiegels an — Backkohlen; andere kleben nur oberflächlich aneinander, ohne sich zu blähen — Sinterkohlen; wieder andere gewinnen gar keinen Zusammenhang — Sandkohlen. Der Unterschied beruht auf dem Verhältnisse des Wasserstoffs zum Sauerstoff; bei den Backkohlen ist es = 1 : 1 bis 2 dem Gewichte nach; bei den Sinterkohlen = 1 : 6 und bei den Sandkohlen = 1 : 7 und darunter. Nur die Backkohlen sind wegen des großen Wasserstoffgehaltes zur Gasbeleuchtung tauglich.

Zu diesem Ende füllt man sie in horizontal in einen Ofen eingelegte, bereits zum Rothglühen erhitzte, starke gußeiserne Cylinder, und läßt noch so viel Raum übrig, als das erfolgende Aufblähen nöthig macht. Die Cylinder werden mit einer mit Lehm beschlagenen Scheibe zugesetzt.

Aus den Kohlen entwickelt sich Wasser mit Schwefelwasserstoff und kohlensaurem Ammoniak, Theer, Grubengas, Leuchtgas, Kohlenoxydgas, Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas (durch den in den Steinkohlen enthaltenen Schwefelkies) und Stickstoffgas. Der Wärmegrad des Cylinders hat einen entschiedenen Einfluß auf das relative Mengeverhältniß der genannten Stoffe. Bei zu schwacher Glühhitze bildet sich mehr Theer, aber auch weniger Grubengas, kein Leuchtgas, dagegen viel Wasserstoff- und Stickstoffgas. Kirschrothglühhitze ist daher gerade der zur Erzeugung der größten Menge von Leuchtgas förderlichste Hitzgrad.

Die Gase gehen aus den Cylindern durch Röhren in ein gemeinschaftliches sehr weites Sammelrohr, in dem sich bereits eine große Menge Wasser und Theer verdichtet, und in eine Theergrube abfließt. Die Gase strömen nun durch den Condensator, einen mit vielen, von kaltem Wasser umgebenen, Röhren versehenen Apparat, welcher eine möglichst vollständige Entfernung des mitgerissenen Theers zum Zwecke hat.

Von da passiren die Gase einen mit Kalkmilch gefüllten Cylinder mit einer Quirlvorkehrung, wodurch das Schwefelwasserstoffgas zurückgehalten wird.

Endlich gehen sie durch eine in Fächer getheilte und halb in Wasser liegende, um ihre Axe bewegliche, Trommel, welche durch Drehung eines Zeigers das Kubikmaß des Gases anzeigt (Gasmesser), in die großen Gasreservoire oder Gasometer, umgekehrte, in Wasser stehende, Blechgefäße, aus denen die Gase durch Röhren an den Ort ihrer Bestimmung geleitet werden.

Aus den Hauptleitungsröhren führen enge mit Hähnen verschließbare Röhren, deren Enden die mit feinen Löchern oder Schnitten versehenen Brenner bilden, in die Gebäude.

Um das Zufrieren der engern Gasröhren im Winter zu verhüten, was durch das mit den Gasen verflüchtigte Wasser leicht geschieht, braucht man nur am Anfang der engen Röhre das Gas durch einen kleinen mit Spiritus gefüllten Behälter zu leiten, indem es durch Aufnahme von Spiritusgas vor dem Eisabsatz bewahrt wird.

Das aus Backkohlen dargestellte, gereinigte Gas besteht im Anfange der Destillation aus etwa 83 Raumtheilen Grubengas, 13 Leuchtgas, 3 Kohlenoxydgas und 1 Stickstoffgas, und hat das spec. Gew. 0,65; bei fortgesetzter Destillation mindert sich aber beständig die Menge des Gruben- und Leuchtgases, während die des Wasserstoff-, Kohlenoxyd- und Stickstoffgases sich mehrt; das spec. Gew. des Gasgemenges sinkt dabei bis auf 0,35, so daß man als mittleren Gehalt eines gewöhnlichen Steinkohlengases etwa 56 Raumtheile Grubengas, 7 Leuchtgas, 21 Wasserstoffgas, 11 Kohlenoxydgas und 5 Stickstoffgas mit dem spec. Gew. 0,5 annehmen kann. Durch den Geruch nimmt man mitverflüchtigte Theerbestandtheile darin wahr. Die Menge des darin vorhandenen Leuchtgases kann man vermittelst der Absorption durch Chlor bestimmen.

Der Rückstand in den Cylindern ist eine eisenschwarze, poröse, schwammige, schwerver-

brennliche, aber vortrefflich heizende Kohle — Coak.

Aus Fetten, flüchtigen Oelen und Harzen bereitet man das Gas, indem man diese Substanzen im flüssigen Zustande durch eine Röhre in den kirschroth glühenden, mit Coakstückchen gefüllten Cylinder eintreten läßt. Das Gas braucht nicht mit Kalkmilch gewaschen zu werden, weil es keinen Schwefelwasserstoff enthält.

Ein aus den angeführten Substanzen dargestelltes Gas enthält 20—38 Raumtheile Leuchtgas, außerdem Grubengas, Kohlenoxydgas und Wasserstoffgas, und das spec. Gew. 0,75—0,9. Seine Leuchtkraft ist $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$mal so groß, als die des Steinkohlengases.

Das aus fettem Oele bereitete Gas hat man in metallenen Behältern comprimirt, um damit tragbare Gaslampen zu speisen. Bei 30facher Verdichtung sondert sich aus dem Oelgase eine brennbare Flüssigkeit aus, welche aus mehreren Kohlenwasserstoffen ungleicher Flüchtigkeit besteht.

183. Die einzelnen Gewerbe. — Die Navigation.

(*E. Bobrik*, Handbuch der praktischen Seefahrtskunde I. [1845] S. 1—3.)

Die praktische Seefahrtskunde lehrt den Seemann ein Schiff über die weite und spurlose Fläche des Weltmeeres mit der möglich größten Sicherheit und in der möglich kürzesten Zeit zum bestimmten Ziele führen.

Sie enthält zwei Haupttheile: die praktische Steuermannskunde, oder die Lehre der Steuermannskunst; und die praktische Schifferkunde, oder die Lehre der Schifferkunst. Beide Künste verhalten sich zu einander wie die Kraft des Beschließens und die Kraft der Ausführung.

Die praktische Steuermannskunde lehrt die Weite und Richtung des Weges bestimmen, sowohl des ganzen, vom Abfahrts- bis zum Bestimmungsorte, als auch seiner einzelnen Theile in jedem erforderlichen Augenblicke. Schifffahrt gab es frühe, Seefahrt aber erst von da an, als die Seeleute es wagen durften, die Nähe der Küsten zu verlassen, und sich der Leitung der eigenen Kunst anzuvertrauen, wenn nichts als Wasser und Luft im Gesichtskreise bleibt. Die Hauptaufgabe ist es alsdann, in einem gegebenen Zeitpuncte zu wissen, wo sich das Schiff eben befindet, um Weite und Richtung des noch zu durchmachenden Weges darnach zu ermessen. Um diesen jedesmaligen Standpunct des Schiffes zu erkennen, gibt es zwei Hauptarten der Beobachtung: durch die eine findet der Seemann, wie weit und in welcher Richtung das Schiff von dem zuletzt bekannten Standpuncte sich entfernt hat, und wo es sich also jetzt befinden muß; durch die andere findet er unmittelbar, wo es in diesem gegebenen Augenblicke sei, und wie weit es sich also und in welcher Richtung von dem zuletzt bekannten Standpuncte entfernt haben muß. Beide Beobachtungsweisen dienen sich zur gegenseitigen Prüfung, Berichtigung und Ergänzung. Die sicherere ist jedenfalls die zweite, aber oft durch Gewölk und Nebel unmöglich gemacht. Deshalb bleibt die erstere, obgleich sie wegen ihrer mannigfach unsichern Resultate nur die sogenannte blinde Rechnung ergibt, immerhin sehr wichtig.

Nach diesen beiden Beobachtungsweisen theilt sich die praktische Steuermannskunde in zwei Haupttheile: die geographische und die astronomische Steuermannskunde.

1. Die geographische Steuermannskunde bleibt mit ihren Lehren, Werkzeugen, Beobachtungen und Berechnungen auf die Erde beschränkt. Ihre Lehren schöpft sie hauptsächlich aus der mathematischen, physischen und topischen Geographie; ihre Werkzeuge sind: die Seekarten, der Compaß, die Logge, die beiden Gunterscalen, der Proportionalcirkel und die gewöhnlichen Hülfsmittel der geometrischen Zeichnung; ihre Beobachtungen wenden sich außer den Compaßpeilungen und dem Loggen, auf Abtrift, Strömungen und Mißweisungen der Magnetnadel, Ebbe und Fluth; ihre Berechnungen sind hauptsächlich trigonometrischer Art, unterstützt und beschleunigt durch die mancherlei nautischen Tabellen.

2. Die astronomische Steuermannskunde wendet sich zur Beobachtung der Himmelskörper, hauptsächlich der Sonne und des Mondes, aber auch der Planeten und Fixsterne, um die unvermeidlichen Fehler der geographischen Beobachtungen durch die ewige Regelmäßigkeit der Gestirne zu berichtigen. Ihre Lehren schöpft

sie natürlich aus der Astronomie; ihre Werkzeuge sind: Azimuth-Compaß, Quadrant, Sextant und Chronometer; ihre Beobachtungen wenden sich hauptsächlich auf Länge und Breite des Schiffes im Augenblicke der Beobachtung. Während die geographische Steuermannskunde lehrt, wie die Weite und Richtung des von dem zuletzt bekannten Standpuncte aus durchlaufenen Weges zu finden sei, lehrt die astronomische unmittelbar den gegenwärtigen Standpunct aus der Stellung erkennen, welche die Gestirne am Himmelsgewölbe zu haben scheinen. Die Berechnungen geschehen nach den Sätzen der sphärischen Trigonometrie und Astronomie, ebenfalls unterstützt und beschleunigt durch eine Sammlung astronomischer Tafeln.

Zu den beiden genannten Haupttheilen kommen noch zwei Nebentheile der Steuermannskunde, die Journalführungskunde und die Tabellenkunde.

3. Die Journalführungskunde lehrt das Tagebuch des Schiffes führen, um die Resultate der todten oder blinden Rechnung und der astronomischen Beobachtung, nebst den sonstigen Begebenheiten der Reise, in einem leichten und getreuen Ueberblicke gegenwärtig zu behalten, und das Besteck, d. h. die alle vier und zwanzig Stunden erhaltene Bestimmung des erreichten Standpunctes und seine Cirkelpunctirung auf der Seekarte, in ununterbrochener Reihenfolge bewähren zu können.

4. Die Tabellenkunde lehrt die Einrichtung und den Gebrauch der nautischen Tafeln kennen, welche theils gewöhnlicher logarithmischer und trigonometrischer, theils geographischer und astronomischer Art sind.

Die praktische Schifferkunde lehrt das Schiff durch Segel, Ruder und Anker in jedem gegebenen Augenblicke so treiben, lenken, zügeln und sichern, wie es einerseits der bestimmte Curs und die eigenthümliche Bauart und Zurüstung des Schiffes, andrerseits die eben vorhandenen Zustände des Meeres und Wetters erfordern. Was also durch die Steuermannskunde beschlossen wird, das erhält durch die Schifferkunde seine Verwirklichung.

Die praktische Schifferkunde enthält vier Theile: die Schiffsgebäudekunde, die Zurüstungskunde, die Manövrirkunde und die Ankerkunde.

1. Die Schiffsgebäudekunde lehrt die statischen und dynamischen Eigenschaften eines Schiffskörpers nach den Dimensionen und Proportionen seiner Bestandtheile und seiner Bauart kennen. Die Stereometrie, Hydrostatik und Hydrodynamik sind die Hauptquellen dieser Lehren, und durch dieselben soll der Seefahrer in Stand gesetzt werden, theils die Aiche (Ausmessung) und Stauung (Ladungsanordnung) seines Schiffes zu überwachen; theils Seiten-, Spanten- und Sentenriß eines Schiffsbaumeisters selbst zu prüfen.

2. Die Zurüstungskunde, welche die Dimensionen und Proportionen, und die vortheilhafteste Anordnung des Rundholzes, der Bemastung und der Raaen, des Tau- und Takelwerks und der Segel nach der Eigenthümlichkeit des Schiffsgebäudes bestimmen lehrt. Durch ihre Lehren soll der Seemann in Stand gesetzt werden, zu berechnen, welche Kraft des Windes unter solchen oder andern Umständen auf die Bemastung und Fahrt des Schiffes wirkt.

3. Die Manövrirkunde, welche lehrt, wie in jedem gegebenen Augenblicke die Segel und das Ruder zu gebrauchen sind, um die zweckmäßige Bewegung, Schnelligkeit und Wendung des Schiffes zu erlangen. Diese Lehren müssen auch über die Handhabung eines einzelnen Schiffes hinausgehen, und wenigstens die allgemeinen Umrisse vom Gesammtmanövriren ganzer Flotten darstellen, damit der angehende Seemann für den höheren Seedienst vorbereitet werde, oder doch wenigstens in einer zahlreichen Convoy die oft nöthigen Evolutionen zu begreifen im Stande sei.

4. Die Ankerkunde lehrt den vortheilhaftesten Ankerplatz suchen, und alle die Gelegenheiten finden, erkennen und benutzen, welche dem ankernden Schiffe seine größtmögliche Sicherheit geben.

184. Die Landwirthschaft.

(I. *J. B. Boussingault*, Die Landwirthschaft, deutsch von *Graeger* I. [1844] S. 1; — II. *J. Liebig*, Chemische Briefe [1844] S. 289–293; — III. *J. Burger*, Lehrbuch der Landwirthschaft I. [1832] S. 7–11.)

I. Die Ackerbaukunde ist eine Erfahrungswissenschaft, in sofern sie sich auf die in der Praxis gewonnenen Resultate stützt. Diese Wissenschaft zeichnet das durch die Erfahrung Gegebene auf, bespricht es, sucht es zu entwickeln, und mit Hinzuziehung anderer Wissenschaften und

Erfahrungen die Erfolge im Voraus zu bestimmen. Von diesem Standpuncte aus erscheint diese Wissenschaft als ein Theil der „Physik unseres Erdkörpers."

Der Ackerbau hingegen ist die auf den Betrieb angewendete wissenschaftliche Ackerbaukunde; er ist die Agricultur im engeren Sinne des Worts; und läßt sich ansehen als die Kunst, aus den auf den Boden verwendeten Capitalien den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Die Manipulationen desselben lassen sich nicht gut beschreiben; (am allerwenigsten würde daraus ein Vortheil erwachsen). Diese lernt man am besten durch Lehrzeit auf einem wohl verwalteten Gute; gute Muster und mündliche Unterweisung über das Hergebrachte sind die besten Lehrer. Die Ackerbaukunde ist nach dem Gesagten eine Wissenschaft, die aus der Vereinigung des Studiums des eigentlichen Ackerbaues mit dem der Naturwissenschaften hervorgeht; als ihren Zweck können wir bezeichnen, die gesammte Landwirthschaft zu verbessern und der Vollkommenheit näher zu führen.

II. Die Landwirthschaft ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Die wissenschaftliche Grundlage derselben umfaßt die Kenntniß aller Bedingungen des Lebens der Vegetabilien, des Ursprungs ihrer Elemente und die Quellen ihrer Nahrung. Aus dieser Kenntniß entwickeln sich besimmte Regeln für die Ausübung der Kunst, Grundsätze der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit aller mechanischen Operationen des Feldbaues, welche das Gedeihen der Gewächse vorbereiten und befördern und die auf sie einwirkenden schädlichen Einflüsse beseitigen. Keine in der Ausübung der Kunst gemachte Erfahrung kann in Widerspruch stehen mit den wissenschaftlichen Principien, eben weil diese aus allen Beobachtungen zusammengenommen abgeleitet, nur ein geistiger Ausdruck dafür sind. Die Theorie kann keiner Erfahrung widersprechen, weil sie nichts anderes ist, als die Zurückführung einer Reihe von Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen.

Ein Feld, auf dem wir eine Anzahl von Jahren hintereinander die nämliche Pflanze cultiviren, wird in drei, ein anderes in sieben, ein anderes in zwanzig, ein anderes erst in hundert Jahren unfruchtbar für die nämliche Pflanze. Das eine Feld trägt Waizen, keine Erbsen, es trägt Rüben, aber keinen Tabak, ein drittes gibt reichliche Ernten von Rüben, aber keinen Klee. Was ist der Grund, daß der Acker nach und nach für eine und dieselbe Pflanze seine Fruchtbarkeit verliert? Was ist der Grund, daß die eine Pflanzengattung darauf gedeiht, daß die andere darauf fehlschlägt? Diese Fragen stellt die Wissenschaft.

Welche Mittel sind nothwendig, um dem Acker seine Fruchtbarkeit für eine und dieselbe Pflanze zu erhalten? Um ihn für zwei, für drei, für alle Culturpflanzen fruchtbar zu machen? Diese letzteren Fragen stellt sich die Kunst; sie sind aber nicht lösbar durch die Kunst.

Wenn der Landwirth, ohne durch ein richtiges wissenschaftliches Princip geleitet zu sein, sich Versuchen hingibt, um einen Acker für eine Pflanze fruchtbar zu machen, die er sonst nicht trägt, so ist die Aussicht auf Erfolg nur gering. Tausende von Landwirthen stellen ähnliche Versuche nach mannigfaltigen Richtungen an, deren Resultate zuletzt eine Anzahl von praktischen Erfahrungen umfaßt, welche zusammen eine Methode der Cultur bilden, wodurch der gesuchte Zweck für eine gewisse Gegend erreicht wird. Allein die nämliche Methode schlägt häufig für den nächsten Nachbar schon fehl; sie hört auf, für eine zweite und dritte Gegend vortheilhaft zu sein. Welche Masse von Capital und Kraft geht in diesen Experimenten verloren! Wie ganz anders, wie viel sicherer ist der Weg, den die Wissenschaft befolgt; er setzt uns nicht der Gefahr des Mißlingens aus, und gewährt uns alle Bürgschaften des Gewinns. Ist die Ursache des Fehlschlagens, die Ursache der Unfruchtbarkeit des Bodens für eine, für zwei, für die dritte Pflanze ermittelt, so ergeben sich die Mittel zur Beseitigung von selbst. Die bestimmtesten Beobachtungen beweisen, daß die Culturmethoden je nach der geognostischen Beschaffenheit des Bodens von einander abweichen. Denken wir uns in dem Basalt, in der Grauwacke, in dem Porphyr, Sandstein, Kalk eine gewisse Anzahl chemischer Verbindungen in wechselnden Verhältnissen enthalten, welche für die Pflanzen zu ihrem Gedeihen unentbehrlich, der fruchtbare Boden ihnen darbieten muß, so erklärt sich die Verschiedenheit der Culturmethoden auf eine höchst einfache Weise, denn es ist klar, daß der Gehalt der Ackererde an diesen so wichtigen Bestandtheilen in eben dem Grade wie die Zusammensetzung der Felsarten, durch deren Verwitterung sie entstanden ist, wechseln muß.

Die Waizenpflanze, der Klee, die Rüben bedürfen gewisser Bestandtheile aus dem Boden; sie gedeihen nicht in einer Erde, in welcher sie fehlen. Die Wissenschaft lehrt uns aus der Untersuchung ihrer Asche diese Bestandtheile kennen, und wenn uns die Analyse eines Bodens zeigt, daß sie darin fehlen, so ist die Ursache seiner Unfruchtbarkeit ermittelt.

Die Beseitigung dieser Unfruchtbarkeit ist damit aber gegeben. Die Empirie schreibt allen Erfolg der Kunst den mechanischen Operationen des Feldbaues zu; sie legt ihnen den höchsten Werth bei, ohne darnach zu fragen, auf welchen Ursachen ihr Nutzen beruht, und doch ist diese Kenntniß von der höchsten Wichtigkeit, weil sie die Verwendung der Kraft und des Capitals auf die vortheilhafteste Weise regelt und jeder Verschwendung derselben vorbeugt. Ist es denkbar, daß der Durchgang der Pflugschar, der Egge durch die Erde, daß die Berührung des Eisens dem Boden wie durch einen Zauber Fruchtbarkeit ertheilt? Niemand wird diese Meinung hegen, und dennoch ist diese Frage in der Agricultur noch nicht gelöst; gewiß ist es beim sorgfältigen Pflügen nur die weit getriebene mechanische Zertheilung, der Wechsel, die Vergrößerung und Erneuerung der Oberfläche, durch welche der günstige Einfluß ausgeübt wird, aber die mechanische Operation ist nur Mittel zum Zweck.

III. Die Lehre der Landwirthschaft wird abgetheilt in die Lehre der Cultur der Pflanzen, *Ackerbau*, und jene der Thiere, *Viehzucht*[1]).

Da der Mensch größtentheils und seine Hausthiere ganz von Pflanzen leben: so ist die Kenntniß der zu diesem Behufe anwendbaren und vorzüglichsten Pflanzen, ihrer eigenthümlichen Natur, und die Lehre ihrer Pflege und Verwendung der wichtigste Theil der Landwirthschaft.

Ehe wir aber zur Lehre der Pflege dieser Pflanzen schreiten, ist es nothwendig, zuerst jene Substanz näher zu untersuchen und kennen zu lernen, in welcher das Wachsthum derselben vorgeht, nämlich die Erde.

Wollen wir Grundsätze für den Ackerbau aufstellen, so müssen wir vorerst wissen, was der Boden zum Wachsthume der Pflanzen beiträgt, inwiefern seine physische Beschaffenheit von seinen Bestandtheilen abhängt, und wie diese umgeändert werden kann.

Die Kenntniß der Bestandtheile des Bodens erklärt die physische Beschaffenheit desselben unter bestimmten klimatischen Verhältnissen.

Die Lehre der Kenntniß der Bestandtheile, physischen Eigenschaften und dadurch begründeten Eintheilung und Werthschätzung des Bodens, die man *Agronomie* nennt, ist nothwendig der Grund alles landwirthschaftlichen Wissens.

Weil aber der Boden allein, insofern er aus erdigen und metallischen Theilen besteht, nur mittelbar zum Wachsthum der Pflanzen beiträgt; die Nahrung selbst aber organischen Ursprungs ist, und jenen Pflanzen, die man an einem bestimmten Orte wachsen lassen will, zugeführt werden muß, so ist die Kenntniß jener Substanzen, welche hiezu mit Vortheile verwendet werden, ihre Zubereitung, Verwendung, und ihr relativer Werth, mit einem Worte, die *Lehre der Düngung* die zweitwichtigste.

Oft hat der Boden eine fehlerhafte Erdmischung, und die davon abhängenden physischen Eigenschaften sind der Natur der Pflanzen, die wir auf ihm cultiviren wollen, nicht ganz zusagend. Wie solcher Boden unseren Wünschen mehr entsprechend umgeändert werden könne, zeigt die *Lehre der Verbesserung des Bodens.*

Damit die in der Folge in den Boden kommenden Pflanzen nicht gehindert werden, sich nach Willkür in demselben zu verbreiten, und die darin befindliche Nahrung anzusaugen, muß er von fremden Pflanzen, Steinen, stehendem Wasser und dergleichen Hindernissen befreiet, seine Bestandtheile selbst müssen auf eine angemessene Tiefe gelockert und mit dem zugeführten Dünger, oder den zu seiner Verbesserung bestimmten Erdarten gemengt werden. Hierin besteht die *Lehre der Bearbeitung des Bodens und seiner Beurbarung.*

Die Lehre der Düngung, der Verbesserung, Bearbeitung und Beurbarung des Bodens fassen wir in eine Hauptabtheilung zusammen, die wir *Agricultur* benennen, und die wir nach den Mitteln, welche angewendet werden, in die *chemische* und in die *mechanische* eintheilen.

Ist der Boden gedüngt, gereinigt und gelockert, so ist er zur Aufnahme der darin zu wachsen bestimmten Pflanzen vorbereitet, und nun wird die *Pflanzencultur* vorgetragen, die wir in die *allgemeine* und in die *specielle* eintheilen.

Die *Viehzucht* zerfällt ebenfalls in die *allgemeine* und die *besondere.*

Weil endlich Ackerbau und Viehzucht im Allgemeinen unzertrennlich sind, so muß schließlich gezeigt werden, wie diese beiden Zweige der Landwirthschaft schicklich und vortheilhaft mitsammen verbunden werden sollen. Die *Lehre des Haushaltes*, oder der *Organisation der Wirthschaft* zeigt, wie Ackerbau und Viehzucht mitsammen zu verbinden seien, in welchem Verhältnisse sie gegen einander stehen müssen; welche Kräfte von Menschen und Thieren zur Erreichung eines bestimmten Zweckes erforderlich, und wie dieselben zu ordnen seien, daß daraus für den gegebenen Fall der größtmögliche Vortheil hervorgehe.

[1]) Bei einem geringen Stande der Bevölkerung,

unter eigenthümlichen, in der bürgerlichen Verfassung oft mehr als im Klima beruhenden Verhältnissen, sowie im rohen Zustande der menschlichen Gesellschaft wird oft die Viehzucht mit Ausschlusse des Ackerbaues, und umgekehrt in übervölkerten Ländern Acker- oder vielmehr Gartenbau mit Ausschlusse der Viehzucht betrieben. Beispiele von ersterem sind: mehrere Cantone der Schweiz, die nomadischen Völker in Asien u. s. w.; vom zweiten, die Chinesen, zum Theile manche Gegenden von Italien, u. s. w. Wo aber die Bevölkerung weder zu klein, noch zu groß ist, sind Ackerbau und Viehzucht unzertrennlich, weil das Eigenthum jedes Einzelnen zu klein ist, um bloß Viehzucht zu betreiben; und zu groß, um es ohne Hülfe der Thiere als Ackerland zu benutzen.

185. Die verarbeitende Industrie.

(*E. Baumstark*, Cameralistische Encyklopädie [1835] S. 330—331.)

Unter Kunstgewerbslehre (Gewerkslehre, Technologie) versteht man die systematische Darstellung der Grundsätze und Regeln, wonach die der Natur abgewonnenen Rohstoffe durch Veredlung und Verarbeitung so zugerichtet werden, daß sie für die Zwecke der Menschen brauchbarer sind als im Urzustande. Es gehört also in ihr Bereich nicht bloß die eigentliche Verarbeitung roher Stoffe zur Bildung neuer Producte, sondern auch die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben. Es ist nicht bloß ihre Aufgabe, die verschiedenen Verfahrungsweisen zu erzählen, sondern vielmehr auch alle die einzelnen Gewerbszweige durch Zurückführung auf mathematische und naturwissenschaftliche Principien zu begründen. In dieser letzteren Art und mit diesem letzteren Zwecke ist sie erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervorgetreten, und namentlich hat sich Joh. Beckmann um sie damals sehr große Verdienste erworben. Dagegen bestand sie vor dieser Zeit mehr nur in den einzelnen kunst- und gewerbsmäßig betriebenen technischen Zweigen ohne eigentlichen inneren wissenschaftlichen Zusammenhang und selbst im Einzelnen ohne wissenschaftlich tiefe Begründung[1]). Ihr Gegenstand ist von solcher Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, daß selbst nur eine strenge Uebersicht desselben eine bis jetzt unerreichbare Aufgabe war, und er wird sich auch noch immerfort erweitern, je mehr sich die Hülfslehren der Technologie — nämlich die Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie und Naturgeschichte — und der Gewerbseifer mit dem Wohlstande der Völker ausdehnen. Es gehört ihr Alles an, was zwischen der kunstlosesten Verarbeitungsthätigkeit und der höchsten bildenden Kunst seinen Platz findet. Als wissenschaftlicher Erkenntnißzweig schließt sie jedoch die Gewerke, zu deren Kenntniß keine wissenschaftliche Kenntniß nöthig ist und bloß Uebung gehört, aus und beschäftigt sich dagegen nur mit den anderen. Obschon ihre Litteratur, als umfassende Technologie, keineswegs übermäßig groß ist[2]), so sind die Schriften und Belehrungen über die einzelnen Gewerbsthätigkeiten und Gewerbszweige von ganz ungeheurer Ausdehnung, so daß viele Erfindungen ganz unzugänglich wären, wenn es nicht technologische Zeitschriften[3]) gäbe, welche als die litterarischen Gemeinplätze für Alles dasjenige gelten, was für die Kunstgewerbslehre theoretisches und praktisches Interesse hat.

[1]) Poppe, Geschichte der Technologie. Göttingen 1807—1810. 2 Bde. Donndorff, Geschichte der Erfindungen. Quedlinb. 1817—1820. 4 Bde. Busch, Handbuch der Erfindungen. Eisenach 1802—1822. 12 Bde. 4. Aufl. Minola's Beiträge zu diesem Werke. Ehrenbreitstein 1806. 1. Bd. Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1784—1805. 5 Bde. Vollbeding, Archiv nützlicher Erfindungen. Leipzig 1792 u. 1795. 2 Bde. v. Gülich, Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues. Jena 1830. 2 Bde. Fischer, Geschichte des deutschen Handels, der Schifffahrt, Erfindungen etc. Hannover 1795—1797. 2 Bde.

[2]) Beckmann, Anleitung zur Technologie. Göttingen 1776—1802. 1—5te Aufl., 1809 die 6te Aufl. Brosenius' Technologie. Leipzig 1806—1807. 3 Thle. in 2 Bdn. Desselben Lehrbuch der Technologie. Leipzig 1819. Poppe, Handbuch der Technologie. Frankfurt a. M. 1806—1810. 4 Abtheil. in 2 Bdn. Desselben Lehrbuch der allgemeinen Technologie. Frankfurt 1809. Stuttgart 1821. Desselben Lehrbuch der speciellen Technologie. Tübingen 1819. Langsdorf, Erläuterungen höchst wichtiger Lehren der Technologie. Heidelberg 1807. 2 Bde. Hermb-

städt, Grundriß der Technologie. Berlin 1814. 2 Bde. 1830. 2 Aufl. (die 3. Abthl. ist ein bloßes Compendium zu Vorlesungen, welchem diese 2 Theile als Erläuterung dienen). Kölle, System der Technik. Berlin 1822 (auch Urgewerbslehre enthaltend). Jacobson, Technologisches Wörterbuch. Herausgegeben von Hartwig. Berlin 1781 – 1784 (als Supplement, und hiernach geordnet: Rosenthal, Litteratur der Technologie. 1793 – 1795). 8 Bde. Tiemann, artist. technolog. Encyklopädie. Berlin 1806. 1. Bd. Poppe, Technologisches Lexikon. Tübingen 1815 bis 1820. 5 Bde. Schmidts Handbuch der mechanischen Technologie (auch alphabetisch). Züllichau 1819 bis 1821. 3 Bde. *Dictionnaire technologique. Paris* 1822 – 1832. 10 *Tomes*, bis *Thon*. v. Keeß, Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens etc. 2. Aufl. 1824. 4 Bde. Fortgesetzt von Keeß und Blumenbach: Systematische Darstellung der neuen Fortschritte in den Gewerben und Manufacturen. Wien 1829 – 30. 2 Bde. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Stuttgart 1830 – 1833. 1 – 4. Bd., bis Edelsteine (ganz vorzüglich).

3) Außer den älteren Zeitschriften von Gatterer, Hermbstädt, Leuchs u. A., insbesondere die neuesten, nämlich: Dingler, polytechnisches Journal. Wien 1820 – 33. 50 Bde., und Prechtl, Jahrbücher des polytechnischen Instituts zu Wien. Wien 1819 bis 1833. 16 Bde., welche wegen ihrer reichhaltigen Mittheilungen die ausländischen Journale, deren Zahl ungemein groß ist, entbehrlich machen. Nur wäre im Ersteren öfters eine größere Genauigkeit in den Angaben und Zeichnungen zu wünschen. Ueber technologische Litteratur s. m. außer Rosenthal noch Hermbstädt, Bibliothek der neuesten physischen, chemischen, metallischen, technologischen und pharmazeutischen Litteratur. Berlin 1788 – 89. 2 Bde. Krieger, Handbuch der Litteratur der Gewerbskunde. Marburg 1822. 2 Bde. Weber, Handbuch (d. ökon. Litt. Berlin 1803 – 23. 5. 8). Leuchs polytechnische Bücherkunde. Nürnberg 1829.

186. Der Handel.

(*J. G. Büsch*, Theoretisch-praktische Darstellung der Handlung I. [1808] S. 3—6.)

1. Handeln heißt: einen, uns selbst entbehrlichen Vorrath von Natur- oder Kunstproducten, oder von beiden, anschaffen, und Andern mit Vortheil, oder auch den Umständen nach mit Verlust, wieder abtreten.

Wer dergleichen Producte zu seinem eigenen Gebrauch anschafft, von dem sagen wir nicht, daß er handele; auch nicht von dem, welcher eine Sache, die er besitzt und die ihm entbehrlich wird, einem Andern abtritt. Die Absicht und Hoffnung des Gewinns muß zum Grunde aller Handlung liegen; jene mag nun in der Folge erfüllt werden, oder nicht.

Anmerkung 1. Eine Veräußerung von Waaren gegen Waaren, diese mögen nun in Natur- oder Kunstproducten bestehen, heißt Tauschhandel; eine Veräußerung von Waaren gegen Geld aber Kaufhandel, auch wohl Handlung im eigentlichen Verstande.

Anm. 2. Aller Handel setzt Mittelspersonen zwischen den Producenten oder Verfertigern und den eigentlichen Verbrauchern oder Consumenten voraus. So lange eine Sache noch in den Händen desjenigen ist, der sie gewonnen, oder veredelt und verfertiget hat, heißt sie Product, und eine Veräußerung derselben gegen Geld ist bloßer Verkauf. Kommt das Product aber in die Hände einer Mittelsperson, welche einen Vorrath davon kauft, um davon wieder in einiger Menge an Andere zu verkaufen, welche sie dem letzten Verbraucher zuführen, um sich ihre Mühe bezahlen zu lassen, und durch Nebenumstände zu gewinnen, so heißt das Product Waare, und das Geschäft selbst, welches die beiden Personen treiben, die zwischen dem Producenten und demjenigen stehen, der die Waare wieder dem letzten Consumenten verkauft, heißt Handel; ein Verkauf in kleineren Theilen an die Consumenten aber Krämerei.

2. In dem bloßen Tauschhandel werden Producte der Natur oder Kunst gegen einander veräußert. Der Gewinn zeigt sich in demselben, wenn einer für Ein Product so viel von einem Andern bekommt, daß er bei abermaliger Veräußerung des Eingetauschten mehr bekommen kann, als er weggetauscht hat. Z. B. Paul vertauscht an Peter 10 Scheffel Roggen für einen Ochsen, und ihm werden für diesen Ochsen 12 Scheffel Roggen wieder angeboten, so ist durch dies bloße Bot schon sein Gewinn entschieden.

3. Der Gebrauch des Geldes hat den Tauschhandel fast ganz aus allen polizirten Völkern verdrängt. Der aus jedem Handel entstehende

Gewinn zeigt sich so leicht und geschwind in dem Unterschiede des Geldes, welches einer für die erhandelte Waare gibt, und wieder empfängt, daß es keines Beispiels zur Erläuterung davon bedarf. Doch ist das Geld noch immer ein nicht ganz nothwendiges Hülfsmittel, und auch nicht der eigentliche Gegenstand des Handels.

4. Die natürliche Ordnung würde mich daher leiten, zuvörderst von den Gegenständen alles Handels, d. i. von den Waaren, zu reden, darauf die verschiedenen Arten des Handels, sowohl in allgemeiner Rücksicht, wie sie von Volk zu Volk betrieben wird, als insbesondere die verschiedenen Wege, in welchen der Kaufmann seinen Gewinn durch den Handel sucht, zu beschreiben und zu erläutern. Demnächst würde ich von den Hülfsgeschäften handeln dürfen, welche nicht eigentlich selbst als Handel angesehen werden können. Eine Belehrung von dem Gelde, und dem, was sonst dessen Stelle vertritt, würde dann folgen, und eine Darstellung der Verfahrungsart, durch welche ein jedes Volk seine besondern Vortheile im Handel so hoch als möglich zu treiben sucht, das Ganze beschließen.

5. Nun aber ist das Geld das erste Erforderniß im Handel, so wie er jetzt betrieben wird, und die Abhandlung der drei ersten Abschnitte würde sehr unvollständig und eine bloße magere Theorie bleiben, wenn nicht der Unterricht von dem Gelde und allen Geschäften des Kaufmanns mit demselben vorangegangen wäre.

6. Ich werde also das Ganze in fünf Bücher eintheilen. Das erste derselben wird handeln von dem Gelde; von den die Stelle des Geldes vertretenden Zeichen des Werths; und von den mannigfaltigen damit betriebenen Umsätzen. Das zweite von den Waaren, von deren nöthiger Kenntniß und den Mitteln zur Schätzung ihres Werthes; wie auch von den im Waarenhandel Statt habenden mannigfaltigen Gebräuchen. Das dritte von der Handlung und deren verschiedenen Arten. Das vierte von den Hülfsgeschäften bei der Handlung und den in denselben dienenden Personen. Das fünfte von der Handlungspolitik und von den sowohl richtigen und billigen, als unrichtigen und minder billigen, wenn gleich von vielen Völkern befolgten Grundsätzen derselben, wie auch von den Handlungsrechten im Allgemeinen.

187. Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie.

(*F. List*, Der internationale Handel [1843] S. 281—283.)

Das was auf die Erhebung, Verwendung und Administration der materiellen Regierungsmittel eines Gemeinwesens Bezug hat, die finanzielle Oekonomie des Staates, muß nothwendig überall von denjenigen Institutionen, Regulativen, Gesetzen und Verhältnissen unterschieden werden, durch welche die Oekonomie der Staatsbürger bedingt und geordnet wird, d. h. von der Oekonomie des Volks. Die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung tritt bei allen Staatsgesellschaften ein, ob sie eine ganze Nation, oder nur Fractionen einer Nation umfassen, ob sie klein oder groß seien.

Im Bundesstaat zerfällt hinwiederum die Staats-Finanz-Oekonomie in die Finanz-Oekonomie der besonderen Staaten und in die Finanz-Oekonomie der Union.

Die Volks-Oekonomie erhebt sich zur National-Oekonomie, wo der Staat oder der Bundesstaat eine ganze durch Volkszahl, Territorialbesitz, politische Institutionen, Civilisation, Reichthum und Macht zur Selbständigkeit berufene, zur Fortdauer und politischen Geltung befähigte Nation umfaßt. Die Volks-Oekonomie und die National-Oekonomie sind hier eines und dasselbe. Sie bilden mit der Staats-Finanz-Oekonomie die politische Oekonomie der Nation.

In Staaten dagegen, deren Bevölkerung und Territorium nur aus der Fraction einer Nation oder eines National-Territoriums besteht, die weder durch den unmittelbaren Staatsverband noch durch das Mittel des Föderativ-Verbandes mit anderen Fractionen ein Ganzes bildet, kann überall nur von einer Volks-Oekonomie im bloßen Gegensatze zu der Privat- oder Staats-Finanz-Oekonomie die Rede sein. In diesem unvollkommenen Verhältniß können die Zwecke und Bedürfnisse einer großen Nationalität nicht in Betracht kommen, kann insbesondere die Volks-Oekonomie nicht mit Rücksicht auf die Bildung einer in sich selbst vollkommenen Nation und auf ihre Selbständigkeit, Fortdauer und Macht geregelt werden. Hier muß demnach die Politik von

der Oekonomie ausgeschlossen bleiben; hier kann man nur auf die Naturgesetze der Gesellschafts-Oekonomie überhaupt Rücksicht nehmen, wie sie sich bilden und gestalten würden, wenn nirgends eine große vereinigte Nationalität oder eine National-Oekonomie bestände.

Von diesem Standpuncte aus ist in Deutschland diejenige Wissenschaft, welche man früher Staatswirthschaft, dann National-Oekonomie, dann politische Oekonomie, dann Volkswirthschaft genannt hat, ausgebildet worden, ohne daß man dort den Grund-Irrthum dieser Systeme wahrgenommen hätte.

Begriff und Wesen der National-Oekonomie konnten nicht erkannt werden, weil es keine ökonomisch-vereinigte Nation gab, und weil man dem besonderen und bestimmten Begriff: Nation, überall den allgemeinen und vagen Begriff: Gesellschaft, substituirt hatte, einen Begriff, der auf die ganze Menschheit oder auf ein kleines Land, oder auf eine einzelne Stadt so gut anwendbar ist, als auf die Nation.

188. Zur Lehre von der Wohlstandspflege. — Regulirung der Bevölkerung. Wirthschaftspolitik im Ackerbaustaate.

(*H. Eisenhart*, Allgemeine Socialtheorie [1842] S. 81—82; 134—137.)

Um die Relativität der volkswirthschaftlichen Mittel, insbesondere jenes Mechanismus zur Verwirklichung des natürlichen Producten- wie inclusive Rentenpreises, zu beweisen, wäre also darzuthun, daß die Bevölkerung, das Eine Geschlecht der productiven Kräfte, wirklich ein Bestreben (*tendency*) habe, wie man es nennt, über die gegebene Besitz- namentlich Bodengröße hinauszuwachsen und deren Ernährungsfähigkeit zu übersteigen. Denn diesen Fall als eingetreten angenommen, würde namentlich 1) der Wettbewerb der Arbeiter um Anstellung die Nachfrage nach Arbeit bei weitem übertreffen, der Arbeitslohn also schon von sich aus unter seinen natürlichen Standpunct fallen, — 2) würde der in die Gewerke drängende Ueberschuß von Arbeitern sich nicht durch einen Abfluß in den Landbau weiter zertheilen können: der Preis der Manufacte würde unter seinen natürlichen Standpunct fallen und dieses Fallen von den Unternehmern auf die Arbeiter abgeworfen werden können u. s. f. In einem solchen Zustande käme also Alles darauf an, daß sich die Regierung, wie es sich gebührt, in Zeiten des Sturmes der entfesselten Elemente an das Steuer setze! Da aber das Uebervölkerungsprincip, als der Zerwerfer der Volkswirthschaft, der eigentliche Gegenstand ihrer Bearbeitung wäre, beginnen wir mit seiner Darstellung ein neues Buch, die Lehre von der Wohlstandspflege — die also im Grunde ganz Bevölkerungspflege ist, eine Normirung der Bevölkerung zu den vorhandenen und möglichen Nahrungsquellen....

Der Uebergang des Agriculturstaats zur Manufactur gewährt also für seine Uebervölkerungsmasse einen neuen Lebensboden, auf welchem dieselbe vollständiges Unterkommen findet und mehr. Indeß pflegt dieser Uebergang in *concreto* mit Umständen verknüpft zu sein, welche ihn nicht allein sehr erschweren, sondern ohne Hülfe der Staatsgewalt auch ganz unmöglich machen. Wir haben es hier mit Einem Worte wieder mit der ausländischen Concurrenz zu thun und der Nothwendigkeit, die inländische aufstrebende Manufacturkraft vor derselben durch ein Schutzsystem zu verwahren.

Ein Ackerbaustaat pflegt längst mit seinen Manufacturbedürfnissen versorgt zu sein, ehe er auch nur Eine Manufactur aufgerichtet hat. Der Handel mit einem Fabrikstaate verschafft ihm dieselben gegen das Sürplüs seines Ackerbaues. Daß nun eine zur Aufnahme der Uebervölkerungsmasse, die überall die Preise drückt, neu und in dem eignen Lande zu gründende Manufacturkraft bei freier Concurrenz der ausländischen bereits erwachsenen nicht aufkommen könne, vielmehr im Keime erstickt werden müsse, liegt auf der Hand. Dagegen hat es der alten Schule noch zweifelhaft erschienen, ob man nicht unter diesen Umständen die Versorgung des Vaterlandes durch ausländische Manufacte der Pflanzung einer eignen Manufacturkraft vorziehen solle. Die Versorgung durch das Ausland und bei freiem Handel liefere ja doch offenbar das Product den Consumenten wohlfeiler. Man sieht aber wohl, daß es von unserem Standpunct aus zunächst auf größere oder geringere Wohlfeilheit der Manufacte gar nicht ankommt, vielmehr darauf, daß eine vorhandene Uebervölkerungsmasse, welche bei eignem Elende überall noch die Preise drückt und die ganze Volkswirthschaft zu Grunde richtet, in der Manu-

facturkraft ein Unterkommen und einen neuen Lebensboden finde — der ihnen von den Fremden präoccupirt ist; ja, von einem höheren Gesichtspuncte überhaupt darauf, daß ein noch fehlendes Glied am gesellschaftlichen Körper, die Manufacturkraft, ausgebildet werde.

Was aber 2) den Kostenpunct betrifft, so wird im Allgemeinen die inländische Manufactur nur während der ersten Zeit der Gründung und Kindheit theurer als die ausländische arbeiten, ja unter dem Schutze eines angemessenen, den Wettbewerb nicht absolut ausschließenden sondern nur regelnden Zolles erstarkt, wird sie am Ende wahrscheinlich das Product zu einem wohlfeileren Preise herstellen können als das Ausland. Sie hat mindestens die gesammten Transportkosten zum Voraus.

Endlich 3) wird auch der Ackerbau durch die unmittelbare Nähe und den Selbstbesitz der Manufacturkraft noch ergiebiger als durch seinen Contact mit derselben schlechthin, — man weiß ja hinlänglich, daß nur diese unmittelbare Nähe der Manufacturkraft (das Städtewesen) eine Menge von landwirthschaftlichen Producten, also von Existenzmitteln, producirbar macht, deren Erzeugung für entfernte Märkte gar nicht lohnen würde. Milch, Butter, Käse, Eier, fast die ganze Viehzucht und Fleischwirthschaft nebst tausend andern Dingen, die einen weiten Transport gar nicht austragen, als Holz, Steine u. dergl. gehören hieher (s. Thünen, Der isolirte Staat in Bezug auf Landwirthschaft und Nationalökonomie. Hamb. 1826. Neue Aufl. 1842).

Der Eventualitäten eines Krieges oder sonstiger Begebenheiten, welche den Verkehr mit dem Auslande unterbrechen oder ganz abschneiden (als Prohibitivsysteme), ist dabei 4) noch gar nicht einmal gedacht, und doch enthalten sie eine *demonstratio ad hominem*, daß ein jedes Gemeinwesen ein jedes Glied an seinem Leibe, welches Natur an ihm angelegt, auch ausgebildet haben soll, damit es soviel möglich jene Autarkeia oder Selbstgenügsamkeit erreiche, welche bereits Aristoteles voll tiefen speculativen Sinnes als den politischen Endzweck bezeichnet hat. Ein Staat soll, wie wir bereits zu Ende des vorigen Buches angedeutet haben, ein volles und ganzes Individuum sein.

Ist es demnach keinem Zweifel unterworfen, daß nur innerhalb des geweihten Bannes eines Schutzzolles bei fremder überlegener Concurrenz eine einheimische Manufacturkraft, wie überhaupt concrete Volksentwicklung (s. a. a. O.), gedeihen könne, so dürfen wir auch nicht weiter anstehen, zu diesem Mittel zu greifen, wie sehr es auch den hergebrachten abstracten Ansichten von Handelsfreiheit zuwider und dem subjectiven Liberalismus ein Aergerniß sein möge. Es ist die Vernunft der Sache!

Anmerk. Das nationale System der politischen Oekonomie. Der Schöpfer des im Texte skizzirten Systemes ist bekanntlich Herr Friedrich List, ein Deutscher, ein Landsmann. Das nationale System der politischen Oekonomie ist das erste eigenthümliche Product deutschen Geistes auf diesem Gebiete der Wissenschaften, das erste großartige Werk desselben in diesem Genre, das sich ebenbürtig neben die Schöpfungen eines Smith, Malthus, Ricardo stellen darf, das Unterpfand weiterer großer Arbeiten unseres Volkes auf diesem Felde und vor Allem einer herrlicheren Zukunft! Das Werk ist eine Gelegenheitsschrift — aber größten Styls! Daher seine Mängel (so ist sogar die Nothwendigkeit der Pflanzung einer eignen Manufacturkraft und eines Schutzsystems nur nach den mehr accidentellen Seiten von Nr. 2, 3 und 4 namentlich 3 des Textes aufgefaßt, durchaus nicht von der eigentlich wesentlichen und organischen, einer Uebervölkerungsmasse dadurch eine Heimat zu gründen — für welchen Fall die Maßregel eines Schutzzolls allein wünschenswerth ist), seine Einseitigkeiten, ja seine Uebereilungen — daher aber auch seine Frische, seine Größe, seine Macht! Von der Noth des Vaterlandes selber abgepreßt, von dem wirklichen concreten Leben mitgezeugt, ist es auch voll seines Hauches und seiner Würze. Sollte ich die Leistung List's vergleichen, so wüßte ich keinen passenderen Vergleich als den mit Burke*).

*) Da auf dieser Seite ein kleiner Raum frei bleibt, so möge ihn eine Note füllen. — Hr. Eisenhart vergleicht List mit Burke, und insofern man nur auf das Talent, den Charakter und die Leistungen beider Männer sieht, erscheint diese Vergleichung nicht unpassend. Nachdem aber List am 30. Nov. 1846 zu Kufstein in Tyrol seinem in vereitelten Hoffnungen aufgeriebenen Leben selbst ein Ziel gesetzt hat, liegt es nahe, auch das Schicksal beider Männer zu vergleichen. Da sehen wir denn den Irländer als Parliamentsmitglied, Mitglied der Regierung und des Geheimen Rathes in einer seiner Begabung angemessenen Stellung; als er sich aus den Geschäften zurückzog, blieb ihm eine Pension von 2500 L. St. (beinahe 30000 fl.). Wie aber sehen wir den Deutschen? Wir wollen es aus Scham nicht sagen. M.

III. Kriegswissenschaft.

189. Lässt sich die Kriegskunst lehren oder lernen?

(*W. von Willisen*, Theorie des grossen Krieges I. [1840] S. 4—13.)

Es gibt eine Ansicht, welche das geradezu leugnet, und sagt, nur durch Glück oder höchstens durch Talent leiste man etwas in dieser schwersten Kunst — durch Dinge also, welche man sich nicht geben könne, die ein Geschenk seien aus der Hand, aus welcher wir Alles empfangen, für welches der Mensch zu danken habe, ohne es aber je verlieren, oder sich erwerben zu können. Die nun, welche dies behaupten, machen zuerst die sonderbare Voraussetzung, daß das Glück immer blind sei, wie man es nennt, nie den wähle, der es durch seine Anstrengungen, eine rechte Einsicht in die Sache zu bekommen, verdiene, oder doch wenigstens nur zufällig gerade einen solchen treffe; sonst wenigstens, und wäre dies nicht die eigentliche Meinung, würde das Polemische gegen das Bemühen die Kunst zu erlernen, welches doch in der Behauptung liegen soll, ganz und gar fehlen und die ganze Rede hätte gar keinen Sinn. Ihre Behauptung zu unterstützen, berufen sie sich auf Beispiele, die aber schon deswegen gar nichts beweisen, weil ja unmöglich ein anderer als selbst ein Meister von dem andern wissen kann, wie es mit ihm in seiner Kunst stehe, und dann weil ja kein Mensch von dem Verdienste des Anderen in der Regel sonderlich viel weiß, am wenigsten aber sicher jedesmal der, welcher mit seinem Urtheile darüber zu leicht bei der Hand ist. Es läßt sich also solcher Behauptung gegenüber mit viel mehr Recht, und mehr erweislich sagen, das Glück treffe immer nur den, welcher es verdient, und bei genauerer Prüfung ergibt sich meistens, daß Erfolge, welche auf den ersten Anblick reines Geschenk des Glückes zu sein scheinen, es doch keinesweges waren, und wie es überhaupt bei weitem weniger wahres Unglück in der Welt gibt, als man gewöhnlich meint, so auch steht es mit dem Glücke: es gibt davon weniger, als man denkt.

Was nun das Talent angeht, so bin ich wahrlich nicht gemeint, zu behaupten, es sei auch nur im geringsten entbehrlich, wohl aber meine ich, daß die, welche von ihm alles allein erwarten, entweder wieder nicht recht wissen, was sie sagen, oder daß eine solche Behauptung ganz und gar falsch sei. Was ist denn dieses vielgeforderte und angerufene Talent anders als der Boden, in den hinein der Same fällt und aus dem man erntet, was man säet, Waizen oder Unkraut oder gar nichts? Wer wird behaupten wollen, der gute Boden sei irgendwie entbehrlich? — Er ist es so wenig, wie die günstige Witterung, welche in unserem Falle hier wohl dem Glücke zu vergleichen sein möchte. Es zeigt sich auf jeder Stelle der Geschichte, daß zu großen Erfolgen im Kriege, wie zu einer guten Ernte, viele Dinge gehören, Kenntniß der Sache oben an, Talent als der gute Boden — und Glück als die Zusage der höheren Macht. Oder fällt das Talent immer wie durch Inspiration jedesmal auf das Beste, ohne daß es sich dessen je vorher noch nachher bewußt werde? weiß es gar nicht, warum es das nur wählt und thut, wofür es sich entscheidet? stellt das Talent überall dem, der es besitzt, Kunst und Wissenschaft zugleich zu Gebote? In diesem Sinne ist die Behauptung allerdings eine Thorheit und ein Frevel zugleich. Wenn sie aber nichts meint, als daß der Boden vorhanden sein müsse, damit das Studium, die Mühe, Früchte trage, so ist das nur etwas, was sich ganz und gar von selber versteht, und die Behauptung verliert ihre feindliche Richtung gegen das Lernen in der Kunst ganz und gar. Zu allen niedrigen und hohen Dingen gibt es ein Talent, eben das, welches bewirkt, daß der Eine mit denselben Mitteln doch viel Besseres hervorbringt, als der Andere. Wie hoch wir es aber auch anschlagen, noch keinem ist es je eingefallen, zu behaupten, daß Jemand bloß aus Inspiration einen guten Schuh, einen vortrefflichen Rock oder gar eine Statue, ein Bild würde hervorbringen können, ohne auch nur je über seine Kunst nachgedacht, ohne je etwas in ihr und für sie gelernt zu haben. Darauf aber kommt es hier allein an, denn gegen das Lernen

oder Erlernenkönnen der Sache ist die Behauptung ja gerichtet. Nun wäre es doch sehr wunderbar, wenn für die Ausübung aller, auch der geringsten Dinge das Lernen durchaus nöthig wäre, hier aber, wo es sich von dem Allerwichtigsten, von einer Sache handelt, welche die höchsten Güter des Einzelnen wie ganzer Völker schützt und ordnet, gar nichts zu erlernen, der Allerunwissendste das Höchste zu leisten im Stande sein sollte, während der mit den gründlichsten und tiefsten Kenntnissen Ausgerüstete wohl am Ende gar nicht zu brauchen wäre, gar nichts ausrichtete. Ja, heißt es, dafür ist das Kriegführen auch eine Kunst. — So! also in den Künsten wäre gar nichts zu lernen, der Maler malt, der Bildhauer bildet, der Dichter dichtet, ohne je Etwas für seine Kunst gelernt zu haben, und so ist der General siegreich in Schlachten und Feldzügen und ist dabei in seiner Kunst so unwissend, wie der letzte Grenadier, weiß und kennt von der Natur der Dinge, mit welchen er umgeht, ganz und gar Nichts, er hat nur Talent und Glück; beide ohne Halt und ohne Basis, ganz für sich und in der Luft?

Es leuchtet ein, daß jener Behauptung über das, was Talent und Glück bei der Sache zu leisten haben, eine große Verwirrung der Begriffe zu Grunde liegt. Es wird hiebei entweder ganz willkürlich das, was man Lernen nennt, so beschränkt, daß allerdings nicht viel daran bleibt, indem man nichts damit meint, als das Alleräußerlichste; das ganze Gebiet des höheren Lernens aber, das Resultat des Forschens und Denkens an den gegebenen Dingen ausschließt, und so das ganze höhere Anschauen nicht als eine Frucht des Lernens gelten läßt. Oder man macht an das, was sich soll erlernen lassen, eine ganz unstatthafte Forderung, die nämlich: daß, wenn man nun Alles tüchtig gelernt habe, wovon die Leute behaupten, es sei zu erlernen, man auch sicher dann im Kriege überall das Rechte treffen, des Sieges immer gewiß sein müsse. Weil nun aber Keiner eine solche Garantie geben kann, so werfen sie Alles weg und sagen: wozu soll mir denn der ganze Apparat? Statt daß nun so die Schwierigkeit, welche also immer noch zurückbleibt, die Aufgabe zu lösen — die sich freilich, wie die einer jeden Kunst als unendlich und immer verschieden zeigt — sie zu desto größerer, immer wieder erneuter Anstrengung, zu immer neuem Forschen, neuem Nachdenken bewegen sollte, werfen sie aus Mißverstand, am häufigsten aber aus einer Art geistiger Trägheit jede Bemühung von sich, und überlassen die Anstrengung vornehm genug Anderen, mit der Ueberzeugung, daß auf dem Wege doch Nichts zu erwerben sei: eine Ueberzeugung, die um so wunderlicher ist, da doch gewiß bloß der, welcher den Dingen bis auf den Grund gekommen, d. h. nur der Wissende wissen kann, was für die Ausübung einer Kunst zu lernen sei, und was nicht, was sich überhaupt davon mit Anstrengung erwerben lasse, was nicht.

Ohne also daß es nöthig wäre, hier zu ermitteln, wie viel und was sich für die Ausübung der Kriegskunst durch Mühe und Nachdenken erwerben, was sich erlernen lasse, und ohne dem Talente und dem Glücke ihren Antheil, welchen sie an der Erhebung eines oder des andern genommen haben und nehmen werden, schmälern zu wollen, können wir doch dreist behaupten und uns damit begnügen, daß es doch wohl Manches sein müsse, was zu lernen sei, ja mehr am Ende, als sich die Bequemen träumen lassen.

Wo aber soll nun das, was sich für eine Kunst lernen läßt, zu lernen sein? Hier gibt es nun unter denen, welche dem Lernen günstig sind, einen eben so lebhaften Streit. Ich meine den Streit zwischen den sogenannten Theoretikern und Praktikern. Von diesen nun behaupten die Ersteren — oder werden von den Letzteren beschuldigt, daß sie es thun, — um den Krieg zu erlernen, wäre gar keine Erfahrung nöthig, der innere Kern der ganzen Lehre wäre reine Theorie. Was sich hier auf dem Wege der Betrachtung ergebe, sei richtendes Gesetz, die Praxis müsse sich hier überall Urtheil und Rath holen. Von der Natur der Sache ausgehend — also von dem sichersten Grunde, den es geben könne, komme sie Schritt für Schritt zu ihren Resultaten, und finde so sichere Regeln, wonach jeder einzelne Fall, der praktisch gegeben, sich entweder gleich beurtheilen oder richtig anordnen lasse. Die Erfahrung dagegen zeige immer nur Einzelnes, könne nur aussagen, warum hie und da die Dinge so oder so gekommen; könne aber nie dazu gelangen, eine sichere, allgemein gültige und leitende Regel zu geben. So müsse die Praxis also durchaus bei der Theorie in die Schule gehen. — Dagegen sagt der Praktiker, oder der, welcher Alles von der Erfahrung lernen will, alle Theorie ist leeres Hirngespinnst, nur im Kriege lernt man den Krieg, nur da lernt man, wie es in ihm hergeht, und wie man ihn also zu führen habe. Darf die Theorie je Regeln geben, so sind es nur solche, welche sie von der Erfahrung abstrahirt hat, von sich selber her weiß sie nichts — tappt beständig im Dunkeln. Wehe dem General, der sich von ihr verführen läßt. Die Erfahrung

ist Alles — die Theorie eine verführerische ungründliche Phantasterei, der zum Heil aller Armeen überall und bald der Abschied zu geben sei. Wenn wir nun zusehen, wie sich die beiden Parteien gegen einander gebehrden, wie sie ihren Streit meist wirklich in der angedeuteten Art, mehr durch Beschuldigungen und Schmähreden, als durch gründliche Erörterungen gegen einander führen, so bekommt man dadurch schon Verdacht gegen beide. Daß der ganze Streit aber auf willkürlichen Beschuldigungen und Mißverständnissen beruhe, wie so mancher andere in Wissenschaft, Staat und Leben, das wird schon klar, wenn einmal gefragt wird, was wollen denn beide, Theorie und Praxis? Die eine will lehren, die andere will es auch. Wie können sie denn mit einander im Streite sein? Nur wie zwischen zwei verschiedenen Lehrmethoden wäre Streit zwischen ihnen denkbar, und da können sie zwar einen verschiedenen Gang nehmen, müssen aber in ihren Resultaten zusammenfallen, wenn die eine nicht ganz Falsches aussagen solle. Der Streit beruht aber etwa auf Folgendem:

Alle Kunst ist praktisch, sagt der Praktiker — was dafür zu lernen ist, lernt sich nur an und mit ihr, man lernt malen nur durch Malen, bilden nur durch Bilden, also dem analog, wenn die Kriegskunst eine Kunst ist, auch den Krieg nur durch den Krieg; d. h. mit andern Worten, der Krieg lernt sich nur durch Erfahrung, und das ist denn der ewige Refrain aller Reden, welche die Praktiker gegen die Theoretiker vorbringen. Wie allen Irrthümern liegt auch dieser Behauptung eine Wahrheit zu Grunde. Allerdings kann der Krieg nur durch Erfahrung gelernt werden; aber was heißt denn nun zuerst Erfahrung? wer erfährt denn Etwas, ich, der ich dieser oder jener Begebenheit beigewohnt, aber weder vorher noch nachher, noch während der Sache das Mindeste darüber gedacht habe, oder der, welcher zwar vielleicht gar keine Erfahrung dieser Art besitzt, aber nach und nach eine Menge Kriege studirt, den Ursachen der Erfolge überall nachgespürt hat, und daraus gesehen, daß gewisse Resultate immer wiederkehren, wenn die gleichen Anordnungen als Ursachen vorangegangen sind, und so dazu gekommen ist, sich Ansichten zu entwickeln, größere allgemeine Regeln zu abstrahiren? hat der nicht erst Erfahrung und jener Andere keine? Lerne ich nicht durch eine s o l c h e Erfahrung erst den Krieg kennen, durch jene andere aber gar nicht? — Und wenn die Erfahrung den Krieg lehren soll, wie die Praktiker behaupten, muß es nicht eine solche sein, wie diese? Und ist nun das, was ich hier als Erfahrung erwerbe, nicht auch Theorie, so wie sie dazu kommt, sich allgemein giltige Regeln und Ansichten zu bilden? Aber bleibt bei dem so Gewonnenen nicht dennoch immer eine Unsicherheit zurück? Gibt es eine entschiedene Sicherheit, daß diese oder jene Anordnung als Ursache auch jedesmal die nämliche Wirkung hervorbringen werde? Weiß ich mehr, als daß es hundertmal so geschehen ist? Woher aber die Sicherheit, daß es das hundert und erste Mal eben so kommen werde? Auf dem Wege der Erfahrung kann uns diese wirklich nie zufließen. Erst wenn wir zugleich damit, daß wir sagen, so i s t es beständig geschehen, auch sagen können, so m u ß t e es geschehen, erst dann ist völlige Sicherheit, ist eine Regel für die Kunst gewonnen, worauf es dem, der lernen will, zuletzt doch besonders ankommt. Diese nothwendige Bestätigung der auf dem Erfahrungswege gewonnenen Ansichten muß aber wo anders gewonnen werden. Natürlich, denn die Erfahrung kann nie mehr geben als Erfahrung, und die reichte eben nicht aus. Dieser Mangel nun ist aber allein durch die reine Theorie zu ersetzen, d. h. auf dem anderen von den beiden Wegen, auf welchen, wie behauptet wurde, zuletzt die nämlichen Resultate gewonnen werden müßten. Was ist nun diese reine Theorie, was gibt sie, und wie kommt sie zu dem, was sie gibt? Wie die Erfahrung vom Einzelnen auf das Allgemeine kommt, so kommt die reine Theorie vom Allgemeinen auf das Einzelne; wie die a l l g e m e i n e n Aussprüche der Erfahrung unsicher sind, so sind es die der Theorie über E i n z e l n e s. Zu ihren a l l g e m e i n e n Resultaten aber kommt die Theorie dadurch, daß sie den sicheren allgemeinen Grund, auf welchem alle Wahrheit ruhen muß, richtig zu schauen sich bemüht; dieser aber ist nichts Anderes als die Natur des Gegenstandes, m i t welchem und f ü r welchen sie Etwas zu finden bemüht ist. Hat sie d i e s e Natur ergründet, so glaubt sie volles Recht zu haben, nun im Einzelnen oder Praktischen, was dasselbe ist, zu sagen, so und so muß verfahren werden, und gewiß ist das kein unstatthaftes Verlangen. Es kann nur gezweifelt werden, ob es ihr je ganz gelungen sei, die Natur der Dinge in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung richtig zu schauen. Wenn aber zuletzt die Aussagen der bloßen reinen Theorie und der Erfahrungstheorie zusammenfallen, da ist, wenn irgendwo auf dem Gebiete menschlichen Wissens und Könnens, entschiedene Sicherheit.

Wir greifen etwas vor, um an einem bestimmten

Falle zu zeigen, wie es um diese gegenseitige Bestätigung von Theorie und Praxis stehe. Auf jedem Puncte des wirklich Geschehenen stoßen wir auf die Erscheinung, daß eine Truppe die andere wirft und schlägt, wann sie ihr Flanke und Rücken abgewonnen hat, und sie dann von diesen Richtungen her angreift. Es ist dies fast die allgemeinste Erscheinung in der Kriegsgeschichte, und wenn sie uns nicht bei jedem Gefechte entgegentritt, weil deren größte Menge leider fehlerhaft geführt worden, so doch sicher bei allen denen, welche einen besonderen Erfolg zeigen. Aus dieser Erscheinung nun zieht die Erfahrung die Regel, daß bei jeder Gelegenheit dahin zu trachten sei, dem Feinde in die Flanke zu kommen. Die prüfende Betrachtung des Geschehenen findet den Grund der beständig wiederkehrenden Erscheinung am Ende in einer physischen und in einer moralischen Eigenschaft, welche jeder Truppe inne wohnt. Es zeigt sich nämlich, daß jede Truppe als fechtender Körper eine starke und drei schwache Seiten hat; die starke ist die Front, die schwachen sind die beiden Flanken und der Rücken, und nun erhält die Erscheinung, von welcher die Rede ist, einen ganz einfachen natürlichen Erklärungsgrund. Es ist nämlich ganz nothwendig, daß geringere Kräfte von stärkeren gleichartigen im Kampfe besiegt werden. Das ist ein Naturgesetz und also nothwendig (was ja nichts Anderes heißt, als in den Gesetzen der Natur gegründet sein). Nun geschieht aber eben durch das verlangte Abgewinnen von Flanke und Rücken nichts Anderes, als daß die Truppe, welcher dies gegen eine andere gelingt, dadurch ihre Stärke, d. h. ihre Front oder doch einen Theil derselben gegen die feindliche Schwäche in Wirkung bringt. So ist die Erscheinung von einer Seite her schon genügend erklärt.

Nun wohnt aber auch noch jeder Truppe das Gefühl von dieser ihrer Schwäche sehr deutlich inne, und trägt noch dazu bei, die Wirksamkeit der Sache zu vergrößern. Es entfällt der Truppe der Muth, wenn sie sich von daher angegriffen sieht, wo sie sich schwach weiß; und mehr noch als ganzer Körper, als es in gleicher Lage bei jedem Einzelnen der Fall sein würde. Natürlich — denn jeder Einzelne hat, wenn er in seiner gefahrvollen Lage auf sich allein angewiesen ist, auch das Bewußtsein, daß, wo er Hülfe sieht, er auch gleich da zugreifen und sich helfen kann. Sehen und Handeln ist dann Eins, — und die Gefahr oft sofort abgewendet. Bei einer Truppe ist das ganz anders, — sie ist eine Art Collectiv-Körper von der wunderlichsten Beschaffenheit, — hat nur e i n e n Kopf und v i e l e Herzen, — die Gefahr sieht Jeder, — die Rettung ist nur da, wenn sie das Haupt sieht, und wenn dieses sie nun auch sieht, so sehen doch die Anderen nicht, daß es sie sieht, und es entfällt ihnen der Muth. Das Vertrauen, was hier ersetzen soll, ist nur nach einer Reihe glücklicher Erfahrungen möglich.

So tritt nun auch noch ein moralischer Grund hinzu, jene Erscheinung zu erklären, sie eben so von der Seite des geistigen Elements her, welches eine so große Rolle bei allen Kriegsvorfällen spielt, als nothwendig und in der Natur der Dinge gegründet zu zeigen, wie es eben von der physischen Seite her geschah; und dieser neue Grund drückt dadurch nun der aus der bloß äußeren Erfahrung geschöpften Vorschrift den Stempel einer noch größeren Gewißheit auf. Die Erfahrung zeigte die Sache zuerst als wirklich, und die Betrachtung der Natur der Verhältnisse, d. h. die Theorie, als nothwendig; und wenn wir auch, so lange wir die Erscheinung bloß draußen gesehen, zweifeln könnten und müßten, ob sie auch immer so sich zeigen müsse, so fällt nunmehr jeder Zweifel weg.

Dies der Weg, wie eine durch die Erfahrung gewonnene Ansicht durch die Theorie bestätigt wird, wie die reine Theorie die Erfahrungstheorie ergänzt.

Wenn es aber wahr ist, was behauptet wurde, daß Erfahrung und Theorie zu denselben Endresultaten führen müssen, sobald sie nur ihre Wege richtig gehen, so muß auch, ganz getrennt von der Erfahrung, aus der bloßen Betrachtung der Natur der Dinge, mit welchen man es hier zu thun hat, zu demselben Satze zu kommen sein, und so ist es auch.

Frage ich nämlich, ohne irgend eine Erfahrung vor mir zu haben, wie komme ich wohl dahin, wohin jedes Gefecht strebt, den Feind zu schlagen, so ist die erste Frage nach den Mitteln, die mir dazu gegeben sind. Mit diesen Mitteln kann es nur geschehen. Das Mittel aber ist eben die Truppe. Ihre Natur lehrt das Verfahren mit ihr, und gegen sie. — Und hier nun komme ich bald auf diese Regel. Wenn ich mir erst gesagt, daß der Sieg allemal dahin fallen werde, wo Stärke gegen Schwäche wirkt, und wenn ich dann herausgebracht habe, wo denn Stärke und Schwäche einer Truppe liege, dann finde ich, wie alles Bemühen dahin zu richten sein müsse, meine Stärke gegen des Feindes Schwäche zu bringen, Front gegen Flanke — Uebermacht gegen Mindermacht.

Nun sehe ich mich mit einer so gewonnenen

Regel in den geschehenen Dingen um, und bin eigentlich wenig erstaunt, sie überall bestätigt zu finden: denn was ich entwickelte, ergab sich aus der Natur der Dinge, ist mithin nothwendig, — und was nothwendig ist, muß ja auch wirklich sein. Man sucht die Bestätigung draußen, bloß um der Sicherheit willen; nicht, als wenn die Natur der Dinge auf falsche Resultate führen könnte, sondern weil die Augen, welche sahen und prüften, menschliche Augen, d. h. auf allen Ecken dem Irrthum unterworfen sind. Zugleich aber, wie diesem auch sein mag, zeigt sich hier, in welchem Verhältnisse die Theorie zur Praxis — die Speculation zur Erfahrung — steht, in dem des Nothwendigen nämlich zu dem Wirklichen. Das Nothwendige aber bedarf der Bestätigung von nirgend her, das Wirkliche aber wohl, damit es mehr als Fälle abgebe, damit das, was es liefert, Gesetz und Regel werden könne. Von zweien aber, wovon das eine des anderen zwar entbehren kann, das andere aber nicht des ersten, ist doch das Selbständige wohl das Vornehmere. Und so ist es auch hier. — Daß es der armen Theorie aber häufig so schlecht ergangen, das verdankt sie einer argen Verwechselung, an welcher sie ganz unschuldig ist, der nämlich zwischen Theoremen und der Theorie selber. Daß jene meist sehr mangelhaft sind, ist leider wahr genug; das liegt aber an den Augen, welche sehen oder zu sehen glaubten, und nicht an der Theorie, die ein- für allemal unverwundbar ist, wie die Philosophie, die ewig unbesiegbare, weil, wo ein System besiegt wird, es wieder nur die Philosophie ist, welche siegt, und das Besiegte war es nicht. Es können alle vorhandenen Theoreme falsch sein — und wer weiß es nicht, wie häufig sie hinken — und dennoch hat nur die eine Theorie recht, und um so sicherer, als sogar sie nur allein im Stande ist, alle die falschen Schwestern zu Schanden zu machen.

So viel für jetzt zur Erläuterung und zur ersten Andeutung, um zu zeigen, wie jener häufig aufgestellte Gegensatz zwischen Theorie und Erfahrung durchaus nichtig und mißverstanden, durchaus nicht in der Natur der Sache gegründet, sondern gerade im Gegentheile der Natur der Dinge völlig widersprechend ist, da beide eben ein und dasselbe lehren und sind.

190. Armeen, ihre Eigenschaften und Functionen.

(Dasselbe Buch S. 30—36, 37—39.)

Instrumente und Stoff des Krieges, seine Mittel sind Armeen. — Das vornehmste Mittel, d. h. Instrument und Stoff zur Lösung der Aufgabe der Kriegskunst ist überall eine Armee. Das Hauptinstrument, womit sie agirt, ist eine Armee; der Hauptstoff, in welchem oder gegen welchen sie thätig ist, ist wieder eine Armee, nur die des Gegners.

Insofern sich nun nach diesem Satze die ganze Lehre um die zweckmäßigste Art drehen muß, wie Armeen als Instrument und Stoff zu behandeln sind, ist es nicht zu vermeiden, jeden Augenblick auf die Frage zu stoßen, ob denn nun auch jenes Mittel ganz so eingerichtet sei, wie es sein sollte. Immer kommt, wo ich einen gegebenen Zweck zu erreichen habe, die Frage wieder: ist auch das gegebene Mittel das beste dazu? Sie abzuweisen ist deshalb zwar willkürlich, aber doch da doppelt erlaubt, wo der Zweck der Untersuchung rein für die Praxis ist, welche natürlich die Mittel nehmen muß, wie sie sie findet. Es ist ja gerade die Aufgabe der Kunst, die stets praktisch ist, mit den gegebenen Mitteln das Geforderte zu leisten. Endlich aber tritt hier für uns die Untersuchung über die Einrichtung der Armeen auch darum wohl mit Recht stärker in den Hintergrund, weil wohl in unseren heutigen Einrichtungen manches Einzelne besser zu machen, aber doch nicht leicht etwas so Wesentliches zu ändern sein möchte, daß daraus sich ein Einfluß auf den Gang der großen Operationen erwarten ließe. Nur große Erfindungen könnten dem Gefechte eine andere Gestalt geben; und auch dadurch würde der Theil der Kunst, welcher auf die Entscheidung des großen Kriegs den wesentlichsten Einfluß hat, die Kunst der Vertheilung und Bewegung der Massen nicht berührt werden. Niederlagen und Erfolge haben sich aber seit Anbeginn der Zeiten und der Kriege fast nur an diesen letzten Theil der Kunst und nicht an einzelne Virtuositäten oder bessere Einrichtungen der Bewaffnung und der Elementarbewegungen geknüpft. Nur wo etwa völlige Barbarei und entschiedenste Feigheit gegen die Spitzen militärischer Cultur oder völliger Mangel an Disciplin gegen strenge Ordnung auftritt, wird die Lage

der Dinge wesentlich verändert. Solche Anomalien aber liegen außer unseren europäischen Verhältnissen, mit denen wir es doch gern allein zu thun haben wollen.

Natur der Armeen, d. h. ihre Eigenschaften. — Die Armeen sind Hauptinstrument und Hauptstoff der Kriegskunst, ihre Hauptmittel. Die Untersuchung der Natur der Armeen ist also der Weg, zu einer Construction der Wissenschaft der Kriegskunst, zu deren Theorien zu kommen. Da es nach dem Früheren feststeht, der Weg, unsere Resultate zu erlangen, könne kein anderer sein als der, die Natur derjenigen Dinge, woran unsere Kunst als Mittel zur Ausführung gebunden ist, zu prüfen; indem sich dann ergebe, wie nun diese für den Zweck behandelt werden müssen, diese Natur aber nichts Anderes ist, als die Summe der Eigenschaften der Dinge, so wendet sich die Untersuchung zunächst an diese Eigenschaften, sucht sie der Reihe nach aufzuzählen, fragt dann, welche Regeln der Behandlung und des Handelns sich von jeder einzelnen Eigenschaft her ergeben, und sieht zuletzt zu, ob sich etwas Widersprechendes in den einzelnen Ergebnissen vorfinde, in welchem Falle dann eine Art künstlerischer Ausgleichung das Ganze der theoretischen Lehre beschließen müßte.

Bedürftigkeit als erste und größte Eigenschaft der Armeen. — Bei dem Suchen nach den Eigenschaften einer Armee zeigen sich nun zuerst zwei, welche völlig durchgreifen, ihre Natur am meisten erschöpfen, sie in jedem Moment ihres Daseins begleiten, deren Untersuchung mithin den größten Raum der theoretischen Construction der Kriegswissenschaft einnehmen muß. Eine Armee ist nämlich zuvörderst ein Aggregat von Menschen und Thieren, dessen erste und durchgehendste Eigenschaft die ist, ungeheure Bedürfnisse zu haben, an deren täglicher oder doch zeitgemäßer Befriedigung ihre Existenz hängt. Bedürftigkeit ist also die erste Haupteigenschaft einer Armee. Eine Armee ruht auf dem Magen, sagt die alte Regel.

Die Bedürftigkeit ist eine so durchgreifende Eigenschaft der Armeen, daß sie nie einen Augenblick ihres Lebens haben, welchen sie nicht unter ihrem Einflusse zubrächten. Ihre Existenz ist beständig an die Ansprüche geknüpft, welche Armeen von dieser Eigenschaft her machen, und so ist der alte Ausspruch, die Armeen ruhen auf dem Magen, ganz richtig. Das aber, worauf sie so ruhen, muß natürlich wenigstens eine ihrer großen Haupteigenschaften bedingen. Eben so wahr aber als dies ist, so richtig muß es auch sein, in der Lehre einen Hauptabschnitt auf diese große Eigenschaft zu basiren.

Die Bedürftigkeit als die erste große, nothwendige Eigenschaft, welche Armeen durch alle Momente ihres Daseins begleitet, muß nun zuerst die Behandlung und den Gebrauch der Armeen einer ganzen Reihe von Regeln und Vorschriften unterwerfen, welche ebenso einen Haupttheil der ganzen Lehre bilden müssen, wie jene Eigenschaft der Bedürftigkeit, aus welcher sie fließen, eine Haupteigenschaft der Armeen bezeichnet.

Wenn dem nicht so wäre, so wäre eben jene Eigenschaft keine Haupteigenschaft. So durchgreifend aber und überall hinreichend in dem Leben der Armeen jene Eigenschaft ist, so maßgebend sind auch die Regeln, welche die Wissenschaft sich von hier aus für die Uebung der Kunst abstrahirt. Das Nothwendige dieser Eigenschaft aber, die eben zu allen Zeiten und bei allen Armeen dieselbe gewesen, erklärt die ewige Giltigkeit, das Gesetzgebende dieser Regeln für alle Zeiten und mithin das sich Gleichbleiben einer ganzen Reihe der wichtigsten Regeln und wissenschaftlichen Sätze der Kunst durch alle Zeiten, vom grauesten Alterthume her bis auf Gestern und Heute. Und wirklich, so wenig wechselnd die Natur der Armeen in dieser Eigenschaft ist, so wenig wechselnd ist die Lehre der Kunst in diesem einen ihrer Hauptabschnitte; und wäre dies nun zugleich der wichtigste, d. h. der Theil der Kunst, von welchem der große Krieg fast immer seine Entcheidungen hernimmt, so wäre die Kunst für alle Zeiten mehr eine und dieselbe, als man wohl zu jeder gerade gegenwärtigen Epoche hat zugeben wollen, deren jede sich vielmehr häufig genug rühmt, die Kunst stehe nunmehr auf einer ganz anderen Stufe, als in den vorhergegangenen Epochen. An dieser Ruhmredigkeit leidet besonders das letzte Jahrhundert, die Epoche Friedrichs, die der Revolution, und unsere heutige, deren Ansichten aus den Grundsätzen jener beiden zusammengesetzt sind.

Lehre von den Verbindungen: Strategie. — Wir nennen diesen ganzen Theil der Lehre von der Eigenschaft her, aus deren näherer Betrachtung er sich entwickelt, die Lehre von der Bedürftigkeit, oder, von den Mitteln und Wegen her, mit und auf welchen sie befriedigt wird, die Lehre von den Verbindungen, oder, um den Begriff bequemer Weise mit einem Worte bezeichnen zu können, die Strategie.

So schwierig und bedenklich Eintheilungen und Trennungen eines in letzter Instanz sicher untheilbaren Ganzen auch sind, so sind sie doch für

Entwickelungen, welche immer nur stückweise fortschreiten können, durchaus nöthig. Sie bringen Methode in das Ganze, liefern ein Schema, welches das so nöthige Uebersehen von jeder Stelle aus ungemein erleichtert, und gewähren dadurch den großen praktischen Nutzen, sich immer auf eine leichte Weise versichern zu können, bei irgend einer Anordnung nichts Wesentliches übersehen zu haben, sobald man dahin gekommen, das was sie aussagen sich auf eine lebendige Weise zur Anschauung gebracht zu haben. Hier wäre nur das Zusammenfassen des ganzen, weiten Begriffs in das eine bekannte Wort Strategie zu rechtfertigen. Bekanntlich ist an keinem Worte der militärischen Terminologie so viel gedeutelt und gedreht worden, als an diesem, seitdem es durch Bülow mit einer Bedeutung, welche man ihm bis dahin noch nie gegeben, eingeführt und zu allgemeinem Gebrauche gekommen ist. Manche haben den damit bezeichneten Begriff so weit ausgedehnt, daß am Ende nichts zwischen Himmel und Erde mehr war, was nicht mit einiger Gewandtheit in den Umfang dieser unermeßlichen Wissenschaft hineinzubringen gewesen wäre. Es bezeichnet ihnen die ganze Theorie des Krieges, der Krieg aber ist ihnen nichts Anderes als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln, also der ganze Staat im Kriege; und da der Krieg im Frieden sich rüsten muß, so auch der ganze Friede. Was wäre mithin auf diese Weise nicht Strategie, vom Schuhmachen bis zur höchsten Wissenschaft aller Dinge im Staate? Andere wieder affectirten, gar nicht zu verstehen, was man eigentlich Besonderes damit bezeichnen wolle oder könne, indem entweder die ganze Wissenschaft der Kriegsführung gar nicht in solche getrennte Theile, wie man hier einen bezeichnen wolle, sich zerspalten lasse, oder die Spaltung eine rein willkürliche an keiner Stelle deutlich zu bezeichnende und also mindestens ganz nutzlose sei. Das ganze Kriegführen sei am Ende nur eine Sache des Verstandes, habe keine Theorie, keine Wissenschaft und also auch keine Eintheilung.

Es wird noch öfter Gelegenheit geben, auf die mannigfache Art und Weise, in welcher Wort und Begriff der Strategie gebraucht werden, zurückzukommen. Hier ist es gewählt worden, weil es so entschieden aufgenommen ist in den Sprachgebrauch, daß es nie mehr herauszuwerfen sein würde, wenn auch Einzelne ziemlich Gegründetes dagegen aufzubringen im Stande wären. Der Sieg über so viele Hindernisse, welche einer solchen Aufnahme stets entgegenstehen, ist aber einem Gutheißen von höherer Macht gleich zu halten. Das Protestiren von Einzelnen erscheint um so thörichter, als ja, wenn dieses auch einen ganz unerwarteten Erfolg hätte, das Wort, wenn nur der Begriff, den es mehr oder minder glücklich bezeichnet, wirklich vorhanden ist, doch sogleich durch ein anderes wieder ersetzt werden müßte. Daß es aber hier von uns gewählt worden ist, um den angegebenen Begriff damit zu bezeichnen, ist geschehen, weil es da, wo es dem siegreichen Sprachgebrauche nach irgendwo etwas klar Gedachtes bezeichnet, sich jedesmal auf die Verbindungen oder etwa auf die Leitung der großen Massen außerhalb des Gefechts bezieht. Weil aber das, was über diese Leitung zu sagen ist, eben nur das ist, was sich in Bezug auf die Verbindungen darüber sagen läßt, so umfaßt die Erklärung, die Strategie sei die Lehre von den Verbindungen, Alles mit dem Worte irgendwo zweckmäßig, klar und bestimmt Ausgedrückte. Zuletzt aber, wenn dem auch nicht so wäre, muß es Jedem gegönnt sein, mit irgend einem Worte jeden beliebigen Begriff zu bezeichnen, und nur das kann mit Recht verlangt werden, daß dieser Begriff selber ein deutlicher, bestimmt begrenzter, überall faßbarer sei, und dies scheint der bezeichnete auf alle Weise zu sein. Bei dem unbefangensten Wunsche irgend eine bessere Definition, die sich irgendwo fände, aufzunehmen, ist mir keine vorgekommen, für welche sich mehr, als für die gewählte, sagen ließe.

Schlagfähigkeit als zweite große Eigenschaft der Armeen: Taktik. — Armeen haben aber neben ihrer Bedürftigkeit, an deren Befriedigung ihre Existenz zu jeder Zeit hängt, eine zweite große, durchgehende Eigenschaft: die eigentlich active, kriegerisch thätige, die, daß sie sich schlagen können, Schlagfähigkeit; diejenige Eigenschaft, durch welche sie mit ihrer Thätigkeit auf das Schlachtfeld gewiesen sind. Diese Schlagfähigkeit aber eben so, wie oben die Bedürftigkeit auf den letzten Zweck der Kunst, auf den Sieg bezogen, unterwirft die Behandlung und den Gebrauch der Armeen einer anderen, zweiten Reihe von Regeln und Vorschriften, welche einen zweiten Haupttheil der Wissenschaft der höheren Kriegskunst bilden.

Eben so, wie eine nähere Betrachtung der Bedürftigkeit der Armeen auf einen Weg führen muß, den Sieg in seiner höchsten Potenz, die Vernichtung des Gegners zu finden, so muß es gleicherweise die nähere Betrachtung der zweiten hier erwähnten großen Haupteigenschaft der Ar-

meen thun. So wie es sich nämlich als möglich zeigen muß, den Feind zu vernichten, wenn man ihn in seiner Haupteigenschaft der Bedürftigkeit angreift, so wird dies gleichfalls durch einen Angriff gegen seine zweite Haupteigenschaft die der Schlagfähigkeit zu erreichen sein. Der Feind, der nicht mehr schlagen kann, ist eben so vernichtet, so besiegt, wie der, welcher nichts mehr zu essen hat, welcher keinen Ersatz heranziehen kann. Zeigt sich hier aber ein zweiter Weg, die Lösung der Aufgabe der Kunst zu finden, so ist es abermals erlaubt, aus der Lehre, welche uns in diesem Theile der Kunst zurechtweist, einen zweiten großen Hauptabschnitt des Ganzen zu machen.

Wir nennen diesen ganzen Theil der Lehre von der Eigenschaft her, aus deren näherer Betrachtung er sich entwickelt, die Lehre von der Schlagfähigkeit, die Lehre vom Schlagen — oder die Taktik.

Ueber diese gewählte Bezeichnung wäre nur zu wiederholen, was oben zur Rechtfertigung über die Bezeichnung des andern Haupttheils der Lehre durch das Wort Strategie gesagt worden ist. Sprachgebrauch und innere zureichende Gründe rechtfertigen, was sonst auch als nächstes Recht der Willkür von Jedem in Anspruch genommen werden könnte.

Angriff und Vertheidigung: Functionen. — Es fällt also zuerst das Ganze der Lehre in zwei großen Massen auseinander, wozu die zwei *ewigen* Haupteigenschaften der Armeen den Grund hergeben, in Strategie und Taktik, d. h. in *eine* Lehre, welche zeigt, wie die Kunst in Bezug auf die umfassende Eigenschaft der Bedürftigkeit, und in eine *andere*, welche entwickelt, wie sie in Bezug auf die ebenso umfassende Eigenschaft der Schlagfähigkeit der Armeen zu verfahren habe.

So wie Armeen aber in jedem Augenblicke ihres Daseins nur innerhalb ihrer Eigenschaften leben, wie sie in jedem Augenblicke bedürftig sind und schlagfähig, eben so sind Armeen in jedem Augenblicke ihres Lebens als handelnde Potenzen zu Erreichung des Kunstzwecks innerhalb der Gesetzmäßigkeit, welche ihre Eigenschaften dictiren, *thätig*, und sind von der Seite ihrer *Thätigkeit* in jedem Momente ihres Daseins mit einer Seite der eignen Erhaltung, mit der anderen der Vernichtung des Gegners zugewendet. Eben so aber, wie jene den Armeen beständig und nothwendig inwohnenden Eigenschaften einen genügenden Grund zu einer Eintheilung der ganzen Lehre in zwei große Massen hergeben konnten, so kann es mit demselben Rechte die beständig vorhandene doppelte Richtung ihrer Thätigkeit. Die der eignen Erhaltung zugewendete ist aber ihrer Natur nach stehend, abwehrend, vertheidigend — defensiv —, die der Vernichtung des Gegners zugekehrte aber vorgehend, angreifend, offensiv. Von den Thätigkeiten oder von den Functionen her, welche jeder Armee beständig zufallen, würde dann die Lehre in eine erhaltende und eine vernichtende Kunst zerfallen, in Vertheidigung und Angriff, *Defensive* und *Offensive*.

Der Eintheilungsgrund, von den Thätigkeiten hergenommen, ist nur insofern nicht so zu rechtfertigen wie der von den Eigenschaften entnommene, als offenbar die Eigenschaften der Dinge das Frühere in ihnen sind. Die Thätigkeiten sind erst eine Folge der Eigenschaften, und mithin später. Da sie aber gleich das Zweite sind, so würden sie als Ausgangspunct für alles Folgende ebenso genügen, und es wird sich auch bald zeigen, daß es für die Lehre selbst ganz gleichgiltig ist, welche Eintheilung vorangestellt wird.

Das Leben der Armeen ist ein beständiges sich Durchdringen und sich Bedingen ihrer Eigenschaften und Functionen. — Das Leben der Armeen nun, d. h. ihre Kunstthätigkeit, ist ein beständiges Durch-, In- und Aufeinanderwirken ihrer Eigenschaften und ihrer Functionen. In jeder Eigenschaft haben die Armeen eine doppelte Function, und in jeder Function eine doppelte Eigenschaft; und dieses Durcheinander gibt das vollständigste Schema zu der ganzen Lehre.

In jedem Augenblicke ihres Lebens sind Armeen bedürftig und schlagfähig, und in jedem Augenblicke wollen sie sich erhalten und den Gegner vernichten. Sie wollen sich von ihrer Bedürftigkeit her sicher stellen, den Feind von daher gefährden, sie wollen ihre eigene Schlagfähigkeit erhalten und stärken, die des Feindes schwächen oder zerstören. Ueberall weckt die Eigenschaft der Bedürftigkeit eine doppelte Thätigkeit, deren eine Seite auf die eigne Erhaltung, die andere auf Vernichtung des Gegners gerichtet ist, überall thut die Eigenschaft der Schlagfähigkeit dasselbe, sie hat immer ein Auge auf die Erhaltung und Stärkung der eignen, und das andere auf die Zerstörung der Kräfte des Feindes gerichtet.

IV. Vereinswissenschaft.

191. Zur Geschichte und Kritik der Staatswissenschaft. — Plato und Aristoteles.

(*F. C. Dahlmann*, Die Politik I. [1840] S. 205—216.)

1. Neben den Gebundenheiten der Staaten wie sie waren und sind, bewegt sich ein System der Meinungen fort, warum die Staaten gerade so sein mögen und wie sie anders doch sein könnten und anders künftig werden müssen. Diese Meinungen haben von jeher eine nicht unbedeutende Herrschaft über die Dinge selber geübt, man war im Alterthum durchaus nicht ungeneigt, wenn der Volksgedanke sich verwirrte, mit dem Werdenden nicht zu bleiben wußte, einem hervorragenden Manne das Schicksal seines öffentlichen und selbst seines Privat-Rechts zu vertrauen. Berg und Thal standen damals geschiedener. Heutzutage, wo ein gesteigertes Selbstgefühl die Staatsverfassungen scheinbar zur Disposition der Völker stellt, die öffentliche Meinung allein hervorragen und entscheiden will, ist es doppelt noth, daß diese sich durch Erfahrung zu berichtigen eile und den politischen Vorwitz mindestens an der Originalität seiner Irrthümer verzweifeln lasse. Ueberhäuft man nur den Stoff der Meinungen nicht bis zum widerwärtigen Gemische gemein subjectiver Gegensätze, läßt es sich gefallen lieber belehrt als gelehrt zu sein und ruht bloß bei den bedeutenderen Erscheinungen aus, so enthält es einen großen Beitrag zur Verständigung zu betrachten, wie der Eine um den Staat herauszubringen die Familie befestigt, der Andere sie zerstört hat, wie man den Naturstand zur Grundlage macht und Despotie daraus folgert oder mit eben so leichter Mühe auch ihr Gegentheil, wie man aus der Bibel den Staat baut und durch die schöpferische Salbung des Fürsten Inneres heiligt, den Staat unter die Kirche schiebt und wieder die Kirche unter den Staat, der politischen Dreizahl huldigt oder der Volks-Souveränität; wie man dieser im Herzen unschuldige Altäre baut, oder sie in die Welt ausströmen läßt, damit die Freiheit des Ganzen lebe, wenn auch das Glück der Einzelnen zum Opfer fällt. Aber auch Landstände gölte es hier zu mustern, die keine Lebenskraft zum Stehen haben und von einer Concessions- und Octroi-Systematik wäre zu reden, die Andere glauben machen will, was sie selbst nicht glaubt; falls nicht diese Erörterung über das bloße Meinen hinausgeht. Hier nun möge Weniges zugleich an das Viele erinnern, das ungesagt bleibt.

2. Von keinem früher aber würde als vom P y t h a g o r a s anzufangen und wohl lange bei ihm zu verweilen sein, stände er nicht wie eine eben so verdunkelte als einzig hohe Gestalt da. Die Weisesten des späteren Griechenlands deuteten gern auf ihn als den Meister zurück, der jedem Theile des Wissens in die Tiefe sah, größer noch durch den Besitz des geistigen Bandes, welches die Theile zum Ganzen verknüpft, der es zweifelhaft ließ, ob nicht, wenn seine Schule Bestand gehabt, aus seinen Weihen sich eine Religion der Hellenen von tiefsinnigerem Grunde hervorgebildet hätte, durch eine Priesterschaft der Geweihten höchster Stufe zugleich mit dem Staate selber verwaltet. Wie es nun kam, blieb, während im Innern jeder Wissenschaft Denkmale dieses so gewaltigen geistigen Vermögens aufgestellt waren, im öffentlichen Gedächtniß der Menschen nur die Ueberlieferung einer ganz ausgezeichneten Lebensweise übrig, welche Pythagoras auf seine Bundesgenossen übertrug. Wir vernehmen, daß er in Kroton gesetzgeberisch gewaltet, und all sein Ansehen war, entfernt von der Selbstfeier der vom Staate Zurückgezogenen, auf die Einführung trefflicher Ordnungen in den Staat gerichtet. Durch überlegene Menschenbildung und fortgepflanzte politische Grundsätze gedachte er die Herrschaft nicht an die Bestgeborenen, sondern an die Bestgebildeten zu knüpfen und eben dadurch die in den italischen Städten der Griechen frühzeitig entwickelte Hinneigung zur Volksherrschaft zu bekämpfen. Aber die Schulen der Pythagoräer wurden verbrannt und das Griechenthum gieng seinen Weg.

3. **Platon** und **Aristoteles**, des Pythagoras wohl eingedenk, aber in schon nachtheilig entschiedenen Staatsverhältnissen von Griechenland lebend, die kein verführerisches Bild mehr boten, am wenigsten aber eine Rückkehr auf den Weg des Pythagoras zuließen, wichen nach verschiedenen Seiten ab. Platon lehnte seinen Staat, dessen Ausführbarkeit er selber dahinstellt, fast leugnet, an die Stärke der menschlichen Natur, Aristoteles den seinen an die Stärke und die Schwäche derselben an, und Aristoteles beurtheilte das Maß beider aus den geschichtlich vorliegenden Zuständen. Platon zielte zu hoch, dagegen Aristoteles Gefahr lief, sein Ziel zu niedrig zu nehmen und vorkommende, darum aber nicht nothwendige Zustände für unvermeidlich zu halten. Platon erhielt, wenn überhaupt einen durchführbaren Staat, immer nur einen einzigen, Aristoteles, die Zustände messend, erkannte, daß sehr verschiedene Regierungsformen beziehungsweise gut sein können.

4. Dem Platon ist die Darstellung des Staats der nothwendige Schlußstein zu seinen Ausführungen auf dem Felde der Sittenlehre. Platon stellt den Staat dar um der Lehre von der Gerechtigkeit willen; er nimmt an, die Gerechtigkeit, als die jedem Theile des Ganzen die Gebühr zutheilende Tugend, müsse sich im guten Staate im größesten Maßstabe und dadurch in deutlicheren Umrissen darlegen, als sie in den Seelen Einzelner erscheinen kann. Allein schon dieser Ausgangspunct entfernt ihn vom wirklichen Leben, welches häufig in kleineren Kreisen des Daseins die sittlich befriedigendsten Verhältnisse entfaltet, während die Staatseinrichtung in Ungerechtigkeit versunken ist.

Das Werk der Gerechtigkeit aber soll so vollbracht werden, daß die Bevölkerung sich theilt in solche, die zu befehlen, und solche, die zu gehorchen haben, die Befehlenden sich aber wieder theilen in Befehlshaber und Ausrichter oder Gehülfen. Wie demnach die in der besten Erziehung bestbewährten als die eigentlichen Weisen (Philosophen) im Staate die Hüter sind, d. h. den Staat regieren, ihm seine Grenze setzen, Gesetze geben, Gericht und Verwaltung einsetzen, und selber, doch nicht vor dem funfzigsten Jahre, an die höchste Stelle treten, so wirken die mit den Kräften der Tapferkeit begabten Jünglinge in tieferer Ordnung als der Weisen Helfer und Ausrichter ihrer Anordnungen. Sie sind die Wehrmänner, das stehende Heer des Staates. So kommen in die dritte Classe die bloß Gehorchenden, welches die Gewerbtreibenden sind und darum dahin gehören, weil sie nur den eignen, nicht des Staates Nutzen suchen. Daher dürfen sie weder befehlen, noch selbst mit schützen helfen. Ihnen liegt ob jene Oberen von dem Gewinne zu ernähren, welchen sie aus den Gewerben ziehen, die Jedem von ihnen nach seiner Fähigkeit vom Staate angewiesen werden. Eine eigentliche Gesetzgebung für die Verhältnisse der Gewerbtreibenden gilt für nicht der Mühe werth. Sie sind, wenn auch bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung, dennoch der eigentliche Unterbau des Staates, nicht das Staatsgebäude selber.

5. Wie aber diese Classen sich bilden? Zuerst gewissermaßen durch ein Wunderwerk, wie es Platon selber darstellt, dadurch nämlich, daß Philosophen die Herrschaft irgendwie bekommen, die Unterthanen aber sich gefallen lassen, so viele ihrer über zehn Jahre alt, auf das Land zu wandern, womit die jüngeren zur Erziehung den Herrschern anheim fallen. Sowie sich deren Fähigkeiten entwickeln, geschieht die Sonderung der so Erzogenen, welche von nun an erbliche Gewalt hat, und vermöge des Princips, daß von Guten Gute geboren werden, eine Vererbung der höheren Fähigkeiten verspricht, insofern nur jede Mischung der höheren Classen mit einer niederen vermieden wird. Ausnahmsweise haben die Herrscher das Recht, Sprößlinge der höheren Ordnung, die sich der besten Staatserziehung nicht würdig beweisen, in die niedere Ordnung herabzustoßen, und umgekehrt, wo sich unter unedlem Metall edles zeigt, dieses in die beiden höheren Classen zu versetzen, deren Mitglieder Ehre es ist, kein Eigenthum zu haben, keinen Hausstand, nur gemeinsame Mahle, damit ihnen nicht die eigene Familie, sondern der Staat das Nächste und Alles sei.

6. Darum beruht der Staat auf der Staatsaufsicht über die Ehen. Und hier spricht Platon den Frauen gleiches Wesen und Fähigkeit mit den Männern, nur im geringeren Maße zu, und ohne in der Gebundenheit ihrer Körper ein Hinderniß zu finden, weist er ihnen männliche Leibesübungen und männliche Erziehung an und die Kriegs- und Friedensämter sind Frauen und Männern gemeinsam, nur nach Unterschied der persönlichen Fähigkeit. Da ihm nun der Antrieb zur Vereinigung der Geschlechter bloß in dem sinnlichen Reize der Körper besteht, so macht es keine Schwierigkeit, auch dadurch die Staatsoberen über jede Beengung durch Familienrücksichten zu erheben, daß in Hinsicht auf sie eine Gemeinschaft der Elterlichkeit gegründet wird, vermöge welcher weder die Eltern ihr Kind kennen, noch das Kind seine Eltern.

Dieses darf darum keine regellose Vermischung sein. Die Oberen sollen die Zahl der Heirathen bestimmen, mit Rücksicht auf Kriege und Krankheiten, nach dem Grundsatze, daß der Staat so viel möglich niemals kleiner oder größer an Männern werde. Die Hochzeiten werden an gewissen Festen feierlich unter weihenden Gesängen begangen und zwar so, daß die Ehegenossen sich einander erloosen, obwohl nur dem Scheine nach, denn die Herrscher lenken so die Loose, daß die gleich Trefflichen sich einander zu Theil werden, sehr geheim indeß, damit ein jeder sein schlechteres Glück dem Loose beimesse, nicht den Oberen. Und die Tapfersten dürfen sich mit mehreren Frauen verbinden, damit recht viele Tapfere erzeugt werden. Die Kinder dieser Ehen aber werden gleich nach der Geburt in ein besonderes Stadtviertel, in das Kinderhaus gebracht, wo alle Mütter sich beistehen, sie aufzusäugen, so daß weder Vater noch Mutter ihr Kind herauszuerkennen vermögen. Kinder schlechter Aeltern aber, oder in vorgerückten, nicht mehr für die Zeugung erlaubten Jahren erzeugte, oder gebrechliche, werden gar nicht auferzogen, sondern ausgesetzt. Alle Kinder, die zwischen dem siebenten und dem zehnten Monat nach jener Festhochzeit geboren sind, werden demnach von allen damals Verbundenen als gemeinsame Kinder betrachtet und als solche weiter erzogen. Mit diesen nun dürfen sich die Gesammteltern zwar nicht verehelichen, allein die Gesammtkinder, die sich Brüder und Schwestern nennen, dürfen es, wenn Apollon nichts dawider hat. (V. p. 461.)

7. So bringt Platon der Gottheit des Staats die höchsten nur denkbaren Opfer, das Opfer der Familie, des Hauswesens, der individuellen Bildung und persönlichen Freiheit, indem über jede menschliche Anlage von Staatswegen in Erziehung und Anwendung verfügt wird, der Hauswirthschaft, der im Reichthum enthaltenen Bildungsmittel und Genüsse, der freien Bewegung der Künste, insbesondere der Dichtkunst; ja er scheint selbst einige Naturgesetze zu opfern, und alles Dieses, um ein Gemeinwesen zu gründen, welches von irgend einem der Alleinweisen, welcher widerwillig für kurze Zeit sich dazu herabläßt, unumschränkt beherrscht wird; und das Alles geschieht nicht für einen Staat der reinen, einfachen allgemeinen Menschlichkeit, sondern für einen Staat von Hellenen, denen alle Nichthellenen Gefäße der Unehren sind. Würde die Gottheit (Apollon), von welcher der Staat seine Religion erwarten soll, diese Mittel für diese Zwecke gutheißen? Steht denn wirklich das Gutsein des Staats höher noch als das Gutsein seiner Besten, da diese durch Trug (in den Eheloosen), also durch einen Abfall vom Guten diese höchste Ausbildung des Staatskunstwerks, welches seinen Zweck in sich selber hätte, erkaufen sollen? Wäre da nicht besser ein weniger guter Staat, aber mit besseren Bewohnern?

Plato leitet den historischen Staat aus der Bedürftigkeit der Menschen ab, die einander nicht zu entbehren vermögen; die fast völlige Unausführbarkeit seines urbildlichen Staates gibt er selber mehrmals zu. Stände dieser aber durch ein Wunder plötzlich da, so gewährt er in seiner völligen **Fertigkeit** nur ein Bild zum Anschauen, nichts für das Weiterstreben, nichts für die Vervollkommnung. Der beste Staat kann nicht besser werden, er kann nur vor Verschlimmerung bewahrt werden.

8. Nichts desto weniger enthält Platons Staat die große ethische Darstellung der Wahrheit, daß die Gerechtigkeit auch in ihrer räumlichsten Erscheinung (im Staate) nicht darin allein bestehe, daß überhaupt ein Recht angenommen sei, sondern daß das rechte Recht es sei, daß eine gewisse Beschaffenheit des Rechts nicht fehlen dürfe, und zwar eine solche, wodurch nicht ein einzelnes Glied des Staates befriedigt wird, sondern jeder Theil des Volks an die ihm gebührende Stelle kommt. Die Moral für sich betrachtet, verlangt Gesinnung, das Staatsgebot für sich betrachtet, verlangt Leistung, es darf nicht unterlassen werden, aber der gute Staat schreibt solche Leistungen vor, welche dem Gesetze der höheren Gerechtigkeit entsprechen und darum eine Gewährleistung ihrer dauernden Erfüllung in sich tragen.

9. Im hohen Alter schrieb Platon die zwölf Bücher der **Gesetze**, die er gleichsam für die Leute vom Schlage der dritten Classe bestimmte, deren Erziehung und Gesetze er für seine zehn Bücher vom Staate zu gering achtete. Hier schließt er sich, obwohl an alten Neigungen haftend, mehr den Zuständen und der Geschichte an, verschmäht keine Belege, läßt nicht die Philosophen herrschen, nicht Güter und Kinder gemeinsam sein, läßt auch das männliche Geschlecht in seinem Unterschiede vom weiblichen bestehen. Die Erziehung der Knaben und die verschiedenen Obrigkeiten sind hier sehr umständlich entwickelt.

10. **Aristoteles** sah eine Welt von Freistaaten um sich versinken, während die ungeheure politische Kraft des Königthums sich laut und lauter verkündigte. Ihm, der in einem besonderen Werke mehr als anderthalb hundert

Staatsverfassungen beschrieb, der in allem Wissenswürdigen zu Hause, in dem Meisten Meister war, lag es vornehmlich nahe, daß der Mensch nicht überall dasselbe Nest baue. Er verwarf den Staat seines Lehrers (der fast unmöglich werden und schwerlich sein kann), weil seine Mittel für seine Zwecke nicht ausreichen und er dabei bloß für die Philosophen- und die Kriegerclasse sorgt. Lieber beobachtet er die historisch gegebenen Staaten, vornehmlich den der Spartaner, Kreter und Karthager; denn der Römische muß ihm doch nicht nahe genug getreten sein, um seiner Ueberlegenheit inne zu werden. Nicht zwar, als ob die Zustände allein ihm das Maß der Dinge gäben, aber er findet, daß die Natur selber in den gelungenen Darstellungen der zum Staat versammelten Menschheit ein sittliches Gleichmaß suche und bewähre. Nicht jede Volksanlage jedoch ist des besseren Staats empfänglich; und kein Staat darf, weder im Begriffe, noch in der Wirklichkeit, als fehlerlos betrachtet werden. Daß dem so sei, wird schon dadurch bezeugt, daß es zur Sclaverei geborene Naturen gibt, wie im Allmeinen die der Barbaren sind. Sie sind geborene Sachen und Besitzthümer und müssen um ihres eigenen Besten willen bloß beherrscht werden. Und so kommt es dem Aristoteles so wenig als dem Platon in den Sinn die Rechtmäßigkeit eines Verhältnisses, das sich eben allenthalben darstellte, der Entscheidung eines höheren Gesetzes der Gerechtigkeit zu unterwerfen. Die Männer sind ihrer Natur nach den Frauen überlegen. Die Frauen sind nicht Bürger, sie bilden einen gewissen Mittelstand zwischen Bürgern und Sclaven.

11. Es gibt keinen aristotelischen Staat, wie es einen platonischen gibt, nur eine aristotelische Staatslehre. Der Staat war dem Aristoteles uranfänglich, älter sogar als die Familie, darum im strengsten Sinne naturgemäß. Das Nichtstaatswesen ist entweder aus Unvermögen ein Thier, oder aus Unbedürftigkeit ein Gott. Aber wie der Werth der Naturen verschieden, so auch der der Staaten. Eine Staatsform zwar ist absolut verwerflich, die Tyrannis, weil sie allein sich selber zum Zwecke macht, nicht das Wohl des Gehorchenden; alle anderen können beziehungsweise gut sein. Sie sind aber um so viel besser, wenn sie nicht bloß auf die Erhaltung des Staats, was die nächste Sorge sein muß, sondern so viel als möglich zugleich auf des Volkes Beglückung gestellt sind, die von der niederen Lust zu unterscheiden ist. Zu diesem Ende kommt es nur darauf an, daß das herrsche, was in jedem Staate das Beste ist, denn dann findet die wahre Aristokratie statt, mag auch die Zahl der Herrscher verschieden sein, ein Einzelner herrschen als der Beste, oder mehrere als die Besten oder das Gute so gleichmäßig vertheilt sein, daß der größere Theil des Volks, weil in ihm selber das Beste enthalten, sich selbst Gesetze gibt. Darum ist in diesem höheren Sinne sowohl das Königthum Aristokratie (denn nothwendig muß ja der Beste im Staate nicht vertrieben, nicht getödtet, auch nicht beherrscht werden, sondern herrschen) als die gewöhnlich so geheißene Aristokratie; die trefflichste Form der Aristokratie aber und darum vorzugsweise Politeia zu heißen wäre freilich die dritte, welche ein sich selbst regierendes Volk darstellt. Sie verspricht am meisten Beglückung, und die Naturanlage der Griechen, Muth und Einsicht vereinigend, scheint für diese beste Verfassung vorzugsweise geeignet; aber selten wird der größere Theil des Volks sich als den Besten angehörig verhalten. Das Königthum entspricht am meisten der Erhaltung; aber freilich das unumschränkte Königthum (παμβασιλεία) setzt eine schlechte Volksnatur voraus, so auch ist auf das Erbkönigthum wenig zu bauen, da oft dem guten Vater ein schlechter Sohn folgt, und überhaupt, wenn das Volk aus Gleichen und einander Aehnlichen besteht, ist das Königthum nicht räthlich, da es gegen die Natur, daß ein Theil über das Ganze herrsche. Nur ein Geschlecht, besser als alle übrigen im Volk, ist zum Königthum berufen.

12. Nun aber neigt die menschliche Natur fortwährend zu Ueberschreitungen hin, welche jene drei Gattungen der Aristokratie zwar der äußeren Form nach darstellen, aber das Wesen ist verloren. Denn das Beste herrscht nicht in ihnen und sie sorgen wohl etwa für einen Theil des Volkswohles, aber nicht für das Ganze. Als solche Ausartung tritt dem Königthum die Tyrannis, der Aristokratie die Oligarchie, der Politeia die Demokratie entgegen. Fragt es sich daher nach der für die meisten Staaten im Allgemeinen geeignetsten Verfassung, so ist das diejenige, welche dem Vermögen die Macht gibt, die aristokratischen und die demokratischen Principe auszugleichen. Aristoteles nennt diese Verfassung, welche er den Menschen, wie sie einmal sind, empfiehlt, Timokratie von der Vermögensschätzung, während die Timokratie des Platon das Trachten nach Ehre im Kriege zum Grunde hat und durch einen Abfall der Krieger von seiner besten Verfassung entsteht. Die Timokratie des Aristoteles, welche er ausführlich

in seiner Ethik (VIII, c. 10) darlegt,* ist nichts Anderes als eine leichter ausführbare Form seiner Politeia.

In allen sonstigen Einrichtungen wird der Naturgrund geschützt. Keine Erschütterung der Familie, keine bloße Staatswirthschaft (wobei gegen Platons Gütergemeinschaft erinnert wird, daß sie zwar einige Uebel hinwegnehme, aber bei weitem mehr Gutes, und überhaupt nicht möglich sei), sondern eine Hauswirthschaft, so daß der Mann erwirbt, die Frau erhält.

13. Nehmen wir Alles zusammen, so bietet Aristoteles uns einen urbaren Boden der Politik dar, den wir wohl fortbauen mögen, nur daß wir an die Stelle des harten Hellenenthums die christliche Menschenliebe und Menschenachtung setzen, und zwar nicht bloß als humane Theorie, zur Weide des Gemüths, sondern auch ihren Entwickelungen im Staate stets getreu bleiben, und dabei das vorwaltende Element in unserm heutigen Staatenwesen, das Königthum, gründlicher zu begreifen trachten, als Aristoteles es vermochte, der dem Könige sogar Aufseher beiordnet (III, 11, 15. VII, 14).

192. Zur Darstellung der Staatswissenschaft. — Principielle. — Zur physiologischen Betrachtung des Staates.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 407—413.)

Wie der theoretische Begriff der Gesellschaft, so beruht auch der theoretische Begriff des Staates nicht nothwendig auf der Voraussetzung, daß die Ideen selbst die gesellenden Kräfte sind; vielmehr, so lange man bei der Frage stehen bleibt, was der Staat wirklich ist, nicht was er sein soll, wird man den Einfluß, den die Beachtung der Ideen auf den Zweck und die Form der Staatsgesellschaft und das Verhältniß der Macht zu beiden ausübt, nicht höher anschlagen dürfen, als es die factisch gegebenen Zustände des Staatslebens erlauben. Dadurch sondert sich die Untersuchung über die Natur des Staats, die Physiologie desselben, von der Untersuchung über die Idee des Staates; zwei Untersuchungen, welche die Wissenschaft gerade deshalb sondern muß, weil von der Einsicht in die Ergebnisse beider ihre richtige Verbindung in dem thätigen Leben wesentlich abhängt. Nur wird diese Sonderung theilweis dadurch erschwert, daß in die höheren Gestaltungen des Staatslebens die Ideen als bildende und herrschende Kräfte schon mit eingegangen sind, die wirklichen Staaten sich der Idee des Staates schon mehr oder weniger genähert haben. Obgleich daher für diesen Fall die theoretische Betrachtung auch mit darauf wird Rücksicht nehmen müssen, daß die Ideen selbst als lebendige Kräfte zu wirken schon angefangen haben, so hängt doch die Bestimmung der Art, wie sie wirken können, selbst dann noch von allgemeineren Untersuchungen über die Art der Wirksamkeit irgend welcher Kräfte auf dem Boden des Staates ab.

Daß der Staat Gesellschaft ist, daß, wo unter einer Menge neben einander lebender Individuen die Elemente der Gesellung ganz fehlten, da der Begriff desselben gar keine Anwendung mehr zulassen würde, ist richtig; aber bei keiner andern Gesellschaft würde es eine solche Abweichung von dem wirklichen Thatbestande sein, wie hier, wenn man dem Elemente der Gesellung eine unmittelbare, das gesammte Wollen der Individuen gleichmäßig umschließende Bedeutung geben wollte. Denn so wie die Bildung und Entwickelung der Staaten, obwohl in ihren ersten Anfängen sich in das Dunkel der Geschichte zurückziehend, eine sehr allmählige, in ihrem Verlaufe bald schnellen, bald langsamen Veränderungen ausgesetzte ist, und fast niemals den Punct erreicht hat, wo jeder einzelne, auf demselben Boden Mitlebende, sein gesammtes Thun und Lassen durch seine Beziehung auf den Staat wesentlich und durchgängig bestimmt findet, so ist auch die Art, wie der Einzelne dem Staate, den er und in welchem er sich vorfindet, sich anschließt, meistentheils durch ganz andere Rücksichten vermittelt, als welche unmittelbar in der Beziehung seines Wollens auf das Ganze der Staatsgesellschaft als solcher liegt. Faßt man nämlich zuvörderst die Frage nach dem Zwecke des Staates rein empirisch auf, so wäre es der Geschichte gegenüber geradezu falsch, anzunehmen, daß das öffentliche Wohl, oder das Recht, oder die billige Gleichheit, oder die gleichmäßige Beseelung unmittelbar und allgemein sich als der Zweck nachweisen lasse, in welchem und

für welchen die Privatwillen sich vereinigen. Sondern zunächst und natürlicherweise findet sich gar keine allgemeine gesellschaftliche Verschmelzung *aller mit allen*, weder zu einem, noch zu mehreren unter einander selbst wieder verbundenen Zwecken; vielmehr bleibt es meist bei kleineren, partiellen gesellschaftlichen Verbindungen, die an den Interessen, den Bedürfnissen, den Gewohnheiten kleinerer Gruppen von Individuen haften. So verschmelzen unter einander die Familien, die Stämme, die Gemeinden, die, welche die gleiche oder nahe gleiche Stellung des Dienstes oder der Herrschaft haben, die Genossenschaften, die Stände u. s. f. Der Staat ist also streng genommen nicht Eine Gesellschaft, sondern ein *System von Gesellschaften*. Innerhalb dieser kleineren Gesellungen hat und verfolgt jeder zunächst seine eigenen Interessen, wie sie durch innere und äußere Bedürfnisse sich erzeugen und gestalten; jeder will vor allen die Bedingungen seiner physischen Existenz gesichert wissen, er verlangt freie Wahl und lohnenden Ertrag seiner Arbeit, Genuß des Lebens nach Neigung, Umgang, Erholung, Spielraum für seine Kräfte und Wünsche. In allem dem würde keine Veranlassung für die Entstehung gerade einer solchen Gesellschaft liegen, die durch die specifischen Merkmale des *Staates* bezeichnet wäre, wenn nur die Befriedigung jener vielfach gespaltenen Interessen und Bedürfnisse bei völliger Ungebundenheit der Einzelnen *factisch möglich* wäre. Nun ist es zwar der Geschichte und Erfahrung gegenüber eben so falsch, wie Hobbes that, die möglichen Collisionen aller jener auf demselben Boden sich begegnenden Privatinteressen als einen Vernichtungskrieg Aller gegen Alle aufzufassen [1]), als etwa mit Rousseau, von dem Staate nicht anders, als von einem *Vertrage* Aller mit Allen zu sprechen; dennoch wird sich, wo Collisionen zwischen den Interessen und Bedürfnissen der Einzelnen, Beeinträchtigungen, Störungen des einen durch den andern wirklich eintreten, vor allem andern das Bedürfniß der *Sicherheit* und *Ordnung* geltend machen. In diesem Bedürfnisse finden sich ganz unwillkürlich und ohne daß es dabei nöthig wäre, an absichtliche Verträge zu denken, die Einzelnen und die kleineren Gruppen, in welchen jene schon verschmolzen sind, vereinigt, eben dadurch vereinigt, daß *jeder zunächst für seine eigenen Zwecke Schutz und Sicherheit verlangt*, und wie weit dieser Schutz factisch von einer und derselben Macht erwartet und geleistet wird, so weit erstreckt sich ein Staat. *Der Zweck des Staates*, d. h. der Zweck, durch welchen sich die Privatwillen in der Staatsgesellschaft noch ohne alle Rücksicht auf ideale Vereinigungspuncte verbunden fühlen, ist also, so lange man den Staat als bloßes Naturgewächs, als das unwillkürliche Product aus der Beziehung aller auf demselben Boden sich begegnenden und durchkreuzenden Interessen und Bestrebungen betrachtet, die *Zusammenordnung und Beschützung dieser verschiedenartigen Interessen selbst*; und die *Einheit* dieses Systems von Gesellschaften liegt zunächst in dem gemeinschaftlichen Bedürfniß der in ihm sich durchkreuzenden Gesellungen, neben und gegen einander in der Erreichung ihrer particulären Zwecke geschützt zu sein.

Es ist deshalb sehr natürlich, daß die *Gesellung im Staate* in der Regel und wo nicht eine Erhebung zu den Ideen dem Gemeingeiste einen höheren Inhalt gegeben hat [2]), *viel geringer ist*, als es gemäß der logisch unvermeidlichen Subsumtion des Begriffs vom Staate unter den der Gesellschaft scheinen könnte. Alle die Ursachen, welche der Innigkeit der gesellschaftlichen Durchdringung, der Energie und dem Umfange des gesellschaftlichen Wollens im Allgemeinen Abbruch thun, wirken im Staate in vergrößertem Maße [3]). Und in der That betrachten die Meisten, selbst in weitausgebildeten politischen Ganzen, das, was der Staat fordert und vorschreibt, größtentheils als eine *Last*, die man aber tragen müsse, wenn man für sein Privatleben, für seine Geschäfte und Wünsche die nöthige Ruhe und Sicherheit genießen wolle. Die Theilnahme, die der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant, der Gelehrte u. s. w. an öffentlichen Dingen nimmt, richtet sich in der Regel erst nach der *Rückwirkung*, welche ein solcher oder anderer öffentlicher Zustand auf ihre particulären Interessen und Bedürfnisse ausübt. Im Durchschnitt sorgt jeder zunächst für sich und die Seinigen, und kümmert sich wenig um den Staat, so lange diese Sorge keine wesentlichen und drückenden Hindernisse findet; erst wo Hindernisse dieser Art auf ein größeres System von Ursachen aufmerksam machen, in welchen sie wurzeln, erwacht gemeiniglich das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, ohne deshalb nothwendig etwas anderes zu sein, als eine veränderte Darlegung des Privatinteresse.

An diese *Verdünnung* des Elementes der Gesellung, welcher ein bestimmter Staat nothwendig um so mehr anheimfällt, je größer die Zahl und je verschiedenartiger die Richtung der

in ihm gemeinschaftlichen Schutz suchenden Interessen ist [2]), schließen sich nun folgende charakteristische Merkmale sehr leicht an. Als das durchgreifendste Merkmal der Staatsgesellschaft betrachtet man gewöhnlich einen bestimmten *Rechtszustand*, so sehr, daß man nicht selten selbst der *Idee* des Staates genügt zu haben glaubte, wenn man ihn ausschließend als *Rechtssystem* auffaßte. Nun liegt es auch wirklich schon in der *Natur* der Sache, daß jenes Bedürfniß der Ordnung, des Schutzes, der Sicherheit der particulären Interessen nicht anders wird befriedigt werden können, als durch Feststellung, Anerkennung und Beschützung einer rechtlichen Auseinandersetzung. Wie man sich nun auch diese Rechtsverhältnisse geordnet denke — streng genommen ist es schon eine die factischen Verhältnisse des Staatslebens weit überschreitende ideale Voraussetzung, daß sie *durchgängig* auf eine *unzweideutige* Weise geordnet sind —, so wird sich nicht allgemein und mit Sicherheit erwarten lassen, daß sich die Einzelnen innerhalb der Grenzen *ihrer* Berechtigung halten werden; die Schranken, welche gerade die Grenzlinien des Rechtes der Befriedigung der particulären Interessen auflegen, werden die bestehenden Rechtsverhältnisse häufig als eine Art nothwendigen Uebels erscheinen lassen, und in den minder Berechtigten wird der Wunsch entstehen, die Grenzen, in welche der bestehende Rechtszustand sie einschließt, zu erweitern. Denn das Recht erscheint hier überhaupt nicht, wie es der *Idee* des Staats nach sein sollte, als Zweck an sich, sondern als *Mittel*, dessen Zweckmäßigkeit jeder nach der Angemessenheit desselben an seine individuellen Zwecke beurtheilt, und gegen welches er überall insofern anstrebt, als er sich dadurch beengt, gebunden, gedrückt fühlt. Daß eine solche Beengung aber entweder geradezu unvermeidlich ist, oder sich wenigstens factisch sehr häufig durch die Ungleichheit der Berechtigungen und Verpflichtungen fühlbar macht, erklärt sich schon daraus, daß die Zusammenordnung so vieler verschiedenartigen, theilweis einander aufhebenden Interessen unvermeidlich mannigfaltige *Unterordnung*, theilweise Beschränkung des einen durch das andere wird sein müssen.

Diese factisch vorhandene, nicht nothwendig durch den Rechtszustand hervorgerufene, sondern gewöhnlich, *indem die Macht in der Form des Rechts sich befestigt*, erst, nachdem sie sich factisch gebildet hatte, rechtlich sanctionirte Unterordnung der verschiedenen Interessen oder, was dasselbe heißt, derjenigen Individuen oder kleineren Gesellungen, um deren particuläre Interessen es sich handelt, in ihrem Ursprunge und ihren möglichen Umwandlungen zu verfolgen, würde die wichtigste Aufgabe einer Theorie über die *Natur* des Staates sein. Denn die ungeheuren Ungleichheiten des Könnens, Dürfens und Müssens, der Herrschaft und des Dienstes, des Reichthums und der Armuth, der Arbeit und des Lohnes, der Freiheit und der Abhängigkeit, welche die Auffassung socialer Verhältnisse als *Thatsachen* vorfindet, sowie die mannigfaltigen Abstufungen und Verwebungen dessen, was zwischen den Extremen dieser Unterschiede liegt, bieten ein so verwickeltes und die ethische Beurtheilung in vielen Fällen so wenig befriedigendes Schauspiel dar, daß die Einsicht in die natürliche Gesetzmäßigkeit dieser gesellschaftlichen Phänomene zwar kein Ersatz sein kann für die ethischen Mängel derselben, aber doch gleichwohl die Bedingung ist für jede, auf die wahrhafte Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes gerichtete absichtliche Thätigkeit. Hier müssen die allgemeinsten Umrisse genügen.

Vor allem andern ist dazu nöthig, die im Staate wirkenden Kräfte, d. h. die Bestrebungen sämmtlicher Mitglieder des Staates und ihr gegenseitiges Verhältniß ins Auge zu fassen. Beides, die Kräfte sowohl, als ihre Verhältnisse zu einander, können sich höchst verschiedenartig modificiren; jede dieser Kräfte aber wird wirken, so viel sie kann. Das Maß dieser Wirksamkeit jedes Einzelnen hängt ab von der natürlichen Stärke seiner eigenen Kraft, und von dem Grade des Widerstandes oder der Förderung, welchen er von den übrigen Kräften empfängt, mit denen er in Berührung geräth.

[1]) Ueber die sittliche Thorheit, einen solchen hypothetisch angenommenen Kriegsstand, sowie die natürliche Uebermacht des Starken über den Schwachen für den natürlichen *Rechtszustand* zu erklären, die sich bei Hobbes und Spinoza nur in den Anwendungen verschieden gestaltet, ist nicht nöthig, etwas hinzuzusetzen.

[2]) Allerdings gibt es noch andere Bindemittel der Staatsgesellschaft, als jenes Bedürfniß nach Schutz der particulären Interessen, selbst wenn man noch nicht auf einen idealen Inhalt des gesellschaftlichen Bewußtseins sieht. Unter diesen steht gewiß die Volksgemeinschaft, die Nationalität, oben an. Aber die Nationalität bindet nicht *nothwendig* und *allgemein* an die Einheit des Staates. Die Deutschen sind Ein Volk, aber nicht Ein Staat; die Eng-

länder in Nordamerika ließen sich durch die gleiche Nationalität nicht abhalten, einen **neuen** Staat zu gründen; Deutsche, Engländer, Irländer wandern aus nach Amerika, weil sie als Glieder jenes Staates mehr Befriedigung ihrer particulären Interessen hoffen als in Deutschland u. s. w.

[3]) Vergl. oben S. 396 ff. (In diesem Buche Nr. 129 S. 412 ff.) Es bedarf wohl nicht erst der Erinnerung, daß überhaupt alles, was von der Gesellschaft als solcher gilt, auch auf den Staat seine Anwendung findet, insofern er unter den Begriff der Gesellschaft fällt. Anwendungen dieser Art, zu denen bloß eine einfache logische Subsumtion nothwendig ist, dürfen wohl dem Leser selbst überlassen bleiben.

[4]) Man erinnere sich an den Satz: daß von den Bestrebungen einer Mehrheit von Individuen nur das zur gesellschaftlichen Einheit wahrhaft verschmelzen kann, was von der Hemmung derselben unter einander nicht getroffen wird. (In diesem Buche Nr. 129 S. 412 ff.) Ueberhaupt vergleiche man außer der Einleitung zum II. Bde. von **Herbart's** Psychologie die Abhandlung „über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft" in **dessen** kleinen philosoph. Schriften Bd. II, S. 331 ff.

188. Fortsetzung. — Ueber einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft.

(*J. F. Herbart,* Kleinere Schriften II [1842] S. 331—339.)

Ob die Psychologie der neueren Zeit irgend einen bedeutenden Denker einladen könne, nach ihrem Vorbilde sich einen wohlgeordneten Staat vorzustellen, das ist eine Frage, welche im Vorbeigehen zu berühren sich kaum vermeiden läßt, obgleich sie einer Untersuchung schwerlich werth ist. Wollen wir uns im Ernste den Staat in drei solche Gewalten zerlegt denken, die sich verhalten, wie das Vorstellungsvermögen, Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen? Wollen wir einer Corporation im Staate das bloße Anschauen und Denken, der andern ein bloßes Wünschen, Streben und Wollen, der dritten gar das rein passive Fühlen auftragen? Wollen wir ferner ein Collegium im Staate anordnen, welches das allgemeine Gedächtniß darstelle, ein andres, welches die Einbildungskraft repräsentire; und soll, indem wir so fortgehen, gar irgend ein Departement der Affecten und ein anderes der Leidenschaften errichtet werden? Ehe wir einen so ungereimten Gedanken völlig ausführen, wird uns der Verdacht aufsteigen, die heutige Psychologie mit ihren gespaltenen Seelenvermögen möge wohl Schuld daran sein, wenn sich zwischen ihrer Darstellung des einzelnen Menschengeistes und zwischen der bürgerlichen Vereinigung vieler Menschen keine Analogie will finden lassen; sie möge wohl das Untrennbare zu trennen versucht, und sich hintennach eine Wiedervereinigung dessen eingebildet haben, was, wäre es einmal getrennt, nimmermehr wieder zur Einheit zurückkehren würde.

Hiegegen dürfte Jemand einwerfen, es könne der Psychologie unserer Zeit nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn sie einer zu weit getriebenen Analogie nicht entprechen wolle. Das sei eben der Fehler der heutigen Philosophen, daß sie über dem Jagen nach Aehnlichkeiten der Unterschiede vergäßen. Schon habe man in der heutigen Naturphilosophie unternommen, den Staat nach dem Vorbilde des Universums zu construiren; das Mißlingen eines solchen Beginnens solle uns warnen, nicht die Seele mit dem Staate zu vergleichen. Die innern Verhältnisse der Seele seien schwerlich von der nämlichen Beschaffenheit, wie die äußeren Verhältnisse zwischen den Mitgliedern eines großen und öffentlichen Gemeinwesens; jeder Staatsbürger sei ein ganzer Mensch, mit allen Vermögen des Leibes und der Seele; man könne nicht erwarten, daß die Verhältnisse auch nur zweier Menschen unter einander, vielweniger die unter den großen Menschenmassen, den Ständen, den Communen, den Provinzen, welche den Staat ausmachen, das im Großen wiederholen sollten, was im Kleinen in der tiefen Brust des Einzelnen verborgen liege. Das sei ebenso, als ob man sich einbilden wolle, eine große Menge von Uhren solle ein ähnliches Ganzes darstellen, wie die Theile einer einzigen Uhr; oder eine große Menge menschlicher Leiber solle sich zu einem solchen System verknüpfen, wie Lunge, Leber, Magen, Herz, Muskeln, Nerven, Knochen, in dem einzelnen menschlichen Leibe.

Das Gewicht dieses Einwurfs, geehrteste Anwesende, scheint mir in der That groß genug, um

uns von übereilten Vergleichungen abzuschrecken. Wenn es sich nicht sollte nachweisen lassen, daß in dem Staate eine ähnliche Verknüpfung Statt finde, wie in dem menschlichen Geiste, so möchte es uns wenig helfen, etwa das Beispiel derer für uns anzuführen, die mit dem Mikrokosmos und Makrokosmos, in alten Zeiten, oder auch jetzt, gespielt haben. Wer lieber phantasirt als denkt, der verknüpft freilich Alles, aber nur in seiner Vorstellung, denn über die Natur der Dinge hat er keine Gewalt. Auch müssen wir uns darauf gefaßt halten, daß, selbst wenn wir haltbare Vergleichungspuncte zwischen Seele und Staat wirklich antreffen sollten, doch auch des Verschiedenen, des Eigenthümlichen, des Unvergleichbaren sich auf beiden Seiten genug zeigen werde.

Die erste recht deutliche Spur aber, welche auf die Aehnlichkeit zwischen Geist und Staat hinweist, liegt in dem Umstande, daß die Sprache es ist, welche das Band der menschlichen Gesellschaft knüpft. Denn vermittelst des Worts, vermittelst der Rede, geht der Gedanke und das Gefühl des Einen hinüber in den Geist des andern; dort weckt er neue Gedanken und Gefühle, welche sogleich über die nämliche Brücke wandern, um die Vorstellungen des ersten zu bereichern; auf diese Weise geschieht es, daß der allermindeste Theil unserer Gedanken aus uns selbst entspringt, vielmehr wir Alle gleichsam aus einem öffentlichen Vorrath schöpfen, und an einer allgemeinen Gedanken-Erzeugung Theil nehmen, zu welcher jeder Einzelne nur einen verhältnißmäßig geringen Beitrag liefern kann. Aber nicht bloß die Summe des geistigen Lebens, sofern sie im Denken besteht, ist ursprünglich Gemeingut, das sich durch die Sprache Allen mittheilt: sondern auch der Wille der Menschen, der sich nach den Gedanken richtet, die Entschließungen, die wir fassen, indem wir auf das, was Andere wollen, Rücksicht nehmen, geben deutlich zu erkennen, daß unsere ganze geistige Existenz ursprünglich von gesellschaftlicher Art ist. Unser Privatleben ist nur aus dem allgemeinen Leben abgesondert, in welchem es seine Entstehung, seine Hülfsmittel, seine Bedingungen, seine Richtschnur findet und immer finden wird.

Nun ist aber offenbar, daß die Art, wie wir uns das allgemeine Leben aneignen, nothwendig gleichartig sein muß mit den innersten Bestimmungen unserer eignen Geistesentwickelung. Das allgemeine Leben ist nichts außer den Individuen; es besteht eben in dem, was diese, jedes einzeln genommen, in sich vollziehen, nachdem sie sich dazu gegenseitigen Anlaß gegeben hatten. Wenn wir einen fremden Gedanken zu dem unsrigen machen, so muß derselbe Gedanke in uns möglich sein, er mußte auch in uns, wenn schon nicht zuerst, entstehen können. Wenn der Plan, den wir entwarfen, von Andern angenommen wird, wenn er ihre Mitwirkung erlangt; so mußte er auch in ihren Neigungen und Bestrebungen Wurzel fassen können. Es leuchtet also ein, daß das ganze Gewebe des gesellschaftlichen Daseins nicht nur aus den Fäden besteht, welche die Individuen spinnen, sondern daß es auch auf dieselbe Weise zusammenhängen muß, wie die Individuen ihre eignen Gedanken, Gesinnungen, Entschließungen verknüpfen, denn es wird eben von ihnen verfertigt, und außer ihren Geistern und Gemüthern ist es gar nicht vorhanden.

Dies wird noch klarer werden, wenn wir eine andere Betrachtung anstellen, die anfangs der vorigen gerade entgegenzustehen scheint. Sind nicht in der Gesellschaft eine Menge von verschiedenen, einander widersprechenden Meinungen im Umlauf? Gibt es nicht im Staate eine unzählbare Summe von streitenden Interessen? Und ehe sich ein allgemeiner Wille bilden kann, müssen nicht zuvor diese widerstrebenden Kräfte sich unter einander ins Gleichgewicht gesetzt haben? — Aber gerade eben so geht es in dem Geiste des einzelnen Menschen. Jedes Individuum trägt eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Vorstellungen in sich, die unter einander vielfach entgegengesetzt sind; aber wegen dieses Gegensatzes verdrängen die Gedanken einander aus dem Bewußtsein. Dieses wohl wissend, suchen wir uns aller Störung von außen zu erwehren, wenn wir über Etwas scharf nachdenken, wenn wir irgend eine, größere oder kleinere, geistige Arbeit zu Stande bringen wollen; es ist uns aus langer Erfahrung bekannt, daß der Gegenstand, den wir bearbeiten, sogleich unser inneres Auge fliehen wird, sobald ein unzeitiges Geräusch, eine fremdartige Nachricht, ein unerwartetes Geschäft, uns in Anspruch nimmt; darum verbieten wir, wenn es nur möglich ist, der äußeren Welt, uns neue Vorstellungen zuzuführen, auf so lange, als wir mit unserm schon gesammelten Gedankenvorrath lebhaft beschäftigt sind. Aber was hilfts? Wir tragen der störenden Kräfte nur zu viele in uns selbst. Ehe wir es uns versehen, hat das in uns, was man Phantasie nennt, einen Sprung gemacht; unsere Gedanken sind auf einen Abweg gerathen, haben sich in einem Walde verloren; wir wissen nicht mehr, was wir wollten, und müssen uns mit Anstrengung wieder auf die Anfangspuncte unsers Denkens zurückversetzen, um es nach dem

vorigen Plane nun besser fortzuführen. So leicht stören wir uns selbst; so wirkt ein Theil unserer Vorstellungen wider den andern; so zerschneidet ein Gedankenfaden den andern. Und wie viel stärker noch zeigen sich die wider einander aufgeregten Kräfte in unserm Innern, wenn das Gefolge der Begierden und Leidenschaften, wenn die Affecten in uns zum Vorschein kommen. Diese sind sammt und sonders nichts Anderes, als verschiedene Modificationen der Abweichung unserer vorhandenen Vorstellungen vom Gleichgewichte; daher ist ein stürmisches Meer, deren Wogen sich bald über den Spiegel desselben Gewässers, wenn es ruhig ist, erheben, bald unter diese Fläche hinabsinken, — das wahre und treffende Bild eines dem Wechsel der Affecten unterworfenen Gemüths. — Demnach, wenn in der Gesellschaft der Menschen die Meinungen einander widersprechen, so wiederholt sich hier nach einem größeren Maßstabe, was wir in unserm Innern beobachten können, wenn wir dem Spiel unserer eignen Gedanken zuschauen; und wenn im Staate die Interessen sich kreuzen, so durchkreuzen sich nicht minder unsere Wünsche, unsere Rücksichten; ja wenn endlich im öffentlichen Leben ein Wechsel von Factionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht bloß, sondern selbst der Ursprung hievon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern gähren.

Wir sehen nunmehr, wenn wir das Gesagte zusammenfassen, eine doppelte Grundähnlichkeit zwischen dem Staate und dem einzelnen Menschengeiste; nämlich Hemmung des Entgegengesetzten, und Verbindung dessen, was sich nicht hemmt. Aus diesen beiden Anfängen entwickelt sich das geistige Leben; und eben darum erblickt man sie wieder in der Gesellschaft, wo die Sprache das Verbindungsglied wird für die Gedanken und Wünsche der verschiedenen Individuen.

Bevor ich nun diesem Principium seine Folgen abzugewinnen suche, muß ich zuerst meinen Gegenstand gehörig begrenzen. Die Staatswissenschaft, sofern sie vorschreibt, was sein **solle**, welche Verfassung und Verwaltung dem Gemeinwesen gebühre, liegt hier gänzlich außer meiner Sphäre. Die angefangene Betrachtung ist rein theoretisch; sie nimmt die Staaten als vorhanden an, und als schwebend durch ihre inneren Kräfte zwischen mancherlei Zuständen, ohne Rücksicht auf die Frage, was in diesen Zuständen Gutes oder Böses liege. Die Beschränkung auf einen solchen Standpunct ist unvermeidlich, weil die Psychologie, welche das andere Glied der Vergleichung darbieten soll, eine rein theoretische Wissenschaft ist, innerhalb deren die Moral gar keine Stimme hat, wiewohl es sich von selbst versteht, daß die Erkenntniß des menschlichen Geistes, nachdem man sie besitzt, zum Dienste sittlicher Zwecke soll genutzt werden.

194. Fortsetzung. — Eintheilung der Staatsformen.

(Dasselbe Buch III. [1843] S. 198–200.)

Die Idee soll herrschen: die Privatwillen sollen von ihr beherrscht werden; die Macht wird zu Hülfe gerufen, um den geselligen Willen, welchen die Privatwillen schon erzeugt hatten, zu beschützen und auszuführen. Allein der Begriff der Macht bringt es mit sich, daß jeder Befehl in ihrem Gebiete von ihr ausgehe. Hiedurch scheint der Begriff mit der Idee in Streit versetzt. Denn die Privatwillen empfangen nun den Antrieb von der Macht; anstatt daß sie, schon angetrieben von der Idee, diese Bestimmung auf die Macht hätten übertragen sollen. Damit solcher Streit nicht eintrete, muß der Punct, in welchem wir uns die Macht denken, zusammenfallen mit der Idee.

Hieran knüpft sich die Eintheilung der Staatsformen. Nämlich entweder fällt die Macht **nicht** zusammen mit der Idee: alsdann ist Willkürherrschaft vorhanden, welche, falls die Macht dennoch aus Einem Puncte beharrlich wirkt, Despotismus genannt wird. Oder die Macht wird (im Allgemeinen wenigstens) angesehen als zusammenfallend mit der Idee; alsdann fragt sich noch, ob in den Punct dieses Zusammenfallens auch die Privatwillen zu setzen sind oder nicht; d. h. ob die Privatpersonen schon wissen, was recht und gut sei, oder nicht. Im letzteren Falle müssen sie es von der Macht erst lernen; und dieses ergibt den Begriff der Autokratie, welche sich gewöhnlich als Monarchie, als Herrschaft des Regenten mit den von ihm selbst gewählten Räthen und Richtern darstellt, sammt allen den

Institutionen, wodurch sich die wohlgeordnete Monarchie von der Despotie unterscheidet; es kann jedoch auch die Aristokratie den nämlichen Begriff verwirklichen; nur ist es schwieriger, in dieser Form die Einheit der Macht zu sichern. Wofern aber die Privatpersonen sich selbst die Einsicht in das Rechte und Zweckmäßige zutrauen, so werden sie begehren, daß die Macht sich auf gemeinsame Ueberlegung mit ihnen einlasse. Wird dies Begehren erfüllt, so ist keine Autokratie vorhanden; die Festigkeit der Macht aber wird noch nicht verletzt, wenn ihr die Voraussetzung bleibt, es sei in ihrem Schoße wenigstens eben so viel, wo nicht mehr Einsicht zu finden, als die Privatpersonen besitzen. Constitutionelle Monarchie. Fällt diese Voraussetzung weg, so wird die Staatsform wesentlich republicanisch. Denn alsdann erscheint die Macht als übertragen, und nur insofern geduldet, wiefern sie die ihr gegebenen Aufträge zur Ausführung bringt. Hiedurch ist die Macht geschwächt; und dem Staate liegt alsdann die Voraussetzung zum Grunde, es bedürfe in ihm keiner für alle Fälle durchgreifenden Gewalt, sondern er halte sich durch seine Sitten, welche den Gesetzen und Formen aller Art eine hinreichende Kraft verleihen. Was an der Sicherheit dieser Voraussetzung fehlt, das fehlt am Staate. Es wird aber desto mehr daran fehlen, je weiter die einzelnen Gesellungen, welche sich auf dem Machtgebiete befinden, noch davon entfernt sind, sich dergestalt einander unterzuordnen und zu verknüpfen, daß sie sich in einen einzigen allgemeinen Willen auflösen. Je größer das Machtgebiet, und je verschiedenartiger dessen Theile, je mannigfaltiger die Zwecke der kleineren Gesellschaftskreise; je weniger Durchdringung ihrer Wirksamkeit, je mehr Reibung der Parteien, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Republik bestehen könne.

Hiemit trifft die von Montesquieu gegebene Charakteristik der Despotie, Monarchie und Republik sehr nahe zusammen. Nach ihm ist Furcht das Princip der Despotie, Ehre das der Monarchie, Tugend das der Republik. Sein Werk würde weit brauchbarer sein als es ist, wenn er nicht, verleitet durch das Schauspiel, was ihm vor Augen stand, den Begriff der Ehre, in der Monarchie, viel zu tief herabgesetzt, sie zu falschem Glanze heruntergewürdigt hätte *(Esprit des lois, I, 3, chap. 8)*. Die wahre Ehre, falls sie vom Monarchen ausgeht, entspringt daraus, daß der Monarch die wahre Einsicht besitzt, und sie vervollständigt, indem er stets die würdigsten und kenntnißreichsten Männer um sich versammelt. Hiedurch fällt die Idee so nahe als möglich mit der Macht in Einen Punct zusammen. Alsdann ist es auch möglich, daß zu Zeiten die Berathschlagung mit Männern aus dem Volke getheilt werde, um die Probe der gleichen oder überlegenen Einsicht zu machen, ohne die Macht zu schwächen. Und daß sie geschwächt werde, ist der Theorie ebenso wenig gemäß, als der Praxis; denn schon der theoretische Begriff des Staates verliert dadurch an seiner Anwendbarkeit.

195. Fortsetzung. — Wodurch die Demokratien verderben.

(*Montesquieu*, De l'esprit des lois [1749] L. VIII. Chap. II, III, IV.)

De la corruption du principe de la démocratie. — Le principe de la démocratie se corrompt non seulement lorsqu'on perd l'esprit d'égalité, mais encore quand on prend l'esprit d'égalité extrême, et que chacun veut être égal à ceux qu'il choisit pour lui commander. Pour lors le peuple, ne pouvant souffrir le pouvoir même qu'il confie, veut tout faire par lui-même, délibérer pour le sénat, exécuter pour les magistrats, et dépouiller tous les juges.

Il ne peut plus y avoir de vertu dans la république. Le peuple veut faire les fonctions des magistrats; on ne les respecte donc plus. Les délibérations du sénat n'ont plus de poids; on n'a donc plus d'égard pour les sénateurs, et par conséquent pour les vieillards. Que si l'on n'a pas du respect pour les vieillards, on n'en aura pas non plus pour les pères: les maris ne méritent pas plus de déférence, ni les maîtres plus de soumission. Tout le monde parviendra à aimer ce libertinage; la gêne du commandement fatiguera comme celle de l'obéissance. Les femmes, les enfants, les esclaves, n'auront de soumission pour personne. Il n'y aura plus de mœurs, plus d'amour de l'ordre, enfin plus de vertu.

On voit, dans le banquet de Xénophon, une peinture bien naïve d'une république où le peuple a abusé de l'égalité. Chaque convive donne à

son tour la raison pourquoi il est content de lui. „Je suis content de moi, dit Chamidès, à cause de ma pauvreté. Quand j'étois riche, j'étois obligé de faire ma cour aux calomniateurs, sachant bien que j'étois plus en état de recevoir du mal d'eux que de leur en faire: la république me demandoit toujours quelque nouvelle somme: je ne pouvois m'absenter. Depuis que je suis pauvre, j'ai acquis de l'autorité; personne ne me menace, je menace les autres; je puis m'en aller ou rester; déjà les riches se lèvent de leurs places et me cèdent le pas. Je suis un roi, j'étois esclave; je payois un tribut à la république, aujourd'hui elle me nourrit; je ne crains plus de perdre, j'espère d'acquérir.“

Le peuple tombe dans ce malheur, lorsque ceux à qui il se confie, voulant cacher leur propre corruption, cherchent à le corrompre. Pour qu'il ne voie pas leur ambition, ils ne lui parlent que de sa grandeur; pour qu'il n'aperçoive pas leur avarice, ils flattent sans cesse la sienne.

La corruption augmentera parmi les corrupteurs, et elle augmentera parmi ceux qui sont déjà corrompus. Le peuple se distribuera tous les deniers publics; et comme il aura joint à sa paresse la gestion des affaires, il voudra joindre à sa pauvreté les amusements du luxe. Mais avec sa paresse et son luxe il n'y aura que le trésor public qui puisse être un objet pour lui.

Il ne faudra pas s'étonner si l'on voit les suffrages se donner pour de l'argent. On ne peut donner beaucoup au peuple sans retirer encore plus de lui: mais pour retirer de lui, il faut renverser l'état. Plus il paroîtra tirer d'avantages de sa liberté, plus il s'approchera du moment où il doit la perdre. Il se forme de petits tyrans qui ont tous les vices d'un seul. Bientôt ce qui reste de liberté devient insupportable; un seul tyran s'élève, et le peuple perd tout, jusqu'aux avantages de sa corruption.

La démocratie a donc deux excès à éviter; l'esprit d'inégalité, qui la mène à l'aristocratie ou au gouvernement d'un seul; et l'esprit d'égalité extrême, qui la conduit au despotisme d'un seul, comme le despotisme d'un seul finit par la conquête.

Il est vrai que ceux qui corrompirent les républiques grecques ne devinrent pas toujours tyrans. C'est qu'ils s'étoient plus attachés à l'éloquence qu'à l'art militaire: outre qu'il y avoit dans le cœur de tous les Grecs une haine implacable contre ceux qui renversoient le gouvernement républicain; ce qui fit que l'anarchie dégénéra en anéantissement, au lieu de se changer en tyrannie.

Mais Syracuse, qui se trouva placée au milieu d'un grand nombre de petites oligarchies changées en tyrannies [1]), Syracuse, qui avoit un sénat [2]) dont il n'est presque jamais fait mention dans l'histoire, essuya des malheurs que la corruption ordinaire ne donne pas. Cette ville, toujours dans la licence [3]) ou dans l'oppression, également travaillée par sa liberté et par sa servitude, recevant toujours l'une et l'autre comme une tempête, et, malgré sa puissance au-dehors, toujours déterminée à une révolution par la plus petite force étrangère, avoit dans son sein un peuple immense, qui n'eut jamais que cette cruelle alternative de se donner un tyran ou de l'être lui-même.

De l'esprit d'égalité extrême. — Autant que le ciel est éloigné de la terre, autant le véritable esprit d'égalité l'est-il de l'esprit d'égalité extrême. Le premier ne consiste point à faire en sorte que tout le monde commande ou que personne ne soit commandé, mais à obéir et à commander à ses égaux. Il ne cherche pas à n'avoir point de maître, mais à n'avoir que ses égaux pour maîtres.

Dans l'état de nature les hommes naissent bien dans l'égalité, mais ils n'y sauroient rester. La société la leur fait perdre, et ils ne redeviennent égaux que par les lois.

Telle est la différence entre la démocratie réglée et celle qui ne l'est pas, que dans la première, on n'est égal que comme citoyen, et que, dans l'autre, on est encore égal comme magistrat, comme sénateur, comme juge, comme père, comme mari, comme maître.

La place naturelle de la vertu est auprès de la liberté; mais elle ne se trouve pas plus auprès de la liberté extrême qu'auprès de la servitude.

Cause particulière de la corruption du peuple. — Les grands succès, sur-tout ceux auxquels le peuple contribue beaucoup, lui donnent un tel orgueil qu'il n'est plus possible de le conduire. Jaloux des magistrats, il le devient de la magistrature; ennemi de ceux qui gouvernent, il l'est bientôt de la constitution. C'est ainsi que la victoire de Salamine sur les Perses corrompit la république d'Athènes; c'est ainsi que la défaite des Athéniens perdit la république de Syracuse.

Celle de Marseille n'éprouva jamais ces grands passages de l'abaissement à la grandeur; aussi se gouverna-t-elle toujours avec sagesse; aussi conserva-t-elle ses principes.

[1]) Voyez Plutarque dans les vies de Timoléon et de Dion.

[2]) C'est celui des six cents, dont parle Diodore.

[3]) Ayant chassé les tyrans, ils firent citoyens

des étrangers et des soldats mercenaires; ce qui causa des guerres civiles. Aristote, Polit. l. V, chap. III. Le peuple ayant été cause de la victoire sur les Athéniens, la république fut changée. Ibid. chap. IV. La passion de deux jeunes magistrats, dont l'un enleva à l'autre un jeune garçon, et celui-ci lui débaucha sa femme, fit changer la forme de cette république. Ibid. l. VII, chap. IV.

196. Zur ethischen Betrachtung des Staates, seine Idee.

(*G. Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften [1844] S. 518 — 521.)

.... Der Begriff einer richtigen und gleichmäßig verbreiteten Cultur bezeichnet das Gebiet, in welchem eine allgemeine gesellschaftliche Durchdringung allein *möglich* ist, und umschließt zugleich die Gesammtheit der *Mittel*, mit welchen das gesellschaftliche Wollen ausgerüstet gedacht werden muß, um einen erkennbaren Effect seiner Wirksamkeit zu erreichen. Schreitet man nun von dieser allgemeinen Voraussetzung zu der Frage nach den *bestimmten* Zwecken fort, die dem gesellschaftlichen Wollen vorgezeichnet sind, so weist das einestheils zurück auf die *gesellschaftlichen Ideen*, anderntheils auf den *Staat*, als diejenige Gesellschaft, welche als der Inbegriff aller kleineren Gesellungen, und somit als der Grund und Boden *gegeben* ist, auf welchem die gesellschaftlichen Ideen realisirt werden können. Hierdurch tritt das *Musterbild* des Staatslebens in Gegensatz zu der *Natur* desselben, nicht in dem Sinne, als ob die letztere dem ersteren gegenüber sollte vernichtet werden, oder als ob der Staat als ethisches Gemeinwesen irgend etwas außerhalb der Grenzen und Bedingungen seiner natürlichen Existenz erreichen könnte, was beides unmöglich wäre, sondern so, daß die natürliche Regsamkeit der in dem Staate wirkenden Elemente und Kräfte in die Wege geleitet werde, welche die Idee vorzeichnen. Dabei wird ebenso wenig, als bei der sittlichen Bildung des Einzelnen, sowohl der Begriff einer bald *ausschließenden*, bald *disciplinirenden* sittlichen Beschränkung, als der der sittlichen *Erhebung* zu entbehren sein, und es kommt lediglich auf die schon erlangte sittliche Durchbildung des Staats und auf das bestimmte Verhältniß seiner einzelnen Glieder zu der Gesammtheit der sittlichen Aufgaben an, ob jener oder dieser Begriff für ihn eine vorherrschende Anwendung fordere. Wenn aber gerade der *Staat* als der Träger der sittlichen Gesammtentwickelung bezeichnet wird, so ist damit keineswegs eine Thatsache, sondern eine Aufgabe ausgesprochen, deren vollständige Lösung, noch abgesehen von den Hindernissen, welche in den Verhältnissen mehrerer Staaten unter einander liegen können, durch die sittliche Durchbildung aller der Elemente bedingt ist, welche sich im Staate berühren und durchdringen. Gleichwohl läßt sich nicht behaupten, daß die Idee des Staats, wie sie hier vorläufig bezeichnet ist, nie und nirgends in die Wirklichkeit einzutreten begonnen hätte; es ist factisch falsch, daß etwa überall und immer die bloße Willkür der Macht an der Stelle des Rechtes herrsche; es ist eben so falsch, daß die bloße Rücksicht auf das Recht das einzige Motiv der gesellschaftlichen Thätigkeit gewesen sei oder noch sei; sondern Wohlwollen, Billigkeit, innere Freiheit sammt den Rücksichten auf eine richtige Cultur bestimmen schon jetzt, theilweis sehr wesentlich, den Begriff dessen, was der Staat wirklich ist und erstrebt.

Wollte man nun versuchen, die Darstellung der Idee des Staats etwa unmittelbar von der Idee der beseelten Gesellschaft, oder der des Verwaltungssystems, oder selbst der des Lohnsystems aus zu construiren, so würde man damit den Naturbedingungen des Staatslebens nicht hinreichend entsprechen. Denn eben weil der Naturbegriff des Staats darauf beruht, daß zunächst jeder Einzelne Schutz für seine Privatinteressen von der im Staate herrschenden Macht sucht, ist das erste und dringendste Bedürfniß des Staats eine durchgreifende *Rechtsordnung*; der erste Schritt, den das Staatsleben thun muß, um sich der Idee zu nähern, ist die Ausbildung des *Rechtsstaates*. Indem hiermit die Gesammtheit des Staats und seiner Einrichtungen an die Idee des Rechts gebunden wird, erscheint dieses zuvörderst nicht als Mittel zu anderen Zwecken, sondern selbst als *Zweck*, auf dessen Erreichung für den Staat, insofern er eben bloß als Rechtsstaat aufgefaßt wird, die innere Würde desselben beruht; sodann handelt es sich hier nicht bloß um particuläre Rechtsverhältnisse zwischen einzelnen Gliedern des Staats, seien es nun physische oder

moralische Personen, sondern um eine allgemeine, die Totalität aller auf dem Boden des Staats vorhandenen Verhältnisse durchdringende Rechtsordnung. Das erste setzt voraus, daß das Mißfallen am Streite innerhalb einer Gesellschaft, als entscheidendes Motiv der Anerkennung und Respectirung bestimmter Rechtsverbindlichkeiten, hinlänglich verbreitet; das zweite, daß wenigstens die Absicht vorhanden sei, keinen Widerstreit zwischen den particulären Rechtsbestimmungen unter einander und mit der Möglichkeit einer allgemeinen rechtlichen Ordnung zuzulassen.

In beiderlei Beziehungen wird das wirkliche Staatsleben mit Unvollkommenheiten zu kämpfen haben, die nur durch Einrichtungen vermindert werden können, die nicht unmittelbar in der Idee der Rechtsgesellschaft, sondern erst mittelbar in den Bedingungen ihrer Darstellung begründet sind.

Unvollkommenheiten dieser Art verräth schon die Entstehung des Rechtes, die, historisch betrachtet, bei weitem nicht immer von klaren, deutlichen, bestimmten und unzweideutigen Willenserklärungen ausgeht, sondern zu ihrer ursprünglichen Basis weit häufiger die Art hat, wie sich die Einzelnen in ihren Bedürfnissen, Leistungen, Forderungen und Zugeständnissen in einander fügen, bald weil sie müssen, bald weil es ihnen bequem und nützlich ist. Allen diesen Producten der Gewohnheit, des Herkommens, der Sitte, der Bedürfnisse, die den Stoff der Rechtsordnung vorbereiten, tritt nun die Idee der Rechtsgesellschaft mit der Forderung gegenüber, das, was als Recht gelten soll, bestimmt und unzweideutig auszusprechen und als Recht zu sanctioniren. Hierin liegt an sich keineswegs die Nothwendigkeit, daß an die Stelle des natürlich Gewordenen ein anderer willkürlich gemachter Inhalt trete; vielmehr steht, falls jenes den Bedürfnissen der Betheiligten wirklich angemessen ist, zu erwarten, daß sie es gern als Recht anerkennen werden. Wohl aber liegt darin die Forderung, daß, insofern jene Sanction eine von der Gesellschaft als solcher ausgehende, oder wenigstens von ihr anerkannte sein soll, der Inhalt des Rechts zum Gesetze, d. h. zum Ausdruck des allgemeinen, ausdrücklich als rechtsbeständig anerkannten Willens derer erhoben werde, die die Gesellschaft bilden. Das, wodurch der Staat zum Rechtsstaat wird, ist also das Dasein des Gesetzes; und es liegt einfach im Begriff des Rechtsstaats, daß keine Macht und Willkür in ihm einen wirksamen Einfluß in Anspruch nehmen kann wider das Gesetz oder über die Grenzen hinaus, innerhalb deren das Gesetz die Willkür gestattet. In demselben Grade, als über die möglichen Conflicte der Willen keine gesetzlich entscheidende Norm vorhanden und anerkannt ist, wird der Ausschlag ausgebrochener Streitigkeiten immer wieder von der Naturgewalt der streitenden Kräfte abhängen, während im entgegengesetzten Falle das Recht an die Stelle der Gewalt tritt, und die Achtung vor dem Gesetze der Schutz auch dessen wird, der sich selbst nicht würde schützen können.

197. Fortsetzung. — Der Zweck des Staates von der Ansicht des Rechtsstaates aus bestimmt.

(*R.* [*v.*] *Mohl*, Die Polizeiwissenschaft I. [1844] S. 3—9.)

Begriff und Zweck des Staates im Allgemeinen. — Je nach der Verschiedenheit seiner Entwicklungsstufe hat ein Volk auch eine verschiedene Ansicht vom Zwecke des Lebens; die menschliche Natur aber ist vielseitig und reich genug, um eine Entwicklung nach mehr als Einem Puncte hin zu gestatten. Wissenschaft und Erfahrung lehren dieses.

So finden sich denn Zustände, in welchen ein Volk, den Lehren einer bestimmten Religion glaubend, dieses Leben nur als eine Vorbereitung und Prüfung für ein künftiges ewiges Dasein betrachtet, jenem also gar keinen Selbstzweck zuschreibt. Andere Völker sind durch Druck oder durch Abspannung so gesunken, daß sie als einzigen Zweck des menschlichen Lebens physischen Genuß oder wenigstens möglichst geringe Leiden erkennen und, allen edleren und reineren Strebungen abgewendet, sich selbst als rechtlich, geistig und sittlich vernichtet betrachten. In dritten Fällen genügt es einem Volke, wenn die Rechtsverhältnisse des Einzelnen so geordnet sind, daß er sicher und mit genügendem Erfolge seinem besondern Geschäfte und Nahrungszweige nachgehen

kann. Es hat ein bestimmtes Gefühl der persönlichen Berechtigung gegenüber von Anderen, auch von Mächtigeren und Gewalthabern, allein kein Streben nach irgend einem ideellen Zustande. Wieder andere sind, noch ohne viele Erfahrung und Bildung, im Unklaren und Unbewußten über ihr Dasein und ihre Bestimmung. Sie setzen sich gar keinen bestimmten Zweck für dieses irdische Dasein, sondern wünschen bloß, es in der Familie und im Stamme, mit den Ihrigen und wie die Ihrigen zuzubringen; sie erhalten und genießen es, weil es ist und wie es ist. Endlich aber sehen wir Völker, welche das Bewußtsein eines höheren Lebenszweckes haben, doch aber denselben nicht gänzlich untergehen lassen in einem künftigen, jedenfalls nur wahrscheinlichen Zustande, sondern für das Leben auf der Erde eine selbständige Bestimmung annehmen. Diesen Zweck können sie nun aber (auch mit Rücksicht auf die Fortdauer) nur in der möglichst allseitigen vernunftgemäßen Ausbildung sämmtlicher geistiger und körperlicher Kräfte, welche in den Menschen gelegt sind, finden. Eine andere Lebensansicht, welche des auf solcher Gesittigungsstufe stehenden Menschen würdig wäre, gibt es nicht; eine solche allseitige Ausbildung des reichlich Verliehenen ist ihm aber Pflicht und Recht. Jeder Einzelne legt, und zwar in seiner Doppeleigenschaft als sinnlich-geistiges Wesen, einen hohen, nicht bloß rechtlichen Werth auf sich, verlangt über sich verfügen zu dürfen, hierbei unterstützt zu werden, und findet in Streben und Ausbildung sein Glück. Die einzigen Beschränkungen, welche er als vernünftiges Wesen zugeben muß, sind: daß er nichts Vernunftwidriges unternehmen könne, weil dieses seiner Würde und Natur zuwider wäre; und daß er in seinen Kraftäußerungen keinen andern Menschen in dessen gleichen Rechten verletzen dürfe, weil sonst ein Zusammenleben nicht möglich wäre.

Je nach der allgemeinen Lebensansicht des Volkes müssen denn natürlich auch die Einrichtungen getroffen sein, welche das Leben ordnen und fördern sollen. Unter diesen Einrichtungen ist aber die umfassendste und wichtigste der S t a a t, d. h. die Ordnung des Zusammenlebens des Volkes auf einem bestimmten Gebiete und unter einer höchsten Gewalt. Zwischen dem Zwecke des Lebens nach der herrschenden Volksansicht, und zwischen dem Zwecke des Gesammtlebens dieses Volkes kann nicht nur kein innerer oder äußerer Widerspruch stattfinden, sondern es müssen die beiden Zwecke auch völlig dieselben sein. Dies ist schon nach dem Gesetze des Denkens nothwendig. Ueberdies würde praktisch ein Widerspruch entweder mit einer gewaltsamen oder allmähligen Umänderung der Staatseinrichtungen enden, oder er die drückendste Last für das Volk sein.

Hienach läßt sich denn nun die Grundfrage aller Staatswissenschaft: was der richtige Staatszweck sei, dahin beantworten, daß es nicht bloß Einen solchen richtigen Staatszweck gibt, sondern so viele verschiedene, an und für sich gleich richtige, als verschiedene Staatsgattungen bestehen. Wie viele der letzteren unmittelbar, d. h. nach den Anlagen und Bestrebungen des Menschen, m ö g l i c h sind, mag ein Gegenstand philosophischer Untersuchung sein. Für die Bedürfnisse des Lebens reicht es hin, nur diejenigen zu beachten, welche in dem bisherigen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes in die W i r k l i c h k e i t getreten sind. Diese sind denn aber die den oben angeführten Lebensansichten entsprechenden. Der religiösen Lebensrichtung des Volkes entspricht die T h e o k r a t i e; der sinnlich verkümmerten die D e s p o t i e; der privatrechtlichen Forderung der P a t r i m o n i a l s t a a t; der einfachen Familienansicht der p a t r i a r c h a l i s c h e Staat; dem sinnlich-vernünftigen Lebenszwecke der R e c h t s s t a a t [1])

B e g r i f f u n d Z w e c k d e s R e c h t s t a a t e s. — Sehr belehrend ist es, jede dieser Staatsgattungen näher zu untersuchen, ihren Zweck, ihre Einrichtungen zu bestimmen, und die Wirkungen zu sehen, welche für den Menschen und die einzelnen Lebensverhältnisse aus ihnen hervorgehen. Eine solche Gegeneinandersetzung gibt namentlich die klarste Einsicht in die Natur und den Charakter der einzelnen Staatsgattung. Es muß aber eine solche Erörterung hier, als zu weit von dem besondern Zwecke abführend, unterlassen werden. Nur der R e c h t s staat kann eine nähere Betrachtung finden.

Die Grundlage, auf welcher diese Staatsgattung ruht, ist also die oben bezeichnete Lebensansicht. Ueber Vernunftmäßigkeit und Haltbarkeit der letzteren kann ein gerechter Zweifel nicht gehegt werden. Der Mensch, welcher sich in seinen Ansichten und Strebungen über das Pflanzen- und Thierleben oder den geschützten Stand einer Arbeitsmaschine erhoben hat, anderer Seits aber sich nicht überzeugen kann, daß dieses itzige Leben, mit allen seinen Kräften, Neigungen, mit seiner ganzen positiven Existenz nur ein Unterrichts- und Vorbereitungszustand sei, kann vernünftigerweise keinen andern Zweck des irdischen Daseins auffinden, als die möglichst vollständige und somit ebenmäßige Ausbildung aller seiner Anlagen

und Kräfte. Nur auf diese Weise benutzt und genießt er, was er jetzt hat, ohne doch für den, ebenfalls anzunehmenden künftigen Zustand sich untauglich zu machen. Je vielseitiger er sich hier ausbildet, desto besser muß er für jeden andern Zustand vorbereitet sein. Der einzige bedeutende Zweifel könnte sein, ob ein ganzes Volk eine solche edle Lebensansicht zu fassen vermöge. Allein die Erfahrung beweist, daß sogar viele Völker sich zu derselben wirklich bekennen, und daß sich dieselbe namentlich in der jüngsten Zeit der Tiefe und dem Raume nach immer weiter ausbreitet.

Das aber, was Jeder im Volke will und erstrebt, muß auch der Wille der ganzen Gesellschaft sein [2]), und die Ordnung ihres Zusammenlebens, d. h. der Staat, muß diesen Zweck nicht nur nicht hindern, sondern im Gegentheile fördern. Ein Rechtsstaat kann also keinen andern Zweck haben, als den: das Zusammenleben des Volkes so zu ordnen, daß jedes Mitglied desselben in der möglichst freien und allseitigen Uebung und Benutzung seiner sämmtlichen Kräfte unterstützt und gefördert werde. Worin aber diese Unterstützung und Förderung zu bestehen hat, ist leicht einzusehen. Die Freiheit des Bürgers ist bei dieser Lebensansicht der oberste Grundsatz. Er selbst soll handeln und sich bewegen innerhalb der Grenzen der Vernunft und des Rechtes; gerade eine selbständige Ausbildung ist sein Recht und seine Pflicht gegen sich selbst. Der Staat tritt keineswegs an die Stelle des gesammten Volkslebens, dasselbe völlig verschlingend; sondern er ist nur ein, freilich höchst mächtiges und unentbehrliches Mittel zur Ausbildung desselben. Die Unterstützung des Staates kann daher auch nur negativer Art sein, und bloß in der Wegräumung solcher Hindernisse bestehen, deren Beseitigung den Kräften des Einzelnen zu schwer wäre. Um aber dem Staate die Möglichkeit solcher Unterstützung zu verschaffen, muß jeder Einzelne einen Theil seiner Kraft abtreten zur Bildung einer gemeinsamen Masse (der Staatsgewalt), aus deren Mitteln er dann in den Fällen der eigenen Unvermögenheit wo möglich unterstützt werde.

Die materiellen Leistungen verschiedener Rechtsstaaten können und müssen übrigens verschiedenartig sein, je nachdem ein Volk nach seinen äußeren Verhältnissen oder seinen inneren Neigungen sich mehr nach dieser oder jener Richtung bewegt und ausbildet. Eben so kann sich der Rechtsstaat, wie auch die Erfahrung lehrt, in mancherlei Formen entwickeln, von denen freilich die eine mehr, die andere weniger geeignet ist, den Grundcharakter rein auszuprägen. Alle aber müssen natürlich in dem oben angedeuteten Wesen übereinstimmen. Mag die Handhabung der Staatsgewalt Einem übertragen sein, oder von Mehreren ausgeübt werden; mögen diese Regenten durch Andere beschränkt sein, oder nicht: die Forderungen, welche man an die materiellen Leistungen des Staates macht, bleiben immer dieselben [3]).

[1]) Eine etwas ausführlichere Entwicklung dieser Grundansichten und ihrer Modificationen findet sich in der ersten Ausgabe meines würtemb. Staatsrechtes, Bd. I, S. 3 fg. Vollständig entwickelt sind wenigstens ähnliche Ansichten von K. Th. Welcker in den Letzten Gründen von Staat, Recht und Strafe, so wie in dessen Encyklopädie; von Duden, Ueber die Verschiedenheit der Staaten; in Vollgraff's Politik; endlich in Pfizer's Gedanken über Recht, Staat und Kirche. — Auf völligen Mißverständnissen beruht der von Wippermann, Beiträge zum Staatsrechte, Gött., 1844, H. 1, S. 62 fg. und 161 fg. gegen meine Ansicht vorgebrachte Tadel, daß sie auf einer Verwechslung des historischen, oder besser statistischen, Staatszwecks und des juristischen Zwecks beruhe. Nichts ist offenbar ferner von meiner Lehre, als die Behauptung, daß die Staaten, weil verschiedene vorwiegende Thätigkeiten in ihnen unterschieden werden können, auch nur zu diesen berechtigt seien. Ich mache keineswegs einen unlogischen Schluß von der Wirklichkeit auf die Nothwendigkeit. Sondern ich behaupte, daß wenn ein Volk eine eigenthümliche Lebensrichtung habe, auch der Staat, als ein Werkzeug und Mittel des Volkes, ein Ausdruck dieser Richtung sein müsse. Hier ist folglich so wenig eine Verrechtlichung der Thatsache, daß vielmehr, gerade umgekehrt, von der Thatsache gefordert wird, sie solle eine bloße Form des Rechtes sein.

[2]) Diese Ansicht, daß der Zweck des Staates gleich sei dem Zwecke der einzelnen das Volk bildenden Individuen wird von verschiedenen Standpuncten aus bekämpft. Einerseits nämlich wird ihr vorgeworfen, daß sie eine atomistische sei, indem sie den Einen Staatszweck in unendlich viele Einzelnzwecke zersplittere, während doch der Staat einen Zweck haben müsse, welcher über dem Einzelnen stehe und die Förderung der gesammten Gattung, nicht des Einzelnen, zum Gegenstande habe. S. Schön, in den Jahrb. f. wiss. Kritik, 1833, Nr. 111. Hiegegen ist aber erstens zu erinnern, daß von mir dem Staate keineswegs die Aufgabe gestellt wird, verschiedenartige Einzelnzwecke zu

verfolgen, was ja völlig unmöglich wäre: sondern daß er die Gesammtlebensansicht des Volkes zu verwirklichen habe. Daß es aber eine solche, wenigstens von Seiten einer der Ganzzahl gleichkommenden Mehrzahl, gebe, wird nicht wollen in Abrede gezogen werden. Zweitens aber ist einleuchtend, daß wenn der Staatszweck außerhalb der Zwecke des Volks gesetzt wird, dieses zum Mittel seines Mittels, nämlich eben des Staates, herabgewürdigt wird. — Wenn aber Stahl, Philosophie des Rechts, Bd. II, 2, S. 5 fg., dem Staate nur zuweist, was Ziel der Gemeinheit sei, indem er nur die Einheit, die gemeinsame Beherrschung durch Gott, ersetzen soll, nicht aber die Führung der Einzelnen durch Gott: so ist dies reine *petitio principii*. Mit der Läugnung dieser Idee des Staates fällt auch der Grund der Allgemeinheit des Zweckes von selbst.

3) Es beweist sehr geringen geschichtlichen und wissenschaftlichen Ueberblick über das Gesammtgebiet des Staatsrechtes, wenn man, wie so häufig geschieht, diese untergeordneten Formen Einer Staatsgattung als den obersten Eintheilungsgrund der Staatseinrichtungen überhaupt annimmt, und also entweder mit Hintansetzung aller Logik ganz Verschiedenartiges zusammenwirft, oder die in das einmal angenommene System nicht passenden Staatsgattungen und ihre Unterarten, als gar nicht vorhanden, mit Stillschweigen übergeht.

198. Die Aufgaben des Staates. — Die Polizei.

(Dasselbe Buch S. 9—15.)

Ist es nun aber der Zweck des Rechtsstaates, die Hindernisse zu beseitigen, welche der allseitigen Entwicklung der Kräfte der Bürger im Wege stehen: so ist zu untersuchen, von welcher Seite her dergleichen Hindernisse entstehen werden. Hier fällt nun in die Augen, daß sie doppelten Ursprunges sein können. Entweder rühren sie von anderen Menschen, welche den Bürger durch widerrechtliches Eingreifen in seinen Rechtskreis hindern und verletzen; oder aber wird die Hemmung durch die Uebermacht äußerer Umstände bewirkt. Ein drittes Hinderniß läßt sich nicht denken. Allein diesen beiden muß begegnet werden, soll der Rechtsstaat seinen Zweck erfüllen [1]).

Er thut dieses denn auch durch zweierlei Anstalten:

Dem feindseligen Einwirken von Menschen setzt er die Rechtspflege, Justiz, entgegen. Er gibt also Bestimmungen darüber, wie weit der Rechtskreis eines Jeden gehe; verbietet verletzende Eingriffe in dieses Gebiet bei Vermeidung bestimmter Strafen; ordnet da, wo es nöthig ist, Anstalten zur Abwehr drohender Rechtsbeeinträchtigungen an; setzt endlich Richter nieder, welche die Klagen der Staatsbürger untersuchen, oder auch wohl unaufgefordert begangenen Rechtsverletzungen nachspüren, in Folge dessen aber Streitigkeiten nach den Gesetzen schlichten, böswillige Uebertreter nach der Vorschrift bestrafen müssen.

Wird dagegen die Entwickelung durch die Uebermacht äußerer Umstände gehindert, so hat eine zweite Thätigkeit der Staatsgewalt, die man Polizei zu nennen übereingekommen ist [2]), helfend einzuschreiten. Diese ist also: der Inbegriff aller jener verschiedenartigen Anstalten und Einrichtungen, welche dahin abzwecken, durch Verwendung der allgemeinen Staatsgewalt die äußeren Hindernisse zu entfernen, welche der allseitigen erlaubten Entwickelung der Menschenkräfte im Wege stehen, und welche der Einzelne nicht wegräumen kann [3]).

Die Polizei ist somit die zweite Hälfte der inneren Anstalten eines Rechtsstaates zu Erfüllung seines Zweckes; und sicherlich steht sie keiner andern seiner Aufgaben an Würdigkeit nach, übertrifft die meisten sogar an Umfang und materiellem Werthe ihrer Anstalten und Leistungen [4]). — Nur von untergeordneter Bedeutung ist dabei die Frage, ob die Polizei unter allen Umständen ein Ausfluß der Centralstaatsgewalt ist, oder ob auch untergeordnete Bestandtheile des staatlichen Organismus, z. B. Gemeinden oder staatlich benutzte Gutsherrschaften, Recht und Auftrag zu polizeilicher Hülfe haben können. In der Natur der Sache selbst liegt kein Grund, welcher solchen kleineren Organen des Staatslebens die Besorgung polizeilicher Hülfe untersagte, falls sie zur tüchtigen Besorgung die Mittel, zu der Anstalt selbst aber eine unmittelbare Aufforderung haben. Im Gegentheile kann die Ueberlassung eines Theiles der zahllosen polizeilichen Geschäfte nur eine Erleichterung für die Staatsgewalt sein, während die den untergeordneten Organen beiwohnende

genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse mannigfache Vortheile verspricht. Auch mag es sein, daß die Besorgung polizeilicher Geschäfte zur wünschenswerthen Befestigung und Ausbildung nothwendiger Kreise des öffentlichen Lebens dient[5]. Nur darf freilich der Zweck der Polizei nicht beeinträchtigt werden. Somit müssen nicht nur alle Anstalten, deren volle Wirksamkeit durch eine höhere Einsicht der Beamten, durch Gleichmäßigkeit der Einrichtung und durch Leitung nach Einem Plane bedingt ist, dem Staate unmittelbar bleiben; sondern auch diejenigen, welche einen bedeutenden Kraftaufwand erfordern, mehr die Gesammtheit als die Bewohner einzelner Oertlichkeiten berühren, endlich welche mit anderen Staatsanstalten wesentlich zusammenhängen. Das Recht einer genauen Beaufsichtigung und Verbesserung der mittelbaren Polizeianstalten ist ohnedies unzweifelhaft[6].

Von selbst ergibt sich aus dem Bisherigen endlich die Begriffsbestimmung der Polizeiwissenschaft. Dieselbe ist nämlich die systematisch geordnete Darstellung der Grundsätze über die Einrichtung und Ausdehnung der einzelnen Hülfsanstalten des Staates gegen übermächtige äußere Hindernisse[7].

1) Wenn der Rechtsstaat so häufig, namentlich von der kantischen Naturrechtsschule, bloß als eine Anstalt zur Sicherung der Rechte erklärt und behandelt wird, so springt die Unvollständigkeit dieser Ansicht in die Augen. Wer möchte und könnte in einem Staate leben, der nur Justiz übte, allein gar keine polizeiliche Hülfe eintreten ließe? Man sehe hierüber auch Lotz, Ueber den Begriff der Polizei, S. 8 fg.; Pöhlmann, System der Staatsthätigkeit zum Schutze der Privatrechte, S. 7 fg.; Murhard, Zweck des Staats, S. 52; Zöpfl, Staatsrecht, S. 19.

2) Der Name Polizei rührt zwar aus dem Griechischen (πολιτεία) her, wird aber in einem den Alten unbekannten Sinne gebraucht, indem sie die ganze Staatskunst, unsere Polizei im weitesten Sinne des Wortes, damit bezeichneten. Der gemeine Sprachgebrauch belegt freilich häufig mit diesem Worte bloß einen Theil der Hülfsthätigkeit des Staates, nicht selten sogar etwas hierzu gar nicht Gehöriges, nämlich die Präventiv-Justiz. Allein, da eine gemeinsame Benennung für das geschlossene Ganze der Hülfsthätigkeit nöthig ist, so dient das Wort wohl noch am Besten zur Bezeichnung des Begriffes. A. M. ist Rotteck, Vernunftrecht, Bd. III, S. 271 fg.

3) Wer kennt nicht die große Meinungsverschiedenheit über den Begriff der Polizei? Beinahe so viele verschiedene Ansichten als Schriftsteller, so viele Gegner als Meinungen; also daß manche auf eine fast komische Weise verzweifeln, irgend etwas Haltbares und Vernünftiges aufstellen zu können. Schon Berg zählt in seinem Polizeirechte, Bd. I, S. 4 fg., 24 verschiedene Definitionen auf, und mindestens eben so viele sind seitdem dazu gekommen. Eine Kritik aller dieser einzelnen Versuche anzustellen, dürfte ermüdend und außerdem auch überflüssig sein, da sie schon vielfach versucht ist, so z. B. von Berg, a. a. O. und Bd. IV, S. 21 fg.; Butte, Begründung, S. 6 fg.; Henrici, Grundzüge, S. 1 fg.; Soden, Staatspolizei, S. 15 fg.; Roßhirt, Ueber den Begriff, S. 34 fg.; Emmermann, Die Staatspolizei, S. 74 fg. Im Allgemeinen läßt sich das Mißlingen des Versuches einer richtigen Begriffsbestimmung auf drei Ursachen zurückführen, von denen freilich nicht selten mehrere zu gleicher Zeit wirken, und doppelte und dreifache Fehler veranlassen. Die Einen geben nicht an, was Begriff und Zweck der polizeilichen Thätigkeit des Staates ist, sondern suchen nur den Umfang derselben zu bestimmen. Und zwar thun sie dieses entweder auf negative Weise, indem sie anführen, was die Polizei nicht ist, wie z. B. Lamprecht, Encyklopädie, oder Drais (in den Blättern für Cultur und Polizei, 1803), welcher sie als den nicht-gerichtlichen, nicht-kirchlichen, und nicht-finanziellen Theil der innern Verwaltung bezeichnet; oder sie geben eine bloße Description anstatt einer Definition, indem sie eine größere oder kleinere Anzahl angeblicher Polizei-Anstalten aufführen, wie z. B. Rößig, Lehrbuch der P. W., S. 2: »P. ist das Ordnungswesen (?) eines Staates in Rücksicht auf innere Sicherheit, Schönheit (?), Bequemlichkeit (?), Bevölkerung, Sittlichkeit und den Nahrungsstand.« Auch Rotteck, Vernunftrecht, Bd. III, S. 265 fg. gehört im Wesentlichen hieher. Nun fällt aber in die Augen, daß eine bloße Bestimmung des Umfanges, und sollte sie auch richtig sein, keineswegs einen festen Anhaltspunct, einen obersten Grundsatz abgibt, und somit nicht an die Spitze einer Wissenschaft gestellt werden kann. Außerdem ist gar keine Sicherheit, daß durch solches leitungsloses Herumsuchen der richtige Umfang wirklich errathen wurde. — Andere machen logische Fehler in ihren Definitionen; und zwar gibt es sowohl solche, welche zu weite, als solche, welche zu enge Definitionen geben. Zu weit ist die Definition aller derjenigen, welche neben andern Bestimmungen auch noch »die Sicherung der Rechte« aufführen, wie dieses von sehr Vielen geschieht, so z. B. von J. J. Moser, Landeshoheit in Polizeisachen,

S. 2; v. Sonnenfels, Polizeiwissenschaft, 7. Aufl., S. 49; v. Harl; Oberndorfer; Gervais, Mittheilungen, Bd. I, S. 115 fg., u. A. m. Sicherung der Rechte ist aber nicht der Zweck der Polizei, sondern der Justiz. Ebenso ist diejenige Begriffsbestimmung zu weit, welche die gesammten Finanzen einbegreift, wie Gerstäcker, Bettelwesen, S. 54, thut. Von einigen älteren, welche den ganzen Staat wieder in die Definition der Polizei hereinbringen, soll gar nicht die Rede sein. Zu enge aber sind die Begriffsbestimmungen vorerst aller derjenigen, welche nur die »Verhütung von Uebeln« als Zweck angeben, wie von gar Vielen geschehen ist, so z. B. von Berg, Weber, Soden, Memel, Bülau, Barth, Zachariä, u. s. f. Nun aber ist offenbar, wenigstens wenn man diese Worte in ihrem gewöhnlichen positiven Sinne nimmt, das Geschäft der Polizei ein weit ausgedehnteres, denn sie hat nicht bloß wirklich vorhandene Uebel zu entfernen, sondern auch für die Erreichung positiver Vortheile zu sorgen. Scharfsinnig und ergötzlich ist die Widerlegung der hieher gehörigen Berg'schen Begriffsbestimmung von Drais (a. a. O.), in welcher nachgewiesen wird, daß auch nicht Ein Wort derselben richtig ist. Nicht weniger zu enge sind aber zweitens die Bestimmungen derjenigen, welche nur bestimmten Kategorien von Verhältnissen Schutz durch die Polizei angedeihen lassen wollen, wie z. B. Manna thut, welcher nur den Staat selbst, nicht aber auch die Einzelnen, von der Polizei berücksichtigt wissen will; oder wie Stahl, welcher nur das Gemeinwohl, nicht aber auch das der Einzelnen als Gegenstand des Staates, somit auch der Polizei, angibt. — Ein dritter Grund von unrichtiger Begriffsbestimmung ist in einer unrichtigen Ansicht vom Staatszwecke zu suchen. Die hiebei gemachten Fehler sind sehr verschiedenartig, und eine Aufzählung und Widerlegung derselben ist ohne die größte Weitläufigkeit nicht möglich. Am häufigsten kommen die beiden Ansichten vor, daß dem Staate die Vervollkommnung der Menschheit im Ganzen als Zweck gesetzt wird, und zweitens, daß sein Zweck Erzeugung der Sittlichkeit sei. Die Annahme der ersteren Meinung schadet namentlich den sonst ganz richtigen Ansichten von Filangieri und Roßhirt. Beide nehmen als Staatszweck die Vervollkommnung der Menschheit im Ganzen an: allein nicht nur ist dieses Princip ein höchst gefährliches und zu Beschönigung der größten Willkürlichkeiten schon häufig mißbrauchtes; sondern es ist auch deshalb unrichtig, weil nothwendig der einzelne Mensch, nicht bloß die Gesammtheit, Befriedigung seiner Zwecke im Staate finden muß. Warum würde er sonst eintreten? Die andere unrichtige Ansicht liegt z. B. der Ausführung von Schuckmann (s. unten) zu Grunde. — Bei der Wichtigkeit der Begriffs- und Zweckbestimmung, sowie bei der großen Verschiedenheit der Behandlungsweise ist nicht zu verwundern, daß eine eigene ziemlich zahlreiche Litteratur über die Feststellung des Begriffes der Polizeiwissenschaft besteht. Hierher gehören: Bob, Von dem System der Polizeiwissenschaft. 2. Aufl., 1779; Butte, Begründung eines Systems der Polizeiwissenschaft, Bd. I, Landsh. 1807; (Schuckmann,) Ueber das Princip, die Grenzen und den Umfang der Polizei. Leipzig, 1808; Gerstner, Ueber die Grenze der Polizeigewalt. Ingolstadt, 1817; Roßhirt, Ueber den Begriff und die eigentliche Bestimmung der Polizeigewalt. Bamberg, 1817; Emmermann, Die Staatspolizei in Beziehung auf den Zweck des Staates. Wiesb., 1819; Schlumberger, Grundzüge des Charakters der Oekonomie und Polizei. Reutl., 1825; *Gerstäcker, Juris politiæ ex uno securitatis juriumque defendendorum principio repetiti delineatio. Lips.*, 1826, 4.; Wippert, Ueber den Begriff und Umfang der Polizei. Ellwangen, 1828.

[4]) Allerdings wird dieses nicht immer anerkannt. Nicht nur die Menge hat häufig eine Abneigung gegen die Polizei (so schnell und oft unvernünftig sie auf der andern Seite bei ihr in allen Nöthen Hülfe sucht); sondern auch die Männer der Wissenschaft warnen zuweilen vor ihr, als Feindin der individuellen Freiheit, als durch unnöthige Hülfe erschlaffend, als Deckmantel der Willkür. Man sehe z. B. Aretin, Constit. Staatsrecht, Bd. II, S. 177 fg.; Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate, 2. Aufl., Bd. III, S. 296 fg. Dies ist nun aber völlig verkehrt. Zwar mag immerhin im einzelnen Falle die Grundsatzlosigkeit und Gewaltthätigkeit, mit welcher Praktiker und Theoretiker die Polizei nicht selten handhaben und mißbrauchen, das Rechtsgefühl empören. Allein bei einer so allgemeinen Abneigung läuft doch theils Mißverständniß und entschiedene Verwechselung der Polizei mit anderen Zweigen der Staatsthätigkeit unter; theils können jene Vorwürfe eine richtige Lehre und eine gerechte und sich selbst beschränkende Verwaltung nicht treffen. Im Gegentheile muß die Polizei, in dem Sinne der Hülfsgewalt, und beschränkt auf die gebührenden Fälle, nicht bloß als eine nothwendige, sondern als eine segensreiche Anstalt erscheinen und Dank, anstatt Abneigung, erwecken. Ohne unmittelbare Stütze und Hülfe der Rechtspflege kann der Bürger möglicherweise sein ganzes Leben ruhig hinbringen, nicht aber eine Stunde ohne fühlbare Einwirkung einer guten Polizei.

[5]) Aus diesem Grunde spricht denn auch für

eine Gemeindepolizei unendlich mehr, als für Patrimonialpolizei. Letztere wird sogar, wenn ihre Einräumung zu einer falschen staatlichen Stellung und der Ueberhebung einer bevorzugten Classe führen könnte, gänzlich zu verweigern sein.

[6]) Vergl. Rotteck, Vernunftrecht und Staatswissenschaften, Bd. III, S. 228 fg.

[7]) Nicht selten wird Polizei**recht** als gleichbedeutend mit Polizei**wissenschaft** gebraucht. Sehr unrichtig. Allerdings ist es möglich, an jedem menschlichen Verhältnisse eine rechtliche Seite aufzufinden; und so entstehen auch durch die Polizeianstalten und bei denselben Rechte und Verbindlichkeiten. Allein darin besteht keineswegs das Wesen der Polizei, und die Entwickelung dieser Rechtssätze ist keine Darstellung der Grundsätze der Polizeianstalten. Vergl. Gönner, Deutsches Staatsrecht, S. 550. Nur schwach vertheidigt Berg, Handbuch des d. Polizeirechts, Bd. IV, S. 1 fg. diesen Sprachengebrauch. — Die Behauptung Zachariä's (Vierzig Bücher vom Staate, 2. Aufl., Bd. III, S 289 fg.), daß es keine selbständige Wissenschaft der Polizei gebe, hängt mit dem ihm ganz eigenthümlichen Sprachgebrauche zusammen, nach welchem er sämmtliche zur Abwehr einer Gewalt irgendwo im Staate erforderlichen Anstalten „Polizei" nennt, und behauptet, dieselbe sei „eine Schlingpflanze, welche alle Theile der Staatsverfassung, alle Theile der Staatsverwaltung umranke." Natürlich fällt diese ganze Einwendung weg, sobald ein geschlossener Theil der Staatsverwaltung (gleichviel itzt welcher) mit dem Namen Polizei bezeichnet wird. Da nun aber letzteres der überwiegende Gebrauch in der Staatswissenschaft ist, so ist eine Bezeichnung ganz anderer Dinge mit diesem Worte und eine hierauf gegründete Ableugnung einer Wissenschaft ebenso wunderlich als verwirrend, somit sicher verwerflich.

199. Fortsetzung. — Zur Theorie der Strafen und der Belohnungen.

(*Jeremy Bentham*, I. The rationale of reward [1825] S. 1; 3—6; 19—23. II. The rationale of punishment [1830] S. 19—22.)

I. *Preliminary observations.* — The greatest happiness of the greatest number ought to be the object of every legislator: for accomplishing his purposes respecting this object, he possesses two instruments — Punishment and Reward. The theories of these two forces divide between them, although in unequal shares, the whole field of legislation.

The subject of the present work is Reward; and not reward alone, but every other use which can be made of that matter of which rewards may be formed.

In the following work, the different sources from which rewards may be derived are examined; the choice which ought to be made between the different modifications of which it is susceptible, is pointed out; and rules are laid down for the production of the greatest effect with the least portion of this precious matter.

Definitions. — Reward, in the most general and extensive sense ever given to the word, may be defined to be — a portion of the matter of good, which in consideration of some service supposed or expected to be done, is bestowed on some one, in the intent that he may be benefited thereby.

When employed under the direction of the principle of utility, it operates as a motive for the performance of actions useful to society, in the same manner as, under the same guidance, punishment operates in the prevention of actions to which we ascribe an injurious tendency.

The services, in the production of which this precious matter may be employed, may distinguished into *ordinary* and *extraordinary.*

Ordinary services may be subdivided into regularly recurring, or routine and occasional. By *routine services*, I mean those which, in all the various departments of government, the public functionaries are bound to perform in virtue of their respective offices.

By *occasional services*, I mean those required by the government at the hands of persons not in its employ. They belong almost entirely to the administration of justice, and that branch of the police which is connected with it, — as denouncing offences, prosecuting criminals, giving judicial evidence, and seizing persons accused, etc. To the same head may be referred services rendered to individuals in case of fires, inundations, and shipwrecks: inasmuch as the government is interested in the preservation of every individual in the community, these services may be considered as rendered to it.

To the head of *extraordinary services*, may be referred, — 1. Services rendered to the whole community by new inventions giving to the operations of government, in any of its different branches, an increased degree oft perfection: such as important improvements in military or naval tactics, fortification or ship building, etc.; in the mode of administering justice, regulating the police, or the finances, or in any other part of the field of legislation.

2. Services rendered in time of war, by the seizure or destruction of objects contributing to the power of the enemy, or by the preservation of such as belong to one's own country.

3. Services rendered by persons exercising the office of foreign Ministers, consisting in the prevention or termination of the calamities of war, or in the bringing about useful alliances.

4. Discoveries of great importance to the augmentation of the national wealth; new methods of abridging labour; the introduction of new branches of industry, etc.

5. Discoveries in science, which are not susceptible of immediate application to the arts.

6. Noble actions and distinguished instances of virtue: in considering which not only the immediate benefit should be regarded, but their influence, as examples, upon the cultivation of similar excellencies.

Such is the field of services: such, therefore, is the field of reward.

With regard to rewards, the most important division is into *occasional* and *permanent*. The first are applied, according to times and circumstances, to a single individual, or to a number of individuals, in virtue of some insulated and specific service. The others are charged upon some general fund provided for an indefinite number of persons, and for a succession of services.

In consequence of the extent and permanence of their effects, it is principally with regard to the latter class of rewards that it will be found of importance to establish the true principles which ought to regulate their distribution. Occasional rewards being confined within narrower limits and their effects more transitory, erroneous views respecting them are comparatively of trifling consequence.

The most extensive use of the matter of reward takes place in transactions between individuals. In the case of personal services which are performed in virtue of a contract, the pay given to him by whom they are rendered, is his reward. In buying and selling, the reciprocal delivery is the reward for the mutual transfer. But the public, that is to say the government on account of the public, has a demand for a variety of services and goods exactly similar to those of which an individual stands in need: ant it is thus that the most advantageous mode of employing the matter of reward, even in the ordinary course of business, enters into the sphere of politics, and claims the attention of the legislator.

Of Reward and punishment combined. — There are some cases in which it would be improper to employ either reward or punishment alone. They are those in which the two forces may with advantage be united: in which the legislator says to the citizen — obey, and you shall receive a certain reward: disobey, and you shall suffer a certain punishment.

The two modes may be properly united when the service required by the law depends for its performance upon a small number of persons in virtue of the peculiar circumstances in which they happened to be placed. If, for example, the object be the securing a delinquent at the moment that he is about to commit an offence, to inform against him or to prosecute him — it will be found expedient in order to ensure the rendering of such services, to combine with a reward for their performance, a punishment for their omission.

In such cases, punishment is useful in two ways: beside the effect produced by its own force, it also sustains the value of the reward. There is a very strong prejudice in the public mind against persons who accept pecuniary reward for the performance of such services; but when a penal motive is added, the public resentment is abated, if not altogether removed. The prosecution of a criminal for the sake of the pecuniary benefit derivable from it is generally regarded as discreditable; but he who undertakes the prosecution to avoid being himself punished, will be considered at least as excusable. The desire of self-preservation is called a natural propensity, that is to say is regarded with approbation. The desire of gain is a propensity not less natural, but in this case, although more useful, it is not regarded with the same approbation. This is a mischievous prejudice, but it exists, and it is therefore necessary to combat its influence. We must treat opinions as we find them, and not act as though they were what they ought to be. This is not the only instance in which it is necessary to put a constraint upon men's inclinations, that they may be at liberty to follow them.

An instance of the judicious mixture of reward

and punishment is furnished by the practice pursued in many schools, called *challenging*. All the scholars in the same class having ranged themselves around the master, he who stands at the head of the class begins the exercise: does he make a mistake, the next to him in succession corrects him and takes his place; does the second not perceive the mistake, or is he unable to correct it, the privilege devolves upon the third, and so of the rest. The possession of the first place entitling the holder to certain flattering marks of distinction.

The two incitements are in this case most carefully combined. Punishment for the mistake: loss of rank. Reward for the informer: acquisition of that same rank. Punishment for not informing: loss of rank the same as for the offence itself.

If, under the ordinary discipline of schools, in the case where the scholar has no natural interest which should induce him to point out the mistakes of his associate, it were attempted to produce these challenges by the force of reward alone, the opinion which the general interest would create would oppose an obstacle to the reception of the reward most difficult to overcome: but when the young competitors have to say in their defence, that they have depressed their neighbour merely to avoid being depressed themselves, they are relieved from all pretence for reproach: every one without hesitation abandons himself to the suggestions of his ambition, and, under the sanction of the law, honour combats with unrestrained impetuosity.

This ingenious expedient for exciting emulation is one among the other advantages of numerous classes. In the private plan of education there are seldom actors in sufficient number for the performance of this comedy.

The most favourable opportunities for legislation are those in which the two methods are so combined, that the punishment immediately follows the omission of the duty, and the reward its performance.

This arrangement presents the idea of absolute perfection — why? Because to all the force of the punishment is united all the attractiveness and certainty of the reward.

I have said *certainty*: but this requires to be explained. Denounce a punishment for such or such acts: the only individual who cannot fail to know whether or not he has incurred the punishment is interested in concealing his having incurred it. On the other hand, offer a reward, and the same individual finds himself interested in producing the necessary proofs for establishing his title to it. Thus a variety of causes contribute to the failure of punishment — the artifices of the person interested, the prejudices against informers, the loss or failure of evidence, the fallibility or mistaken humanity of judges — while to the attainment of reward no such obstacles occur: it operates then upon all occasions with the whole of its force and certainty.

Before a celebrated law, which we owe to Mr. Burke, the lords of the treasury were charged, as they still are, with the payment of the salaries of certain of the public servants. Justice required that all should be paid in the same proportion as funds for that purpose were received. But no law was as yet in force to support this principle. As might naturally be expected, all sorts of preferences had place. They paid their friends first, and it cannot be supposed they forgot themselves. When the funds set apart to this service were insufficient, the less favoured class suffered. The delays of payment occasioned continual complaints. How would an ordinary legislator have acted? He would have enacted that every one should be paid in proportion to the receipts, and that his regulations might not be wanting in form, he would have added a direct punishment for its breach; without enquiring if it were easy to be eluded or not. Mr. Burke acted differently: he arranged the different officers in classes: he prepared a table of preference, in which the order is the inverse of the credit which they might be supposed to possess. The noble lords, with the prime minister at their head, bring up the rear, and are prohibited from touching a single shilling of their pay till the lowest scullion has received every penny of his.

Had he permitted these great officers to pay themselves, and prescribed his table of preference for the rest, under the penalty of losing a part of their salaries, what embarrassment, what difficulties, what delays! Who would undertake the odious task of informer? How many pretences of justification would they not have had? Who would have dared to attack the ministers? In this arrangement of Mr. Burke, till they have fulfilled their duty, they lose the enjoyment of all their salary; they lose it without enquiry and without embarrassment. Thus rendered conditional, their salary becomes in reality the recompence of their regularity in paying the others.

The advantages of this invention may be thus summed up. Their salary, depending upon the performance of the service, is no longer a barren gratification, but a really productive reward. The motive has all the *force* belonging to punishment:

by the suspension of payment it operates as a fine. It possesses all the *certainty* of a reward: the right tho receive follows the completion of the service, without any judicial procedure.

II. *Of the ends of punishment.* — When any act has been committed which is followed, or threatens to be followed, by such effects as a provident legislator would be anxious to prevent, two wishes naturally and immediately suggest themselves to his mind: first, to obviate the danger of the like mischief in future: secondly, to compensate the mischief that has already been done.

The mischief likely to ensue from acts of the like kind may arise from either of two sources, — either the conduct of the party himself who has been the author of the mischief already done, or the conduct of such other persons as may have adequate motives and sufficient opportunities to do the like.

Hence the prevention of offences divides itself into two branches: *Particular prevention*, which applies to the delinquent himself; and *general prevention*, which is applicable to all the members of the community without exception.

Pain and pleasure are the great springs of human action. When a man perceives or supposes pain to be the consequence of an act, he is acted upon in such a manner as tends, with a certain force, to withdraw him, as it were, from the commission of that act. If the apparent magnitude, or rather value of that pain be greater than the apparent magnitude or value of the pleasure or good he expects to be the consequence of the act, he will be absolutely prevented from performing it. The mischief which would have ensued from the act, if performed, will also by that means be prevented.

With respect to a given individual, the recurrence of an offence may be provided against in three ways: —

1. By taking from him the physical power of offending.
2. By taking away the desire of offending.
3. By making him afraid of offending.

In the first case, the individual can no more commit the offence; in the second, he no longer desires to commit it; in the third, he may still wish to commit it, but he no longer dares to do it. In the first case, there is a physical incapacity; in the second, a moral reformation; in the third, there is intimidation or terror of the law.

General prevention is effected by the denunciation of punishment, and by its application, which, according to the common expression, *serves for an example*. The punishment suffered by the offender presents to every one an example of what he himself will have to suffer if he is guilty of the same offence.

General prevention ought to be the chief end of punishment, as it is its real justification. If we could consider an offence which has been committed as an isolated fact, the like of which would never recur, punishment would be useless. It would be only adding one evil to another. But when we consider that an unpunished crime leaves the path of crime open not only to the same delinquent, but also to all those who may have the same motives and opportunities for entering upon it, we perceive that the punishment inflicted on the individual becomes a source of security to all. That punishment, which, considered in itself, appeared base and repugnant to all generous sentiments, is elevated to the first rank of benefits, when it is regarded not as an act of wrath or of vengeance against a guilty or unfortunate individual who has given way to mischievous inclinations, but as an indispensable sacrifice to the common safety.

With respect to any particular delinquent, we have seen that punishment has three objects, — incapacitation, reformation, and intimidation. If the crime he has committed is of a kind calculated to inspire great alarm, as manifesting a very mischievous disposition, it becomes necessary to take from him the power of committing it again. But if the crime, being less dangerous, only justifies a transient punishment, and it is possible for the delinquent to return to society, it is proper that the punishment should possess qualities calculated to reform or to intimidate him.

After having provided for the prevention of future crimes, reparation still remains to be made, as far as possible, for those which are passed, by bestowing a compensation on the party injured; that is to say, bestowing a good equal to the evil suffered.

This compensation, founded upon reasons which have been elsewhere developed, does not a first view appear to belong to the subject of punishments, because it concerns another individual than the delinquent. But these two ends have a real connexion. There are punishments which have the double effect of affording compensation to the party injured, and of inflicting a proportionate suffering on the delinquent; so that these two ends may be effected by a single operation. This is, in certain cases, the peculiar advantage of pecuniary punishments.

200. Zur historischen Staatswissenschaft. — Specielle. — Die deutsche Staatsgeschichte.

(*K. F. Eichhorn*, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. [1843] S. 1—3.)

Die deutsche Staatsgeschichte soll die Bedeutung der jetzigen öffentlichen Verhältnisse in Deutschland aus ihrer Entstehung erklären. Sie beginnt mit den ältesten Nachrichten von dem gesellschaftlichen Zustande der germanischen Völkerstämme. Mit der Entstehung des fränkischen Reichs geht sie in die Geschichte eines Staates über, und nächst der Reichsverfassung werden die Verhältnisse der Völker, aus welchen sich seit dem Ende des neunten Jahrhunderts ein deutscher Staat bildet, der Hauptgegenstand der Untersuchung. Durch die Schicksale des letzteren ist von diesem Zeitpunct an der Stoff der Darstellung gegeben; von der Entstehung der Territorialhoheit an wird aber ein zweifaches öffentliches Verhältniß der Gegenstand derselben: die Bedeutung der Reichsverbindung, und die Zustände, welche aus der Entwickelung einer selbständigen Regierungsgewalt der Reichsstände hervorgehen. In Beziehung auf die letzteren wird es durch die seit dem sechszehnten Jahrhundert immer mehr zunehmende Selbständigkeit in der Ausbildung der Territorialverhältnisse zwar möglich, die Darstellung, wenigstens in Beziehung auf die größeren Territorien, zu einer deutschen Staatengeschichte zu erheben: doch läßt sich diese mit einer allgemeinen Staatsgeschichte von Deutschland nicht verbinden. Jene muß die Untersuchung vorzugsweise auf das Eigenthümliche und die Einzelnheiten richten, während diese ein Bild der Entwickelung des Ganzen aufstellen soll, in welchem das Eigenthümliche und Einzelne nicht weiter hervortreten kann, als dessen Einfluß auf das Ganze reicht. Dadurch bestimmt sich, in wie weit, schon von der Entstehung der Territorialhoheit an, die deutsche Staatsgeschichte auf die Schicksale der einzelnen Staaten Rücksicht nehmen muß, in welche sich das Reich zuletzt aufgelöst hat. Die weitere Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, seit dieser Zeit, gehörte an sich zwar ohne Zweifel ebenfalls in den Kreis der Untersuchung; sie erfordert aber, wenn ein klares Bild von jenen gegeben werden soll, einen anderen Plan und größere Ausführlichkeit der Darstellung. Dadurch wird es rathsam, die Staatsgeschichte nur bis zur Entstehung des deutschen Bundes herabzuführen; sie bildet dann eine geschlossene Grundlage für die Darstellung der Geschichte unsrer Zeit, welche zu überliefern erst der Zukunft überlassen werden muß.

Da die Rechtsverfassung eines Volkes eine vorzüglich wichtige Stelle unter den Staatseinrichtungen einnimmt, so steht die Geschichte der Rechte mit der Staatsgeschichte schon in so genauer Verbindung, daß diese gar nicht dargestellt werden kann, ohne Manches aus jener aufzunehmen.

201. Fortsetzung. — Das deutsche Reich als Staat.

(*Cl. Th. Perthes*, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution [1845] S. 14—17.)

Als kaum die ersten Anfänge des Staats bei den Germanen erkennbar wurden, hatte die rechtliche Selbständigkeit des Einzellebens bereits einen hohen Grad der Ausbildung erhalten. Das Streben der Germanen, den Staat, der keinem Volke als Erbschaft oder Geschenk gewährt wird, zu gewinnen, mußte vom Einzelleben seinen Ausgang nehmen. Zwar waren die Germanen zu Stämmen und zur Völkerfamilie innerlich geeinigt und hatten in den uralten Gemeinden auch eine politische Einheit gefunden. Aber weder die über ganz Europa zerstreute Völkerfamilie, noch der streng abgeschlossene und auf enge Kreise beschränkte Stamm besaß die Fähigkeit, sich als Staat zu gestalten und in der politischen Gemeinde wurden die Lebensverhältnisse weit weniger durch die Gemeinde, als durch den Einzelnen bestimmt. Halb Bauer und halb Krieger saß der freie Mann auf seinem Hofe, herrschte über Familie, Land und Leute als deren geborner Herr, schirmte sich und das Seine mit eigner, ursprünglicher, nicht vom Staate abgeleiteter Kraft und wachte, den Einzelnen wie der Gemeinde gegenüber, so eifersüchtig über seine Unabhängigkeit, daß Nichts in seinem Verhältniß an den staatlichen Unterthan erinnert. Die kleinen bäuerlichen Dynasten wur-

den, als mit dem beginnenden Mittelalter ganz Europa in Gährung gerieth, theils auf Eroberungen angewiesen, theils zum daurenden Vertheidigungskampfe gegen kühne und mächtige Eroberer genöthigt Krieg mußte geführt werden und Kriegführung setzt Einheiten voraus, in denen die Vielen sich einem Einzelwillen in strengem Gehorsam unterordnen. Da es dem Germanen widerstrebte, seine völlige Ungebundenheit in Beziehung auf einzelne Handlungen zu beschränken und diese aus äußern und zufälligen Gründen dem Willen eines Fremden zu unterwerfen, so erschien ihm der Gehorsam aus obligatorischem Vertrag nahe der Knechtschaft verwandt und konnte deßhalb nicht die Grundlage kriegerischer Verbindungen werden. Dagegen vermochte der Germane in freier Hingebung seine eigene Persönlichkeit mit der eines Andern, zu welchem er sich durch Großartigkeit irgend einer Art hingezogen fühlte, zu verschmelzen. Diesem Andern stellte er sich nicht mit dem Verzeichniß eifersüchtig bewahrter Rechte gegenüber, sondern in des Anderen Freud und Leid, Ehre und Unehre die eigne empfindend, glaubte er dem eigenen Willen zu folgen, wenn er dem des Anderen folgte. Nur den Gehorsam, welcher aus dem Verwachsensein mit der Persönlichkeit des Befehlenden, aus innerer Hingabe und Treue sich ergibt, konnte der Germane leisten. Als daher die auf Kampf und Eroberung gestellte Zeit Kriegseinigungen forderte, wurde die sich an einen hervorragenden Mann hingebende Treue das Mittel, den Kriegsgehorsam zu erzeugen Die Gefolgschaften entstanden und indem sich die Häupter derselben einem gemeinsamen Gefolgsherrn zu gleicher Treue, wie sie selbst von ihren Leuten erhielten, verpflichteten, bildete sich, die verschiedenen germanischen Stämme in mannigfachen Gliederungen durchziehend, die große Gefolgschaft aus, als deren Spitze die Merovinger, unter dem Namen fränkische Könige, auftraten.

Der Einzelwille schien die zeugende, der kriegerische Zeitcharakter die gestaltende Kraft in der germanischen Staatenbildung sein zu müssen; aber zugleich war in den Trümmern des römischen Reichs der Gedanke des Staates als Grund der Gewalt und des Gehorsams und als Voraussetzung der Selbständigkeit des Einzelnen erkennbar geblieben, ergriff mit der ihm innewohnenden Kraft die unbewußt vom Einzelleben aus nach dem Staate ringenden Germanen und empfahl sich den Merovingern durch Verheißung einer Gewalt in Gesetzgebung und Gericht, im Kriegs- und Finanzwesen, wie sie dem germanischen Gefolgsherrn völlig unbekannt gewesen war. Was die Merovinger begonnen, suchten die Carolinger zum Ziele zu führen. Mit der Schärfe seines Schwertes und seines Geistes wollte Carl der Große den von ihm beherrschten Stämmen die Staatsgewalt aufdringen; aus dem einheitlichen Staate sollten die für jedes Zusammenleben nothwendigen Gewalten sich ableiten; Heerführer und Richter, Verwalter und Gesetze sollten die Germanen vom Staate empfangen und dafür Abgaben, Kriegsdienste und Unterthanengehorsam geben. Aber die künstliche und gewaltsame Schöpfung Carls reichte nicht über sein Leben hinaus. Die germanischen Stämme bildeten zu wenig eine innere Einheit, um in der äußeren Einheit des fränkischen Reiches die Erscheinung und den Ausdruck ihres Wesens zu erblicken. Sie waren zu sehr an Ungebundenheit gewöhnt, um sich durch den von Außen an sie herangebrachten Staat zu einer inneren Einheit, zum Volke, heranbilden zu lassen. Die künstliche und gewaltsame Schöpfung Carls zerfiel, aber ihre östlichen Bestandtheile blieben aus äußeren und inneren Gründen unter einem eigenen König geeinigt. Das deutsche Volk und das deutsche Reich nahm seinen Anfang.

Innere Gründe sind es gewesen, welche aus einer Anzahl germanischer Stämme das deutsche Volk heranbildeten. Daß aber diese Stämme sofort nach der Auflösung der fränkischen Monarchie die Staatsgewalt besaßen, wurde lediglich durch die staatliche Natur des carolingischen Reiches und dessen Theilung unter mehrere Glieder des Königshauses hervorgerufen. Die Deutschen erhielten Staatsformen, bevor sie zum Volke geworden waren. Der Staat war ein von Außen an sie Herantretendes, nicht ein aus ihrem Innern Hervorgetriebenes. Da dieser den Deutschen gegebene Staat nicht die Kraft wurde, welche vorwiegend die in ihm vereinigten Stämme zum Volke bildete, so konnte, als die deutsche Nationalität feststand, ein Gegensatz, ein Gefühl des nicht Zusammengehörens zwischen diesem Staate und dem deutschen Volke nicht ausbleiben. Aus der vom carolingischen Reiche übernommenen Erbschaft des Königthums verschwanden wesentliche Rechte, namentlich der Heerbann und das Recht auf allgemeine Steuern, völlig. Andere, deren Ausübung der König seinen Beamten, den Grafen, Markgrafen u. s. w. übertragen hatte, wurden von diesen aus Amtsrechten in eigene Rechte verwandelt und mit den ausgedehnten Rechten, welche sie überdieß schon als Grundherren besaßen, vereinigt. Aus der Verschmelzung der verschiedenartigen Rechte entstand die Landeshoheit; die

früheren Beamten wurden Landesherren, ihre alten Amtssprengel Territorien. Deutsches Volk und deutscher Staat schienen dem Zerfall in eine Masse Territorialherrschaften entgegen zu gehen, welche zusammenhanglos neben einander stehend, mit dem Reiche zugleich sich selbst dem Untergange entgegen führen mußten.

Das deutsche Volk war politisch zu unausgebildet, um aus den absterbenden, ihm überlieferten Staatsformen eine nationale und lebendige Staatsbildung zu erzeugen, aber es war auch seiner nationalen Einheit zu kräftig sich bewußt, um nicht tief das Bedürfniß politischer Einheit zu fühlen.

202. Fortsetzung. — Genesis der Unfreiheit in Deutschland.

(*Franz Löher*, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen [1846] S. 4—5; 15—16.)

Die Erhebung des Königthums und seiner Beamten, sowie die damit Hand in Hand gehende Ausbreitung des Lehnswesens hatte diejenigen Gewalten, welche früher nur im Volke und in seinen Gemeinden ruhten, nämlich die Heeres- und Gerichtsgewalt, allmählig in die Hände einiger Mächtigen zusammengebracht. Das Volk, vordem einer unendlichen Wogenmasse vergleichbar, hatte sich dabei verlaufen und vereinzelt, um sich um verschiedene Häupter zu schaaren, welche wiederum eingefügt in eine lebendige Gliederung einem immer erhabeneren Haupte sich unterordneten, bis hoch über allen der Kaiser stand, der unmittelbar von Gott alles Recht und Besitzthum auf Erden empfieng und den Völkern und ihren Häuptern vermöge der bis tief herab gehenden Lehnsordnung zuleitete. So hatte denn jeder bedeutende Mann einen Kreis um sich von näher und entfernter ihm Angehörigen, — nämlich einerseits unmittelbar um seine Person Dienstleute, Eigenleute, Schutzsassen, — andererseits als ihm angehörig vermöge seiner von dem Kaiser abgeleiteten Heeres- und Gerichtsgewalt die Lehnsleute und Gemeinden. Die Erstgenannten saßen auf des Herren Grund und Boden, die beiden Letzteren zwar auf ihrem eigenen, jedoch so, daß darüber der Herr bereits eine gewisse Gewalt gewonnen hatte.

Als nun zur Zeit der Hohenstaufen das frische Wachsthum der Lehnsordnung erstarrte, und jenes gleichsam flüchtige Recht, — welches in den Lehnsgliederungen auf- und niedersteigend einem Jeglichen seinen Antheil an Besitz und Gewalt zutheilte, nach dem Maße des Dienstes, den er dem Ganzen leistete, als dieses Recht sich in den einzelnen höheren oder niederen Häuptern und Trägern des Lehnsgebäudes dauernd festsetzte: da trat im Staatsleben der Deutschen eine doppelartige Bewegung ein. Jeder irgendwie Mächtige spannte seine Verstandes- und Thatkraft darauf, daß er die Freien, welche ihm nur mittelst der Reichsgewalt angehörten, in den Kreis der Leute hineinzog, welche ihm als ihrem Eigenherrn diensteten, daß er also die freien Gemeinden und die ritterlichen Leute, welche nur seinem Reichsbanner folgten, zu seinen Hörigen und Unterthanen machte. Dagegen sträubte sich das selbständige Leben in den Gemeinden und Genossenschaften und strengte sich nun seinerseits an, um sich in völliger Unabhängigkeit selbst zu gestalten, und zugleich zu eigner Verstärkung recht viele aus der Gewalt der Herren in seinen freien Bereich zu ziehen.....

So stehen denn bereits unter den letzten Hohenstaufen die größeren Stadtgemeinden durch ganz Deutschland hin den Landesherren und deren Anhange entgegen.

Sie alle hängen zusammen und stehen einander wider die Fürsten bei. Denn die innere Gleichartigkeit, die Entstehung der einen Stadt durch die Bürger einer andern, der Handelsverkehr, gleiche Vortheile und Hemmnisse, das Alles verstärkt durch den natürlichen Einigungs- und Ausdehnungstrieb, der in dem genossenschaftlichen Wesen liegt, verbindet die Städte auf natürliche Weise mit einander. Je nach Zeit und Umständen ist der Bund lose oder fest, auf eine Mutterstadt mit ihren Sprößlingen oder auf alle deutschen Städte ausgedehnt. Namentlich ziehen sich diese Bünde wie eine Kette von Bollwerken der Freiheit aus dem Herzen Deutschlands, dem alten Franken heraus, den Rhein hinab, verbreiten sich dort westlich und östlich von der äußersten Nordsee bis zu den entlegensten Küsten der Ostsee durch alle Länder sächsischer Zunge, gehen dann wieder den Rhein hinauf, wurzeln fest in den Vorlanden der Alpen, und befestigen endlich das Donaugebiet hinunter bis in die Länder der

Slaven, — überall deutsches Leben nährend und pflanzend, den Norden deutscher Bildung unterwerfend, den Süden zu Schätzen zinsbar machend, die Fragen der Zeit in Religion und Kunst, in Politik und Industrie verhandelnd.

Aber die eigene Sicherheit, welche ihre Bünde und ihre Stärke gegen die Fürsten ihnen gewährten, konnte den freien Städten bereits nicht mehr genügen, sie mußten zum Angriff übergehen. Waren sie auch Meister des Platzes geblieben, so war der vertriebene Feind doch über die Mauern hinaus zu verfolgen; denn er stand in bedrohlicher wachsamer Nähe auf der Warte, um bei erster Gelegenheit zurückzukehren und seine Verluste wieder einzubringen; er hatte auch von seinen früheren herrschaftlichen Verhältnissen in der Stadt her noch immer Anforderungen und Anlässe, Anhang und Mittel genug, um die Freiheit der Bürger niederzuzwingen und die Städte, diese reichen Niederlagen von jeglichem Lebensgut, zu seinem Eigenthum zu machen.

Es war ihrer ganzen Natur und Geschichte nach kein Frieden zwischen beiden Parteien möglich, in welchem sie als anerkannte Staatsbildungen ruhig neben einander fortdauern konnten. Die tödtliche Feindschaft, welche beide das Princip der Gemeinde und das der Einherrschaft tief von einander spaltete, konnte nicht in der Stille verglühen, sondern trieb beide in stets erneuertem Hasse wider einander. Beide Mächte waren zudem aus eigener Wurzel heraufgewachsen, in beiden gährte eine noch junge unbändige Kraft, beide mußten nach unbeschränkter Herrschaft streben. Stillstand wäre ihr Tod gewesen. . . .

203. Fortsetzung. — Eine Hauptgrundlage der bürgerlichen Freiheit in England.

(*L. Frhr. v. Vincke*, Darstellung der innern Verwaltung Grossbritanniens [1815] S. 1—6; 8—9; 152—153.)

Unter den mannigfach interessanten Ansichten, welche eine nähere Kenntniß von Großbritannien darbietet, ist unstreitig die merkwürdigste, der leise und einfache, doch feste und kräftige Gang der großen Staatsmaschine in der ganzen innern Verwaltung des Reiches, ohne sichtbare Einwirkung der Regierungsgewalt.

Da gibt es keine Ministerialdivisionen und Büreaux, oder General- und Landesdirectorien, keine Ober- und Unterpräfecten, Regierungs- und Kammercollegien, keine Bürgermeister und Rath oder Maires und Municipalitäten in jeder städtischen oder ländlichen Gemeinde, keine Land- und Steuerräthe, keine Gendarmerie und Polizeicommissäre; fast gar keine sichtbare Regierungsbeamte, Personen die aus dem Regieren ein eigentliches Geschäft und Gewerbe machen, und sich handwerksmäßig darauf vorbereiten. Man findet nur einige wenige in Personen und Geschäften häufig wechselnde Minister — ganz unähnlich den Ministern anderer Staaten —; den großen unförmlichen Körper, das Parlament, ein wunderbares Gemisch von Gesetzgebungs-, Aufsichts- und Ausführungsgewalt, der nur periodisch zusammentritt, nach der Meinung vieler im Auslande bloß aus feilen Schwätzern und Hofleuten zusammengesetzt; einige wenige Richter von Handwerk für das ganze große Reich, an Anzahl kaum einem der größeren Gerichtshöfe des Landes gleich, dem die Welt den Preis der besten Justizpflege einräumt; Soldaten in so geringer Anzahl, daß sie kaum unter der Menge bemerkbar werden; und für alles übrige das Volk selbst, und einige Männer aus demselben, welche das Regieren neben ihrem eigentlichen Berufsgewerbe, nur als Nebensache, ohne allen äußeren Prunk, ohne Besoldung betreiben.

Tritt man nun vollends aus den beiden Hauptstädten hinaus in das Land, so verschwindet größtentheils auch das; es bleibt fast gar keine sichtbare Spur einer öffentlichen regierenden Gewalt, zumal für den, welchen der Zufall nicht etwa mit den reisenden Richtern (*Assizes of Judges*) oder mit den vereinigten Friedensrichtern (*Quarter sessions of Justices*) irgendwo zusammenführt.

Man erstaunt um so mehr, je weniger man irgendwo Regierung vermißt; mit einer Schnelligkeit und Bequemlichkeit, von der in andern Ländern keine Idee ist, und Sicherheit (trotz der abenteuerlichen Erzählungen von *Highwaymen*) durchreiset man auf den — ohne schulgerechtes chausseemäßiges Ansehen — schönsten, überall guten Wegen, ohne Extraposteinrichtung und Zwang, bei durchweg bis ins äußerste Hochland guten Gasthöfen, nach allen Richtungen ein Land, dem gleich einst etwa die Niederlande, jetzt kein anderes großes Reich, so viel Leben und Thätigkeit, so viel Cultur und hohen Wohlstand, so

viel Freundlichkeit und Mannigfaltigkeit, so viel öffentliche Anlagen und solche Wohlthätigkeitsanstalten darstellt; man trifft auf neue Städte, die sich von selbst aus der Erde erheben, in großer auch polizeilicher Vollkommenheit; überall freie Wirksamkeit der Menschen, ihren eignen und ihrer Mitbürger Zustand zu verbessern; keine ängstigenden Douanen und Accisegeister; Niemand der Notiz von uns nimmt. Zwar hört man wohl von mancherlei und schweren Taxen, die dem Fremden sehr fürchterlich erscheinen; von einer ungeheuern immer fortschreitenden Schuldenmasse, die ihm den unausbleiblichen Untergang des Staats verkündigt; bemerkt aber dabei so viel ruhigen glücklichen Lebensgenuß in allen Classen verbreitet, diejenige der niedern Handarbeiter, selbst der Bettler nicht ausgenommen, in einem Worte — *comfort* – ausgedrückt, welches keine Sprache wiedergeben kann, weil die Sache in der Art nirgends existirt, daß dabei alle Besorgniß verschwindet, es möchten Taxen und Schulden die Menschen erdrücken und schrecken: zumal wer gesehen, wie wenig selbst der fürchterliche vierzehnjährige Krieg diesen Zustand gestört, und die Fortschritte der inneren Vervollkommnung gehemmt hat, und wie solcher im Sommer 1807 noch im Allgemeinen nicht weiter als in den Zeitungen bemerkbar war.

Zuweilen begegnen freilich Gegenstände, an denen wohl manches zu tadeln wäre: ausgedehnte wüste Gemeinheiten, Armengesetze und Einrichtungen, welche nur darauf berechnet scheinen alle Menschen arm zu machen, keine öffentlichen Unterrichtsanstalten, keine Medicinalpolizei, mangelhafte Vorbeugungsmaßregeln gegen Lebens- und Eigenthumsgefahr, mangelhafte Civil- und Criminal-Justizverfassung u. m. a.; aber die einzelnen Mängel werden durch die Trefflichkeit des Ganzen so sehr im Gleichgewicht gehalten, ja überwogen, daß sie, den Einwohnern selbst kaum bemerkbar, sich verlieren im Gefühle des ihnen eignen Glücks; daß der Fremde es begreift, wie die Eingebornen auf das Vaterland stolz sein können; daß er ihnen diesen Stolz und die gerechten festen Grundlagen desselben beneiden kann; und wenn er ein Vaterland hat, und es liebt, selbst wünschen muß, eins mit dem andern dahin zu übertragen. . . .

Die brittische Verwaltung des Innern hat das Eigenthümliche, daß sie nicht durch besoldete Beamte in mancherlei Abstufung von Ober- und Unterbehörden, nicht durch eigne immerwährende Einwirkung schreibender Regierungsgewalten, welche alles wissen, alles leiten und regeln wollen, den Zwischenbehörden jede Bewegung vorschreiben mögen, gehandhabt wird, sondern daß sie der eignen Einsicht und Thätigkeit der Einwohner eine große Masse von Geschäften überträgt, daß sie für alle übrigen nur wirkt durch Abfassung von Gesetzen und allgemeinen Verfahrungsregeln, durch Auswahl der zur Ausführung geeignetsten Männer, welche solche unentgeldlich als Nebensache bei ihrem eigentlichen Berufe verrichten, und daß sie die Controlle ihrer Amtsgeschäftigkeit und Pflichtmäßigkeit hauptsächlich dem Publicum überläßt. Es scheint bei solchem Laufe der Dinge so viel dem Zufalle überlassen, gar kein sogenannter Geschäftsgang gedenkbar zu sein, und doch findet sich in demselben große Ordnung und Lebendigkeit; er hat nicht bloß den früheren einfachen Zeiten genügt, sondern auch für die verwickelteren Verhältnisse und Interessen der gegenwärtigen, in dem gewerbereichsten Lande der Welt, ausgereicht; er hat sich allen Stufen der Cultur, in den so verschiedenartigen auswärtigen Besitzungen der Britten angepaßt, denen allen dieselbe Form übertragen, auch im neuen nordamerikanischen Staate übernommen ist; er hat im Mutterlande schon viele Jahrhunderte, im Wesentlichen ungeändert, bestanden, und dieses ist dabei immer fortgeschritten zu größerer Macht und größerem Wohlstande — dieß muß dafür ein günstiges Vorurtheil begründen.

Welche Angelegenheiten ganz dem Volke übertragen sind, wird besser erhellen, wenn zuvor die öffentlichen Beamten skizzirt worden sind, welche die Mittelspersonen der brittischen Verwaltung zwischen dem Volke und dem Könige abgeben, nämlich: 1. die *Lordlieutenants;* 2. die *Sheriffs* und *Coroners;* 3. die *Justices of the Peace;* 4. die *Constables*.... So ist es in Großbritannien, so könnte es auch in andern Staaten sein: die Fähigkeit eines Volkes, öffentliche Geschäfte zum eignen und allgemeinen Besten auszuüben, setzt freilich allgemeinere Existenz von Verstand und Rechtlichkeit, Vaterlandsliebe und Gemeingeist, Gewandtheit und Selbständigkeit voraus, welche anscheinend erst Wirkung einer, die Ordnung, Industrie und Freiheit begünstigenden Verfassung sein können: aber es ist eine tröstende Erfahrung, daß, sobald nur die nothwendigen Bedingungen gegeben sind, die Sache bald wie von selbst folgt, und daß die Menschen, bei der ihnen fast überall eignen Neigung für öffentliche Geschäfte, bald die Fertigkeit dazu erwerben, wenn man ihre freie Wirksamkeit dabei nur nicht beschränkt.

204. Fortsetzung. — Vergleichende. — Zwei Fragmente.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 84—85; 87—90.)

Wenn doch unsere Philologen wüßten wie oft man im innern Amerika an die Völker des Alterthumes erinnert wird, so würde wenigstens von ihnen das Geschwätz von materiellem Leben bekämpft werden. Wir bewundern die großen Bauwerke, welche die Römer an den Ufern des Rheines, der Themse, der Loire und des Ebro so rüstig aufführten wie am Po und Tiber. Städte entstanden, wo sie weilten, so rasch, als hätten Zauberer sie aus dem Boden hervorgezogen, mitten in den dichten Wäldern, womit damals ganz Europa bedeckt war. Wo findet man so etwas jetzt? Es gibt freilich keine Römer mehr. Aber daran liegt es nicht allein. Wäre Europa schon vor zweitausend Jahren so besetzt gewesen wie heute, so würde die Lust zu jenen wunderbaren Anlagen bald vergangen sein. Wie sauer wird es in unserm Europa dem besten Willen nicht, einen Weg von wenigen Meilen zu bauen, wenn sich von allen Seiten Reclamationen erheben, die man doch nicht in revolutionärem Schwindel für ein Nichts erklären kann?! Daß es in den Vereinigten Staaten anders ist, daß dort große Heerstraßen und Canäle in Jahrzehnten entstehen, wofür Frankreich oder Deutschland Jahrhunderte gebraucht, das darf man nicht schlechthin bessern Instituten beimessen oder gar einer höhern Einsicht. Die Nordamerikaner sind so wenig Römer als die Europäer; allein die Europäer sind keine Indianer; und überall wo Britten, Holländer, Deutsche, Schweizer, Schweden und Dänen in ein Gebiet gelangen wie das nordamerikanische, entstehen auch andere Bauwerke als indianische. Eben die Wirkung eines solchen Gebietes auf die neueren Europäer ist es, was stets zur Vergleichung mit den alten Völkern veranlaßt. Aber dabei offenbart sich dann auch gleich, wie weit wir hinter diesen Völkern in der rechten Benutzung der Erde und in der Bestellung des uns angewiesenen Gartens der Schöpfung zurück sind. Die colonisirende Richtung der neueren Völker war bisher bloß instinctartig. Die Männer der Reflexion nahmen nur Theil an Cabinetsprojecten, und gegen die Volkscolonisationen wurden sie nicht müde, in der westlichen Hemisphäre wie in der östlichen, mit Strafreden zu eifern. Darum darf es auch nicht befremden, daß in Nordamerika noch alles das fehlt, was in jener Richtung eine gesunde Reflexion vermöchte. Ueberall wo unsere Cultur ist, gelten die Bauwerke der Menschen mehr als die Werke der Natur, und es ist des Jammerns kein Ende, wenn irgend eine Stadt abbrennt oder durch Krieg zerstört wird; wogegen die Zerstörung der schönsten Wälder Niemanden sehr erregt. Woher rührt diese Verzerrung anders als von unserer Unbeholfenheit? ...

Sicher muß es dem einen oder dem andern deutschen Einwanderer schwer werden, mitten in der Fülle von Unabhängigkeit, wie sie das Landleben im innern Nordamerika geben kann, sich den Zweifeln zu entziehen, ob das auch wohl so recht sei. Von der zartesten Kindheit an werden wir gewöhnt, uns selbst zu mißtrauen. Mißtrauen gegen die erste Einwirkung der Eindrücke ist unstreitig die Leiter zur Wahrheit. Aber das ist es nicht, wobin uns die Erziehung bringt. Statt uns zum vorsichtigen Gebrauch unserer Kräfte anzuhalten, gewöhnt man uns von dem Gebrauche ganz ab und verweiset auf die Krücken Anderer, die eben so mißtrauisch gegen sich selbst und lahm sind als wir. Wie es den Aerzten in ihrer medicinischen Praxis geht, so geht es im Leben überhaupt. Für Andere hat man immer Rath genug, aber sobald man ihn für sich selbst bedarf, trauet man eher dem ersten besten Nachbar als der eigenen Ueberlegung. Man glaube nicht, daß die Nordamerikaner von diesem Uebel geheilt seien. Die starken Geister, welche gar keine politische und religiöse Vormundschaft im eignen Hause dulden wollen, gelten in Amerika so gut für Atheisten und Anarchisten als in Europa. Die Nordamerikaner sagen zu den Ankömmlingen aus Europa zwar oft genug, »wir sind frei.“ Aber diejenigen Vorstellungen, welche alte Völker von dem Verhältnisse des Familienlebens zum öffentlichen hatten, finden sich bei ihnen keineswegs. Der sich am freiesten dünkende Amerikaner würde just wie ein Europäer zurückschrecken, wenn man ihm die höchste Gewalt über seine Familie so anböte, wie die Römer sie einst besaßen. Was ist dies anders als das Gefühl der eignen Schwäche? Freilich werden das die nicht einräumen, welche aus der Vormundschaft ein Gewerbe machen. Diese erklären eine solche häusliche Unabhängigkeit, wie die alten Germanen sie gleichfalls genossen, für ein Zeichen der anarchischen Rohheit oder des bösen Heidenthumes, was einer höheren Cultur oder der christlichen Religion weichen müsse. Schon im Mittelalter war die echte

Stütze der germanischen Freiheit, *das Gefühl der eignen Stärke*, so schwach geworden, daß man es sogar für zu gefährlich hielt, vor den Gerichten für sich selbst das Wort zu führen, es geradezu verbot, und Jedermann *befahl*, einen Fürsprecher zu wählen. Es geschah lange vor der Einführung der römischen Gesetze; gern möchte ich hinzufügen: in Folge der fortschreitenden Entwicklung, wenn ich nicht besorgte, damit dem Wahne zu dienen, daß jenes Selbstgefühl nur *rohen* Völkern angehöre. Man entschlage sich doch der Einbildungen von Jugendlichkeit, um den Unterschied zwischen dem Amerikanischen und Europäischen zu erklären. Die Nordamerikaner sind für die *germanische* Quelle des kräftigen Selbstgefühles eben so zu *alt* als die Europäer, und für diejenige Quelle, woraus es auf der höchsten Culturstufe hervorgeht, eben so zu *jung*.

Aber es gibt andere Analogien zwischen den Germanen und den Nordamerikanern, und die sind es auch, welche den europäischen Philologen einen Aufschluß über den Tacitus und Cäsar anbieten, den sie in ihren Studierstuben nie finden werden. In Wahrheit, wie unähnlich die Nordamerikaner den alten Germanen sein mögen, wer einmal, sei es auch bloß bei Sprachübungen, von der Selbständigkeit des germanischen Familienlebens gelesen hat, den wird das geringste Nachdenken über den Zustand der Familien in den Vereinigten Staaten darauf zurückführen. Kein Zögling der neueren Cultur hat das Verhältniß des germanischen Familienlebens zum öffentlichen klarer gezeichnet als *Möser* in dem ersten Theile seiner Osnabrück'schen Geschichte, wo er von dem Eindrucke spricht, den die Lehre der christlichen Priester, daß die Gewalt der Könige unmittelbar von Gott komme, auf die Germanen müsse gemacht haben. Ohne sich zu der Theorie zu verirren, daß *jeder* Staat als auf einem Vertrage beruhend zu betrachten sei, läßt sich allerdings zeigen, daß unter den alten Germanen die öffentliche Macht aus dem freien Familienleben hervorgieng, und allein dadurch getragen wurde, daß alle gesetzliche Ordnung *Vertrag*, oder was dasselbe bedeutete, *Friede* hieß, womit der Gedanke an Zwang, ohne den jetzt in dem kleinsten europäischen Dörfchen keine Ordnung möglich ist, völlig ausgeschlossen wird. Ich fordere die Bewohner der östlichen Hemisphäre auf, sich aufrichtig zu gestehen, welchem Bilde sie einen solchen Zug beimessen, und ob nicht, falls sie sich den Gedanken an wilde Anarchie entwinden, alsbald die Gedanken an Unschuld und Sittenreinheit, an einen sogenannten *patriarchalischen* Zustand, an die Stelle rücken. Nun aber können sie in Nordamerika die Familien in einem *ähnlichen* freien Verhältnisse zu dem, was Staat heißt, sehen, ohne daß weder die eine noch die andere Voraussetzung paßt. An dem politischen Bande der Nordamerikaner hat die Furcht vor Zwang nicht viel mehr Theil als sie an jenem der alten Germanen hatte; und doch leben sie weder in wilder Anarchie noch in patriarchalischer Unschuld.

Unsere Staatsmänner begreifen diesen amerikanischen Zustand so wenig als unsere Philologen den altgermanischen, weil beide das Verhältniß des politischen Bandes der Völker zu ihrer Entwicklung nicht begreifen. Was darüber gedruckt und gesprochen wird, sind Conglomerate von Wahrem und Falschem, die durch ihre Unbrauchbarkeit für die Praxis ihren Werth genugsam bekunden.

205. Zur relativen Staatswissenschaft. — Eine Ansicht über eine reichsständische Verfassung für Preussen.

(*F. J. Stahl*, Das monarchische Princip [1845] S. 25—26; 28—32.)

.... Es beruht demnach das monarchische Princip darauf, daß der Fürst allein die Abfassung der Gesetze (Initiative) hat, die Stände nur die Zustimmung und Petition, daß er allein die Administration hat, weder administrative Anordnungen noch weniger administrative Verfügungen (*privat bills*) als Gesetze gelten und der ständischen Zustimmung unterliegen, daß er sowohl sein eignes fürstliches Einkommen, als auch die Mittel des Staatshaushaltes unabhängig von ständischer Willkür mit Sicherheit besitzt, nur für facultative Ausgaben oder für Erhöhungen im bisherigen traditionellen System des Staatshaushaltes der Stände bedarf, endlich daß er alle diese Rechte wirklich und nicht scheinbar übt, und zu diesem Ende die Contrasignatur und Ver-

antwortung der Minister oder sonstigen Schutzmittel der Stände sich nicht weiter erstreckt als auf Erhaltung der Verfassung. Diese Einrichtungen sind, wie überall gezeigt worden, wohl verträglich mit der Fortbildung des Ständewesens im neueren staatlichen (constitutionellen) Charakter, sie erfordern weder eine abgeschwächte, noch eine im privatrechtlichen Typus eingerichtete Reichsversammlung. Es sind zufolge derselben die Stände keineswegs darauf beschränkt, nur isolirte Befugnisse geltend zu machen; sondern es bleibt ihnen die große mächtige Bedeutung, den gesammten öffentlichen Rechtszustand zu schützen, sie sind die Wächter und Garanten für Erhaltung und Beobachtung der Gesetze, für Ordnung und gesetzmäßige Verwendung im Staatshaushalte, und üben eine moralische Macht der Anregung und Fortbildung. Während sie nach englischem Princip die gesammte Staatslenkung selbst bestimmen, so sind sie hier darauf beschränkt, nur die gesetzlichen Grundlagen zu erhalten und bez. mitzubestimmen, auf welchen die Staatslenkung vor sich geht. Dies und nur dies ist ihre geringere Stellung.

. . . . Daß Preußen auf den Fall einer reichsständischen Verfassung in einem ohne Vergleich höheren Maße als die kleineren deutschen Staaten das monarchische Princip behaupten müßte, für die Einheit seiner Provinzen und für seine Stellung nach außen, das steht über allem Zweifel fest. Auch haben Reichsstände in einem so großen Staate durch die Zahl der Bevölkerung, auf der sie ruhen, eine ungleich größere Macht, ja sie haben eine solche schon durch ihr bloßes Bestehen, selbst abgesehen von allen Rechten. Eine Gleichstellung mit den jetzigen deutschen Constitutionen darf daher für Preußen nicht in Anspruch genommen werden, selbst wenn diese in einem monarchischeren Sinne verstanden und gehandhabt würden, als es gewöhnlich der Fall ist. Doch kann die Verschiedenheit, jenes richtige Verständniß vorausgesetzt, nur in dem Grade bestehen, nämlich in dem Maße und der Art des Eingreifens der ständischen Rechte und der darauf bezüglichen Geschäftsformen. Der Grundgedanke einer reichsständischen Monarchie, wo solche einmal bestehen soll, kann da nicht anders sein als dort. — Nun wird von den achtbarsten Stimmen der Schutz der monarchischen Gewalt in Preußen nicht von einer strengeren Begrenzung des ständischen Zustimmungs-, Bewilligungs-, Anklage- bez. bloßen Beschwerde-Rechts, sondern bloß davon erwartet, daß die Stände überall nur eine berathende Stimme haben, und das ruht auch auf einer positiv-rechtlichen und historischen Basis, indem alle Gesetze, welche die künftige Reichsverfassung in Preußen vorzeichnen, solches mit Entschiedenheit enthalten. Wir verkennen nicht das Gewicht dieser Ansicht, und unter der Voraussetzung, daß bloß berathende Stände wirklich so viel mehr Sicherheit für die Monarchie gewähren, stimmen wir ihr sogar bei. Daß diese eine noch entscheidendere Rücksicht ist als die Erhöhung ständischer Wirksamkeit, ist der Standpunct, von dem auch wir ausgehen. Aber wir müssen jene Voraussetzung noch in Zweifel ziehen. Ist die Regierung im sicheren Besitz der finanziellen Mittel und im sicheren Besitz der (wenn auch verfassungsmäßig begrenzten) Polizeigewalt, wie wir dies fordern, ist sie nicht abhängig von den Ständen um die nöthigen Steuern, nicht abhängig um „Gesetze“ gegen politische Gesellschaften u. dgl., so kann das ständische Zustimmungsrecht zu den eigentlichen Gesetzen wahrlich die Monarchie nicht wohl gefährden, sondern Gefahr wäre nur von der moralischen Wirkung der ständischen Petition und der Volksagitation zu besorgen, und diese sind bei berathenden Ständen nicht anders als bei zustimmenden. Auf der anderen Seite hat die durchgängige Beschränkung der Stände auf den bloßen Beirath, weil sie keine Anerkenntniß einer Berechtigung enthält, so auch nicht den Charakter eines Abschlusses, und dadurch die Nachtheile, die wir in der Vorrede auseinandersetzten. Stände sollen ein Bewußtsein haben, daß sie etwas ausrichten, etwas entscheiden. Wir suchen deshalb die Lösung nicht in dem verringerten Gewicht der ständischen Wirksamkeit, sondern in ihrer Stellung. Wir suchen sie in der richtigen Verschränkung von Regierungsgewalt und ständischer Berechtigung, daß die Regierung den Gang des Ganzen allein bestimme, die Stände nur die bestimmte Frage mit entscheiden, jene vom Boden der bestehenden Rechtsordnung aus völlig frei handle, diese die bestehende Rechtsordnung zu behaupten Fug haben, daß die Bahnen der gouvernementalen Bewegung (polizeiliche Anordnung, Staatshaushaltsfeststellung) und die Bahnen der Unterthanenbewegung (Eigenthum, Erwerbverhältnisse, Freiheit gegen Strafgewalt, Steuern, Erhaltung der Verfassung) wohl ausgeschieden, jene der Regierung vorbehalten, diese den Ständen eingeräumt seien. Ja, die Regierung wird sogar in ihrer Sphäre freier dadurch, daß der ständische Einfluß, der, so lange er als eine bloße moralische Macht nicht fixirt ist, überall eindringt, sein bestimmtes Bereich erhält. Das generische Voraus, das

Preußen vor den deutschen constitutionellen Staaten für die monarchische Gewalt bedarf, besteht in etwas ganz Anderem als in der Ausschließung aller ständischen Zustimmungs- und Bewilligungsbefugnisse. Es besteht darin, *daß der König der oberste Richter über Streitigkeiten wegen Anwendung der Verfassung bleiben muß*. Auch bei der sorgfältigsten Redaction können Zweifel und Divergenzen nicht ausbleiben über die Grenze zwischen Gesetz und Verordnung, über die Grenze des Steuerbewilligungsrechts, über Rechtmäßigkeit der und jener Verwendung. Hier ist nun der Weg, auf welchem zustimmende und anklagende Stände, indem sie die Deutung zu ihren Gunsten durchsetzen, die königliche Gewalt absorbiren. Darüber muß deshalb dem Monarchen auf Widerspruch der Stände die letzte Entscheidung vorbehalten bleiben, und er wird sie zweckmäßig bei materiellen concreten Fragen (z. B. über verwendete Summen) commissarisch bez. schiedsrichterlich geben lassen, und nur bei principiellen Fragen, die in seine innersten Prärogativen greifen, selbst entscheiden. Es ist das kein Vorbehalt, von jedem Votum der Stände abgehen zu können, wie bei consultativen Ständen, sondern nur ein Vorbehalt, über die Grenze des königlichen Rechts nicht dem Urtheil einer anderen, rechtlichen oder thatsächlichen Macht unterworfen zu sein. Dies, aber auch nur dies, ist das wahre Motiv, das der Festhaltung an consultativen Ständen zu Grunde liegt, es ist hierdurch völlig befriedigt. Daß aber dadurch das Zustimmungsrecht der Stände nicht wieder vereitelt werde, dafür liegt eine mehr als hinlängliche Gewähr in ihrer allgemeinen moralischen Macht, die hier noch durch Gesetz und Recht getragen ist. Irgendwo muß die letzte Entscheidung sein, und über das Recht der Staatsgewalt können nicht Gerichte entscheiden. Da ist keine Mitte möglich zwischen monarchischem und parlamentarischem Princip. Entweder die Stände können ihr Urtheil über die Grenze der Befugnisse durchsetzen durch fortgesetzte, stets weiter greifende Verweigerung und durch Ministeranklage, oder der Fürst kann es durch letzte souveräne Entscheidung. Diesen nun hindert am äußersten Mißbrauch solcher Macht dieselbe Meinung und Sitte, die ihn gegenwärtig verhindert, Cabinetsjustiz zu üben, rechtsverletzende Gesetze zu geben u. s. w., was aber hindert Stände an dem äußersten Mißbrauch? Thatsächlich stellt sich das auch in den deutschen constitutionellen Staaten nicht anders heraus, indem auch dort der Fürst kraft der Stütze, die er an den größeren Staaten findet, zuletzt doch die entscheidende Macht übt. Für Preußen, das keine solche Stütze im Hintergrunde hat, ist deshalb diese Gewähr der monarchischen Gewalt ebenso unentbehrlich als sie für die Stände jener Staaten bedrückend wäre. Durch diese Gewähr bleibt bei völlig entwickelter ständischer Wirksamkeit die Staatsform dennoch wirkliche Monarchie. Der Monarch umschließt noch mit seiner persönlichen Autorität die Verfassung, und unter dieser Autorität, nirgends von ihr losgerissen, sind die Rechte der Stände, aber auch wirklich die Rechte, nicht bloß die Meinungsäußerungen, befestigt.

206. Ein Blick in ein anderes Gebiet der Vereinswissenschaft. — Ein Wort über den Unterschied zwischen Staat und Kirche.

(*A. Vinet*, De la liberté des cultes [1826] S. 181—182; 184—185.)

Ces deux sociétés, existant dans des buts différens, et reposant même sur des principes opposés, sont, par leur nature, absolument indépendantes l'une de l'autre. N'y eût-il point de société civile, la société religieuse n'en serait pas moins possible, avec tous ses effets essentiels; et quand la société religieuse n'existerait pas, la force des choses maintiendrait la société civile. Il n'y a entre elles qu'un genre de relation admissible: elle consiste dans l'influence purement morale de la société religieuse sur la société civile. Les sentimens du cœur n'ont pas pu créer la société; mais ces sentimens peuvent lui communiquer un genre de vie différent de celui qu'elle tient de la force des choses, ou, en d'autres termes, de l'intérêt. . . . Il est même plus exact de dire que c'est l'esprit religieux, et non la société religieuse, qui influe sur la société civile. . . .

A l'aspect des maux sans nombre dont la religion a été le prétexte ou l'instrument, rapportons-en la cause à cette erreur fatale qui a établi, entre deux institutions indépendantes, des relations forcées et inévitablement funestes, qui, en substituant à l'influence morale un empire physique, a dénaturé et faussé le caractère de ces deux sociétés à la fois.

V. Rechtswissenschaft.

207. Begriff und Geschichte der Rechtswissenschaft.

(*K. Th. Pütter*, Juristische Encyklopädie [1846] S. 296—306.)

I. Die Rechtswissenschaft oder die Wissenschaft des Rechts ist die vernünftige Erkenntniß des wirklichen Rechtes in seiner Nothwendigkeit und Wahrheit: — als des vernünftigen Willens in den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen.

Zur Erkenntniß der Rechtswissenschaft gehört aber 1) die Einsicht der allgemeinen Möglichkeit des Rechtes im vernünftigen Denken und Gedanken.

Diese gewährt die sogenannte Philosophie, — besonders in dem sog. Naturrecht oder Vernunftrecht oder der Rechtsphilosophie, indem sie die Gesetze des gegenseitigen Verhaltens und Verhältnisses der Menschen aus der vernünftigen Menschennatur: aus der praktischen, werkthätigen, wollenden Vernunft oder dem vernünftigen Willen, wie er sich selbst bestimmt, setzt, will und weiß, in vernunftnothwendiger Folge herleitet [1]).

2) Das Andere ist die Rechtsgelahrtheit oder Rechtsgelehrsamkeit, — die Kenntniß des wirklichen Rechts. Da eine gründliche Erkenntniß selbst des eben jetzt geltenden Landesrechtes ohne Erforschung und Kenntniß seiner Entstehung, Entwicklung und Gestaltung nicht wohl möglich ist, so rechnet man die Rechtsgeschichte jetzt ziemlich allgemein mit zur Rechtsgelahrtheit, während man sonst die Kenntniß der geltenden Gesetze darunter verstand, wie sie eben gelten oder angewendet werden.

3) Die Rechtswissenschaft ist die Vereinigung oder Einheit der Beiden, die vernünftige Erkenntniß des Rechts, als eines wahren, als des vernünftigen Willens eines freien Volks in seinen gegenseitigen Verhältnissen.

Das Naturrecht kann nur die allgemeinsten Rechtsgesetze aufstellen, welche jedoch in ihrer abstracten, unbestimmten Allgemeinheit keine Anwendung auf die wirklichen Verhältnisse der Menschen und Völker finden, weil diese besondere, durch die verschiedenen Natur- und Lebensverhältnisse, Schicksale und Thaten der Völker verschieden, oft sehr eigenthümlich gestaltet sind.

Die Rechtsgelehrsamkeit hat diese eigenthümlichen Rechtsgesetze kennen gelernt. Allein sie weiß nur, daß sie so lauten und sind und etwa, wie sie entstanden und verändert sind, aber nicht, daß oder ob und warum sie so, wie sie sind, sein und werden müssen.

Erst in der Rechtswissenschaft erhält die Rechtsphilosophie den rechten Inhalt und die Rechtsgelahrtheit die rechte Form und das wahrhafte Selbstbewußtsein ihrer Nothwendigkeit. Denn sie erforscht und erkennt die Entstehung wie des Rechts so auch jedes Rechts aus dem vernünftigen Willen eines jeden freien Volkes und den nothwendigen Fortschritt der Rechte wie der Völker und der Menschheit in und mit der fortschreitenden Vernunftbildung. Sie kann und muß daher jedem Volke und seinem Rechte volle Gerechtigkeit und die Anerkennung widerfahren lassen, daß sein Recht, soweit es wirklich gegolten, sein freier Wille, vernünftig und gut *(sic!)*, seiner Vernunftbildung und Gesittung angemessen, ihm damals wahres Recht gewesen.

II. Die Rechtswissenschaft ist noch neuerer Entstehung als die allgemeine und Denkwissenschaft. Denn, obgleich das Recht und Rechtsgefühl in seinem Widerstreit gegen den unsittlichen Aberglauben den Zweifel, und dieser die Philosophie hervorruft, so wendet sich doch das vernünftige Nachdenken zunächst nicht auf das Recht, sondern auf Grund und Ursach der Weltordnung und auf sich selbst oder vielmehr auf das Wort und den Gedanken. Erst dann, wenn der vernünftige, allgemeine Wille in seiner Macht und Herrlichkeit hervorgetreten und von der Willkür verdrängt worden, wendet sich die Philosophie auch auf den Staat, seine Verfassung, seine Gesetze und Einrichtungen.

Wie tief und klar die großen hellenischen Denker, besonders P l a t o und A r i s t o t e l e s, Natur und Wesen des Freistaats erfaßt und dargestellt haben, ist oben gezeigt worden. Sie haben die S t a a t s k u n s t zur S t a a t s w i s s e n s c h a f t erhoben.

Da indeß die Staats- oder doch die Staats-

rechtswissenschaft bei uns nur ein Theil der Wissenschaft des Rechts ist, der wegen des bisherigen Mangels an staatlichem Leben gegen das Privatrecht entschieden zurücktrat, so mochte man die großen Meister derselben, weil sie dieses ebenso wenig und noch weniger kennen und anerkennen als der hellenische Staat, gar nicht für Rechtsgelehrte gelten lassen, sondern hat diesen Namen erst den römischen Jureconsultis beigelegt, welche auch und vornehmlich die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen und Bürger als Privatpersonen nach ihrem römischen Recht und Sinn gar trefflich erörtert haben.

Ob aber diese Rechtskundigen, Rechtsverständigen — *Juris periti*, *Juris prudentes*, *Juris consulti* — mit jenen griechischen Staatsweisen oder Philosophen gleichgestellt werden dürfen, ob ihre *Juris prudentia* wirkliche Rechtswissenschaft — *Sapientia* — gewesen, möchte bei aller Achtung vor ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Scharfsinn und Fleiß und vor den Ergebnissen ihrer Arbeit — der feinsten Ausbildung des Privatrechts, woran wir uns noch jetzt erfreuen und erbauen, billig bezweifelt werden können.

Sie wußten oder fühlten wohl, daß das Recht trotz der Mannigfaltigkeit seiner Bestimmungen, Ordnungen, Gesetze ein einiges, in allen seinen Theilen mit sich selbst übereinstimmendes, gegliedertes Ganze, eine einige Gesammtheit, ein System: Ars ist. Schon Celsus sagte: *Jus est ars boni et aequi*, [2]) und Cicero hielt es für gut und nicht schwer das bürgerliche Recht in ein System, *in artem*, zu bringen[3]). Allein, obgleich er wußte, daß ohne gründliche Kenntniß und Einsicht in das Wesen der Dinge und ohne Einigung aller Theile es nicht möglich sei [4]), und wiewohl er philosophische Bildung und einen ganz guten Begriff vom Recht hatte [5]): daß es in der Natur der Dinge — Verhältnisse liege, ihr Begriff sei, so ist doch weder von ihm noch von den großen römischen Rechtsgelehrten ein wirkliches System oder eine Wissenschaft des römischen Rechts uns überkommen [6]).

Ein System der Wissenschaft haben freilich auch Plato und Aristoteles nicht gegeben. Allein, wenn man das auch nicht verlangt, so läßt sich doch wenigstens eine richtige Eintheilung erwarten. Nun theilte aber Sabinus das Recht in Verlassenschaften, Forderungen und Judicia ab: Julian nach den *Partes Edicti*, und der feinste und klarste Denker unter den classischen Juristen, Domitius Ulpianus, einst Præfectus Prætorio d. i. oberster Richter und Großkanzler des römischen Weltreichs, sagt in seinem Lehrbuch des Rechts — *Institutiones* [7]) nachdem er das Recht als *ars boni et æqui* und als die wahre nicht vorgebliche Weltweisheit — *veram philosophiam, non simulatam* — gepriesen, das Recht habe zwei Theile: öffentliches und Sonderrecht: — *publicum, quod ad statum rei Romanæ spectat; privatum, quod ad singulorum utilitatem.* Jenes bestehe in den Opfern, Priestern und Obrigkeiten: *publicum ius in sacris, in sacerdotibus, in magistratibus consistit;* als wenn die Bürger und die Volksversammlung gar kein Staatsrecht hätten, dieser nicht von Rechtswegen die höchste gesetzgebende und Staatsgewalt gebührte, und als ob ein *jus gentium* nicht vorhanden wäre: freilich überwog damals die Bureaukratie schon, allein in einem Lehrbuch gilt Recht und Gesetz. Dann heißt es weiter: das Privatrecht sei dreitheilig *tripartitum: collectum enim est ex naturalibus præceptis aut gentium aut civilibus;* also nach dem zufälligen, geschichtlichen Ursprung, statt nach der Natur und Gliederung des Rechts.

Diese natürliche Gliederung, welche die römische Sprache so bestimmt und klar ausdrückt, indem sie das Caput: gesammte Recht des Bürgers: als Privatperson in *connubium* und *commercium*: Familien- und Vermögensrecht oder genauer — — Rechtsfähigkeit abtheilt, finden wir auch in der beliebten gewöhnlichen Eintheilung bei Gajus *(Institutiones)* [8]) nicht: *Omne jus, quo utimur, vel ad personas pertinet vel ad res vel ad actiones.* — Freilich bezieht sich alles Recht auf die Personen oder auf die Dinge oder Rechte oder auf die Klagen d. h. den Proceß. Allein in das Privatrecht gehört nächst der Lehre von der Privatrechtsfähigkeit *caput — persona standi in judicio* — und der Rechtsunfähigkeit der Sklaven — [9]) nur das Familienrecht: die Lehre von den gegenseitigen Verhältnissen der Verwandten zu einander, also was das *connubium* umfaßt oder gewährt. Aber auch alle übrigen Rechte beziehen sich auf die Personen, sind Beziehungen oder gegenseitige Verhältnisse derselben in Beziehung auf die irdischen Dinge: Sachen und Schuldforderungen [10]). Der Proceß aber, wodurch die Person zu ihren Rechten kommt, gehört mehr dem öffentlichen als dem privaten Rechte an. Auch die übrige Anordnung ist nicht viel besser. Die wichtigsten Begriffsbestimmungen, welche oft nur Beschreibungen nach der äußeren Vorstellung sind, werden gelegentlich, *(ad vocem)* bei der ersten Erwähnung des Worts gegeben und da, wo sie hingehören, öfters vermißt.

In ihren Handbüchern *(Digesta)* folgten sie gewöhnlich der Ordnung des prätorischen Edicts

und knüpften die naheliegenden und verwandten Stücke hier und da an, wie es sich eben schickte; — gewiß sehr zweckmäßig aber nicht wissenschaftlich!

Wenn man von der wissenschaftlichen Form und Eintheilung absieht, so ist die römische Jurisprudenz bewunderungswürdig.

Die römischen Rechtsgelehrten verbinden mit der genauesten Kenntniß der Lebens- und Rechtsverhältnisse einen fast unfehlbaren Tact für das Rechte und einen Scharfsinn, wie er nur nach gründlicher, wissenschaftlicher Vorbildung durch tiefes Nachdenken und lange Uebung in den Geschäften gewonnen werden mag. Keiner von Allen scheint bloß Lehrer oder Schriftsteller gewesen zu sein, die meisten haben sich als Sachwalter und Richter ausgebildet und bewährt, und die drei größten: Papinian, Ulpian und Paulus in den höchsten Staatsämtern gestanden: einer nach dem andern die Rechtspflege und gesammte Staatsverwaltung als Præfectus Prætorio geleitet. Sie haben das römische Recht der Vollendung entgegengeführt, worin es als die beste und reifste Frucht des römischen Geistes noch heute bewundert wird.

Nach ihrer Zeit trat aber auch in Folge der Prätorianerherrschaft ein fast plötzlicher Verfall der Jurisprudenz ein. Die Richter hielten sich in Ermanglung eigner Rechtskenntniß und Einsicht an die Aussprüche der älteren (s. g. classischen) Juristen zwischen Hadrian und Alexander Sever, die ihnen eben bekannt waren oder von den Parteien vorgelegt wurden. Denn alle die oft verschiedenen bisweilen einander widersprechenden Meinungen derselben und ihre Gründe zu kennen — geschweige zu prüfen —, war schon wegen der großen Menge der Schriften faßt unmöglich. Am meisten richtete man sich nach denjenigen der eben genannten großen Juristen.

Es war daher eine Wohlthat für die Rechtspflege, daß Valentinian III. in dem s. g. Citir-Gesetz (Cod. Theod. I. 4) bestimmte, daß nur die Werke von Papinian, Ulpian, Paulus, Gaius und Modestin im Gerichte angeführt und mit den von ihnen gebilligten Aussprüchen anderer Schriftsteller der Entscheidung zum Grunde gelegt werden sollten.

Als später Justinian I. seine große Gesetzsammlung machte, verbot er alles Commentiren derselben — *ne verbositas eorum aliquid legibus nostris adferat ex confusione dedecus*, *quod et in antiquis edicti perpetui commentationibus factum est.* (*Const. de confirm. Dig.* 21).

Das Commentiren oder Paraphrasiren war aber seit Jahrhunderten fast die einzige Art rechtsgelehrter Schriften. Nach Justinian finden sich einige Auszüge aus seinen Rechtsbüchern: *Leges militares*, *nauticæ*, *rusticæ*. Von selbständigem Forschen und Nachdenken keine Spur!

Auch die griechische Verarbeitung der Justinianischen Rechtsbücher nach Materien, welche K. Basilius (867 — 886) bewerkstelligen ließ (Basiliken), hat zwar großen praktischen Nutzen, aber kein wissenschaftliches Verdienst, zumal sie meist aus älteren Uebersetzungen geschöpft ist.

Im Abendlande war, wie oben erzählt, mit der gesammten höheren Gesittung und Bildung auch die Rechtsgelahrtheit durch die Völkerwanderung gänzlich zu Grunde gegangen. Nur einzelne Spuren haben sich erhalten, bei *Bœthius de consolatione phil.* Bruchstücke aus den alten Juristen.

Ueber den Unterricht der Glossatoren ist oben berichtet. Außer den Glossenapparatus haben sie auch Summae, kürzere Darstellungen des Rechts, und Lecturae, weitläufige Commentarien über Text und Glossen zum praktischen Gebrauch geschrieben und daneben Casus, Rechtsfälle zum Selbstudium so wie Repetitiones und Quaestiones, Erklärungen und Verhandlungen von Rechtsfragen mit Gründen und Gegengründen zum Gebrauch beim Disputiren. Tractatus, Abhandlungen dagegen waren sehr selten.

Desto häufiger sind sie bei den s. g. Commentatoren. Seit durch Bartolus de Saxoferrato die dialektische Methode in Gang gekommen, wurden auch die Lecturæ oder Commentarien immer weitläufiger: man bemühte sich durch Anwendung der *liberales artes* ein System aufzustellen.

Dann fanden die historischen und philologischen Studien und damit die Kritik der Quellenlesarten auch bei den Juristen Eingang, welche nun in ihren Vorlesungen die Glossatoren und Scribenten immer weniger berücksichtigten. Am weitesten ist darin Cujas gegangen, der über die Fragmente eines Juristen z. B. des Ulpian Vorlesungen hielt. Er hatte jedoch praktische Collegen.

Endlich kam die Ramische Methode auf: Dichotomie und *quatuor causæ: efficiens*, *formalis* (Erfordernisse) *materialis* (Object), *finalis* (Zweck). Matth. Wesenbeck († 1586) hat am meisten zu ihrer Verbreitung in Deutschland und dadurch zur Verbesserung der Lehrweise beigetragen, nächst ihm Lauterbach († 1678).

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fand dieselbe überhaupt mehr Eingang. Weil man das praktische Bedürfniß mehr und mehr berück-

sichtigen mußte und auf Baro's Vorschlag in vier Jahren das ganze civil- und kanonische Recht lehren wollte, bedienten sich die Professoren jetzt meist der Compendien, welche immer systematischer wurden; in Deutschland besonders des s. g. kleinen *Struv* bis J. Gottlieb *Heineccius* die axiomatische Methode aufbrachte und einführte. Daneben fand *Wolfs* mathematische Methode bei den Rechtsgelehrten mehr Beifall und Eingang, Beide haben jedoch wesentlich die neuere streng-wissenschaftliche Methode vorbereitet, welche seitdem mit allen Kräften angestrebt worden ist.

Die historisch-dogmatische Lehrweise, welche schon öfters als die jetzige, rechtswissenschaftliche bezeichnet worden ist, pflegt dem Staatsrechtslehrer J. St. Pütter in Göttingen, der damit eine neue Rechtsschule begründet, zugeschrieben zu werden, und in der That hat er sich nicht bloß um das deutsche Recht, sondern auch um die Rechtswissenschaft überhaupt große Verdienste erworben.

Große, vielleicht größere Meister sind aus seiner Schule hervorgegangen. Namentlich in *geschichtlicher* Erkenntniß ist er nicht nur im römischen Rechte von C. F. v. Savigny, Hugo, Niebuhr, Walter etc., sondern auch im Deutschen von C. Fr. Eichhorn und J. Grimm weit übertroffen.

In dogmatischer Beziehung war der Einfluß der wesentlich antidogmatischen kantischen Philosophie auf die Rechtswissenschaft und ihr System kein günstiger. Fast jeder Rechtslehrer oder Schriftsteller hatte und hat sein eignes System d. h. eine gewisse, ihm angemessen scheinende oder bequeme Ordnung und Abfolge der einzelnen Rechtslehren. Da nun hieraus, außer der Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit keinerlei Nutzen für die Rechtserkenntniß erwuchs noch erwachsen konnte, so ist das System und damit die eigentlich s. g. Wissenschaft gegen die geschichtliche Erkenntniß so sehr in den Hintergrund getreten, daß Manche nicht einmal mehr die Begriffsbestimmungen an die Spitze oder an das Ende ihrer Lehren gestellt und damit ihre höchst gelehrten Werke der Brauchbarkeit beraubt haben.

Erst in neuster Zeit hat auch die *Form* ihr Ansehen wieder gewonnen, indem man allgemein erkennt und anerkennt, daß das Recht nur in und vermittelst derselben vernünftig begriffen, als wahr und nothwendig erkannt werden mag.

[1]) Durch den Namen *Naturrecht* haben sich Manche verleiten lassen, die Gesetze für die menschliche Gesellschaft aus der natürlichen d. i. nichtvernünftigen Natur herzuleiten, welche sie den Menschen in einem vermeintlichen Naturzustande halbthierischer, halbteuflischer Wildheit beigelegt, indem sie von allem *vernünftigen* Denken, worin das eigentliche und eigenthümliche Wesen des Menschen besteht, — möglichst abstrahirten und nur die bösen Begierden, Triebe und Leidenschaften übrig ließen.

Andere sind von dem natürlichen, unmittelbaren Bewußtsein des gemeinen gewöhnlichen Menschen oder von dem eignen Rechtsgefühl als der lautersten Quelle ausgegangen und nach der zufälligen Verschiedenheit des Rechtes, worin sie gelebt und wodurch sie meist unbewußter Weise bestimmt worden, zu gar mancherlei verschiedenen Naturrechten und Gesetzen gekommen, welche nie und nirgends gelten konnten.

[2]) *Ulpian in Fr.* 1. *pr. D. de Just. et Jure* 1. 1 sagt mit Recht: *Celsus eleganter definit.* Man darf aber freilich nicht übersetzen: „Das Recht ist die Kunst des Guten und Billigen.“ Sondern *Ars* ist System (s. Note [4]) und *æquum* heißt recht.

[3]) *Cicero de oratore I*, 17. *Gell. Noct. Att. I*, 22.

[4]) *Cicero de orat. I.* 20. *Artem vero negabat esse ullam, nisi quæ cognitis penitusque perspectis et in unum spectantibus et nunquam fallentibus rebus contineretur. cfr. Cic. Brut. c.* 41.

[5]) *Cic. de legg. II*, 4. *Jus* oder wie er nach dem Griechischen *νόμος* sagt: *Lex est ratio a rerum natura profecta.*

[6]) *Cicero Brut.* 41, schreibt seinem Freunde Serv. Sulpicius Rufus vor allen Rechtskundigen Wissenschaft zu: *artem in hoc uno, quod nunquam effecisset ipsius iuris scientia, nisi eam prœterea didicisset artem, quæ doceret rem universam tribuere in partes, latentem explicare definiendo, obscuram explanare interpretando, ambigua primum videre, deinde distinguere, postremo habere regulam, qua vera et falsa iudicarentur et quæ quibus positis consequentia, quæque non essent consequentia. Hic attulit hanc artem — quasi lucem ad ea, quæ confuse ab aliis aut respondebantur aut agebantur etc.* Seine Schriften sind uns nicht erhalten.

[7]) *Fr.* 1. *D. de Just. et Jure I*, 1.

[8]) *Gaj. Inst. I*, 28 und *Fr.* 1. *de statu hom. I*, 5.

[9]) *Nullum caput habuit servus*, §. 47, *I. de capite minutis I*, 16.

[10]) *Hermogenian in fr.* 2. *D. de statu hom. I*, 5 *cum igitur hominum causa omne jus constitutum sit.*

208. Ein Urtheil über das sog. Naturrecht.

(*Hugo*, Lehrbuch des Naturrechts als Philos. des positiven Rechts [1819] S. 7—9.)

Die gewöhnlichste Verbindung zwischen Philosophie und Recht ist die, daß man einen Inbegriff von juristischen Wahrheiten aus bloßen Vernunftgründen darzuthun versuchte. Dies geschah zuerst da, wo kein positives Recht stattfinden konnte, weil keine Obrigkeit da war, unter unabhängigen Völkern, und für die Angelegenheiten dieser unter einander brauchte man das bei den Römern viel mehr umfassende Wort *jus gentium*, welches man denn durch *droit des gens*, Völkerrecht, übersetzte. Erst viel später wurde dabei auf die neuere europäische Geschichte mehr Rücksicht genommen, um zu dem ganz Allgemeinen auch etwas Positives hinzuzusetzen, was aber freilich nur insofern juristisch sein konnte, als eine einzelne Obrigkeit ihre Untergebenen dazu anhielt.

Ein anderes Verhältniß, welches nicht nach dem positiven Rechte beurtheilt werden konnte, also der Philosophie anheimfiel, war das zwischen Obrigkeiten und Untergebenen überhaupt, in wie weit jene befehlen und diese etwa sich widersetzen dürften, was das allgemeine Staatsrecht hieß.

Für das Völkerrecht sowohl als für das allgemeine Staatsrecht gieng man davon aus, was einzelne Menschen auch ohne Obrigkeit einander schuldig seien, und zwar ohne alle Rücksicht auf das Positive. Seit Thomasius entstand aber die Frage, ob man dabei nicht besser thue, wenn man dem Juristischen näher bleibe, und alle Pflichten bloß insofern zusammenstellte, als zu ihrer Erfüllung Zwang stattfinde. Sowohl die, welche das Naturrecht zu einer solchen bloßen Todtschlagsmoral machten, als die, welche sich nicht darauf einschränkten, sahen aber gewöhnlich das positive Recht, wie es bei uns war, entweder bloß das gemeine, römische, oder auch wohl manches andere, für das an, was die Vernunft lehre, und nur selten hielt man dabei die Rücksicht auf eine Obrigkeit für sehr erheblich, denn ohne sich auf die Frage, was rathsam sei, einzulassen, konnte man meistens nur wiederholen, was vorher schon behauptet worden war. Das Naturrecht war denn eine mehr oder weniger vollständige Encyklopädie unseres positiven Rechts, die dadurch, daß sie fast alles bei uns Bestehende für wesentlich ausgab, geradezu jeder freieren philosophischen Ansicht entgegen wirkte.

209. Zur principiellen Rechtswissenschaft. — Entstehung des Rechtes überhaupt.

(*G. F. Puchta*, Cursus der Institutionen I. [1845] S. 26—29.)

Es ist gesagt worden, das Recht komme in dem menschlichen Bewußtsein zum Dasein, und dieses Bewußtsein hat sich uns näher als das Volksbewußtsein zu erkennen gegeben. Aber zum wirklichen Dasein des Rechts reicht das bloße Bewußtsein von demselben nicht aus. Eine Realität können wir dem Recht seiner Natur nach nur dann zuschreiben, wenn die Lebensverhältnisse wirklich nach seinen Vorschriften geordnet werden. Das Recht besteht aus Vorschriften, es fordert, daß Etwas gethan oder Etwas unterlassen werde; das Rechtsbewußtsein ist daher zugleich der Wille, daß was dem Recht gemäß sei, geschehe. Mit dem Recht ist die Möglichkeit des Unrechts gegeben, eines factischen Zustandes, welcher den Vorschriften des Rechts nicht gemäß ist. Auf die Realisirung des Rechts, auf die Beseitigung des Unrechts ist der Wille der Rechtsgenossen gerichtet; dieser Wille aber bedarf ein Organ, um ausgeführt zu werden. Dieses Organ nun, worin sich der gemeinsame Wille verkörpert, und wodurch er seine Ausführung erhält, ist die Obrigkeit, durch deren Existenz das Volk ein bürgerliches Gemeinwesen, ein Staat wird.

Dieselbe Kraft, welche das Recht hervortreibt, bildet auch den Staat, ohne welchen das Recht nur ein unvollständiges Dasein, eine precäre Existenz hätte, ohne den der gemeinsame Wille, auf dem das Recht beruht, mehr ein Wunsch, als ein wirklicher, kräftiger Wille sein würde.

Volk und Staat hängen aufs genaueste mit einander zusammen. Die nationale Verbindung ist

der Grund, auf welchem die politische errichtet wird, sie ist die Seele und das Leben, welches den Organismus des Staats durchdringt. . . .

Dessen ungeachtet sind die Begriffe Volk und Staat wohl zu unterscheiden.

Der Staat ist nicht eine natürliche Verbindung, wie das Volk, wenn gleich auf dieser natürlichen Grundlage errichtet. Die Staaten entstehen, wie das Recht selbst, durch den menschlichen Willen. Dies darf nicht mißverstanden werden. Vor Allem ist dies nur in dem Sinne, wie auch von dem Rechte zu behaupten. Wie das Recht, so ist auch der Staat in seinem ersten Ursprunge etwas von Gott Gegebenes: Obrigkeit und Gehorsam gegen dieselbe sind von Gott, des Menschen Sinn hat das nicht erfunden, aber die Bildung und Entwickelung der Staaten und ihrer Verfassung ist von dem Schöpfer dem menschlichen Wege, der Freiheit, dem Willen des Menschen überlassen worden. Sodann ist es nicht der Wille der Einzelnen, welcher den Staat bildet; dieser würde nie ein organisches Wesen, wie es der Staat ist, hervorzubringen vermögen, und nie ist ein Staat auf diese Weise zu Stande gekommen. Sondern der Wille des Volks, der Wille, den die Menschen als Glieder dieser Verbindung haben, ist die natürliche Quelle des Staates und seiner Verfassung; der Volksgeist bringt den Staat, wie das Recht hervor, indem er die Glieder des Volks in dem Willen, dieser Obrigkeit, als dem Organ des Rechts, sich zu unterwerfen, vereinigt.

Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gründeten den Staat auf den Willen der Einzelnen, auf einen Vertrag, den diese mit einander geschlossen hätten, einen Gesellschaftsvertrag, *contrat social*. Bei den Neueren dagegen hat sich die Ansicht sehr empfohlen, welche den Staat wie ein Naturgewächs betrachtet, dessen Bildung von dem menschlichen Willen unabhängig sei. Beide Theorien sind von der Wahrheit gleich weit entfernt, die Wahrheit einer jeden liegt nur in ihrer Negation der andern.

Aus dem Bisherigen ergibt sich auch das Verhältniß des Staats zu dem Recht. Das Recht entsteht nicht erst durch den Staat, dieser setzt vielmehr ein rechtliches Bewußtsein, ein Recht schon voraus, welches zu schützen seine Hauptaufgabe ist. In dem Irrthum, den Staat als die Quelle des Rechts zu betrachten, bewegen sich die meisten Politiker, von denen die eine Partei das Recht von der Obrigkeit, die andere (um die Begriffe gänzlich auf den Kopf zu stellen) von dem Volke im politischen Sinne, den Regierten im Gegensatz zu dem Regenten, ausgehen läßt. Beide Ansichten sind unrichtig; der Ursprung des Rechts liegt außerhalb des Staats, und zwar nicht bloß in Beziehung auf seine übernatürliche Entstehung durch Gottes Gebot, sondern auch auf seine natürliche durch den nationellen Willen. Dieser Wille ist nicht der Wille des Volks als eines Bestandtheils des Staats, sondern des Volks als der natürlichen Verbindung, welche das Fundament des Staats ist. Der Staat setzt das Recht voraus, ist aber hinwiederum dessen nothwendige Ergänzung. Beide haben jene übernatürliche und natürliche Entstehung mit einander gemein: sie beruhen auf Gottes Ordnung, und auf dem Willen, den der Mensch als Glied einer Nation hat.

210. Fortsetzung. — Entstehung des historischen oder positiven Rechtes.

(Dasselbe Buch S. 30.)

Die Entstehung des Rechts aus dem Volksgeist ist eine unsichtbare. Wer würde es unternehmen, den Wegen zu folgen, auf welchen eine Ueberzeugung in einem Volke entspringt, keimt, wächst, sich entfaltet, hervortreibt? Die es unternommen haben, sind meistens von irrigen Vorstellungen ausgegangen. Einige meinten, dem Volke würden solche Ueberzeugungen von außen, durch unterrichtete Männer, eingelernt. Andere dachten sich die Sache so, daß was irgend Einer im Volke vormache, das machten die Andern nach, und wenn diese endlich die Mehrheit des Volks seien, so bilde sich das Volk vermöge der Macht der Gewohnheit ein, das müsse so sein. Mit dergleichen abenteuerlichen Erfindungen suchte man das Verborgene ans Licht zu ziehen, und dem anstößigen Unsichtbaren ein bequemes Handgreifliches zu substituiren. Die dagegen weniger materialistische Anschauungen hatten, haben höchstens vermocht, einzelne abgerissene Puncte der in ihrem Zusammenhang unerforschten Bahn wahrscheinlich zu machen.

Was uns sichtbar ist, das ist nur das Entstandene selbst, das Recht also, nachdem es aus der dunklen Werkstätte, in der es bereitet wurde, hervorgetreten und wirklich geworden ist. Es kann bei seiner Entstehung eine dreifache Gestalt annehmen: 1. als unmittelbare Ueberzeugung der Glieder des Volks, die in ihren Handlungen sich offenbart (Gewohnheitsrecht); 2. als Gesetz (gesetzliches oder promulgirtes Recht); 3. als Product einer wissenschaftlichen Deduction (Juristenrecht). Die Organe, welche dem Recht diese seine sichtbare Gestalt geben, nennt man Rechtsquellen; solche sind die unmittelbare Volksüberzeugung, die Gesetzgebung, die Wissenschaft.

211. Fortsetzung. — Das System der Rechtsverhältnisse.

(Dasselbe Buch, S. 50—54.)

Die Aufgabe des Rechts läßt sich ihrem Gegenstande nach im Allgemeinen so bezeichnen: die Beziehungen der Menschen sollen durch das Recht bestimmt, ihre Verhältnisse zu Rechtsverhältnissen werden. Die Rechtsverhältnisse sind Beziehungen der Menschen auf einander. Da aber der Mensch in dem Rechte als Person steht, so können wir diesen Begriff sogleich bestimmter so fassen: sie sind Beziehungen der Personen als solcher auf einander.

Hier leuchtet nun sogleich ein, daß die menschlichen Verhältnisse nicht in ihrem vollen Umfang in das Gebiet des Rechts, in die Reihe der Rechtsverhältnisse eintreten. Denn sowie der Begriff der Person auf einer Abstraction beruht, indem wir nicht das ganze Wesen des Menschen in jenen Begriff herübernehmen, sondern unmittelbar nur die Eigenschaft, daß er Willenssubject ist, auffassen, und seine übrigen Qualitäten nur mittelbar, um ihres näheren oder entfernteren Zusammenhangs mit jener willen, in Ansatz bringen, — ebenso erstreckt sich diese Abstraction auf die Verhältnisse der Menschen, die sich manchen Abzug, manche Modification müssen gefallen lassen, um als Verhältnisse der Personen als solcher, als Rechtsverhältnisse gelten zu können. Wenn ein Mann, von einem langwierigen Krankenlager aufgestanden, um die Heilungskosten zu bezahlen, den durch seine Arbeitsunfähigkeit über die Seinigen hereingebrochenen Mangel aufs nothdürftigste zu stillen, und sein Geschäft wieder beginnen zu können, seinen wohlhabenden Nachbar, dem er in besserer Zeit durch Rath und That zu seinem Wohlstand verholfen hat, um ein Darlehen anspricht, und es gegen die üblichen Zinsen erhält, wie viel müssen wir von diesem zusammengesetzten Verhältniß weglassen, um zu der reinrechtlichen Gestalt desselben zu gelangen! Welch eine Abstraction gehört dazu, das Verhältniß jenes Mannes und das des Reichen, der, um durch eine neue Speculation Tausende zu seinen Tausenden zu gewinnen, ein Capital aufnimmt, als gleiche zu betrachten, wie sie es rechtlich in der That sind.

Man sieht zugleich, daß durch die Herbeiziehung der verschiedensten Verhältnisse auf das Rechtsgebiet die Rechtsverhältnisse selbst an und für sich noch gar nicht vermehrt werden, da es möglich ist, daß Verhältnisse, die als menschliche überhaupt disparat sind, in ein und dasselbe Rechtsverhältniß sich zusammenziehen. Es hat dies denselben Grund, aus welchem durch die Entdeckung neuer Thier- und Pflanzengattungen kein neues Recht entsteht. Indem sie für das Recht unter den gleichmäßigen Begriff der Sachen fallen, sind die Gegenstände der rechtlichen Unterwerfung dadurch nicht mannigfaltiger geworden.

Unter jenem Vorbehalt größerer oder geringerer Modification ist keine Gattung der menschlichen Verhältnisse (vorausgesetzt nur, daß es Beziehungen zu anderen Menschen sind) von der Möglichkeit, eine rechtliche Gestalt zu erhalten und zum Rechtsverhältniß zu werden, ausgeschlossen. Je weiter aber ihr Inhalt von dem Princip des Rechts abliegt, desto bedeutender wird jene Modification sein, und desto eher werden sie sich der rechtlichen Gestaltung ganz entziehen.

Fassen wir nun die Rechtsverhältnisse selbst ins Auge, so ist nicht zu verkennen, daß etwas Schwankendes und Bewegliches in diesem Begriffe liegt. Kein Rechtsverhältniß derselben Art sieht dem andern völlig gleich, wenn wir die besonderen factischen Umstände dazu ziehen; lassen wir diese aber auch außer Anschlag, so werden sich doch selbst durch die Mischung der bloß rechtlichen Elemente stets neue Combinationen ergeben.

Sie hat etwas Verführerisches, die Betrachtung

der Rechtsverhältnisse, wie es verführerisch ist, sich auf den wechselnden Wellen schaukeln zu lassen, statt den festen, harten Grund zu suchen. Es scheint dem lebendigen Wesen der Sache so angemessen, das System des Rechts auf die Verhältnisse, statt auf den schroffen Begriff der Rechte zu bauen.

Die bewegliche, einer bestimmten Begrenzung widersprechende Natur der Rechtsverhältnisse soll durch ein (dem System des heutigen R. R. von Savigny entlehntes) Beispiel anschaulich gemacht werden. Zwei Brüder stehen in väterlicher Gewalt; einer leiht dem andern; sie werden Erben ihres Vaters; der Empfänger des Darlehens zahlt es zurück. Kann er behaupten, bezahlt zu haben, was er nicht schuldig war, und es mit der *condictio indebiti* wiederfordern? (*L.* 38 *D. de cond. indeb.* 12, 6). Setzen wir nun: einer von beiden Brüdern ist vor dem Tode des Vaters emancipirt worden; er hat sein Peculium, er hat es nicht behalten; oder es ist nur einer von ihnen Erbe geworden; oder gar keiner; oder der Empfänger hatte noch nicht gezahlt; oder es war kein Darlehen, sondern ein anderes Geschäft, das sie geschlossen haben u. s. f. In allen diesen Fällen wäre das Rechtsverhältniß ein neues, man sieht, dies geht ins Unendliche. Wo soll das System der Rechtsverhältnisse seinen Schluß finden, wenn nicht in den Rechten, welche die Einheit dieser für sich unbestimmbaren Mannigfaltigkeit bilden? Die Rechte eben sind es, deren Combinationen nur die Rechtsverhältnisse sind. In der That ist denn auch die Absicht, die Rechtsverhältnisse als durchgehende Leiter für die Auffassung des Rechts anzunehmen, nie ausgeführt worden; man ist sofort wieder auf die Rechte zurückgekommen, nur daß man sie, wie es oft geschieht, dann selbst Rechtsverhältnisse genannt hat.

Alles dies darf nicht so verstanden werden, als gebe es gar kein System der Rechtsverhältnisse. Es gibt ein solches, nur hat jener unbestimmte Zug nach den Verhältnissen weit über das wahre Ziel desselben hinausgeführt.

Rechtsverhältnisse sind Beziehungen der Personen auf einander. Diese Beziehungen sind unendlich mannigfaltig, aber sie sammeln sich zu gewissen organischen Complexen durch die Verschiedenheit der Personen, unter denen sie bestehen. In dieser Gliederung der Beziehungen nach der Eigenschaft der Personen besteht das System der Rechtsverhältnisse.

Nicht alle Verschiedenheiten der Menschen sind Verschiedenheiten der Personen, und geben daher den Rechtsverhältnissen eine verschiedene Natur. Die Persönlichkeit ist ein Allgemeines, bei den verschiedensten individuellen Zuständen gleichmäßig denkbar, ja sie ist eben die Hervorhebung des Gleichen, was den Menschen ungeachtet ihrer individuellen Ungleichheit zukommt; als Person finde ich mich meinem Mitmenschen gleichstehend, so verschieden er auch von mir in Beziehung auf Talente, Gesinnung, Kraft des Geistes und des Körpers sein möge.

Aber es gibt eine Verschiedenheit der Menschen, welche die Persönlichkeit selbst afficirt, und dadurch zu einer Verschiedenheit der Personen geworden ist. Dies gilt nur von den Eigenschaften, die auf einer dem Menschen gegebenen Bestimmung beruhen, und darum seinem Willen eine eigenthümliche Richtung geben. Der Mensch hat die Bestimmung, theils als Einzelner zu wirken, und sich auf andere Einzelne, theils als Glied eines Ganzen sich auf die anderen Glieder desselben Ganzen als solche zu beziehen. Keine dieser beiden Eigenschaften absorbirt die andere, vielmehr würde keine ohne die andere bestehen können; alles Leben hängt in der Vereinigung des Für sich und Für ein Anderes sein.

Die Persönlichkeit des Menschen und somit seine Rechtsverhältnisse sind verschieden, je nachdem er in einer der folgenden Eigenschaften gedacht wird: 1) als Einzelner, 2) als Glied einer organischen Verbindung: a. der Familie, b. des Volks, c. der Kirche.

Nach diesen Unterschieden scheiden sich die Rechtsverhältnisse in Vermögens-, Familien-, öffentliche und kirchliche Rechtsverhältnisse, und das Recht selbst in Privatrecht (Vermögens- und Familienrecht), öffentliches Recht, Kirchenrecht.

212. Fortsetzung. — Eintheilung des Rechtes.

(*F. C. von Savigny*, System des heutigen römischen Rechts I. [1840] S. 22—28.)

Uebersehen wir nun das gesammte Recht, so unterscheiden wir in demselben zwei Gebiete, das Staatsrecht und das Privatrecht. Das erste hat zum Gegenstand den Staat, das heißt die organische Erscheinung des Volks; das zweite die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse, welche

den einzelnen Menschen umgeben, damit er in ihnen sein inneres Leben führe und zu einer bestimmten Gestalt bilde. Nicht als ob es, wenn wir diese beiden Rechtsgebiete vergleichen, an Uebergängen und Verwandtschaften fehlte. Denn die Familie hat in ihrer dauernden Gliederung, so wie in dem Verhältniß des Regierens und des Gehorchens, unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Staate; und eben so treten die Gemeinden, die doch wahre Bestandtheile des Staates sind, nahe an das Verhältniß der Einzelnen heran. Dennoch bleibt zwischen beiden Gebieten ein fest bestimmter Gegensatz darin, daß in dem öffentlichen Recht das Ganze als Zweck, der Einzelne als untergeordnet erscheint, anstatt daß in dem Privatrecht der einzelne Mensch für sich Zweck ist, und jedes Rechtsverhältniß sich nur als Mittel auf sein Dasein oder seine besonderen Zustände bezieht.

Allein der Staat hat zugleich den mannigfaltigsten Einfluß auf das Privatrecht, und zwar zunächst auf die Realität des Daseins desselben. Denn in ihm zuerst erhält das Volk wahre Persönlichkeit, also die Fähigkeit zu handeln. Wenn wir also außer demselben dem Privatrecht nur ein unsichtbares Dasein, in übereinstimmenden Gefühlen, Gedanken und Sitten zuschreiben können, so erhält es im Staat, durch Aufstellung des Richteramtes, Leben und Wirklichkeit. Das hat jedoch nicht den Sinn, daß in dem Leben der Völker in der That eine Zeit vor Erfindung des Staats vorkäme, worin das Privatrecht diese unvollkommene Natur hätte (Naturzustand). Vielmehr wird jedes Volk, sobald es als solches erscheint, zugleich als Staat erscheinen, wie auch dieser gestaltet sein möge. Jene Behauptung also sollte bloß gelten von demjenigen Zustande des Volkes, welcher uns in Gedanken übrig bleibt, wenn wir von seiner Eigenschaft als Staat künstlich abstrahiren. — Hierin erhält zugleich das Verhältniß der Einzelnen zu dem allgemeinen Recht seine Realität und Vollendung. Das Recht hat sein Dasein in dem gemeinsamen Volksgeist, also in dem Gesammtwillen, der in sofern auch der Wille jedes Einzelnen ist. Allein der Einzelne kann sich, vermöge seiner Freiheit, durch das was er für sich will, gegen das auflehnen, was er als Glied des Ganzen denkt und will. Dieser Widerspruch ist das Unrecht, oder die Rechtsverletzung, welche vernichtet werden muß, wenn das Recht bestehen und herrschen soll. Soll aber diese Vernichtung vom Zufall unabhängig werden, und eine regelmäßige Sicherheit erhalten, so ist das nur im Staate möglich. Denn hier allein kann dem Einzelnen die Rechtsregel als ein Aeußeres und Objectives gegenüber stehen. Und in diesem neuen Verhältniß erscheint die des Unrechts fähige individuelle Freiheit als von dem Gesammtwillen gebunden und in ihm untergehend.

Außerdem aber hat der Staat auch den entschiedensten Einfluß auf die Rechtserzeugung im Privatrecht: nicht nur auf dessen Inhalt, wovon noch weiter die Rede sein wird, sondern auch auf die Grenzen der Rechtserzeugung, indem die Volksgemeinschaft innerhalb desselben Staats inniger und wirksamer, in verschiedenen Staaten dagegen, auch bei Stammesverwandtschaft, entfernter und auf vielfache Weise gehemmt sein muß. Eben so wird die Entstehung eines particulären Volksrechts durch die Einheit des Staats zwar nicht ausgeschlossen, aber doch insofern beschränkt, als dadurch jene wesentliche Einheit nicht gefährdet werden darf. Nur würde es irrig sein, in dieser Hinsicht den Einfluß des Staates, in Vergleichung mit anderen Verhältnissen, zu hoch anzuschlagen, oder gar als ausschließenden Bestimmungsgrund zu denken. So bestanden im Mittelalter, nach der Zerstörung des weströmischen Reichs, mehrere germanische Staaten mit theils germanischen, theils römischen Unterthanen; hier hatten die römischen Unterthanen des einen Staates mit denen der andern dasselbe römische Recht; die germanischen Unterthanen der verschiedenen Staaten hatten wenigstens verwandtes Recht; und diese mehr oder weniger vollständige Rechtsgemeinschaft wurde durch die Grenzen der Staaten nicht gestört.

Um die hier aufgestellte Classification der innerhalb des Staates geltenden Rechte gegen den Vorwurf der Unvollständigkeit zu sichern, ist jedoch noch folgende Ergänzung nöthig. Ich will nicht den Staat auf die Zwecke des Rechts beschränken, ja die Theorie soll sich überhaupt nicht anmaßen, die Freiheit individueller Entwicklung durch Aufstellung ausschließender Zwecke der Thätigkeit des Staats begrenzen zu wollen. Dennoch ist seine erste und unabweislichste Aufgabe, die Idee des Rechts in der sichtbaren Welt herrschend zu machen. Dazu nun führt eine zwiefache Thätigkeit des Staats. Erstlich hat derselbe dem Einzelnen, der in seinem Recht verletzt wird, Schutz zu gewähren gegen diese Verletzung; die Regeln, unter welchen diese Thätigkeit steht, nennen wir den Civilprozeß. Zweitens hat er das verletzte Recht an sich zu vertreten und wiederherzustellen, ohne Rücksicht auf das individuelle Interesse. Dieses geschieht durch die Strafe, durch welche der menschliche Wille, im beschränkteren Gebiet des Rechts, das in der

höheren Weltordnung waltende Gesetz sittlicher Vergeltung nachbildet. Die Regeln, unter welchen die Thätigkeit steht, nennen wir das Criminalrecht, von welchem der Criminalproceß nur einen Theil bildet [1]). Civilproceß, Criminalrecht und Criminalproceß, sind demnach Theile des Staatsrechts, und wurden bei den Römern auch so angesehen. Daß uns in neueren Zeiten diese Auffassung fremder geworden ist, hat seinen Grund in folgenden Umständen. Die Handhabung des Criminalrechts ist oft an dieselben Richterbehörden, wie der Schutz des Privatrechts, gewiesen worden, und daher hat auch die Behandlung beider Gegenstände eine ähnlichere Gestalt angenommen. In dem Civilproceß ist aber die Thätigkeit des Staats mit den Rechten der Einzelnen so verwebt, daß eine vollständige Trennung praktisch nicht ausführbar ist. Dennoch kann dadurch das hier angegebene innere Wesen dieser Rechtsdisciplinen nicht umgeändert werden. Um nun auf der einen Seite diesem Wesen der Sache, auf der andern Seite jenen mehr praktischen Beziehungen ihre Anerkennung zu verschaffen, erscheint es, wie es nicht ungewöhnlich ist, so auch zweckmäßig, neben dem Namen des Staatsrechts noch den allgemeineren Namen des öffentlichen Rechts zu gebrauchen, unter welchem der Civilproceß und das Criminalrecht mitbegriffen sind. Diese Bezeichnung soll hier ferner angewendet werden.

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Kirchenrecht. Vom rein weltlichen Standpunct aus erscheint die Kirche wie jede andere Gesellschaft, und so wie andere Corporationen theils im Staatsrecht, theils im Privatrecht, ihre abhängige, untergeordnete Stellung erhalten, könnte man eine solche auch der Kirche anweisen wollen. Ihre, das innerste Wesen des Menschen beherrschende Wichtigkeit läßt jedoch diese Behandlung nicht zu. In verschiedenen Zeiten der Weltgeschichte hat daher die Kirche und das Kirchenrecht eine sehr verschiedene Stellung gegen den Staat angenommen. Bei den Römern was das *jus sacrum* ein Stück des Staatsrechts, und der Staatsgewalt untergeordnet. Die weltumfassende Natur des Christenthums schließt diese rein nationelle Behandlung aus. Im Mittelalter versuchte die Kirche, die Staaten selbst sich unterzuordnen und zu beherrschen. Wir können die verschiedenen christlichen Kirchen nur betrachten als neben dem Staate, aber in mannigfaltiger und inniger Berührung mit demselben stehend. Daher ist uns das Kirchenrecht ein für sich bestehendes Rechtsgebiet, das weder dem öffentlichen noch dem Privatrecht untergeordnet werden darf.

[1]) Es hängt von dem positiven Recht eines jeden Staates ab, wie weit der Staat dieses Recht unmittelbar ausüben, oder die Ausübung desselben den verletzten Einzelnen, noch neben der Verfolgung ihrer eigenen Rechte, überlassen will. Diese letzte Behandlung liegt den römischen Privatstrafen zum Grunde. Eine vollständigere Ausbildung der Staatsgewalt wird überall dahin führen, diesen letzten Weg zu verlassen.

213. Zur historischen Rechtswissenschaft. — Vier Titel aus einem der römischen Rechtsbücher.

(Corpus juris civilis I: Imperatoris Justiniani Institutionum compositarum per Tribonianum et Theophilum et Dorotheum libri IV.)

Titulus primus. De justitia et jure. — Justitia est constans et perpetua voluntas jus suum cuique tribuens (di). Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, justi atque injusti scientia. . . . Juris præcepta sunt hæc: honeste vivere, alterum non lædere, suum cuique tribuere. Hujus studii duæ sunt positiones, publicum et privatum. Publicum jus est, quod statum rei Romanæ spectat; privatum, quod ad singulorum utilitatem pertinet. Dicendum est igitur de jure privato, quod tripertitum est: collectum est enim ex naturalibus præceptis, aut gentium, aut civilibus.

Titulus secundus. De jure naturali et gentium et civili. — Jus naturale est, quod natura omnia animalia docuit. Nam jus istud non humani generis proprium est, sed omnium animalium, quæ in cælo, quæ in terra, quæ in mari nascuntur. Hinc descendit maris atque feminæ conjunctio, quam nos matrimonium appellamus; hinc liberorum procreatio, hinc educatio: videmus etenim, cetera quoque animalia istius juris peritia censeri. Jus autem civile, vel gentium, ita dividitur. Omnes populi, qui legibus, et moribus reguntur, partim suo proprio, partim communi omnium hominum

jure utuntur. Nam quod quisque populus ipse sibi jus constituit, id ipsius proprium civitatis est, vocaturque jus civile, quasi jus proprium ipsius civitatis. Quod vero naturalis ratio inter omnes homines constituit, id apud omnes peræque custoditur, vocaturque jus gentium, quasi quo jure omnes gentes utuntur. Et populus itaque Romanus partim suo proprio, partim communi omnium hominum juri utitur. . . . Sed jus quidem civile ex unaquaque civitate appellatur, veluti Atheniensium. Nam si quis velit Solonis vel Draconis leges appellare jus civile Atheniensium, non erraverit. Sic enim et jus, quo populus utitur, jus civile Romanorum appellamus; vel jus Quiritium, quo Quirites utuntur: Romani enim a Quirino Quirites appellantur. . . .

. . . Jus autem gentium omni humano generi commune est. Nam usu exigente, et humanis necessitatibus, gentes humanæ quædam sibi constituerunt: bella etenim orta sunt, et captivitates secutæ, et servitutes, quæ sunt juri naturali contraria: jure enim naturali omnes homines ab initio liberi nascebantur. Ex hoc jure gentium et omnes pene contractus introducti sunt, ut emptio, venditio, locatio, conductio, societas, depositum, mutuum, et alii innumerabiles.

. . . Sed naturalia quidem jura, quæ apud omnes gentes peræque servantur, divina quadam providentia constituta, semper firma atque immutabilia permanent; ea vero, quæ ipsa sibi quæque civitas constituit, sæpe mutari solent, vel tacito consensu populi, vel alia postea lege lata.

Omne autem jus, quo utimur, vel ad personas pertinet, vel ad res, vel ad actiones. Ac prius de personis videamus, nam parum est jus nosse, si personæ, quarum causa statutum est, ignorentur.

Titulus tertius. De jure personarum. — Summa itaque divisio de jure personarum hæc est: quod omnes homines aut liberi sunt, aut servi. Et libertas quidem est, ex qua etiam liberi vocantur, naturalis facultas ejus, quod cuique facere libet, nisi si quid aut vi aut jure prohibetur. Servitus autem est constitutio juris gentium, qua quis dominio alieno contra naturam subjicitur. Servi autem ex eo appellati sunt, quod imperatores captivos vendere jubent, ac per hoc servare, nec occidere solent, qui etiam mancipia dicti sunt, quod ab hostibus manu capiuntur. Servi autem aut nascuntur aut fiunt. Nascuntur ex ancillis nostris, fiunt aut jure gentium, id est ex captivitate; aut jure civili, cum homo liber major viginti annis ad pretium participandum sese venundari passus est. In servorum condicione nulla differentia est. In liberis multæ differentiæ sunt: aut enim ingenui sunt, aut libertini.

Titulus nonus. De patria potestate. — In potestate nostra sunt liberi nostri, quos ex justis nuptiis procreaverimus. Nuptiæ autem sive matrimonium est viri et mulieris conjunctio, individuam consuetudinem vitæ continens. Jus autem potestatis, quod in liberos habemus, proprium est civium Romanorum: nulli enim alii sunt homines, qui talem in liberos habeant potestatem, qualem nos habemus. Qui igitur ex te et uxore tua nascitur, in tua potestate est; item qui ex filio tuo et uxore ejus nascitur, id est nepos tuus et neptis, æque in tua sunt potestate, et pronepos et proneptis, et deinceps ceteri. Qui tamen ex filia tua nascitur, in tua potestate non est, sed in patris ejus.

214. Fortsetzung. — Acht Titel aus einem der deutschen Rechtsbücher.

(Der Schwabenspiegel I. Das Landrecht des Schwabenspiegels, herausgegeben von *W. Wackernagel*, 1840.)

Tit. 2. Von vrîen liuten. — Diz iſt von vrîen liuten. Wir zelen drîer hande vrîen, der heiȥent eine ſempervrîen: daȥ ſint die vrîen herren als fürſten unde die ander frîen ze man hânt. Sô heiȥent die andern miter vrîen: daȥ ſint die, die der hohen vrîen man ſint. Die driten vrîen daȥ ſint die vrîen lantſæȥen, die gebûren die dâ vrî ſint, der hât ieglîcher ſin ſunder reht, als wir her nâch wol beſcheiden.

Tit. 5. Von ſiben herſchilden. — Orîenes wîſſagete hie vor in alten zîten wie ſehs werelde ſolden weſen, unde ie diu werlt mit tûſent jâren ab næme; unde in der ſibenden werlde ſô ſolde diu werlt gar zergên, unde solte der ſuontac komen. Nu iſt uns gekündet von der heiligen ſchrift daȥ an Adâm diu êrſte werlt began, an Nôê diu ander, an Abrahâm diu dritte, an Moyſes diu vierde, an Dâvîd diu fünfte, an Kriſtes geburt diu ſehſte; unde daȥ ie der werlde zal bî tûſent jâren zergie. Nu ſîn wir in der ſibenden werlte ân gewiſſe zal. wan diu tûſent jâr diu ſint gar ûȥ, unde diu ſibende werlt diu ſtêt als lange

als got wil. In der selben wîſe ſind ouch die ſiben herſchilde ûf geleit. Der künic heſet den êrſten herſchilt; die biſchöve unde die apte unde abbtiſſinne die dâ gefürſtet ſint, die hebent den andern herſchilt; die leigen fürſten den dritten, die vrîen herren den vierten, die mittern vrîen den fünften, die dienſtman den ſehſten. Unde ze glîcher wîſe als man niht enweiȥ wenne diu ſibende werlt ein ende nimpt, als enweiȥ man niht weder der ſibende herſchilt lêhen müge haben. Den ſibenden herſchilt den heſet ein ieglich man der von ritterlîcher art geborn iſt unde ein êkint iſt. Daȥ lêhenreht ſeit her nâch wol wer den ſibenden herſchilt heſen ſol, unde wer lêhenreht haben sol.

Tit. 11. Von gülte. — Swer borget oder entlêhent, der ſol daȥ gelten; unde ſwaȥ er lobet, daȥ ſol er ſtæte hân. Wil aber er lougenen, des ſal man in überziugen als reht iſt. Swaȥ aber vor gerihte geſchihet, dâ ſol man niht um ſweren, niwer bî dem eide ſagen; eȥ engê danne dem manne an den lîp oder an ſînes lîbes ein teil.

Tit. 12. Der an dem rihter vrevelt. — Unde iſt eȥ daȥ man frævelt an dem rihter oder an ſînem boten, ſô iſt man im zweier buoȥe ſchuldic, der ein iegelich man nit wan eine hât. Swâ man ſiben man ze geziuge nimt vor gerihte, dâ ſol man den rihter vür zwêne nemen, unde ſînen boten alsam. Nieman mac et im selben anderȥ reht erwerben dann in an geboren iſt. er mac ouch mit ungetât tuon daȥ er bœſer reht gewinnet, als wir ernâch wol sagen.

Tit. 14. Wer niht geziuc mac ſîn. — Wir ſullen iuch wîſen wer niht geziuc mac ſîn. Diu kint diu niht ze ir tagen komen ſint, ze vierzehen jâren; wîp wan um etlich ſache, als wir ernâch wol ſagen; unde buoben, unde die tump ſint, daȥ in ir friunde ir guot an gewunnen hânt vor gerihte, die ir pflegende ſint, unde ſi daȥ mit ir tumpheit dar zuo brâht hânt; unde die unſinnic ſint, unde die blint ſint, unde die tôren ſint; die niht gehœrent, unde die ſtummen ſint; unde verbannen liute, unde veræhtet liute, unde kezer, unde meineide liute: die der dinge vor gerihte überziuget ſint, die enmugen alle niht geziuge ſîn.

Tit. 32. Wanne man reht nemen sol. — Ein iegelich man der ûȥ einem lande in daȥ andere kumt, unde wil vor gerihte reht nemen umb ein guot daȥ in dem lande lît, er muoȥ reht nemen nâch des landes rehte, niht nâch ſînes landes rehte.

Tit. 42. Wie man unêlîchiu kint êlich machet. — Hât ein man einen ſun unêlîchen, den mac der pâbest wol êlich machen, unde ouch der keiſer nâch ſînem rehte. Aber der pâbest noh der keiſer mugen in daȥ reht nimmer gegeben daȥ ſi ir mâge gerben mügen, als ob ſi ir muoter êkind ſîn geweſen. gewinnent aber ſi êkint, diu erbent ir mâge wol, ob ſi ze êkinden ſint gemacht, als hie vor gereit iſt.

Tit. 63. Von der nôtwer. — Unde kumet ein man an den andern, eȥ ſî nahtes oder tages, unde der eine loufet den andern an; dâ iſt niemant bî, unde ſihet ouch nieman; der ander wîchet hinder ſich, ob er mac entwîchen, unde wolte gerne von im komen; er ſleht ûf in; der ander wert ſich, wan er es in niht erlât; er ſleht in ze tôde in rehter nôtwer: wie ſol er die nôtwer bereden? Wir ſprechen alſô. er ſol ze hant ſô er allerbaldes mac ze dem rihter komen, unde ſol ſich in des gewalt mit ſînem lîbe ergeben, unde ſol im ſîn ſwert ûf reht geben; unde der rihter ſol en enphâhen ûf reht. unde klaget ieman ûf in', der rihter ſol in ûf reht für antwerten, unde sol den tôten für tragen, unde man ſol ûf in klagen mit vürſprechen. der in dâ erſlagen hât, dem ſol man erteilen daȥ er ze den heiligen ſwere daȥ er drî ſchritte hinder ſich ſî entwichen oder mêr, unde iſt daȥ er entwîchen mohte. daȥ iſt alſô geſprochen: ob er ſô gâhens ûf in ſluoc, daȥ er niht entwîchen mochte (oder ob eȥ an der ſtat iſt dâ er niht entwîchen mac). unde daȥ er ſich dô aller êrſte werte; unde ſwaȥ er getân hât, daȥ habe er getân ze rehter nôtwer ſînes lîbes. hât aber der tôte man einen mâc von ſînem vater, und wil in der mit kampfe beſtên, des enmac er im niht geweigern, ern ſî danne ſîn genôȥ niht. unde hât der tôte man niemandes, er iſt ein ledic man.

VI. Bildungswissenschaft.

215. Zur Kritik der Bildungswissenschaft. — Zwei fehlerhafte Auffassungen der Freiheit.

(*J. F. Herbart*, Streit mit der Modephilosophie 1814. Kleinere phil. Schriften II. [1846] S. 74—75.)

.... Ich leugne die transcendentale Freiheit. Dieselbe Freiheit, die zwar Leibnitz verwarf, die aber seit Kant, — aus Gründen, die mit der Eigenthümlichkeit des kantischen Systems aufs genaueste zusammenhängen, und mit derselben stehen und fallen, — für ein unentbehrliches Requisit der Sittlichkeit gehalten wird. Trotz dem Leugnen der transcendentalen Freiheit nun existirt immerfort dasjenige im Menschen, dessen er sich bei aller Selbstüberwindung und Selbstanklage bewußt ist, und dies zu leugnen ist mir niemals eingefallen. Die Frage ist nur, wie dies Factum des Bewußtseins müsse erklärt werden. Ich erkläre es so, daß dabei Charakterbildung und Besserung bestehen können; daß von Erziehung die Rede sein dürfe; von solcher, im strengsten Wortverstande sittlichen Erziehung, welche das Inwendigste im Menschen, seinen Willen, und die Wurzeln seines Willens, treffe und veredele. Dazu nun gehört schlechterdings, daß diese Wurzeln bildsam seien, und daß sie die einmal angenommene Bildung auch behalten. Nach der kantischen Freiheitslehre ist an die geforderte Bildsamkeit auf keine Weise zu gedenken; denn da liegt die Wurzel des Willens, — eben die Freiheit selbst — in der intelligibeln Welt, wohin keine Causalität reicht. Und nach den gemeinen Vorstellungen derer, die von der zeitlosen intelligibeln Welt nicht viel begreifen, kann der freie Wille sich jeden Augenblick ändern; dabei besteht kein Behalten, so wie bei der vorigen Lehre kein Annehmen der Bildung. Folglich wissen beide Vorstellungsarten nichts von der Charakterbildung. Und was noch das Aergste ist, wer die Erziehung leugnet, der muß aus denselben Gründen auch jene große Erziehung des Menschengeschlechts durch die Vorsehung leugnen. Woraus denn gar bald weiter folgt, daß das ganze Erdenleben des Menschen, mit seinen vielen Plagen und seinen kurzen Freuden, etwas rein Zweckloses ist, da es nicht mehr als Bildungsschule kann betrachtet werden.

So begeisternd ist die Lehre von der transcendentalen Freiheit! An ihrer Stelle habe ich geredet von einer solchen Freiheit, die erworben werden kann, mit Hülfe der Erziehung und Selbstbildung.

216. Ueber Fichte's Ansicht der Erziehung.

(Dasselbe Buch: Verhältniss des Idealismus zur Pädagogik 1831. S. 697—698, 700—704, 705—710.)

Theorien, wahr oder falsch, haben zwar wohl niemals ihren Urhebern bedeutenden Einfluß nach eigner Wahl geschafft; denn bei ihrem ersten Hervortreten sind sie in der Regel unwillkommen. Aber später finden sie ihre Zeit, um sich in wirksame Kräfte zu verwandeln; wenn auch weit entfernt von der Absicht, aus der sie hervorgiengen. Vieles, was ehedem unfruchtbare Speculation hieß, gewann allmälig die Meinung für sich, und aus dem Schooße der Meinungen entspringt das Handeln.

Man hat den Idealismus verlacht, den Spinozismus gescheut; aber jenes Lachen und diese Scheu sind zusammen in ernste und weit verbreitete Betrachtung übergegangen. Fichte, der Idealist, fand selbst für pädagogische Pläne auf-

merksames Gehör, als er politisches Heil für Deutschland in einer neuen Nationalerziehung suchte.

Doch hier mag man mit Recht erstaunen. Kann aus idealistischen Grundsätzen eine pädagogische Theorie herfließen? Zwar sucht sich jeder gute Erzieher in den Geist und in das Gemüth seines Zöglings hineinzuversetzen; ja ein jeder Lehrer, während er auf das *didicisse fideliter artes* rechnet, stößt bei dem mindesten Nachdenken auf die Frage, wie denn wohl diejenigen Vorstellungsmassen, welche er durch seinen Unterricht dem Zöglinge beibringt, es anfangen mögen, bis in die Sitten, bis in den Willen, bis in das Ich des Zöglings einzuwirken? Unter welchen Bedingungen dieser geforderte Erfolg eintreten oder ausbleiben werde? Eine psychologische Theorie darüber ist ihm Bedürfniß, wofern er nicht seinem Unterricht eine ihm selbst unbegreifliche Zauberkraft zumuthet. Aber eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn wirklich hinwegsetzen könnte, so wären wenigstens die Bücher, die Bilder, die Charten, die sämmtlichen Lehrmittel und das ganze Verfahren beim Unterricht, nur Erscheinungen. Wer dem Idealismus etwas einräumt, ja wer ihm nur die geringste Aufmerksamkeit gönnt, der sollte doch diese Fragepuncte nicht leichtsinnig beseitigen; er hätte wenigstens Ursache, in Fichte's Schriften diejenige, wenn auch mangelhafte, Auskunft aufzusuchen, die sich hierüber etwa darbietet.

Es findet sich nun eine solche Auskunft gerade in demjenigen Buche, welches von allem, was Fichte geschrieben, wohl den größten Kreis von Lesern dürfte angesprochen haben.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation" waren das Erzeugniß einer Zeit, die glücklicherweise längst vorüber ist, allein ihre oratorische Kraft, und noch mehr das Andenken an den Mann, der im Augenblicke der Gefahr so zu reden wagte, sichern ihnen eine lange Dauer. Was ihren philosophischen Gehalt betrifft, so bedarf es dessen nicht, um Fichte's Lehren dem heutigen Zeitalter gegenwärtig zu erhalten; der große Denker hat sich in wichtigeren Werken verewigt. . . .

Welches war die theologische Stimmung der Zeit, als Fichte mit seiner Kritik aller Offenbarung auftrat? Welches war die politische Stimmung der Zeit, als gleich darauf der nämliche Mann die französische Revolution beurtheilte?* Man wollte aufklären; und man nahm dies Wort im ausgedehntesten Sinne. In der nämlichen Zeit — in wenigen Jahren, entstand die Wissenschaftslehre. Kurz darauf folgten Naturrecht und Sittenlehre. Glauben Sie wirklich, derjenige, der sich so ganz und gar in praktische Interessen vertieft zeigt, habe mitten im Sturm die speculative Ruhe besessen, welche die Behandlung eines metaphysischen Problems erfordert? Hat er diese Ruhe etwa späterhin gewonnen? Der Vorwurf des Atheismus verwundete ihn, wie natürlich, im Innersten. Die Hoffnungen des Enthusiasmus, welchen die französische Revolution erregt hatte, verschwanden bis zur äußersten Erniedrigung Deutschlands. Und Fichte verlor sich nun bis in die düstern Phantasien von einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Zeit. Das Asyl der Mathematik und Naturwissenschaft, was jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu construiren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt zu sein, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt, welche er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Gültigkeit der Begriffe verbürgen. Daß ein solcher Mann etwas Großes leistete, war natürlich; ob aber dies Große näher der Wahrheit, oder näher der Dichtung stand und stehen mußte, das bitte ich zu überlegen. Jeder große Dichter findet Nachahmer; und Fichte hat die seinigen gefunden. Aber jede Dichterschule blühet eine Zeit lang; dann wird sie matt, und bald stirbt sie aus. Das erste Zeichen der Ermattung pflegt Schwulst zu sein. Die Zeit wird Geständnisse erzwingen, an die schon längst die Schulen gemahnt werden von der umgebenden Welt; und welche um desto trauriger lauten werden, je länger sich der Stolz dagegen sträubt.

Zufällig fand ich mich neulich veranlaßt, Fichte's Reden an die deutsche Nation wieder aufzuschlagen. Gern verweile ich hier bei dem eigentlichen Glanzpuncte seines Lebens. Seine moralische Energie, das Lebensprincip seiner Lehre, taugte besser fürs Handeln mitten in großer Gefahr, als für irgend eine Theorie. Und im Jahre 1808 hatte er die Gelegenheit, sich zu bewähren; denn sein freimüthiges Lehren war jetzt ein Handeln. Er sprach Worte zur rechten Zeit, — jedoch die Zeit bestimmte auch hier seine Gedanken. Pestalozzi blühete; und Fichte, weder in Hoffnungen noch in Befürchtungen den wahren Erfolg voraussehend, ward auf einmal zum Pädagogen. Gewiß eine schwere Metamorphose für den Idealisten!

Das Erste, was er nun vorbrachte, waren Aeußerungen des vollkommensten Determinismus; eben so übertrieben als seine Freiheitslehre. Die neue Erziehung, im Gegensatze der alten, müsse

die wirkliche Lebensregung und Bewegung ihrer Zöglinge, nach Regeln sicher und unfehlbar bilden und bestimmen. Im Rechnen auf einen freien Willen des Zöglings liege der erste Irrthum der bisherigen Erziehung, das deutliche Bekenntniß ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit. Denn sie bekenne, den Willen, und hiemit die eigentliche Grundwurzel des Menschen, nicht bilden zu können, sondern dies für unmöglich zu halten. Dagegen werde die neue Erziehung gerade darin bestehen müssen, daß sie auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernehme, die Freiheit des Willens gänzlich vernichte, und strenge Nothwendigkeit der Entschließungen an die Stelle setze. Sie finden diese merkwürdigen Behauptungen gleich im Anfange der zweiten Rede.

Zwei ganz verschiedene Betrachtungen dringen sich hier zugleich auf; die eine des Moralisten, die andere des praktischen Erziehers. Jene setzt voraus, es sei geleistet was gefordert werde; und fragt alsdann, ob eine solche rein determinirte Sittlichkeit des Zöglings irgend einen Werth habe. — Der praktische Erzieher hingegen, dem seine wirklichen Sorgen zur Grübelei keine Zeit lassen, und der in den zahllosen Aeußerungen bald der Unbesonnenheit, bald der Verschlagenheit, bald der Lüsternheit die wahre Unfreiheit seines Zöglings fortwährend vor Augen sieht, überläßt recht gern Fichte'n die Beantwortung jener moralischen Frage; er würde das Geforderte gern leisten, wenn er nur könnte. Aber der unfreie Wille seines Zöglings ist nichts destoweniger ein Wille, ein wirklich selbstthätiger, eigener Wille; der bald unbeugsam sich der Besserung widersetzt, bald schlau sich verbirgt, bald nach kurzer Rührung ohne wesentliche Veränderung nach alter gewohnter Weise wieder zum Vorschein kommt. Alle diese Wahrnehmungen sind jedoch weit entfernt, dem praktischen Erzieher das Bekenntniß abzupressen: er vermöge gar nichts über den Willen des Zöglings; denn es gibt nicht bloß Einen Zögling, sondern viele und verschiedene; und an diesen Vielen gibt es viele, sehr verschiedene Erfahrungen, die nirgends durch feste Grenzen von einander gesondert sind.

Auf dem rein praktischen Standpuncte noch einen Augenblick verweilend, wollen wir nun vor allen Dingen bei Fichte'n uns erkundigen, welches große Mittel er denn erfunden habe, um die neue, viel versprechende, ja geradezu die Welt verbessernde Erziehung an die Stelle der alten zu setzen?

Die Antwort ist: er wollte gänzliche Absonderung der Jugend von den Erwachsenen; und ein für sich selbst bestehendes Gemeinwesen der Zöglinge, das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe. Kein Wunder! Wer von der Politik getrieben, die Pädagogik als ein Hilfsmittel benutzen will, der schaut stets zur Politik zurück. Wird denn auch der praktische Erzieher, welchem die Aufgabe seines Thuns unmittelbar durch den Blick auf den Zögling klar wird, jene hohen Ansichten zu den seinigen machen können?

Nichts in der Welt erschwert so sehr die eigentlich moralische Erziehung, als Anhäufung vieler Kinder auf einem Puncte. Die unmittelbare Folge davon ist ein geselliger Geist, der sich unter ihnen — mit möglichster Ausschliessung der Erzieher — bildet, welche als Fremde betrachtet, beobachtet, beurtheilt, und nach Möglichkeit umgangen werden. Das offenste Kind vertraut sich doch dem Gespielen lieber als dem Lehrer; wo aber vollends eine Menge gegenübersteht ihrem Lenker, da berathschlagt sie allemal unter sich; es sei denn, daß man durch militärischen Zwang sie in eine Armee verwandele. Jeder Director einer Lehranstalt kennt die Schwierigkeiten der Disciplin; wie weit aber ist noch von der guten Disciplin bis zum sichern Einwirken auf das inwendige, sittliche oder unsittliche Wollen der einzelnen Zöglinge! Den Schulen helfen überdies die Familien nach; aber wo das Band der Anhänglichkeit an Vater und Mutter aufgelöset ist, — da gerade erfährt der praktische Erzieher seine Ohnmacht. Mit abstracten Begriffen regiert man keinen Knaben. Warum sollte ich nicht? fragt der unbesonnene Jüngling, den man bei leichtsinnigen Aeußerungen warnt. Die Bedeutung seines Thuns, wenn es dereinst in größere Weltverhältnisse übergeht, begreift er nicht; er will sich versuchen! Und in der That, versuchen würde sich jene Fichte'sche Gemeinschaft der angehäuften Jugend; alle mögliche Verkehrtheiten würden sich versuchen, durch welche jemals irgend eine Gesellschaft roher Menschen hindurchgegangen ist, wenn nicht ein heilsamer Zwang von außen hinzukäme, dessen Heil jedoch zunächst nur in äußerer Ordnung besteht, und die Gemüther zwar bändigt, aber zugleich verschließt. Wo bliebe da die sichere Bildung des Willens? Der beste Fall wäre eintönige Gutmüthigkeit durch gleichförmige Gewöhnung.

Fichte's Vorschlag ist daher nicht bloß chimärisch, wegen der Unausführbarkeit, sondern er ist geradezu das Gegentheil dessen, worauf seine eigene Forderung ihn führen mußte, und

geführt hätte, nach Beseitigung der politischen Rücksichten und Wünsche. Die eigentlich moralische Erziehung geht nie sicherer, als da, wo Vater und Mutter nur ein einziges Kind haben, auf das sie gemeinschaftlich dergestalt wirken, daß sie ihm die Nächsten sind und lange Zeit bleiben; mit allmähligem Zulassen anderer Gesellschaft, die sie nöthigenfalls wieder entfernen können. Bekommt aber das natürliche Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem man sich frei äußern und hingeben könne, einen andern Ausweg als zu Eltern und Erziehern: dann ist sogleich jene Sicherheit verloren, aus der Fichte sogar Unfehlbarkeit machen wollte. Und dies ist ein starker Grund, warum der erfahrne Erzieher niemals von Unfehlbarkeit zu reden wagen wird.

An ein praktisches Interesse ist daher bei Fichte's pädagogischen Vorschlägen nicht zu denken; wenn wir nicht etwa noch heute zum Gedeihen des Staats nothwendig erachten, daß man die Kinder den Eltern entreiße. Aber Alles, was von Fichte'n kam, behält sein theoretisches Interesse. Lassen wir daher Alles bei Seite, was sich für eine öffentliche Erziehung (die jedes Individuum nach seiner Art zu witzigen und weltklug zu machen pflegt) sagen läßt, und was mit großen und leicht erklärlichen Uebertreibungen der Weltverbesserer oft genug ist gesagt worden. Die großen Pläne, welche man freilich nicht auf Privaterziehung bauen kann, werden, ohne daß ich es zu hindern vermag, die wahren Grundsätze der Pädagogik noch lange in Schatten stellen; allein das macht mir für jetzt keine Sorge....

Ueberaus milde, ja über alles gerechte Maß der Erfahrung zutrauensvoll und selbst gütig und liebreich finden wir Fichte'n da, wo er uns von der ersten Bedingung aller Erziehung, nämlich von dem Causalverhältniß zwischen Erzieher und Zögling, einigen Bericht darbietet. Dies wichtige Causalverhältniß würde uns freilich äußerst schwierig erscheinen, da wir den eigenen Willen des Zöglings doch gewiß beide, wenn auch in einem näher zu bestimmenden Sinne, einen freien Willen nennen würden. Wie soll denn irgend eine Art von Freiheit, nicht bloß gewonnen, gelenkt, bewogen, sondern nach obiger Forderung schlechthin unfehlbar bestimmt werden? Hören wir zuvörderst Fichte'n über das Wesen der Freiheit, nicht etwa nach Erklärungen, die er anderwärts gibt, sondern nach dem Buche, was vor mir liegt.

„Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankens ist nicht Leben, sondern Vorhof und Eingang zum wirklichen Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen; und erst jetzt beginnt das Leben. Nun erscheint auf den ersten Blick jeder Willensentschluß als Erstes, keineswegs als Zweites. Aber es sind zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen, oder aber das Wesen tritt selbst erscheinend ein; und zwar ist zu merken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse zur Erscheinung werden kann, daß aber umgekehrt es auch solche Willensentschlüsse geben kann, in denen keineswegs das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung heraustritt.«

Wie, möchte jemand fragen, bloße Erscheinung tritt heraus, und zwar in einem Willensentschluß? Wer, und wem erscheint sie denn? Wo ist ihr Object, wo ihr Subject? — Halten wir uns nicht dabei auf! Denn Fichte versichert uns sogleich weiter, die bloße Erscheinung sei fähig selbst zu erscheinen. Eine solche Erscheinung der zweiten Potenz aber sei unabänderlich bestimmt, und nothwendig also wie sie eben ausfällt. Hiebei vermisse ich nun zunächst Erscheinungen der dritten, vierten Potenz, und so ferner; in welchen vermuthlich die Nothwendigkeit noch um vieles nothwendiger werden würde. Dann aber fällt mir ein, daß jede Potenz immer noch von ihrer Wurzel abhängt, und daher das Wesen unausweichlich die Schuld aller Erscheinungen, auch solcher die es losgelassen hat, wird tragen müssen. Jedoch auch dies sei dahingestellt; ja es mag meinethalben (für jetzt wenigstens) in der freien Handlung noch ein Mehr, als das aus dem Ganzen der Erscheinungen erklärbare enthalten sein, und dieses Mehr mag auch so sichtbar werden als man verlangt und vorgibt: was beginnt nun mit dem Allen der Erzieher? — Wer an ein festes, beharrliches, und todtes Sein glaubt (sagt Fichte), der glaubt daran, weil er in sich selbst todt ist; und nachdem er einmal todt ist, wird diese Ausländerei (erinnern wir uns an die deutsche Nation!) sich auch zeigen als Aufgeben aller Verbesserung unsrer Selbst oder Andrer. Wie nun, wenn unser Zögling ein Solcher ist, der also glaubt? Wenn er nicht zu den »ursprünglichen Menschen« gehört: was macht alsdann der Erzieher?

Antwort: „Die Sittlichkeit ist ursprünglich, und vor aller Erziehung vorher, in allen menschlichen Kindern, die zur Welt geboren werden.“

Und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, daß es mit dieser gütigen, milden Beurtheilung des Menschengeschlechts Ernst sei: findet sich an mehrern Stellen die strengste Verwerfung der

Lehre von der Erbsünde. „Was läßt sich von solcher Belehrung anders erwarten, als daß jeder Einzelne sich in seine Natur ergebe? Es ist eine abgeschmackte Verläumdung der menschlichen Natur, daß der Mensch als Sünder geboren werde.“

So wird dann auf einmal Alles leicht! Der Erzieher bestimmt den Willen seines Zöglings — wozu? dazu, daß er sei, was er ist; nämlich sittlich. Diejenigen, welche in sich selbst todt sind, belästigen den Erzieher nicht, denn — sie verschwanden, und wurden nicht mehr gesehen, indem von der Erziehung die Rede anhub. Die Ausländer, die Völker der unlebendigen Sprachen, sollten ja nicht erzogen werden, sondern nur die deutsche Nation! Das mag die Zeit entschuldigen, worin jene Reden geschrieben wurden.

Der Erzieher also soll die deutsche Jugend lassen wie sie ist? Wozu denn jene hohen Verkündigungen einer neuen Erziehung? Dabei ist offenbar ein Widerstand, oder ein verderbendes Princip vorausgesetzt, welches abzuwehren dem Erzieher eine wenigstens negative Thätigkeit kosten wird. Wir fragen demnach zuerst: wo liegt denn das verderbende Princip? Und die Antwort wird uns nicht vorenthalten: »Der Mensch lebt sich zum Sünder. Das bisherige menschliche Leben war in der Regel eine im steigenden Fortschritte begriffene Entwickelung der Sündhaftigkeit. Allenthalben, wo die Gesellschaft verdorben ist, muß dasselbe erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdirbt, diese erzeugt uns in Unschuld: die Gesellschaft ists.«

Wodurch verdarb denn wohl die Gesellschaft? — So wird jeder Theologe mit mir fragen. — Und ich frage weiter: mit welcher Hoffnung wollte denn Fichte es wagen, aus der Jugend eine Gesellschaft zu bilden? Meinte er wirklich, diese würde nicht verderben?

Aus Gründen, an welche Fichte nicht entfernt dachte, die Sie aber in meiner Psychologie werden zu finden wissen, behaupte ich: daß jeder Haufen von Menschen, die in Conflict gerathen, seien sie alt oder jung, eine natürliche Neigung in sich trägt, in vier Classen zu zerfallen: Dienende, gemeine Freie, Angesehene und Herrscher.

Beispielsweise wollen wir hier nur die Dienenden ins Auge fassen; und für jetzt nur in der Erfahrung. Da könnte ich, weil doch von der Jugend die Rede ist, an den alten Unfug des sogenannten Pennalismus erinnern. Oder, um von Zeitbegebenheiten zu reden, an den Unfug, welcher neuerlich oftmals von der niedrigsten arbeitenden Classe ausgieng. Aber ganz nahe liegt mir das Unheil, was die Cholera eben kürzlich unter meinen Augen, und so auch in mehreren Städten und Ländern sichtbar gemacht hat. Da sie die niedrigste Classe am härtesten traf, so hat sie auf Menschen, die man sonst in der Gesellschaft kaum zu bemerken pflegt, ein trauriges Licht geworfen; sie hat Einheit in diese Classe gebracht, deren Mitglieder man sonst nur vereinzelt erblickt, weil sie am Gemeingeiste der Gesellschaft keinen Theil haben, so zahlreich sie auch in ihr vorhanden sind. Welche Einheit? die eines gemeinsamen, aller Widerlegung trotzenden Vorurtheils: man wolle sie vergiften; aus dem Wege räumen; dazu seien die Aerzte angewiesen, befehligt, gedungen, bezahlt. Selbst solchen Aerzten, deren wohlthätiges Helfen die armen Leute aus langer Erfahrung kannten — selbst den Geistlichen, den Beichtvätern, trat dies Vorurtheil starr entgegen. Es kam zu den Waffen. Es mußte Blut fließen. Aber diejenigen, welche sich als freie Bürger im Staate fühlten, blieben von dem Wahne unberührt. So zeigte sich eine von den Scheidewänden, deren ich erwähnt habe. Wo liegt der Ursprung dieser unglücklichen Scheidewand? Hatte Jemand sie absichtlich aufgebaut? Wünschte Jemand, sie in dieser furchtbaren Gestalt zu erblicken? Nein. Aber ihr Grund liegt im psychologischen Mechanismus. Das zufällige Uebel hat sie nur zur Anschauung gebracht.

Ob nun Fichte in seiner Jugendgesellschaft die natürlichen Aristokraten und Herrscher dulden möchte, kann allenfalls in Frage gestellt werden; daß er aber die so eben nachgewiesene Scheidewand, welche die ganz Herabgedrückten hinter sich verbirgt, unmöglich dulden könnte, springt eben so gewiß in die Augen, als es gewiß ist, daß hiegegen jeder tüchtige Erzieher und Schulmann seine Kraft aufbietet; eine Kraft, die als ein Höheres, als ein freies moralisches Princip die Gesellschaft von dem natürlichen Uebel erlöset, in welches sie sonst schon bei ihrem Ursprunge hinein gerathen würde, und wodurch im Orient wirklich manche Staaten unheilbar sind verderbt worden. An die Sclaven, selbst bei Griechen und Römern, brauche ich hier nicht zu erinnern. Aber die Natur, wie wenig sie auch dem Uebel bei Erwachsenen vorbeugt, hat doch die Jugend dagegen geschützt, indem sie keine Jugendgesellschaft stiftet, sondern die Kinder den Eltern anvertraut. Und von Erziehungsanstalten fordert man allgemein, sie sollen die häusliche Gesellschaft möglichst nachahmen.

Welches war denn über diesen Punct die Sprache des Idealismus? Schon oben führte ich die Worte an: „ein Gemeinwesen der Zöglinge,

das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe.«

In der Natur der Dinge ist jener psychologische Mechanismus gegründet, der das Uebel erzeugt. In der Natur des Menschengeschlechts ist aber auch die Familie gegründet, welche die Kinder getrennt hält. Die Vernunft fordert, daß es hiebei sein Bewenden habe, und daß man die Gefahren großer Gesellschaften von den Kindern möglichst fern halte. Sie will keine Verfassung für die Jugend. Die Erziehung ist ohnehin schwer genug; man braucht sie nicht noch mit künstlichen Hindernissen zu belasten.

Aber den Idealismus charakterisirt das Verkennen des psychologischen Mechanismus. Wenn er ihn nur nicht sieht, dann, meint er, sei derselbe auch nicht vorhanden. Er construirt aus der Idee; wie die Wirklichkeit dazu passe, das fragt er nicht eher, als bis das Wirkliche ihm feindlich entgegentritt. Dann werden lange Reden über Sündhaftigkeit gehalten; und hinter der Rhetorik verbirgt sich die Unwissenheit. Man streitet mit Worten gegen Uebel, deren Quellen man nicht kennt; und welche durch die angegebenen Vorkehrungen nicht verhütet, sondern eben herbeigeführt werden würden.

217. Zur Darstellung der Bildungswissenschaft. — Die Bildung der Einzelnen und zwar zunächst der Unerwachsenen. — Plan der allgemeinen Pädagogik von Herbart.

(Dasselbe Buch: Streit mit der Modephilosophie 1814, S. 83—89.)

Zweck der Erziehung ist die Tugend. Tugend ist Verbindung zwischen der Einsicht und dem ihr entsprechenden Willen. Die Einsicht umfaßt fünf, unter sich unabhängige, praktische Ideen, nebst einer unbestimmten Menge desjenigen Wissens, welches die Anwendung der Ideen auf das menschliche Leben betrifft. Der entsprechende Wille setzt sich zusammen aus einigen sehr heterogenen Bestandtheilen. Ursprüngliche, unbestimmte mannigfaltige Kraft. Natürliches Wohlwollen. Aufmerksamkeit auf die Ideen, und in allen nöthigen Fällen angestrengtes Zurückhalten der innern Bestrebungen, welche den Ideen zuwider wirken könnten. — Das einzige Wort Tugend also stellt der Erziehung ein höchst zusammengesetztes Ziel vor Augen; ein zusammengesetztes um so mehr, da in den Menschen keine solche einfache Grundkraft ist, wie man wohl vorgibt, die nur nöthig hätte sich organisch zu entwickeln um die Tugend hervorzubringen. Aus der Verlegenheit, in welche die mancherlei Merkmale des Begriffs der Tugend den Pädagogen setzen, zieht ihn zuerst der Blick auf den Zögling. Dieser, noch sehr unbestimmt in allen andern Rücksichten, bietet sich dar als ein nach allen Richtungen strebendes, kräftiges Wesen. Dadurch fällt er, der für die übrigen praktischen Ideen noch wenig Bedeutung hat, zunächst unter die Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit welche dreifach ist, indem sie die Intension, Extension und Concentration der Kraft betrifft. (Zu vergleichen prakt. Phil. S. 90, 91. Pädagogik S. 84.) Die Intension der Kraft im Zöglinge ist großentheils Naturgabe; die Concentration auf einen Hauptgegenstand ist erst im spätern Alter möglich und zweckmäßig; und es bleibt also übrig die Extension, oder Ausbreitung der Kraft auf eine unbestimmte Menge von Gegenständen, — je mehr, desto besser! Dieser Begriff, der einer Menge von nähern Bestimmungen und Einschränkungen entgegen geht, indem die Idee der Vollkommenheit nicht die ganze Tugend bezeichnet, vielmehr die sämmtlichen praktischen Ideen sich in allen Puncten ihrer Anwendung gegenseitig beschränken, — ist nichts destoweniger der erste, den die Erziehungslehre verfolgen muß. Von den Einschränkungen ergibt gleich der erste Blick auf den Begriff der Tugend diese, daß die Ausbreitung der Kraft in eine Mannigfaltigkeit von Strebungen nicht eine eben so große Vielheit von Begierden und Forderungen erzeugen darf; denn der Tugendhafte darf gar kein Aeußeres unbedingt begehren. (Prakt. Philos. S. 272.) Daher ist die Aufgabe so zu fassen, daß Vielseitigkeit des Interesse beabsichtigt werde. (Pädag. S. 85, 136.) Und da die Ausbreitung der Kraft dadurch geschieht, daß man dem Zögling eine Menge von Gegenständen darbietet, die ihn reizen und in Bewegung setzen, so muß, um die Aufgabe zu erfüllen, etwas Drittes zwischen Erzieher und Zög-

ling in die Mitte gestellt werden, als ein solches, womit dieser von jenem beschäftigt wird. So etwas heißt unterrichten; das Dritte ist der Gegenstand, worin unterrichtet wird; der hieher gehörige Theil der Erziehungslehre ist die Didaktik.

Dem gemäß wird die Didaktik vorangestellt vor den übrigen Lehren vom Benehmen des Erziehers gegen den Zögling. Hierbei kann sie unmöglich gleich in ihrer ganzen Würde erscheinen; aber es findet sich hintennach, wenn die Aufgabe, die ganze Tugend hervorzubilden, nun wieder in ihrer Größe zurückgerufen wird, daß die Hauptsachen schon durch den Unterricht, nach jener ersten Rücksicht, geleistet sind, und daß man nur noch einige Vorschriften nachzutragen hat. Hierüber ist das lange vierte Capitel des dritten Buchs meiner Pädagogik zu vergleichen, welches der höchste Punct ist, von wo das ganze Buch überschaut sein will, und wo der Kritiker hätte feststehen sollen, ehe er zur Recension die Feder ansetzte. Von hieraus ist zu sehen, daß die Anordnung meines Buchs die möglichst bequeme für eine allgemeine Pädagogik ist, wenn sie schon von Anfang an nicht also scheint. —

Wir haben jetzt zwei Theile der Erziehungslehre unterschieden: die Didaktik, welche auf einer speciellen Aufgabe aus dem Umfange des ganzen Erziehungsproblems beruht; und die Lehre von der sittlichen Charakterbildung, welche, nachdem der schwerste und weitläufigste Theil schon fertig ist, nun noch einmal das Ganze des Problems behandelt, um der Didaktik noch die nöthigen Vorschriften beizufügen, die das Benehmen des Erziehers gegen den Zögling betreffen; welches ich Zucht genannt habe, in so weit nämlich dies Benehmen unmittelbar durch die Forderung, den Zögling zur Tugend zu bilden, bestimmt wird.

Aber in der Ausführung alles bisher Betrachteten kann der Erzieher nicht umhin, noch in ein andres Verhältniß mit dem Zöglinge zu gerathen, als in das, was eigentlich aus dem Hauptproblem hervorgeht. Dies letztere bezieht sich auf das, was der Zögling einst werden soll, ein tugendhafter Mann oder ein tugendhaftes Weib; aber schon jetzt, da er noch Knabe oder Mädchen ist, gibt es eine Menge von Dingen in Hinsicht seiner zu besorgen, die da nöthig sein würden, auch wenn an keine Bildung zur Tugend gedacht würde. Diese Dinge müssen überall vorher abgemacht werden, ehe man bilden kann. Die Knaben in der Schule müssen still sitzen, ehe sie dem Lehrer zuhören; die Kinder müssen nicht über des Nachbars Zaun klettern, denn der Nachbar will seine Blumen und sein Obst behalten; diese Betrachtung kommt erst an die Reihe, ehe an die Ausbildung des Rechtsgefühls der Kinder zu denken ist. Alle diese Dinge nun fasse ich zusammen unter dem Namen: Regierung der Kinder. Und ich finde höchst nöthig, daß die Lehre hievon abgesondert werde von den eigentlichen pädagogischen Betrachtungen, weil der Erzieher nicht weiß, was er will, und sich in seinem eignen Plane verwirrt, wenn ihm nicht klar ist, wieviel von seinem Thun auf Bildung hinwirkt, wie viele und welche Modificationen und Zusätze in diesem nämlichen Thun dagegen durch die ersten Forderungen der Gegenwart bestimmt werden. Man frage nun nicht nach einer positiven Definition, welche den Zweck der Regierung der Kinder feststelle. Bildung und Nichtbildung, das ist der contradictorische Gegensatz, welcher die eigentliche Erziehung von der Regierung scheidet. Und zwar ist dies eine Scheidung, nicht der Maßregeln des Erziehers, sondern seiner Begriffe, durch die er sich soll Rechenschaft geben von seinem Thun. Die Maßregeln laufen vielfältig in einander, wie in allem menschlichen Handeln, wo mehrere Motive zugleich wirken.

Regierung, Unterricht und Zucht, das sind demnach die drei Hauptbegriffe, nach welchen die ganze Erziehungslehre abzuhandeln ist. Das erste der hieraus entstehenden drei Fächer auszufüllen, ist für den, der mit Kindern umzugehen weiß, ziemlich leicht, nachdem einmal der Begriff selbst gehörig gefaßt ist; ich kann mich hier nicht dabei aufhalten. Bei weitem größere Schwierigkeiten erheben sich bei der Unterrichtslehre. Dieselbe kann nicht eingetheilt werden nach den auszubildenden Seelenvermögen, denn das sind Undinge; noch auch nach den zu lehrenden Wissenschaften, denn die sind hier nur Mittel zum Zweck, welche, wie die Nahrungsmittel, nach den Anlagen und Gelegenheiten müssen gebraucht, und überall wie ein völlig geschmeidiger Stoff nach den pädagogischen Absichten gestaltet werden. Es war mein wesentliches Augenmerk bei meinem Buche, eine Pädagogik aufzustellen, die frei wäre von den Irrthümern der alten Psychologie, und frei von den Gewöhnungen der Gelehrten, die ihr Wissen unbedingt so wiederzugeben pflegen, wie sie es sich zum gelehrten Gebrauche geordnet und geformt haben. Wäre die Graser'sche Divinitätslehre schon erschienen gewesen, so würde ich sagen können, es sei auch mein Zweck gewesen, die Pädagogik frei von den neuesten Einbildungen religiöser Anschauung darzustellen. — Das Wesentliche nun, was in der Unterrichtslehre Abtheilungen machen kann und muß, und welches beim päda-

gogischen Gebrauche der Wissenschaften überall die Zweifel entscheidet, ist, zuvörderst, eine Unterscheidung der Gemüthszustände, in die man durch den mannigfaltigen Unterricht den Zögling zu versetzen trachtet, oder der verschiedenen Arten des Interesse, die man ihm abgewinnen will, jene Unterscheidung des empirischen, speculativen, ästhetischen, theilnehmenden Interesse, die ich in meiner Pädagogik weiter ausgeführt habe. Hierüber streite, wer dieselbe anfechten will; denn ich verlange vom Pädagogen vor allen Dingen, daß er sich in dieser Unterscheidung aufs sorgfältigste orientire, und sich übe, darauf alles Lehren und Lernen zu beziehen. Wer das nicht thut, der mag ein trefflicher Empiriker sein, ein Theoretiker ist er in meinen Augen nicht; und das Maß des Gebrauchs jeder Wissenschaft, die Anordnung des Unterrichts in Gymnasien und in Bürgerschulen, bei verschiedenem Umfange der Hülfsmittel, zu einerlei Zweck, — desgleichen die rechte Auswahl des Unterrichts bei sehr vorzüglichen und bei schwachen oder vernachläßigten Subjecten, — dies, und noch manches Andere, wird der Empiriker schwerlich zu treffen wissen. Es hängt Alles davon ab, daß man stets das nämliche Gleichmaß in den verschiedenen Arten des Interesse zu erreichen suche, bei aller Verschiedenheit der Umstände und des darnach eingerichteten Verfahrens. Diese Regel ist so allgemein, daß sie die Bildung des weiblichen wie des männlichen Geschlechts umfaßt, obgleich die Gegenstände, wodurch man jedes der genannten Interessen aufregen soll, z. B. beim speculativen Interesse, sehr verschieden ausfallen.

Alle diese Interessen sollen ferner bei dem Menschen so viel als möglich stets im Gleichgewichte sein; daher taugt die gemachte Abtheilung zwar für das Mannigfaltige, was in jedem lehrfähigen Alter des Zöglings neben einander muß besorgt werden; aber es ist damit noch gar nichts festgesetzt für das Successive, für die Fortschreitung des Unterrichts. Dazu gehört eine ganz andere Art von Abtheilung, welche zu finden man sich in die Weise hineinversetzen muß, wie das menschliche Gemüth in seinen Zuständen wechselt. Die allgemeinen Bestimmungen hierüber sind für jede Art des Interesse die nämlichen; hat man also die jetzt gesuchte Art der Abtheilung (wohin der Unterschied der Vertiefung und Besinnung gehört) aufgefunden, so wird diese und jene Theilung eine die andere durchkreuzen, die Theilungen werden sich unter einander verflechten, indem auf jedes Theilungsglied der einen Art, alle Glieder der andern Art müssen bezogen werden.

Daraus kann man nun sehen, daß der Plan einer allgemeinen Pädagogik einer Tafel mit mehreren Eingängen, wie die Mathematiker sagen, gleichen müsse; und daß mit der gewöhnlichen Tabellenform, wornach A in a, b, c, und diese wieder in α, β, γ, zerfallen, ohne näheren Zusammenhang der Glieder von A mit denen von B, hier nichts würde auszurichten sein. Dies um so weniger, da noch eine dritte Art von Eintheilung, nämlich die nach den eigentlichen Lehrformen (bloß darstellende, analytische, synthetische Lehrform), sich mit der vorigen durchkreuzen muß; daher denn der Plan der Didaktik kein anderer als dieser werden kann: 1) Erörterung jeder Art von Eintheilung für sich; 2) logisch-combinatorische Verbindung aller Eintheilungen unter einander; nach der Methode, die ich am Ende des ersten Capitels meiner Logik (im Lehrbuch zur Eintheilung in d. Philos., und in der Beilage zu den Hauptp. d. Metaphysik) angegeben habe.

Soviel habe ich hier sagen wollen über die Natur des Plans, der meiner Unterrichtslehre zum Grunde liegt. Ganz ähnlich ist der, nach welchem die Lehre von der Charakterbildung angeordnet ist. Wer die sämmtlichen Eintheilungen sich einprägt, und ihre Verflechtungen zu durchdenken sich geübt hat, der wird, beim Ueberblick über das Ganze, eine Landcharte oder einen Grundriß vor sich zu haben glauben, in welchem sich für jede Art von pädagogischer Betrachtung sehr leicht die Stelle finden läßt, wohin sie gehört, sofern sie nicht höhere Psychologie erfordert, als welche von keiner Pädagogik heut zu Tage kann verlangt werden, — welche aber dereinst zu begründen ich mir schon vorher zum Ziel gesetzt hatte, ehe ich daran dachte, eine Pädagogik zu schreiben. Dieser wahren Psychologie (denn die gemeine ist durchgehends falsch, weil sie nicht einmal reine Empirie enthält, sondern überall erschleicht, auch wo sie bloß zu erzählen vorgibt), konnte ich in meiner Pädagogik nur als einer Sache erwähnen, die noch gar nicht existire. Denn an die Proben, die ich neuerlich davon gegeben habe, war damals noch nicht zu denken.

218. Fortsetzung. — Begriff der aus der Psychologie abgeleiteten theoretischen Pädagogik.

(Dasselbe Buch: Briefe über Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik, S. 520–521.)

Durch die Zweckbegriffe des Erziehers ist die Pädagogik an die praktische Philosophie geknüpft. Durch die Erwägung der Mittel und Hindernisse wird sie hingewiesen auf Psychologie. Jene erste Anknüpfung nun werden Sie nicht mehr verlangen; was zu solchem Behufe an meinen früheren Schriften etwa den Worten nach zu ändern wäre, das wird sich Ihnen bei der mindesten Aufmerksamkeit von selbst darbieten. Aber das Psychologische der Pädagogik ist so schwierig und so bunt, daß wir wohl thun werden, uns fürs Erste einmal mit dem bloßen Allgemeinbegriff desselben zu beschäftigen, und ihn ganz nackt auszuziehen, selbst unbekümmert darum, welche Mißgestalt uns zu Gesicht kommen möge.

Denken Sie Sich einen grauen Diplomaten, dessen steinernes Antlitz keinen Zug von Theilnahme für das Wohl und Wehe verräth, um welches er wie ein Wahrsager befragt wird. Er merkt, woher der Wind kommt, und dreht seine Fahne darnach. Hier finde ich ein Bild für die bloß psychologische Pädagogik. Sie durchschaut die Möglichkeit, daß ein heranwachsender Mensch unter Umständen ein solcher oder ein anderer werde. Dem schlechten wie dem guten Erzieher weiß sie zu sagen, was er wirke; jedem ist sie brauchbar für beliebige Zwecke; nach ihrer Anleitung kann der eine bessern, der andere verderben. — Gibt es denn eine solche bloß psychologische Pädagogik? Wäre sie wenigstens zu wünschen? Vielleicht; nämlich um schlechten Erziehern den Spiegel vorzuhalten. Und wenn wir sie besäßen: was könnte uns hindern, sie für edle Zwecke um Rath anzusprechen? Wir besitzen sie nun freilich nicht vollständig; eben so wenig als eine solche Philosophie der Geschichte, wie etwa die neuspinozistischen Schulen gern hätten, welche meinen, die nothwendigen Umgestaltungen des Weltgeistes aufzählen und in den Ereignissen nachweisen zu können. Doch wollen wir einmal überlegen, welche Form wohl, falls uns eine solche Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganzes zu Theil würde, an ihr zu bemerken sein möchte.

Wo irgend wir ein Wirkendes gegenüber einem Leidenden erblicken, da erscheint uns eine zwiefache mannigfaltige Möglichkeit dessen, was wohl das Leidende aus sich machen lassen könnte, und was durch das Wirkende geschehen möchte; leichter oder schwerer, je nachdem zum Leidenden besser das Wirkende paßte, oder zum Wirkenden besser das Leidende taugte. Nähere Bestimmungen kommen hinzu, wenn ein Drittes jene beiden in Verbindung setzt, und dadurch aus beiden Möglichkeiten eine wirkliche Begebenheit hervorhebt. Sie errathen schon, daß ich an die Bildsamkeit des Zöglings dachte, ferner an die Hülfsmittel der Bildung, die wir anzuwenden pflegen, und drittens an die Veranstaltungen der öffentlichen oder Privaterziehung, wodurch die Bildungsmittel in Wirksamkeit treten.

219. Fortsetzung. — Der Mythus von der sog. formalen Bildung.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 174—177; 179—180.)

Diejenigen aber, die keine richtigen psychologischen Einsichten haben, begreifen selten etwas von den pädagogischen Regeln. Sie haben etwa die alte Meinung, in der Seele seien gewisse Kräfte oder Vermögen; diese müsse man üben, gleichviel woran und wodurch. Ungefähr wie gymnastische Uebungen, welcher Art sie auch seien, die Muskeln des Leibes stärken und schmeidigen: weil es nämlich nur einerlei und die nämlichen Muskeln sind, und der Mensch eben keine andern hat. So gerade meinen auch die, welche von Psychologie nichts Gründliches wissen, der Mensch habe einen Verstand, er habe eine Phantasie, er habe ein Gedächtniß, er habe auch einen Willen, er habe eine Vernunft, und so ferner. Wenn wir ihnen nun sagen, daß der Mensch von allem dem gar Nichts hat, so verstehen sie uns nicht; wir wollen uns demnach anders ausdrücken, indem wir statt des Nichts vielmehr Vieles setzen. In der That findet sich das, was man Phantasie, Gedächtniß, Verstand nennt, in jeder einzelnen Vorstellungsmasse, doch nicht in allen gleich-

mäßig, sondern es kann sehr leicht und sehr gewöhnlich in einem und dem nämlichen Menschen eine gewisse Vorstellungsmasse verständiger, eine andere phantasiereicher, eine dritte gedächtnißmäßiger ausgebildet sein; in der einen kann tiefe Empfindung, in einer andern Kälte herrschen, und so fort. Daher wäre das, was die Pädagogen formelle Bildung nennen, ein völliges Unding, wenn es in einer Uebung solcher Kräfte zu suchen wäre, die nur in der Einbildung existiren. Aber in der That leistet eine Vorstellungsmasse der andern Hülfe, nach allgemeinen Gesetzen der Reproduction; ein Gegenstand, den wir hier in einem Beispiele suchen müssen vor Augen zu stellen.

Wenn ein Knabe Latein lernt: so hat er schon seine Muttersprache in gehörige Verbindung mit seinem gemeinen Erfahrungskreise gesetzt, oder sollte es wenigstens gethan haben. Jetzt bekommen auch die lateinischen Worte für ihn Bedeutung; dies aber geschieht großentheils durch Vocabeln, das heißt, durch Complication der Vorstellung einzelner lateinischer Worte mit einzelnen deutschen. Aber das Ziel dieses Lernens liegt in der Ferne. Dereinst soll der Jüngling und Mann lateinisch denken; das heißt, mit seinem Gedankenflusse sollen ohne Vermittelung der Muttersprache die römischen Redensarten und Redeformen sich verbinden; und der ganze Einfluß, welchen eine gebildete Sprache auf die Gedanken selbst ausübt, soll nun von der Muttersprache unabhängig, und von der römischen Sprache allein ausgeübt werden. Dies setzt voraus, daß inzwischen die Form der Verbindung unter den Vorstellungen sich sehr bedeutend geändert habe. Die Kenntniß der lateinischen Grammatik wird sich zu einer eigenen und sehr ausgebildeten Vorstellungsmasse erhoben haben, welche jeden Augenblick in die Rede bestimmend eingreift. Die Vorstellungen der lateinischen Wortstämme werden überdies nicht bloß mit den Gedanken, die man dadurch bezeichnet, sondern auch unter einander in die engste Verbindung getreten sein; sonst wäre eine geläufige Rede nicht möglich, sondern es würde das Lächerliche begegnen, was bei allen Anfängern, wenn sie zu früh versuchen zu sprechen, wirklich geschieht, nämlich daß mit den Gedanken sich da, wo ein fremdes Wort fehlt, schnell ein deutsches einschiebt, und die Rede sich aus den bunten Lappen verschiedener Sprachen zusammensetzt.

Jetzt werde Französisch oder Griechisch gelernt. Dies geht nun bekanntlich leichter, weil, so rühmt man, die formelle Bildung durchs Latein vorangegangen ist. Was wäre denn wohl geschehen, wenn man zuvor Französisch oder Griechisch gelehrt hätte, und alsdann Latein? Dann wäre, fährt man fort, die formelle Bildung vom Französischen oder Griechischen ausgegangen, und aufs Latein übertragen worden. Und dies behauptet man weiter, wäre nicht besser noch schlechter als jenes; es kommt nur darauf an, die Kraft zu wecken; über den Weg, den man hiezu nimmt, lohnt es nicht zu streiten; der übliche ist der beste, denn er ist einmal eingeführt; auf einem neuen Wege aber könnte man sich ganz ohne Noth und Nutzen verirren.

Dies letztere mag insofern wahr sein, als die Philologen, wenn sie von einer anderen Sprache ausgehen sollten, sich erst einige unbequeme Mühe geben müßten, damit ihnen dieser Unterricht ebenso geläufig würde, wie jetzt der lateinische, in welchem alle Schritte abgemessen sind *).

Was aber die Kraft anlangt, die man wecken will, so setzt dies voraus, es gebe eine schlafende Kraft, die man wecken könne. Aus der Rhetorik werden wir zwar den Schlaf und das Aufwecken als metaphorische Redensarten niemals verbannen können, so wenig wie Aufgang und Untergang der Sonne. Aber die Seelenvermögen müssen nicht bloß aus der Psychologie, sondern auch aus der Pädagogik entweichen; sie stiften hier bedeutenden Schaden.

Jene Behauptung, es sei einerlei, ob man durch Griechisch, Lateinisch, Französisch die Kraft wecke, ist ein Schlagbaum, durch welchen man den Weg der Untersuchung sperrt. Die Frage betrifft nicht Kräfte, sondern Vorstellungsmassen, und deren allmählige Bildung. Will man zuerst die Scherben, oder den Topf? Zuerst Französisch, oder Latein? Die Meisten wählen den Topf. Aber den Topf wollen sie lieber fertig kaufen, als ihn aus dem Thon allmählig bilden. Wäre nun die griechische Sprache nichts weiter als nur der Thon, woraus die römische Sprache entstanden ist, so möchten sie Recht haben. Dies bei Seite setzend, widersprechen wir für jetzt ihrer falschen Psychologie und der daran hängenden falschen Pädagogik. Die Vorstellungsmassen, welche mit dem Französischen, mit dem Lateinischen, mit dem Griechischen in die Seele des Zöglings einziehen, sind keineswegs die nämlichen. Die Ordnung und Folge, worin sie sich nach einander festsetzen, für gleichgiltig zu halten, ist Unwissenheit. Gerade auf dieser Ordnung und Folge beruht die Construction und

*) Hier ist Herbart gegen die hergebrachte Methode des lateinischen Unterrichts zu gütig. M.

nachmalige Wirksamkeit der Vorstellungsreihen. Und was man Kraft nennt, die man wecken wollte, das **wird** wesentlich ein Anderes, wenn die Ordnung und Folge, worin ursprünglich die Vorstellungen sich verknüpfen, verändert wird. . . .

Ein anderes Beispiel von unrichtigen Begriffen über formelle Bildung gibt die bekannte Anpreisung der Mathematik, sie schärfe den Verstand. Kein Wunder bei solcher Lobrede, daß die meisten Schulmänner zum nämlichen Ziel einen kürzeren Weg suchen. Wozu die Figuren und Formeln, wenn die alten Sprachen, die ja ohnehin gelernt werden müssen, das Nämliche leisten? Man studiere nur Grammatik; auch diese schärft den Verstand. Und sogar noch sicherer; denn man will bemerkt haben, daß auch einfältige Leute das Rechnen zu besonderer Fertigkeit bringen.

Ob die Grammatiker sich nun gerade als kluge Staatsmänner oder Feldherren, oder sonst auf den großen Kampfplätzen des Verstandes auszeichnen, und ob sie darin die Mathematiker übertreffen, das wollen wir nicht fragen, da ohnehin der eingebildete Verstand ein Hirngespinnst ist.

Der Verstand der Grammatik bleibt in der Grammatik; der Verstand der Mathematik bleibt in der Mathematik; und der Verstand jedes anderen Faches muß sich in diesem anderen Fache auf eigne Weise bilden. Wenn aber grammatische oder mathematische Begriffe irgendwie, auch nur durch entfernte Verwandtschaft, in das Geschäft eingreifen, welches unter bestimmten Umständen etwa dem Feldherrn oder dem Staatsmann obliegt: dann wird sich, was er früher von jenen Begriffen gefaßt hat, in ihm reproduciren, und seinem Thun zu Hülfe kommen.

Grammatik und Mathematik sind demnach keineswegs Surrogate für einander, sondern jede behauptet sich in ihrem Kreise und Werthe.

Kaum als eine Beispielsammlung zur Logik läßt sich die Grammatik gebrauchen; obgleich hier einige Gemeinschaft der Begriffe, daher auch eher ein pädagogisches Zusammenwirken möglich ist. Das Nämliche gilt in anderen Puncten von der Logik und Mathematik. Aber wehe dem, der für Gebrauch und Uebung logischer Lehren in den höheren Theilen der Philosophie sich darauf verließe, er habe fleißig Grammatik und Mathematik studirt! Weder Grammatik, noch Mathematik, noch Logik machen den Metaphysiker, obgleich er ohne Logik und Mathematik auch nicht von der Stelle kommt.

Viel eher kann man die Geographie*) als die Wissenschaft nennen, für welche der Verstand in anderen Wissenschaften geweckt wird. Denn die Begriffe der Mathematik, Naturlehre und Geschichte begegnen sich in ihr. Jedoch pflegt gerade die Geographie am wenigsten in dem Rufe zu stehen, eine besondere Vorübung des Verstandes zu erfordern; vielleicht deshalb, weil sie weder in mathematischer, noch physikalischer, noch politischer Hinsicht im gewöhnlichen Unterricht eine besondere Reife erlangt.

*) In der hergebrachten Auffassung, wo natürliche und bürgerliche Erdkunde — s. oben Geologie Nr. 16—32 und Geographie S. 69—80 — verbunden werden. M.

220. Fortsetzung. — Bildung der Erwachsenen. — Bedeutung der Universität und ihr Verhältniss zu Schule und Akademie.

(*Fr. Schleiermacher*, Gelegentliche Gedanken über Universitäten [1808]; Werke, zur Philosophie I. [1846] S. 552; 556—562.)

Die Schule ist gleichsam das Zusammensein der Meister mit den Lehrburschen, die Universität mit den Gesellen, und die Akademie ist die Versammlung der Meister unter sich.

. . . Was ist nun die Universität zwischen beiden, der Schule und der Akademie? Man könnte denken, daß diese beiden sich in alle wissenschaftlichen Verrichtungen theilten, und jene ganz überflüssig wäre zwischen ihnen. So urtheilen auch gewiß Manche unter uns, schwerlich mit echt deutschem Sinn; denn diese Ansicht ist ja die herrschende eines anderen Volkes, welchem, je mehr es sich in sich selbst consolidirte, um so mehr Alles ausgegangen ist, was einer Universität ähnlich sieht, und nichts übrig geblieben als Schulen und Akademien in unzähliger Menge und in den mannigfaltigsten Formen. Allein man übersieht hiebei offenbar einen sehr wesentlichen Punct. Die Schulen beschäftigten sich nur mit Kenntnissen als solchen; die Einsicht in die Natur der Erkenntniß überhaupt, den wissenschaftlichen Geist, das Vermögen der Erfindung und der eigenen Combination suchen sie nur vorbereitend anzuregen, ausgebildet aber wird dies Alles nicht in ihnen. Die

Akademien aber müssen dies Alles bei ihren Mitgliedern voraussetzen; nur von einem gemeinschaftlichen Mittelpunct aus, und durch das Bewußtsein desselben — das spricht ihre ganze Organisation aus, wenn sie auch keine Veranlassung finden, es ausdrücklich zu erklären — wollen sie die Wissenschaften fördern; auch kann dies nur so auf eine übereinstimmende Weise geschehen. Wie leer müßten die Werke einer Akademie sein, wenn sie überall bloße Empirie triebe, und an keine Principien in jeder Wissenschaft glaubte! Wie leer wäre der ganze Gedanke einer gemeinschaftlichen Beförderung aller Wissenschaften, wenn diese Principien nicht wiederum zusammenstimmten und ein Ganzes bildeten! und wie jämmerlich die Ausführung, wenn etwa die Mitglieder über alle diese Principien uneins wären! Offenbar also wird vorausgesetzt, jedes Mitglied einer Akademie sei über die philosophischen Principien seiner Wissenschaft mit sich selbst und den übrigen verstanden, jedes behandle sein Fach mit philosophischem Geist, und eben dieser in allen sich ähnliche Geist in seiner Vermählung mit dem jedem Einzelnen eigenthümlichen Talent mache nur jeden zu einem wahren Gliede der Vereinigung. Soll dieser Geist dem Menschen von ungefähr kommen im Schlaf? soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen, nicht wie jedes andere, durch Erzeugung? soll nur dieses in seinen ersten zarten Aeußerungen keiner Pflege bedürfen, und keiner Erziehung? Hier also liegt das Wesen der Universität. Diese Erzeugung und Erziehung liegt ihr ob, und damit bildet sie den Uebergangspunct zwischen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntnissen, durch eigentliches Lernen die Jugend erst bearbeitet wird für die Wissenschaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wissenschaftlichen Lebens nun selbst forschend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder schöner anbaut. Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Processes, mit der Aufsicht über seine ersten Entwickelungen zu thun. Aber nichts Geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensproceß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, Alles aus dem Gesichtspunct der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen allmählig in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesammtheit der Erkenntniß soll dargestellt werden, indem man die Principien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens hineinzuarbeiten. Hieraus erklärt sich die kürzere Zeit, welche Jeder auf der Universität zubringt als auf der Schule; nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, sondern weil man das Lernen des Lernens wohl abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich, was auf der Universität verlebt wird, nur ein Moment ist, nur ein Act vollbracht wird, daß nämlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtsein der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menschen aufwacht. Hierauf weisen alle Eigenthümlichkeiten hin, welche die Universität von der Schule auf der einen, von der Akademie auf der anderen Seite unterscheiden. Auf der Schule geht man nach den Gesetzen des leichtesten Fortschrittes von einem einzelnen zum andern über, und ist wenig bekümmert darum, ob jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Universität dagegen ist man hierauf so sehr bedacht, daß man in jedem Gebiet das Encyklopädische, die allgemeine Uebersicht des Umfanges und des Zusammenhanges als das Nothwendigste voranschickt, und zur Grundlage des gesammten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Universität als solcher sind Lehrbücher, Compendien, deren Endzweck nicht ist die Wissenschaft im Einzelnen zu erschöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das Leichteste, noch das Schwerste, noch das Seltenste den Vorzug genießt bei der Auswahl, sondern deren Verdienst in der höheren Ansicht, in der systematischen Darstellung besteht, und welche dasjenige am meisten herausheben, worin sich am faßlichsten die Idee des Ganzen darstellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung desselben am anschaulichsten wird. Ferner in den Akademien kommt Alles darauf an, daß das Einzelne vollkommen richtig und genau herausgearbeitet werde im Gebiete aller realen Wissenschaften; dagegen

die reine Philosophie, die Speculation, die Beschäftigung mit der Einheit und dem Zusammenhang aller Erkenntnisse und mit der Natur des Erkennens selbst durchaus zurücktritt. Gewiß nicht als etwas für das reale Wissen Geringfügiges, oder gar an sich Verwerfliches und Nichtiges. Denn, wie man sich auch anstelle, alles einzelne Wissen ruht doch immer auf jenem Allgemeinen; es gibt kein wissenschaftlich hervorbringendes Vermögen ohne speculativen Geist, und beides hängt so zusammen, daß wer keine bestimmte philosophische Denkungsart sich gebildet hat, auch nichts Tüchtiges und Merkwürdiges wissenschaftlich selbständig hervorbringen wird, sondern er wird immer, bewußt oder unbewußt, auch da wo er durch einen wunderbaren Instinct erfindet, von einer speculativen Richtung und Vernunft abhängen, die sich vielleicht nur in Anderen deutlich offenbart. Auch wird eines Jeden philosophische Denkungsart sich in der Sprache, in der Methode, in der Darstellung, bei jedem wissenschaftlichen Werke aussprechen. Sondern deswegen tritt die Philosophie hier zurück, weil, wenn auf akademische Weise die Wissenschaften gemeinschaftlich sollen gefördert werden, alles rein Philosophische schon so muß in Richtigkeit gebracht sein, daß fast nichts mehr darüber zu sagen ist. Diese Voraussetzung scheint freilich bisher nirgends unter uns vollkommen begründet gewesen zu sein, und man würde vielleicht nicht zu viel einräumen, wenn man gestände, eine solche völlige Einigung und Befriedigung in Sachen der Philosophie könne sogar unter Einem Volke, wenn es ihm wirklich Ernst ist mit der Sache, nie als wirklich vollendet gegeben sein, sondern nur durch eine immer fortschreitende Annäherung und Verständigung. Allein jede Akademie macht dennoch diese Voraussetzung nothwendig, wenigstens insofern daß es ihr natürlich ist, dasjenige, was in dieser Hinsicht schon geschehen ist, als die Hauptsache anzusehen, und was noch übrig ist, als das Kleinere. Eine speculative Abtheilung kann sie eigentlich nur in dem Sinne haben, daß sie, voraussetzend, es gebe unter einem Volke nur Eine philosophische Denkungsart, die Einerleiheit dessen, was zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgedrückt worden ist, darstellt, die in einer und derselben Zeit gegen einander tretenden Differenzen beleuchtet, was sich philosophisch geberdet, und doch nur Polemik gegen die Philosophie ist, in seiner Blöße zeigt, kurz durch historische und kritische Behandlung des auf diesem Gebiete vorhandenen jene Annäherung und Selbstverständigung der Nation befördert. Selbst hervorzubringen aber und neue Wege einzuschlagen auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie, dies scheint der Akademie weniger zuzukommen. Dagegen ist für die Universität allgemein anerkannt der philosophische Unterricht die Grundlage von Allem, was dort getrieben wird; und weil eben diese höchsten Ansichten vorzüglich mitgetheilt werden sollen, und zwar auf die individuellste Weise, so müssen sie auch in ihrer Differenz von Allem, was Gleichartiges neben ihnen besteht, dargestellt werden, daher auf und zwischen Universitäten vorzüglich die philosophischen Streitigkeiten ihren Platz haben und auf ihnen vornämlich die philosophischen Schulen sich bilden.

So ist die Universität in Absicht ihres Hauptzweckes etwas ganz Eigenthümliches, von Schule und Akademie gleich wesentlich Verschiedenes; allein äußerlich, das will nicht sagen zufällig, sondern so wie es für jedes Innere nothwendig ein Aeußeres gibt, äußerlich hat sie eben so nothwendig etwas Aehnliches von beiden, sonst würde es auch wunderliche Sprünge geben in dem wissenschaftlichen Leben der einzelnen Menschen. Der wissenschaftliche Geist als das höchste Princip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntniß kann nicht etwa für sich allein hingestellt und aufgezeigt werden in bloßer Transcendentalphilosophie, gespensterartig, wie leider Manche versucht und Spuk und unheimliches Wesen damit getrieben haben. Leerer läßt sich wohl nichts denken als eine Philosophie, die sich so rein auszieht, und wartet, daß das reale Wissen als ein niederes ganz anders woher soll gegeben oder genommen werden; und vergeblicher für die Wissenschaft würde wohl nichts die Jünglinge in den schönsten Jahren vorzüglich beschäftigen, als eine Philosophie, die keine bestimmte Leitung für das künftige wissenschaftliche Leben in allen Fächern gäbe, sondern höchstens diente, den Kopf aufzuräumen, was man ja schon an der gemeinen Mathematik rühmt. Sondern nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wissen läßt sich die Philosophie, nur mit seinem Leibe, dem realen Wissen zugleich läßt dieser Geist sich darstellen und auffassen. Daher werden auf der Universität auch Kenntnisse mitgetheilt, höhere zum Theil und andere, die in dem Plan der Schule gar nicht lagen. Insofern entsteht also Zulernen, und die Universität ist zugleich Nachschule. Eben so ist sie auch Vorakademie. Der wissenschaftliche Geist, der durch den philosophischen Unterricht geweckt ist und durch Wiederanschauung des vorher schon Erlernten sich befestiget und zur

Klarheit kommt, muß seiner Natur nach auch gleich seine Kräfte versuchen und üben, indem er von dem Mittelpuncte aus sich tiefer in das Einzelne hineinbegibt, um zu forschen, zu verbinden, Eignes hervorzubringen und durch dessen Richtigkeit die erlangte Einsicht in die Natur und den Zusammenhang alles Wissens zu bewahren. Dies ist der Sinn der wissenschaftlichen Seminarien und der praktischen Anstalten auf der Universität, welche alle durchaus akademischer Natur sind. Daher auch beide Benennungen wieder in die Universität hineinspielen und sie oft hohe Schule genannt wird, und dann wieder Akademie. Daher es Unverstand ist, zu behaupten, Universitäten dürften solche Anstalten nicht haben, weil sie nur für Akademien gehörten.

221. Fortsetzung. — Die Bildung der Nationen. — Begriff dieses Theiles der Bildungswissenschaft.

(*M. von Lavergne-Peguilhen*, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft II. [1841] S. 2—4; 7—9.)

Soll nicht etwa nur ein Theil der Gesellschaftsgenossen auf Kosten aller übrigen hervorgebildet werden, soll jeder Einzelne Theil haben an dem großen Schatz der Menschenveredelung, soll überhaupt eine wahrhafte Nationalcultur erzielt werden, so muß jede individuelle und gesellschaftliche Lebensthätigkeit mittel- oder unmittelbar dem großen Ziel entgegenführen. Die drei Richtungen des gesellschaftlichen Lebens, die Productions-, Cultur- und Staatsthätigkeit, müssen übereinstimmend den großen Zweck der Vervollkommnung aller Gesellschaftsgenossen verfolgen, Productions- und Staatsthätigkeit müssen überall zugleich als mittelbare Culturthätigkeiten sich darstellen. Sie werden dies, sofern die ihrem Wirken zum Grunde liegenden ewigen und unwandelbaren Gesellschaftsgesetze beachtet worden. Denn nach den Grundgesetzen des organischen Lebens stehen alle Bestandtheile eines wohlgeordneten Organismus in Wechselverbindung, und es kann keiner dieser Bestandtheile in irgend einer Weise modificirt werden, ohne eine entsprechende Modification aller anderen Bestandtheile und des Gesammtorganismus zur Folge zu haben.

Diese allgemeinen Verhältnisse des Wechselverkehrs und der Gegenseitigkeit gewähren der Culturwissenschaft, deren Aufgabe es ist, die ewigen und unwandelbaren Gesetze zu erforschen, die der Vervollkommnung der Bevölkerungsmassen zum Grunde liegen, die wichtigsten Hülfsmittel. Denn wie in jedem Organismus mehrere Systeme zwar zu einem gemeinsamen Leben sich gegenseitig unterstützen, dennoch aber jedes zunächst durch eigne Kraft und seinen eignen Gesetzen gemäß besteht, so werden auch die Vereinigungen für Productions-, Cultur- und Staatsthätigkeit eine durch die andere bestimmt; ursprünglich aber ruht jede auf der Idee, deren eigenthümlicher Ausdruck sie ist. Nur durch besondere Leistungen gelangen die Vereinigten in den allgemeinen Mittelpunct des Gesellschaftslebens. Es treten demnach die Bewegungs-, Productions- und Staatswissenschaften in den Rang mittelbarer Culturwissenschaften ein, weil jede gesellschaftliche Bewegung im Allgemeinen und jede Productions- und Staatsthätigkeit im Besondern, in Folge jenes organischen Grundgesetzes, eine nothwendige Rückwirkung auf die Cultur erhalten muß.

In keinem wohlgeordneten Organismus darf sich aber ein Conflict in den einzelnen Bewegungen und Bestrebungen herausstellen, es muß in denselben die vollkommenste Harmonie herrschen, und auch dieses allgemeine Gesetz findet auf den Gesellschaftsorganismus Anwendung. Wo in demselben Conflicte sich zu erkennen geben, da darf mit Sicherheit auf Störung des organischen Lebens, auf Krankheitszustände geschlossen werden. Die Bewegungs-, Productions- und Staatsgesetze müssen hiernach den Charakter mittelbarer Culturgesetze erhalten, wie dies in dem Gesetze zum Theil bereits erkannt worden: daß Production und Cultur in harmonischem Einklang stehen, daß jede der Cultur wahrhaft förderliche Thätigkeit auch productiv und jede die Production wahrhaft unterstützende Thätigkeit auch culturfördernd sei. Bewegung und Staatsthätigkeit aber sollen jene beiden Systeme des Gesellschaftslebens überall unterstützen, sie müssen ihrem Zwecke nach beide sowohl als productiv wie als culturfördernd erkannt werden.

Die Culturwissenschaft hat es daher nicht etwa mit pädagogischen Untersuchungen zu thun, oder mit den Mitteln zur Bildung von Künstlern und Gelehrten, sie setzt vielmehr die dahin führenden Wege als bekannt voraus, wie denn überhaupt

nicht das Individuum, sondern die Bevölkerungsmasse Gegenstand ihrer Forschung ist. Sie hat die Gesetze zu ermitteln, auf denen die Vervollkommnung der Bevölkerungsmassen beruht, und da diese nur erreichbar ist, sofern jeder gesellschaftliche Wirkungskreis die den individuellen Kräften entsprechenden Anregungs- und Hülfsmittel zur Selbstvervollkommnung enthält, so ist es ganz vorzüglich die Entstehung und Gestaltung der den einzelnen Gesellschaftsgenossen zu überweisenden Wirkungskreise, die Erforschung der Gesetze, die der Bildung zahlreicher und vollkommener Wirkungskreise und ihrem Wechselverkehr zum Grunde liegen, die der Culturwissenschaft zur Lösung anheim fallen. Es haben aber die gesellschaftlichen Wirkungskreise ganz überwiegend in dem Productionsleben ihre Basis, und da die Gesetze desselben bereits der Forschung unterworfen worden, so erhält dadurch die Culturwissenschaft eine breite Grundlage....

Jedes Individuum soll innerhalb des ihm verliehenen Bewegungskreises an dem großen Werke der gesellschaftlichen Entwickelung mitarbeiten; es soll die eigene Cultur, die der Familie, der Gemeinde- und Gesellschaftsgenossen — soweit der Wirkungskreis reicht — unausgesetzt zu fördern bestrebt sein. Es bedarf aber zur Lösung dieser Aufgabe, um nicht störend in den Gesellschaftshaushalt einzugreifen, um den individuellen Culturkreis mit dem nationalen in Einklang zu bringen, der genauen Kenntniß beider, und diese ist nur mittelst der Culturwissenschaft zu erlangen. Abgesehen von der erhöheten Intelligenz, die aus der Beschäftigung mit einer so umfassenden Wissenschaft unausbleiblich hervorgeht, gewährt diese, wie die Gesellschaftswissenschaft überhaupt, zugleich eine klare Anschauung des gesellschaftlichen Gesammtorganismus, sie lehrt das Verhältniß des individuellen Wirkungskreises zu dem der Nation, die Richtung beider kennen, und gibt dadurch die Mittel an die Hand, beide in Einklang ihrem gemeinsamen Ziele entgegen zu führen. Während das bürgerliche Leben bisher fast ausschließlich durch Staatsinstitutionen und gleichsam durch einen instinctartigen Erhaltungstrieb geregelt worden, während dasselbe von jeder Wissenschaftlichkeit unendlich entfernt war, erhält es mittelst der Gesellschaftswissenschaft eine rationelle Grundlage, jede einzelne Bewegung desselben tritt in ein wissenschaftlich bestimmtes Verhältniß zur Gesammtheit des Gesellschaftslebens. Die innige Verschmelzung von Wissenschaft und Leben ist ein sicheres Kriterium höherer Nationalcultur, und umgekehrt, denn nur dadurch gelangt das bürgerliche Leben zum Selbstbewußtsein seiner hohen menschlichen Bedeutung. Die Wissenschaften mit vorherrschend oder gar ausschließlich subjectiver Tendenz, die nur zu sehr geneigt sind, sich kastenhaft vom Leben abzuschließen, erhalten hiernach hier zugleich ihre Würdigung.

Selbst die Beziehungen zum Himmel gelangen durch die Culturwissenschaft zur größeren Klarheit. Zwar hat dieselbe sich nicht mit dem Jenseits zu beschäftigen, aber sie verkennt keineswegs die Beziehung des irdischen Lebens auf das himmlische. Sie wird einerseits die alles durchdringende Macht des geläuterten Christenthums anerkennen, welches die Wahrheit ist, und frei macht, und dieselbe sowohl als Zweck der Cultur, wie auch als Mittel zu derselben ansehen. Andererseits aber wird auch die Culturwissenschaft in den Gesetzen, nach welchen die Entwickelung des Menschengeschlechts im großen Ganzen wie im Einzelnen vor sich geht, den Abglanz der Herrlichkeit des Alles lenkenden und regierenden Geistes erkennen, und selbst die Institutionen, welche sich auf die Culturwissenschaft stützen, werden eben dadurch ihre Folgerichtigkeit beweisen, daß sie immer mehr nach den Fundamentalgrundsätzen der heiligen Schrift geordnet und ihnen entsprechend gebildet werden. Denn immer bestimmter wird mit den Fortschritten der Wissenschaft die Uebereinstimmung dieser Grundsätze mit den Culturgesetzen sich zu erkennen geben. Wo sich Widersprüche offenbaren, da wird man auf falsche Auslegung oder auf Schriftverfälschung schließen müssen.

Hiernächst bleibt nur noch das Verhältniß der Culturwissenschaft zu den anderen Wissenschaften anzudeuten. Sie dient der Productionswissenschaft zur Controlle, und mit dieser vereint der Staatswissenschaft zur Grundlage. Sie ist aber zugleich dem Geschichtsforscher unentbehrlich, indem sie demselben einen kritischen Maßstab zur Würdigung geschichtlicher Ueberlieferungen, und dadurch die Mittel gewährt, aus denselben Alles zu beseitigen, was mit den Culturgesetzen, d. h. mit der Wahrheit in Widerspruch steht. Was auch z. B. die Ueberlieferungen von einer hohen Nationalcultur bei gleichzeitigem Vorwalten der Zwangswirthschaftsform, der Polygamie, einer schrankenlosen Concurrenz und Bodenzersplitterung etc. bekunden mögen, der durch Culturwissenschaft erleuchtete Geschichtsforscher wird dergleichen Fabeln zu würdigen wissen. Es ist ihm

offenbar geworden, daß Sclaverei und hohe Cultur unvereinbar sind, daß die Zwangswirthschaftsform nur die höhere Entwickelung einzelner herrschender Individuen, nie aber die der unterjochten Bevölkerungsmassen möglich macht. Durch den Sophismus, nur die ersteren als Nation, die letzteren aber als eine von der Nationalität ausgeschlossene Sache zu bezeichnen, läßt sich der denkende Forscher nicht täuschen, ihm ist immer die Bevölkerungsmasse Nation, wie auch die inneren Rechtsverhältnisse gestaltet sein mögen. Ebenso sicher hat er erkannt, daß Polygamie, erstarrende Religionssysteme, schrankenlose Concurrenz und Bodenzersplitterung eine höhere geistig-sittliche Bildung der Bevölkerungsmassen durchaus unmöglich machen, und er wird hiernach die geschichtlichen Ueberlieferungen zu würdigen wissen. Aus einzelnen Andeutungen vermag der mit Kenntniß der Culturgesetze ausgerüstete Geschichtsforscher mit großer Sicherheit ein vollständiges Gemälde geschichtlicher Zustände zu entwerfen. Denn diese sind in ihrem inneren Zusammenhange nach bestimmten und unwandelbaren Gesetzen zu construiren.

222. Fortsetzung. — Zur historischen Bildungswissenschaft. — Universitäten in Deutschland im XIV. und XV. Jahrhundert.

(*H. E. Erhard*, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung I. [1827] S. 152—156, 167.)

Allgemeine Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften lagen in Deutschland lange Zeit ganz außer dem Gesichtskreise des Zeitalters, und die einzigen, welche einigermaßen diese Stelle vertreten konnten, die Klöster und andere Schulen der Geistlichen für Geistliche, verfehlten immer mehr ihren Zweck, und sanken immer tiefer in Verfall. Endlich wurden in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Anstalten, welche Frankreich und Italien schon lange kannten, auch in Deutschland nachgebildet, und ihr Emporkommen versprach der wissenschaftlichen Bildung einen neuen Umschwung.

Während nämlich die Wissenschaften in den Klöstern entschliefen, oder aus ihnen ganz entwichen, bildeten sich an andern Orten freie Vereine von Menschen, welche durch kein Gelübde gebunden, von keiner äußeren Nothwendigkeit veranlaßt, aus reinem inneren Triebe, die Wissenschaften lehrten und lernten. Daß wenigstens die alten berühmten Hochschulen zu Salerno, Paris, Bologna, und vermuthlich noch andere, besonders in Italien, ursprünglich als freie Vereine von Lehrenden und Lernenden, ohne Zuthun eines Fürsten oder einer andern Obrigkeit, entstanden, ist mit Bestimmtheit zu erweisen. Es war aber natürlich, dass die Fürsten und Obrigkeiten früher oder später den Werth dieser gelehrten Vereine erkannten, sie an gewissen Orten zu befestigen suchten, auch absichtlich neue gründeten, und sie mit den größten Rechten und Freiheiten ausstatteten; mit Freiheiten, welche zum Theil, nach unsern heutigen Begriffen, sich mit den Hoheitsrechten des Staates und seiner Oberhäupter, ja mit der Einheit und Vollkommenheit einer allgemein wohlgeordneten Staatsverfassung und mit dem wahren Zweck einer Lehranstalt kaum vertragen. In jenen Zeiten, wo der Werth der Wissenschaften noch so wenig allgemein anerkannt war, wo Fürsten und Gewaltige so wenig unmittelbar für sie, auch bei dem besten Willen, thun konnten, und wo die, größtentheils selbst noch sehr schwankenden und mangelhaften Einrichtungen der Staaten ihnen so wenig Schutz zu gewähren vermochten, war es indessen eben so vortheilhaft als nothwendig, Lehranstalten, welche zu langer und fester Dauer bestimmt waren, durch eine freie, unabhängige Stellung, durch äußere Würde, und durch ein gewisses Ansehen von Heiligkeit, zu erheben und zu sichern. Die Auszeichnung, welche der Lehrer und die Lehranstalt genoß, mußte dem Uneingeweihten imponiren, und die Achtung, welche man anfangs nur dem Manne zollte, mußte bald auf sein Geschäft, auf die Wissenschaft übergehen, und so wirkten die Universitäten zur Vermehrung und Befestigung des äußern Ansehens der Wissenschaften. Aber der Zunftgeist, welcher durch das ganze Mittelalter in allen Ständen vorherrscht, ward auch auf die Universitäten übergetragen, durch die Vorrechte und die abgesonderte Stellung derselben genährt, und von allen ihren Mitgliedern, auch wenn sie aus der unmittelbaren Verbindung herausgetreten waren, lebenslang beibehalten; und so bildete sich ein eigner G e l e h r t e n s t a n d, abgesondert von dem geistlichen und Bürgerstande. Denn obgleich die Geist-

lichen als solche von dem Gelehrtenstande nicht ausgeschlossen waren, so gab ihnen doch ihre geistliche Würde dabei durchaus keinen Vorzug, wenn sie sich nicht auch zugleich eine akademische Würde erwarben. Dieser Bildung eines besondern, mit hohen Vorrechten ausgestatteten Gelehrtenstandes, und insbesondere dem Einflusse der Universitäten, ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaften, bei dem immer mehr einreißenden Verderben der Geistlichkeit, noch aufbewahrt wurden, und daß die Geistlichen selbst, zu einem heilsamen Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwissenheit und Verwilderung versanken.

Italien, das Land, in welchem die Liebe zu den Wissenschaften nie ganz erloschen war, hatte schon eine bedeutende Anzahl Hochschulen aufzuweisen; auch Frankreich, Spanien, Portugal und England waren damit ausgestattet; Deutschland aber sah noch keine in seinem Schoße erblühen. Wem es hier um Einsammlung wissenschaftlicher Kenntnisse zu thun war, der mußte die weite und kostbare Reise nach Italien oder nach Frankreich unternehmen; und da dies nur Wenige vermochten, so blieb Deutschland an wissenschaftlicher Bildung eben so weit hinter jenen Ländern zurück, als es an politischer Macht und Bedeutung sich damals noch über sie erhob.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun auch in Deutschland der Anfang gemacht, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Kaiser Carl IV., ein Fürst, der bei allem Schwankenden, Zweideutigen, selbst Tadelhaften, was in seinem Charakter liegt, doch unverkennbar wohlthätig auf sein Zeitalter einwirkte, gründete, noch ehe er allgemein als Oberhaupt des deutschen Reichs anerkannt war, in **Prag**, der Hauptstadt seines Erbkönigreichs Böhmen, (1348) die erste Universität, und sah noch während seiner Regierung (1365) neben jener eine zweite, zu **Wien**, durch die Veranstaltung des Herzogs von Oestreich entstehen; ja, es war durch das einmal gegebene Beispiel, ein solcher Eifer in Deutschland erwacht, daß noch während des vierzehnten Jahrhunderts, bald nach Carls IV. Abgange, innerhalb weniger Jahre, noch drei Universitäten, nämlich 1386 die zu **Heidelberg**, 1388 die zu **Cöln** und 1392 die zu **Erfurt**, eröffnet wurden. Von dieser Gründung der ersten deutschen Universitäten muß man billig den Anfang der Wiedergeburt der Wissenschaften in Deutschland herschreiben.

Bei der Einrichtung der Universitäten zu Prag und Wien lag ganz die Form der italiänischen Universitäten, bei Heidelberg die der Universität Paris zum Grunde; die älteste Verfassung der Universität Cöln ist mir nicht bekannt; Erfurt aber erscheint in einem, von jenen ganz verschiedenen rein deutschen Charakter.

Auf den älteren Universitäten waren Lehrende und Lernende in Nationen eingetheilt; eine Veranstaltung, welche späterhin auch Leipzig annahm, ungeachtet aus jener Absonderung der Nationen, sowohl auf den italiänischen Universitäten, als in Prag, die heftigsten Parteiungen und Zerrüttungen entstanden waren. In Erfurt finden wir von dieser Eintheilung in Nationen gar keine Spur, sondern die Universität bildete anfangs einen ganzen, ungetheilten Körper, bis, wenige Jahre nach ihrer ersten Eröffnung, die Eintheilung in Facultäten sich bildete, die auf keine äußeren Umstände, sondern zunächst auf die damaligen Ansichten des gegenseitigen Verhältnisses der Wissenschaften gegründet war.

223. Fortsetzung. — Ein Ausschnitt aus dem Bilde des heutigen deutschen Bildungslebens.

(*Ein deutscher Theolog* [Hundeshagen], Der deutsche Protestantismus und die Nationalentwickelung [1847] S. 143—146, 147—151.)

. . . Es ist ganz eigentlich als eine große Calamität zu betrachten, daß der deutsche Liberalismus das tiefere religiöse Leben nie ergründet, darum auch nicht seiner Bedeutung gemäß beachtet und gepflegt, oft nicht einmal geschont, ja mit demselben sich nicht selten in schneidenden Widerspruch gesetzt hat. Nicht minder ist zu rügen ein verborgener „Polizeigedanke," von dem die liberale Ansicht nicht frei zu werden vermochte und durch den sie in hohem Grade unduldsam ward gegen eine allseitige, sei es auch in wunderlichen, irrationellen Hervorbringungen sich darlegende Entwicklung des postulirten Freiheitsprincips; endlich die mitunter naiv genug durchscheinende Vorstellung, als ob es sich von selbst verstünde, daß bei der erweiterten Freiheit

und postulirten Volkserleichterung die nutzbaren Rechte und duftenden Fleischtöpfe des Beamtenstandes, dessen Gliedern und Aspiranten wenigstens eine beträchtliche Zahl unserer „Liberalen“ angehörte, nothwendig unangetastet bleiben würden und müßten [1]). So fehlte uns zwar nicht die innere Erregung durch politische Parteien; aber ein kräftiges, in sich zusammengenommenes, aller Hauptfragen mit sicherem Tacte mächtiges und dadurch förderliches und nothwendiges Parteileben hatten wir nicht, weil dieses nur in Staaten längerer und praktischerer constitutioneller Gewöhnung sich bildet und gedeiht. Denn während dort die Parteien nicht gegen die Grundzüge der allgemeinen Ordnung gerichtet sind, sondern nur verschiedene Behandlungsweisen, Gesichtspuncte und zum Theil verschiedene Interessen innerhalb dieser Ordnnngen vertreten, in allen Parteien ein verbindender Nationalgedanke sammt der Einsicht in dessen concrete Forderungen lebt und man dafür alle Schichten der Gesellschaft lebendig zu interessiren weiß, so producirte unter uns, wegen Mangels der bedingenden Grundvoraussetzung, der politische Parteikampf — und zwar nicht bloß bei den »Liberalen« — meist nur wohlgemeinte Theorien, pompöse Weltgedanken, feudalistische und antifeudalistische Träume und endlich auch politische Poesieen, Dinge, über welche man nur zu oft das Nächste übersah, für welche sich das vergessene Volk natürlich nicht im Mindesten interessirte.

Freilich auch bei den vielen Indifferenten, welche sich über das Niederschlagende unserer öffentlichen Zustände leicht hinwegsetzten, war das Leben nicht ganz ohne einen substantiellen Inhalt. Sie pflegten Kunst und Wissenschaft. Allein was die Kunst betrifft, so hat Rosenkranz gewiß Recht, wenn er sagt: »wenn das ästhetische Element andere substantielle Interessen zurückdrängt, wenn es geflissentlich genährt wird, um von denselben zu abstrahiren, so ist mit ihm stets viel Fadheit und Trägheit, viel Selbstgefälligkeit und ziellose Zerstreuungssucht verbunden. Das Beschauen und Anhören, das Genießen und Kritisiren wird zuletzt ein inhaltloses, unmännliches Sybaritenleben, welches auch tüchtigere Naturen verderben kann.« . . .

Unsere Wissenschaft aber? Gewiß sie durchlebte jetzt ein Stadium so reicher und gediegener Entwicklung, wie es für sie so bald nicht wiederkehren wird. Wir wollen ihr ihre Ehren nicht streitig machen. Der Staat stellte die strengsten Forderungen in Rücksicht der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Beamten; er leistete der Wissenschaft mit einer Munificenz Vorschub, die kaum übertroffen werden kann; jede Pforte der Ehre, selbst die des Reichthums war den Gelehrten aufgethan; die Stille des öffentlichen Lebens begünstigte in ausnehmendem Grade die wissenschaftliche Intuition; die ganze Gewöhnung unseres Nationallebens lenkte gern auf dieses Geleise ein; selbst der politisch erregte und strebende Kern der Nation suchte wenigstens auf diesem Feld Ehrenkränze für das Vaterland zu erringen. Wie hätte nicht nach allem diesen seit 1815 für unsere Wissenschaft eine Periode großartigen Aufschwungs anbrechen sollen?

Aber es ist nicht gut, wenn ein Volk, das alle Bedingungen einer umfassenderen Entwicklung in sich trägt, auf eine ausschließlich literärische Existenz zurückgedrängt wird.

Zunächst ist es nicht gut für die Wissenschaft selbst. Denn sie löst sich dann gern ab vom unmittelbaren Leben. Das Leben aber enthält nicht nur in vielen Stücken die Probe für die Wissenschaft, sondern auch ein Correctiv gegen alles bloß leere Theoretisiren. Ferner: soll die Wissenschaft in umfassender, fruchtbarer Weise auf das Gesammtwohl einer Nation zurückwirken, so muß sie aus *allen* Sphären derselben Impulse annehmen. Eine organisch formirte, wahrhaft lebendige Nationalexistenz hatten wir aber nicht erlangt, sondern nur einen neuen, vom Volk getrennten Beamtenstaat. So erhielt auch unsere Wissenschaft vorzugsweise nur aus diesem Kreise ihre Antriebe. Wie der Beamtenstand, so schloß sich durchschnittlich auch die Wissenschaft ab von Nation und Volk und deren Interessen. Die dort vorherrschenden Anschauungen theilten sich auch in hohem Grade der Wissenschaft mit, welche zwar stets universalistisch und esoterisch, aber nie vag kosmopolitisch, unnational und vornehm sein soll. Alle edleren Kräfte, welche unten lebendig wurden, fanden unter der nun einmal gegebenen Lage der Dinge Spielraum und Anerkennung nur entweder in der theoretischen Wissenschaft, oder im praktischen Staatsdienst. Alle strömten daher in nie gekanntem Drange diesen Sphären zu, um, indem sie von dort Richtung und Farbe annahmen, zugleich der Stätte ihres Ursprungs entfremdet zu werden.

Neben dieser vornehmen, aristokratischen Haltung, welche unserer Wissenschaft eigen wurde, dürfen wir die positiven Versündigungen nicht verschweigen, welche sie sich gegen die Nation zu Schulden kommen ließ. Die grellen Widersprüche in unserem politischen Leben lagen offen genug zu

Tage. Von dem in der Wissenschaft lebenden Wahrheitssinn hätte man erwarten dürfen, dieselben in ihrer vollen Wirklichkeit anerkannt zu sehen. Schon in dieser Anerkennung hätte eine unwiderstehliche Nöthigung gelegen, endlich auf ihre Beseitigung zu denken. Und wirklich hat es an beredten Zeugen der Wahrheit aus dem Kreise der deutschen Wissenschaft zu keiner Zeit ganz gefehlt. Aber warum zog sich in der Regel gerade die gründlichste Einsicht, die lauterste Gesinnung verstimmt von diesem Gebiete zurück? Gewiß war dies stumme Verhalten weder an sich Recht, noch war es durch den allerdings betrübenden Umstand gefordert, daß freimüthige Stimmen nur sehr vereinzelt und gedämpft laut werden konnten. Noch weniger läßt sich die einreißende Gewohnheit entschuldigen, mit Vorliebe diejenigen Stoffe sich zu erwählen, welche dem Vaterland, der Gegenwart und Wirklichkeit am entferntesten lagen, oder bestochen von der großartigen Förderung, deren die am Principienstreit unbetheiligte Gelehrsamkeit von Seiten der Regierungen sich zu erfreuen hatte, über dem individuellen Behagen das gemeinschädliche Unbehagen, welches durch die klaffenden Widersprüche erzeugt worden war, geflissentlich zu verbergen. Wir dürfen uns nicht verhehlen: dieser selbstvergnügte Indifferentismus, diese von Liebe und Haß gleich entfernte Passivität bei allen praktischen Lebensfragen, diese durchschnittliche Furchtsamkeit unseres Gelehrtenstandes, ist für Deutschland ein großes Mißgeschick gewesen. Das Licht, dessen wir uns so gern rühmten, ließ gerade die wundesten, der Heilung bedürftigsten, auf die Länge den ganzen Körper mit gefährlicher Entzündung bedrohenden Stellen ohne Beleuchtung. Die geistige Strebkraft der Nation betheiligte sich an den Interessen aller Welt, nur nicht den heimischen; auch das Sinnen und Denken unserer stolzen Wissenschaft verlief sich in der Sahara eines leeren Kosmopolitismus, und es impfte sich derselbe auch von dieser Seite der Nation von Neuem ein.

Noch schlimmer aber waren freilich die Wirkungen, welche von der Aristokratie des Geistes in den Fällen auf das Ganze ausgiengen, wo sie entweder im unmittelbaren Dienste des Staatsprincips oder der interessirten Egoität nicht umhin konnte, ihr Votum über die, nie ganz zur Ruhe gebrachten großen Fragen abzugeben. Da entwickelten sich im Streben, um jeden Preis in die Widersprüche Harmonie zu bringen, das Unebene glatt, das Schwarze weiß, das Weiße schwarz erscheinen zu lassen, in furchtbarer Progression die Keime einer Sophistik, wie sie im Großen nur unter einem Volke, wie wir, geistig so hoch entwickelt, in einer angemessenen Gestaltung seines öffentlichen Lebens aber hinter den größeren Völkern Europas so weit zurückgeblieben, möglich war. Es wurde dadurch, sowie im Gefolge des bezeichneten ästhetischen Treibens in unsrer neuen Bildung ein Same der Unwahrhaftigkeit ausgestreut, nach und nach auch in das Urtheil des ehrlichen, längst an eine selbstständige Meinung nicht mehr gewöhnten und darum stets an seine Wissenden gewiesenen Volkes eine Unsicherheit gebracht, die klarsten Verhältnisse auf eine Weise verwirrt, daß am Ende in trügerischen Uebeln und Irrgewinden selbst das heller blickende Auge nur mühsam den Ausweg fand, und das schlichte Wahrheitsgefühl sich abstumpfte. Einem großen Theile der Nation, die sich einst durch einen einfachen, stricten Rechtssinn ausgezeichnet hatte, entschwand die Fähigkeit zur naturgemäßen Auffassung der simpelsten, der richtige Tact für Beurtheilung nur einigermaßen verwickelter Verhältnisse. Die Virtuosität spitzfindiger Dialektik und stilistischer Gedankenverhüllung, diplomatischer Redegewandtheit und leerer Phrasenmacherei wuchs zu einer neuen, die geistige und sittliche Gesundheit unserer Nation bedrohenden Macht heran.

1) Giehne, Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe, 1844. S. 249: »Durch die ideologische Auffassung des Staats ist selbst in die Oppositionen ein Polizeigedanke gekommen, welcher das für „dunkel" verschrieene Mittelalter als den unerträglichsten Despotismus von sich gestoßen haben würde. Hier wird verlangt, daß man die Katholiken protestantisch, dort, daß man die Protestanten katholisch zustutze; der Eine kann die Pietisten nicht leiden: »der Staat soll einschreiten;« dem Andern sind die Homöopathen zuwider: „die Polizei her;« ein Dritter ist der historischen Schule gram: „die Regierung soll ihr das Handwerk legen;« ein Vierter kann die Jesuiten, ein Fünfter die Rationalisten nicht ausstehen: „wo bleibt der Büttel, um ihre Argumente zur Thür hinauszuwerfen?" In keiner Zeit hat man mehr von Freiheit des Geistes gesprochen, und in keiner Zeit haben die Parteien der Freiheit die Freiheit der Parteien schonungsloser mit Füßen getreten; in keiner Zeit hat man herrischer das Recht eines Andern verachtet, während man sein eigenes heilig sprach. Man redet von Freiheit der Völker und verlangt im Grund einen Despotismus der Staatsgewalt, nur mit der Clausel, daß derselbe im Sinne

der eigenen Partei geübt werde. Von diesem Standpunct soll sich sodann Alles zurechtschneiden lassen, und was gern einen eigenen Zuschnitt behalten möchte, im Namen von Licht und Recht der Unterdrückung verfallen sein; was im Staate wächst, soll unter der Gartenscheere gehalten und zu einer vorschriftmäßigen Spalierhecke verschnitten, was im Staate lebt, in die Montur des herrschenden Systems gesteckt werden.«

S. 221. »Anstatt die Bedingungen der Macht zu studiren und die Freiheit da zu suchen, wo sie ist, nämlich in der möglichsten Einschränkung des Zuvielregierens und in der Gewährung möglichster Selbstthätigkeit für die Genossenschaften gleicher Interessen, ist die Wirksamkeit des Liberalismus im besten Zuge, dem Zuvielregieren noch vollends recht in den Sattel zu helfen und noch vielfacher zu administriren und noch mehr Gesetze anzuhäufen, und noch mehr Formen einzuführen und noch mehr Staatsdienste nöthig zu machen, welches Alles den armen »Administrirten« nicht nur um so viel mehr Unbequemlichkeiten macht, sondern auch um so viel theurer von ihnen bezahlt werden muß. . . . Was als unabhängiges Institut und mit eigenem Lebensprincip neben dem Beamtenregimente bestehen will, das ist dem flachen Liberalismus ein Dorn im Auge, weswegen er auch noch das Gebiet der Gewissensfreiheit in eine Amtsdomäne verwandeln und das Kirchenthum in Gestalt einer vorschriftmäßigen Polizeireligion zuschneiden möchte; — was er Freiheit nennt, das ist ein Mangel an organischem Zusammenhang; wo er organisiren soll, da bringt er neue Stellen für Beamte zuwege.«

224. Fortsetzung. — Zur relativen Bildungswissenschaft. — Zur Kritik unserer Bildung.

(*G. Duden*, Europa und Deutschland II. [1835] S. 380—385.)

Als eines der Kennzeichen fehlerhafter Cultur darf man es betrachten, daß die Natur unserer Zustände und besonders die Umwandelung der Geister gerade von denen verkannt werden, welche sollten sehen können. Woher dieses Verkennen?

Es rührt zunächst daher, daß just diejenigen, wovon das Licht erwartet werden muß, zu einer ruhigen ausdauernden Prüfung so wenig fähig oder geneigt sind. Und daran ist wieder Mancherlei Schuld. Erstlich ist Schuld, daß ihnen das herandringende Neue feindlich vorkommt. Gelehrte, Priester, Beamte und Fürsten, alle werden von den neuen Regungen mehr oder minder bedroht und belästigt. Und wenn sie auch diese Regungen der germanischen Entwickelung als deren reine Sprößlinge in sich selbst fühlen, so muß sie das stürmische Drängen immerhin in ihren besondern Verhältnissen, in ihren Systemen und Dogmen, in den Rücksichten auf Ehre und Würde, und endlich in den Interessen von Geld und Geldeswerth, zu sehr beunruhigen, als daß ihnen eine klare Auffassung leicht wäre. Vorzüglich unter den Priestern sind die, welche von allgemeiner Verderbniß sprechen, weil sie den Wechsel der religiösen Formen (und sogar die Läuterung der religiösen Vorstellungen) auf Irreligiosität deuten. Unter den Fürsten und Beamten sind die meisten jener, welche in der allgemeinen Unruhe nur Neigungen zum Aufruhr sehen; und unter den Gelehrten die, welche den Sturz ihrer Systeme für den Untergang der Cultur halten.

Dann aber erwäge man zweitens, wie sehr diese Hindernisse der besonnenen Prüfung vermehrt werden, wenn die ersten Vorschritte darin dem Prüfenden mit Vorwürfen gegen ihn selbst verbunden scheinen. Hatte ich doch schon bei den Reden über die Noth der höheren Stände zu fürchten, daß die Erwähnung ihres Druckes auf das niedere Volk als ein Vorwurf wirke. Wie wäre darum der Schein von Vorwürfen zu vermeiden, wenn man vor den Priestern über die Gebrechen der Religionen, vor den Gelehrten und Allen, die sich für das, was Cultur heißt, von Standeswegen verantwortlich dünken, über Verwirrungen und Verzerrungen der Gefühle und Begriffe klagt? Eben so werden die Regenten und Beamten geneigt sein, die Klagen über Gesetze und Staatsverwaltung für Vorwürfe zu nehmen. Mithin hält sich Jedermann durch die Wahrheit, welche aufzudecken so sehr wichtig ist, beleidigt, und wird lieber den verkehrtesten Declamationen huldigen als vermeintlichen Kränkungen.

Doch die Hauptschuld steckt (drittens) in noch Anderem.

Ich habe öfter gesagt, daß die Entwickelung der Völker instinctartig geschehe (wie die eines zum Jüngling und Manne heranreifenden Knaben), *insofern* nämlich als die neuen Richtungen und Interessen erst *entstehen* müßten, bevor sie Gegenstände des Nachdenkens (der Reflexion) werden könnten (wie auch die Sprachen eher durch unmittelbare Impulse geschaffen würden, als die Reflexion sie grammatisch bearbeitet). Das heißt mit andern Worten: der *Boden*, woraus die Richtungen und Interessen der Völker ursprünglich hervorgehen, ist nicht der des *beschaulichen* (speculativen, reflectirenden) Lebens, sondern der des *praktischen*. *Wer sie also fühlen will, der muß diesem praktischen Getriebe selbst angehören.* Durch das bloße Fühlen ohne Nachdenken gelangt zwar Niemand zur Klarheit. Allein, da es noch thörichter ist, *über Richtungen und Interessen, die man nie empfunden hat, von Reflexionen und Deductionen* Aufschluß zu erwarten, so stellt sich der Hoffnung auf Abhülfe unserer Noth *von der helleren Einsicht*, d. h. von unsern Culturträgern, kein größeres Hinderniß entgegen, als die schon im 26. Auszuge besprochene *Scheidung des Denkens und des Handelns*. [In diesem Buche S. 304.] Der Einwurf, daß diese Scheidung der Entwickelung genutzt habe, widerlegt die Wahrheit nicht, daß sie mit einer *hohen* Entwickelung unvereinbar ist, und daß, wie eigenthümlich sie auch den *Mittelstufen* sei, nur Finsterniß und Irrthum sie für etwas an sich Gutes halten könne, was immer fortbestehen müsse. Die Schulen mögen zeigen, daß die Scheidung durch eine überirdische Fügung der Dinge ohne menschlichen Plan entstanden ist. *Aber der Beweis, daß sie zu der höchsten Cultur gehöre, ist ein trauriger Beweis, wie weit sie selbst von der höchsten Cultur entfernt sind.* In der natürlichen Ungleichheit der Menschen liegt es zwar, daß es immer und ewig Individuen geben wird, die ein fast instinctartiges Leben führen, die selbst nicht nachdenken, und wenn sie des Nachdenkens bedürfen, ihre Zuflucht zu den Nebenmenschen nehmen. Andererseits werden auch schon die Gebrechen des Leibes Manchen von dem praktischen Getriebe ablenken und dem denkenden Leben zukehren. Allein durch eine geregelte Erziehung, ohne Rücksicht auf die Anlagen der Individuen, ganze Völker in *denkende unpraktische* und in *nicht denkende praktische* Classen *zu zwängen*, das ist ein Verfahren, welches vor dem Maßstabe der Gottheit, wovor sich jegliche Widersprüche lösen, gerechtfertigt werden mag, aber vor der Kritik wahrhaft cultivirter Menschen nur Entschuldigung findet, wo die Natur selbst Classen geschaffen und einige als zum Nachdenken unfähig gestempelt zu haben scheint. Dennoch geschieht es überall; und die Ansichten, welche unser irdisches Dasein als eine bloße Berufssache behandeln, der man sich ohne Nachtheil für den innern Werth widmen oder nicht widmen könne, befördern hier ein praktisches Getriebe, das vom Denken fast so fern ist als das Getriebe der Biber, der Bienen und Ameisen, und dort ein reflectirendes, das in seiner Isolirung vom praktischen für dessen Leitung kaum tauglicher ist, als das Brüten der Mönche. Noch immer spricht man von einer *gelehrten* Erziehung, von einer *kaufmännischen* Erziehung, von einer *militärischen*, von einer *technischen* u. s. w. Und wenn die Gelehrten spotten, daß sich ihnen unter dem Namen von Akademien nackte Anweisungen zum Erwerbe zur Seite ordnen, so ist ihnen mit vollem Rechte zu entgegnen, daß ihre Anweisungen zu sog. *höheren* Dingen für nichts schlechter taugen, als für das Leben auf dieser Erde. Von der Lehre, daß das Denken nicht minder zum Leben gehöre als das Essen und Trinken, wissen auch die Gelehrten nichts. Sie treiben ihre Gelehrsamkeit so gut als einen Beruf, wie der Kaufmann seinen Handel; und wer etwa eine Ausnahme macht, und nicht studiert, um irgend ein Amt zu führen, der geräth in den Verdacht noch unpraktischer zu sein als die Gelehrten selbst.

Indeß, ich gestehe es, alles dieses entfernt sich zu wenig von allgemeinen Klagen; und nur die klare Darstellung, wie sich die bejammerte Scheidung zur Enthüllung unserer Bedrängniß und ihrer Heilung verhalte, kann mich vor Tadel schützen. Man höre also weiter.

Je weniger die praktische Volksclasse selbst denkt, desto mehr bedarf sie der Hülfe der Denkenden. *Nun aber sind die Denkenden von dem praktischen Getriebe so geschieden, daß von Allem, was darin Neues vorgeht, sie gerade zuletzt Kunde erlangen.* In dem praktischen Getriebe entstehen, wie gesagt, die neuen Richtungen und Interessen (weil die Entwickelung praktisch weiterschreitet). Bevor sie zum deutlichen Bewußtsein gedeihen, sind die davon belebten Menschen getriebene, ohne zu wissen wodurch, und bedürfen der Leitung. Allein wie die denkende Classe zu dieser Leitung taugt, beweiset sich am schlagendsten damit, daß sie just aus der Unfähigkeit der Masse,

sich selbst Rechenschaft zu geben und anzuzeigen, was sie wolle, den Schluß zieht, ihre Regungen seien nur Regungen der veränderlichen Laune, d. h. eigentlich ein Nichts, was keine Beachtung verdiene. Man weiß, daß auch die religiösen Bewegungen der vorigen Jahrhunderte von den praktischen Classen ausgiengen, und daß die im Reflexionsleben befangenen nachfolgten, und zwar meist aus ganz andern Motiven als den Impulsen der Menge. In der niedern Entwickelung haben überhaupt die Reflexionen mehr den Charakter der furchtsamen Schlauheit und wirken der unmittelbaren Sprache der Natur zu vielfach entgegen. Wir sind darüber noch nicht hinaus; und die Erscheinung, daß die Regierungen die Bedürfnisse und Forderungen der Völker so schwer begreifen, findet seine vollständige Erklärung in der Scheidung des Theoretischen und Praktischen, worin sich die neueren Völker zerquälen. Die Regenten und Beamten können einmal der Theorien nicht entbehren; und um zur Kenntniß der Theorien zu gelangen, gab es bisher keinen andern Weg als den allgemeinen der Gelehrten, der von dem praktischen Getriebe zu sehr isolirt. Daher rührt es, daß eine besondere Auszeichnung der Beamten durch Gelehrsamkeit sie gewöhnlich der Isolirung der Gelehrten von den Forderungen des bewegten Lebens nähert; wogegen diejenigen Beamten, welche sich mehr an das Leben halten, selten zu tiefern Reflexionen reichen als die übrigen Glieder der thätigen Welt. Die eifrigsten Gelehrten vergraben sich am meisten in Theorien und Systeme. Und sind diese Theorien und Systeme dann den neuen Regungen der Menschheit fremd, so wird ein Redner über die letzteren eher bei den Samojeden Gehör finden als bei den Gelehrten. Wenn aber auch die Gelehrten und Beamten nach und nach von dem berührt werden, was mit den nebeligen Worten „Geist der Zeit“ angedeutet zu werden pflegt, so geschieht es doch so spät, daß sie, in ihrem Berufe, das öffentliche und Familienleben durch die Producte ihrer Reflexionen zu leiten, für und für mit Theorien auftreten, die, wie gut sie für frühere Entwickelungsperioden passen mögen, die Forderungen der neuesten schlecht beachten. Je mehr sich der Mensch durch Theorien von dem praktischen Getriebe isolirt, desto weniger wird die Zeit auf ihn wirken. Die Zeit geht dann vorwärts und der Theoretiker bleibt stehen. Darin liegt der Grund, daß unsere Jugend, die nicht so schnell in isolirende Theorien verstrickt werden kann, ihre Erzieher und Lehrer (obschon nicht an Gelehrsamkeit doch) an Brauchbarkeit für die Welt überholt; freilich um bald selbst wieder von der jüngern Generation überholt zu werden. Und zugleich erklärt sich damit, warum der schon im 44. Auszuge beklagten Erscheinung, daß in allen Angelegenheiten, welche die cultivirte Vorwelt lediglich der Berathung der Alten vorbehielt, unter den Neueren die Jüngeren das große Wort haben, auch von denjenigen Alten nicht widerstanden wird, die ihr Nachdenken keineswegs auf die Jugendjahre beschränkten. Ich wiederhole die Bitte, das Alter, welches Römer und Griechen zur Verwaltung der Staatsämter forderten, mit dem zu vergleichen, was unsere Institute, in Europa wie in Amerika, dafür fordern. Sahen wir doch jüngst in Frankreich die Deputirtenkammer sich mit den Zöglingen der Schulen in eine Art berathender Verbindung setzen. Wo ist ein ähnliches Beispiel in der römischen oder griechischen Geschichte? So lange die Ursachen fortdauern, müssen es auch die Wirkungen, und wo die Alten für das was Noth thut unbrauchbar sind, da darf man den Jüngern nicht zürnen, daß sie ihnen vorgreifen.

Wie ungünstig aber schon der generelle Anblick unserer schroffen Scheidung des Denkens vom Handeln ist, die nähere Betrachtung zeigt noch Schlimmeres. Wäre es auch wahr, daß die Gelehrten nur vom Praktischen isolirt seien, um desto ruhiger den Theorien nachzuspüren, und nicht um des Unterhaltes wegen so viele Zeit dem sich ewig wiederholenden Unterrichte zu widmen, so würde es immerhin nicht minder wahr bleiben, daß ein so einseitiges Leben, und wenn es Jahrhunderte währte, von den höchsten Interessen gerade am wenigsten erwärmt werden könne; wie trefflich es ihm übrigens gelingen möge, Steine, Pflanzen und Insecten zu ordnen, chinesische und indische Wörterbücher zu machen, das Schreibzeug der alten Römer auszumitteln, oder sich in das Hirn eines Kirchenvaters oder eines juristischen Glossators hineinzudenken. Doch es gehört nicht zu meinem Zwecke, alle Verzerrungen und Verirrungen der neueren Gelehrsamkeit zu mustern. Es gilt nur darum, zu beweisen, wie wenig von ihr für die Verbesserung unseres Zustandes zu hoffen sei.

VII. Seligkeitswissenschaft.

225. Zur Geschichte und Kritik der Seligkeitswissenschaft *). — Der principiellen. — Kant's Kritik des ontologischen Beweises.

(*J. Kant*, Kritik der reinen Vernunft, 1781.)

. . . Es sind nun drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus speculativer Vernunft möglich.

Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Causalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, d. i. irgend ein Dasein empirisch zum Grunde; oder sie abstrahiren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich *a priori* aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte der ontologische Beweis. Mehr gibt es ihrer nicht und mehr kann es auch nicht geben.

Ich werde darthun, daß die Vernunft auf dem einen Wege (dem empirischen) so wenig, als auf dem andern (dem transcendentalen) etwas ausrichte, und daß sie vergeblich ihre Flügel ausspanne, um über die Sinnenwelt durch die bloße Macht der Speculation hinaus zu kommen. Was aber die Ordnung betrifft, in welcher diese Beweisarten der Prüfung vorgelegt werden müssen, so wird sie gerade die umgekehrte von derjenigen sein, welche die sich nach und nach erweiternde Vernunft nimmt, und in der wir sie auch zuerst gestellt haben. Denn es wird sich zeigen, daß, obgleich Erfahrung den ersten Anlaß dazu gibt, dennoch bloß der transcendentale Begriff die Vernunft in dieser ihrer Bestrebung leite und in allen solchen Versuchen das Ziel ausstecke, das sie sich vorgesetzt hat. Ich werde also von der Prüfung des transcendentalen Beweises anfangen und nachher sehen, was der Zusatz des Empirischen zur Vergrößerung seiner Beweiskraft thun könne.

Man sieht aus dem Bisherigen leicht, daß der Begriff eines absolut nothwendigen Wesens ein reiner Vernunftbegriff, d. i. eine bloße Idee sei, deren objective Realität dadurch, daß die Vernunft ihrer bedarf, noch lange nicht bewiesen ist, welche auch nur auf eine gewisse, obzwar unerreichbare Vollständigkeit Anweisung gibt, und eigentlich mehr dazu dient, den Verstand zu begrenzen, als ihn auf neue Gegenstände zu erweitern. Es findet sich hier nun das Befremdliche und Widersinnische, daß der Schluß von einem gegebenen Dasein überhaupt auf irgend ein schlechthin nothwendiges Dasein dringend und richtig zu sein scheint, und wir gleichwohl alle Bedingungen des Verstandes, sich einen Begriff von einer solchen Nothwendigkeit zu machen, gänzlich wider uns haben.

Man hat zu aller Zeit von dem absolut nothwendigen Wesen geredet und sich nicht sowohl Mühe gegeben, zu verstehen, ob und wie man sich ein Ding von dieser Art auch nur denken könne, als vielmehr dessen Dasein zu beweisen. Nun ist zwar eine Namenerklärung von diesem Begriffe ganz leicht, daß es nämlich so etwas sei, dessen Nichtsein unmöglich ist; aber man wird hiedurch um nichts klüger in Ansehung der Bedingungen, die es unmöglich machen, das Nichtsein eines Dinges als schlechterdings undenklich anzusehen, und die eigentlich dasjenige sind, was man wissen will, nämlich, ob wir uns durch diesen Begriff überall etwas denken oder nicht. Denn alle Bedingungen, die der Verstand jederzeit bedarf, um etwas als nothwendig anzusehen, vermittelst des Worts: unbedingt, wegwerfen, macht mir noch lange nicht verständlich, ob ich

*) Bedeutet, was man, indem der Name von Einem Gliede des Verhältnisses genommen wird, Theologie heißt, und Religionswissenschaft, wenn man auf das Mittel sieht. Der hier gewählte Name ist vom Zwecke hergenommen.

alsdann durch einen Begriff eines Unbedingt-Nothwendigen noch etwas oder vielleicht gar nichts denke.

Noch mehr: diesen auf das bloße Gerathewohl gewagten und endlich ganz geläufig gewordenen Begriff hat man noch dazu durch eine Menge Beispiele zu erklären geglaubt, so daß alle weitere Nachfrage wegen seiner Verständlichkeit ganz unnöthig geschienen. Ein jeder Satz der Geometrie, z. B. daß ein Triangel drei Winkel habe, ist schlechthin nothwendig, und so redete man von einem Gegenstande, der ganz außerhalb der Sphäre unseres Verstandes liegt, als ob man ganz wohl verstände, was man mit dem Begriffe von ihm sagen wolle.

Alle vorgegebene Beispiele sind ohne Ausnahme nur von Urtheilen, aber nicht von Dingen und deren Dasein hergenommen. Die unbedingte Nothwendigkeit der Urtheile aber ist nicht eine absolute Nothwendigkeit der Sachen. Denn die absolute Nothwendigkeit des Urtheils ist nur eine bedingte Nothwendigkeit der Sache, oder des Prädicats im Urtheile. Der vorige Satz sagte nicht, daß drei Winkel schlechterdings nothwendig seien, sondern: unter der Bedingung, daß ein Triangel da ist (gegeben ist), sind auch drei Winkel (in ihm) nothwendiger Weise da. Gleichwohl hat diese logische Nothwendigkeit eine so große Macht ihrer Illusion bewiesen, daß, indem man sich einen Begriff *a priori* von einem Dinge gemacht hatte, der so gestellt war, daß man seiner Meinung nach das Dasein mit in seinem Umfang begriff, man daraus glaubte sicher schließen zu können, daß, weil dem Object dieses Begriffs das Dasein nothwendig zukommt, d. i. unter der Bedingung, daß ich dieses Ding als gegeben (existirend) setze, auch sein Dasein nothwendig (nach der Regel der Identität) gesetzt werde und dieses Wesen daher selbst schlechterdings nothwendig sei, weil sein Dasein in einem nach Belieben angenommenen Begriffe und unter der Bedingung, daß ich den Gegenstand desselben setze, mit gedacht wird.

Wenn ich das Prädicat in einem identischen Urtheile aufhebe und behalte das Subject, so entspringt ein Widerspruch, und daher sage ich: jenes kommt diesem nothwendiger Weise zu. Hebe ich aber das Subject zusammt dem Prädicat auf, so entspringt kein Widerspruch; denn es ist nichts mehr, welchem widersprochen werden könnte. Einen Triangel setzen und doch die drei Winkel desselben aufheben, ist widersprechend; aber den Triangel sammt seinen drei Winkeln aufheben, ist kein Widerspruch. Gerade eben so ist es mit dem Begriff eines absolut nothwendigen Wesens bewandt. Wenn ihr das Dasein desselben aufhebt, so hebt ihr das Ding selbst mit allen seinen Prädicaten auf; wo soll alsdann der Widerspruch herkommen? Aeußerlich ist nichts, dem widersprochen würde, denn das Ding soll nicht äußerlich nothwendig sein; innerlich auch nichts, denn ihr habt durch Aufhebung des Dinges selbst alles Innere zugleich aufgehoben. Gott ist allmächtig; das ist ein nothwendiges Urtheil. Die Allmacht kann nicht aufgehoben werden, wenn ihr eine Gottheit, d. i. ein unendliches Wesen setzt, mit dessen Begriff jener identisch ist. Wenn ihr aber sagt: Gott ist nicht, so ist weder die Allmacht, noch irgend ein anderes seiner Prädicate gegeben; denn sie sind alle zusammt dem Subjecte aufgehoben, und es zeigt sich in diesem Gedanken nicht der mindeste Widerspruch.

Ihr habt also gesehen, daß, wenn ich das Prädicat eines Urtheils zusammt dem Subjecte aufhebe, niemals ein innerer Widerspruch entspringen könne, das Prädicat mag auch sein, welches es wolle. Nun bleibt euch keine Ausflucht übrig, als, ihr müßt sagen: es gibt Subjecte, die gar nicht aufgehoben werden können, die also bleiben müssen. Das würde aber eben so viel sagen, als: es gibt schlechterdings nothwendige Subjecte; eine Voraussetzung, an deren Richtigkeit ich eben gezweifelt habe und deren Möglichkeit ihr mir zeigen wolltet. Denn ich kann mir nicht den geringsten Begriff von einem Dinge machen, welches, wenn es mit allen seinen Prädicaten aufgehoben würde, einen Widerspruch zurück ließe, und ohne den Widerspruch habe ich durch bloße reine Begriffe *a priori* kein Merkmal der Unmöglichkeit.

Wider alle diese allgemeine Schlüsse, (deren sich kein Mensch weigern kann), fordert ihr mich durch einen Fall auf, den ihr als einen Beweis durch die That aufstellet: daß es doch einen und zwar nur diesen Einen Begriff gebe, da das Nichtsein oder das Aufheben seines Gegenstandes in sich selbst widersprechend sei, und dieses ist der Begriff des allerrealsten Wesens. Es hat, sagt ihr, alle Realität, und ihr seid berechtigt, ein solches Wesen als möglich anzunehmen, (welches ich vorjetzt einwillige, obgleich der sich nicht widersprechende Begriff noch lange nicht die Möglichkeit des Gegenstandes beweiset [1]). Nun ist unter aller Realität auch das Dasein mit begriffen; also liegt das Dasein in dem Begriff von einem Möglichen. Wird dieses Ding nun aufgehoben, so wird die innere Möglichkeit des Dinges aufgehoben, welches widersprechend ist.

Ich antworte: Ihr habt schon einen Widerspruch begangen, wenn ihr in den Begriff eines Dinges, welches ihr lediglich seiner Möglichkeit nach denken wolltet, es sei unter welchem versteckten Namen, schon den Begriff seiner Existenz hinein brachtet. Räumt man euch dieses ein, so habt ihr dem Scheine nach gewonnen Spiel, in der That aber nichts gesagt; denn ihr habt eine bloße Tautologie begangen. Ich frage euch, ist der Satz: dieses oder jenes Ding (welches ich euch als möglich einräume, es mag sein, welches es wolle) existirt, ist, sage ich, dieser Satz ein analytischer oder synthetischer Satz? Wenn er das Erstere ist, so thut ihr durch das Dasein des Dinges zu euerem Gedanken von dem Dinge nichts hinzu, aber alsdann müßte entweder der Gedanke, der in euch ist, das Ding selber sein, oder ihr habt ein Dasein als zur Möglichkeit gehörig vorausgesetzt, und alsdann das Dasein dem Vorgeben nach aus der inneren Möglichkeit geschlossen, welches nichts, als eine elende Tautologie ist. Das Wort: Realität, welches im Begriffe des Dinges anders klingt, als Existenz im Begriffe des Prädicats, macht es nicht aus. Denn wenn ihr auch alles Setzen (unbestimmt was ihr setzt) Realität nennt, so habt ihr das Ding schon mit allen seinen Prädicaten im Begriffe des Subjects gesetzt und als wirklich angenommen und im Prädicate wiederholt ihr es nur. Gesteht ihr dagegen, wie es billigermaßen jeder Vernünftige gestehen muß, daß ein jeder Existentialsatz synthetisch sei, wie wollet ihr denn behaupten, daß das Prädicat der Existenz sich ohne Widerspruch nicht aufheben lasse? da dieser Vorzug nur den analytischen, als deren Charakter eben darauf beruht, eigenthümlich zukommt.

Ich würde zwar hoffen, diese grüblerische Argumentation, ohne allen Umschweif, durch eine genaue Bestimmung des Begriffs der Existenz zu Nichte zu machen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß die Illusion, in Verwechselung eines logischen Prädicats mit einem realen (d. i. der Bestimmung eines Dings), beinahe alle Belehrung ausschlage. Zum logischen Prädicate kann alles dienen, was man will, sogar das Subject kann von sich selbst prädicirt werden; denn die Logik abstrahirt von allem Inhalte. Aber die Bestimmung ist ein Prädicat, welches über den Begriff des Subjects hinzukommt und ihn vergrößert. Sie muß also nicht in ihm schon enthalten sein.

Sein ist offenbar kein reales Prädicat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könnte. Es ist bloß die Position eines Dinges oder gewisser Bestimmungen an sich selbst. Im logischen Gebrauche ist es lediglich die Copula eines Urtheils. Der Satz: Gott ist allmächtig, enthält zwei Begriffe, die ihre Objecte haben: Gott und Allmacht; das Wörtchen: ist, ist nicht noch ein Prädicat oben ein, sondern nur das, was das Prädicat beziehungsweise aufs Subject setzt. Nehme ich nun das Subject (Gott) mit allen seinen Prädicaten (worunter auch die Allmacht gehört) zusammen und sage: Gott ist, oder: es ist ein Gott, so setze ich kein neues Prädicat zum Begriffe von Gott, sondern nur das Subject an sich selbst mit allen seinen Prädicaten, und zwar den Gegenstand in Beziehung auf meinen Begriff. Beide müssen genau einerlei enthalten und es kann daher zu dem Begriffe, der bloß die Möglichkeit ausdrückt, darum, daß ich dessen Gegenstand als schlechthin gegeben (durch den Ausdruck: er ist) denke, nichts weiter hinzukommen. Und so enthält das Wirkliche nichts mehr, als das bloß Mögliche. Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das Mindeste mehr, als hundert mögliche. Denn da diese den Begriff, jene aber den Gegenstand und dessen Position an sich selbst bedeuten, so würde, im Fall dieser mehr enthielte, als jener, mein Begriff nicht den ganzen Gegenstand ausdrücken und also auch nicht der angemessene Begriff von ihm sein. Aber in meinem Vermögenszustande ist mehr bei hundert wirklichen Thalern, als bei dem bloßen Begriffe derselben (d. i. ihrer Möglichkeit). Denn der Gegenstand ist bei der Wirklichkeit nicht bloß in meinem Begriffe analytisch enthalten, sondern kommt zu meinem Begriffe (der eine Bestimmung meines Zustandes ist) synthetisch hinzu, ohne daß durch dieses Sein außerhalb meinem Begriffe diese gedachte hundert Thaler selbst im Mindesten vermehrt werden.

Wenn ich also ein Ding, durch welche und wie viel Prädicate ich will (selbst in der durchgängigen Bestimmung) denke, so kommt dadurch, daß ich noch hinzusetze: dieses Ding ist, nicht das Mindeste zu dem Dinge hinzu. Denn sonst würde nicht eben dasselbe, sondern mehr existiren, als ich im Begriffe gedacht hatte, und ich könnte nicht sagen, daß gerade der Gegenstand meines Begriffs existire. Denke ich mir auch sogar in einem Dinge alle Realität außer einer, so kommt dadurch, daß ich sage: ein solches mangelhaftes Ding existirt, die fehlende Realität nicht hinzu, sondern es existirt gerade mit demselben Mangel behaftet, als ich es gedacht habe, sonst würde etwas Anderes, als ich dachte, existiren. Denke ich mir nun ein Wesen als die höchste Realität

(ohne Mangel), so bleibt noch immer die Frage: ob es existire oder nicht? Denn obgleich an meinem Begriffe von dem möglichen realen Inhalte eines Dinges überhaupt nichts fehlt, so fehlt doch noch etwas an dem Verhältnisse zu meinem ganzen Zustande des Denkens, nämlich daß die Erkenntniß jenes Objects auch *a posteriori* möglich sei. Und hier zeigt sich auch die Ursache der hiebei obwaltenden Schwierigkeit. Wäre von einem Gegenstande der Sinne die Rede, so würde ich die Existenz des Dinges mit dem bloßen Begriffe des Dinges nicht verwechseln können. Denn durch den Begriff wird der Gegenstand nur mit den allgemeinen Bedingungen einer möglichen empirischen Erkenntniß überhaupt als einstimmig, durch die Existenz aber als in dem Context der gesammten Erfahrung enthalten gedacht; da denn durch die Verknüpfung mit dem Inhalte der gesammten Erfahrung der Begriff vom Gegenstande nicht im Mindesten vermehrt wird, unser Denken aber durch denselben eine mögliche Wahrnehmung mehr bekommt. Wollen wir dagegen die Existenz durch die reine Kategorie allein denken, so ist kein Wunder, daß wir kein Merkmal angeben können, sie von der bloßen Möglichkeit zu unterscheiden.

Unser Begriff von einem Gegenstande mag also enthalten, was und wie viel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz zu ertheilen. Bei Gegenständen der Sinne geschieht dieses durch den Zusammenhang mit irgend einer meiner Wahrnehmungen nach empirischen Gesetzen; aber für Objecte des reinen Denkens ist ganz und gar kein Mittel, ihr Dasein zu erkennen, weil es gänzlich *a priori* erkannt werden müßte, unser Bewußtsein aller Existenz aber (es sei durch Wahrnehmung unmittelbar, oder durch Schlüsse, die etwas mit der Wahrnehmung verknüpfen) gehört ganz und gar zur Einheit der Erfahrung, und eine Existenz außer diesem Felde kann zwar nicht schlechterdings für unmöglich erklärt werden, sie ist aber eine Voraussetzung, die wir durch nichts rechtfertigen können.

Der Begriff eines höchsten Wesens ist eine in mancher Absicht sehr nützliche Idee; sie ist aber eben darum, weil sie bloß Idee ist, ganz unfähig, um vermittelst ihrer allein unsere Erkenntniß in Ansehung dessen, was existirt, zu erweitern. Sie vermag nicht einmal so viel, daß sie uns in Ansehung der Möglichkeit eines Mehreren belehrte. Das analytische Merkmal der Möglichkeit, das darin besteht, daß bloße Positionen (Realitäten) keinen Widerspruch erzeugen, kann ihm zwar nicht bestritten werden; da aber die Verknüpfung aller realen Eigenschaften in einem Dinge eine Synthesis ist, über deren Möglichkeit wir *a priori* nicht urtheilen können, weil uns die Realitäten specifisch nicht gegeben sind, und wenn dieses auch geschähe, überall gar kein Urtheil darin Statt findet, weil das Merkmal der Möglichkeit synthetischer Erkenntnisse immer nur in der Erfahrung gesucht werden muß, zu welcher aber der Gegenstand einer Idee nicht gehören kann; so hat der berühmte Leibnitz bei Weitem das nicht geleistet, wessen er sich schmeichelte, nämlich eines so erhabenen idealischen Wesens Möglichkeit *a priori* einsehen zu wollen.

Es ist also an dem so berühmten ontologischen (cartesianischen) Beweise vom Dasein eines höchsten Wesens aus Begriffen alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Cassenbestande einige Nullen anhängen wollte *).

[1]) Der Begriff ist allemal möglich, wenn er sich nicht widerspricht. Das ist das logische Merkmal der Möglichkeit und dadurch wird sein Gegenstand vom *nihil negativum* unterschieden. Allein er kann nichts destoweniger ein leerer Begriff sein, wenn die objective Realität der Synthesis, dadurch der Begriff erzeugt wird, nicht besonders dargethan wird; welches aber jederzeit, wie oben gezeigt worden, auf Principien möglicher Erfahrung und nicht auf dem Grundsatze der Analysis (dem Satze des Widerspruchs) beruht. Das ist eine Warnung, von der Möglichkeit der Begriffe (logische) nicht sofort auf die Möglichkeit der Dinge (reale) zu schließen.

*) Kant nennt den ontologischen Beweis den cartesianischen, derselbe ist aber schon von Anselm von Canterbury reiner und einfacher dargelegt worden, weswegen wir seine eigenen Worte (*Proslogium cap.* 2) zur Vergleichung hieher setzen: *Et certe id, quo majus cogitari nequit, non potest esse in intellectu solo. Si enim vel in solo intellectu est, potest cogitari esse in re, quod majus est. Si ergo id, quo majus cogitari non potest, est in solo intellectu, id ipsum, quo majus cogitari non potest, est, quo majus cogitari potest; sed certe hoc esse non potest. Existit ergo procul dubio aliquid, quo majus cogitari non valet, et in intellectu et in re.* — Da es gar seltsame Leser gibt, von denen Manche sogar Bücher recensiren, so sei die Bemerkung gestattet, daß Kant's Widerlegung der überlieferten Beweise für das Dasein Gottes keine Widerlegung des Glaubens an Gott sein soll. M.

226. Fortsetzung. — Zur Kritik des Pantheismus.

(*M. W. Drobisch*, Grundlehren der Religionsphilosophie [1840] S. 230—249).

Es ist allerdings ein falscher, willkürlich ersonnener, unhistorischer Begriff vom Pantheismus, gegen den Hegel [1]) sich mit Recht erklärt, wenn man darunter die Vergötterung der Gesammtheit aller einzelnen Naturdinge, der edelsten wie der gemeinsten, verstanden wissen will, welche letzteren der Pantheismus vielmehr von dem Antheil an der Gottheit auszuschließen jederzeit bemüht gewesen ist. Das Grundmerkmal des Pantheismus ist die Immanenz aller Dinge in Gott, die entweder, wie im Pantheismus im engern Sinne, als eine ewige, oder, wie in den Systemen der Emanation und Evolution, als eine ursprüngliche gedacht wird. Daß beiderlei Systeme sich mit allen Hauptgegensätzen der Speculation in Verbindung zu bringen gewußt haben, ist bekannt genug. Die Evolutionslehre des griechischen Hylozoismus von den Joniern bis zu den Stoikern und die Erneuerung derselben durch Bruno tragen durchweg den Stempel des Materialismus an sich; die orientalischen Systeme der Emanation dagegen sind ganz spiritualistisch. Der Spinozismus und die Identitätslehre der Schelling'schen Naturphilosophie sind realistische, der umgekehrte Spinozismus der Wissenschaftslehre Fichte's dagegen, so wie Hegel's Lehre vom Absoluten, sind idealistische Systeme des Pantheismus. Nach Ritter ist die Evolutionslehre, als eine Lehre von der Welt ohne Gott, atheistischer Kosmismus, der eigentliche Pantheismus aber, als die Lehre von der Immanenz, d. h. von einem Gott ohne Welt, ohne Schöpfung, akosmischer Theismus zu nennen; der Pantheismus im weitern Sinne kann also auch sowohl atheistisch als theistisch sein. Daß das letzte halbe Jahrhundert eine große Vorliebe für den Pantheismus gezeigt, und seinen Grundgedanken nicht nur in den mannigfaltigsten Formen philosophisch durchgearbeitet, sondern auch in der schönen Litteratur und unter einem großen Theile der Naturforscher sich Eingang zu verschaffen und so populär zu machen gewußt hat, daß er in den Reihen seiner Vertheidiger und Verehrer mindestens ebenso viele geistreiche Köpfe zählte wie unter seinen Gegnern, ist nicht zu verkennen. Aber unverkennbar ist es auch, daß die Fortbildung desselben sich dem Theismus möglichst anzunähern, ja sich mit ihm zu identificiren gestrebt hat und noch strebt. Hegel nimmt zwar den Spinozismus gegen Jacobi's Vorwurf des Atheismus, oder, nach der gelinderen Bezeichnung, des Kosmotheismus in Schutz, indem er Spinoza's Lehre Akosmismus genannt wissen will, gibt es jedoch als einen Mangel des Systems zu, daß in ihm Gott nur als die unendliche Substanz mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung gesetzt, nicht aber auch als Subject und als Geist bestimmt werde, was nun Hegel zu thun übrig bleibe. Gerade diese fehlende Bestimmung der geistigen Persönlichkeit rechtfertigt aber den Vorwurf Jacobi's: denn mit dieser Einen und unendlichen Substanz, ihren Attributen und deren Modificationen ist in der That nicht Gott, sondern nur der Begriff der sinnlich-geistigen Welt gewonnen, deren Gleichsetzung mit Gott gar wohl Kosmotheismus genannt zu werden verdient, da offenbar die endlichen Dinge und Wesen — bloße Modificationen der Attribute der göttlichen Substanz — weder ihrem Sein nach selbständig, noch qualitativ, sondern bloß quantitativ von Gott verschieden sind, indem ihnen, gleich Gott selbst, Denken und Ausdehnung zukommt. Der Spinozismus verweltlicht also Gott. Dies erkennend schuf Schelling einen intellectuellen Pantheismus, in dem die Sinnenwelt die Geltung einer bloßen Erscheinungswelt behält, der eine intelligible als wahrhaft reale gegenüber gestellt wird, daher hier eine Herabziehung Gottes in die Sinnenwelt zwar keinesfalls stattfindet, wohl aber der Begriff der intelligiblen Welt mit dem Gottes zusammenfällt. Endlich erhob sich Schelling (in seiner Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens) zu einem auf Naturalismus gegründeten Theismus, von dem er jedoch zugibt, dass er wegen des Verschwindens aller Gegensätze in Bezug auf das Absolute Pantheismus genannt werden könne, dessen Charakter er unsers Erachtens auch dadurch an sich trägt, daß er sich mit einer Genesis Gottes aus dem Ungrunde befaßt, und die sogenannte Freiheit, mit der sich Gott aus dem Ungrunde evolviren soll, doch nur unbewußte Nothwendigkeit ist. Die neuesten über Hegel und Schelling hinausstrebenden philosophischen Versuche sind ausdrücklich der Bemühung gewidmet, durch Hegel'sche Methode einen dem neuschelling'schen ähnlichen Theismus zu gewinnen.

Sind nun diese Verfeinerungen und Approximationen des Pantheismus zum Theismus insofern für den letztern eine bemerkenswerthe Erscheinung, als derselbe hierin eine indirecte Anerken-

nung seiner Wahrheit finden kann, so tragen doch alle jene Bestrebungen noch immer einen dem Wesen des moralischen Theismus so entgegengesetzten gemeinschaftlichen Grundcharakter, daß sie nie aufhören, pantheistisch zu sein, und daher jener die verfeinertsten unter ihnen in allem Wesentlichen ihm als nicht merklich näher stehend betrachten kann als die gröberen Formen.

Erwägen wir zuerst den Grundcharakter alles Pantheismus in theoretischer Beziehung, so steht dem Monismus des ἓν καὶ πᾶν der Pluralismus der Monadologie schroff entgegen. Wie Leibnitz sagte: »Wären keine Monaden, so hätte Spinoza Recht«; so kann Herbart, und zwar mit mehr Grund, sagen: „Gäbe es keine realen Wesen, so hätten Schelling und Hegel Recht". Wir sagen „mit mehr Grund", denn Herbart hat geleistet, was Leibnitz unterließ, er hat das Dasein seiner realen Wesen bewiesen, speculativ begründet. Man hat sich hier nun zu vergegenwärtigen, worauf die Annahme unbestimmt vieler realer Wesen, die bald als Substanzen, bald als Ursachen in den Erfahrungskreis treten, in Herbart's Metaphysik beruht; was hier verhindert, es bei einer einzigen unendlichen Substanz bewenden zu lassen. Sein ist die absolute Position der Dinge, daher darf die Qualität des Seienden weder Relationen noch Negationen enthalten, darf also weder zusammengesetzt noch überhaupt mannigfaltig, noch quantitativ bestimmt, sondern muß einfach und affirmativ ohne alle Vielheit von Bestandtheilen sein. Diese Bestimmungen allein paßten nun vortrefflich zu den Forderungen, welche der Pantheismus an sein Eins und Alles stellt, wenn nicht noch ein zweiter Satz hinzu käme. Herbart's Metaphysik beweist nämlich auch, daß wie vielfach der Schein ist, den uns die Erfahrungswelt in den sinnlichen Wahrnehmungen darbietet, so vielfach müsse zum Grunde liegendes entsprechendes Seiendes angenommen werden, ein Satz, der mit jenem ersten von der Einfachheit des Seienden keineswegs im Widerspruch steht, da diese Einfachheit der Qualität gilt, aber dadurch der Anwendbarkeit der absoluten Position durchaus nicht eine numerische Grenze gesteckt wird, wobei man nur gehörig festzuhalten hat, daß nur der Begriff des Seins die beiden Elemente der absoluten Position und der Qualität des Seienden enthält, in dieser Qualität aber eben so wenig eine Zweiheit als eine Vielheit vorkommen darf. Jedoch auch dieser Satz würde sich noch immer mit der Annahme des Einen Seienden vertragen, wenn es etwa erlaubt wäre, die sinnliche Vielheit, die Mannigfaltigkeit der äußern und innern Erfahrungswelt, „nach einer zufälligen Ansicht", ebensowohl als eine Einheit wie als eine Vielheit aufzufassen, in ähnlicher Art, wie der Geometer die Zweiheit zweier mit einer gemeinschaftlichen Seite zusammenstoßender Dreiecke in die Einheit eines Vierecks, der Mechaniker die Zweiheit zweier unter einem beliebigen Winkel zusammenwirkender Kräfte in die Einheit der Resultirenden zusammenfaßt. Allein dies ist factisch unmöglich. Unterscheidbare Farben, Töne, Gerüche gehen nie in ein Mittleres zusammen, noch weniger die ganzen Classen der Empfindungen der Farben und Töne, Farben und Gerüche u. s. f. Die Vielheit, die Mannigfaltigkeit ist hier schlechthin gegeben, und es ist keine Auffassung möglich, durch welche sie sich auch als Einheit darstellen ließe. Das Mannigfaltige kann bloßer Schein und insofern unwahr sein, das Wahre ein Andres sein als das, was zu sein scheint; wo aber ein Mannigfaltiges durch die Wahrnehmung gegeben ist, da bedarf es zu seiner Erklärung jedenfalls auch einer Mannigfaltigkeit des zum Grunde liegenden Realen. Die Mannigfaltigkeit als solche ist nie bloßer Schein, läßt sich nie auf absolute Einheit zurückführen.

Aber haben wir damit nicht zu viel gesagt? Fassen wir nicht Farben mit Leichtigkeit zur Einheit einer Gestalt zusammen; Farben, Klänge, Gerüche zur Einheit eines Körpers; die Mannigfaltigkeit der Individuen zur Einheit der Arten, diese zu der der Gattungen, Classen u. s. w., und können wir mit dieser Zusammenfassung ohne Willkür eher aufhören, als bis wir bei dem Weltganzen, dem All-Einen angekommen sind? In diesem Einwurf würden zweierlei Arten von Einheiten durcheinander gemischt sein: die des bloß logischen Denkens und die, welche der Wirklichkeit angehören. Schon der Naturforscher macht diese Unterscheidung, wenn er Individuen und Arten als natürlich gegebene, Gattungen, Classen u. s. w. aber als künstlich gemachte Unterscheidungen, als bloße Abstractionen bezeichnet. Wenn es sich bloß um diese letzteren formellen Einheiten handelt, so hindert freilich nichts, bis zu der höchsten hinaufzusteigen, aber man hat damit nur einen logischen, nicht einen metaphysischen Begriff gewonnen. Die natürlichen Einheiten dagegen finden sehr bald ihre Grenze. Die Bedeutung dieser Einheiten ist aber keineswegs die, daß das Mannigfaltige ihrer Erscheinung von einer reellen Einheit getragen werde, der die vielen sinnlichen Merkmale als bloße Accidenzen Einer Substanz inhäriren, sondern vielmehr zunächst nur diese, daß eine Vielheit vollkommen selbständiger Bestandtheile in einer beharrlichen äußern und in-

nern Gemeinschaft der Lage und der Wechselwirkung sich befindet, ein System von Elementen und Kräften bildet, unter denen Ein Element vor den übrigen zwar eine gewisse centrale Lage und Wirksamkeit haben kann, nicht aber gerade haben muß. So hat ein jeder Organismus seine Organe, jedes Organ seine Elemente, durch deren wirksames Beisammensein als Bestandtheile er — besteht. Hört das Bestehen des Ganzen auf, so bestehen die Theile nichts desto weniger fort: sie sind also selbständig, nicht bloße Modi eines ihnen gemeinschaftlichen Substrats. Gilt dies nun schon von so einer wahren, dynamischen Einheit, wie die eines organischen Körpers, um wie viel mehr von einem Aggregat von Körpern, denen eine solche Einheit fehlt, und auf deren Gesammtheit nur durch den größten Mißbrauch Begriff und Name eines Organismus übertragen werden kann, ein Mißbrauch, den die Naturphilosophie in die Betrachtung der organischen Naturverhältnisse besonders im Großen in Aufnahme zu bringen gesucht hat. Können wir aus diesen Gründen nicht die reale Einheit des kleinsten Körpers, so können wir noch unendlich weniger die absolute Einheit des Seienden im All, im Weltganzen anerkennen, möge dies nun als unendliche Substanz mit den Attributen unendlicher Ausdehnung und unendlichen Denkens (die aber die absolute Position nicht vertragen) oder als absoluter Geist gedacht werden. Die neue Monadologie befindet sich übrigens einer jeden Alleinslehre gegenüber in dem großen Vortheil, in der Selbständigkeit ihrer realen Wesen und der Mannigfaltigkeit ihrer Qualitäten ein höchst fruchtbares Erklärungsprincip zu besitzen, von welchem nie zu befürchten ist, daß es der unerschöpflichen Fülle der in dem scheinbaren und wirklichen Geschehen, den äußeren Gegenständen und inneren Zuständen sich offenbarenden Relationen der Dinge nicht sollte gewachsen sein, indeß sich die Alleinslehre immer wieder von Neuem vergeblich quält, in die fälschlich gesetzte absolute Einheit eine Vielheit auf rechtmäßige Weise hineinzubringen, und damit ohne die Zauberkünste der widersprechenden Begriffe der Selbstbestimmung und des absoluten Werdens nie zu Stande kommt, deren Ungereimtheit sie sich nun freilich nicht bloß verhehlen, sondern die sie sogar als tiefere Weisheit der Vernunft im Gegensatze zu dem oberflächlichen Witz des Verstandes beschönigen muß. Dieser Verstand aber durchschaut sehr wohl das Wesen und den Gehalt jener vermeintlichen Vernunftoffenbarungen. Die Alleinslehre hebt die Selbständigkeit alles endlichen Seins auf und sublimirt dasselbe zu bloßen innern Zuständen des Einen unendlichen Seins nach der Lehre von der Immanenz, oder müht sich wohl auch ab, es durch Emanation ausscheiden zu lassen, obwohl ihm in diesem Abfall nicht wahres Sein, sondern nur ein nichtiges, wesenloses Dasein zukommen kann. Wie das Eine zu den vielen und mannigfaltigen Zuständen kommt, welche die Erscheinungswelt geben, genügend zu erklären, das ist dann die große Schwierigkeit. Der Monadismus dagegen erkennt zwar allerdings auch in seinen einfachen realen Wesen eine Vielheit und Mannigfaltigkeit von inneren Zuständen, durch welche die Einfachheit und Einheit eines jeden derselben nicht aufgehoben werden soll, allein diese Vielheit hat ihre sichere Basis in der Vielheit der Verhältnisse, in welche eine und dieselbe einfache Qualität eines realen Wesens mit den an sich eben so einfachen aber vergleichungsweise verschiedenen Qualitäten andrer eben so selbständiger Wesen kommen kann.

Nicht minder starke Einwendungen als diese metaphysischen lassen sich von Seiten der Ethik machen, deren Vernachläßigung oder Entstellung zur wahren Erbsünde des Pantheismus geworden ist und daher tief in seinem Wesen wurzeln muß. Aufgehoben zwar nicht, aber verwischt und entstellt wird der Unterschied des Guten und Bösen. Gut und Böse ist bei Spinoza nichts weiter als was zur Selbsterhaltung nützlich oder schädlich ist, Tugend das Streben nach dieser Nützlichkeit. Also statt objectiver Bestimmungen sittlichen Werthes oder Unwerthes, ausgedrückt durch ein unwillkürliches Urtheil absoluten Beifalls oder Mißfallens, findet sich hier nur der Egoismus der Selbstliebe, eines Naturtriebes, der dem Thier eben so gut zukommt wie dem Menschen. Dagegen meint Hegel einen sehr wesentlichen und würdigen Unterschied zwischen Gutem und Bösem festgesetzt zu haben, wenn er jenes für das Wesen des Willens in seiner Substantialität und Allgemeinheit, für den Willen in seiner Wahrheit, das Böse aber für nichtigen Schein ohne wahrhafte Realität und Wirklichkeit, für das, was sich das Allgemeine zu einem Scheine, zu einem Besondern macht, erklärt. Allein nicht genug, daß der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern dem des Guten und Bösen gar nicht adäquat ist, da das Allgemeine so gut wie das Besondre einer ethischen Mißbilligung, als Gemeinheit, allgemeine Entartung, verderbter Zeitgeist u. dgl. unterliegen kann und sehr oft wirklich unterliegt, nicht genug, daß die Macht, mit der das Böse sich geltend zu machen weiß, nichts weniger als das Gepräge der Nichtigkeit an sich trägt, —

so entwickeln sich aus dieser Lehre alle jene bekannten nicht bloß bedenklichen, sondern zum Theil sogar empörenden Consequenzen, die längst hätten zeigen sollen, weß Geistes Kind der Hegel'sche Pantheismus ist. Die Macht gibt das Recht bei Hegel wie bei Spinoza. Gegen den absoluten Willen des weltbeherrschenden Volks als des Trägers des allgemeinen Geistes ist der Wille aller anderen besonderen Volksgeister — rechtlos. Die Weltgeschichte ist trotz der Gräuel, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die Leidenschaften und Despotismus in so reichem Maße über Völker wie über Individuen brachten — das Weltgericht. Insofern die Einzelnen der Verwirklichung des absoluten Willens des Weltgeistes dienen, sind sie nur Werkzeuge, und dies die höhere Bedeutung und Werthbestimmung ihrer Thaten, die als Tugend und Laster, Gerechtigkeit und Unrecht, Schuld und Unschuld beurtheilt, nur ihre unvollkommene Gerechtigkeit finden [2]). Daher ist denn das Wirkliche das Vernünftige, denn das Unvernünftige, Böse hat nur ein Scheindasein. Weltgeschichtliche Ereignisse zu mißbilligen, zu sagen, was hätte geschehen sollen, ist also nicht erlaubt. Es gibt kein vom Sein und Geschehen unabhängiges Sollen, die Ethik geht in der Physik des Geistes unter. Sehr wahr sagt Herbart [3]), zunächst gegen Schleiermacher richtend, was genau auch auf Hegel paßt: »Eine kosmische Betrachtung der menschlichen Handlungen und Gesinnungen ist bei einiger Consequenz das sichere Mittel, ihnen alle Bedeutung zu rauben und sie als völlig gleichgültig darzustellen; besonders dann, wenn die Welt als ein systematisches in einem Puncte zusammenhängendes Ganze angesehen wird. Gleichgültig ist der Tropfen dem Ocean; ein Graf mehr oder weniger in der Welt macht, nach Marinelli, nichts aus. Ist aber vollends die Welt nichts anderes als die Evolution des Absoluten, so steht darin Alles völlig sicher; und es ist die größte Thorheit, sich noch Sorge zu machen, als könnte man etwa durch Unbehutsamkeit an einer so festen Maschine etwas zerbrechen.« Der Untergang des moralischen Sollens in dem physischen Sein und Geschehen ist aber allem Pantheismus ein nothwendiger Gedanke: denn ein absolutes Sollen, eine absolute Erkenntniß des Guten, wie sie die echte Ethik in Anspruch nimmt, setzt eine individuelle Selbständigkeit der zur Sittlichkeit bestimmten Geschöpfe voraus, die ihnen der Pantheist nie zugestehen kann. Welcher moralischen Kraft aber hierdurch der Pantheismus entbehrt, liegt am Tage. Er kann stets nur die Philosophie der Vergangenheit sein, ein Seher in die Zukunft kann er nie werden: denn das sittliche Ideal, in dem vorgebildet ist, was werden soll, gilt ihm entweder für nichts, für ein leeres Trugbild, oder er beschränkt seine Bedeutung auf den engen Kreis des Privatlebens, und gesteht ihm erst dann für das Leben der Völker eine welthistorische Bedeutung zu, wenn es ihm gelungen ist — wirklich zu werden. Diese Verachtung des Ideals, dieser Absolutismus der Weltgeschichte, dieser Cultus der Macht, diese Eigenschaften, welche lebhaft an seine orientalische Abkunft erinnern, möchten am entschiedensten die Bedeutung des Pantheismus für die höheren Interessen der Gegenwart bezeichnen und sein Princip als das des Absolutismus [Und des Radicalismus. M.] in das rechte Licht stellen. — Natürlich kann mit dieser Beurtheilung des Wesens und Werthes des Sittlichen die Freiheitslehre, in welcher Gestalt sie auch gedacht werde, sich nicht vertragen, sondern muß einem groben Determinismus weichen, da ja der menschliche Wille nach seinem tiefsten Grunde unbewußt das Werkzeug des absoluten Willens des Weltgeistes sein soll. Der Pantheismus kann nicht anders, wenn er consequent sein will. Denn wo sollte er für die Individuen diejenige Selbständigkeit hernehmen, die zur Freiheit der Handlungen unbedingt nothwendig ist? Zwar wir haben schon mehrmals Gelegenheit genommen, für Nichtkenner der Ethik Herbart's zu erklären, daß wir keineswegs jener transcendentalen Freiheit huldigen, die theoretisch als Selbstbestimmung verwerflich, wie praktisch in ihrer Unzulänglichkeit zur moralischen Besserung des Menschen werthlos ist. Einem gewissen feineren Determinismus können wir uns nicht entziehen wollen; nur aber kann es uns nicht beikommen, einen solchen anzuerkennen, der dem Individuum einen äußeren Zwang auflegt, einen fremden Willen in dasselbe hineingießt. Die Determination des Willens muß die eigene bleiben, ohne daß deßhalb eine eigentliche Selbstbestimmung entsteht: die herrschend gewordenen sittlichen Ideen nämlich werden der Sitz eines allgemeinen Willens, der in dem Sittlichguten alles besondere und einzelne Wollen sich unterordnet [4]). Wenn aber die sittliche Selbstregierung nicht bloß eine scheinbare, sondern eine wahre sein soll, so muß die Selbständigkeit der Individuen vollständig gesichert sein, und dies kann nur durch das Princip der Monadologie geschehen. »Das aber ist eben das Gespenst von Determinismus — sagt Herbart [5]) — was man überall fürchtet, statt darauf loszugehen, daß, wenn Einer etwas will, dieses Wollen eigentlich nicht sein Wollen, sondern etwas Fremdes, was durch ihn, wie

durch einen Canal, hindurchgegossen werde, — daß also er selbst nicht der Wollende sei, er es nicht zu verantworten habe, er deshalb nicht zu loben und nicht zu tadeln sei, sondern die eigentliche Wirksamkeit außer ihm liege, und vielleicht aus den entferntesten Enden des Universums her in ihm zusammenfließe. Solcher Determinismus ist allerdings *da* zu fürchten, wo man, aus lauter Scheu vor der atomistischen Ansicht, die *Freiheitslehre, welche durchaus Selbständigkeit der Individuen im vollsten Sinne fordert*, aufgab, oder sie in den Spinozismus versinken ließ. — Da wir überall gar nichts in die menschlichen Seelen hineinfließen lassen, wohl aber wissen, daß aus Vorstellungen ein Wollen *entsteht*, welches nun als *neuer* Anfangspunct nach Gesetzen fortwirkt, die erst in und mit ihm entstehen, also gewiß nicht *aus der Fremde* kommen, — so ist's genug, nur jenen Gegenstand der Besorgniß, welchen Jacobi mit den Worten Vermittelung und Mechanismus bezeichnet, von uns weg und in die Fremde hinauszuweisen. — — — Mit einem Determinismus, der in Fatalismus überzugehen droht, werden wir um so weniger Gemeinschaft machen, da das Fatum eine bloße Vorbestimmtheit ohne Gründe und trotz aller Gründe darstellt, während der Determinismus der Verkettung der Gründe nachgeht, — wobei er freilich sehr kurzsichtig ist, wenn er bloß das Ineinandergreifen der Glieder auffaßt und die *eigne* Natur *jedes* Kettengliedes darüber vergißt.«

Weder die absolute Werthschätzung des Sittlichen noch die Freiheitslehre findet demnach in dem Pantheismus eine Stelle. Er entspricht aber endlich auch in keiner Weise *dem praktischen Bedürfniß der Religion*. Dieses nämlich concentrirt sich zuletzt in dem Glauben an die *Vorsehung*, in dem Glauben, daß Alles, was in der sittlichen Welt geschieht, unter der Obhut eines nur das Gute wollenden, weisen, gütigen und mächtigen Wesens steht und entweder nach seiner Bestimmung oder unter seiner Zulassung geschieht. Das Geschehen in der pantheistischen Welt dagegen steht nicht unter der Obhut eines solchen moralisch-persönlichen Willens, es steht *unter der Regel der eisernen Nothwendigkeit und des absoluten Werdens*, unter dem dunkeln Gesetz eines *Fatums*, das nicht gerade blinde Vorherbestimmung sein muß, sondern auch, wie schon das stoische, mit dem Bewußtsein der Unabänderlichkeit seiner Regel verbunden sein kann. Schon das Verhältniß Gottes zur Welt ist in den Systemen der Immanenz wie der Emanation durch bloße Nothwendigkeit bestimmt. In jenen muß das Endliche nothwendig von Ewigkeit zu Ewigkeit mit und bei dem Unendlichen sein, in diesen mit Nothwendigkeit sich von ihm trennen. Der eigentliche Pantheismus behauptet, das Wesen (= Gott) könne nicht ohne die Form (= Welt), diese nicht ohne jenes *sein*; die Emanationslehre, jenes könne nicht ohne diese *bleiben*, daher werde Gott, nach der Nothwendigkeit seiner Natur, d. i. der Beziehung des Wesens auf die Form, Ursache der Weltwesen. Für jenen gibt es also überhaupt keine Schöpfung, für diese wenigstens keine freie Schöpfung. Aber das, was dann noch übrig bleibt, ist auch nicht einmal ein nothwendiges *Hervorgehen* der Welt *aus* Gott, sondern nur ein Werden *in ihm*, da alle Handlungen Gottes, in Ermangelung eines jeden Außer-ihm, nur ihm immanent sind, er also nur *sich selbst* zur Welt evolviren kann, so daß also diese *keine Trennung von Gott*, sondern nur *eine Sonderung* in Gott, *kein Abfall von*, sondern nur eine *Entzweiung in ihm* wird; woraus sich denn ergibt, daß eine wahre Weltschöpfung einen freien persönlichen Gott und außer ihm noch anderes selbständiges Sein fordert. Was kann es aber, dies bei Seite gesetzt, bei der Vertheoretisirung des Guten zum Allgemeinen, bei der bloß relativen Schätzung der Tugend, Rechtlichkeit, Unbescholtenheit, für den Rechtschaffenen noch für einen Trost, für eine Ermunterung geben, da er sich nicht einfallen lassen darf, zu hoffen, auch nur ein Sandkorn zum Bau der moralischen Welt herbeitragen zu können, wenn nicht seine spießbürgerliche Sittlichkeit erst dadurch die Weihe erhält, daß sie unbewußt dem absoluten Willen des Weltgeistes als Werkzeug dient? Und wer ist denn dieser Weltgeist? Nichts anderes als die Totalität der endlichen Geister. Nun ist damit freilich die Meinung ausgesprochen, daß jener allgemeine Geist der Träger, die Substanz aller endlichen Geister sein soll, in und durch den diese allein sind. Wer jedoch mit uns die metaphysische Einsicht gewonnen hat, daß jedem individuell Erscheinenden, auch wenn es in der That nur Schein ist, stets ein individuelles Sein entsprechen muß, dem zeigt sich jener Weltgeist in einem ganz andern Lichte. Er schmilzt zusammen zu einer wesenlosen Abstraction, dem *Geiste der Gesellschaft*, der vielmehr selbst nur von den die Gesellschaft bildenden Individuen getragen wird; er ist genau nichts mehr als die Resultante aus einer unbestimmten Vielheit von Componenten, nichts mehr als der Schwerpunct einer Masse, der nicht die Substanz derselben ist, vielmehr umgekehrt der substan-

tiellen Existenz der materiellen Massentheilchen sein abstractes Dasein verdankt. Es gibt allerdings einen solchen Geist, wir haben ihn oben von dem Standpunct der auf gesellschaftliche Verhältnisse im Großen anzuwendenden Psychologie aus gar wohl erkannt und anerkannt. Der Volks- und Zeitgeist erweitert sich allmälig zum Weltgeist. Aber es wäre um den religiösen Trost schlecht bestellt, wenn dieser Geist Gott sein sollte, wenn Gott nichts mehr wäre als dieser Geist. Wir wollen nicht wiederholen, was wir hierüber schon oben bei Gelegenheit der Beurtheilung von Fichte's moralischer Weltordnung gesagt haben. Gibt es keinen freien persönlichen Schöpfer der Welt, der dieser ihren sittlichen Zweck gesetzt hat, so kann der Weltgeist nur durch eine fatalistische Vorherbestimmung sich sichtlich evolviren; so ist er die bloße Erscheinung eines blinden Naturinstincts, der nur scheinbar sittlichen Gehalt hat; so ist er ein absolutes Werden, das nur die Färbung der Sittlichkeit an sich trägt und in dessen dunklem Strome das Menschengeschlecht fortgetrieben wird. Glücklicherweise ist dieses Ungethüm, vor dem die Moralität und Religiosität zurückschreckt, nicht furchtbar. Es trägt den Keim seiner Vernichtung in sich, denn es ist ungereimt. Wo ein Strom ist, da muß es ein Höher und Tiefer, einen Anfang und ein Ende, einen Ausgang und ein Ziel geben, von dem und zu dem es strömen könne, und Beides muß bereits dasein, wann sich die Brunnen der Tiefe öffnen; der Strom des absoluten Werdens aber fließt ohne Anfang und Ende, ohne Bett und Ufer, ohne Quelle und Mündung, ohne Maß und Ziel. Natürlich! Er ist das Gegentheil von allem Grunde, die Ursachlosigkeit, das Geschehen als bloßes Factum, eine Anschauung der Einbildungskraft, die sich alles weitere Denken verbittet. Und so sind es denn nur die dunkeln Abgründe, die schwarzen stygischen Fluthen einer — Theaterdecoration, die uns hier zu verschlingen drohen. Die Philosophie befindet sich immer im Vortheil, wenn sie sagen kann, eine Meinung sei nicht bloß immoralisch und irreligiös, sondern auch ungereimt. Nicht als ob wir damit, gegen unsere sonstige Ueberzeugung, das Logische, Theoretische über das Aesthetische, Praktische setzen wollten, sondern theils äußerlich, weil es nie an eiteln Menschen fehlt, die sich darauf etwas zu Gute thun, den Mephistopheles zu spielen, theils auch innerlich, nach der Sachlage selbst. Denn Moralität und Religiosität erkennen zwar mit sicherem prophetischen Vorgefühl früher die Gehaltlosigkeit einiger speculativen Begriffe, die auf ihren Gebieten Eroberungen machen wollen, sie stoßen sie zurück, sie suchen ihnen zu entfliehen; über den Sitz des in diesen Begriffen sich verbergenden Krebsschadens können sie aber nicht Rechenschaft geben, noch weniger Mittel zu seiner Heilung verordnen. Daher sind sie zwar warnende Boten, deren Stimme man hören soll, aber so wenig ihr ästhetisches Gebiet durch die Speculation verletzt werden darf, so wenig darf man es versuchen wollen, sie als eine Macht in die Speculation einzuführen, wo sie immer nur für Fremdlinge gelten werden.

Kehren wir jetzt noch einmal zum Weltgeist des logischen Pantheismus zurück. Sittlichen Gehalt hat er nicht, denn das Sittliche hat für ihn keinen absoluten Werth und kann ihn nicht haben, sein ganzes Streben ist — der concreten Allgemeinheit zugewandt. Dagegen gibt er vor, Persönlichkeit zu besitzen, denn er ist Subject und Geist; nur aber will er nicht Eine Person, sondern die Persönlichkeit selbst sein. Damit verräth er denn aber, daß er eben nur eine Abstraction ist, und wie kann es in diesem absoluten Idealismus, in diesem Monismus des Begriffs anders sein? „Gott ist allein im reinen speculativen Wissen erreichbar und ist nur in ihm und ist nur es selbst; denn er ist der Geist[6]).« — „Gott ist nur Gott, insofern er sich selber weiß; sein Sichwissen ist ferner sein Selbstbewußtsein im Menschen, und das Wissen des Menschen von Gott, das fortgeht zum Sichwissen in Gott[7]).« So sagte Hegel. Von hier aus war denn nun freilich nur noch ein einziger Schritt bis zu jenem geistreichen »Cultus des Genius« (dem würdigen Bruder des französisch-republicanischen Cultus der Göttin Vernunft), der, indem er Christus, Gœthe und Napoleon in Eine Reihe stellte, sonnenklar bewies, daß dem modernen Pantheismus die absolute Werthschätzung des Sittlichen völlig abhanden gekommen, daß er es nur noch in der an sich wohl zur Sittlichkeit mit gehörenden, aber gerade nicht ihren innersten Kern, vielmehr nur eine äußere Schale bildenden Idee der Vollkommenheit, die außer dem Sittlichen auch noch andere ästhetische Elemente umschließt, aufzufassen vermöge, und daß ihm Alles, was sich unter diesen formalen Begriff stellen lasse, völlig gleich gelte, womit denn Sittlichkeit und Religiosität, der Philosophie des Geistes eingeordnet, nothwendig unter den Talenten, die sich bis zur Genialität erheben können, eine Stelle finden mußte.

So schließt denn der Pantheismus in seiner höchsten Verfeinerung, getreu seinem alten unveränderlichen Charakter als Kosmotheismus, von

dem Makrokosmus zum Mikrokosmus sich wendend, mit Anthropotheismus, und bildet sich obendrein ein, damit das christliche Dogma von der Menschwerdung Gottes speculativ begriffen zu haben. Ob ihm die christliche Dogmatik dafür Dank schuldig sei, bezweifeln wir sehr. Daß wenigstens das Neue Testament, die alleinige lautere Quelle des Christenthums, von einer solchen Menschwerdung Gottes keine Spur enthält, zu erkennen, bedarf es keiner gelehrten Kenntnisse. Sie ist die Ausgeburt des eitelsten und aufgeblasensten speculativen Hochmuths, der dem christlichen Geiste der Demuth völlig entfremdet ist. Aller Pantheismus gehört, wie schon Jacobi ganz richtig bemerkt hat, seiner innersten Natur nach dem Heidenthum, wie der Theismus dem Christenthum. In der That, ist man mit dem modernen Anthropotheismus, mit dem Fatalismus des absoluten Werdens nicht zum griechischen Heroendienst, zum griechischen Schicksal zurückgekehrt? Erinnert die utilistische Sittenlehre Spinoza's, das absolute Recht des Hegel'schen Weltgeistes nicht an die kaltberechnende egoistische Staatsreligion der Römer? Es kann nicht anders sein: der Pantheismus steht auf einer niedrigeren Stufe philosophischer Bildung als der Theismus. Wie in der Lehre von den Beweisen für das Dasein Gottes der ontologische Beweis Gott nur als das reale Substrat, der kosmologische auf höherer Stufe als die bewirkende Ursache, der teleologische aber erst als den lebendig-persönlichen, intelligenten Urheber der Welt auffaßte, so müssen wir die Lehre von der Immanenz als die unterste, die von der Evolution zwar als eine höhere, aber erst die von der freien Weltschöpfung als die letzte und höchste Entwicklung der göttlichen Idee in theoretischer Beziehung ansehen, die jedoch immer erst durch Hinzufügung des Ethischen ihre Ergänzung, nämlich die Bestimmungen der erhabensten sittlichen Würde erhält.

Daß der Pantheismus viele treffliche Köpfe in seinen Zauberkreis gezogen hat, kann das verwerfende Urtheil über seine Wahrheit und seinen Werth nicht einen Augenblick irre machen. Er besticht durch eine gewisse poetische Erhabenheit, die er der Betrachtung der Natur und der Geschichte mittheilt, und wodurch er einer bloß mechanischen äußerlichen Auffassung von beiden geistreich entgegenarbeitet. Wer möchte dieses Streben nicht billigen? Die Natur ist unendlich mehr als ein todter Mechanismus, die Geschichte ist nicht ein bloßes Product der Cabinette und Feldläger. Nur darauf kommt es an, was man dem tieferen Geiste, der in der Natur und in der Geschichte waltet, für eine Bedeutung gibt: ob man die Weisheit, die uns aus dem Bau der Organismen, aus den Kunsttrieben, dem Instinct der Thiere entgegen tritt, für die That eines bewußtlosen immanenten Naturgeistes, oder für das Werk eines außer der Natur stehenden Wesens halten will, das diese Kunstwerke schuf und ihnen ein selbständiges Leben einhauchte; ob der Geist der Weltgeschichte, der in den allmälig zur Herrschaft gelangenden Ideen seinen Ausdruck findet, die Substanz alles geistigen Lebens zu sein vorgibt und auf die Würde der Vorsehung Anspruch macht, oder sich bescheidet, nur von selbständigen begeistigten Individuen als das Product ihrer Gemeinschaft getragen zu werden, und einen Höhern über sich erkennt, der allein würdig ist, Gott zu heißen. Um Gott zu finden, muß man über die Natur und über die Geschichte hinausgehen. Dieser Schritt wird dem Menschen schwer, theils weil er den heimischen Boden der Erfahrung und selbst des apodiktischen Wissens verlassen und sich auf Flügeln des Glaubens erheben und in einem reinern Medium athmen lernen muß, als es der trägen Gewohnheit des Alltagslebens bequem ist, theils weil es der menschlichen Eitelkeit zusagt, ihren Gesichtskreis für die Welt, sich selbst für deren Mittelpunct zu halten. Darum zerhaut der Mensch lieber den räthselhaften Knoten des Daseins durch die schmeichelnde Täuschung des Pantheismus, die ihm das Unerreichbare plötzlich so nahe rückt, ja ihn selbst an der Gottheit Antheil nehmen läßt. Aber diese Frucht ist reif bis zum Abfallen. Längst schon ahnete der reine, sittlich-religiöse Sinn den nagenden Wurm, den die gleißnerische Schale dieses Apfels vom Erkenntnißbaum verhüllt. Die echte Speculation hat ihn nun deutlich erkannt. Wenn nicht Alles täuscht, so hat der Pantheismus seinen Höhepunct erreicht, und eine wie wichtige Stelle in der Geschichte der Philosophie Spinoza immer behaupten wird, zu einer zweiten Auferstehung nach dieser ersten, die unsre Tage gesehen haben, hoffen wir, wird er nicht bestimmt sein.

[1]) Encyclop. 3. Ausg. S. 586. ff. vgl. Vorles. über Religionsphilos. I, 54.

[2]) S. Hegel's Encyclop. §. 548. 550. 551.

[3]) Metaphys. I. S. 405.

[4]) Man mag hier hauptsächlich Herbart's Briefe zur Lehre über die Freiheit des menschlichen Willens, besonders den 7ten vergleichen.

[5]) a. a. O. S. 178.

[6]) Hegel's Phänomenologie S. 712.

[7]) Hegel's Encyclop. 3. Ausg. S. 570.

227. Fortsetzung. — Der historischen. — Zur Kritik der sog. Mythologie.

(*P. F. Stuhr*, die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients [1836] S. I—IV.)

Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgend eine Wissenschaft sich in einem Zustande befindet, welcher dem der leidenden Sophia der Gnostiker gleicht, so ist es wohl die Mythologie. Entweder kümmert man sich gar nicht um sie und läßt sie, als eine Wissenschaft, die sich im Reiche der Fabel bewege, bei Seite liegen, oder man treibt mit ihr auf vielfache Weise Mißbrauch. Was das Vernachlässigen derselben betrifft, so ist dies ein schlimmes Zeichen der Zeit: denn es offenbart sich daran die Dürre des Gemüths, die Erstarrung des Seelenlebens, woran unsere Zeit, in Mattherzigkeit verschmachtend, leidet. Was aber den Mißbrauch betrifft, so ist derselbe ein eben so schlimmes Zeichen: denn es offenbart sich daran ein krankhafter Zustand des vom Krampfe ergriffenen Geistes unserer Zeit, der in seiner Armuth und Dürftigkeit sich unbefriedigt fühlt, und, um die Leere auszufüllen, nach dem Ueberschwänglichen hascht.

Einfach die Geschichte des religiösen Lebens der heidnischen Völker aufzufassen, dazu ist man in unserer Zeit nicht im Stande. Man will vielmehr, sogar ehe man überhaupt ein einfaches Bild dieser Geschichte sich zur Anschauung gebracht hat, wenn man überall etwas will, ganz etwas anderes, als die einfache geschichtliche Betrachtung der heidnischen Religionsformen. Ehe die nothwendig vorauszuschickende geschichtliche Forschung zum Zwecke und so weit gediehen ist, daß nun der Gegenstand in einem klaren Bilde der Anschauung vorliegt, eilt man über den ungeebneten Boden vorschnell hinweg, um in philosophischen oder theologischen Betrebungen ganz andere Zwecke zu verfolgen, als welche unmittelbar dem Gebiete geschichtlicher Forschungen angehören. Andeutungen von Vorstellungen, die noch gar nicht in dem Kreise der Gesammtanschauung, der sie angehören, erläutert worden sind, werden aus ihrem Zusammenhange gerissen, und nach allerlei äußerlichen Aehnlichkeiten auf Vorstellungen bezogen, die in ganz anderen Kreisen der Betrachtung sich erzeugt haben. Dabei wird gar nicht erwogen, ob die Verwandtschaftlichkeit, die man in den Vorstellungen nachgewiesen zu haben glaubt, nicht eine rein innerliche sein könne, die nirgendwo anders, als in dem Gesetze des Lebens der Natur und Vernunft wurzele. Soll indeß überhaupt die vergleichende Methode, in die man sich bei Untersuchungen in dem Gebiete der Religionsgeschichte der heidnischen Völker in neueren Zeiten so sehr versenkt hat, irgend einigen Nutzen schaffen, so ist durchaus dabei vonnöthen, daß man zuvor im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen die Religionssysteme der heidnischen Völker in ihrer Verschiedenartigkeit aufgefaßt habe. Dann erst wird man im Stande sein, die den einzelnen Systemen angehörenden Vorstellungen richtig zu verstehen, und ohne ein solches Verständniß kann die vergleichende Methode in der Mythologie nie zu gedeihlichen Ergebnissen führen.

Auf einem falschen Wege befinden sich bei ihren Forschungen in dem Gebiete der Mythologie offenbar auch die Archäologen insofern, als sie theils die Mythologie zu sehr in einseitiger Beziehung auf die Kunstgeschichte behandeln, theils aber auch häufig bei Erklärungen von Kunstdenkmälern stummen Zeugnissen viel zu viel Gewicht beilegen. Es ist eine sehr üble Sache mit der Erläuterung von Kunstsymbolen rein aus ihnen selbst, wenn nicht historische Berichte dabei zu Hülfe kommen. Die Erläuterung von Symbolen bietet ein weites Feld des Wähnens und des Vermuthens dar, und gar zu leicht und gern verliert sich der Geist in dies weite Gebiet, um in demselben nach Traumgestalten zu haschen. Der Wissenstrieb verführt auf mannigfaltige Weise das Bewußtsein, und ehe man die Kreise, in denen man bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen mit Sicherheit sich bewegen kann, gehörig durchforscht hat, um aus dem, was unmittelbar sicher ist, eine durch Vergleichung vermittelte Sicherheit für Ansichten, die an und für sich unbegründet erscheinen, zu gewinnen, läßt man sich, um nur irgend ein Wissen zu haben, gar zu leicht dazu verleiten, das, was nur als Vermuthung dasteht, für Wahrheit zu nehmen. Das Bewußtsein befriedigt sich mit der gutmüthigen Ansicht, daß in Ermangelung eines sicheren Wissens die Wahrscheinlichkeit immer einigen Werth habe. Diese Ansicht aber ist durchaus falsch, weil sie die Lüge befördert. Hat sich einmal die Wahrscheinlichkeit in der Ansicht festgesetzt, so wird von ihr das Bewußtsein umnebelt; es verfinstert sich dergestalt, daß es völlig von den Wegen abirrt, auf welchen es vielleicht über den fraglichen Gegenstand zur völligen Gewißheit gelangen könnte. Ein Nichtwissen ist eben deshalb besser als ein falsches Wissen.

Falsches Wissen erzeugt sich indeß nicht bloß dadurch, daß man dem Bereiche der Vermuthungen zu viel Raum läßt, sondern auch dadurch, daß man in der Betrachtung die vorliegenden Gegenstände von falschen Seiten auffaßt. Dies ist bei der Betrachtung der Religionsformen heidnischer Völker häufig in Folge dessen geschehen, daß man seinen Blick mehr hinwandte auf die mythische Vorstellung, als auf die Empfindung, aus welcher heraus jene in der Seele des Heiden sich erzeugt hatte. In allen Sachen, die die Religion unmittelbar angehen, ist es überhaupt mit dem bloßen Dogma, der Lehre, nicht abgemacht; wahrhaft verstanden vielmehr kann das Dogma nur werden, inwiefern es in dem Verhältnisse zur religiösen Empfindung, der es entspricht, begriffen wird. Die wahre Religionslehre darf sich nicht auf die Theologie, oder auf die Lehre von dem Wesen des Göttlichen beschränken, sondern muß vielmehr von der Betrachtung des Zustandes der Gesinnung des Menschen ausgehen, und mehr im Verhältnisse zu diesem Zustande, als im Verhältnisse zum absoluten Gottesbegriffe die verschiedenen religiösen Vorstellungen, wie sie sich unter den verschiedenen Völkern im Laufe der Zeiten erzeugt haben, zu begreifen suchen. Theologie ist nicht Glaubenslehre. Jene geht von dem Gottesbegriffe aus, den sie entweder speculativ, oder im christlichen Sinne nach Anleitung der Offenbarungslehren festzustellen sucht; diese richtet ihre Betrachtung auf den Zustand der Gesinnung, aus welchem gewisse religiöse Vorstellungen sich entwickelt haben, und berücksichtigt dabei entweder die geschichtlichen Zustände der gesammten Menschheit, oder, wenn sie sich bloß auf dem Standpuncte des Alten und Neuen Testaments hält, sollte sie wenigstens den Gegenstand, der ihr zur Erläuterung vorliegt, nie anders, als in der engsten Beziehung zu dem Zustand einer echtchristlichen Gesinnung betrachten.

228. Fortsetzung. — Melanchthon, Zwingli, Calvin und Canus als Dogmatiker.

(*C. F. Stäudlin*, Geschichte der theologischen Wissenschaften I. [1810] S. 198—201, 206—209, 216—223.)

I. Phil. Melanchthon aber brachte zuerst den von Luther und ihm selbst vertheidigten Lehrbegriff in ein lateinisches Lehrbuch, welches klar, bündig, einfach, mit Beweisen versehen, kurz und doch vollständig war. Er hatte zu Wittenberg Vorlesungen über den Brief an die Römer gehalten und aus demselben die christlichen Glaubens- und Sittenlehren gezogen und in eine gewisse Ordnung gestellt; damit verband er nach und nach noch andere Schriftstellen, führte die Lehren weiter aus, widerlegte die entgegenstehenden Lehren der Scholastiker und der katholischen Theologen — so entstanden seine *Loci theologici*, welche im Jahre 1521 zum erstenmale erschienen, der Reformation so große Dienste geleistet, so große Wirkungen hervorgebracht und bei so vielen die Kräfte des Nachdenkens über die Religion rege gemacht haben. In den ersten Ausgaben ließ Melanchthon die Lehren von Gott, der Trinität, der Schöpfung, der Menschwerdung, den Naturen Christi, außer einer kurzen Anführung, gänzlich weg, und zwar aus dem Grunde, weil dies Geheimnisse seien, welche kein Mensch durchforschen, mit welchen man also in der Dogmatik weiter nichts anfangen könne, welche man anbeten, nicht untersuchen müsse, weil alle Untersuchungen der Scholastiker über dieselben am Ende zu nichts oder gar zu Irthümern geführt haben, weil es am besten sei, Jesum aus seinen Wohlthaten genauer erkennen zu lernen. In den späteren Ausgaben führt er diese Lehren so aus, daß er sie aus Schriftstellen erweist, die Zeugnisse der Kirchenväter und die Beschlüsse der Synoden für dieselben anführt, die Gegner widerlegt, die kirchliche Terminologie beibehält und erklärt, die Wichtigkeit dieser Lehren ins Licht setzt und bei der Schöpfung auch Beweise aus der Vernunft führt. In den ersten Ausgaben findet man auch die harten Grundsätze über die Prädestination, die Erbsünde, den unfreien Willen, welche Luther vertheidigte, auch in der Abendmahlslehre stimmte Melanchthon mit ihm überein. Luther bewunderte das Buch in seinen ersten Ausgaben so sehr, daß er es allen Kirchenvätern vorzog und sagte, es verdiene den kanonischen Büchern der Bibel an die Seite gestellt zu werden. In den späteren Ausgaben aber milderte Melanchthon jene Grundsätze, schrieb dem Menschen einen gewissen Grad von Freiheit und Mitwirkung bei seiner Besserung zu, stellte die Erbsünde nicht mehr so groß vor und änderte auch die Stellen, welche das Abendmahl betreffen. Man hat also in den ersten Ausgaben dieses Buchs den

strengen und reinen Lehrbegriff Luthers, in den späteren den milderen melanchthon'schen Lehrbegriff, über welchen so viele Streitigkeiten entstanden sind. In der Hauptsache folgt Melanchthon noch der Ordnung der Sentenzen des Petrus Lombardus und behält selbst Vieles von seiner Terminologie bei. Die Lehren folgen so auf einander: Gott der Einige und Dreieinige, Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, Ursache der Sünde und Zufälligkeit der menschlichen Handlungen, freier Wille der Menschen, Erbsünde und wirkliche Sünde, göttliches Gesetz und Evangelium, Begnadigung und Rechtfertigung des Sünders, Glauben und gute Werke, Unterschied zwischen dem alten und neuen Testamente, zwischen Tod- und verzeihlichen Sünden, Kirche, Sacramente, Opfer, Buße, Beichte, Genugthuung, Prädestination, Auferstehung der Todten, Geist und Buchstab, Kreuz und Trübsal, Gebet, weltliche Obrigkeit, menschliche Ceremonien in der Kirche, Tödtung des Fleisches, Aergerniß, christliche Freiheit. In einigen Ausgaben ist auch noch ein Locus von der Ehe beigefügt, welcher ursprünglich eine besondere Abhandlung ausmachte. Man sieht, daß auch Moral in dem Buche enthalten ist, und daß es auch in seinem Inhalte noch seinen ersten Ursprung aus dem Briefe an die Römer beurkundet. Noch war Manches aus den Scholastikern beibehalten, aber welch ein Unterschied zwischen diesem einfachen, hellen, schriftgemäßen, ruhigen, selbst mit Geschmack und Eleganz geschriebenen Buche und zwischen einem Lombardus, Aquinas! Für ein Lehrbuch wäre ihm übrigens in manchen Stellen weniger Beredsamkeit und mehr Präcision zu wünschen. Das bescheidene Philosophiren verschmäht Melanchthon gar nicht, sobald er etwas dadurch aufklären und nützen zu können glaubt. Ein strenges System wollte und konnte er nach seinen Grundsätzen nicht liefern, er sagt selbst, daß die Theologie nicht von philosophischen Principien ausgehen und keine strenge philosophische Beweise führen könne, sondern daß sie sich auf Lehren gründe, welche Gott durch gewisse und klare Zeugnisse dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt habe. Schon dem Johannes Damascenus macht er den Vorwurf, daß er zu viel philosophirt habe, noch weit mehr den scholastischen Theologen. Verschiedene Lehren vermißt man, welche nicht wohl von dem Gebiete der Dogmatik ausgeschlossen werden können; nicht einmal der heil. Schrift ist ein besonderer Locus gewidmet. Dieses Buch stieg bald unter den Protestanten zum höchsten Ansehen empor und wurde auf allen protestantischen Universitäten bei Vorlesungen zum Grunde gelegt, auch andere dogmatische Systeme und Lehrbücher wurden nach dem Muster desselben eingerichtet, selbst zum Theil solche, welche hie und da in Grundsätzen von demselben abwichen.

II. Zwingli schrieb auch ein dogmatische Handbuch, welches aber nie zu dem Ansehen und dem ausgebreiteten Einfluß hat gelangen können, wozu Melanchthons *Loci* und Calvins Handbuch gelangt sind. Nachdem er im Jahre 1522 eine kurze und christliche Einleitung in die evangelische Lehre herausgegeben hatte, worin er von der Sünde, dem Gesetze, dem Evangelium, der Abschaffung des Gesetzes, den Götzen, den Bildern und der Messe handelte, und die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche bestritt, so folgte im Jahre 1525 sein Commentar von der wahren und falschen Religion nach, worin er sich nicht nur weit stärker wider die ægyptische Finsterniß in der römischen Kirche, wie er es nennt, erklärt, sondern auch eine ziemlich ausführliche Dogmatik nach seinen Grundsätzen liefert. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist darin fast nur berührt. Ueberall ist ein Bestreben sichtbar, das Christenthum mit der Vernunft einstimmig zu machen; die einfachsten, verständlichsten und praktisch fruchtbaren Lehren werden am meisten hervorgehoben. Die wahre christliche Kirche findet er überall in der Welt zerstreut. Nicht einmal das Wort Sacrament wollte er gern haben, weil man, sobald man dasselbe höre, schon an etwas Großes und Heiliges denke, was durch seine innere Kraft das Gewissen von der Sünde befreie. Da aber das Wort gewöhnlich war, so erklärt er die Sacramente durch Zeichen oder Gebräuche, wodurch man sich als Christen bekenne und wodurch man mehr die Kirche als sich selbst von seinem Glauben versichere. Unter dem Binden des Priesters versteht er das Aufgeben eines hartnäckig bösen, unter dem Lösen das Aufrichten und Trösten eines reuigen und verzweifelnden Gemüths. Andere seiner ausgezeichneten Grundsätze sind schon vorher angeführt. † 1531. Ungefähr vier Jahre später schrieb Calvin, ein Franzose, zu Basel, wohin er sich wegen der grausamen Verfolgungen der Freunde der Reformation in Frankreich begeben hatte, einen Unterricht in der christlichen Religion. An philosophischem und systematischem Geiste, an durchdringendem Scharfsinne, an Gelehrsamkeit, an Kraft und Schönheit des Styls übertraf dieses Werk, besonders nach den vielen Verbesserungen in den oft wiederholten Ausgaben Alles, was bisher Aehnliches geleistet worden war. Es sollte zugleich eine Apologie für den Glauben und die Absichten der Pro-

testanten gegen die Schmähungen und Anklagen der Katholiken sein. Ungeachtet Calvinus der Vernunft nur ein geringes und gar kein entscheidendes Ansehen in Glaubenssachen zugestand, so machte er doch in der Theologie einen sehr starken Gebrauch von der Philosophie. Er gestand zu, daß den Menschen auch nach dem Falle vortreffliche Geisteskräfte übrig geblieben seien, welche zwar durch die Sünde geschwächt seien, aber sich doch in weltlichen Wissenschaften und Künsten aufs herrlichste offenbaren und durch Gottes Geist dem einen in höherem, dem anderen in niedrigerem Grade mitgetheilt seien. In Ansehung göttlicher Dinge erklärte er zwar die Vernunft für noch schwächer, für verblendet, jedoch nicht für ganz ohnmächtig, gelähmt und aufgelöst, er meinte nur, daß sie hierin nothwendig eine höhere Erleuchtung und Stärkung bedürfe, und wollte keineswegs, daß sie in Glaubenssachen und besonders in der Vertheidigung und gelehrten Darstellung der Glaubenslehren ganz unthätig sein und bleiben soll. Er behauptet also, daß die Erkenntniß Gottes den Seelen aller Menschen eingeprägt sei, aber freilich durch Unwissenheit und Sünde unterdrückt oder verfälscht werde; daß der Mensch das Dasein Gottes aus der Einrichtung der Welt erkennen könne, daß nur dazu die Hülfe der Schrift nothwendig erfordert werde, um Gott auch als Schöpfer zu erkennen; daß das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift zwar zunächst auf dem Zeugnisse des heil. Geistes beruhe, aber allerdings auch durch Vernunftgründe unterstützt werden könne und müsse. Die Unsterblichkeit der Seele thut er nicht nur aus Schriftstellen, sondern auch aus Vernunftgründen dar. Er bestätigt seine Behauptungen oft auch mit Stellen aus heidnischen Philosophen. Das strenge augustinische System vertheidigt er auch mit einer Reihe philosophischer Gründe und gibt sich besonders viel Mühe, zu zeigen, daß die Sünde nothwendig und freiwillig zugleich sein könne, und daß die Imputation der Sünde Adams gerecht sei. In der Widerlegung der Gegner seiner Lehre beweist er eine feine Dialektik und Disputirkunst. Auch die Moral ist in dieses Buch eingewebt. In moralischen Dingen schreibt Calvinus der Vernunft noch mehr natürliche Kraft zu, als in Glaubenssachen. Dies Buch ist fast unzählige Male wieder herausgegeben, ins Französische, Italiänische, Spanische, Englische, Deutsche, Holländische, Ungarische und Griechische übersetzt, auch mehrmals in Auszüge gebracht worden. Von vielen wurde es wie ein symbolisches und heiliges Buch verehrt und auf Universitäten bei Vorlesungen zum Grunde gelegt.

III. Melchior Canus ist unter den katholischen Dogmatikern jener Zeit der wichtigste. Er war ein Spanier, trat in den Dominicanerorden und wurde 1546 Lehrer der Theologie zu Salamanca. Nachdem er eine Zeit lang Mitglied der Trienter Synode gewesen war, wurde er zum Bischof der Canarischen Inseln ernannt. Doch verließ er dies Amt bald wieder, wurde Provinzial seines Ordens in Castilien und starb zu Toledo im Jahre 1560. Er war ein Mann von sehr gebildetem Geiste und Geschmacke, Philosoph, Kenner der Geschichte, der schönen Wissenschaften und der alten Classiker.

Das Werk, welches er unter dem Titel: *loci theologici* schrieb, enthält keine Dogmatik, sondern eine dogmatische Topik, eine Untersuchung über die Quellen, die Principien, die Beweise, das System, die Methode, die Grundbegriffe der Theologie. Er glaubt damit im Ganzen etwas geleistet zu haben, was noch Keiner vor ihm geleistet hat, und gewisse einzelne Untersuchungen, die er hier anstellt, hält er für völlig neu. Das Buch soll zugleich zur Grundlegung eines dogmatischen Lehrgebäudes, zur Widerlegung der Gegner des Christenthums und zur Beurtheilung der vornehmsten Streitigkeiten, welche im Zeitalter des Verfassers geführt wurden, dienen. Alle sogenannten theologischen *Loci* wurden von ihm auf Autorität und Vernunft zurückgeführt. Zu jener rechnet er die Autorität der heil. Schrift in den kanonischen Büchern, der Traditionen Jesu und der Apostel, der katholischen Kirche, der Synoden, besonders der allgemeinen, der römischen Kirche, der alten Heiligen, der scholastischen Theologen und der Canonisten, gesteht übrigens, daß man auch mehr oder weniger Locos der Autorität zählen könne; zur Vernunft rechnet er die allgemeine Menschenvernunft, das Ansehen der Philosophen und Rechtslehrer, und das Ansehen der glaubwürdigen menschlichen Geschichte. Das Ganze ist mit Geist, Gewandtheit, Kenntniß und Eleganz geschrieben, es gehört zu dem Besten, was für die Fundamente des katholischen Glaubens gesagt ist. Es bezieht sich auf Glaubens- und Sittenlehre.

Die Scholastik in der Theologie bestreitet er in ihren Verirrungen und Ausschweifungen... und vertheidigt nur diejenige scholastische Theologie, welche auf dem Fundamente der heil. Schrift ruht und ihr Ansehen anerkennt. Er klagt über diejenigen Scholastiker, welche in der Theologie ohne die Schrift philosophiren, welche sich in derselben mit Fragen beschäftigen, die uns Menschen gar nicht angehen und von uns nicht verstanden wer-

den können, welche das Wichtige durch seichte Gründe schwächen und durch Sophistereien die heiligste Wissenschaft entstellen. Den Zweck der scholastischen und jeder wahren Theologie setzt er darein, die Lehren der heil. Schrift und der Kirche durch vernünftige Schlüsse zu entwickeln, sie wider Irlehrer und Gegner zu vertheidigen nnd sie durch menschliche Wissenschaften zu erläutern und zu bestätigen. Er streitet wider den Erasmus und andere, welche alle scholastische Theologie gänzlich verwarfen, und es für das Zeichen eines großen und vortrefflichen Theologen halten, nichts mehr als was in der heil. Schrift ausdrücklich vorkommt, bestimmen zu wollen. Dies ist nach seiner Meinung eben so viel, als bei den Principien der Theologie stehen bleiben und gar nicht darauf achten, was aus ihnen folgt oder ihnen widerspricht. Er hält es für ungereimt, nur die Principien einer Wissenschaft zu kennen, die Conclusionen aber, welche sich durch richtige und klare Syllogismen aus derselben ergeben, entweder nicht wissen oder im Ungewissen lassen zu wollen. Er vertheidigt den Gebrauch der Vernunft in der Theologie insbesondere wider Luther und seine Anhänger. „Luther, sagt er unter anderm, hat nicht nur behauptet, daß die Philosophie einem Theologen unnütz und schädlich sei, sondern daß alle speculative Wissenschaften Irthümer seien. Dieser neue Sokrates hält es mit dem Praktischen und verdammt das Speculative. Die Lutheraner wollen ihre Schüler, damit sie nicht einmal die ungereimten Irrthümer der Secte aufdecken, von aller Untersuchung zurückhalten. Allein, da eine Wahrheit der andern nie widerspricht, sondern vielmehr ihr dient und mit ihr übereinstimmt, so haben billig die edelsten Lehrer unserer Schule alle Wissenschaften zum Dienste der wahren Weisheit herbeigerufen. Wenn man menschliche Raisonnements ganz aus der Theologie verweist, so werden die besten und vortrefflichsten Theologen diejenigen sein, welche die meisten Schriftstellen auswendig wissen und lebendige Bücher sind. In Deutschland ist es unter Luthers Herrschaft geschehen, daß Schuster, welche das neue Testament ins Gedächtniß gefaßt hatten, für große und vortreffliche Theologen gehalten wurden und selbst alte Weiber, weil sie die Evangelien und paulinischen Briefe aus dem Gedächtniß hersagen konnten, die Theologen aller Akademien zum Disputiren herausforderten und daß nicht Jungfrauen, sondern die verderbtesten Weiber es mit Männern aufzunehmen wagten. So ist die lutherische Theologie beschaffen, daß in ihr keine Spur von Geist und Scharfsinn ist. Wenn einer auch noch so viel Talent und Einsicht besitzt, wenn er die Ordnung und Verbindung göttlicher und menschlicher Dinge, ihre Ursachen und Wirkungen, die Voraussetzungen und Folgen untersucht und begriffen hat, so wird er bei ihnen doch nicht geschätzt.“ Uebrigens macht Canus auch den Theologen seiner Kirche, welche bei dem Ausbruche der Reformation lebten, große Vorwürfe. Er hält es für ein Unglück, daß zu einer Zeit, wo die Schultheologen mit den besten Waffen hätten versehen sein sollen, sie so viel als gar keine, sondern nur lange Rohre, wie die Knaben, hatten. Er findet den Grund davon darin, weil sie schon vom Anfang ihrer Studien an geirrt hätten, indem sie alles vernachlässigten, was zur Bildung und Kenntniß der Sprache diente und sich erst nach langen Uebungen in der Sophistik zur Theologie wandten.

Canus bemüht sich aber noch besonders, die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs der Vernunft und Philosophie in der Theologie darzuthun und die Gränzen desselben zu bestimmen. Der Mensch — so urtheilt er — muß als vernünftiges Wesen in allen seinen Untersuchungen und Kenntnissen von der ihm angeborenen Vernunft Gebrauch machen, er kann und soll seine Vernunft dabei nicht ausziehen; die Vernunft enthält alle Dinge, wo du dich hinwendest, ist sie da, sie wird durch keine Untersuchung ausgeschlossen; auch die Gnade hebt die natürliche Vernunft nicht auf, sondern vervollkommnet sie, die Natur treibt die Gnade nicht zurück, sondern nimmt sie auf; die heilige Theologie streitet nicht mit der menschlichen Natur; sie ist, nach der Etymologie, vernünftige Rede von Gott, sie ist, wie die Alten sagten, Wissenschaft göttlicher Dinge, die Wissenschaft aber wird nur durch Vernunftschlüsse gefunden; der nimmt der Theologie ihre größte Zierde, welcher die Philosophie aus ihr hinwegnimmt, durch welche selbst die heilige Schrift, und noch mehr die menschliche Vernunft entwickelt und ausgebildet wird; die heilige Lehre schreibt Sitten vor, welche der Natur gemäß sind, verbietet Laster, die der Vernunft widersprechen; man mag nun in der Schule über diese Gegenstände etwas bestimmen, oder in Predigten zum Guten ermahnen und vor dem Bösen warnen, so wäre es Unsinn, die Hülfe der Natur, der Vernunft und Philosophie zu verachten; in der heil. Schrift selbst kommt Vieles vor, was zur Philosophie, Arithmetik, Geometrie etc. gehört; durch die Lehre und Beispiele der Apostel selbst ist viel natürliche Vernunft in die Theologie gekommen. Man muß nur sich hüten, daß man nicht das Unbekannte als bekannt

und das Ungewisse als gewiß annehme, und das Ansehen der Schrift und der Väter bei den philosophischen Untersuchungen nicht bei Seite setze. So hat sich ein katholischer Theologe in Spanien der Vernunft und Philosophie gegen protestantische Theologen angenommen.

Canus redet noch besonders von der Autorität der Philosophen in der Theologie. Er behauptet, daß nur die wenigen Philosophen, welche die Kraft und Wirkungen der Natur, die Regel der Sitten und des Lebens vernünftig untersucht und bestimmt haben, für den Theologen nützlich seien. Er erklärt es für ungereimt, anzunehmen, daß alles in der Schrift enthalten sei, was zur Ausbildung der menschlichen Vernunft erforderlich sei, und weist den, welcher zur Philosophie auf keine andere Weise gelangen kann, an, die Bücher der Philosophen zu lesen. Die Uebereinstimmung aller Philosophen in einer Lehre hält er für ein Kennzeichen ihrer Wahrheit und Gewißheit. Es ist der Mühe werth, ihn hierüber selbst zu hören. Ist irgend etwas wahrscheinlich, sagt er, so ist es das, daß der Herr der Natur dem menschlichen Geschlechte einige Lehrer der natürlichen Wissenschaften geschenkt habe. Denn wer sollte so unklug sein, daß er eine Akademie ohne Lehrer stiftete? Weil Gott in Judäa bekannt war, hat er gleichsam ein Gymnasium der göttlichen Wissenschaft errichtet und diesem Volke Rabbinen geschenkt. Und weil er wollte, daß bei den Christen Akademieen der evangelischen Lehre sein sollten, so hat er auch Apostel, Propheten, Evangelisten, Lehrer geschenkt, welche in Christi Republik diese Lehre vortragen sollten. Da Gott zur Belehrung aller Völker die natürlichen Gesetze und Wissenschaften bekannt gemacht hat, so ist nicht wahrscheinlich, daß er keine Lehrer derselben angestellt habe. Clemens von Alexandrien sagt, daß die Philosophie den Griechen wie ein eigenes Testament gegeben worden sei. Gleichwie also Gott weder der Juden noch der Christen Testamente ohne Ausleger ließ, so hat er auch der Griechen Testament nicht ohne einen solchen gelassen. Die göttliche Vorsorge brachte es demnach auch hier mit sich, daß nicht zugleich alle Philosophen in der Erkenntniß Gottes oder der Sitten- und Lebensregeln oder der natürlichen Dinge irrten. Daher sind nach Paulus Ausspruch die Griechen nicht zu entschuldigen, welche allerdings zu entschuldigen wären, wenn ihre Lehrer nicht von dem Urheber der Natur selbst in der Wahrheit hinreichend unterrichtet gewesen wären. Was alle Philosophen lehren, ist wahr und gewiß: denn wie sollten Menschen, welche ehrgeizig und tadelsüchtig und durch Verschiedenheit der Zeiten und Gegenden so weit von einander getrennt sind, in Einer Lehre übereinstimmen, wenn nicht die Natur selbst sie dazu anleitete? Die Philosophen haben also von dem Einen Lehrer der Menschen empfangen, was sie einstimmig den Völkern in ihren Schriften vorgetragen haben.... Was das Ansehen der Geschichte in der Theologie betrifft, so zeigt Canus, daß die Theologen aus Unwissenheit derselben oft in die größten Irrthümer verfallen sind, daß die Geschichte zur Erklärung der heil. Schrift, im Streite gegen die Feinde des Christenthums, bei dem Gebrauche der Beispiele in Predigten und Disputationen absolut nothwendig sei, und daß der Theolog ohne Geschichte fast keinen Schritt thun könne.

229. Zur Darstellung der Seligkeitswissenschaft. — Principielle. — Ein Capitel und ein Fragment über die Natur der Kirche.

(*A. Vinet*, Mémoire en faveur de la liberté des cultes [1826] S. 179—181; Essai sur la séparation de l'Eglise et de l'Etat [1842] S. 208—209.)

I. Ce n'est pas une impérieuse nécessité physique qui forme les liens de la société religieuse. Cette société invisible, qui ne se peut évaluer au nombre, qui appartient uniquement au monde des esprits, est née de la simple communauté des sentimens. Elle est née d'un instinct supérieur aux besoins de la terre; ou, si l'on veut qu'elle soit née d'un besoin, c'est de celui de l'immortalité. Nul danger imminent, nul intérêt de cette terre n'a contraint les individus à se serrer les uns contre les autres pour former la société religieuse; cette société, si elle se forme, n'est fondée que sur la sympathie. Sans doute, elle ne peut manquer de se former; l'esprit d'association exerce ici son empire comme dans toutes les choses humaines; mais un sentiment moral, non un besoin, a déterminé cette association, qui peut aussi très bien supporter à côté d'elle des sociétés religieuses différentes ou opposées. Chacun peut tendre à sa manière et dans la mesure de ses forces au port de

l'éternité. Cette société ne recèle donc, dans le principe qui la forme, aucun élément de contrainte.

Elle ne peut même exister que par la liberté. Quelle est sa base? la foi. Quel est son moyen? la foi. Quelle est sa vie? la foi. Or, qu'est-ce qu'est la foi? Nous empruntons la définition très exacte qu'en a donnée un grand apôtre. La foi, dit saint Paul, est une vive représentation des choses qu'on espère, et une démonstration de celles qu'on ne voit point. Une telle adhésion ne se commande point; un tel sentiment ne peut croître que dans le sein de la plus entière liberté. L'imposer, le prescrire, c'est lui fermer l'entrée des cœurs: c'est vouloir une église, et point de religion. La société religieuse n'est dès-lors qu'une institution profane, décorée d'un nom saint: c'est un temple dont on a chassé la divinité. La foi ne fait la vie de la société religieuse que parce que la foi est un sentiment. Or, quel autre que Dieu même a le droit de commander des sentimens?

Bornons-nous à considérer la foi comme une croyance fondée sur des raisons; nous parviendrons au même résultat. S'il est des cas où l'on peut croire sans avoir vu, il sera éternellement absurde de prétendre qu'on peut croire sans avoir des raisons de croire. Pour croire donc, il faut examiner; celui qui n'a point examiné librement, n'a point cru. Je n'ai point dit: celui qui a parfaitement examiné, parce que ce n'est pas de la bonté absolue des raisons que dépend la foi, mais de la bonté relative, c'est-à-dire de la bonté qu'elles ont à nos yeux. Il suffit donc que l'examen ait été libre; Dieu se charge du reste. La foi, par sa nature, sous quelque rapport qu'on l'envisage, suppose donc liberté; et puisque la foi est l'âme et le lien de la société religieuse, il s'ensuit que l'esprit de liberté lui est essentiel; ce qui signifie qu'il ne peut exister entre ceux qui la composent, ni nécessité ni contrainte.

Voilà deux institutions revêtues de deux caractères opposés: l'une est proprement le sacrifice d'une partie de notre liberté à des besoins communs; l'autre est un exercice et le plus beau développement de notre liberté. L'une a exclusivement en vue les avantages et la sûreté de cette vie passagère; l'autre n'a pour objet que des biens spirituels et une félicité cachée derrière le voile du tombeau.

II. Est-il vrai que l'individu n'ait plus de religion quand il reconnaît à la société le droit ou la faculté d'en avoir une?

Si la société a une religion, c'est qu'elle a une conscience; si elle a une conscience, comment la conscience de l'individu prévaudrait-elle contre celle de la société? La conscience est souveraine dans l'homme, comment ne serait-elle pas souveraine dans la société? Seul avec sa conscience, l'homme fait tête à la société; quelle figure voulez-vous que fasse l'homme vis-à-vis de la société ayant comme société une conscience? Il est impossible d'opposer souveraineté à souveraineté, omnipotence à omnipotence, impossible de supposer que de toutes les consciences individuelles et diverses résultera une conscience sociale. Quel mystère ou plutôt quel non-sens nous proposez-vous là? Non, si la société a une conscience, c'est à condition que l'individu n'en ait point, et puisque la conscience est le siége de la religion, si la société est religieuse, l'individu ne l'est pas. . . .

. . . Entre la société pourvue d'une conscience et l'individu, il n'y a aucune nécessité en faveur de ce dernier; la conscience de la grande unité sociale ne peut, sans s'abdiquer elle-même, admettre la conscience de l'unité individuelle. La religion, je ne dis pas de tous, mais du tout, ne peut admettre la religion d'un seul ni de plusieurs.

Ces vérités étant prémises, abordons la troisième question: la société peut-elle, comme société, avoir une religion? La conséquence de chacune des réponses se présente d'elle-même. Si nous trouvons que la société peut avoir une religion, l'individu n'en aura point; mais réciproquement, qu'on y prenne garde, si l'individu a une religion, la société n'en a point.

230. Fortsetzung. — Historische. — Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Religion.

(*F. Böhringer*, Kirchengeschichte in Biographien I. 1. [1842] S. 1—6.)

Jede Religion, so weit sie Wahrheit hat, sucht Vermittelung des Göttlichen und Menschlichen. Im Christenthum feiert der Mensch diese Versöhnung.

Die alte Welt ahnte sie, suchte sie, aber fand sie nicht. Betrachten wir das vorchristliche Heidenthum und Judenthum.

Im Heidenthum faßte man den Unterschied zwischen Göttlichem und Weltlichem nicht; darum konnte es nie zu einer wahrhaften Vermittelung kommen. Im Orientalismus gieng das Endliche unter im Unendlichen, in der occidentalischen Welt das Unendliche im Endlichen. Der Orientalismus war eine Art Doketismus des Endlichen, der Hellenismus eine Apotheose des Menschen. Hier wie dort Naturreligionen, giengen beide nur von entgegengesetztem Standpunct aus. Dort kam das Endliche nicht zu seinem Rechte, und hier nicht das Unendliche. — In seiner Richtung aufs Endliche, wie er sich im Hellenismus am reinsten offenbarte, ist der occidentalische Geist fortgeschritten im Römerthum und hat sich mit seinen Ansprüchen hier in seiner tiefsten Aeußerlichkeit erfaßt: das Römerthum wurde sich selbst Religion, d. h. letzter Zweck, und hat nach und nach in dieser seiner angemaßten Berechtigung alle besondern Nationalitäten und Individualitäten gebrochen. Es mußte aber der Geist, eben als religiöser, in dieser seiner Veräußerlichung nur um so lebendiger den innern Widerspruch mit sich selbst erkennen und darum nur um so tiefer sich zurückgetrieben fühlen in seine eigentliche Heimath und Wohnstätte: in sein Inneres und zu dem Ewigen. Dies war das Eine. Indem sodann das Römerthum gleichsam das Schicksal wurde, das über die damalige, innerlich und äußerlich zerrissene Welt hinwegschritt, war diese wie Eine große Familie geworden: das menschliche Geschlecht fieng an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden. Dies war das Andere. Aber diese Weltfamilie war nur zusammengehalten durch ein äußerliches Schicksal, und in äußerlicher Einheit hatten alle Besonderheiten ersterben müssen. Die Welt sehnte sich, erfüllt zu werden mit dem göttlichen Geist, der ein Geist der wahren, innern, lebendigen Universalität. Die Welt seufzte nach Erlösung und Versöhnung, die nun höchstes geistiges und sittliches Bedürfniß geworden war; aber eben darum gab es auch ein Menschengeschlecht, sie zu fassen.

Das vorchristliche Heidenthum hat, wie wir sehen, in seinem natürlichen Verlaufe selbst in die Geburtswehen des Christenthums ausbrechen müssen, und in diesem Moment der Weltentwickelung wurde Jesus Christus geboren.

Den heidnischen Naturreligionen gegenüber im vorchristlichen Weltalter stand das Judenthum. Was dort bald nach der einen, bald nach der andern Seite zusammenfiel, wurde hier scharf aus einander gehalten. Der Unterschied des Göttlichen und Weltlichen kam zu seinem Rechte. Einzig steht dadurch die hebräische Religion in der vorchristlichen Religionsgeschichte da, daß sie Gott und Welt streng unterscheidet und eben damit zugleich die Persönlichkeit Gottes und der Menschen anerkennt. Der Monotheismus hatte in der jüdischen Religion seine Stätte gefunden; Gott wurde verehrt als Herr und Urheber alles Geschehenen, als Gesetzgeber seines Volkes, und gegenüber der ganzen Heidenwelt, die das Unendliche bald im Endlichen, das Endliche bald im Unendlichen untergehen ließ, die Persönlichkeit Gottes rein und hoch emporgehoben über alle Creatur. Dadurch wurde das Judenthum der Ansatzpunct zur positiven Offenbarung des Göttlichen. Aber der Unterschied des Göttlichen und Menschlichen kam nicht zur wahren Vermittelung und Versöhnung: hier Heiligkeit Gottes, dort Sünde der Welt. »Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?« Der Schmerz dieser Spannung brach vorerst bei den Propheten aus in die Sehnsucht einer vermittelnden Zukunft und in den ihre nationale Particularität überschwellenden Drang des Göttlichen zur Selbstoffenbarung.

Gleich dem Heidenthum, nur noch tiefer, weil viel positiver, hat also auch das Judenthum nothwendig in die Geburtswehen des Christenthums ausbrechen müssen. Nun schließt sich das erste Weltalter; das zweite drängt heran; jenes das vorchristliche, dieses das christliche.

Die Räthsel des Heidenthums und Judenthums werden nun im Christenthum gelöst. Jene suchten, jedes nach seiner Seite, beide aber sich ergänzend, was dieses ausspricht — ganz und voll. Jene waren geschichtliche Bedingung und Vorbereitung für dieses; dieses faßte das Wahre des Heidenthums und Judenthums in sich. „Das Judenthum war groß durch die Idee des absoluten persönlichen Gottes; das Größte im Heidenthum war die Idee der innigsten Nähe oder Inwohnung des göttlichen Lebens in freier, menschlicher Form:“ beides zusammen in höherer Einheit gibt das Christenthum.

Dies ist die geschichtliche Entwickelung und Bedingung der Geburt des Christenthums, dies der natürliche Grund; aber eben nur die Eine Seite, die geschichtliche, die natürliche; nach der andern ist das Christenthum wesentlich ursprünglich und göttlich, und dies ist sein innerstes Wesen.

In Christo hat sich das Gefühl des innersten Widerspruchs, das auf der Welt lag, in *einen* Brennpunct gesammelt, um in die Flamme des neuen Lichtes auszubrechen. Dies neue Licht und Leben war aber eben dies, daß sich in Christo durch *das ihm eigenthümliche Selbstbewußtsein* die menschliche Natur in ihrer Gottähnlichkeit und Urbildlichkeit erfaßt, und was durch den *schöpferischen* Willen Gottes im menschlichen Wesen auf *ursprüngliche* Weise begründet war, sich voll und ganz in ihm geoffenbart hat. Aber nur dadurch, daß Gott in ihm war, mochte Christus auf so einzige Weise die menschliche Natur in ihrer Gottähnlichkeit erfassen, und nur dadurch, daß er das ewige Wort war, mochte er, was auf ursprüngliche Weise angelegt war, in seiner Erscheinung offenbaren. — Es ist also das Christenthum zugleich wesentlich ursprüngliche That Gottes, und nicht außerhalb, sondern innerhalb seines Selbst liegt der Grund seiner göttlichen Kraft.

Wie nun *in* Christus Göttliches und Menschliches versöhnt ist, so auch *durch* ihn in der Welt, und hiermit ist der Menschheit ein *neues* Leben ins Herz gepflanzt. Dieses Leben ist also Christus, der Eine, Ganze, Volle. Was sich nun in ihm in absoluter Weise concentrirt hat, soll sich in der *Gesammtheit* des Menschengeschlechtes aus einander legen. Dies ist die Geschichte der Kirche: eine Geschichte der Einen, göttlichen Lebensfülle in und aus Christo, wie sie sich aus einander legt und darstellt in der Gesammtheit der Gemeinden aller Orten und Zeiten. Die nun in ihrem Leben den Meister und Erlöser verherrlichet, die sind die *Zeugen der Kirche* und recht eigentlich ihre Lebenspulse und Herzschläge.

Die weltumbildende Macht des Christenthums beginnt sofort ihre Geschichte, und die Gemeinde, die sich der Erlöser sammelt, wird nach und nach zur Weltgemeinde; denn ihr ist der Sieg verheißen über alle Welt. Der Gang des Christenthums ist aber dieser: Anfangs hat die Kirche das Christenthum nur erst im unmittelbaren Glauben, nur erst für das unmittelbare Bedürfniß; sie hat den ganzen Inhalt des Glaubens in sich beschlossen; aber nur zunächst für das Leben. Es ist also das unmittelbare christliche Leben das erste Moment des Christenthums. Die ganze christliche Wahrheit ist der Kirche ursprünglich eingepflanzt; aber sie hat sie noch nicht für das entwickelte Bewußtsein, noch nicht in entfalteter Weise, noch nicht nach allen Seiten aus einander gebreitet. Was aber auf ursprüngliche und unmittelbare Art gesetzt ist, dies *nach allen Seiten* sich zum Bewußtsein zu bringen, in Klarheit sich zu vermitteln und zu durchleben, ist die weitere Aufgabe des Geistes; des christlichen Geistes Arbeit also, über die unendliche Wahrheit des Christenthums zu immer klarerem und reicherem Verständniß zu kommen und Form und Auffassung in Lehre und Leben dem unmittelbar gegebenen göttlichen Inhalt immer conformer zu machen. Es bedarf aber steter Arbeit, bis er seine wahre Gestalt für das Bewußtsein hat und Leben gewinnt.

In dem Reichthum der christlichen Erscheinungen und Persönlichkeiten legt sich somit nur die unendliche Fülle der christlichen Religion, und in ihrer Verschiedenheit und ihrem unaufhörlichen Wechselspiel, die sich immer und immer wieder durch einander integriren, ihre absolute Wahrheit aus *).

*) Hier sollten noch 8 Nummern zur speciellen historischen und 2 zur relativen Theologie folgen (jene bibelgeschichtlichen, exegetischen und kritischen, dogmen- und kirchengeschichtlichen, symbolischen und dogmatischen Inhalts; diese über Kirchendienst und Kirchenregiment), die wir aber aus Gründen menschlicher Klugheit ausfallen lassen, um den Leserkreis dieses Buches, der schon dadurch, daß dasselbe an so vielen Orten den heutigen Majoritätsansichten entgegentritt, sich ziemlich verengert, nicht noch mehr zu lichten. Zwar versteht es sich von selber, daß wir die hieher gehörigen Schriftproben weder den Werken von Hrn. Hengstenberg noch denen von Hrn. Bruno Bauer entnommen hatten; die positive Theologie ist aber ein so eigenthümliches Gebiet, und der Wirrwarr auf diesem Gebiete heutzutage so arg, daß sich schlechterdings nicht 6 bedeutende theologische Schriftsteller finden lassen, die einerseits einigermaßen harmoniren und andrerseits auch nur unter denen auf allgemeine Anerkennung rechnen könnten, welche als Leser für dieses Buch übrig bleiben. Da man nun von zwei Uebeln das kleinere wählen soll, und ein Mangel weniger schlimm ist als ein Fehler, so hoffen wir, der Leser werde uns verzeihen, wenn wir es ihm überlassen, sich diesen Abschnitt nach eigenem Ermessen zu ergänzen. M.

VIERTES BUCH.

Die allgemeine Wissenschaft.

A. Zur Geschichte und Kritik der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ABTHEILUNG.

Zur Quellenkunde.

231. Proben von Spinoza's Philosophie.

I. Ein Blick in sein absolutistisch-radicales Natur- und Staatsrecht.

(Tractatus theologico-politicus [1670], aus Cap. XVI.)

Jus naturale uniuscujusque hominis non sana ratione, sed cupiditate et potentia determinatur. Non enim omnes naturaliter determinati sunt ad operandum secundum regulas et leges rationis; sed contra, omnes ignari omnium rerum nascuntur, et antequam veram vivendi rationem noscere possunt et virtutis habitum acquirere, magna ætatis pars, etsi bene educati fuerint, transit et nihilominus interim vivere tenentur, seque, quantum in se est, conservare, nempe ex solo appetitus impulsu: quandoquidem natura iis nihil aliud dedit, et actualem potentiam ex sana ratione vivendi denegavit, et propterea non magis ex legibus sanæ mentis vivere tenentur, quam felis ex legibus naturæ leoninæ. Quicquid itaque unusquisque, qui sub solo naturæ imperio consideratur, sibi utile vel ductu sanæ rationis, vel ex affectuum impetu judicat, id summo naturæ jure appetere et quacunque ratione, sive vi, sive dolo, sive precibus, sive quocunque demum modo facilius poterit, ipsi capere licet, et consequenter pro hoste habere eum, qui impedire vult, quominus animum expleat suum.

Ex quibus sequitur Jus et Institutum naturæ, sub quo omnes nascuntur et maxima ex parte vivunt, nihil nisi quod nemo cupit et quod nemo potest, prohibere; non contentiones, non odia, non iram, non dolos, nec absolute aliquid, quod appetitus suadet aversari. Nec mirum; nam natura non legibus humanæ rationis, quæ non nisi hominum verum utile et conservationem intendunt, intercluditur, sed infinitis aliis, quæ totius naturæ, cujus homo particula est, æternum ordinem respiciunt. Ex cujus sola necessitate omnia individua certo modo determinantur ad existendum et operandum. Quicquid ergo nobis in natura ridiculum, absurdum, aut malum videtur, id inde venit, quod res tantum ex parte novimus, totiusque naturæ ordinem et cohærentiam maxima ex parte ignoramus, et quod omnia ex usu nostræ rationis dirigi volumus, cum tamen id, quod ratio malum esse dictat, non malum sit respectu ordinis et legum universæ naturæ; sed tantum solius nostræ naturæ legum respectu.

Verum enim vero quanto sit hominibus utilius, secundum leges et certa nostræ rationis dictamina vivere, quæ uti diximus, non nisi verum hominum utile intendunt, nemo potest dubitare. Præterea nullus est qui non cupiat secure extra metum, quoad fieri potest, vivere; quod tamen minime potest contingere, quamdiu unicuique ad lubitum omnia facere licet, nec plus juris rationi, quam odio et iræ conceditur: nam nullus est, qui inter inimicitias, odia, iram et dolos non anxie vivat, eaque adeo, quantum in se est, non conetur vitare. Quod si etiam consideremus homines absque mutuo auxilio miserrime et absque rationis cultu necessario vivere, ut in Cap. V. ostendimus, clarissime videbimus, homines ad secure et optime vivendum necessario in unum conspirare debuisse, ac proinde effecisse, ut jus quod unusquisque ex natura ad omnia habebat, collective haberent,

neque amplius ex vi et appetitu uniuscujusque, sed ex omnium simul potentia et voluntate determinaretur. Quod tamen frustra tentassent, si, nisi quod appetitus suadet, sequi vellent, (ex legibus enim appetitus unusquisque diverse trahitur) adeoque firmissime statuere et pacisci debuerunt ex solo rationis dictamine (cui nemo aperte repugnare audet, ne mente carere videatur) omnia dirigere et appetitum, quatenus in damnum alterius aliquid suadet, frænare, neminique facere, quod sibi fieri non vult, jusque denique alterius tanquam suum defendere. Qua autem ratione pactum hoc iniri debeat, ut ratum fixumque sit; hic jam videndum. Nam lex humanæ naturæ universalis est, ut nemo aliquid, quod bonum esse judicat, negligat, nisi spe majoris boni, vel ex metu majoris damni; nec aliquod malum perferat, nisi ad majus evitandum, vel spe majoris boni. Hoc est, unusquisque de duobus bonis, quod ipse majus esse judicat, et de duobus malis, quod minus sibi videtur, eliget. Dico expresse, quod sibi eligenti majus aut minus videtur; non, quod res necessario ita se habeat, ut ipse judicat. Atque hæc lex adeo firmiter naturæ humanæ inscripta est, ut inter æternas veritates sit ponenda, quas nemo ignorare potest. At ex ea necessario sequitur, neminem absque dolo promissurum, se jure, quod in omnia habet, cessurum et absolute neminem promissis staturum, nisi ex metu majoris mali vel spe majoris boni. Quod ut melius intelligatur, ponatur, Latronem me cogere, ut ei promittam, me mea bona, ubi velit, ipsi daturum. Jam quandoquidem, ut jam ostendi, meum jus naturale sola mea potentia determinatur, certum est, quod si possum dolo me ab hoc Latrone liberare, ipsi quidquid velit promittendo, mihi id naturæ jure facere licere, dolo scilicet quicquid velit pacisci. Vel ponatur, me absque fraude alicui promisisse me spatio viginti dierum non gustaturum cibum neque ullum alimentum et postea vidisse, me stulte promisisse, nec sine damno maximo stare promisso posse, quandoquidem ex jure naturali de duobus malis minus eligere teneor, possum ergo summo jure fidem talis pacti rumpere, et dictum indictum ut sit, facere. Atque hoc inquam jure naturali licere, sive vera et certa ratione videam, sive ex opinione videre videar, me male promisisse: sive enim id vere, sive falso videam, maximum timebo malum, quodque adeo ex naturæ instituto omni modo vitare conabor. Ex quibus concludimus pactum nullam vim habere posse, nisi ratione utilitatis, qua sublata pactum simul tollitur, et irritum manet. Ac propterea stulte alterius fidem in æternum sibi aliquem expostulare, si simul non conatur efficere, ut ex ruptione pacti ineundi plus damni quam utilitatis ruptorem sequatur: quod quidem in Republica instituenda maxime locum habere debet. At si omnes homines facile solo ductu rationis duci possent, summamque Reipublicæ utilitatem et necessitatem noscere, nullus esset, qui dolos prorsus non detestaretur; sed omnes summa cum fide ex cupiditate summi hujus boni, nempe Reipublicæ conservandæ, pactis omnino starent et fidem, summum Reipublicæ præsidium, supra omnia servarent. Sed longe abest ut omnes ex solo ductu rationis facile semper duci possint: nam unusquisque a sua voluptate trahitur et avaritia, gloria, invidia, ira etc. sæpissime mens ita occupatur, ut nullus locus rationi relinquatur: quapropter quamvis homines certis signis simplicis animi promittant et paciscantur, se fidem servaturos, nemo tamen nisi promisso aliud accedat, de fide alterius potest esse certus: quandoquidem unusquisque naturæ jure, dolo agere potest, nec pactis stare tenetur; nisi spe majoris boni vel metu majoris mali. Verum quia jam ostendimus, jus naturale sola potentia uniuscujusque determinari, sequitur, quod quantum unusquisque potentiæ, quam habet, in alterum vel vi, vel sponte transfert, tantum etiam de suo jure alteri necessario cedere, et illum summum jus in omnes habere, qui summam habet potestatem, qua omnes vi cogere et metu summi supplicii, quod omnes universaliter timent, retinere potest: quod quidem jus tamdiu tantum retinebit, quamdiu hanc potentiam, quicquid velit exequendi, conservabit; aliâs precario imperabit et nemo fortior, nisi velit, ei obtemperare tenebitur.

Hac itaque ratione, sine ulla naturalis juris repugnantia, societas formari potest, pactumque omne summa cum fide semper servari; si nimirum unusquisque omnem, quam habet, potentiam in societatem transferat, quæ adeo summum naturae jus in omnia, hoc est, summum imperium sola retinebit, cui unusquisque vel ex libero animo, vel metu summi supplicii parere tenebitur. Talis vero societatis jus Democratia vocatur, quæ proinde definitur cœtus universus hominum, qui collegialiter summum jus ad omnia, quæ potest, habet. Ex quo sequitur, summam potestatem nulla lege teneri, sed omnes ad omnia ei parere debere: hoc enim tacite vel expresse pacisci debuerunt omnes, cum omnem suam potentiam se defendendi, hoc est, omne suum jus in eam transtulerunt. Quippe si aliquid sibi servatum volebant, debuerant simul sibi cavere, quo id tuto defendere possent; cum autem id non fecerint, nec absque imperii divisione et consequenter destructione facere po-

tuerint, eo ipso se arbitrio summæ potestatis absolute submiserunt: quod cum absolute fecerint idque (ut jam ostendimus) et necessitate cogente, et ipsa ratione suadente, hinc sequitur quod, nisi hostes imperii esse velimus et contra rationem, imperium summis viribus defendere suadentem, agere, omnia absolute summæ potestatis mandata exequi tenemur, tametsi absurdissima imperet, talia enim ratio exequi etiam jubet, ut de duobus malis minus eligamus.

II. Seine heidnische Ansicht von der Kirche.

(Ibidem, aus Cap. XIX.)

Cum supra dixi, eos, qui imperium tenent, jus ad omnia solos habere et a solo eorum decreto jus omne pendere, non tantum civile intelligere volui, sed etiam sacrum; nam hujus etiam et interpretes esse debent et vindices. Atque hoc hic expresse notare volo et de eo ex professo in hoc capite agere, quia plurimi sunt, qui pernegant, hoc jus, nempe circa sacra, summis potestatibus competere, neque eos interpretes juris divini agnoscere volunt; unde etiam licentiam sibi sumunt, eosdem accusandi et traducendi, imo ab Ecclesia (ut olim Ambrosius Theodosium Cæsarem) excommunicandi. Sed eos hac ratione imperium dividere, imo viam ad imperium affectare, infra in hoc ipso capite videbimus; nam prius ostendere volo, Religionem vim juris accipere ex solo eorum decreto, qui jus imperandi habent; et Deum nullum singulare regnum in homines habere, nisi per eos, qui imperium tenent; et præterea, quod Religionis cultus, et pietatis exercitium Reipublicæ paci, et utilitati accommodari, et consequenter a solis summis potestatibus determinari debet, quæque adeo ejus etiam interpretes debent esse.

III. Proben seiner Theologie, Aesthetik und Ethik.

(1. Eth. P. I. Appendix; 2. P. IV. propos. 35. Coroll.)

1. Quoniam omnia, quæ hic indicare suscipio, præjudicia pendent ab hoc uno, quod scilicet communiter supponant homines, omnes res naturales, ut ipsos, propter finem agere; imo, ipsum Deum omnia ad certum aliquem finem dirigere, pro certo statuant: dicunt enim, Deum omnia propter hominem fecisse, hominem autem, ut ipsum coleret. Hoc igitur unum prius considerabo, quærendo scilicet, primo causam, cur plerique hoc in præjudicio acquiescant et omnes natura adeo propensi sint ad idem amplectendum. Deinde ejusdem falsitatem ostendam et tandem, quomodo ex hoc orta sint præjudicia de bono et malo, merito et peccato, laude et vituperio, ordine et confusione, pulchritudine et deformitate, et de aliis hujus generis. Verum, hæc ab humanæ mentis natura deducere, non est hujus loci. Satis hic erit, si pro fundamento id capiam, quod apud omnes debet esse in confesso; nempe hoc, quod omnes homines rerum causarum ignari nascuntur et quod omnes appetitum habent suum utile quærendi, cujus rei sunt conscii. Ex his enim sequitur, primo, quod homines, se liberos esse opinentur, quandoquidem suarum volitionum suique appetitus sunt conscii, et de causis, a quibus disponuntur ad appetendum et volendum, quia earum sunt ignari, ne per somnium cogitant. Sequitur secundo, homines omnia propter finem agere, videlicet propter utile, quod appetunt; unde fit, ut semper rerum peractarum causas finales tantum scire expetant et, ubi ipsas audiverint, quiescant; nimirum, quia nullam habent causam ulterius dubitandi. Sin autem easdem ex alio audire nequeant, nihil iis restat, nisi ut ad semet se convertant, et ad fines, a quibus ipsi ad similia determinari solent, reflectant et sic ex suo ingenio ingenium alterius necessario judicant. Porro cum in se et extra se non pauca reperiant media, quæ ad suum utile assequendum non parum conducant, ut ex. gr. oculos ad videndum, dentes ad masticandum, herbas et animantia ad alimentum, solem ad illuminandum, mare ad alendum pisces etc. hinc factum, ut omnia naturalia, tanquam ad suum utile media, considerent; et quia illa media ad ipsis inventa, non autem parata esse sciunt, hinc causam credendi habuerunt, aliquem alium esse, qui illa media in eorum usum paraverit. Nam postquam res, ut media, consideraverunt, credere non potuerunt, easdem se ipsas fecisse; sed ex mediis, quæ sibi ipsi parare solent, concludere debuerunt, dari aliquem, vel aliquos naturæ rectores, humana præditos libertate, qui ipsis omnia curaverint et in eorum usum omnia fecerint. Atque horum etiam ingenium, quandoquidem de eo nunquam quid audiverant, ex suo judicare debuerunt; atque hinc statuerunt, Deos omnia in hominum usum dirigere, ut homines sibi devinciant et in summo ab iisdem ho-

nore habeantur; unde factum, ut unusquisque diversos Deum colendi modos ex suo ingenio excogitaverit, ut Deus eos supra reliquos diligeret et totam naturam in usum cœcæ illorum cupiditatis et insatiabilis avaritiæ dirigeret. Atque ita hoc præjudicium in superstitionem versum est et altas in mentibus egit radices; quod in causa fuit, ut unusquisque maximo conatu omnium rerum causas finales intelligere, easque explicare studeret. Sed dum quæsiverunt ostendere, naturam nihil frustra (hoc est, quod in usum hominum non sit) agere, nihil aliud videntur ostendisse, quam naturam, Deosque æque, ac homines, delirare....

... Postquam homines sibi persuaserunt, omnia, quæ fiunt, propter ipsos fieri; id in unaquaque re præcipuum judicare debuerunt, quod ipsis utilissimum et illa omnia præstantissima æstimare, a quibus optime afficiebantur. Unde has formare debuerunt notiones, quibus rerum naturas explicarent, scilicet, Bonum, Malum, Ordinem, Confusionem, Calidum, Frigidum, Pulchritudinem et Deformitatem etc. et quia se liberos existimant, inde hae notiones ortæ sunt, scilicet, Laus et Vituperium, Peccatum et Meritum; sed has infra, postquam de natura humana egero, illas autem hic breviter explicabo. Nempe id omne, quod ad valetudinem et ad Dei cultum conducit, Bonum; quod autem iis contrarium est, Malum vocaverunt. Et quia ii, qui rerum naturam non intelligunt, nihil de rebus affirmant, sed res tantummodo imaginantur et imaginationem pro intellectu capiunt, ideo ordinem in rebus esse firmiter credunt, rerum, suæque naturæ ignari. Nam cum ita sint dispositæ, ut, cum nobis per sensus repræsentantur, eas facile imaginari et consequenter earum facile recordari possimus, easdem bene ordinatas; si vero contra, ipsas male ordinatas sive confusas esse dicimus. Et quoniam ea nobis præ cæteris grata sunt, quæ facile imaginari possumus, ideo homines ordinem confusioni præferunt; quasi ordo aliquid in natura præter respectum ad nostram imaginationem esset. Dicuntque Deum omnia ordine creasse et hoc modo ipsi nescientes Deo imaginationem tribuunt; nisi velint forte, Deum, humanæ imaginationi providentem, res omnes eo disposuisse modo, quo ipsas facillime imaginari possent; nec moram forsan iis injiciet, quod infinita reperiantur, quæ nostram imaginationem longe superant et plurima, quæ ipsam, propter ejus imbecillitatem, confundunt. Sed de hac re satis. Cæteræ deinde notiones etiam præter imaginandi modos, quibus imaginatio diversimode afficitur, nihil sunt, et tamen ab ignaris, tanquam præcipua rerum attributa, considerantur; quia, ut jam diximus, res omnes propter ipsos factas esse, credunt; et rei alicujus naturam bonam, vel malam, sanam, vel putridam et corruptam dicunt, prout ab eadem afficiuntur. Ex. gr. si motus, quem nervi ab objectis, per oculos repræsentatis, accipiunt, valetudini conducat, objecta, a quibus causatur, pulchra dicuntur, quæ autem contrarium motum cient, deformia. Quæ deinde per nares sensum movent, odorifera, vel fœtida vocant, quæ per linguam, dulcia, aut amara, sapida aut insipida etc. Quæ autem per tactum, dura, aut mollia; aspera, aut lævia etc. Et quæ denique aures movent, strepitum, sonum, vel harmoniam edere dicuntur, quorum postremum homines adeo dementavit, ut Deum etiam harmonia delectari crederent. Nec desunt Philosophi, qui sibi persuaserint, motus cœlestes harmoniam componere. Quæ omnia satis ostendunt, unumquemque pro dispositione cerebri de rebus judicasse, vel potius imaginationis affectiones pro rebus accepisse. Quare non mirum est, (ut hoc etiam obiter notemus) quod inter homines tot, quot experimur, controversiæ ortæ sint, ex quibus tandem Scepticismus. Nam, quamvis humana corpora in multis conveniant; in plurimis tamen discrepant, et ideo id, quod uni bonum, alteri malum videtur; quod uni ordinatum, alteri confusum; quod uni gratum, alteri ingratum est; et sic de cæteris, quibus hic supersedeo, cum quia hujus loci non est de his ex professo agere, tum quia hoc omnes satis experti sunt. Omnibus enim in ore est, quod capita, tot sensus, suo quemque sensu abundare, non minora cerebrorum, quam palatorum esse discrimina: quæ sententiæ satis ostendunt, homines pro dispositione cerebri de rebus judicare.

2. Cum maxime unusquisque homo suum sibi utile quærit, tum maxime homines sunt sibi invicem utiles. Nam quo magis unusquisque suum utile quærit et se conservare conatur, eo magis virtute præditus est, (per Prop. 20. hujus) sive quod idem est, (per Defin. 8. hujus) eo majore potentia præditus est ad agendum ex suæ naturæ legibus, hoc est, (per Prop. 3. p. 3.) ad vivendum ex ductu rationis. At homines tum maxime natura conveniunt, cum ex ductu rationis vivunt; (per Prop. præced.) ergo (per præc. Coroll.) tum maxime homines erunt sibi invicem utiles, cum maxime unusquisque suum utile sibi quærit. Q. E. D.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Zur philologisch-historischen Bearbeitung der Quellen.

232. Einleitung eines Commentars zu Aristoteles' Kategorien.

(*Aristotelis* Organon graece. Novis codicum auxiliis adjutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit *Theod. Waitz*. I. [1844] S. 265—269).

Titulum Κατηγορίαι optimi codd. praebent. Gumposch (Ueber die Logik und logischen Schriften des Aristoteles Lpz. 1839 p. 53) Περὶ τῶν δέκα γενῶν librum inscribi maluit, quamquam ex iis ipsis Simplicii, Boethi, Davidis et interpretis anonymi locis, quos adscripsit, patet Κατηγορίαι verum ab illis habitum esse titulum, quem iure laudat Davides (Schol. coll. Brandis 18 b 10): αἱ τοιαῦται ἐπιγραφαὶ δραστικώτερον παριστῶσι τὸ σύγγραμμα. Tituli varietatem iam commemorat Porphyrius (κατὰ πεῦσιν καὶ ἀπόκρισιν fol. 2 b): ἄλλοι μὲν πρὸ τῶν Τοπικῶν ἐπέγραψαν, ἄλλοι δὲ περὶ τῶν γενῶν τοῦ ὄντος, ἄλλοι δὲ περὶ τῶν δέκα γενῶν. Leo Magentenus (v. quae collegimus scholia p. 30 init.) librum inscribi dicit »δέκα κατηγορίαι«. Titulus πρὸ τῶν Τοπικῶν, quem Adrastus Aphrodisiensis libro praefixisse dicitur (v. Krugii de Cat. Prolusionem Lips. 1809 p. 4), fortasse originem habuit inde, quod quae in altera parte Categoriarum de oppositis dicantur ad dialecticam magis pertinere videantur quam ad ipsam de categoriis doctrinam; cf. Simpl. schol. 88 a 32—34 et Brandis Ueber die Reihenfolge der Bücher des Organon in Abhh. der Berl. Akad. 1833. Hist.-phil. Cl. p. 266 et 268, qui titulum πρὸ τῶν Τοπικῶν Adrasto antiquiorem esse ostendit p. 273, 277. Praeterea veteres interpretes, quum hunc librum afferunt, scribere solent ἐν Κατηγορίαις, ἐν τῷ συγγράμματι τῶν Κατηγοριῶν al. huiusmodi (v. schol. 115 b 34, 116 a 3, 136 a 45, 48) neglectis reliquis titulus: quare non dubito, quin ab Aristotele ipso inscriptus sit Κατηγορίαι, quamquam singula capita non ab eo inscripta esse iis verbis, quae nunc in codd. paene omnibus sicut in ed. Bipont iis praeposita sunt, quum auctorem habemus Simplicium (schol. 66 b 33), tum ex iis colligimus, quae habet Davides (schol. 60 a 31): dubitat enim, quid inscribendum sit ei parti, qua agitur περὶ τῶν πρός τι: titulum igitur ab Aristotele ipso profectum esse non putavit: Boethius vero (v. comm. de Cat. lib. III. prooem.) etiam hos titulos ad Aristotelem auctorem referendos esse iudicavit. — De divisione libri v. schol. 33 b 35. — Verum quidem est librum Categoriarum ab Aristotele non nominatim afferri — nam quae habentur 1028 a 11 ἐν τοῖς περὶ τοῦ ποσαχῶς non cum Rittero (Gesch. der Ph. III p. 25 not. 2) de Categoriis intelligenda esse, sed de libro V met. 1017 a 23 sqq., recte monuit Trendelenburg (Prolusio de Aristot. Categ. Berol. 1833), cf. Heydemann Die Kategorien des Arist. übersetzt und erläutert Berl. 1835 p. 31: ad eundem enim respicit etiam 1024 b 13 τὰ μὲν γάρ τί ἐστι σημαίνει τῶν ὄντων, τὰ δὲ ποιόν τι, τὰ δ' ὡς διῄρηται πρότερον· οὐδὲ γὰρ ταῦτα ἀναλύεται εἰς ἄλληλα οὔτ' εἰς ἕν τι. Quare etiam Theophrasti liber περὶ τοῦ ποσαχῶς vel περὶ τοῦ πολλαχῶς, cuius mentionem facit Alexander (schol. 266 b 14 et 284 a 28), libro V met. similior videtur fuisse quam Categoriis, v. Brandis Rh. Mus. 1827 p. 281 c. not. 87 — sed tamen pluribus locis ad divisionem categoriarum ita respicit, ut eum aliquid scripsisse de ea appareat: 178 a 5 ἐπείπερ ἔχομεν τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν, cf. 179 a 9, quamquam haec ad ea referenda videntur, quae tradidit 103 b 20; cf. tamen 49 a 7 ὁσαχῶς αἱ κατηγορίαι διῄρηνται, 319 a 11 ταῦτα δὲ διώρισται ταῖς κατηγορίαις· τὰ μὲν γὰρ τόδε τι σημαίνει, τὰ δὲ τοιόνδε, τὰ δὲ ποσόν. Tum in Topicis plures sunt loci, quibus in usum convertisse videtur quae in libro Categoriarum disputavit: sic 142 a 29 novam definitionem τῶν πρός τι, quam proposuit 8 a 32, adoptat: 144 b 14 dicit οὐ δοκεῖ γὰρ ἡ αὐτὴ διαφορὰ δύο γενῶν εἶναι μὴ περιεχόντων ἄλληλα ἢ οὐκ ἀδύνατον ἀλλὰ προσθετέον, μηδ' ἄμφω ὑπὸ ταὐτὸν ὄντων, in quibus respicere videtur ad ea, quae dixit 1 b 16 seqq.; cf. quae adscripsimus ad 11 a 37. Quod vero de contrariis (14 a 19) tertium additur ἢ αὐτὰ γένη εἶναι, quod in Topicis omittitur, ex eo vix elici poterit Topica prius quam Categorias conscripta esse, propterea quod quae feruntur Postpraedicamenta ab ipso Aristotele Categoriis adiecta esse haud probabile est. Quare illud argumentum, quod attulit Brandis (Abhh. der Berl. Akad. l. l. p. 257), minus grave est. Deinde quum maximi momenti esse divisionem categoria-

rum pateat ex iis locis, quos iam adscripturi sumus, Aristotelem non nisi obiter de iis egisse haud verisimile est: 225 b 5 *εἰ οὖν αἱ κατηγορίαι διῄρηνται οὐσίᾳ καὶ ποιότητι καὶ τῷ ποῦ καὶ τῷ ποτὲ καὶ τῷ πρός τι καὶ τῷ ποσῷ καὶ τῷ ποιεῖν ἢ πάσχειν, ἀνάγκη τρεῖς εἶναι κινήσεις*, cf. 226 a 23: divisione igitur categoriarum nituntur quae disputat in sequentibus de motu. 201 a 1 *κοινὸν δ' ἐπὶ τούτων οὐδὲν ἔστι λαβεῖν, ὥς φαμεν, ὃ οὔτε τόδε οὔτε ποσὸν οὔτε ποιὸν οὔτε τῶν ἄλλων κατηγορημάτων οὐθέν. ὥστ' οὐδὲ κίνησις οὐδὲ μεταβολὴ οὐθενὸς ἔσται παρὰ τὰ εἰρημένα μηδενός γε ὄντος παρὰ τὰ εἰρημένα*, cf. 1068 a 8, ubi praeter *κεῖσθαι* et *ἔχειν* etiam *ποτὲ* omissum est. Ut quaestionem instituat de anima, primo constituendam putat categoriam, ad quam referenda sit: 402 a 23 *πρῶτον δ' ἴσως ἀναγκαῖον διελεῖν ἐν τίνι τῶν γενῶν καὶ τί ἐστι, λέγω δὲ πότερον τόδε τι καὶ οὐσία ἢ ποιὸν ἢ ποσὸν ἢ καί τις ἄλλη τῶν διαιρεθεισῶν κατηγοριῶν*, cf. 410 a 14. Ubi de definitionibus agit, ante omnia categoriam inveniendam esse docet, quae genus sit rei definiendae, 96 b 19. Categoriarum divisionem ita comparatam esse, ut nihil extra eam cadat, *ἐν τοῖς Ὑπομνήμασιν* Aristotelem docuisse auctor est Dexippus (schol. 48 a 46); quidam interpretes ipsum librum Categoriarum *ἐν τοῖς ὑπομνηματικοῖς* numeraverunt, v. schol. 44 a 18, cf. ib. 24 b 3 sqq. — Ritter l. l. p. 77 „Unter Kategorieen versteht Aristoteles die allgemeinsten Arten dessen, was durch das einfache Wort bezeichnet wird«, cf. Heydemann p. 37. Trendelenb. Elementa logices Aristotelicae Berol. 1842 p. 53. Hegel (Wke. XIV. p. 402) categorias vocat „die einfachen Wesenheiten, die allgemeinen Bestimmungen«; Biese, die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange Berl. 1835 I. p. 52 »Diejenigen Aussagen, welche kurz die nothwendigen Puncte namhaft machen, auf welche es für das Kennenlernen des sinnlich Wahrnehmbaren ankommt, werden von Aristoteles *κατηγορίαι* genannt, kurze, bestimmte Angaben, welche bei der Untersuchung des Thatbestandes besonders zu berücksichtigen sind«. Quintil. III, 6, 23 »Aristoteles elementa decem constituit, circa quae versari videatur omnis quaestio«. De discrimine, quod sit inter categoriam et categorema, Simplicius fol. 3 b (Basil. 1551) *ἡ μὲν λέξις κατηγορία λέγεται, ὡς κατὰ τοῦ πράγματος ἀγορευομένη* (cf. Aristot. 1129 b 14 *οἱ δὲ νόμοι ἀγορεύουσι περὶ ἁπάντων*), *τὸ δὲ πρᾶγμα κατηγόρημα*. Idem interest inter *αἴσθημα* et *αἴσθησιν*: Ar. 460 b 3 *καὶ ἀπελθόντος τοῦ θύραθεν αἰσθετοῦ ἐμμένει τὰ αἰσθήματα αἰσθητὰ ὄντα*: cf. 232 a 8 *εἴη ἂν ἡ κίνησις οὐκ ἐκ κινήσεων ἀλλ' ἐκ κινημάτων καὶ τὸ κεκινῆσθαί τι μὴ κινούμενον*. 241 a 3 *οὔτε γὰρ ὁ χρόνος ἐκ τῶν νῦν οὔθ' ἡ γραμμὴ ἐκ στιγμῶν οὔθ' ἡ κίνησις ἐκ κινημάτων*. Discrimen, quod est inter *κατηγόρημα* et *κατηγορίαν*, non observari videtur 201 a 1, 1028 a 33, ubi *κατηγόρημα* idem est quod *κατηγορία*: si quis tamen discrimen aliquod statuere velit, dicendum erit *κατηγόρημα* plerumque propius accedere ad *τὸ κατηγορούμενον*: cf. 20 b 32, 1053 b 19. Iam *κατηγορία* et significat quodcunque praedicatur, v. 83 b 15, 103 b 20 *τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*. 107 a 3 *τὰ γένη τῶν κατὰ τοὔνομα κατηγοριῶν*. 1026 a 36 *σχήματα τῆς κατηγορίας* 1024 b 13 *σχῆμα κατηγορίας τοῦ ὄντος*. 181 b 27 *οὐ δοτέον τῶν πρός τι λεγομένων σημαίνειν τι χωριζομένας καθ' αὑτὰς τὰς κατηγορίας*. 3 a 35 sq., 41 a 4 et 12, et genera eorum quae praedicantur sicut 1093 b 19 *ἐν ἑκάστῃ γὰρ τοῦ ὄντος κατηγορίᾳ ἐστὶ τὸ ἀνάλογον*. 639 a 30 *ἕτερα δὲ ἴσως ἐστὶν οἷς συμβαίνει τὴν μὲν κατηγορίαν ἔχειν τὴν αὐτήν, διαφέρειν δὲ τῇ κατ' εἶδος διαφορᾷ*, et ipsam praedicandi rationem, 44 a 34; 57 b 19, ubi *τὸ ἀνάπαλιν τῆς κατηγορίας* vocatur ea praedicandi ratio, qua subiectum orationis cum praedicato commutatur: quare hoc loco *κατηγορία* idem est quod *σχῆμα κατηγορίας*. Denique 52 a 15 *κατηγορία* idem est quod propositio simplex (categoricam dicunt nostro tempore artis periti), cui opponitur vel *ἡ ἐκ μεταθέσεως* vel *ἡ στερητικὴ πρότασις*: nam *κατηγορία* h. l. idem est quod 19 b 23 *κατάφασις καὶ ἀπόφασις* (*ἡ ἁπλῆ* sc.), unde *κατεγορούμενα* 136 a 14 significant *τὰ καταφατικῶς λεγόμενα* et *κατηγορία καὶ εἶδος* coniuncta opponuntur *στερήσει*, 318 b 16 *τὸ μὲν θερμὸν κατηγορία τις καὶ εἶδος, ἡ δὲ ψυχρότης στέρησις*: in his *κατηγορία* significat *τὸ καταφάσει δηλούμενον*, sicut *πρότασις κατηγορικὴ* appellatur *ἡ καταφατική*. Quietis notionem involvere *κατηγορίαν* docet 192 b 17 *ἣ μὲν τετύχηκε τῆς κατηγορίας ἑκάστης καὶ καθ' ὅσον ἐστὶν ἀπὸ τέχνης, οὐδεμίαν ὁρμὴν ἔχει μεταβολῆς ἔμφυτον*: categoria enim in his nihil significat nisi proprium quod cuique rei inditum est nomen. — Divisioni categoriarum opponitur alia eorum, quae praedicantur *καθ' αὑτὸ* et quae *κατὰ συμβεβηκός*, 74 b 11 *ἅπαν γὰρ ἢ οὕτως ὑπάρχει ἢ κατὰ συμβεβηκός, τὰ δὲ συμβεβηκότα οὐκ ἀναγκαῖα*, cf. 83 b 12, Biese I. p. 63 not. 1, schol. 49 b 3 sqq., de coel. 298 b 28 *τῶν φύσει λεγομένων τὰ μέν ἐστιν οὐσίαι, τὰ δ' ἔργα καὶ πάθη τούτων*: sic substantia (*τὸ ὑπομένον*) opponitur reliquis categoriis. — Grammaticis potissimum rationibus ductum Aristotelem divisionem categoriarum constituisse Trendelenburgius ostendit in Prolusione. Kantii et Hegelii de ea sententiam v. in eiusd. Elem. log. Arist. p. 53 not. 1. Plotini de Categoriis dubia v. Ennead. IV lib. 1; quae ex Aristotelis libro in suum usum

converterit videre licet coll. lib. 3. — Aristotelis Cat. ed. E. A. Lewald Hdlb. 1824 nihil novi habent: quae codices praeberent auctor parum curavit. Salomon Maimon Categorias de latino in patrium sermonem vertit »Die Kathegorieen (sic) des Aristoteles mit Anmerkungen erläutert und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens dargestellt. Berl. 1794. Librum melius intelliget qui Aristotelem prius intellexerit.

DRITTE ABTHEILUNG.

Zur historisch-philosophischen Verarbeitung der Quellen.

233. Zur Charakteristik und Kritik der Hegelschen Philosophie und Methode.

(I. *J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 286—288, 296; II. *A. Trendelenburg*, Logische Untersuchungen I. [1840] S. 23—30.)

I. Man kann nicht füglich behaupten, ein solches System der Philosophie sei unmöglich, denn Hegels System ist wirklich vorhanden, und überdies besitzt es den Vorzug, das Wesentliche der Schellingschen Lehrer mit ungemeiner Präcision vor Augen zu stellen. — Alle Anfänger der Philosophie haben Mühe daran zu glauben, daß in den gegebenen Formen der Erfahrung, also in der Veränderung, der Inhärenz, der Materie und dem Ich, wenn wir die Begriffe hievon dem Gegebenen gemäß aufnehmen, Widersprüche liegen, die wir beim Aufnehmen nicht vermeiden, sondern nur durch fortgesetztes Nachdenken überwinden können. Ohne diese Widersprüche scharf zu betrachten, ist keine tüchtige Methode in der Philosophie möglich; sondern das Philosophiren verfällt bald in diesen bald in jenen Widerspruch, wie in eine verborgene Grube. Aber wir würden aus dem Tone dieses Buchs fallen, wenn wir das in den streng wissenschaftlichen Schriften darüber längst Gesagte hier noch einmal wiederholen wollten. Da nun der Gegenstand gleichwohl hier muß erwähnt werden, so kann das nicht passender als auf historische Weise geschehen. Nicht bloß der Verfasser sah diese Widersprüche schon damals, da er noch in Fichte's Schule war, sondern sie sind seitdem von Allen, die Fichten benutzt und die Alten gehörig verglichen haben, gesehen, — freilich nicht gehoben, sondern wie wenn sie etwas Vortreffliches und Erhabenes wären, verehrt, — von Keinem aber besser als von Hegel ausgebreitet und durch alle Theile der Philosophie hindurchgeführt worden. Darum ist Hegels Lehre eine zwar nicht neue, aber merkwürdige und vorzüglich lichtvolle Thatsache; trotz allem Dunkel in Hegels Schriften für Jeden, der etwas Anderes darin sucht, als nur gerade diese Thatsache der in den Erfahrungsbegriffen gegebenen Widersprüche. — Hegels Satz: was wirklich, das ist vernünftig, und umgekehrt, vermischt schon praktische Ideen und metaphysische Principien. Wenn er aber sogar das Sein mit dem Nichts verbindet, so findet er für die Einheit beider kein näher liegendes Beispiel, als die Veränderung, sammt den ihr zugehörigen Begriffen Anfang und Ende. Und hiemit versetzt er sich in die Mitte der Erfahrung, welche er sogleich als seinen wahren Grund und Boden würde anerkannt haben, wenn ihm nicht die alten idealistischen Verkehrtheiten und jene falsche Abstractionsweise anklebten. Von der Veränderung sagt er ganz richtig: »Jeder hat eine Vorstellung vom Werden, und wird zugeben, daß es eine Vorstellung ist; ferner daß, wenn man sie analysirt, die Bestimmung des Sein, aber auch vom schlechthin Andern desselben, dem Nichts, darin enthalten ist; ferner, daß diese beiden Bestimmungen ungetrennt in dieser einen Vorstellung sind; so daß Werden somit Einheit des Seins und Nichts ist.« Das heißt, setzen wir hinzu, der Widerspruch im Werden ist eben so unleugbar gegeben, als das Werden oder die Veränderung in der Erfahrung jeden Augenblick gegeben wird, — und zwar in der innern Erfahrung noch auffallender als in der äußern, da man ja ganz passend der Veränderlichkeit der Gedanken die Schnelligkeit des Blitzes vergleicht; — hiemit ist gegen die Logik soviel gewonnen, daß sie das Auftreten des Widerspruchs im Vorder-

grunde der Philosophie nicht hindern kann, — denn sonst müßte sie die Erfahrung zum Stillstande bringen. Aber daraus folgt nicht, daß die Logik sich dabei beruhigen, oder gar sich der Erfahrung zu gefallen umformen müßte. Sondern die Logik besteht, und die Erfahrung besteht auch. Die Metaphysik aber muß beiden zugleich entsprechen; und das kann sie mit Hülfe der Psychologie, indem diese letztere dem Ursprunge unserer Erfahrungsbegriffe rückwärts nachgehend erklärt, wie es zugehe, daß vermöge der Entstehungs- und Bildungsweise unserer Vorstellungen die Widersprüche, womit ein genaues logisches Denken sie behaftet findet, nicht ausbleiben konnten. — Eine solche Psychologie kann aber Hegel nicht gebrauchen, denn er bleibt stehen bei den Widersprüchen; sie sind ihm gerechtfertigt eben dadurch, daß sie vorhanden sind — der wahre Charakter des Empirismus; obgleich nicht des gemeinen Empirismus, denn dieser sieht gar keine Widersprüche, und gelangt gar nicht bis zu der Frage, ob er sie dulden wolle oder nicht. Hegel aber — damit ja Niemand die Auflösung derselben von ihm begehre — erklärt sie (wunderbar genug!) eben dadurch für aufgehoben, daß er sie starr hinstellt. Er spricht: „Das Sein im Werden, als eins mit dem Nichts, so das Nichts als eins mit dem Sein, sind nur verschwindende; das Werden fällt durch seinen Widerspruch in sich in die Einheit, in der beide aufgehoben sind, zusammen; sein Resultat ist somit das — Dasein! Was allein einen Fortgang im Wissen begründen kann, ist, die Resulate in ihrer Wahrheit — festzuhalten.« Es fällt ihm nicht ein, die factische Wahrheit, daß Widersprüche gegeben sind (welches aus psychischen Gründen nicht ausbleiben konnte), zu unterscheiden von der Wahrheit einer richtigen Erkenntniß, die erst nach gehöriger Prüfung darf festgehalten werden. Sein Verfahren ist ähnlich dem, als wollte Jemand die Aussage eines verdächtigen Zeugen darum glauben, weil das Factum, daß der Zeuge also ausgesagt hat, wahr ist und festgehalten werden muß. Die Proceßacten werden allerdings die geschehene Aussage festhalten; ob aber der Richter sein Urtheil derselben gemäß fällen wird, ist eine andere Frage. . . .

Wir müssen hier abbrechen; denn wir könnten sonst kaum vermeiden, auch noch der Art und Weise zu erwähnen, wie Hegel in den nämlichen Knoten, worin bei ihm die vier Hauptprobleme der Metaphysik sich verwickeln, die Grundbegriffe der Sittlichkeit und Religion hineingeschlungen hat. Davon liegt die eigentliche Schuld nicht an ihm, sie ist weit älter; allein es ist hier nicht nöthig, ihr nachzuforschen. (Uebrigens ist Hegels Lehre um desto merkwürdiger, weil sie gleichsam auf der Spitze der älteren Systeme schwebt. Wer sich durch sie befremdet findet, der hat von der Geschichte der Metaphysik wohl schwerlich viel begriffen. Hegels Widersprüche sind die alten Probleme.)

Geht man nicht gänzlich aus dieser Weise des Philosophirens heraus: so wird es Niemand leicht besser machen als Hegel; wohl aber viel schlechter. Denn vergleichungsweise ist seine Präcision zu rühmen, während bei Andern der Schwulst alles Nachdenken erstickt.

Das Resultat dieses Capitels ist, daß ein System der Philosophie im Allgemeinen, wovon etwa Logik, Aesthetik, Metaphysik, vollends Psychologie und Naturphilosophie, nur Anwendungen und besondere Richtungen wären, keine andere als eine historische Existenz besitzt, die Niemanden befremden sollte, dem nicht die Geschichte der Philosophie fremd ist.

II. Die dialektische Methode Hegel's thut den kühnen Griff, das Denken und Sein in der Einheit zu entwickeln und, wie sie sich ausdrückt, die Stufen darzustellen, auf denen sich das Denken zum Sein bestimmt. Wenn die formale Logik in der scharfen Trennung der Formen und des Inhalts ihre Größe sucht, so behauptet die dialektische Methode eine Selbstbewegung des reinen Gedankens, die zugleich die Selbsterzeugung des Seins sei. Wenn es eine solche Dialektik gibt, durch welche das sich selbst entfaltende Denken aus eigener Macht die innerste Natur der Dinge entfaltet: so haben wir daran die Fülle der Wahrheit und Gewißheit in Einem Schlage. Es liegt uns daher ob, diesen dialektischen Weg zu untersuchen.

Es ist der Grundgedanke der hegelschen Dialektik, daß das reine Denken voraussetzungslos aus der eigenen Nothwendigkeit die Momente des Seins erzeuge und erkenne. Das auf diesem Wege Gewonnene wird dann vorausgesetzt und inwiefern es einseitig und beschränkt ist, wird gerade dadurch das Denken genöthigt, den nächsten — gleichsam ergänzenden — Begriff zu gebären.

Wir rechten vorläufig mit diesem Standpuncte nicht; möge er durch die Phänomenologie gerechfertigt sein [1]). Wir fragen zuerst: gibt es einen solchen voraussetzungslosen Anfang der Logik, in welchem das Denken nichts hat als sich selbst und alles Bild und alle Anschauung dergestalt verschmäht, daß es den Namen des reinen Denkens verdient?

„Logisch ist der Anfang, indem er im Elemente des frei für sich seienden Denkens, im reinen Wissen gemacht werden soll.« Das Denken fängt nur mit sich selbst an.

»Das reine Sein macht den Anfang, weil es sowohl reiner Gedanke, als das unbestimmte einfache Unmittelbare ist; der erste Anfang aber nichts Vermitteltes und weiter Bestimmtes sein kann.«

»Dies reine Sein ist nun die reine Abstraction, damit das absolut Negative, welches, gleichfalls unmittelbar genommen, das Nichts ist.«

»Das Nichts ist als dieses Unmittelbare, sich selbst Gleiche, eben so umgekehrt dasselbe, was das Sein ist. Die Wahrheit des Seins, so wie des Nichts, ist daher die Einheit beider; diese Einheit ist das Werden [2]).«

Ist in diesem ersten Stadium das Denken rein in sich geblieben?

Wir wollen den vermittelnden Begriff der reinen Abstraction, durch welche das Nichts gewonnen wird, und den vieldeutigen Begriff der Einheit, welcher das Werden ans Licht bringt, vorläufig dem reinen Denken als sein Eigenthum zugeben. Vielleicht würden wir sonst auch bei diesen Begriffen etwas im Hintergrunde entdecken, das jenseits des reinen Denkens liegt. Denn um zu abstrahiren, muß etwas verausgesetzt sein, von dem man abstrahirt. Das reine Sein als die reine Abstraction ist daher nur zu verstehen, in wiefern das Denken schon die Welt in sich besaß und sich aus derselben in sich allein zurückzog.

Wir fragen für jetzt nur, wie der eigentliche Fortschritt aus dem bloßen Denken geschehen konnte. Ist erst das Werden durch die Anschauung klar, so läßt sich in demselben ein Sein und Nichtsein leicht unterscheiden. Während z. B. der Tag wird, ist er schon da und auch noch nicht da. Wenn wir durch Zergliedern diese Momente im Werden finden, so ist damit keineswegs begriffen, wie sie in einander sein können. Wer Stamm und Aeste und Blätter des Baumes unterscheidet, hat damit das Räthsel noch nicht gelöst, wie die Glieder aus einem Gemeinsamen entstehen und durch einander leben. Wir gehen daher in die Prämissen näher ein, aus denen das Werden soll verstanden werden.

Das reine Sein ist Ruhe; das Nichts — das sich selbst Gleiche — ist ebenfalls Ruhe. Wie kommt aus der Einheit zweier ruhenden Vorstellungen das bewegte Werden heraus? Nirgends liegt in den Vorstufen die Bewegung vorgebildet, ohne welche das Werden nur ein Sein wäre. Da sowohl das reine Sein als auch das Nichtsein Ruhe ausdrückt, so kann folgerichtig die nächste Aufgabe des Denkens, wenn die Einheit beider gesetzt werden soll, nur die sein, eine ruhende Vereinigung zu finden. Wenn aber das Denken aus jener Einheit etwas Anderes erzeugt, trägt es offenbar dies Andere hinzu und schiebt die Bewegung stillschweigend unter, um Sein und Nichtsein in den Fluß des Werdens zu bringen. Sonst würde aus Sein und Nichtsein — diesen ruhenden Begriffen — nimmermehr die in sich bewegliche, immer lebendige Anschauung des Werdens. Es könnte das Werden aus dem Sein und Nichtsein gar nicht werden, wenn nicht die Vorstellung des Werdens vorausgienge. Aus dem reinen Sein, einer zugestandenen Abstraction, und aus dem Nichts, einer ebenfalls zugestandenen Abstraction, kann nicht urplötzlich das Werden entstehen, diese concrete, Leben und Tod beherrschende, Anschauung.

Hiernach ist die Bewegung von der Dialektik, die nichts voraussetzen will, unerörtert vorausgesetzt. Es zieht sich die Bewegung durch Hegels ganze Logik hindurch, und wird doch erst in der Naturphilosophie in Untersuchung gezogen. Man kann sagen und wird sagen, daß die Bewegung, die die Naturphilosophie zu betrachten habe, eine ganz andere Bewegung sei; die Bewegung der äußern Natur unterscheide sich von der Bewegung des innern Gedankens. Wenn dies behauptet wird, so wäre der Unterschied anzugeben — was nirgends geschehen ist. Wo indessen das Sein und Nichtsein in das Werden übergehen soll, da ist es gerade das Schema jener räumlichen Bewegung, durch das die Vorstellung überhaupt erst möglich wird [3]); und diese Bewegung begleitet selbst die Entstehung geistiger Begriffe. Wohin wir uns wenden, es bleibt die Bewegung das vorausgesetzte Vehikel des dialektisch erzeugenden Gedankens.

In der dialektischen Logik soll sich das Denken zum Sein bestimmen. An diesem Punct entschließt sich also das Denken zum Werden. Aber was bestimmt denn das Denken? Das reine Sein ist das leere Sein, es ist nichts in ihm anzuschauen, nichts in ihm zu denken; und Sein und Nichts ist in ihm gleich geworden. Daher, heißt es, bestimmt sich das Denken zu einem Begriff, in welchem das eine in das andere übergeht. Aber dies folgernde „daher“ folgt gar nicht. Das reine Sein ist das leere, und das leere das reine. In dieser völligen Ausgleichung ist jeder Antrieb zum Fortgang oder Uebergang erloschen. Die logische Reflexion der Gleichheit wird in eine reale Einheit umgesetzt [4]). Wer würde an das Werden glauben, wenn es nur daher stammte?

Der Anfang der Dialektik ist neuerdings so aufgefaßt, als entspreche er dem Anfange der euklidischen Geometrie. Es heiße das Postulat der Logik: „denke,“ wie das Postulat der Geometrie: »ziehe eine gerade Linie.« Beide Wissenschaften schreiten durch diese Thätigkeit fort. Was in dem Gebot: »denke« liege, das werde vorausgesetzt und nichts mehr. Der Unterschied zwischen beiden Fällen stellt sich leicht heraus. Die Geometrie fordert etwas Einfaches; ein eben so Einfaches gedachte die Dialektik zu fordern; darum bezeichnete sie ihre Forderung als reines Denken, — aber siehe, was geschieht; dies reine Denken, das nur sich will, kann als dies Einfache nicht fort; es zeigt sich in dem ersten Schritte mit einer Vorstellung verwachsen, in der man Raum und Zeit als Momente anerkennt; es ist also nicht das reine, vom äußerlichen Sein völlig losgekettete Denken.

Wenn hiernach gleich Anfangs die Bewegung sammt Raum und Zeit von der dialektischen Methode stillschweigend vorweggenommen wird, so treten sie im Fortgange dem unbefangenen Beobachter noch deutlicher hervor und zwar in dem Abschnitt der Quantität [5]). Da behauptet die Dialektik aus dem reinen Denken Begriffe zu erzeugen, wie die continuirliche und discrete, die extensive und intensive Größe; sie betrachtet ohne Anschauung des Raumes das Extensive, ohne Voraussetzung der Zeit das Intensive und die Zahl, ohne Bewegung das Verhältniß beider zu einander. Wer diese Begriffe rein logisch zu denken glaubt, der beachtet nur nicht die Anschauungen, von denen sie getragen werden. Die Spuren der Bewegung und des Raumes und der Zeit sind diesen Begriffen noch in den kleinsten Theilen eingedrückt. Ohne diese haben sie keine Klarheit. Alle Beispiele Hegels führen darauf, und darunter selbst diejenigen, worin das Extensive und Intensive mehr eine übertragene Bedeutung hat. Wenn man diese Beispiele alle für Einzelheiten erklärt, die als solche dem logischen Begriffe nicht rein entsprechen und schon mit fremder Zuthat versetzt sind: so ehrt man dadurch freilich den dialektisch gebildeten Begriff als einzig in seiner Art, aber man vergißt, daß doch billig dasjenige, was allen Einzelheiten gemeinsam ist, auch im Begriffe begründet sein muß; denn sonst ist der Begriff nichts als die über allen Dingen schwebende Wolke, die Klarheit nehmend, nicht gebend. Die Sprache bestätigt unsere Ansicht. Sie bewahrt in den Ursprüngen der Wörter ein Bewußtsein über die Vorstellung auf. Wie die Begriffe von Allen, die den Namen bildeten oder annahmen, angeschauet wurden, das deutet der Name selbst an. Wenn nun die Sprache im Continuirlichen den fortlaufenden Zusammenhang, im Extensiven die sich verbreitende Ausdehnung, im Intensiven die sich in sich zusammenziehende Spannung der Theile bezeichnet: so legt sie offenbar die Anschauung des Raumes und der Bewegung zu Grunde. Wer aufrichtig versucht, jene angeblich rein logischen Begriffe ohne die Anschauung der Bewegung und des Raumes und der Zeit zu denken, wird die Unmöglichkeit bald einsehen.

Die räumliche Bewegung erscheint noch an andern Stellen der Logik für den, der sie sehen will, deutlich genug. Oder kann man die Repulsion, durch die das Eins sich in Viele unterscheidet, und die Attraction, durch die sich das Eins in den Vielen auf sich selbst bezieht [6]), kann man diese Arten der Bewegung, in denen sich nur noch der Gegensatz der Richtung ausgeprägt hat, ohne die allgemeine räumliche Bewegung verstehen? Dieselbe Attraction und Repulsion kehrt, jedoch in den Worten verschleiert, in dem Causalitätsverhältniß wieder [7]). In der objectiven Logik [8]) tritt zwar der Mechanismus als eine zeitlose Kategorie auf. Druck und Stoß [9]), Bewegung um ein Centrum [10]) sollen offenbar nur als abstracte Beziehung des reinen Gedankens verstanden werden. Aber es wäre ein Kunststück, den Mechanismus (Stoß und Druck, Fall, Gravitation u. s. w.) ruhend zu begreifen. Ohne die stille Hülfe der Vorstellung, die die räumliche Bewegung unterschiebt, wäre die Kategorie des Mechanismus nichts als ein regungsloses Wort. Wenn in der Idee der Proceß des Lebens dargestellt wird [11]), die Thätigkeit des Subjects, die durch die Glieder durchgeht, die Aneignung einer gegenüberstehenden organischen Natur: so kennen wir den nicht, der diese Vorgänge ohne das Bild der räumlichen Bewegung auch nur ahnen könnte.

Diese räumliche Bewegung ist hiernach zunächst die Voraussetzung der voraussetzungslosen Logik. Es ist nicht zu sagen, wie viel dadurch heimlich eingebracht ist — der ganze Reichthum der entwerfenden mathematischen Anschauung, die Klarheit eines begleitenden sinnlichen Bildes. Diese Voraussetzung ist in ihren Folgen unübersehbar. Denn die Bewegung erzeugt, so wie sie sich nur regt, ein Bild und führt dadurch unmittelbar in die Anschauung. Dadurch verfügt das reine Denken über ein Bild, das es gebraucht, wenn es seiner bedarf, und nach seinem Princip von sich stößt, wenn es sich in die stolze Abstraction zurückzieht.

[1]) Hegel Logik 2. Ausg. I. S. 61.

2) Encyklopädie §. 86. 87. 88.

3) Vgl. den Ausdruck Hegels. Logik I. S. 78. »Das reine Sein und das reine Nichts ist dasselbe. Was die Wahrheit ist, ist weder das Sein noch das Nichts, sondern daß das Sein in Nichts und das Nichts in Sein nicht übergeht, sondern übergegangen ist. Aber ebenso sehr ist die Wahrheit nicht ihre Ununterschiedenheit, sondern daß sie nicht dasselbe, daß sie absolut unterschieden, aber ebenso ungetrennt und untrennbar sind, und unmittelbar jedes in seinem Gegentheil verschwindet. Ihre Wahrheit ist also diese Bewegung des unmittelbaren Verschwindens des Einen in dem Anderen, das Werden; eine Bewegung, worin beide unterschieden sind, aber durch einen Unterschied, der sich ebenso unmittelbar aufgelöst hat.«

4) Vgl. J. H. Fichte Ontologie S. 65.

5) Encyklopädie §. 103 ff. Logik I. S. 252 ff.

6) Encyklopädie §. 97. 98.

7) §. 153. Was an dieser Stelle durch den Ausdruck »sich in sich reflectiren« bezeichnet ist, wird nur durch die Attraction, und was durch den Ausdruck »das Negative seiner selbst setzen« bezeichnet ist, wird nur durch die Repulsion gedacht, wenn nicht diese Sprache einer künstlichen Abstraction den einfachen Sinn verschließt.

8) Encyklopädie §. 195 ff.

9) Encyklopädie §. 195.

10) Encyklopädie §. 198.

11) Encyklopädie §. 246 ff.

234. Ueberblick der Geschichte der Metaphysik.

(*J. F. Herbart*, Allgemeine Metaphysik I. [1828] S. 445—448.)

Viermal hat die Metaphysik ursprünglich angefangen; durch Heraklit, durch Leukipp, durch Locke und durch Fichte. Allein ehe wir dies erläutern können, werden einige Vorerinnerungen nöthig sein.

Zuerst: Niemand wolle in der hier wiederkehrenden Quadruplicität etwas Besonderes suchen. Die vier Hauptanfänge beziehen sich nicht auf jene vier Theile der allgemeinen Metaphysik; vielmehr auf die ursprünglichen Aufgaben.

Zweitens: indem Heraklit, Leukipp, Locke und Fichte nebeneinander genannt werden, soll hiemit nicht gerade ein Vorzug persönlicher Selbständigkeit des Denkens angezeigt werden. Jeder von diesen Männern hatte Vorgänger, von denen er lernte; und neben ihnen finden sich Andre in Menge, welchen man keine geringere eigene Productionskraft zuschreiben darf. Wer wird Parmenides, Platon, Aristoteles irgend einem Andern nachsetzen? Des-Cartes war gewiß so sehr Original wie Locke; Kant eben so sehr wie Fichte. Allein wir sehen hier nicht auf die Personen, sondern auf die Sache. Es ist sehr nöthig, daß man über der Geschichte der Metaphysik nicht die Metaphysik vergesse, deren Geschichte sie ist. Wie in einem Gebirge die verschiedenen Fossilien wunderlich zerstreut, manche in unerschöpflicher Fülle, manche andre sehr selten vorkommen: so liegen die Aufgaben und die Entwickelungen, welche zur Metaphysik gehören, theils spärlich, theils häufig, aber regellos zerstreut in der Geschichte; wo bald Einer recht sorgfältig lernte, und dann fortfuhr, wie Andre angefangen hatten; bald wieder Einer die ersten Fundamente untersuchte, und nichts von dem glauben wollte, was vorgearbeitet da lag; oft genug Dieser Jenen zu überbieten, oder gegen ihn sich zu stemmen suchte, um eignen Schwung zu erlangen. Aus allen diesen Zufälligkeiten muß das herausgehoben und zusammengeordnet werden, was zusammen gehört. Zwar wenn man bloß die historische Ansicht festhält, so kann man nicht leugnen, daß Leibnitz und Kant, wenigstens für Deutschland, an der Spitze von Perioden und Schulen stehen. Aber nicht allemal da, wo in der Geschichte eine Periode anfängt, findet sich ein neues Grundproblem der Metaphysik. Das wäre ja auch an sich ganz unmöglich. Die Geschichte kann noch eine Unzahl von Schulen und Perioden erhalten, aber die Metaphysik wird dadurch nicht reicher an ursprünglichen Aufgaben. —

Nachdem Thales alle Dinge aus dem Wasser, Anaximander ohne Vergleich besser aus dem Unbestimmten hatte entstehen lassen: sagte Heraklit kurz und gut: Alles fließt. Das heißt, er fand Alles der Veränderung unterworfen; er faßte es unter diesem Gesichtspuncte zusammen, und gab damit der Metaphysik den ersten bestimmten Begriff, an welchem sie sich üben sollte. Der Funke zündete; die Unmöglichkeit der Veränderung leuchtete den Eleaten ein; Parmenides stieß mit Entschiedenheit das gesammte Veränderliche aus dem Gebiete des Realen hinweg. Allein nach dieser Voraussetzung sollte es gar keine Erfahrung ge-

ben; das Veränderliche müßte auch nicht einmal erscheinen. Es erscheint aber; also mußte die Metaphysik sich weiter entwickeln. Sie versuchte es; — allein das Problem der Veränderung blieb unaufgelöst.

Leukipp kam, — wir wissen leider nicht woher, und möchten fast sagen: die Metaphysik selbst schickte ihn im Namen des Problems von der Materie. Diese, wenn sie real ist, wie sie vorgibt, muß aus kleinen Theilen bestehen, welche unsern Sinnen und Versuchen einen auffallenden Trotz entgegen setzen, indem wir immer nur so viel sehen, daß wir weit von ihnen entfernt bleiben und sie nicht erreichen können. Im Denken wenigstens erreichte Leukipp die Atomen. Und hiermit hatte wiederum die Metaphysik einen neuen Eingang gewonnen, den man betreten konnte, ohne sich um den vorigen zu kümmern. Dieser Anfang lag im Raume, jener in der Zeit; beide liegen noch der Anschauung nahe.

Die neuere Zeit neigte sich mehr zu dem Geistigen, daher auch zu dem ganz Unsinnlichen. Locke, beschäftigt mit der innern Erfahrung, zerlegt nicht die Dinge, sondern unsere Vorstellung von Dingen; ihm fällt es auf, daß die Theil-Vorstellungen, wodurch die einzelnen Merkmale eines Dinges aufgefaßt werden, untereinander gar keinen Zusammenhang haben; daß Niemand im Stande sein würde, aus der Farbe eines Dinges den Klang desselben, oder aus der Schwere das Verhalten unterm Hammer oder im Feuer zu weissagen. Also, schließt er, ist die Einheit aller dieser Merkmale, vermöge deren sie Ein Ding darstellen, schlechthin zufällig, und das Eine, das **Ding an sich**, die Substanz, bleibt unbekannt, da sie durch jenes lose Aggregat von Merkmalen, die nur Vorstellungen sind, nicht kann bestimmt werden.

Zwei Probleme der eigentlichen Ontologie und eins der Synechologie waren gefunden. Noch übrig zu finden war das der Eidolologie. Fichte kam darauf, ohne auf ein Problem auszugehen, denn er meinte das einzige Fundament des Wissens zu ergreifen. Aber das Ich wollte zum Nicht-Ich sich nicht schicken, und es schickte sich am Ende nicht einmal zu sich selbst.

So hat die Metaphysik denn freilich zu verschiedenen Zeiten eine ganz verschiedene Gestalt zeigen müssen; je nachdem man durch diesen oder jenen Vorhof zu ihr gelangte. Vier verschiedene Gedankenkreise bilden sich schon allein aus den ursprünglichen Aufgaben; jeder sucht die andern zu beherrschen; wie könnte man sich vereinigen, so lange einer ein Vorrecht vor dem Andern behaupten will, das mehr sei als ein Vorzug der bequemeren Anordnung?

235. Was die Geschichte der Philosophie hauptsächlich lehrt.

(*J. F. Herbart*, Kleinere philosophische Schriften III. [1843] S. 152—153).

Alle großen Denker haben sich genöthigt gesehen, sich in gewissem Sinne über die Erfahrung zu erheben, dann aber zu ihr zurückzukehren. Vom letztern machen nur die Eleaten eine Ausnahme, welche dem Mangel der Naturwissenschaft zu ihrer Zeit zuzuschreiben ist. — Die Erhebung über die Erfahrung geschieht im logischen Sinne durch allgemeine Begriffe und Lehrsätze, von denen die Mathematik das größte Beispiel liefert. — Sie geschieht im ethischen Sinne durch Entgegensetzung der praktischen Ideen gegen die im täglichen Leben vorkommenden Beispiele menschlicher Gesinnungen und Handlungen. — Sie geschieht im metaphysischen Sinne durch Aufdeckung der Widersprüche in den Formen der Erfahrung. — Die Rückkehr zur Erfahrung im logischen Sinne ist Anwendung der allgemeinen Begriffe, um Erfahrungsgegenstände zu ordnen, und um für die Naturforschung Fragen aufzustellen. Desgleichen Anwendung der allgemeinen Sätze, um mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit darnach zu handeln. Letzteres kommt bei allen Inductionen vor. — Die Rückkehr zur Erfahrung im ethischen Sinne ist Anwendung praktischer Maximen aufs Leben und Handeln. Aber hier zeigt sich schon, daß man der Kenntniß des Menschen, also der Psychologie nicht entbehren kann. Denn die praktischen Ideen für sich allein bewirken leicht einen Enthusiasmus, der sein Ziel verfehlt, weil er die wirklichen Kräfte und Hindernisse nicht kennt. — Im metaphysischen Sinne ist Rückkehr zur Erfahrung der Versuch, ob man mit Hülfe der gefundenen Theorie die Erfahrung besser verstehen werde. Nämlich die Metaphysik legt nur die allgemeinsten Erfahrungsformen zum Grunde; sie gewinnt aber bei richtigem Verfahren hiedurch nicht bloß die Auflösung der Widersprüche in dem allgemeinsten Problem, sondern auch Erklärung des Besondern, was in der Psychologie und in der Naturlehre vorkommt. Und hiedurch wird auch jene logische und ethische Rückkehr zur Erfahrung erst möglich.

B. Zur Darstellung der allgemeinen Wissenschaft.

ERSTE ABTHEILUNG.

Zur formalen.

236. Begriff der Logik.

(I. *J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie [1834] S. 53—44; II. Kleinere philosophische Schriften II. S. 58—60; III. *F. Lott*, Zur Logik [1845] S. 4—5, 7, 9—10.)

I. Unsere sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwei Seiten betrachten: theils als Thätigkeiten unseres Geistes, theils in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird. In letzterer Beziehung heißen sie Begriffe, welches Wort, indem es das Begriffene bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

Unserm Geiste selbst schreiben wir Verstand zu (als das Vermögen der Begriffe), insofern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen unsere Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das Geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, daß wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und fest bestimmen, und dadurch uns über das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung muß, wie alles, was die geistigen Ereignisse betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es nothwendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt.

Die erste wichtige Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, daß nicht zwei Begriffe vollkommen gleich sein können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist. Denn zwei gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also als Begriffe überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederholt, bei sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne daß der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.

Anmerkung. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, sich die beiden vorstehenden Paragraphen durch eigenes Nachdenken ganz deutlich zu machen, und sich wohl einzuprägen, daß Begriffe weder reale Gegenstände, noch wirkliche Acte des Denkens sind. Der letzte Irrthum ist noch jetzt wirksam; daher halten Manche die Logik für eine Naturgeschichte des Verstandes, und glauben dessen angeborene Gesetze oder Denkformen in ihr zu erkennen; wodurch die Psychologie verdorben wird. Der erste Irrthum herrschte in der Pythagorischen und Platonischen Schule, in welchen die Figuren, Qualitäten und Zahlen (σχήματα καὶ ἰδέαι καὶ ἀριθμοί), geradehin zu den Elementen der Phänomene gerechnet wurden (*Sextus Pyrrh. H. III.* 152), worüber tiefer unten, bei der Platonischen Lehre, das Weitere. Es entstand nun große Verwunderung, wie doch ein einziger Begriff sich mehreren mittheilen könne, ohne sich zu vervielfältigen. Anstatt solche Verwunderung heute noch zu erneuern, sollte man bemerken, wieviel Anstrengung es jenen Alten kostete, Begriffe zu Gegenständen der Betrachtung zu erheben, und dieser Betrachtung ein

Uebergewicht zu geben über die sinnlichen Anschauungen. Es war damals nicht so wie jetzt, wo alle Wissenschaften längst die logische Anordnung angenommen, und hiemit die Herrschaft der allgemeinen Begriffe in allen Angelegenheiten des Denkens anerkannt haben. Die jetzt alte, einst neue Geistesrichtung hatte, da sie neu war, ihren Enthusiasmus, dessen Zeit vorüber ist und nicht wiederkehren kann.

II. Nach dem obigen § sollen in der Logik diejenigen Formen der möglichen Verknüpfungen des Gedachten nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt. Diese Bestimmung hat zur Absicht, die Fragen nach dem denkenden Seelenvermögen abzuschneiden, welche man sonst hierbei zu erheben pflegt, und welche die Folge haben, daß die logischen Regeln als Aeußerungen gewisser, im menschlichen Verstande nun einmal liegender, vielleicht von höherer Macht willkürlich in uns hineingepflanzter Gesetze erscheinen, die bei andern Vernunftwesen wohl auch anders sein könnten. Dem gemäß wäre die ganze Logik nur die Aufstellung eines psychologischen Phänomens. Aber die Logik schreibt vielmehr vor, wie das Denken gehen sollte, als wie es wirklich geht, dies zeigt sich bei allen übereilten Schlüssen, und schon bei falschen Eintheilungen und Erklärungen, mit einem Worte, bei einer Menge von Irrthümern, die vollkommen psychologisch möglich, obgleich logisch unerlaubt sind. Auf die Psychologie wirkt es ferner sehr schädlich, wenn die Logik für eine Art von Naturwissenschaft des Verstandes gehalten wird. Die Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, sind eben so viele mythologische Personen, die man erdichtet hat, wie das Alterthum die Götter des Donners, des Windes, des Regenbogens erdichtete; nach dem ganz seichten Schlusse: wir haben Begriffe, also ein Vermögen der Begriffe; gleichwie: es gibt Regenbogen, also eine himmlische Kraft, welche dergleichen hervorbringt. Da nun die Logik über psychologische Fragen nicht die geringste unmittelbare Belehrung geben kann: so war die Bemerkung nöthig, daß alle logischen Vorschriften, von der Reflexion auf den Actus des Denkens unabhängig, sich bloß auf das Gedachte beziehen, und aus dessen Betrachtung unmittelbar entspringen. Man denke den Cirkel und das Viereck zusammen; desgleichen das Weiße und Nichtweiße; man wird in diesen und ähnlichen Beispielen unmittelbar, und ohne von dem Denken als einer Thätigkeit in uns das Mindeste zu wissen, finden, daß jene Entgegengesetzten sich ausschließen; man wird mit ursprünglicher Evidenz, wie bei Axiomen, dasjenige richtig finden, was die Logik von conträren und contradictorischen Gegensätzen allgemein ausspricht. Aber nachdem das, was zu finden war, einmal gefunden ist, nachdem die Logik existirt und gelehrt wird, erleichtert sie alle diejenigen Reflexionen, aus denen sie sich selbst erheben mußte. Die allgemeinen Formen, in welchen das Gedachte zusammen paßt, sind nun bekannt; mit ihrer Hülfe kann man weit geläufiger, als vor deren Aufstellung, dasjenige Gedachte auseinander setzen, was sich aufhebt, oder auch nur verschieden ist, — man kann Klarheit in die Begriffe bringen, wo die Gefahr der Verwechselung drohte, — man kann bequemer das Auseinandergesetzte zugleich zusammenhalten, — Deutlichkeit in den Inhalt der Begriffe bringen, die, obschon in ihre Merkmale zerlegt, doch auch zugleich, als aus denselben bestehend, betrachtet werden. Nun ist ferner alles Denken klarer und deutlicher Begriffe schon ein Urtheilen, und rückwärts, das Urtheilen drückt das Entstehen klarer und deutlicher Begriffe aus, indem es immer in einem Gegensetzen oder Verbinden besteht. Das Schließen aber ist ein vermitteltes Urtheilen, und fällt in so fern selbst in das Urtheilen, das heißt, in das Aufklären und Verdeutlichen der Begriffe hinein. Alles dieses richtet sich nach der Möglichkeit — nicht des Denkens, die bei der Unaufgelegtheit und beim Mangel an Uebung sehr beschränkt ist, daher auch die Meisten nur nachdenken, was Andere vordachten: — sondern nach der Möglichkeit verknüpft zu werden, sich die Verknüpfung gefallen zu lassen, die im Gedachten ihren Sitz hat. In logischer Hinsicht ist es völlig einerlei, wie weit zu irgend einer Zeit dasjenige Wissen, was im Denken gefunden werden kann, schon gefunden, und unter wie viele Menschen es verbreitet ist, die es nun wirklich denken.

Dies ist nun die Hauptbestimmung, daß die Logik die möglichen Verknüpfungen des Gedachten allgemein bezeichne. Soll ich aber dem Anfänger die erste Nachricht geben, was für eine Art des Philosophirens ihn die Logik lehren werde: so wähle ich die davon abgeleitete, aber leichter verständliche Bestimmung: sie helfe, Begriffe sondern, und gesonderte als Merkmale zu Begriffen zusammenhalten; oder, klar und deutlich denken. Ist endlich die Rede vom fortschreitenden Raisonnement, von Principien und Methoden: so ist hier der Ort, von der Logik zu sagen, sie sei die allgemeinste Methodenlehre *).

*) Das Lehrbuch wird darüber deutlicher reden.

III. *Die Logik hat denjenigen Unterschied der Urtheile, welchen man durch »wahr« und „falsch“ bezeichnet, zum Gegenstande*, wenn man will: zu ihrer *Voraussetzung*. Wem es etwa zu sagen beliebte: Dasjenige, was in bestimmter Weise beurtheilt wird, lasse es sich eben so wohl gefallen, in entgegengesetzter beurtheilt zu werden, — Eine und dieselbe Frage lasse sich eben so füglich mit Ja als mit Nein beantworten, — kurz: jener der logischen Betrachtung als Gegenstand zugewiesene Unterschied sei eben nichts als ein leeres Wort, — einem solchen Logosläugner die Gültigkeit desselben demonstriren zu wollen, hieße: sich zu einem thörichten Kreislaufe verurtheilen. *Welcherlei* Urtheile wahr, welche falsch seien? *worin* dieser Unterschied bestehe? *Das* ist für die Logik in Frage, keineswegs aber *ob* ein solcher bestehe. Von der Anerkennung desselben geht sie aus, seine Gediegenheit ist ihr ein Gegebnes. Allerdings bleibt sie dabei nicht stehen; sie strebt über die bloße *Zuversicht* hinaus zur *Einsicht*, nicht aber aus Mißtrauen, als ob jene Anerkennung schwankte, sondern im Vertrauen auf sie; ein verdächtiger Unterschied würde die Mühe der Forschung nicht lohnen. Solcher Verdacht gilt ihr als Verwickelung in Mißverständnisse, als Befangenheit, aus welcher nur die Untersuchung selbst befreien könne, desto mehr, je besser und weiter diese geführt sein werde; unter anderm kann auch nur diese direct zeigen, warum die verlangte Anerkennung sich jeder logischen Ableitung entziehe. . . .

Das Gebiet der Logik kann somit nicht enger, nicht weiter sein als das der Urtheile.

Worüber kann denn nun geurtheilt, wovon etwas prädicirt werden?

Diese Frage erledigt sich wohl am besten durch die Gegenfrage, worüber *nicht* gedacht, *nicht* geurtheilt werden könne.

Die Logik wird also *Nichts* worüber (und wiefern darüber) geurtheilt werden mag, aus ihrem Gebiete *ausschließen*, — gewiß in Uebereinstimmung mit Aristoteles, dessen logische Untersuchungen sich an die *Sprache* wandten, die ohne Zweifel gleichfalls dem *gesammten* Gedankenkreise dient. . . .

. . . Die Wirklichkeit des Denkens hat nichts mit seiner Richtigkeit zu thun; auch die sinnlosesten und sinnwidrigsten Gedankenspiele des Thoren, des Träumenden . . . sind, nur zu gewiß! wirklich. (Pocht man dagegen etwa auch hier darauf, daß eine „höhere“ Wirklichkeit gemeint sei? Wollte man's doch endlich merken, daß das Wort „höhere“ für die Logik so lange gar nichts als eine leere Stelle bezeichnet wie lange das »Wahr« unbestimmt bleibt; in der Wahrheit findet das Denken seine Höhe.) Die Frage, ein wie beschaffenes Denken sich rechtfertigen lasse, liegt der Logik im Sinne; nicht aber die Frage nach seiner Wirklichkeit, folglich auch darnach nicht, wie und wodurch es wirklich *geworden*. *Angenommen*, es würde so oder so geurtheilt, hat man ein Recht dazu? dies ist die Sprache der Logik. Wer sich darauf nicht gleich von vorneherein besinnt, verliert eben ihre eigenthümliche Aufgabe aus dem Sinne und geräth in das Gebiet der Psychologie, ja der Metaphysik überhaupt; er gräbt nach den reellen Entstehungsgründen der wirklichen Gedanken, nach ihrer Geschichte, sei es daß er sich hierbei auf das menschliche Individuum beschränke oder auf die Entwickelung seines ganzen Geschlechts ausdehne. Was Wunder, wenn man sich auf solchem Wege zu jener Standpuncts-weisheit verirrt, die Wahrheit einer Ansicht nämlich dadurch festzustellen wähnt, daß man ihren Ort im thatsächlichen Entwickelungsgange des urtheilenden Subjects bestimmt! Ob sich wohl z. B. ein Mathematiker dadurch, daß ihm nachgewiesen wird, wie man zu einer Behauptung kam — wohl gar kommen mußte, zur Anerkennung derselben bewegen läßt?

Anmerkung. Längst sollte es sich von selbst verstehen, daß die Frage nach der Verwirklichungsweise wahrer und falscher Gedanken nicht einmal einen hinreichend bestimmten Gegenstand hat, bevor die Charakteristik des Wahren und Falschen gewonnen ist, d. h. die Logik ihre Aufgabe (sei's auch nur in ihren Hauptzügen) gelöst hat.

Man unterscheide 1. Methode des Erkennens, 2. Methode, das Erkannte darzustellen und zu begründen, 3. Methode des Unterrichts. Es gibt also drei Methodenlehren, von denen nur die zweite zur Logik gehört. M.

237. Die Hauptarten der Begriffe rücksichtlich ihrer Bildung.

(*Strümpell*, Entwurf der Logik [1846] S. 24—31.)

Was im Begriffe gedacht wird, als Dieses und kein Anderes, heißt der Inhalt. Der Inhalt der Begriffe hängt von der Veranlassung ihrer Entstehung ab. Dies soll zunächst unter einige Gesichtspuncte gebracht, und die Bildung des Inhalts dabei berücksichtigt werden.

Viele Begriffe beziehen sich unmittelbar auf die äußere Erfahrung. Es sind die Dinge, die Begebenheiten und Veränderungen, welche uns mit Wahrnehmungen und Anschauungen erfüllen. Wird auf das reine Was derselben reflectirt, so ist der dasselbe einschließende Gedanke der Begriff. Man nennt sie empirische Begriffe.

Der Inhalt dieser Begriffe ist dadurch bedingt, daß das Denken sich an der Anschauung und den Thatsachen der Erfahrung durchbildet.

Bei vielen empirischen Begriffen geht es hiermit schnell, indem die Eigenschaften mancher Dinge und deren Relationen zu einander weniger schwankend sind. Bei anderen aber ist dies nicht der Fall. Entweder verändern sich die Dinge, dadurch, daß andere, wie man meint, auf sie einwirken, und die Reihe ihrer Eigenschaften ist nicht geschlossen; oder aber selbst diejenigen, welche scheinbar eine permanente Reihe von Eigenschaften haben, werden dem Versuche unterworfen: durch Beides kommen neue Eigenschaften zum Vorschein, und der Begriff muß sich gleichfalls vervollständigen.

Unter den Dingen ziehen einige vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich, dadurch, daß sie entweder eine auffallende Configuration haben, oder ihre Theile ein räumliches System bilden, oder daß gleichzeitig zwischen solchen Theilen gewisse Bewegungen sichtbar werden, denen ein innerer Zusammenhang und zugleich eine Umbildung entspricht.

In allen diesen Fällen wird zunächst der psychische Begriff desto voller, je weiter und zahlreicher die Erfahrungen sind, die durch Anschauung, Experiment, Zergliederung u. s. w. gewonnen werden: zu desto mehr logischen Begriffen gibt aber auch der Gegenstand Anlaß.

Hieraus folgt, daß jeder empirische Begriff eine natürliche Geschichte hat, nämlich an der Reihe der Objecte, aus denen er stammt. Diese Geschichte hängt von den Mitteln ab, wodurch die Reihe der Objecte zur Wahrnehmung gebracht wird, und nimmt mit denselben in gleichem Maße zu.

Wir stehen also mit diesen Begriffen ganz in der Sphäre der Naturwissenschaften: diese arbeiten beständig an den Begriffsconstitutionen; durch sie wächst deshalb auch die eigentliche Bekanntschaft mit der Natur, weil sich die Zahl der psychischen Begriffe täglich mehrt und täglich bestimmter ausprägt.

Allein hierbei sind einige Irrthümer zu vermeiden. — 1. Man darf nicht glauben, daß in dem Begriffe als solchem schon eine Erkenntniß liege, außer daß das, was man dadurch denkt, als bekannt gesetzt wird. Dies ist wichtig. Das Wort »begreifen« wird allerdings als gleichbedeutend mit »erkennen,« »ein Wissen haben,« gebraucht: dies liegt aber ursprünglich nicht darin. Begriff heißt das Gedachte, insofern es dem Denkenden als Dieses und kein Anderes vorschwebt, ihm als solches bekannt ist. Nach dieser Bekanntschaft ist der Begriff allenfalls richtig, aber noch nicht giltig. Nur in richtigen und giltigen Begriffen, oder vielmehr in einer gewissen Verbindung derselben liegt Erkenntniß.

2. Man darf ferner nicht meinen, als ob durch die empirischen Begriffe, die logisch ausgebildet sind, das Thatsächliche und Wirkliche gleichsam abgedrückt werde. Es ist gezeigt, daß der logische Begriff schon als solcher nichts Selbständiges für sich ist; es ist aber auch von dem, was man für das äußere Wirkliche hält, das durch ihn gedacht wird, Nichts in ihm enthalten, — gegen die gewöhnliche Meinung, die mehr in der Sprache, als in der Ueberlegung ihren Grund hat. Diese Meinung hängt mit dem allgemeinen Glauben zusammen, daß die Sinne uns Bilder, Abdrücke von den Dingen geben; und da nun die Begriffe noch für genauer, als jene, gehalten werden, warum, meint man, sollten diese nicht noch näher mit der Beschaffenheit der Dinge übereinstimmen? Die Entscheidung dieses Gegenstandes gehört in die Metaphysik.

3. Am allerwenigsten darf man sich einbilden, daß der logische Begriff wesentlicher oder reeller sei, als der Gegenstand, auf den er sich bezieht: man muß überhaupt den Begriff als unser Gedachtes nicht verwechseln mit Dem, was man das Object des Begriffes nennt. Hierin fehlen selbst sonst sorgsame Denker. Der Irrthum hat darin seinen Grund, weil, während die Dinge und Begebenheiten in ihrer Vielheit sich ändern, der Begriff nur einer und derselbe ist, was dazu verleitet, Begriffe für Reales zu halten.

Anmerkung. Eine zweite Abtheilung der empirischen Begriffe bilden diejenigen, wodurch die Thatsachen der inneren Erfahrung gedacht werden. Weil die letzteren selbst schwieriger festzuhalten sind, so verhält es sich auch mit der Bildungsgeschichte ihrer Begriffe ganz anders. —

Eine andere Classe von Begriffen bezieht sich nur mittelbar auf die Erfahrung. Es sind solche, von denen man meint, daß sie zwar von der Erfahrung veranlaßt werden, aber doch kein Empirisches ausdrücken; oder daß sie sich sogar ganz unabhängig von der Erfahrung denken lassen.

Von solcher Art, die aus der Erfahrung stammen und sich mittelbar auf sie zurückbeziehen, sind viele sogenannte metaphysische Begriffe, wie Ursache, Kraft, Raum, Zeit.

Da solche Begriffe kein unmittelbar gegebenes Object haben, sondern nur auf Veranlassung von Seiten der empirischen Objecte entspringen, so kann ihre Bildung auch keine natürliche, an der Erfahrung ablaufende Geschichte haben. Die Geschichte solcher Begriffe ist eine künstliche, nämlich im Kopfe der Denker. Irgend einen psychischen Begriff hat Jeder von ihnen; fragt man aber näher nach ihrem Inhalte, so fallen die Antworten verschieden aus.

Hier ist es noch wichtiger, sich zu überzeugen, daß logische Begriffe stets Kunstproducte sind, die nur im absichtlichen Denken gewonnen und festgehalten werden. Dennoch kann auch hier der logische Begriff immer nur einer sein: sollte ihn auch noch Niemand gefunden haben. Freilich ist es auch möglich, daß jene Begriffe *nur* psychische sind, d. h. durch irgend welche Ereignisse in uns entstanden, und daß, wenn man sie zu logischen Begriffen erheben will, erkannt wird, daß sie keine Giltigkeit besitzen. Da dies bei einigen unläugbar der Fall ist, so müssen sie auch gänzlich umgeändert werden, worin wiederum eine Aufgabe der Metaphysik liegt. Deßhalb nennt man solche Begriffe auch metaphysische.

Von der zweiten Art, nämlich solche Begriffe, die zwar auch von der Erfahrung veranlaßt sind, aber auch unabhängig von ihr gedacht werden können, immer jedoch ihre Beziehung auf die Erfahrung noch darin zu erkennen geben, daß sie sich, wie man sagt, auf das Empirische anwenden lassen, sind die mathematischen Begriffe.

Es ist schon gesagt, daß selbst eine einzelne Anschauung kann zum Begriff erhoben werden. So verhält es sich mit den Begriffen Linie, Fläche und Körper: es sind logische Begriffe gewisser Anschauungen. Wer deßhalb glaubt, beim Worte Linie innerlich Etwas schauen zu müssen, der denkt nicht den logischen Begriff, sondern in dem zeigt sich dasjenige Vorstellungsgebilde regsam, welches durch die sinnliche Wahrnehmung entstanden war, oder er fällt in den psychischen Begriff zurück. Allerdings hat nun die Fortbildung der geometrischen Begriffe oder das mathematische Denken überhaupt einen immerwährenden Rückhalt an den räumlichen Vorstellungsgebilden: allein dies sind nur Hülfsmittel, um die Begriffe, welche zusammengeführt werden sollen, leichter zu halten. An sich haben die geometrischen Begriffe gar keinen Vorzug vor den empirischen: wie sich die Begriffe von dem Pflanzenorganismus und dem thierischen Leibe durch Rückhalt an den wirklichen Pflanzen und Thieren ausbildeten, ebenso die Begriffe Dreieck, Kreis, Ellipse u. s. w. an den anschaulichen Gebilden. — Nur fast ganz nackt stehen die Zahlenbegriffe da, obgleich sie sich ursprünglich auch auf ein Gezähltes beziehen: es braucht das Gezählte aber kein sinnliches zu sein, sondern jedes Mehr und Weniger, selbst die Acte unseres Denkens rufen die Zahlenbegriffe hervor. Sind sie einmal gewonnen, dann kann der Denker mit ihnen weiter operiren, und der Erfolg davon ist der glänzendste im Reiche der Speculation.

Die Bildungsgeschichte der mathematischen Begriffe ist kurz und einfach; daher sind Abweichungen seltener, und das Wissen entkeimt ihnen mit Einstimmigkeit. Nur die Begriffe, welche die Mathematik, wenigstens in gewisser Hinsicht, aus der Classe der metaphysischen bedarf, wie Raum, Zeit, Zahl, Bewegung, Continuität u. s. w., machen eine Ausnahme.

Eine dritte Classe von Begriffen bezieht sich auf das Leben der Menschen, in ihrer Vereinzelung und Zusammengehörigkeit, theils unmittelbar, theils mittelbar. Hierher gehören viele juristische und staatswissenschaftliche Begriffe, ein großer Theil der ethischen Begriffe. Sie haben gleichfalls entweder ihre natürliche Geschichte, wie z. B. der Begriff des Staates, weil dieser ein in verschiedenen Gestalten auftretendes Object ist; — oder ihre künstliche Geschichte, wie z. B. der Begriff des Rechtes. Es ist wichtig, diesen Unterschied zu bemerken und festzuhalten. Diejenigen Begriffe unter ihnen, welche eine natürliche Geschichte haben, müssen auch derselben angemessen behandelt werden; es ist aber oft unbeachtet geblieben, daß es auch eine Physiologie des Staates gibt, wie wenn etwa die Juristen aus dessen Begriffe nur Ein Merkmal, daß er eine Rechtsgesellschaft bedeutet, hervorheben, was ebenso fehlerhaft ist, wie wenn der Physiolog

bloß von Muskeln sprechen, aber die Nerven übersehen wollte. — Andererseits gehören dazu viele ästhetische und sittliche Begriffe, die sich dadurch auszeichnen, daß sie, wenn sie gedacht werden, meistens mit einem Zusatze auftreten, der ein Urtheil des Beifalls oder des Mißfallens, des Lobes oder des Tadels ausdrückt. Sie sind, genau genommen, ohne Geschichte, weil das Schöne und Gute, welches die Hauptbegriffe unter ihnen sind, unmittelbare Evidenz hat. Da es aber vermischt in den Gemüthern der Menschen vorkommt und seine Auffassung nicht rein ist, so gelten auch jene Begriffe für veränderlich und richten sich nach dem Geiste des Zeitalters scheinbar. — Man nennt alle Begriffe dieser Art praktische Begriffe.

Eine vierte Classe endlich bilden solche Begriffe, die ihre Veranlassung in einem mehr oder weniger absichtlichen Zusammenführen der Gedanken haben, es mögen die letzteren an sich gehören zu welcher der genannten Classen sie wollen. Sie sind die zahlreichsten und machen den ungeheueren Vorrath der menschlichen Denkproducte aus, die in den Doctrinen und in der Litteratur überhaupt niedergelegt sind. Man nennt sie Reflexionsbegriffe. Viele von ihnen haben die verschlungenste künstliche Geschichte: — wer hat nicht über Etwas auf seine Weise schon gedacht! Jedes philosophische System ist dem größten Theile nach aus Reflexionsbegriffen zusammengesetzt. Sie sind die eigentlichen Streitpuncte, weil hier die Ausbildung der psychischen Begriffe zu logischen unsicher und schwer ist, indem Verwechselung, zufällige Veranlassung, Vermischung u. s. w. sich überall eindrängt. Die einzige Regel, die hilft, ist: immer auf den Ursprung derselben zurückzugehen, der entweder doch wieder im Empirischen liegt, oder aber in einem nothwendigen Zusammenhange derjenigen Begriffe liegen muß, woraus der Reflexionsbegriff entsteht. — Auch hier zeichnet sich die Mathematik aus: ihre Besonnenheit ist so groß, daß sie selbst mit unmöglichen Reflexionsbegriffen operirt.

238. Mögliche Classificationen vorliegender Begriffe.

(*J. F. Herbart*, Hauptpuncte der Logik; Kl. Schr. I. S. 256—257.)

Man denke sich die Begriffe als Complicationen von Merkmalen; die Merkmale aber, sofern sie specifische Differenzen bestimmen können, als liegend in mehreren Reihen; so, daß die Glieder einer jeden Reihe sich unter einander ausschließen. Heiße eine Reihe p, und enthalte die Glieder A, B, C, . . ., eine andere q, mit den Gliedern α, β, γ, . . ., eine dritte r, mit den Gliedern a, b, c, . . . (es könnte noch eine Reihe s, u. s. w. hinzukommen); die Variation dieser Reihen wird die niedrigsten durch sie bestimmbaren Begriffe ergeben. Sind die Reihen in der Folge der Buchstaben p, q, r, s zur Variation gezogen worden: so wird die Reihe s die specifischen Differenzen für Artbegriffe enthalten, deren Gattungsbegriffe durch Variation der Reihen p, q, r, — höhere Gattungsbegriffe durch p, q, — die höchsten durch p, bestimmt sind. Aber p, q, r, s, . . . lassen sich versetzen. Wie viele Versetzungen, so viele Classificationen sind möglich. Die ganzen Classificationen haben zum Theil ganze Reihen von niedrigeren Gattungsbegriffen mit einander gemein. Die Menge der Gattungsreihen jeder Höhe in allen Classificationen zusammengenommen findet man durch Combination ohne Wiederholungen der Buchstaben, womit die Reihen benannt sind. — Wären die vier Reihen p, q, r, s gegeben: so erlauben dieselben 24 ganze Classificationen; in allen Classificationen zusammen ist von den niedrigsten Begriffen, deren jeder 4 Merkmale enthält, natürlich nur eine Reihe; — hingegen von den nächst höheren sind 4 Reihen, von den noch höheren 6, und von den höchsten wiederum 4 Reihen möglich. —

Besonders wichtig werden diese Betrachtungen, wenn unter den möglichen Classificationen die vorzüglichste gewählt werden soll. Der Vorzug aber besteht darin: durch eine möglichst geringe Anzahl höherer Begriffe möglichst viele niedere zu überschauen. Demnach: enthielte die Reihe p 5 Glieder, q ihrer 3, r gleichfalls 3, s aber nur 2: so wäre p q r s die schlechteste aller Classificationen, weil sie fünf höchste Begriffe (natürlich unter dem allgemeinen Begriff der ganzen Reihe p) oben an stellen, von da durch dreigliedrige Eintheilung zweimal herabsteigen, endlich mit einer zweigliedrigen schließen würde. Hingegen gäbe es zwei beste und gleich gute Classificationen, r s q p, und s q r p.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Zur abstracten.

239. Zur Einleitung in die Metaphysik.

(*G. Hartenstein*, Allgemeine Metaphysik [1836] S. 26—28, 37—43.)

Der Name Metaphysik, seinem Ursprunge nach zufällig, seiner Wortbedeutung nach schwankend, würde, wenn genau erörtert werden sollte, was die Philosophen zu verschiedenen Zeiten unter ihm wirklich verstanden haben, zu der Darlegung eines reichen historischen Stoffes nöthigen. Denn kaum gibt es zwei Denker, sofern sie einen Theil ihres Systemes mit diesem Namen belegten, welche unter ihm genau dasselbe verstanden haben, und eine vollständige Geschichte der Metaphysik würde nicht viel weniger als eine Geschichte der Philosophie selbst sein müssen. Dennoch hat sich der Name unter dem Streite widersprechender Meinungen erhalten, und von dem Skepticismus, dem Kriticismus und der Popularphilosophie wiederholt angegriffen und verbannt, ist er immer wieder zurückgekehrt und hat sich in dem Kreise philosophischer Untersuchungen einen sichern, wenn auch nicht immer gleichbleibenden Platz wieder zu erkämpfen gewußt.

Ein Merkmal jedoch ist für alle Gestalten dieser Wissenschaft dasselbe; die Metaphysik hat immer Erkenntnißlehre sein wollen; und zwar einer Erkenntniß aus Begriffen durch eine Bearbeitung dieser selbst. Daher erklärt sich theils ihre natürliche Geneigtheit, sich mit der Logik zu verbinden, als der Wissenschaft von den Gesetzen, welche die möglichen Arten der Begriffsbeziehung abgesehen von ihrem besonderen Inhalte der bloßen Form nach bestimmen, theils ihr theoretischer und speculativer Charakter. Denn jener liegt eben in ihrer ausschließenden Richtung auf die Erkenntniß, d. h. auf die durch Gründe gesicherte Ueberzeugung von dem, was ist und geschieht; dieser muß ihr zugesprochen werden, wenn man Speculation überhaupt durch ein reines Verfahren mit Begriffen als solchen erklärt.

Halten wir diesen Begriff einer Erkenntnißlehre aus Begriffen fest, so fragt sich: was ist der Gegenstand dieser Erkenntniß? welches sind die Begriffe, durch welche sie zu Stande kommen soll? Die Schriften der Wolf'schen Schule belehren uns selbst durch bloße Titelblätter, daß die Metaphysik von Gott, der Welt und der Seele handle; drei Theile ihrer Metaphysik, die speculative Theologie, Kosmologie und Psychologie, entsprechen dieser Ankündigung, und etwas Höheres als Gott, etwas Größeres als die Welt hat auch seit jener Zeit keine Philosophie in das Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen gewußt. Aber jenen drei Theilen schickte die Wolf'sche Schule noch einen vierten voraus, der nicht diese oder jene Dinge, sondern Begriffe über das Seiende überhaupt zu bestimmen suchte, die Ontologie. Unter ihnen finden wir die des Möglichen und Unmöglichen, Nothwendigen und Zufälligen, Einfachen und Zusammengesetzten, der Substanz, der Accidenz, der Causalität; andere, wie Raum und Zeit, Bewegung und Veränderung, treten uns aus der Kosmologie entgegen; noch andere endlich, wie die der Kraft und des Vermögens, scheinen ihren Hauptsitz in der Psychologie aufgeschlagen zu haben. Und um diese und ähnliche Begriffe haben sich die philosophischen Untersuchungen überall wenigstens mit bewegt, wo irgend von Metaphysik die Rede war. Und der Zweck war überall, das zu erkennen, was wahrhaft ist, das Reale, welches dem wechselnden Laufe der Veränderungen zu Grunde liege, und aus welchem sich das bunte Schauspiel der Erscheinungen erzeuge.

Auch diesen Zweck erkennen wir an; denn die meisten jener Begriffe sind dem gemeinen Bewußtsein geläufig, und stehen in einer solchen Beziehung auf den Kreis der Erfahrung, daß wir das Gegebene fortwährend durch sie auffassen. Nur der Gegensatz zwischen Erscheinung und wahrem Sein wirft uns plötzlich heraus aus der gewohnten Ruhe unserer Weltbetrachtung, und bietet sich uns als ein Gedanke dar, der uns nicht anders als räthselhaft sein kann. Denn mit je ungeschwächterem Vertrauen wir uns dem Gedanken überließen, daß die Begriffe, welche wir als gegeben ansehen müssen, der Natur der Dinge entsprechen, desto seltsamer muß es uns vorkommen, zu hören, Etwas, an dessen Begriff sich

der Gedanke eines von unserer Auffassung gerade so, wie es ist, unabhängigen und selbständigen Seins unwillkürlich heftet, sei in der That nicht, sondern scheine nur zu sein; scheine wenigstens ein anderes zu sein, als es wirklich sei. Während nach dem, was der vorige Abschnitt enthielt, Metaphysik die leichteste Sache von der Welt scheinen konnte, da es nur darauf ankomme, die Sinne zu öffnen, und die gewonnenen Begriffe logisch zu verdeutlichen und anzuordnen, öffnet sich mit diesem einzigen Worte eine Aussicht auf Schwierigkeiten, für welche noch jedes Maß fehlt; das Ziel des Wissens tritt in eine unbestimmte Ferne zurück, und es regt sich die Furcht, die logische Verdeutlichung der Begriffe möge wohl bloß einem Lichte gleichen, dienlich einen Abgrund zu erhellen, nicht einer Leiter, um in ihn hinabzusteigen und zu sehen, was in seiner Tiefe verborgen ist. Und somit tritt an die Stelle der natürlichen Zuversicht, welcher sich die gemeine Weltansicht überläßt, die Skepsis, die zweifelnde Ueberlegung über die Beschaffenheit dessen, was wir über das Gegebene zu wissen glaubten, als die natürliche Bedingung, ohne welche niemals das menschliche Denken von der gemeinen Erfahrung sich losgerissen haben würde, um seinen eigenen von dieser unabhängigen Weg zu gehen. . . .

. . . Nun liegt aber in der Frage nach dem Wissen von dem, was ist, wie es ist, eine doppelte Veranlassuug der zweifelnden Ueberlegung; indem der Zweifel entweder fragt: ist das, was sich uns darstellt, wirklich so beschaffen, wie es sich darstellt, d. h. entspricht der Stoff unserer Erfahrung der Beschaffenheit dessen, was ist? oder sich nicht bloß gegen die Qualität, sondern gegen die Realität unserer gegebenen Welt auflehnt und dem Gedanken Raum gibt, ob denn unseren Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen überhaupt Etwas entspreche, und ob wir zu den Erscheinungen nicht bloß Einiges hinzudenken, sondern vielleicht die gesammte Masse dessen, was wir unsere Welt nennen, selbst produciren, und somit aus unseren eigenen Empfindungen zusammensetzen? Es liegt am Tage, daß, wenn jener auf die wahre Beschaffenheit der Gegenstände gerichtete Zweifel verstummen müßte, und statt seiner die Entscheidung sich geltend machte, daß wir die Dinge wirklich so erkennen, wie sie sind, ein Angriff auf den Glauben an die Realität unserer Welt von selbst wegfiele; nicht nur der Zweifel würde dann zu Ende, sondern auch die Metaphysik am Ziele sein; eben deshalb setzt die Erörterung der zweiten Frage voraus, daß durch die erste ein Mangel in der gewöhnlichen Ansicht der Dinge nachgewiesen worden sei; jene selbst bezeichnet einen Fortschritt des Zweifels, und schon aus diesem Grunde würde sich diese doppelte Skepsis als niedere und höhere unterscheiden, wenn auch nicht die erstere schon durch eine Vergleichung des Gegebenen unter einander ihre Absicht erreichte, die zweite aber ihrer Natur nach zu Betrachtungen über das Verhältniß des Gegebenen zu unserem auffassenden Denken vordränge. Es liegt in diesem natürlichen Gange des fortschreitenden Zweifels, daß sein Resultat eine idealistische Unentschiedenheit sein wird, welche aber zu Gunsten des Realismus oder Idealismus entschieden werden muß, ehe von den festen Anfangspuncten der Metaphysik auch nur die Rede sein kann. Denn mit welchem Rechte könnte diese Wissenschaft die Speculation der Empirie entgegenstellen und sich anmaßen die Erfahrung zu überschreiten, mit welchem Rechte es unternehmen, durch bloße Gedankenverbindungen über das Reale etwas Anderes festzusetzen, als die Erfahrung längst bei jedem festgesetzt hat, ehe er an Metaphysik denkt, wenn nicht einestheils ein zerstörendes Denken den Glauben an die Zuverlässigkeit der Erfahrung zu vernichten im Stande wäre, anderntheils aber das Gegebene in die leere Behausung des Nichts, welche selbst nicht darauf Anspruch machen könnte zu sein, immer wieder eindränge, und das Denken zu dem Geständniß zwänge, Einiges nicht zerstören zu können? Die Skepsis wird ihr Ende finden; aber diese Aussicht überhebt nicht der Nothwendigkeit ihren Weg zu durchlaufen; denn Alles kommt darauf an, wo sie es findet. Da, wo sie still stehen muß, werden die festen, d. h. die gegen die Willkür und Anmaßungen eines leeren Denkens gesicherten Anfangspuncte, d. h. die Principien der Metaphysik liegen; wie diese selbst beschaffen sind, darnach wird sich die Möglichkeit und die Art des weitern Fortschreitens bestimmen; nothwendig aber sind die skeptischen Betrachtungen deshalb, weil ohne sie das Bedürfniß eines metaphysischen Wissens weder entstehen noch befriedigt werden kann.

Die Frage, die wir uns zunächst vorzulegen haben: ob denn das, was in der Erfahrung sich uns darstellt, wirklich so beschaffen sei, wie es sich uns darstellt? enthält zwar keine Beschränkung auf irgend einen Theil des Gegebenen, wohl aber nöthigt sie uns, unsere Aufmerksamkeit für jetzt nur auf den Stoff, nicht auf die Form des Gegebenen zu richten; eine Unterscheidung, durch die wir zunächst noch gar nicht hoffen können, etwas zu erkennen, die aber deshalb vorläufig

festzuhalten ist, weil das, was sich in der Reflexion über das Gegebene ganz von selbst trennt, auch eine getrennte Betrachtung verlangt. Die Philosophie hat daher auch sehr frühzeitig angefangen, Stoff und Form abgesondert zu betrachten; Kant hat ihre Unterscheidung mit seinem ganzen Scharfsinn geltend gemacht und überall, wo man sie früher oder später nicht beachtete, sind die Folgen dieser Sorglosigkeit nicht ausgeblieben. Stoff oder Materie des Gegebenen nun ist das, was an ihm der Empfindung entspricht; es ist die Empfindung selbst, insofern ihr Inhalt (das Empfundene) den Dingen als Beschaffenheit beigelegt wird. Unter den Begriff der Form aber fällt die Gesammtheit alles dessen, was die Verhältnisse des Gegebenen, d. h. die Art und Weise bezeichnet, wie die Materie in den mannigfaltigsten Verknüpfungen verbunden ist. Die Erinnerung einerseits an die einfache Empfindung eines Tones oder einer Farbe, andererseits an die Begriffe von Raum und Zeit mag hinreichen, um den Unterschied zu erläutern.

Der Glaube nun daran, daß das Empfundene die den Dingen selbst zukommenden Eigenschaften wirklich ausdrücke, verschwindet durch die geringste Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Art, wie verschiedene Individuen oder dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Umständen von demselben Gegenstande afficirt worden zu sein behaupten. Zwar die individuellen Empfindungen der Lust und Unlust in allen ihren verschiedenen Arten und Abstufungen würde eine nur einigermaßen gebildete Beobachtung seiner selbst und Anderer gern preisgeben; augenblickliche Stimmung oder beharrliche Gesinnung, Grundsätze und Launen, Begierde und Befriedigung mischen sich zu augenscheinlich in die Auffassung des Gegenstandes ein, bestimmen zu unleugbar die Eindrücke, welche Dinge, Personen und Begebenheiten auf uns machen, als daß irgend jemand glauben könnte, durch die Prädicate, welche er dem, was er erfährt, in dieser Beziehung beilegt, das Wesen des Objectes, welches sich der Erfahrung aufdringt, bestimmen zu können. Alle diese Bestimmungen haben eine Bedeutung nur durch die Beziehung auf den Auffassenden; sie sind schlechthin relativ, und bedeuten nichts für den Gegenstand an sich.

Aber eben diese Relativität verbreitet sich um so sicherer über den gesammten Stoff unserer Erfahrung, je genauer wir ihn durchmustern. Die Sprache hat gemeinsame Bezeichnungen für die sinnlichen Eigenschaften der Dinge ausgebildet; Jeder glaubt zu wissen, was roth und blau, hart und weich ist. Aber eine Gewähr dafür, daß die rothe Farbe dem Auge des Einen so erscheine, wie dem des Andern, ist in der Empfindung selbst schlechterdings nicht vorhanden; Jeder hat gelernt, welche Gesichtsempfindung, die er hat, Andere roth nennen; deßhalb bedient er sich zur Bezeichnung desselben Wortes; aber die Möglichkeit, daß er dennoch etwas ganz anderes meine, ist so gewiß vorhanden, als es außer der angenommenen, aber ihrer übereinstimmenden Bedeutung nach bezweifelten Art der Bezeichnung durch Worte kein anderes Mittel der Verständigung gibt. Man verfolge diese Möglichkeit durch alle Sinnesempfindungen; wie schmeckt, riecht und sieht denn das Ding aus, abgesehen von der Farbe, dem Geschmacke, dem Geruche, welchen dieser oder jener als seine Empfindung ihm beilegt? Oder ist es nöthig, an die Thiere zu erinnern, die, wenn sie denken und reden könnten, das Was der Dinge unfehlbar nach ihren Empfindungen bestimmen würden, wie wir nach den unsrigen? oder den Gedanken auszubilden, daß andere und immer wieder andere Organismen unter andern Bedingungen der umgebenden Natur ganz anderen Empfindungen ausgesetzt sein würden, ohne daß diese Verschiedenheit der Empfindungen nöthigte, eine wirkliche Verschiedenheit der Objecte anzunehmen? Denn der Gegenstand, den der Blinde und der Sehende betasten, der Gesunde und der Gelbsüchtige sehen, ist derselbe, obwohl jener dem Sehenden mehr zeigt, als dem Blinden, dieser dem Gesunden etwas Anderes, als dem Gelbsüchtigen. Wer von ihnen hat ein Recht zu entscheiden, was der Gegenstand eigentlich ist? und welche Empfindung überhaupt hat es, da mehrere Sinne uns auch mehrere Eigenschaften verrathen und dennoch jede denselben Fragen unterliegen würde? Und wenn wir auch auf die Vollständigkeit unserer sinnlichen Erkenntniß von den Eigenschaften der Dinge Verzicht leisten wollten, welchem Sinne sollen wir glauben? welchem das Urtheil über das Wesen des Dinges anvertrauen? ist das Ding etwa das, als was wir es fühlen, oder das, als was wir es schmecken oder riechen oder sehen? und hebt nicht bei dem gleichen Anspruche aller Sinne auf die Bestimmung der fraglichen Beschaffenheit, gerade die Menge der Sinne den Glauben an jeden, mithin an alle auf? Oder sind etwa die einzelnen Wahrnehmungen desselben Sinnes zuverlässiger? und die verschiedenen Sinne unter einander immer einstimmig? da doch Sinnestäuschungen und Hallucinationen der verschiedensten Art uns vielfältig begegnen und eben

deshalb die Möglichkeit der Täuschung überall vorhanden ist. Wo bleiben endlich die angeblich dem Gegenstande für sich zukommenden Eigenschaften, wenn wir ihn außerhalb des Systemes von Bedingungen wahrnehmen, innerhalb dessen jene zum Vorschein kommen? Klingt das Metall noch im luftleeren Raum, leuchten die Farben ohne Licht, schmilzt das Eisen ohne die Hitze? Was sind denn die Dinge, deren Eigenschaften wir durch alle diese Prädicate des Klingenden, Gefärbten, Schmelzbaren u. s. w. zu bezeichnen meinten, für sich, ohne Rücksicht auf diese außerhalb ihrer vorhandenen Bedingungen?

Wir wissen es nicht, wenigstens erfahren wir es nicht durch die sinnliche Empfindung, ist die kurze Antwort auf alle diese Fragen, die sich mit leichter Mühe um viele vermehren lassen. Es würde gar nicht nöthig gewesen sein, auch nur so viel zu erwähnen, wenn nicht Alles an der Einsicht läge, daß die sinnliche Wahrnehmung über das Reale schlechterdings nichts verräth; daß keine einzige Empfindung, welche sie darbietet, auch nur im geringsten darauf Anspruch machen kann, absolut gesetzt zu werden. Denn der ganze Inhalt des Empfundenen ist an Relationen gebunden; und die Umstände bestimmen ihn dergestalt, daß ohne sie von einer bestimmten Empfindung gar nicht die Rede sein kann. Und dieser Gedanke der durchgängigen Relativität dessen, was die Empfindung, indem durch sie uns der Stoff der Erfahrung gegeben wird, als die Beschaffenheit der Dinge uns aufdringt, darf nicht in einer skeptischen Unentschiedenheit gelassen werden, so daß neben ihm dem Gedanken des Gegentheils noch einen Platz einzunehmen vergönnt wäre; sondern es muß als das erste, obwohl nur negative Resultat der bisherigen Gedankenbewegung festgehalten werden: daß der gesammte Stoff der Erfahrung nicht darauf Anspruch machen könne, die wahre Beschaffenheit der Dinge, wie sie an sich sind, auszudrücken, und daß mithin die absolute Qualität der Dinge der sinnlichen Wahrnehmung unbekannt sei.

Was also hat uns die Skepsis bis jetzt geraubt? das Seiende selbst? Keineswegs; wir fanden keinen Grund zu bezweifeln, weder daß die Empfindungen uns gegeben seien, noch daß ihnen irgend etwas entspreche, was unabhängig von ihnen selbst und mithin auch von uns bestehe. Denn wir haben die Empfindungen als Zustände unserer selbst kennen gelernt; als Zustände, die durch jenes unbekannte Seiende mit bedingt seien. Sondern nur die Qualität des Seienden ist uns verloren gegangen; ob für immer, können wir noch nicht entscheiden; der »Kinderglaube« ist uns geraubt, daß alle die Begriffe, welche von der Empfindung hergenommen sind, über die wahre Beschaffenheit der Dinge etwas entscheiden, und an der Stelle der gesuchten Qualität hat sich über den gesammten Kreis unserer Erfahrung der Schein verbreitet.

Und wozu nützt uns das gewonnene Resultat? — Es erschüttert das Vertrauen zu der gemeinen Weltansicht, und macht darauf aufmerksam, daß der Schein dem Wissen nicht nur hie und da, sondern überall im Wege steht, und daß es eine Aufgabe für das Denken ist, da vorwärts zu dringen, wo die Erfahrung bekennen muß an der Grenze zu sein. Dennoch sind in dem gewonnenen Resultate, eben weil es rein negativ ist, wenn auch Anregungen für die Wißbegierde, doch noch keine Motive für einen geregelten Fortschritt im Denken gefunden, und die Möglichkeit, die Skepsis noch höher zu steigern, nöthigt, auf den zweiten der oben angegebenen Gesichtspuncte näher einzugehen.

240. Fortsetzung. — Einer der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche. Problem der Inhärenz.

(Dasselbe Buch, S. 65—72.)

Jedermann glaubt zu wissen, was er meint, wenn er von Dingen mit mehreren Merkmalen redet, und dennoch ist die Bequemlichkeit des Denkens mehr als geneigt, den Vorwurf leerer Spitzfindigkeit auszusprechen, sobald eine genaue Analyse die Mangelhaftigkeit dieses Begriffes aufzudecken Miene macht.

Was lehrt uns die Erfahrung von den uns umgebenden Dingen? Die sinnliche Empfindung — denn dieser gebührt, wenn von dem erfahrungsmäßigen Wissen die Rede ist, jederzeit das erste Wort — macht uns bei den einzelnen Dingen mit einer Vielheit von Merkmalen bekannt: das Eisen ist schwer und schwärzlich und schmelzbar und

dehnbar, u. s. w.; die Dinge sind für sie schlechterdings nichts außer ihren Merkmalen, mit der Summe derselben identisch. Kein Theil dieser gegebenen Vielheit darf fehlen, ohne daß das Ding ein anderes würde; das Ding ist durchaus gleich der Gesammtheit seiner Merkmale.

Mithin ist auch kein Theil dieser Vielheit das Ding selbst, die Setzung des ersteren vertritt nicht die Setzung des letzteren. Das Weiße oder das Duftende ist nicht die Lilie, sondern die Lilie ist weiß und duftend u. s. w. Dennoch aber erlaubt uns die Erfahrung nicht, die gesonderte Reihe der Merkmale, durch deren Aufzählung wir das Ding beschreiben, in der Art an die Stelle des Dinges selbst zu setzen, daß dieses selbst seinem Sein nach in diese Menge zerfiele und zersplittert würde, sondern das Ding macht unzweifelhaft darauf Anspruch Eins zu sein. Und diese Einheit der Form ist mit der Vielheit der Merkmale, als des Stoffes, dergestalt verbunden, daß der Begriff des Dinges mit vielen Merkmalen gar nicht anders aufgefaßt werden darf, als so, daß die Dinge Complexionen ihrer Merkmale seien. Denn eine Complexion soll eben jene Verbindung eines Mannigfaltigen heißen, welches als Eins zu betrachten ist.

Die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung, welche das, was die Erfahrung über die Dinge aussagt, nur in einen bestimmten Ausdruck zusammenfaßt, zugegeben, finden wir uns augenblicklich in einer Verlegenheit. Mögen auch die einzelnen Merkmale bloßer Schein sein, der Schein weist hin auf ein Reales, welches ihm zu Grunde liege; und die Form der Einheit jedes einzelnen Dinges für nicht gegeben zu halten, verbieten die Gründe, die dem Skepticismus überhaupt seine Grenzen anweisen. Wir können den Dingen den Anspruch nicht verwehren, den jedes derselben macht zu sein; wir haben aber auch keine Gründe gegen die natürliche Auffassung, welche den Gedanken der Setzung an die ganze Complexion als eine heftet und behauptet, nicht die einzelnen Merkmale seien, sondern das Ding sei, und zwar so, daß es nicht gleich gilt, welcher Schein in der Einheit des Dinges zusammenfloß, sondern so, daß jeder andere Schein die Position eines anderen Dinges fordern würde. Denn, wenn nun von uns gefordert wird, das Gesetzte dieser Setzung anzugeben, d. h. zu sagen, was das Ding sei, so gibt es darauf keine Antwort, als die Aufzählung jener Reihe von Merkmalen; eine Antwort, welche der Frage unangemessen ist, weil, wenn einmal das Eine Ding als das Seiende gesetzt ist, dieser einfachen Setzung auch nur ein einfaches Was genau entsprechen kann. Und so finden wir uns mit unserem Begriffe der Dinge — denn nur von diesem ist die Rede — in einen Kreislauf der Gedanken verwickelt; die einzelnen, für die Empfindung gesonderten Merkmale bieten keinen festen Punct für die Eine Setzung dar, auf welche das Ding als Eines Anspruch macht; und die Eine Setzung, bei welcher es der Form des Dinges wegen sein Bewenden haben sollte, kann nicht ausgeführt oder wenigstens nicht festgehalten werden, sondern die Angabe dessen, was die Dinge sind, liegt in der erwähnten Reihe ihrer Merkmale; wir finden uns vom Stoffe an die Form, und von dieser wieder an den Stoff gewiesen u. s. f., weil nun einmal das Eine Ding als seiend durch Eine, und zwar absolute Setzung gedacht zu werden verlangt, und dennoch der Gedanke dessen, was es ist, abhängig ist von den vielen Setzungen seiner Merkmale. Dieses Hin- und Hergehen möchte nun zwar beschwerlich, aber doch noch erträglich sein, wenn es nur streng genommen erlaubt wäre. Aber es ist nicht erlaubt, abwechselnd Eins ums Andere zu denken; denn die vielen Setzungen um der einzelnen Merkmale, und die Eine Setzung um der Einheit willen, sollen in einem und demselben Begriffe zusammengefaßt werden; jedes Ding ist ja eben nichts anderes als die Einheit seiner Merkmale; der Gedanke einer Einheit aber, die eine Vielheit ist, hebt sich selbst auf; und doch gebietet die Erfahrung, den Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen gerade so und nicht anders zu denken, d. h. sie zwingt uns einen Begriff auf, der offenbar widersprechend ist.

Der Widerspruch ist so offenbar, daß es zu verwundern wäre, wenn nicht schon das gewöhnliche Denken, wie es sich in der Sprache seinen Ausdruck gegeben hat, ihm zu entfliehen Versuche gemacht hätte. Auch dürfte wohl Mancher in der bisherigen Entwickelung nicht diejenigen Ausdrucksweisen gefunden haben, in welchem ihm die Sache am geläufigsten ist. Und wirklich verhält es sich so, wie das Gefühl dieser Fremdartigkeit vermuthen läßt. Viel geläufiger nämlich, als die Bestimmung, daß die Dinge Complexionen ihrer Merkmale seien, dürfte es den Meisten gewesen sein zu hören, daß die Dinge **Besitzer** ihrer Eigenschaften seien, jene Merkmale **haben**. Sie, die Dinge seien; die Merkmale aber, die Eigenschaften seien in und an jenen, **inhäriren** ihnen; das Ding selbst erscheint nun als dasjenige Unbekannte, dessen Setzung nicht nur den festen Punct abgeben soll, um daran die Setzungen der Merkmale zu befestigen, sondern welchem es auch über-

tragen wird, die durch die Vielheit der Eigenschaften geforderten Setzungen durch eine einzige Setzung zu vertreten.

Ohne Zweifel ist durch diese Wendung der Gesichtspunct bedeutend verändert; es fragt sich, in wie weit sie zulässig ist, d. h. hier, in wiefern der Begriff des Dinges als des Besitzers seiner Eigenschaften dem Gegebenen entspricht? Nun treten aber in demselben hier das unbekannte Ding, von welchem man wenigstens so viel zu wissen behauptet, daß es seine Eigenschaften besitzt, dort die Gruppe der Eigenschaften, die ihm ankleben soll, auseinander; die letztere ist gegeben, als Gruppe; aber vergebens würde man suchen, wo denn das Ding ohne Eigenschaften, jener in unser Denken eingeführte Besitzer gegeben sei? Diese Umbildung des fraglichen Begriffes mag also immerhin ihre Veranlassung in dem Umstande haben, daß es nun einmal unbegreiflich ist, wie die Vielheit des Stoffes an den einzelnen Dingen in die Einheit der Form zusammenschmelzen könne; eine Veranlassung, die dringend genug ist, um den Gebrauch oder Mißbrauch zu entschuldigen, welchen die Systeme von den Worten: Substanz, Attribut, Accidenz, u. s. w. gemacht haben; für einen unmittelbaren und treuen Ausdruck des Gegebenen kann sie aber nicht gehalten werden, sondern lediglich für einen Versuch, sein eigenes Denken gegen jenen Widerspruch zu schützen.

Bei alle dem ist diese Auffassung mit der gewöhnlichen Vorstellungsweise so innig verwachsen, daß man vielleicht nur darum übersieht, daß in ihr eigentlich schon eine Abweichung von dem Gegebenen enthalten ist. Eben deshalb mag es erlaubt sein, sie für einen Moment als die ursprüngliche zu betrachten und zu fragen, ob etwa in ihr der Widerspruch verschwunden ist. Von dem Dinge wissen wir nun nichts weiter, als daß es die Eigenschaften hat; dieses Haben und Besitzen ist sein eigenthümliches Was, und auf die Frage nach seinem Was gibt es keine Antwort, als die Angabe dieses seines Besitzens. Aber das besitzende Ding ist nach wie vor Eines; sein Besitzen aber ein vielfaches, und zwar ein so vielfaches, als die Zahl der Merkmale groß ist, durch welche wir mit ihm selbst bekannt wurden. Mithin wiederholt sich hier dieselbe Verlegenheit, wie früher, indem auf die Frage: was ist das? wiederum nur durch die Aufzählung des vielfachen Besitzens geantwortet werden kann, dessen Vielheit nicht fähig ist, in die Einheit eines Begriffes zusammenzugehen; wie doch nöthig wäre, damit auf jene einfache Frage eine einfache Antwort erfolgte. Die Einheit des Dinges fordert, daß es bei Einer Setzung sein Bewenden haben solle; die Vielheit seines Besitzens verlangt, daß es bei ihr nicht sein Bewenden haben solle; und beides, dieses Sollen und Nichtsollen, müßte doch in die Identität eines und desselben Begriffes zusammenfallen, damit sich behaupten ließe, unter der gemachten Voraussetzung sei der Widerspruch verschwunden.

Man möchte sich nun vielleicht gefallen lassen, diese Ansicht wieder aufzugeben, um so mehr, da die Annahme eines seinen Eigenschaften gegenüberstehenden Besitzers dem Gegebenen nicht entspricht, und sich auf die Unbekanntschaft des Dinges berufend, den oben schon berührten Gedanken schärfer hervorheben, daß das Ding dasjenige sei, dessen Eine Setzung die Setzungen seiner Merkmale vertreten soll, so daß der Gedanke des Dinges selbst gleich sein soll der Summe der Gedanken, durch welche seine Merkmale gedacht werden. Wirklich scheint diese Auffassung mit der vorigen sich in dem gewöhnlichen Denken zu verbinden; indem die Worte, durch welche die Sprache die einzelnen Sinnendinge bezeichnet, vollkommen als die Repräsentanten aller der Gedanken angesehen werden, welche die Wahrnehmung jener selbst zur Folge hat. Soll sie jedoch nicht zurückführen in die Ungereimtheit einer Complexion mehrerer Merkmale, und in ihrer eigenen Bedeutung scharf festgehalten werden, so kommt der Widerspruch dadurch nur desto deutlicher zu Tage. Zwar an sich ist es nicht widersinnig, wenn man unter bloßen Gedanken verweilend, das, was bisher als Einheit betrachtet wurde, als Complexion darstellt, und einem Begriffe, der durch Einen Gedanken gedacht wurde, eine beliebige Vielheit substituirt, sobald nur diese Vielheit fähig ist, in die reine Einheit des Begriffes wieder zusammenzugehen; kein Mathematiker nimmt Anstoß, eine gegebene Größe als Product aus beliebigen Factoren anzusehen, und so könnte man wohl auch unternehmen, die Vielheit der Merkmale so zu betrachten, daß sie sich der Einheit des Dinges ohne Gefahr substituiren lassen, und diese als die Stellvertreterin jener gelten könne. Man könnte sich versucht fühlen — um einen Ausdruck hier schon zu anticipiren, welcher später einer näheren Erklärung entgegensieht — die Vielheit der Merkmale für eine zufällige Ansicht von dem unbekannten Dinge zu halten, indem man für die verschiedenen Merkmale ein einziges Seiendes, mit einem Worte, eine Substanz annimmt, mit welcher die Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften dem

Begriffe nach zusammenfalle. Welchem Begriffe nach? fragen wir, um uns nicht durch einen Kunstgriff des Denkens um das sichere Bewußtsein des Gegebenen bringen zu lassen. Dem Begriffe der stellvertretenden Substanz nach? diese ist schon an sich einfach, in ihr ist nichts Mannigfaltiges, was erst in eine Einheit zusammenzugehen brauchte. Oder dem Begriffe der sinnlich gegebenen Empfindungen nach? Aber diese sind so beschaffen, daß keine derselben für sich fähig ist, mit der andern zu verschmelzen, und in dieser Verschmelzung aller mit allen sich durch die Eine Substanz repräsentiren zu lassen. Die Farbe des Dinges ist und bleibt ihrem Was nach verschieden von dem Geruche; ebenso bleiben Geruch und Gestalt zweierlei, und keine Macht des Denkens ist im Stande, aus ihnen eine Einheit hervorzuzaubern, die nun einmal nicht in ihnen liegt; es ist mit einem Worte unmöglich, die Summe der einzelnen Merkmale als eine zufällige Ansicht der Substanz zu betrachten. Mithin, weil das, was mit dem Dinge gegeben ist, und deshalb so, wie es gegeben ist, gedacht zu werden verlangt, Vieles ist und bleibt, ist es auch unbegreiflich, wie die Eine Setzung gleich sein solle den vielen Setzungen, weil eine Setzung ohne ein Gesetztes ein leerer Begriff und Identität der Setzungen ohne Identität dessen, was gesetzt wird, ein bloßes Wort ist, welches wohl einem willkürlichen Denken, aber nicht einer treuen Auffassung des Gegebenen entspricht. Demnach hat sich uns das Ding mit vielen Merkmalen aus einem durch seine sinnlichen Eigenschaften Bekannten in ein durchaus Unbekanntes verwandelt; und nur die Ungereimtheit ist uns geblieben, daß die Erfahrung uns nöthigt, das unbekannte Eine als den Repräsentanten für die Vielheit der Merkmale zu betrachten, das Denken aber, und zwar auf das Geheiß derselben Erfahrung, diese Repräsentation für unmöglich erklärt, weil die verschiedenen sinnlichen Empfindungen, unähnlich den Willensbestimmungen politischer Committenten, unfähig sind als eine reine Einheit dessen, was ist, aufgefaßt zu werden. Dadurch ist ein Zwiespalt zwischen Erfahrung und Denken befestigt, der aber zum Unglück als Zwiespalt nicht einmal fortbestehen kann, und dessen getrennte Glieder nothwendig in einen Widerspruch zusammentreten, sobald wir die Dinge durch ihren Begriff zu denken unternehmen, indem die Einheit und die Vielheit dessen, was sie eigentlich seien, vollkommen gleichmäßig in den Inhalt desselben eindringen; worin sie eben ohne Widerspruch nicht bei einander wohnen können. —

Es braucht nun wohl kaum erinnert zu werden, daß die in dem Begriffe des Dinges mit vielen Merkmalen liegende Hindeutung auf das Reale keineswegs unmittelbar zu demselben hinführt, und daß vielmehr für den, welcher ein Interesse daran hätte, wenn er denkt, auch so zu denken, daß nicht seine Gedanken selbst sich aufheben, ihren eigenen Inhalt vernichten, und durch innere Kriege in fortwährender Verwirrung bleiben, in der dargelegten Beschaffenheit eines der gewöhnlichsten Erfahrungsbegriffe ein Problem gefunden ist, welches einer weitern Bearbeitung entgegensieht und ganz einfach in der Frage liegt: wie läßt sich denken, daß die Eine Setzung des Dinges gleich sei den vielfachen Setzungen seiner Merkmale? Schlechthin und ohne nähere Bestimmungen läßt sich nun das gar nicht denken; der Begriff wird also wohl anders gedacht werden müssen; für die Antwort aber, wie er zu denken sei, d. h. für die Lösung des Problems sind wir noch so sehr von allen Hülfsmitteln entblößt, daß wir vor der Hand den Gedanken in der Mißgestalt liegen lassen müssen, die er für uns angenommen hat, und uns zu den übrigen Erfahrungsbegriffen wenden, um sie einer ähnlichen Erörterung zu unterwerfen. Ja nicht einmal auf die Geschichte der Philosophie erlauben wir uns hier einzugehen, indem das, durch die Erfahrung zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartig aufgeregte menschliche Nachdenken dieses Problem fast niemals rein aus den Verwickelungen des Gegebenen herausgehoben hat. Zwar die Substanz des Spinoza mit den beiden ihr inhärirenden Attributen der Ausdehnung und des Denkens, die Identität der Natur und des Geistes in der Einheit des Absoluten, die Annahme einer Seele mit mehreren Vermögen und Kräften, oder die zweier Seelen, einer ψυχή und eines νοῦς, die aber in der Einheit eines und desselben Ich coincidiren, unterliegen, obwohl kein einziger dieser Begriffe erfahrungsmäßig gegeben ist, denselben Schwierigkeiten im Denken, wie das gemeinste sinnliche Ding; aber, so wie der Fluß der Veränderungen die Dinge ergreift und mit sich fortreißt, so flossen auch die Begriffe des Seienden und des Werdenden in den Köpfen der Denker zusammen, so sehr, daß man bald die Frage nach dem, was die Dinge sind, durch die Hinweisung auf die Substanz als das Beharrliche im Wechsel beschwichtigen, bald das Werden und das Sein in Einer Anschauung zusammenfassen zu können, bald endlich dem nichtseienden Seienden, welches im ewigen Kreislauf seinem eigenen Nichts entflieht, um in dasselbe zurückzukehren, zu Liebe, seine Begriffe in einem ähnlichen Wirbel herumtreiben zu müssen geglaubt hat.

241. Fortsetzung. — Die Substanz; — Krieg der Erfahrung gegen die Logik.

(*J. F. Herbart*, Kurze Encyklopädie der Philosophie [1831] S. 260—262; 258—259.)

I. Anaxagoras soll gesagt haben, der Schnee sei schwarz. Er durfte eigentlich nur sagen: die Substanz des Schnees sei nicht weiß. Hier mag man bequem anfangen, um über den Begriff der Substanz nachzudenken, von welchem wir zunächst zu reden haben.

Das Beispiel des Anaxagoras kann zunächst auf den Gedanken leiten: die Veränderlichkeit der Dinge, wenn sie gefrieren, oder schmelzen, oder wie immer sonst die Gestalt wechseln, führe auf den Begriff ihres Urstoffs, der weder weiß noch schwarz, weder starr noch flüssig sei. Das ist wahr; aber es gibt nur den Begriff des Beharrlichen; ein richtiges Merkmal der Substanz, und gleichwohl noch nicht den ersten, wesentlichen Begriff derselben.

Ein Ding braucht sich eben nicht zu verändern, damit man gewahr werde, daß die mancherlei sinnlichen Eigenschaften, woran es erkannt, und wodurch es von andern unterschieden wird, nicht das eigentliche Wesen des Dinges ausmachen können. Es ist nur nöthig, das Ding zu beurtheilen. Z. B. der Schnee ist weiß. Der Schnee ist kalt. Der Schnee ist locker. Der Schnee besitzt eine krystallinische Bildung. Das genügt zuvörderst zu der Frage: Mußte denn das Weiße eben kalt sein? Mußte denn das Kalte gerade locker sein? Mußten denn die kleinen Schneekrystalle gerade geschickt sein, um Schneebälle daraus zu machen? Die Begriffe von dem Allen hängen gar nicht zusammen; die Erfahrung verknüpft sie gleichwohl ganz fest, indem wir den Schnee mit Augen sehen und mit den Händen greifen.

Aber die Erfahrung kann mit aller ihrer Macht doch nicht verhindern, daß nicht der Begriff des Schnees aus einander falle in lauter Merkmale ohne Zusammenhang. Der Begriff schmilzt früher als der Schnee selbst. Und der Begriff des Eisens, strengflüssig wie es ist, schmilzt gerade so leicht wie jener des Schnees; nämlich durch die Urtheile: das Eisen ist grau; das Eisen ist schwer; das Eisen ist hart, u. s. w

Was ist nun der Schnee? und was ist nun das Eisen? Das heißt: was ist das Subject, welchem die Urtheile das Dasein verdanken, da sie ohne Subject nicht bestehen können? Denn ihre Prädicate bezeichnen, jedes einzeln genommen, nichts Selbständiges.

Wer auf diesen Fragepunct gekommen ist, der schaut in ein Dunkel, worin er schlechterdings nichts zu erkennen vermag. Aber mit dem Nichts kann er sich nicht befreunden. Wo nichts wäre, da würde auch nichts erscheinen. Die Erfahrung fährt immer fort, hier Schnee und dort Eisen zu zeigen, in ganzen Massen, um deren Größe wir uns jedoch nicht bekümmern. Die Fragen: was sind Schnee und Eisen? zielen auf die Qualität; diese meint man zu kennen, aber jeder Versuch, sie zu beschreiben, zerfließt in die Angabe der Merkmale, zu denen das Subject fehlt.

Das vermißte Subject nun, welches in unserer Kenntniß fehlt, in der Natur aber nicht fehlen kann, ist die Substanz.

Der Idealist würde sagen, es fehle auch in der Natur. Er würde Schnee und Eisen für Erscheinungen erklären. Wem denn erscheinen sie? Ohne Zweifel Uns. Anstatt dieses Pluralis Uns setzt der Idealist schnell das Ich; indem wir einander gegenseitig erscheinen. Sind denn die andern Menschen um Mich her auch nur Erscheinungen für Mich? Oder bin Ich nur eine Erscheinung für Sie? Und wer von Ihnen ist denn eigentlich Derjenige, dem die andern erscheinen? Er wäre am Ende die wahre Substanz. Möge Er nur nicht auch wieder ein Ding mit mehreren Merkmalen werden, zu denen das Subject fehlt! Geholfen wenigstens hat diese, von Anfang an falsche, idealistische Wendung des Nachdenkens zu gar Nichts. Denn die Meinung war, Schnee und Eisen sollten nicht Substanzen sein, damit man sich nicht genöthigt sehe, unbekannte Substanzen einzuräumen; das Dunkel ist aber damit nicht heller, sondern noch finsterer geworden. Nimmt man vollends das zu Hülfe, was schon oben über das Ich gesagt worden, so wird offenbar, daß der Idealist in demselben Augenblick, als er Schnee und Eisen für Erscheinungen im Ich oder in Uns erklärte, höchst unbehutsam in einen Sumpf trat, den er für sicheren Boden hielt. Zwar nicht das wirkliche Ich unseres Selbstbewußtseins ist ein Sumpf; aber die idealistische Meinung vom Ich ist allerdings ein solcher.

II. Jedes der metaphysischen Probleme erhebt für sich allein Krieg wider die Logik. Daraus entsteht in den Köpfen der Menschen ein Gesammteindruck, als wäre die Metaphysik ein Wald von Ungereimtheiten, welchen zu vermeiden, man nur nöthig habe, auf dem offnen und weiten Felde der Erfahrung an der Hand der Logik einherzugehen. Sie setzen nämlich voraus, an der

Einstimmung zwischen Logik und Erfahrung könne Niemand zweifeln. Fehlerhafte Bearbeitungen der Metaphysik verstärken, indem deren Verkehrtheit in die Augen springt, das nämliche Vorurtheil. Auf einer etwas höhern Stufe der Speculation aber ändert sich die Sache. Die Logik wird angeklagt, daß sie das Wissen wenig fördere. Die Erfahrung soll sich ebenfalls bescheiden, ihre Lehren seien kein wahres Wissen, sondern nur gültig für Erscheinungen. Die Dinge außer uns werden uns ja nur bekannt, in so fern wir sie uns vorstellen! Eine so wahre Bemerkung verleitet zu neuem Irrthum; nämlich zu dem vorhin erwähnten, alles Wissen liege im Ich. Die böse Frage: wie kommt die Kenntniß eines Dinges, das außer mir ist, in mich hinein, diese Frage scheint das Ich zu verschonen, darum, weil es gar nicht außer sich, sondern nur in sich ist. So meint man, weil man auf dieser Stufe der speculativen Betrachtung theils von dem Ich, theils von der wahren Beschaffenheit der Probleme, von der Art sie aufzulösen, von dem Zusammenhange metaphysischer Wahrheit und Ueberzeugung noch keinen richtigen Begriff hat. Diejenigen endlich, welche den metaphysischen Problemen zu Gefallen die Logik umschaffen wollen (welches insbesondere Hegels Unternehmen ist), kommen der Untersuchung näher. Sie sehen ein, daß die Logik nicht dürfe ignorirt, daß sie vielmehr in Einstimmung müsse gesetzt werden mit der Erfahrung; indem die eingebildete Freundschaft der Erfahrung und der Logik gerade dasjenige ist, woran es fehlt, und zwar so sehr fehlt, daß eben aus diesem alten, und stets fortdauernden Fehler die ganze Metaphysik entsprungen ist und noch jetzt entspringt.

Weil nun die Erfahrung und die Logik über die ersten Grundbegriffe von dem was Ist und geschieht, mit einander in Streit liegen, — indem die Erfahrung selbst uns widersprechende Begriffe aufdringt, deren Ungereimtheit bei der logischen Analyse zum Vorschein kommt: — so entsteht die Frage: wer soll nachgeben? die Logik? oder die Erfahrung?

Hegel sagt: die Logik. Darum hat er eine neue Logik geschaffen, welche gerade so, wie die Erfahrung, voll ist von Widersprüchen, und, was das Merkwürdigste ist, diese Widersprüche auch gar nicht verhehlt, nicht umwickelt, nicht entschuldigt, sondern sie als bare Wahrheit nackt und dürr hinstellt.

Manche Personen meinen nun, es sei am besten, Hegeln zu ignoriren. Aber solches Vornehmthun ist eitler Dünkel. Läge zu Hegels Lehren kein Grund in den Formen der Erfahrung: so wäre er nimmermehr auf seine Paradoxa gekommen. Der Kern seiner Logik ist die Erfahrung selbst.

DRITTE ABTHEILUNG.

Zur concreten.

I. Das System des Seins und des Wissens, wie es auf dem ein angeblich absolutes Wissen gewährenden eingebildeten theocentrischen Standpunct erscheint.

S. das Lehrbuch, vgl. auch oben Nro. 233. I.

II. Das System des Seins auf dem anthropocentrischen Standpuncte.

S. das Lehrbuch.

III. Das System des Wissens auf dem anthropocentrischen Standpuncte: epistematische Morphologie oder Encyklopädie.

1. Zur speciellen Encyklopädie.

S. das Lehrbuch und viele Nummern dieses Lesebuches.

2. Zur vergleichenden Encyklopädie.

242. Das Erfahrungs- und das speculative Wissen.

(*E. Röth*, Geschichte unserer abendländischen Philosophie I. [1846] S. 2—8.)

Unser gesammtes Wissen besteht aus zwei großen, unter einander sehr verschiedenen Gebieten. Das erste umfaßt die Kunde von all den zahllosen einzelnen Erscheinungen, die das in seinen Theilen und in seinem Umfang unendliche Weltall unserer Wahrnehmung und Beobachtung darbietet. Dies ist der Kreis unserer Kenntnisse.

Das zweite Gebiet des Wissens besteht aus unseren Einsichten von den der Erscheinungswelt zu Grunde liegenden allgemeinen Ursachen und den Gesetzen ihrer Thätigkeit. Dies ist der Kreis unserer Erkenntnisse.

Das erste Gebiet, das unserer Kenntnisse, bietet den Anblick einer unendlichen, scheinbar regellosen Mannigfaltigkeit dar. Die in dem Weltall bemerkbaren Einzeldinge, ihre Thätigkeiten und Zustände, die Erscheinungen, welche das in einem ewigen Fluß der Entwickelung begriffene Weltganze der Sinnenwahrnehmung unaufhörlich darbietet, machen den Gegenstand dieses Wissensgebietes aus. Alle unsere Erfahrungswissenschaften gehören dahin, und bestehen nur aus einer geordneten Zusammenstellung unserer Kenntnisse von den Einzeldingen und Einzelerscheinungen, mögen sie nun die einzelnen Theile der Außenwelt und der in ihr wahrnehmbaren Erscheinungen, die Gegenstände der äußeren Erfahrung, betreffen, oder die einzelnen Kräfte und Erscheinungen unseres eigenen Geistes, die Gegenstände der inneren Erfahrung. Das gesammte Ergebniß aller dieser einzelnen Erfahrungswissenschaften, sowohl über die Gegenstände der äußeren als der inneren Erfahrung, vereinigt sich zu einem großen Ganzen, zu einem Gesammtbilde der Erscheinungswelt, zu unserer Weltanschauung. Unsere Weltanschauung entsteht demnach aus der Gesammtheit jener unendlichen Mannigfaltigkeit unserer Kenntnisse von den einzelnen Dingen und den einzelnen Erscheinungen. Diese Erscheinungen richtig, d. h. übereinstimmend mit der Wirklichkeit und gesondert von den Täuschungen des Sinnenscheines, darzustellen, ist die ganze Aufgabe der Erfahrungswissenschaften.

Dies Gesammtbild der Erscheinungswelt, unsere Weltanschauung, bietet nun den Stoff für jene höhere, dem menschlichen Geist eigentlich und ausschließlich zukommende Denkthätigkeit dar, welche darin besteht, diese unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen auf eine innere Einheit zurückzuführen. Dies ist die Aufgabe unserer Erkenntniß, die das zweite, höhere Gebiet unseres Wissens bildet. Dies höhere Gebiet unseres Wissens soll die Enthüllung einer tieferen Ordnung und Gesetzmäßigkeit darbieten, welche hinter jener äußerlichen Regellosigkeit der Erscheinungen verborgen liegt; es enthält die Versuche, welche der menschliche Geist gemacht hat, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in eine kleine Zahl allgemeiner Ursachen aufzulösen, die Gesetze ihrer Thätigkeiten nachzuweisen, und die gesammte Erscheinungswelt auf eine einfache letzte Ursache, die Gottheit, zurückzuführen.

Denn eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzusuchen und demgemäß auch das Ganze seiner Erkenntniß, die ein möglichst getreues Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, auf eine solche Einheit zurückzuführen, dazu treibt den menschlichen Geist mit Nothwendigkeit theils die innere Natur seines Denkens, weil die Begriffsbildung selber aus der Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen nach einer solchen Einheit hin aufsteigend vor sich geht, theils die Beobachtung der Erscheinungswelt, die ihm durch tausend Spuren eine solche Einheit verräth.

Ein solches Gebäude der gesammten Erkenntniß, zurückgeführt auf eine letzte und höchste Einheit, an welche sich die einzelnen Erkenntnisse geordnet anreihten, dies würde, wenn es vorhanden wäre, die Philosophie, die Erkenntnißwissenschaft sein. Die Philosophie würde dann die Einsichten aus den in sämmtlichen Erfahrungswissenschaften angesammelten Kenntnissen in sich

vereinigen, und jede Erfahrungswissenschaft würde mit ihren letzten und höchsten Ergebnissen in diese Erkenntnißwissenschaft, in die Philosophie, hineinreichen. Diese Vorstellung von der Philosophie, als von einem die sämmtlichen Erfahrungswissenschaften umfassenden Erkenntnißganzen, war es, welche dem Aristoteles vorschwebte. Ein solches Erkenntnißganzes aus den zu seiner Zeit vorhandenen Kenntnissen aufzubauen und in seinen Schriften der Nachwelt zu hinterlassen, war das Ziel seiner Anstrengungen und die Frucht seines Lebens.

Ebenso verschieden, wie in ihrem Wesen, sind diese beiden Wissensgebiete, das der Erfahrungswissenschaften und das der Philosophie, auch in ihrer Entstehungsweise. Der Kreis unserer Kenntnisse entsteht aus unseren Wahrnehmungen, aus der Erfahrung und der Beobachtung der Erscheinungen. Der Kreis unserer Erkenntnisse dagegen entsteht aus der reinen Thätigkeit unseres Denkens über die vermittelst der Wahrnehmungen uns zugekommenen Kenntnisse von der Erscheinungswelt. Die Kenntnisse sind der Stoff, aus denen sich unser Geist die Erkenntnisse bildet. Obgleich also die Erkenntnisse ein reines Erzeugniß unserer geistigen Thätigkeit, unseres Denkens sind, so haben sie doch keineswegs ein von der Erscheinungswelt und der Erfahrung unabhängiges Dasein. Denn wenn uns auch die Erkenntnisse nicht unmittelbar durch die Erfahrung geboten werden, sondern der menschliche Geist selber durch eine schöpferische Thätigkeit sie erzeugt, so würde doch ohne die Kenntniß der Erscheinungswelt diese schöpferische Thätigkeit des Geistes nicht stattfinden können, weil ihr der Stoff zur Erzeugung der Erkenntnisse fehlen würde.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß das menschliche Denken aus sich selber, unabhängig von der Erscheinungswelt, Erkenntniß erzeugen könne; ein Irrthum, der auf einer Selbsttäuschung beruht, zunächst veranlaßt durch die Art und Weise, wie der menschliche Geist sich die Erkenntniß über seine eigene Natur erzeugt. Weil man hierzu keiner Erfahrung aus der Außenwelt bedarf, so gerieth man auf den Wahn, als erzeuge das Denken durch sich selbst, durch seine bloße eigene Thätigkeit, die Erkenntniß, indem man übersah, daß auch hier dem reinen Denken, der Bildung der Begriffe und der durch sie vermittelten Erzeugung der Erkenntniß, eine Wahrnehmung und Beobachtung der inneren Seelenzustände vorhergehen muß, also eine innere Erfahrung, welche zur Begriffs- und Erkenntnißbildung ebenso den Stoff hergibt, wie die außenweltliche Wahrnehmung und Erfahrung den Stoff zur Erzeugung der Erkenntniß über die Erscheinungswelt.

Eine zweite Veranlassung dieses Irrthums liegt darin, daß die Bildung der Begriffe und der Erkenntnisse über die Erscheinungswelt in den meisten Fällen nicht aus den mittelbaren Wahrnehmungen der Erfahrung und Beobachtung hervorgeht, sondern ihren Stoff aus den Vorstellungen schöpft, d. h. aus den im Geiste angesammelten Eindrücken gehabter Wahrnehmungen, welche der Geist nach den Bedürfnissen der Begriffs- und Erkenntnißbildung nach freier Willkür in sich hervorzurufen vermag. Auch dieser Umstand konnte die Täuschung herbeiführen, als seien die so gebildeten Begriffe und Erkenntnisse freie Erzeugnisse des Denkens, unabhängig von der Erscheinungswelt.

Eine dritte Veranlassung dieses Irrthums endlich ist die Art und Weise, wie der Geist die Erkenntnisse über das Unendliche, die Gottheit, hervorbringt. Bei der Erzeugung aller Erkenntniß über Gegenstände der endlichen Erscheinungswelt liegt eine bestimmte Reihe von einzelnen Erscheinungen vor, deren Erklärung und Auslegung die zu bildende Erkenntniß enthalten soll. Die von dem Geiste durch das Denken hervorgebrachte Lösung kann in einem solchen Falle unmittelbar mit den Erscheinungen verglichen und so ihre Richtigkeit bestimmt werden; denn richtig ist sie nur dann, wenn sie alle Erscheinungen genügend erklärt, also mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Bei allen Erkenntnissen hingegen, welche sich auf das Unendliche und die Gottheit beziehen, sind es keine einzelnen Erscheinungen, deren Erklärung durch die Erkenntniß gegeben werden soll, sondern nur die allgemeine Weltanschauung im Ganzen und Großen. Nur unsere Vorstellungen von dem Weltganzen, und insofern die Gottheit als ein geistiges Wesen gedacht wird, die allgemeinen Aehnlichkeiten des einzigen geistigen Wesens, das wir unmittelbar durch die Erfahrung kennen, des menschlichen Geistes, diese sind es, welche den Stoff zu den Begriffsbildungen und Schlüssen darbieten, durch welche das Denken eine annähernde Erkenntniß von diesen höchsten und schwierigsten Gegenständen zu erzeugen strebt. Bei den auf diese Weise hervorgebrachten Erkenntnissen kann also von keiner Prüfung ihrer Richtigkeit durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Wirklichkeit die Rede sein, weil uns gerade über die schwierigsten Theile dieser Untersuchungen die Erscheinungswelt keine unmittelbaren Erfahrungen gewährt. Sondern das

einzige Prüfungsmittel dieser Art von Erkenntnissen sind die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen, deren Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Erscheinungswelt die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansichten nachweist, aus denen sie hergeleitet sind. Weil auf solche Weise diese höchsten Erkenntnisse mit der Erfahrung aus der Erscheinungswelt in einer nur lockeren und entfernten Verbindung stehen, weder unmittelbar aus derselben hervorgehen, noch in Bezug auf ihre Richtigkeit unmittelbar an derselben geprüft werden können, so konnte die Meinung sich bilden, als entstünden sie ganz unabhängig von aller aus der Erscheinungswelt genommenen Erfahrung, und seien ein reines Erzeugniß der bloßen Denkthätigkeit.

Diese Meinung ist also ein bloßer Wahn; das reine Denken kann unabhängig von der Erfahrungswelt keine Erkenntniß erzeugen; im Gegentheil, diese beiden Wissensgebiete, das unserer Kenntnisse, der Erfahrungswissenschaften, und das unserer Erkenntniß, der Philosophie, hängen trotz der Verschiedenheit ihrer Entstehungsweise auf's engste mit einander zusammen, und unser Erkenntnißgebäude ist ganz von dem Stande unserer Erfahrungswissenschaft abhängig.

Wären nun die Erfahrungswissenschaften abgeschlossen, und umfaßten unsere Kenntnisse wirklich das gesammte Feld der Erscheinungen, so wäre die Möglichkeit vorhanden, daß auch unsere Erkenntnisse, als die höchsten Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften, ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Ganze bildeten, wenigstens so weit es dem menschlichen Geiste möglich ist, sich eine sichere Erkenntniß überhaupt zu erzeugen. Denn alle höchsten und letzten Begriffe, unter die zwar alle übrigen untergeordnet werden, die aber selbst, eben als die höchsten, keinen noch höheren mehr untergeordnet werden können, sowie alle mit dem Unendlichen, der Gottheit, in Verbindung stehenden, sind theils nach der Natur unseres Begriffsgebäudes, theils nach der Natur unseres endlichen Geistes für unser Denken in ihrem inneren Wesen unerfaßlich, und nur auf negativem Wege annähernd erreichbar. Nur bei einem abgeschlossenen Stande der Erfahrungswissenschaften also könnte die Philosophie eine vollendete Wissenschaft sein, und würde die Erkenntniß der Wahrheit gewähren, wenigstens soweit ihr Besitz dem menschlichen Geiste vergönnt ist.

Es bedarf keiner besonderen Beweisführung, daß die Erfahrungswissenschaften von einem Zustande der Vollendung und Abgeschlossenheit noch unendlich weit entfernt sind. Es kann also schon aus diesem Grunde von einem vollendeten und abgeschlossenen Zustande des Erkenntnißwissens, der Philosophie, von einem endlichen Besitze der Wahrheit, gar nicht die Rede sein.

Da nun der unvollständige Zustand des Erfahrungswissens keinen hinreichenden Stoff darbietet, um aus dem Erfahrungswissen selbst ein solches Erkenntnißganze hervorzubringen, so ist ein Denker, welcher ein vollständiges Erkenntnißgebäude aufstellen will, gezwungen, die Lücken des Erfahrungswissens durch sein eigenes schöpferisches Denken zu ergänzen. Dieses schöpferische Denken — die Speculation — besteht wesentlich darin: die Erkenntnißbestandtheile, welche sich in dem vorhandenen Vorstellungskreise schon vorfinden, von einem dem Denker eigenthümlichen Standpuncte der Betrachtung aus, auf eine bisher noch nicht dagewesene Weise unter einander zu verknüpfen und so durch Folgerungen eine neue Erkenntniß zu erzeugen; wobei also die Neuheit der Erkenntniß nicht in der Neuheit der Erkenntnißbestandtheile, sondern nur in der Neuheit und Eigenthümlichkeit ihrer Verknüpfung und der daraus gezogenen Folgerungen besteht. Auf diese Verknüpfung selbst aber gelangt der Denker gewöhnlich nicht durch eine in allen ihren Mittelgliedern nachweisbare Schlußfolgerung, sondern durch eine jener plötzlichen Ahnungen, eine jener Eingebungen, welche die unwillkürliche Frucht einer vorhergegangenen geistigen Aufregung sind. Auf diese Weise kann allerdings durch Vorahnen der Wahrheit von begabteren Geistern die Erkenntniß wenigstens vorbereitet und angebahnt werden. Dies ist so wahr, daß alle Fortschritte, selbst der Erfahrungswissenschaften, auf solchen Vorahnungen der begabteren Geister beruhen, die in erleuchteten Augenblicken einer gesteigerten geistigen Erregtheit Wahrheiten erkannten, zu denen sie in diesem Augenblicke selbst den Weg einer regelmäßigen Beweisführung noch nicht bahnen konnten. In weit höherem Grade finden aber diese vorahnenden Vermuthungen bei denjenigen Gegenständen statt, die an den Gränzen unseres Erkenntnißvermögens liegen, und die gerade zu den höchsten Aufgaben der Philosophie gehören, d. h. den Vorstellungen vom Geistigen, von dem Unendlichen, der Gottheit.

243. a. Natur der Empirie.

S. das Lehrbuch.

243. b. Natur der Philologie; Probe der herrschenden Begriffsverwirrung.

(Deutsche Vierteljahrsschrift, 1843. III. S. 59—63; S. auch oben Nr. 102.)

Das erste Bedürfniß der Philologie ist, daß sie sich ihrer selbst bewußt werde, daß die Philologen endlich einmal, nach jahrhundertlangem Treiben ihrer Sache, diese philosophisch auffassen, definiren und begreifen lernen. Es ist in der That eine Schande und gereicht diesem ihrem Treiben zu nicht geringer Unehre, daß sie noch nicht einmal zu solcher Besonnenheit, zu solchem Nachdenken über sich selbst, zu solcher Schärfe des Urtheils, zu solcher Einkehr in sich und in ihre Angelegenheit gekommen sind, daß sie wüßten, was sie trieben, wozu sie es trieben, welche Idee sie davon zu hegen, welches Ziel sie dabei zu verfolgen hätten; in welchem Verhältnisse solches zum Ganzen stünde; wie es eingriffe in das übrige Getriebe der Welt; welchen Standpunct es denn eigentlich einnehme in dem Reiche der Dinge. Wahrlich es ist ein gar schlimmes Zeugniß für ihre Lectüre der alten Philosophen, eines Plato, Aristoteles u. s. w., wenn sie daraus nicht einmal so viel profitirt haben, daß sie über ihre eigene Wissenschaft zu philosophiren gelernt. Erst in ganz neuer Zeit ist der allgemeine philosophische Sinn auch zu einigen von ihnen gedrungen, dergestalt, daß nun etliche sich daran versucht haben, sich und die Welt über ihre Sache aufzuklären. Aber da hat sich von neuem wieder der Mangel an jener Schärfe des Urtheils herausgestellt. Jeder derselben, der darüber geschrieben, hat davon auch eine andere Definition gegeben; so unsicher also und so schwankend sind die Ansichten! So gar wenig fest und bestimmt weiß der Philolog, welches Ziel er im Auge haben, was er eigentlich betreiben, warum er es betreiben solle. Natürlich fehlt nun auch die Kenntniß des Wie und der geeignetsten Mittel. Zum schlagenden Beweise für diese unsere Behauptungen, wollen wir einmal hier die neuesten Erklärungen von der Philologie in chronologischer Ordnung unsern Lesern vor Augen führen:

1) Friedr. Aug. Wolf (Museum der Alterthumswissenschaft. I. Bd. S. 124) nahm sie in gleichem Sinne mit Alterthumswissenschaft, und zwar als den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt, daß wir geschickt werden die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. (Wie breit diese Definition, und doch nicht den gewohnten Begriff von Philologie umfassend! Und bloß zum Genusse sollte die Philologie dienen?)

2) Böckh (im Rheinischen Museum. Erster Jahrg., 1827, S. 41.) Ihm ist Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnißmäßig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens des Volkes. (Auch viel zu unbestimmt.)

3) Schelling: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 76, vergl. S. 319. Er gibt dem Philologen, ihn mit dem Künstler und Philosophen zusammenstellend, zur Aufgabe die historische Construction der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen habe. (Zu eng wieder diese Definition, obwohl hinsichtlich des Zweckes der Philologie ein Schritt höher.)

4) Matthiä: Encyklopädie und Methodologie der Philologie (Leipzig 1835. S. 1.) Er versteht unter einem Philologen denjenigen, welcher das Studium des griechischen und römischen Alterthums und der Sprache beider Völker zum Gegenstande seiner geistigen Thätigkeit gemacht hat. (Eine Definition, die daran leidet, daß im zweiten Theile ein Specielles des Vorhergehenden noch besonders zum Gegenstande der Philologie gemacht, nicht das Rechte zum Mittelpuncte dieses Studiums gesetzt wird.)

5) Mützell: Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft (Berlin 1835.) Ihm ist „die Philologie die Wissenschaft des inhaltsvollen Wortes, die Wissen-

schaft der freien Manifestation des menschlichen Geistes durch Rede und Schrift.« (Wieder zu hoch und zu fein; zu pretiös!)

6) Haase: Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie (Leipzig 1835.) (Gibt auch nicht das Rechte.)

7) Milhauser: über Philologie, Alterthumswissenschaft und Alterthumsstudium für Studirende (Leipzig 1837). Er versteht unter Philologie die Kunst des Verstehens oder das, was aus der sich vervollkommnenden Thätigkeit des Bestrebens zum mittelbaren Erkennen der zum Belehren und Bilden aus den sprachlichen Mittheilungen Anderer nöthigen Geistesfunctionen in gleicher Weise hervorgegangen ist und hervorgehen kann. (Dunkel und unklar!)

8) Otfr. Müller: in der Beurtheilung der Milhauserschen Schrift (in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1836. Nro. 169 ff.) Er setzte das Feld der Philologie »in der Geschichte des Menschengeschlechts und in der ganzen vollen Auffassung des antiken Geisteslebens.« (Auch zu allgemein!)

9) Ihlefeld (im Quedlinburger Programm vom Jahre 1838) hält die Philologie gar nicht für eine Wissenschaft, die ein Wissensgebiet enthielte, sondern für eine auf Fertigkeit beruhende Kunst. (Als ob nicht jede Fertigkeit, jede Kunst auch zu einer Theorie, zu einem System, zu einer Wissenschaft erhoben werden könnte!)

10) Mager (die moderne Philologie, in der pädagog. Revue, Juli 1840. S. 8) lehrt sie als die Wissenschaft auffassen, ein Volk oder einen Kreis von Völkern in der Allseitigkeit ihrer Existenz bis auf den Grund ihrer Seele zu erforschen. (Ist das nicht vielmehr Ethnographie?)

11) Ein Ungenannter im Conversationslexikon der Gegenwart (Leipzig 1840) IV. Bd. Erste Abtheilung S. 156 ff., theilt die Philologie in zwei Theile: in die niedere und die höhere. Jene ist ihm das wissenschaftliche Betreiben der Sprachen solcher Völker, deren Bildung und Litteratur kennen zu lernen man für nöthig hält, entweder weil man für die vaterländische Litteratur und Bildung noch bedeutende Bereicherung daraus zu erstreben hofft, oder weil dieselbe in ihrer Entstehung und Fortbildung aus jenen hervorgegangen und vervollkommnet worden ist und darum auch nur durch Zuziehung jener in ihren Richtungen und Eigenschaften vollständig erkannt werden kann. Diese sei frei von dem materiellen Zwecke, die Litteratur eines Volkes zur Bereicherung der positiven Kenntnisse ausbeuten zu wollen, und beschäftige sich mit der Sprache als solcher, um aus ihren Erscheinungen und Bildungen das Wesen und die Eigenschaften der geistigen Kräfte des Menschen und die Art und Weise ihrer Thätigkeit zu erkennen. Philologie wäre hiernach = Sprachkunde im höchsten und allgemeinsten Sinne. (Also auch diese Definition nicht ganz richtig!)

12) Freese: der Philolog, eine Skizze. Stargarder Gymnasialprogramm vom Jahre 1841. Freese versteht unter Philologie die Summe aller Kenntnisse, welche sich auf die Griechen und Römer beziehen. (Zu allgemein!)

13) Jahn: in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. XII. Jahrg. 35. Bd. 2. Heft. S. 230. Bei Gelegenheit der Anzeige und Beurtheilung der Freese'schen Abhandlung. Er faßt die Philologie als gleichbedeutend mit »Sprachforschung.« (Auch nicht das Richtige. Wieder einseitig!)

14) Kirchner: akademische Propädeutik, §. 487 ff. S. 350 ff. Der Begriff der Philologie im engern Sinne oder des historisch-kritischen Sprachstudiums beschränkt sich zwar auf eine engere Sphäre der Erkenntniß als die allgemeine Sprachwissenschaft, sofern sie es nur mit dem wissenschaftlichen Studium einer oder einiger unter sich verwandten Sprachen zu thun hat. Allein innerhalb dieses Kreises gewinnt derselbe eine sehr ausgedehnte Bedeutung, indem er zugleich eine möglichst vollständige Erkenntniß des innern und äußern Lebens der betreffenden Nationen und ihrer Culturzustände in ihrer historischen Entwickelung aus den vorhandenen Kunst- und Litteraturwerken, Behufs der kritischen Behandlung und Auslegung der letztern und der Erkenntniß und Nachahmung der classischen Kunstformen in sich schließt.

Zum Gegenstande eines historisch-kritischen oder (?) philologischen Sprachstudiums kann natürlich die Sprache und Litteratur nur solcher Völker gemacht werden, welche ein eigenthümliches Geistesleben stufenweise entwickelt und eine selbständige Bildung in den verschiedenen Zweigen einer Nationallitteratur oder eines eigenthümlichen, schaffenden Kunstgeistes ausgeprägt haben. — — Die vollständigste Ausbildung nach allen Seiten hin bewährt die alt-classische Philologie als eine in sich geschlossene selbständige Wissenschaft, welche dem Geiste die Kenntniß einer untergegangenen, in Kunst, Wissenschaft, Leben und Sitte bis zur Vollendung der Form durchgebildeten Welt des Alterthums, hauptsächlich der Griechen und Römer und der ihnen verwandten Volksstämme, auf welche die moderne Bildung großentheils begründet ist, eröffnet. Dieses geschieht mittelst des Studiums der beiden altclas-

sischen Sprachen, der griechischen und römischen, und der in denselben verfaßten auf uns gekommenen Litteraturwerke sammt den Kunstdenkmälern als Gegenstände kritischer Forschung und Auslegung und der Erkenntniß der classischen Kunstform der Darstellung in Prosa und Poesie, nebst der Fertigkeit ihrer Anwendung im Lateinischen. Hiernach theilt er sie ein in drei Theile, welche aber nicht getrennt für sich daständen, sondern sich einander bedingten und ergänzten: a) die formale Philologie oder die classische Sprachkunde; b) die reale Philologie oder die classische Auslegungskunst; c) die praktische Philologie oder die classische Stylistik. (Leidet an etwas zu großer Breite. Sonst gewiß das Wahre.)

So haben wir denn ein wahres Register von Definitionen einer und derselben Sache vor uns, und zwar einer so lang schon und so viel geübten Sache, und keine stimmt völlig mit der andern überein. Ist es nun gleich auf der einen Seite höchst erfreulich und durchaus anerkennungswerth, daß man in neuester Zeit bestrebt ist den Begriff zu erfassen und damit das Wesen und das Ziel und den Zweck der Philologie philosophisch zu ergründen und zu bestimmen, so muß es doch auf der andern Seite für den Philologen selbst, der da denkt und fühlt und nicht *pecudum more* sein Geschäft treiben will, ohne sich auch bewußt zu sein, was er treibt und weßhalb er's treibt, in hohem Grade bekümmernd und schmerzhaft sein, daß über sein Fach ein solcher Zwiespalt obwaltet, so daß er, ist er jung, vielleicht sich in ungewisser Verlegenheit befindet, wie er die Sache anfassen soll.

243. c. Natur der Historie.

S. oben die Nummern 87—89, 99—101, 104, und das Lehrbuch.

244. Natur der Philosophie.

(*J. F. Herbart*, Kleinere Schriften III. [1843] S. 133—143).

Philosophie. — Es gibt eine philosophische Sinnesart, welche dem philosophischen Studium vorangehen muß. Das Wort Wahrheitsliebe will sie bezeichnen. — Verzichtleistung auf glänzende Gedanken ist das Wesentlichste. Es gibt eine unendliche Menge möglicher Meinungen, denen eine noch weit größere Mannigfaltigkeit von Formen der Darstellung sich anbietet, wodurch sie sich geltend machen, die Gemüther bewegen und gewinnen können. Der Schein der Virtuosität pflegt einer Zusammenstellung kühner Behauptungen, einer Anhäufung von nicht gemeinen Kenntnissen, bei einer geläufigen Zunge und Feder — um nicht zu sagen, bei einer derben Faust und einem tapfern Degen, — so leicht zugestanden zu werden! und die meisten Menschen haben so wenig Lust, von dem bequemen Vorurtheil abzulassen, daß an dem, was scheint, doch wohl Etwas Wahres auch sein müsse! Wie man nun im gemeinen Leben immer das Gute mit dem Schlimmen verschmolzen findet, und weil man es nicht sondern kann, eins mit dem andern sich gefallen läßt: so pflegen die Leute, die in Ermangelung des Wissens, doch etwas meinen wollen, sich aus den öffentlich dargebotenen Systemen das und jenes auszusuchen, was ihnen gefällt und wodurch sie sich selbst zu gefallen hoffen, pflegen es mit den Kraftäußerungen ihrer eigenen Dreistigkeit, mit ihren eigenen Einfällen zu mischen, und wenn sie einiges Gehör finden, sich darum nicht zu bekümmern, ob sie die Masse der Täuschungen vermehren; ob sie sich selbst täuschen; ob sie vom Irrthum zu einer zügellosen Lebensart fortgerissen werden und zum Falschen das Schlechte und Verderbliche häufen. — Für diese Fragen geht denen der Sinn aus, welche das Starke, das Berauschende in Worten und Gesinnungen, statt des Reinen und Gesunden sich wohlbehagen lassen.

Damit hängen die philosophischen Ansichten zusammen.

Wessen Geschmack verdorben ist, wer das Bizarre, das Wilde, das Flüchtige, das Süßliche liebt, — der ist auch für die Forschung nach Wahrheit verdorben.

Wer da meint, er müsse sich in allen schmutzigen Winkeln des gemeinen Lebens herumtreiben, um das Leben kennen zu lernen, wie sollte der nicht auch meinen, er müsse sich an alle Irrthümer hängen, um ein versuchter Forscher zu

werden, und an der Schlechtigkeit und Schande theilnehmen, um Charakter zu gewinnen!

Die Virtuosität des Unfugs aller möglichen Art sei ein für allemal verbannt, wenn wir von Philosophie reden.

———

Verwandt der Sinnesart des Philosophen sind alle, welche in irgend einer Sphäre das Unveränderliche suchen, sofern sie das thun. Nehmt aus dem ökonomischen Streben das Anhängen am Zeitlichen, Veränderlichen hinweg; behaltet die Liebe zur Ordnung, zur Gleichmäßigkeit, zur festen und sich selbst reproducirenden Einrichtung: damit harmonirt die Philosophie. — Nehmt dem Dichter seine launenhafte Hingebung an Phantasien des Augenblicks, und seine Lust, alles Glänzende und Bewegte mit gleicher Liebe aufzunehmen, behaltet den Reichthum und die Intension seiner Anschauung, seine Kraft, die vorübereilenden Bilder zu fesseln, und sie zusammenzufügen zu einem ewigen Effect: damit harmonirt die Philosophie.

Der hervorstechendste Zug der philosophischen Sinnesart ist Geduld; das Unveränderliche kann nicht ungeduldig machen. Hierauf geheftet macht man sich los, soweit es nöthig ist, vom Zeitlichen. — Jeder Mensch steht in einer Menge von Wünschen mitten drin, davon ein großer Theil vergeblich oder höchst unsicher ist. Sich befreien zu können von dem Druck der letztern und in der Sphäre des Möglichen, wenn schon dieselbe sich hier verengt, dort erweitert, fortdauernd eine heitere Beschäftigung zu finden: ist ein wesentliches Princip der Kunst zu leben. Und ein großer Geist sucht stets diese Sphäre des Möglichen zu erfüllen.

———

Philosophie als Studium, das man treibt und weglegt, als temporäre Beschäftigung, entgegengesetzt dem bleibenden, in Alles sich einführenden Geiste der Philosophie, der beinahe Zustand wird oder doch Charakterzug, verhalten sich wie Vertiefung und Besinnung.

Nicht ohne Vertiefungen kann die Besinnung erhalten werden. Aber in die Besinnung geht nicht bloß Eine Classe von Vertiefungen ein; sondern alle Vertiefungen, die das Leben schafft. So setzt sich die Besinnung auch des Philosophen zusammen. Je länger und richtiger aber die Philosophie als Studium hatte einwirken können auf alle andere Vertiefungen: desto philosophischer muß zuletzt die Besinnung werden; desto mehr muß sie das ruhige Leben veredeln, das allzuglückliche beschränken, und das vom Schicksal getroffene aufrichten und stärken.

Wie äußern nun die einzelnen Theile dieses Studiums ihren Einfluß? Und mit welchen Graden von Sicherheit oder Gefahr?

Wollte man hier auf andere Systeme Rücksicht nehmen: so hätte das Studium vielleicht gar keine Theile; und jeder falsche Lehrsatz würde mitwirken. Davon sehen wir hinweg.

Was zuerst das Formelle des Studiums anlangt: so muß man unterscheiden das Suchen, vom Finden und dem Gefundenen. Das Suchen erfordert Charakter, und übt ihn. Aber es übt ihn nur von Seiten der Geduld und Gewissenhaftigkeit. Es schwächt ihn hingegen, indem es das Handeln sehr aufhält, die Zeit dazu verfehlen macht, und von den Gelegenheiten desselben entfernt. Daher ist das Suchen eine Aufopferung, die nicht dauern soll, und wozu Wenige fähig, Wenige auch nur berufen sind. Die Lehrart der Philosophie muß daher, ohne zwar den Weg der Forschung im mindesten zu beengen, doch dafür sorgen, daß das Gelernte sich als ein selbst-Nachgedachtes leicht fassen, halten und gebrauchen lasse [1]).

Die formelle Wirkung des Gefundenen soll sein Ueberblick über das Ganze unserer Angelegenheiten und Studien; und Gefühl von der Wohlthat der Ordnung unter Begriffen, und der Kraft, diese Ordnung hervorzubringen. (Philosophie studirt Niemand für Andere, sondern für sich. Das Gegentheil zu bekennen wäre beschämend.)

Aber wer die Philosophie mit ganzer Seele auffaßt, der begnügt sich nicht, ihre Lehrsätze in einer einzigen bestimmten Form festzuhalten, sie in einer festen Reihe zu durchdenken. Sondern, nachdem die Regelmäßigkeit der Form ihm den Dienst geleistet hatte, der Richtigkeit des Systems sich leichter zu versichern: jetzt streift er die Hülle ab und sucht durch beständige Uebung in mannigfaltigen Verbindungen und Anwendungen alles in Einen Gedanken zu fassen, von welchem jeder Theil ihm zu jeder Zeit gleich unmittelbar gegenwärtig sein muß.

Hier kommt viel darauf an, daß an diesem Einen Gedanken theoretische und praktische Philosophie gleich viel Antheil haben mögen. Denn es läßt sich kein Blick werfen auf den Menschen, kein Blick auf die Gesellschaft, kein Blick auf das Ganze des Weltalls, welcher nicht in gleichem Grade beiderlei Betrachtungsarten nach beiden Theilen der Philosophie erforderte. Und da von unserer Ansicht des Menschen, der Gesellschaft und des Universums der Geist aller unserer Arbeit und Erholung, der

Werth unserer einsamen und geselligen Stunden abhängt: so ist es sehr nothwendig zum Leben, daß man innerlich verbinde, was der Vortrag der Wissenschaft äußerlich trennt, und trennen muß wegen der Art, wie die Sätze gefunden werden.

Philosophie ist Untersuchung der Begriffe [2]. — Was ist Begriff? Was ist Untersuchung? Was ist Untersuchung der Begriffe? — Ueber Begriff erklärt sich die Logik. Was Untersuchung sei? darüber gibt die Logik einige Auskunft; sie spricht über das äußere Ansehen der Zusammenfügungen mehrerer Begriffe. Aber was Untersuchung der Begriffe in ihrem Innern bedeute: darüber muß man hauptsächlich die Metaphysik fragen. Metaphysik nämlich ist die Lehre von der Begreiflichkeit der Erfahrung, oder, wenn man will, Naturphilosophie. Die Natur gibt viel zu beobachten und zu experimentiren; daraus entstehen Physik und Chemie. Aber die Beobachtungen und Experimente geben viel zu denken; daraus entsteht Metaphysik. Wiederum, dies Denken geht so schwer von statten, daß eine Menge von Versuchen, es so und anders anzufangen, gemacht sind und gemacht werden; das sind die verschiedenen philosophischen Systeme. Endlich, um sich über das bloße Versuchen und Rathen zu erheben, ist noch eine Methode dieses Denkens gesucht worden. Diese heißt uns Methode der Beziehungen. Was sind Beziehungen? Ungefähr so viel, als nothwendige Voraussetzungen. Die Methode der Beziehungen steht an der Spitze der Metaphysik. Sie lehrt die Widersprüche auflösen, welche, wenn die nothwendigen Voraussetzungen verkannt werden, in dem Innern der Begriffe selbst entstehen müssen. Dadurch offenbart sich, worin das Räthselhafte der Erfahrung eigentlich liege [3]. Nämlich einer solchen Erfahrung, die als Factum nicht mehr zweifelhaft, sondern bekannt und bestimmt genug ist, um in bestimmte Begriffe gefaßt werden zu können. Wo dies noch fehlt, da muß die Physik weiter vorarbeiten (z. B. in den physiologischen Lehren). — Ist eine Metaphysik wenigstens in den Grundzügen vorhanden: so klärt sich auch dadurch das Verhältniß der übrigen Systeme zu den Aufgaben sowohl, als eines Systems gegen die andern hinreichend auf.

Es ist aber wohl zu bemerken, daß es auch Begriffe gibt, die nicht aus der Erfahrung entstehen, sondern die wir selbstthätig erzeugen; dahin gehören die sittlichen Begriffe. Allgemein, die ästhetischen. Diese lassen sich nur in Rücksicht auf ihren Gegenstand untersuchen. Wenn uns etwas gefällt oder mißfällt, so kommt es darauf an, genau zu wissen, wo eigentlich das Gefallende oder Mißfallende liege. Es kann sich finden, daß dessen eine mannigfaltige Mischung, auch mit Einmengung ganz gleichgültiger Nebensachen vorkommt. Sehr selten oder nie zeigt sich das ganz Einfache für den Geschmack. Dies aufzufinden, zusammenzustellen und dem künstlerischen Gebrauche desselben die allgemeine Anleitung zu geben, ist die Sache der Aesthetik, und davon ist die sogenannte praktische Philosophie oder Moral und Naturrecht ein Theil. Die praktische Philosophie sagt nämlich, was der Mensch thun und lassen müsse, um nicht sich selbst zu mißfallen; um mit sich zufrieden zu sein. In Rücksicht dessen nun pflegt man sich zu fragen: was habe ich für Pflichten? Was habe ich für Rechte? Die einen sucht man in der Moral, die andern vorzüglich im Naturrecht, (sofern sie nicht durch Satzungen bestimmt sind); deßwegen hat auch das Naturrecht mehr Liebhaber als die Moral. Aber die ganze Unterscheidung ist falsch. Man bemerke nun: daß Rechte Andere verpflichten, und wir Anderer Rechte zu respectiren verpflichtet sind. Hier hilft man sich mit dem Unterschiede zwischen Zwangspflichten und unvollkommenen Pflichten. Aber alle Pflicht ist vollkommen, oder gar keine; aller Zwang ist ein Zusatz zu dem, was schon vorher Recht oder Pflicht sein muß. Diese Fehler werden genauer aufgedeckt in der praktischen Philosophie.

Zweck der Philosophie; oder: wozu ist die Philosophie gut? Sie sucht das höchste Gut, und vermöge dessen einen Zustand höchster Befriedigung und Ruhe; oder doch die Annäherung dahin. Sie erhebt sich demnach über die geringeren Güter, über alles Wechselnde und Zeitliche; sie sucht das Ewige und Unveränderliche. — Hier muß man nun wohl unterscheiden Philosophie als Studium, und die philosophische Sinnesart, welche letztere der Gewinn sein soll von jenem; aber nicht bloß von jenem, sondern auch von der übrigen Ausbildung.

Alles Studium, alle Bemühung ist mühsam; ist oft ermüdend; und belohnt nicht immer auf der Stelle. Zuweilen jedoch erfreuen Momente des Gelingens; und es läßt sich begreifen, daß eine gelingende Annäherung an die Erkenntniß des höchsten Gutes doppelt erfreuen muß; theils als Fortschritt überhaupt, theils durch ein Vorgefühl des Höchsten, was erreicht werden kann. — Das philosophische Studium beginnt mit Ansichten, geht fort durch Speculation, und endigt

mit der **Wissenschaft**. Zu den Ansichten dienen verschiedene Systeme, in denen man sich versuchen muß; in jedem so lange, bis man den Irrthum desselben einsieht. Erst nach solchen Vorübungen geht man zweckmäßig zur Speculation fort; alles verständige Hören und Lesen über Philosophie aber ist Speculation. Denn es ist Fortschritt in fremden Gedanken, Versuch, ob man folgen könne; also schon darum, weil man noch in einer neuen Gedankenerzeugung begriffen ist, nicht Wissenschaft; welche letztere ein ruhiger Besitz sein muß, und ein Stehen auf einem festen und durchaus eigenen Puncte.

Philosophische **Sinnesart** läßt sich natürlich **vor** der Wissenschaft nur ungefähr beschreiben. Sie ist **Ruhe**, welche jedoch **Beschäftigung** verträgt, und selbst aufsucht, weil sie zum Theil in der steten Anerkennung unendlicher praktischer Aufgaben besteht. Die Beschäftigungen mögen gelingen oder mißlingen; beides bedeutet für unendliche Aufgaben nicht viel. Eine mäßige Freude begleitet das eine, dem andern wird Geduld entgegengesetzt. Das Maß aber für alle Gemüthsbewegungen ist dies: die Besinnung an die Wissenschaft und die mit ihr zugleich anerkannten Aufgaben nicht zu verlieren.

Soll nun philosophisches Studium zur philosophischen Sinnesart **führen**, so gehört dazu 1) vielseitige Ausbildung; 2) wohlgeleitetes Studium. Ohne Anleitung und zwar sorgfältig abgemessene Anleitung sich tief in höhere Speculation einlassen, kann gefährlich werden. Man geht in ein Labyrinth, aus dem nicht Jeder den Ausweg findet. — Es muß dasjenige vermieden werden, was das Gemüth zu sehr beunruhigen und gefährlich aufreizen könnte; es muß ferner dasjenige bald hervorgestellt werden, was dem Gemüthe sichere Haltung gibt. — Hauptsächlich praktische Philosophie.

Je mehr Einer gelernt hat, dem Zusammenhange des zuvor einzeln Gelernten nachzufragen, das Gewisse vom Ungewissen zu scheiden und sich mit Bescheidenheit in mancherlei Versuchen des Denkens zu üben, je mehr er von der möglichen Verschiedenheit der Meinungen, und von den Consequenzen solcher und anderer Meinungen erfahren hat, desto näher ist er der Philosophie gekommen. Diese durchdringt alle Wissenschaften, und es sind daher auch Spuren und Bruchstücke von ihr in jeder Wissenschaft zu finden, die mit rechtem Ernst getrieben wird. Folglich: je mehr verschiedene Wissenschaften Einer kennt, desto mehr Anfänge der Philosophie besitzt er. Nur sind die Anfänge und Bruchstücke nichts Ganzes. Es gibt in der Philosophie einen solchen Zusammenhang der Wahrheit, noch weit mehr aber des Irrthums, daß einzelne Bruchstücke für sich wenig oder nichts bedeuten. Folglich: je mehr Einer seine Wissenschaft ausschließend als sein **Fach** betrachtet, je mehr er verschmäht, sich um andere Fächer zu bekümmern, desto mehr **Unphilosophie** liegt in seinem Thun. Diese Unphilosophie ist höchst schädlich, denn sie trennt die Wissenschaften und ihre Pfleger so sehr, daß unrichtige Meinungen sich mehr und mehr einwurzeln, und ein Zusammenwirken in solchen Puncten, wo es nöthig ist, sehr erschweren.

Ueberzeugung. — Ueberzeugung ist willenloses Bejahen oder Verneinen dessen, was zweifelhaft sein konnte. — Wie der Zweifel der Weisheit Anfang, so ist Ueberzeugung das Ziel der Philosophie.

Werth der Ueberzeugung! — Nein, zuvor Werth des Zweifels! Die gemüthlich fortschlendernden Leute, denen kein Zweifel einkommt, sind ein schwaches Geschlecht; gemacht zum Genießen, aber unwürdig, daß irgend eine ernste Wissenschaft sich ihnen mittheile, denn alle Wissenschaft hat sich emporringen müssen aus dem Zweifel.

Können Sie sich einen Mann denken, — einen wahren, echten, männlichen Mann, — ohne ein scharfes, umschauendes, prüfendes Auge? Eine männliche Sinnesart, ohne Vorsicht, die immer wache, ohne Behutsamkeit, die, wo es nöthig ist, zu mißtrauen wisse? Wohl glücklich wären wir, wenn die Menschen umher uns nicht lehrten, zu mißtrauen! Aber, wie in der Welt der Menschen, so, ja noch schlimmer, ist's in der Welt der Meinungen. Hier darf kein Gedanke, kein Begriff uns begegnen, den wir nicht, als des Irrthums verdächtig, anhalten müßten. Der lange Lauf der Zeiten hat Irrthum getragen in Alles; das viele Reden der Menschen hat jedem Irrthume Sprache gegeben; die Pressen haben der Sprache des Irrthums eine endlose Vernehmlichkeit durch Räume und durch Zeiten zugesetzt; endlich der Eifer entgegengesetzter Irrthümer hat einen jeden ausgerüstet mit dem stärksten, glänzendsten, am leichtesten verführenden Ausdrucke. Diese Masse des verstärkten und vervielfachten Irrthums kommt uns entgegen, wohin wir uns wenden im Reiche des Denkens. Sei es, daß wir uns erkundigen nach dem, was ursprünglich **recht** sei und unrecht: — recht ist, rufen einige Stimmen, daß der Stärkste an Leib und Seele der Herr sei, und

daß die Andern ihm dienen, — und Aristoteles begünstigt diese Meinung. Recht ist — so erschallt's von der andern Seite — Freiheit und Gleichheit; Rechte sind angeboren einem Jeden, Rechte auf Güter des Leibes und auf geistige Güter. Rousseau steht für diesen Satz. Unsere deutschen Naturrechte wollten schlichten, vergleichen, verbessern; — sie sind verschwunden, und von ganz verschiedenen Seiten kommt man sich heut zu Tage entgegen in dem Satze: es gibt kein Naturrecht, es gibt nur eine Ethik oder praktische Philosophie. Muß ich erinnern an ein noch größeres Uebel? An die Gegensätze religiöser Meinungen? Der Vorwurf des Irrthums erschallt hier von allen Puncten nach allen Seiten. Du irrst! ruft nicht nur dem Protestanten der Katholik, sondern sogar der Reformirte dem Lutheraner. Du irrst! rufen einander gegenseitig die Schulen zu, in deren einer man demonstriren will, was die andere als aller Demonstration unzugänglich demonstrirt, was eine dritte bloß geglaubt, und eine vierte unmittelbar angeschaut wissen will. Ich verweile nicht bei den Streitigkeiten, welche unter den Aerzten, unter den Chemikern und Physikern über die Zuläßigkeit der allerersten Grundbegriffe obwalten, sondern ich frage: dürfen wir uns der Untersuchung aller dieser Dinge gleichgültig entschlagen? Dürfen wir unvorsichtig unter allen diesen entgegengesetzten Meinungen die erste beste wählen, die etwa durch ein heiteres oder durch ein trübsinniges Ansehen uns besticht? Dürfen wir uns preis geben der lächerlichen Einbildung, was der neueste, der jüngste Lehrer, der zuletzt aufgetretene Schriftsteller vortrage, das sei das Wahre, denn die Zeit sei in beständigem Fortschreiten? Wie? diese Zeit wäre im Fortschreiten, wohl gar in einem sicheren Fortschreiten alles Wissens und Denkens nach allen Seiten; — diese Zeit, welche an allen Irrthümern der Vergangenheit leidet, welche matt und schwach geworden ist über dem Ungestüm, den früherhin die streitenden Meinungen haben ausbrechen lassen! — Oder wollen wir lieber gar Verzicht thun auf die Beantwortung, indem wir die Fragen vergessen? Verlangen wir nicht belehrt zu sein über Recht und Gottheit, über die Welt und über uns selbst? Wer dies Verzichtleisten leicht findet, der sehe wenigstens zu, wie eng und immer enger und niedriger und dumpfer sich die Sphäre zusammenziehen wird, in welcher er nun sein geistiges Leben einschließen muß. Wer es versucht, sich für die große Menge dessen, was er nicht zu wissen verlangt, zu trösten mit dieser oder jener voreiligen Annahme gewisser Sätze, die ihm unentbehrlich scheinen: der wird es erfahren, wie die angenommenen Sätze sich in ihren Folgerungen ausbreiten und wie auch diese Folgerungen die doppelte Unbequemlichkeit fühlen lassen: einmal, mit ihrer grundlosen Dreistigkeit anzulaufen gegen die besser überdachten Behauptungen der Andersdenkenden und da der Beschämung entgegenzugehen; zweitens, das eigene Bewußtsein wie mit der Stimme des bösen Gewissens zu plagen, eben darum, weil man selbst wohl weiß: es sind ungeprüfte, nur auf gut Glück angenommene Sätze.

Es gibt nur Eine Wahl: man ist entweder muthig oder feige. Entweder, man ist stets bereit, Alles zu prüfen, oder man ergibt sich der Unsicherheit und dem schwankenden Meinen überall.

Das schwankende Meinen aber ist einem charakterlosen, ja einem nichtswürdigen Leben nur allzu nahe verwandt. So wie hingegen eine wohl gewonnene Ueberzeugung die Stütze des geistigen Daseins und die stets ergibige Quelle eines nachdruckvollen Handelns ist. — Es steht fest: man kann dem Zweifel nicht entgehen, und es ist ein unverständiges Unternehmen, ihn unterdrücken zu wollen. Nun aber denken Sie sich, es gebe eine Kunst, sich aus dem Zweifel emporzuarbeiten, es gebe eine Möglichkeit, Ueberzeugung zu erlangen. Wir wollen nicht fragen, welches diese Kunst sei, welchen Namen sie führe. Gelingt es aber, sich innerlich in dem eigenen Gemüthe zu befestigen, so daß man nun wisse und sich bestimmt sagen könne, welches Urtheil man fällen müsse über die Gegenstände des Zweifels: so hat man die Freude des Wissens, — die Freude der gelungenen Arbeit, — die Zuversicht im Handeln. Doch wozu das Wissen loben, was Jeder wünscht, was Jeder sucht zu erlangen, auf allen Wegen, die dazu führen mögen? Mit einer oft unbegreiflichen Liebhaberei werden Pflanzen gesammelt und Lesarten verglichen; mit Gefahr des Lebens wird die Natur befragt in den Tiefen der Berge und in den obern Regionen einer zum Athmen schon nicht zureichenden Luft: — aber freilich in die *Tiefe der Begriffe* hinabsteigen, das ist noch beschwerlicher und selbst mißlicher, als die gewagteste Luftreise. — Wollen wir uns dadurch abschrecken lassen? Die Menschheit im *Ganzen* läßt sich *gewiß* nicht schrecken! Und sie wird, ich sage es dreist, sie wird ihren Zweck erreichen. Die Nebel einer falschen Metaphysik werden so gewiß verschwinden, als die einer falschen Chemie und Astronomie haben weichen müssen.

Historische Ueberzeugung: »ich kann nicht anders *sehen*!« Philosophische Ueberzeugung: »ich

kann nicht anders *denken.*« Subjectiv gültig: *ich* kann nicht anders; objectiv gültig: *der Gedanke selbst* führt auf eine innere Unmöglichkeit seines Gegentheils. Darauf beruht alle Metaphysik. — Wiefern kann speculative Ueberzeugung popularisirt werden? Sofern man Jemanden in die Einsicht der Unmöglichkeit des Gegentheils hineinzuversetzen im Stande ist. Und dies kommt darauf an, wie weit die Sammlung und Aufmerksamkeit reicht.

Ueberzeugung beruht auf der Durchdringung der Begriffe. Also auf der Einheit des Bewußtseins, in welchem mehrere Begriffe einander begegnen. Darauf, daß der eine nicht weiche, indem der andere hinzutritt; daß beide nicht weichen, indem der dritte hinzutritt u. s. w. Das ist nur möglich bei großer absoluter Stärke der einzelnen Begriffe, und bei einer vollkommenen Gegenwart derselben im Bewußtsein.

Sofern Ueberzeugung zugleich Nothwendigkeit fühlbar macht, gehört dazu hinreichend freie Stellung des Geistes in der Mitte der Begriffe, um einen jeden zu wenden, und des Widerstreits gewahr zu werden, worauf Behauptung des Gegentheils führen würde.

Wahrheit. — In jedem Augenblicke seines geistigen Daseins sucht der Mensch, er wolle es sich nun gestehn oder nicht, — sucht und strebt der Mensch nach Wahrheit. Es ist eine Redensart, ein wenig präciser Ausdruck, wenn Jemand von *lieblichen Täuschungen* redet. Die Täuschung als solche kann nie geliebt werden; wenn aber nach dem gehässigsten Dinge unter der Sonne gefragt wird, dann nennen Alle mit Einem Munde die *Lüge!* — Der Betrogene, der Verblendete kann sich in einem süßen Taumel befinden; er weiß aber während der Zeit nicht, daß er verblendet ist, die Täuschung hält ihn gefangen. Entkömmt er dieser Gefangenschaft, gehn die Augen ihm auf, welcher Verdruß alsdann, welche Scham! Es dünkt ihn, er vernehme das Hohngelächter des Betrugs.

So peinlich es nun ist, sich den Täuschungen preis gegeben zu wissen; so gibt es nicht desto weniger Personen, welche sehr eilig sind im Namen der Menschheit, das eben so wunderliche, als demüthigende Geständniß abzulegen: das sei nun einmal das Mißgeschick des Menschen, umherzuirren in Täuschungen aller Art. Und das sei Weisheit, sich geduldig zu ergeben in ein solches Geschick. Ich widerspreche diesen Personen und *dieser* Weisheit.

Es gibt Wahrheit. Es gibt zu allererst Wahrheit, innere Wahrheit in den Dingen selbst. *Was Ist, kann sich nicht um sein eigenes Sein betrügen.* Und auch der *Schein* — dieser täuscht zwar in dem, was er, als ob es wäre, vorbildet und vorspiegelt, aber *das Scheinen selbst ist nicht Schein*, sondern Wahrheit. (Die Sonne scheint wirklich — sich zu bewegen. Durch das Vergrößerungsglas scheinen wirklich die Dinge vergrößert.) Schon diese Wahrheit des Scheins müßte demjenigen werth und theuer sein, der an aller Wahrheit zu verzweifeln sich in Gefahr fühlte.

1) In der Philosophie muß Einiges schulmäßig gelernt werden, so gut wie in der Mathematik, ja so gut wie in der Grammatik. Hieher gehört nicht bloß die Logik, sondern die Aufzählung der Hauptprobleme, Hauptgegenstände, und selbst die Grundbegriffe der Systeme. Man muß schulmäßig die Ordnung der Begriffe in den Reihen behalten; wer nicht einmal *das* kann, der wird noch viel weniger die gewonnene Einsicht festhalten. — So will Mathematik auch nicht *bloß* verstanden, sondern ganz förmlich gelernt sein, was Manchem *viel schwerer* wird, als einen guten Vortrag für *eine Lehrstunde zu fassen.*

Täusche sich Niemand durch das üblich gewordene Gerede vom freien Denken, was zur *Willkür* im Denken führt, die von wissenschaftlicher Nothwendigkeit das gerade Gegentheil ist. *Für den Flug des Denkens wachsen die Flügel sehr langsam.*

2) Das Wort Philosophie ist eigentlich im wissenschaftlichen Gebrauche nur der Gesammtname für mehrere zum Theil weitläuftige und schwierige Wissenschaften. Es ist schwer, dasjenige, was alle diese Wissenschaften gemein haben, ohne Führer aus dem Eigenthümlichen einer jeden herauszuheben, daher gibt es verschiedene Definitionen der Philosophie.

Wenn Jemand fragte: was heißt integriren? so würde man dem Anfänger etwa sagen: Du beobachtest manchmal den Flug eines Vogels, oder den Gang eines Menschen, und schließest daraus, wie weit derselbe mit dieser Geschwindigkeit wohl in mehr oder weniger Zeit gelangen möge. Du versuchst wohl auch, dies auf die wachsende Geschwindigkeit des fallenden Steines auszudehnen. Der Schluß, den du machst, ist eine Integration. So macht man die Menschen aufmerksam auf ihr eigenes Nachdenken, und sagt ihnen: was ihr da thut, ist Philosophiren. Natürlich wissen sie nun ungefähr eben so viel und *eben so wenig* vom

Philosophiren, als jene Erklärung lehrt vom Integriren. Es kommt aber auf die ersten allgemeinen Definitionen weniger an, als auf die Erklärung der drei Wissenschaften, die zur Philosophie gehören.

[3]) Die Physik zeigt die Natur überall sich selbst getreu. Die Metaphysik hebt die Einwürfe, welche die Natur selbst gegen den Glauben an diese Treue zu machen scheint.

245. Fortsetzung.

(*G. Hartenstein*, Allgemeine Metaphysik [1836] S. 3–8, 10.)

Als Thales und Anaximander sich die Frage aufwarfen, woraus ist Alles geworden? — als Parmenides und Heraklit der Erfahrung zum Trotze jeder einen Begriff festhielten, der in sich selbst Bestand und Haltung zu haben schien, und als ein fester Punct im Denken geltend gemacht werden sollte gegen Alles, was sich ihm nicht fügte, — als Plato der Wandelbarkeit streitender Begierden und Leidenschaften den Gedanken eines von Begierde und Leidenschaft unabhängigen Maßstabes entgegenstellte, und den Werth dessen, was ist und geschieht, auf die Theilnahme an der Idee des Guten zurückführte: da begann von verschiedenen Puncten aus eine Bewegung des menschlichen Geistes sich zu entwickeln, welcher mit fast allgemeiner Zustimmung der Name der Philosophie geblieben ist. Als nach langem Zwischenraume Cartesius, unbefriedigt von der Masse historisch überlieferter Behauptungen, sich entschloß, an Allem zu zweifeln, bis sich ihm etwa ein Gedanke darböte, der sicher und fest genug sei, um auf ihn gestützt, der Bewegung eines fortschreitenden Denkens sich zu überlassen; — als Kant an der Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? stille stand, und mehr mit der Kühnheit, als dem Glück eines Copernicus, den Versuch wagte anzunehmen, daß nicht die Begriffe sich nach den Gegenständen, sondern diese nach jenen sich richten; — als Hegel, die Consequenzen des wiederbelebten und nach dem Bedürfnisse des Zeitalters umgebildeten Spinozismus rückwärts durchschauend, dem Denken selbst neue Gesetze vorzuschreiben, oder vielmehr es von der Autorität der alten zu entbinden kein Bedenken tragen wollte: da befanden sich alle diese Männer in derjenigen Stimmung, welche in der Mitte schwebend zwischen dem Bekannten und Unbekannten, dem Gegebenen und dem Gesuchten, und ungewiß, ob sie den Gedanken bestimme, oder von ihm bestimmt werde, immer aber der Richtung und des Zieles sich bewußt, immer gleich fähig, mit beweglichem Blicke die einzelnen Theile des durchlaufenen Raumes zu vergleichen, den Zustand des Philosophirens bezeichnet.

Es fehlt viel, daß die Motive, welche den Einzelnen hie und da veranlassen, sein eigenes Gedachte zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, überall von solchen Gedanken ausgiengen, welchen die Kraft oder auch nur der Anspruch inwohnt, ein vielfältig verzweigtes Gewebe von Begriffen, Meinungen, Ansichten und Irrthümern ordnend zu durchdringen; es fehlt noch mehr, daß der Einzelne seine wirklichen Gedanken in eine solche Verknüpfung zu setzen die Entschlossenheit habe, wie sie ein Begriff, ein Satz, der sich als gewiß und wahr aus der unbestimmten Menge anderer hervorhebt, zu fordern scheint; es fehlt endlich noch unvergleichbar viel mehr, daß die Denkversuche der Einzelnen, wie sie zufällig angeregt, vielleicht auch absichtlich fortgesetzt, zu einem mehr oder weniger ausgearbeiteten Ganzen ausgebildet werden, einen fühlbaren Einfluß auf den Gedankenkreis des Zeitalters erlangen; aber irgend etwas von dem, was so eben in den unbestimmtesten Zügen angedeutet worden ist, muß Jeder irgend einmal bei sich selbst mit Bewußtsein empfunden haben, um auch nur eine Vorstellung zu haben von dem, was Philosophie und Philosophiren genannt zu werden einen Anspruch macht.

Denn das Gemeinschaftliche in allen diesen Versuchen und Bestrebungen, was ist es denn eigentlich? die Gegenstände selbst? — da doch die Philosophie das Verschiedenartigste gleichmäßig zum Gegenstande ihrer Untersuchungen macht, und ihre Objecte, selbst in so allgemeine Abstractionen, wie die Worte: Welt und Mensch, Natur und Geist bezeichnen, zusammengefaßt, noch weit getrennt auseinander stehen, und der Begriff Gottes, wenn zu ihm das menschliche Denken sich zu erheben sucht, entweder nicht eingeht in den Umfang jener Begriffe, oder seinem Inhalte nach sich immer wieder von ihnen

aussondert, und dem Maaßstabe irdischer Bezeichnungen entzieht! oder eben die *Allgemeinheit* der Untersuchung? der umfassende Blick auf die *Allheit* des Seienden und Werdenden, unter welchen Formen und Gestalten es sich auch menschlichen Augen darstelle? — Aber die Summe dessen, was *wirklich* in den Kreis menschlicher Beobachtung fällt, ist im höchsten Grade beschränkt; der Gedanke des Möglichen, der sich irgendwie erzeugt, ist ein *leerer* Gedanke, der auf die Erfahrung warten muß, um von ihr seltener seinen Inhalt, als seine Berichtigung und Widerlegung zu erhalten; überdies haben sich die philosophischen Fragen nur allmälig erweitert und vervielfältigt, von allgemeinen Untersuchungen hat man sich zurückgetrieben gesehen auf specielle, und das Festhalten *eines* Problems, die Reduction der ganzen Philosophie auf *eine* Schwierigkeit, die gerade besonders fühlbar wurde, die bewußte Verzichtleistung auf andere, von deren Unbeantwortlichkeit man sich überzeugt zu haben glaubte, ist mehr als einmal ein Wendepunct in der Geschichte der Wissenschaft geworden. Oder ist das Gemeinschaftliche eine, an alle Aufgaben der Philosophie gleichmäßig vertheilte innere *Würde* oder auch nur ein gleiches *Interesse*, womit sie den Untersuchenden zu fesseln versteht? Den wirklich Untersuchenden vielleicht; daß aber von allen den verschiedenen Anfangspuncten des menschlichen Denkens eine gleich starke Macht Alle, vielleicht zu einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, vorwärts treibt, dem widerspricht die Erfahrung, und ganz anders ergreift den unverkünstelten Menschen, der von den Systemen noch nichts weiß, die Frage nach dem sittlichen Werthe einer Handlung und dem Zauber der Schönheit, als die nach dem Verhältnisse zweier Begriffe zu einander, die vielleicht nicht einmal darauf Anspruch machen, daß durch sie etwas erkannt werde. Also ist wohl eben dieses Streben nach *Erkenntniß*, nach *Wissen* und *Wahrheit* der allgemeine und nothwendige Beziehungspunct, nach welchem gefragt wird? Es möchte so scheinen: wenn nur nicht die Beispiele mehr als Eines Denkers, welche aus der *Geschichte* der Philosophie zu verweisen man vergebliche Versuche machen würde, lehrten, daß philosophische Bemühungen bisweilen mehr *gegen*, als *für* den Anspruch auf Erkenntniß und Wissen gekämpft haben; wenn nur nicht der Skepticismus, als die zweifelnde Ueberlegung, welche noch aller festen Stützpuncte entbehrt, nicht selten sogar gesteigert bis zu dem Grundsatze einer gänzlichen Unentschiedenheit über die Wahrheit oder Falschheit jeder Behauptung, wie ein schwarzer Fleck auf einer leuchtenden Fläche erschiene, und den Gedanken verböte, das Philosophiren für ein ungetrübtes Ausstrahlen der Wahrheit zu halten.

Durch solche und ähnliche Betrachtungen, welche sich auf Veranlassung der Geschichte durch eine Vergleichung der Systeme mit leichter Mühe weiter fortsetzen lassen, verdunkelt sich die Vorstellung der Philosophie fast zu einem undeutlichen Gesammtbilde, welches eine große Menge ähnlicher Gegenstände in dem Beobachtenden zurückzulassen pflegt. *Jedes* der erwähnten Merkmale macht wirklich Anspruch darauf, ein Theil dieses Gesammtbildes zu sein, aber keines scheint dasjenige, was in allen Theilen gleichmäßig vorhanden ist und dem Bilde selbst seine Einheit gibt, vollständig auszudrücken. Nur ein einziges bietet in dieser Beziehung einen sicherern Anknüpfungspunct dar, als alle übrigen: das *Streben nach Wissen und Erkenntniß*. Denn wenn auch der Skepticismus viele oder alle sonst gewöhnlichen Ansprüche an das Wissen aufgab, und sich vielleicht sogar gegen die Möglichkeit alles Wissens auflehnte, so geschah dies doch, wo diese Denkart sich nur überhaupt für eine philosophische ausgab, wirklich oder vorgeblich aus dem Streben nach einem solchen Wissen, welches diesen Namen verdiene und von voreiligen Annahmen und Meinungen entfernt in sich selbst fest begründet sei.

Halten wir nun diesen allgemeinen Grundzug fest, so scheint nichts leichter zu sein, als sich von dem Philosophiren, insofern es eben in einer Thätigkeit für den bestimmten Zweck des Wissens besteht, eine allgemeine Vorstellung zu machen. Denn das Streben nach Wissen und Erkenntniß enthält zunächst gar keine Beschränkung auf irgend welchen *besonderen Gegenstand*; und das paßt sehr wohl zu der Geneigtheit, philosophische Köpfe nicht sowohl darnach zu beurtheilen, womit sie sich beschäftigen, als vielmehr nach der Art, in welcher sie jeden dargebotenen Stoff auffassen und behandeln. Auch kommt Niemand leicht in Versuchung, eine philosophische Behandlung irgend welcher Gegenstände mit einer mechanischen und technischen zu verwechseln, sondern der philosophische Verkehr mit den Gegenständen soll zunächst gar nichts Aeußeres, sondern nur etwas Inneres, das Wissen und Kennen derselben zum Ziele und zur Folge haben. Dabei setzt man den Gegenstand, das Object selbst voraus, wenn auch noch als unbekanntes oder nur zum Theil bekanntes; und man könnte und sollte vermuthen, die *Durchforschung* und

genaue *Auffassung* nicht irgend eines einzelnen Gegenstandes, sondern alles dessen, was in unseren Erfahrungskreis nur irgend fällt, werde die philosophische Thätigkeit beschäftigen.

Allein gegen diese Vermuthung erhebt sich sogleich die ganze Masse aller empirischen und historischen Wissenschaften, welche die Aufgabe, das erfahrungsmäßig Gegebene als solches *aufzufassen* und *kennen zu lehren*, jede in Beziehung auf einen bestimmten Theil der Sinnenwelt, für sich selbst in Anspruch nehmen. Die Geschichte, die Physik, die Chemie, die Erd- und Völkerkunde u. s. w. theilen die Welt unter sich, und nicht bloß der Dichter, sondern auch der Philosoph gehen leer aus bei dieser Theilung. Warum das? Hat sich etwa die Philosophie auch verspätet, wie die Dichtkunst, und den günstigen Zeitpunct vorübergehen lassen, wo noch Gelegenheit war, zuzugreifen, um sich irgend einen festen Besitz zu sichern? Aber die Philosophie ist *älter*, als die meisten übrigen Wissenschaften, und sie hätte zugreifen können, wenn sie *gewollt* hätte; im Gegentheile hat sie bisweilen diese oder jene Besitzung, die man ihr wider Willen zuweisen wollte, wieder aufgegeben, eben weil sie nicht dazu gemacht ist, sich an irgend einen Gegenstand ausschließend zu binden. Oder hat sie sich etwa deßhalb von der Erde in den Olymp zurückgezogen, ganz unbekümmert um das, was in dem Kreise der irdischen Erfahrung sich etwa begeben möge? Bisweilen mag das der Fall gewesen sein; indessen auch diese Flucht vor dem Irdischen ist immer nur scheinbar gewesen; oft nur hervorgegangen aus der verborgenen Absicht, mit neuen Hülfsmitteln zu der Erfahrung zurückzukehren, und als Lehrerin und Leiterin der übrigen Wissenschaften aufzutreten.

Läßt man das Bild fallen, so sieht man leicht, daß die Philosophie nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch die *Bekanntschaft* mit demselben voraussetzt. Hiermit soll nicht mehr gesagt sein, als was Jeder dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß meint, wenn er etwa die, mit welchen er Umgang pflegt, seine Bekannten nennt. Wie sich hier aus Mittheilung und Beobachtung ein Gesammtbild des fremden Individuums hervorhebt, welches, ohne Aufmerksamkeit auf die Art, wie wir zu demselben gekommen sind, das Individuum uns wiedererkennen läßt, vielleicht auch der Grund bestimmter Erwartungen und Urtheile über dasselbe wird, so muß, ehe an die Philosophie auch nur gedacht werden kann, der Einzelne sich im Gebiete der Erfahrung orientirt und die Leichtigkeit gewonnen haben, sich auf der Oberfläche derselben nach verschiedenen Richtungen zu bewegen, ohne genöthigt zu sein, der Auffassung des Einzelnen als solchen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was noch irgend die Mühe des Aufmerkens, des Beobachtens und des Zusammenstellens des Beobachteten zu inneren oder äußeren *Anschauungen* in Anspruch nimmt, fällt in das Gebiet der Empirie, der Historie, nicht in das der Philosophie.

Es entsteht also die Vermuthung, die Philosophie sei vielleicht die Wissenschaft der Begriffe, ihr Thun eine Gedankenbewegung von Begriffen zu Begriffen. Denn dann wäre sie allerdings nicht gebunden an irgend einen besonderen Gegenstand, sondern ihr Gebiet würde so weit reichen, als das Gebiet der Begriffe reicht, und doch könnte ihr im Gegensatze zu den übrigen Wissenschaften ein eigenthümliches Geschäft angewiesen werden. Denn obwohl noch gar kein Grund vorhanden ist, zu zweifeln, ob die erworbenen Begriffe ein Wissen enthalten, sondern alles unser Wissen in ihnen und *nur* in ihnen ist, so könnten doch mancherlei Fragen entstehen, die sich nur auf die Begriffe bezögen; was jeder bedeute, wie weit er reiche, ob und wie er sich auf andere beziehe, wie sich einer mit dem andern vertrage, sich nach ihm, ihn nach sich richte und bestimme, u. s. w. Sollten nun solche und ähnliche Fragen im Denken und durch das Denken beantwortet werden, so müßte man das eine *Bearbeitung der Begriffe* nennen; der Zweck der Erkenntniß bliebe dabei unangetastet stehen, und die Philosophie könnte ganz im Allgemeinen als eine *Bearbeitung der Begriffe zum Zwecke der Erkenntniß* aufgefaßt werden.

3. Zur allgemeinen Encyklopädie.

(Organon des Wissens.)

246. Zur speciellen Organik des Wissens. I. Kunstlehre der Philologie.

(*A. Böckh*, Ueber die kritische Behandlung der pindarischen Gedichte, in den Abhandl. der K. Akad. d. W. zu Berlin, 1825.)

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Philologie des classischen Alterthums scheint es ein wesentliches Bedürfniß zu sein, daß, nachdem von allen Seiten viel versucht und in manchen Zweigen Entgegengesetztes aufgestellt worden, auch einmal wieder der Blick auf das Formale und Methodische gerichtet werde, über welches noch wenig und nicht besonders eindringend gedacht ist. Denn die Meisten, welche sich mit dem Studium des Alterthums beschäftigen, haben kaum einen Begriff von dem Wesen und Leben der dabei in Anwendung kommenden Thätigkeiten, sondern betreiben die Philologie mit einer gewissen Gedankenlosigkeit als ein gewohntes Geschäft oder eine Liebhaberei, höchstens von einem dunkeln Gefühle der innern Vortrefflichkeit des Gegenstandes daran festgehalten; und selbst diejenigen, welche ein sogenanntes Lehrgebäude der Philologie haben entwerfen wollen, zeigen eine nicht geringe Unfähigkeit, Begriffe zu bilden, und einen so auffallenden Mangel an Bewußtsein von ihrer eigenen mit ausgezeichnetem Glück geübten Thätigkeit, daß man, um nur ein Beispiel anzuführen, die Grammatik, welche offenbar einen Theil des Stoffes der Philologie enthält, mit der Hermeneutik und Kritik als eine bloß formale Wissenschaft zu dem Organon der Philologie verbunden hat. Betrachtet man diese und ähnliche Erscheinungen, so könnte man sich verwundern, wie man bei solchen Vorstellungen dennoch so weit gekommen sei, als man wirklich doch scheint gekommen zu sein; wenn man sich andererseits nicht erinnerte, daß der gesunde Sinn fast bewußtlos weiter reicht, als die ausgebildetste Reflexion. Dennoch ist die Vernachläßigung des Formalen und Methodischen ein Haupthinderniß schönerer Blüthe unserer Wissenschaft; die Folgen davon zeigen sich besonders bei der Erklärung und Kritik der Schriftsteller, welche, im Ganzen genommen, so weit zurück sind, daß ausgezeichnete Erscheinungen, wie unseres S c h l e i e r m a c h e r's höhere Erklärung der platonischen Schriften, von der Masse der philologischen Gelehrten nicht einmal begriffen werden, und eben darum sehr selten sind; meistens werden Kritik und Erklärung spielend und ungeregelt betrieben, und sowohl das Ziel, wohin sie streben, als die Gesichtspuncte, nach welchen sie geleitet werden müssen, schweben nur dunkel und unvollkommen vor; Kunst sind sie, wenn wir ehrlich sein wollen, noch nicht mehr geworden, als zur Zeit des Hippias und Antisthenes, welche sogar auf der andern Seite vor der unsrigen eine genauere Aufmerksamkeit auf die Eigenthümlichkeit des Ausdruckes und der Schreibart voraus hatte. Nicht als ob man nicht einzeln eingesehen hätte, wie wichtig die Methode einem Studium sei, auf dessen schwankendem Boden kein Schritt ohne Gefahr geschieht; aber die ehemals aufgestellten Grundsätze der Hermeneutik und Kritik sind so flach und zusammenhanglos gerathen, daß sich niemand lange dabei aufhielt; und da, wie überall, so auch in der Philologie, Theorie erst gedeihen kann, wenn bedeutende Muster der Ausübung vorangegangen sind, so wird die Theorie nicht tiefer gehen, als die jedesmalige Ausübung; indem sie jedoch, was dem einen und andern der Ausübenden klar geworden ist, geprüfter, vollständiger und zusammenhängender darstellt, wird sie den Blick der Nachfolger schärfen und sie vor Verirrungen hüten, und endlich das bewirken, daß man in jedem Augenblicke der philologischen Thätigkeit seines Zweckes sich völlig bewußt ist, und das Geschäft des Philologen wahrhaft künstlerisch wird. Nach den mannigfaltigen philologischen Bestrebungen fehlt es aber jetzt nicht mehr an Stoff für den philologischen Theoretiker, um mit philologischem Sinn ausgestattet darzustellen, was nach allen Seiten hin die Aufgabe der Kritik und Erklärung sei, und wie sie umfassend und so sicher als möglich gelöst werden könne. Nicht um dieses zu leisten, was ohnehin die Grenzen einer akademischen Abhandlung weit überschreiten würde, habe ich diese Betrachtungen vorangestellt, sondern um sie auf meinen besondern Fall anzuwenden. Nachdem ich mich nämlich an der Kritik des Pindar ausübend versucht habe, finde ich, daß dem Ueberzeugenden meiner Darstellung wenigstens für diejenigen, welche sich nicht auf demselben Standpuncte befinden, weil sie nicht denselben Weg gegangen sind, die Einsicht in die Methode fehle, welche beim Finden geleitet hat; so daß also, wenn das Einzelne anders und wieder anders gemacht wird,

am Ende jegliche dieser Behandlungen auf gleiche Weise gültig erscheinen könnte. Denn es liegt hier ein Unbekanntes vor, welches wir ausmitteln sollen; wenn nun der Eine dies, der Andere jenes ausgemittelt hat, läßt sich, wer das Wahre gefunden hat, nicht immer an den Gefundenen selbst erkennen, weil das Eine und das Andere im Allgemeinen möglich ist; die mittheilbare Ueberzeugung beruht daher vorzüglich auf der Sicherheit der Methode, welche aber bei der kritischen Behandlung eines Schriftstellers, wo Alles vereinzelt erscheint, nicht zur völligen Klarheit kommen kann. So wie ich daher für Erklärung und Kritik überhaupt jetzt eine Methodik für vorzüglich wichtig halte, so scheint mir eben auch bei diesem besondern Gegenstande die Betrachtung des Methodischen sehr nützlich, damit nicht nach Einfällen und Willkür verfahren werde, sondern kunstmäßig und auf eine begründete Weise; und nachdem mir das Bedenken, welches leicht eintritt, wenn man über die Methode, welche man selbst hat befolgen wollen, sich erklären soll, durch unseres Buttmann's Aufforderung und Ermunterung dazu gehoben worden, habe ich mich entschlossen, diesen Gegenstand hier abzuhandeln, so jedoch, daß ich das zu Allgemeine und alles, was vom Besondern bei jedem Schriftsteller eben so in Anwendung kommt, möglichst aussondere, und nur dasjenige berücksichtige, was aus der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser kritischen Aufgabe hervorgeht. Ganz neue Ergebnisse werden, nach der Natur der Sache, nur wenige hierbei ausgemittelt werden können; vielmehr kommt es darauf an, vereinzelt schon Gesagtes in Zusammenhang zu bringen und dadurch fester zu begründen; und da die Gegensätze nach dem alten Sprichworte sich erläutern, werde ich mir zugleich erlauben, im Vorbeigehen gegenüber zu stellen, was kürzlich auf ganz methodischem Wege, nicht ohne Anmaßung, aber ohne Erfolg, versucht worden ist. — Die Aufgabe der hermeneutischen Kunst ist das Verstehen; die Aufgabe der Kritik das Urtheilen; da man aber nicht urtheilen kann, ohne verstanden zu haben, so wird von der Kritik die hermeneutische Aufgabe als gelöst vorausgesetzt. Allein man kann sehr oft das zu Verstehende auch nicht verstehen, ohne schon ein Urtheil über dessen Beschaffenheit gefaßt zu haben; daher setzt das Verstehen auch die Lösung der kritischen Aufgabe voraus: woraus ein Cirkel entsteht, welcher uns bei jeder nur einigermaßen schwierigen hermeneutischen und kritischen Aufgabe hemmt, und der es eigentlich ist, mit welchem die Philologen bei ihrem ganzen Geschäfte fortwährend kämpfen, um diesen magischen Kreis durch die Beschwörungsformeln ihrer Kunst zu lösen. Allein sie sind nicht bloß in diesen großen Kreis gebannt, welchen wir hier nicht weiter berücksichtigen wollen, sondern es liegen in demselben wieder immer neue und neue, indem jede Art der Erklärung und Kritik wieder die Vollendung der übrigen hermeneutischen und kritischen Aufgaben voraussetzt; das muß jeder Philolog einsehen, wenn er sich dessen, was er thut, bewußt wird; doch steht es in keiner Theorie, und ich will mich auch nicht rühmen, es erfunden zu haben, da ich es von Schleiermacher gelernt habe. Die verschiedenen Arten der Kritik aber, welche sich wechselsweise voraussetzen, glaube ich am besten so bestimmen zu können. Das Urtheil bezieht sich nämlich erstlich auf die Sprachelemente: ob jedes Sprachelement an jeder gegebenen Stelle angemessen sei, oder nicht, welches in dem letztern Falle das angemessenere sein würde, und ob das angemessenere oder das entgegengesetzte das ursprünglich wahre sei; dies nennen wir die niedere Kritik, oder die grammatische oder Wortkritik. Ihr zur Seite geht die historische Kritik, deren Aufgabe ganz dieselbe ist, außer daß statt des Sprachelements die in einer gegebenen Stelle überlieferte Thatsache in Betracht gezogen und jene Fragen, theils in Bezug auf die Stelle, theils in Rücksicht der geschichtlichen Wahrheit selbst untersucht werden; wie beide Arten sich wechselsweise voraussetzen, wird Jeder leicht finden. Wenn nun in beiden Fällen das Urtheil sich immer auf eine Einzelnheit bezieht, so ist dagegen das Geschäft der sogenannten höheren oder, wie ich sie lieber nenne, Individualkritik, eine ganze gegebene Schrift als ein geschlossenes Ganzes mit einem bestimmten Individuum als Verfasser zu vergleichen, und die Angemessenheit oder Unangemessenheit beider gegen einander festzustellen, und zu entscheiden, ob diese Unangemessenheit, wo sie gefunden wird, ursprünglich statt gefunden habe, oder die Schrift einem Andern angehöre, welchem sie angemessen ist; daher man diese Kritik die des Echten und Unechten genannt hat; ihr zur Seite geht aber die Gattungskritik, welche das gegebene Ganze überhaupt mit der Idee der Gattung, unter welche sie fällt, nach den Gesetzen der Kunst vergleicht, und welche wir, abgesehen von einzelnen Schriften, welche keinen ästhetischen Gesichtspunct erlauben, nach der Mehrheit die ästhetische nennen. Auch beide letztern können nicht bestehen, ohne ihre Aufgaben wechselseitig gelöst vorauszusetzen, welches

aber hier zu entwickeln zu weit führen würde; und eben so setzen die beiden letztern Arten die beiden erstern, und umgekehrt, voraus. Uebrigens entsprechen diese Arten der Kritik eben so vielen gleichlaufenden Arten der Erklärung und des Verständnisses.

247. Fortsetzung. — II. Kunstlehre der Philomathie; 1. Kunstlehre der Empirie. — Einige Regeln der Naturforschung.

(*J. F. W. Herschel*, Ueber das Studium der Naturwissenschaft, übersetzt von F. C. Henrici [1836] S. 148—150; 152—163.)

Das Erste, wornach ein philosophischer Geist bei der Wahrnehmung eines neuen Phänomens strebt, ist dessen Erklärung oder Zurückführung auf eine unmittelbare erzeugende Ursache. Ist dieses nicht zu erreichen, so ist das Nächste, das Phänomen zu verallgemeinern, und es mit anderen ihm analogen in dem Ausdruck irgend eines Gesetzes zusammen zu fassen, in der Hoffnung, daß dessen Betrachtung bei einem mehr vorgeschrittenen Zustande des Wissens zur Entdeckung einer wahren nächsten Ursache führen werde.

Da die Erfahrung uns gezeigt hat, auf welche Art und Weise ein Phänomen in sehr vielen verschiedenen Fällen von einem anderen abhängt, so finden wir uns, so wie die Wissenschaft sich erweitert, mit einem beständig zunehmenden Vorrathe von solchen vorgängigen Phänomenen, oder solchen Ursachen (wir meinen jetzt bloß nächste Ursachen) versehen, welche unter verschiedenen Modificationen zur Erzeugung einer großen Menge von Wirkungen außer denen, die ursprünglich zu ihrer Kenntniß leiteten, geeignet sind. Solche Ursachen hat Newton mit dem Ausdruck: wahre Ursachen bezeichnet, als welche nämlich anerkanntermaßen eine reelle Existenz in der Natur haben, und nicht bloße Hypothesen oder Fictionen des Verstandes sind. Als Beispiel für diese Unterscheidung führen wir das Vorkommen von Muscheln in großer Höhe über dem Meere an, welches verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden ist; von Einigen nämlich einer gewissen Bildungskraft des Bodens, von Anderen einer Gährung, von wieder Anderen dem Einfluß der Himmelskörper, von noch Anderen dem zufälligen Vorübergehen von Pilgern mit ihren Muschelschalen, von nochmals Anderen verschiedenen von Schalthieren sich nährenden Vögeln, und von allen neueren Geologen einstimmig dem Untergange wahrer, ursprünglich auf dem Meeresboden lebender Mollusken, und einer Veränderung des relativen Niveaus von Land und Meer. Von diesen vermeintlichen Ursachen gehören die Bildungskraft des Bodens und der Einfluß der Himmelskörper zur Classe der Fictionen der Einbildungskraft; zufälliges Verschleppen durch Pilger ist eine wahre Ursache, die auch für einzelne auf viel begangenen Wegen zerstreute Muscheln gelten mag, aber zur Erklärung der ganzen Erscheinung nicht genügt; Gährung ist hinsichtlich ihrer Existenz eine wahre Ursache, nicht aber hinsichtlich der Erzeugung von Muscheln in einem Gestein, da solche Wirkungen von derselben nie gesehen worden sind, und Felsen und Steine nicht gähren; daß aber andererseits auf dem Meeresgrunde lebende Schalthiere ihre Schalen verlassen, und diese dann von Schlamm überzogen und eingeschlossen werden, ereignet sich täglich; und die Erhebung des Meeresgrundes bis zu einer Höhe, in welcher derselbe trocknes Land werden kann, ist eine schon so oft und in solcher Ausdehnung bewährte Erscheinung, daß sie dadurch als eine in gesunder Philosophie gültige wahre Ursache qualificirt wird.

Diesen Ursachen können wir noch eine andere hinzufügen, welche gleichfalls die wesentlichen Merkmale einer wahren Ursache besitzt, nämlich die astronomische Thatsache der gegenwärtigen geringen Abnahme der Excentricität der Erdbahn, welche als eine allgemeine, auf die mittlere Temperatur der ganzen Erdkugel einwirkende Ursache, und als eine solche, deren Wirkung unausbleiblich und bis zu einem gewissen Grade einer genauen Schätzung fähig ist, Beachtung verdient. Es ist einleuchtend, daß die mittlere Temperatur der Erdoberfläche, in so fern sie durch die Wirkung der Sonne auf einem höheren Grad erhalten wird, als sie, wenn diese vernichtet wäre, behaupten würde, von der mittleren Menge der empfangenen Sonnenstrahlen, oder, was dasselbe ist, von der ganzen in einem gegebenen unveränderlichen Zeitraum em-

pfangenen Menge derselben abhängen muß; und da die Länge des Jahres unter allen Schwankungen des Planetensystems unveränderlich ist, so folgt, daß der ganze *jährliche* Betrag der Sonnenstrahlung, unter übrigens gleichen Umständen, das allgemeine Klima der Erde bestimmen werde. Nun ist es aber nicht schwierig, zu zeigen, daß dieser Betrag der kleineren Axe der elliptischen Erdbahn, diese als wenig veränderlich angenommen, umgekehrt proportional ist, und daß daher, da (wie wir wissen) die größere Axe constant bleibt und die Erdbahn sich gegenwärtig der Kreisform nähert, also die kleinere Axe im *Wachsen* begriffen ist, der mittlere jährliche Betrag der Sonnenstrahlung auf die ganze Erde zur Zeit im *Abnehmen* sein muß. Wir haben hier also eine augenscheinlich reelle Ursache, von hinreichender Allgemeinheit und *in dem richtigen Sinne* wirkend, zur Erklärung des Phänomens; ob sie indeß dazu ausreicht, bedarf einer weiteren Untersuchung.

So oft daher irgend ein Phänomen zur Erklärung sich darbietet, suchen wir es natürlich zunächst auf die eine oder andere derjenigen reellen Ursachen zurückzuführen, deren Existenz und deren Wirksamkeit zur Hervorbringung ähnlicher Phänomene durch die Erfahrung dargethan ist. Bei diesem Versuche wird die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs demnach häuptsächlich abhängen: 1) von der Zahl und Verschiedenheit der von der Erfahrung zu unserer Verfügung gestellten Ursachen; 2) von unserer Geschicklichkeit, sie zur Erklärung der Naturphänomene zu gebrauchen; 3) von der Zahl analoger Phänomene, die wir sammeln können, welche entweder bereits erklärt worden sind, oder vermittelst der einen oder anderen jener Ursachen erklärt werden können, und von der Stärke ihrer Analogie mit der in Frage stehenden.

Hier erkennen wir also die große Wichtigkeit der Bekanntschaft mit einer größeren Menge analoger Fälle oder Phänomene, welche mit dem in Betrachtung stehenden zu einer Classe gehören, und von welchen vorauszusetzen ist, daß die Erklärung eines einzigen unter ihnen zu der aller übrigen führen werde. Ist die Analogie zwischen zwei Phänomenen sehr stark und schlagend, während zugleich die Ursache des einen sehr einleuchtend ist, so wird es kaum möglich sein, die Wirksamkeit einer ähnlichen Ursache bei dem anderen abzuleugnen, wenn diese auch nicht an sich so einleuchtend ist. Wenn wir z. B. sehen, wie ein in einer Schleuder um die Hand im Kreise geschwungener Stein die Schnur gespannt erhält, und in dem Augenblicke ihrer Zerreißung fortfliegt, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß er in seiner Bahn durch die Spannung der Schnur, d. i. durch eine gegen den Mittelpunct gerichtete *Kraft*, festgehalten werde; denn wir fühlen, daß wir eine solche Kraft wirklich ausüben. Wir haben hier *eine directe Wahrnehmung* der Ursache. Wenn wir daher einen großen Körper, wie den Mond, sich um die Erde bewegen und nie von ihr sich entfernen sehen, so können wir die Verhütung seiner Entfernung nicht anders, als, zwar nicht einem materiellen Bande, aber einem Etwas zuschreiben, welches in jenem Falle vermittelst der Schnur wirksam war, — einer constant gegen den Mittelpunct gerichteten *Kraft* nämlich. Auf diese Weise erlangen wir fortwährend Kenntniß von der Existenz von Ursachen, die unter so verborgenen Umständen wirken, daß sie sich unserer directen Entdeckung entziehen.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß Bewegung, wo immer erregt oder verändert, stets auf die Existenz einer *Kraft* als ihrer Ursache hinweist; und daß so die Naturkräfte durch die von ihnen erzeugten Bewegungen erkannt und gemessen werden. So wird die magnetische *Kraft* eben so sicher durch die einer Compaßnadel von einem Stück Eisen ertheilte Ablenkung, oder durch das Auffliegen einer Nadel zu einem über ihr gehaltenen Magnet, als durch das Anhängen an diesem bei der Berührung im ruhigen Zustande erkannt, welcher Zusammenhang nur durch Kraftanwendung aufgehoben werden kann. So haben auch die auf der Oberfläche einer unter einer leitenden Flüssigkeit elektrisirten Quecksilbermasse erregten Strömungen die Existenz und Richtung von durch den elektrischen Strom entwickelten Kräften von ungeheurer Intensität erkennen lassen, von denen wir auf andere Weise keine Ahnung gehabt haben würden.

Wenn aber die Ursache eines Phänomens sich weder bei der Betrachtung des Phänomens selbst deutlich ergibt, noch unserer Aufmerksamkeit durch einen Fall von einer starken Analogie, von der oben beschriebenen Art, gewissermaßen aufgedrungen wird, so haben wir kein anderes Hülfsmittel, als eine wohl überlegte Zusammenstellung und Durchmusterung aller uns bekannten ähnlichen Fälle, d. i. die Bildung einer Classe von Thatsachen, welche das fragliche Phänomen zu einem gemeinschaftlichen Classificationsprincipe haben, und die Nachforschung unter diesen nach anderen Uebereinstimmungspuncten, unter denen die Ursache nothwendig aufgefunden werden wird. Wenn aber mehr als eine Ursache da zu sein

scheinen sollte, so müssen wir uns bemühen, neue Thatsachen zu finden, oder, wenn das nicht gelingt, hervorzubringen, bei denen jede dieser Ursachen, eine nach der anderen, fehlt, während jene dennoch in dem fraglichen allgemeinen Puncte übereinstimmen. Hierin besteht der Gebrauch der »durchkreuzenden Beispiele,« wie Bacon sie nennt, welche Phänomene sind, die zur Entscheidung zwischen zwei Ursachen, deren Annahme von denselben Analogien unterstützt wird, herbeigezogen werden. Hier erkennen wir denn auch den Nutzen des Experiments, als von bloß passiver Beobachtung sich unterscheidend. Wir machen einen Versuch der durchkreuzenden Art, wenn wir Combinationen bilden, und Ursachen in Thätigkeit setzen, von denen einige besondere absichtlich ausgeschlossen, und andere absichtlich zugelassen werden; und nach der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der daraus hervorgehenden Phänomene mit denen aus der in Untersuchung befindlichen Classe bestimmen wir unser Urtheil.

Wenn wir allgemeine Regeln zur Leitung und Erleichterung der Aufsuchung der gemeinschaftlichen Ursache einer großen Menge zusammengestellter Thatsachen aufstellen wollen, so müssen wir die Merkmale derjenigen Beziehung, welche wir unter dem Ausdruck Ursache und Wirkung verstehen, berücksichtigen. Diese sind nun:

1) Unveränderliche Verknüpfung, und insbesondere unveränderliches Vorangehen der Ursache und Nachfolgen der Wirkung, wenn letzteres nicht durch irgend eine entgegenwirkende Ursache verhindert wird. Es muß aber bemerkt werden, daß bei einer großen Zahl von Naturphänomenen die Wirkung allmählig erfolgt, während die Ursache oft allmählig an Intensität zunimmt, so daß es schwierig werden kann, das Vorangehen der einen und das Nachfolgen der anderen zu ermitteln, obgleich es wirklich statt findet. Andererseits folgt oft die Wirkung der Ursache so plötzlich, daß keine Zwischenzeit wahrgenommen werden kann. Es ist daher zuweilen schwierig zu entscheiden, welches von zwei beständig einander begleitenden Phänomenen die Ursache, und welches die Wirkung ist.

2) Unveränderliches Ausbleiben der Wirkung bei Abwesenheit der Ursache, wenn nicht etwa irgend eine andere Ursache dieselbe Wirkung hervorzubringen vermag.

3) Verstärkung oder Verminderung der Wirkung bei zunehmender oder abnehmender Intensität der Ursache in Fällen, welche eine Zunahme und Abnahme zulassen.

4) Proportionalität der Wirkung zur Ursache in allen Fällen directer ungehinderter Thätigkeit.

5) Umkehrung der Wirkung bei einer Umkehrung der Ursache.

Diese Merkmale führen uns zu folgenden Bemerkungen, welche als eben so viele auf besondere Fälle leicht anwendbare Sätze, oder als Regeln der empirischen Forschung angesehen werden können. Wir schließen: 1) daß, wenn in unserer Gruppe von Thatsachen eine vorkommt, bei der irgend eine bezeichnete Eigenthümlichkeit oder ein begleitender Umstand fehlt oder entgegengesetzt ist, diese Eigenthümlichkeit nicht die gesuchte Ursache sein kann.

2) Daß irgend ein Umstand, worin alle Thatsachen ohne Ausnahme übereinstimmen, die fragliche Ursache, oder, wenn nicht, wenigstens eine Seitenwirkung einer und derselben Ursache, sein kann; ist nur ein solcher Uebereinstimmungspunct vorhanden, so wird diese Möglichkeit zur Gewißheit; sind aber ihrer mehrere vorhanden, so können auch mehrere zusammenwirkende Ursachen da sein.

3) Daß wir die Existenz einer Ursache nicht leugnen dürfen, für welche eine einhellige Uebereinstimmung starker Analogien spricht, wenn es auch nicht ersichtlich ist, wie eine solche Ursache die Wirkung sollte hervorbringen können, oder selbst wenn auch ihre Existenz unter den vorhandenen Umständen schwierig zu begreifen sein mag; in solchen Fällen sollten wir eher, wenn irgend möglich, an die Erfahrung appelliren, als *a priori* gegen die Ursache entscheiden; und versuchen, ob sie nicht sichtbar gemacht werden könne.

Z. B.: wenn wir die Sonne lebhaft leuchtend sehen, so führt uns jede Analogie zu dem Schluß einer intensiven Hitze derselben. Wie die Hitze Licht erzeugen könne, wissen wir nicht; und wie eine solche Hitze dauernd unterhalten werden könne, vermögen wir auch nicht zu begreifen. Doch sind wir jetzt nicht befugt, deßhalb die Folgerung zu verwerfen.

4) Daß entgegengesetzte Thatsachen zur Entdeckung von Ursachen eben so lehrreich, als directe sind.

Z. B.: wenn Luft mit feuchten Eisenfeilspänen in einem verschlossenen Gefäße über Wasser abgesperrt wird, so vermindert sich ihr Volumen, indem eine gewisse Menge derselben sich mit dem Eisen zur Erzeugung von Rost verbindet; und wenn die übrig bleibende Luft untersucht wird, so findet sich, daß sie unfähig ist, Verbrennung

und thierisches Leben zu unterhalten. Diese entgegengesetzte Thatsache zeigt, daß die Ursache der Unterhaltung der Verbrennung und des animalischen Lebens in jenem Theile der Luft zu suchen ist, welcher vom Eisen absorbirt, und zur Rostbildung verwandt worden ist.

5) Daß Ursachen sehr häufig bloß durch eine Anordnung unserer Thatsachen nach dem Grade der Intensität, welcher einer besonderen Eigenschaft zukommt, offenbar werden, obgleich dies nicht nothwendig erfolgen muß, weil entgegenwirkende oder abändernde Ursachen zu gleicher Zeit thätig sein können.

Z. B.: der Schall besteht in Schlägen, die von der Luft unseren Ohren mitgetheilt werden. Wenn eine Reihe von gleich starken Schlägen ihnen in gleichen Zeiträumen mitgetheilt wird, anfänglich in langsamer und allmählig in rascherer Aufeinanderfolge, so hören wir zuerst ein rasselndes Geräusch, dann ein tiefes Murmeln, und darauf ein Summen, welches allmählig in einen wahren Ton übergeht, dessen Höhe beständig zunimmt, bis zu einem Grade, wo unser Ohr ihn nicht mehr zu unterscheiden vermag. Aus diesem Zusammentreffen der Höhe des Tons mit der Schnelligkeit der Schläge schließen wir, daß unsere Empfindung der verschiedenen Höhe der Töne aus der verschiedenen Schnelligkeit entspringt, mit welcher die Luftstöße unsere Ohren treffen.

6) Daß solche entgegenwirkende oder abändernde Ursachen unbemerkt vorhanden sein, und die Wirkungen der gesuchten Ursache vernichten können, in Fällen, welche ohne diese Einwirkung zu unserer Classe der günstigen Thatsachen gehören würden; und daß daher Ausnahmen oft durch Entfernung oder gehörige Berücksichtigung solcher entgegenwirkenden Ursachen aufgehoben werden können. Diese Bemerkung erlangt die höchste Wichtigkeit, wenn (wie es oft der Fall ist) eine einzelne schlagende Ausnahme einer übrigens übereinstimmenden Reihe von Thatsachen gegenübersteht, welche alle zu Gunsten einer gewissen Ursache sprechen.

So hat man in der Chemie gefunden, daß der *alkalische* Charakter der alkalischen und erdigen Basen aus der Verbindung von Sauerstoff mit eigenthümlichen Metallen entspringt. Das Ammoniak indessen bildet eine merkwürdige, überraschende Ausnahme von der oben erwähnten Art, indem es eine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff ist. Es sind aber beinahe sichere Anzeigen vorhanden, daß diese Ausnahme keine wirkliche ist, sondern als solche nur in Folge irgend einer abändernden, noch nicht erkannten Ursache erscheint.

7) Wenn wir zwei entweder von der Natur hervorgebrachte, oder absichtlich von uns selbst hervorzubringende Fälle auffinden können, welche *genau* in allen Stücken, mit Ausnahme eines einzigen, übereinstimmen, in diesem einen aber von einander verschieden sind, so *muß* dessen Einfluß auf die Hervorbringung der Erscheinung, wenn es einen solchen hat, merkbar werden. Ist es in einem Falle zugegen und in einem anderen gänzlich abwesend, so wird das Eintreten oder Ausbleiben des Phänomens entscheiden, ob jenes die Ursache desselben ist, oder nicht, und dies noch augenscheinlicher, wenn es in beiden Fällen in *entgegengesetzter* Weise zugegen ist, und die Wirkung daher umgekehrt sein würde. Wenn aber seine vollständige Gegenwart oder Abwesenheit nur einen Unterschied in dem *Grade* oder der Intensität der Erscheinung hervorbringt, so können wir auch nur schließen, daß es wie eine mit einer anderen, anderswo zu suchenden, concurrirende Ursache oder Bedingung wirkt. In der Natur finden sich vergleichungsweise selten Beispiele, die in einem Umstande durchaus verschieden, und in allen anderen völlig übereinstimmend sind; durch Hülfe des Experiments sind sie aber leicht hervorzubringen, und dies ist in der That der große Zweck der Anwendung von *Versuchen* bei physikalischen Untersuchungen. Sie werden in dem Maße, als sie diese Eigenschaft (der genauen Uebereinstimmung in allen Puncten bis auf einen einzigen) besitzen, werthvoller und ihre Resultate deutlicher, weil die der Natur vorgelegte Frage dadurch schärfer und ihre Antwort entschiedener wird.

8) Wenn wir einen völligen Gegensatz hinsichtlich des Umstandes, dessen Einfluß wir ausmitteln wollen, nicht erreichen können, so müssen wir Fälle aufzufinden uns bemühen, in denen ein beträchtlicher Unterschied dem Grade nach statt findet. Gelingt auch *dieses* nicht, so vermögen wir vielleicht seinen Einfluß durch die Einführung eines neuen Umstandes, welcher, für sich betrachtet, dazu geeignet zu sein *scheint*, zu schwächen oder zu verstärken, und diesen dadurch indirect zu erkennen. Aber alsdann haben wir uns beständig daran zu erinnern, daß die so erlangte Evidenz eine indirecte *ist*, und daß der eingeführte neue Umstand einen ihm eigenen directen Einfluß haben, oder einen abändernden Einfluß auf irgend einen anderen Umstand ausüben *kann*.

9) Verwickelte Phänomene, bei denen verschiedene zusammenwirkende, entgegengesetzte oder völlig von einander unabhängige Ursachen zugleich wirksam sind, so daß eine zusammengesetzte Wirkung daraus hervorgeht, können durch eine Sonderung der Wirkungen aller bekannten Ursachen, so gut die Natur des Falles es erlaubt, vermittelst des Raisonnements entweder, oder der Berufung auf die Erfahrung, so vereinfacht werden, daß nur noch ein Phänomen gleichsam als Residuum zur Erklärung übrig bleibt. In der That wird die Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande hauptsächlich durch dieses Verfahren gefördert. Die meisten der von der Natur dargebotenen Phänomene sind sehr verwickelt, und wenn die Wirkungen aller bekannten Ursachen mit Genauigkeit geschätzt und abgesondert werden, so erscheinen die übrig bleibenden Thatsachen beständig in der Gestalt ganz neuer Phänomene, und führen zu den wichtigsten Folgerungen.

Z. B.: die vom Professor Encke vorhergesagte, oft wiederholte Rückkehr des nach ihm benannten Kometen, und die allgemeine gute Uebereinstimmung zwischen seinen berechneten und beobachteten Oertern während aller Perioden seiner Sichtbarkeit würde uns zu der Behauptung bewegen, daß seine Gravitation zur Sonne und zu den Planeten die einzige und zureichende Ursache seiner Umlaufsbewegung sei. Wenn aber die Wirkung dieser Ursache scharf berechnet und von der beobachteten Bewegung abgezogen wird, so findet sich, daß noch ein residuelles Phänomen übrig bleibt, dessen Existenz auf eine andere Weise nie erkannt sein würde, und welches in einer geringen Beschleunigung seiner Wiedererscheinung, oder in einer Verminderung seiner Umlaufszeit besteht, welche nicht der Gravitation zugeschrieben werden kann, und deren Ursache daher weiter zu erforschen ist. Eine solche Beschleunigung kann durch den Widerstand eines im Weltraume verbreiteten Mittels verursacht werden; und da ein solcher aus anderen guten Gründen für eine wahre Ursache gehalten werden kann, so hat man ihm auch jene Beschleunigung zugeschrieben.

Viele von den neuen Elementarstoffen der Chemie sind durch die Untersuchung residueller Phänomene entdeckt worden. So entdeckte Arfwedson das Lithion in Folge der Wahrnehmung eines Gewichtsüberschusses bei der schwefelsauren Verbindung, die durch einen kleinen Theil von der in dem von ihm analysirten Mineral vorhandenen vermeintlichen Magnesia gebildet worden war. Eben diesem Principe gemäß kann man auch die sehr concentrirten Rückstände großer Operationen fast mit Gewißheit als die Schlupfwinkel neuer chemischer Bestandtheile betrachten, wie dieses das Jod, Brom, Selen und die neuen von Wollaston und Tennant in der Begleitung des Platins aufgefundenen Metalle bezeugen. Es war ein glücklicher Gedanke Glauber's, zu untersuchen, was sonst Jedermann wegwarf.

248. Fortsetzung. — 2. Kunstlehre der Historie. — Ein Fragment über historische Kritik.

(*F. Rehm*, Lehrbuch der historischen Propädeutik [1830] S. 46—49.)

Möglichst vollständige Ausmittelung des wirklich Geschehenen in seiner wahren Gestalt, eigenthümlichen Beschaffenheit und Zusammenhang mit anderen Begebenheiten ist Aufgabe der historischen Forschung. Treue Wahrheit und zweckmäßige Vollständigkeit sind nothwendige Erfordernisse jeder historischen Darstellung. Alle Wahrheit ist entweder logische oder reale. Dem Historiker genügt natürlich nur die letztere. Ein allgemeines reales Kriterium der Wahrheit gibt es nicht; sondern alle reale Wahrheit beruht auf einzelnen Gründen, welche entweder objective oder subjective sind, und darnach entweder zum Wissen oder zum Glauben führen. In diesem strengen philosophischen Sinne findet in der Geschichte nur Glauben statt; aber dieser historische Glaube läßt sich, wenn anders hinreichende Gründe des Fürwahrhaltens vorhanden sind, zu einer gleichen Gewißheit erheben wie das objective Erkennen aus Anschauung und das discursive aus Begriffen. Die historische Wahrheit ist eine äußere oder eine innere. Nur die erstere läßt sich durch einfache oder combinirende Beweisführung bis zu jener der mathematischen ähnlichen Evidenz erheben, die innere läßt nur sittliche Ueberzeugung zu. In der Aus-

mittelung beider Arten von Wahrheit besteht das Geschäft der historischen Kritik, welche darnach in innere und äußere (niedere und höhere) eingetheilt wird. Alles Geschehene erfordert, in so weit es als Erscheinung in der Sinnenwelt wahrnehmbar ist und die Ueberlieferung desselben von den Wahrnehmungen in der Sinnenwelt abhängt, Beglaubigung durch äußere Zeugnisse. Von jedem Zeugen fordern wir, daß er die Wahrheit solle sagen können und wollen (*dexteritas et sinceritas*), und sehr gut ist es, wenn er durch hinzukommende Umstände verhindert war die Unwahrheit zu sagen. Genaue Kenntniß der äußeren persönlichen Verhältnisse, der geistigen Anlagen und des sittlichen Charakters jedes einzelnen Zeugen sind daher unerläßliche Grundbedingungen der äußeren Kritik, wozu noch Untersuchung der Art, wie das abgelegte Zeugniß uns erhalten ist, hinzukommen muß. Wo das Geschäft der äußeren Kritik aufhört, beginnt das der inneren, welches vornehmlich in der Scheidung der reinen Gestalt des Geschehenen von der, in welcher Menschen es auffaßten, in der Würdigung des Geistigen, der Anwendung der durch Zusammenstellung mehrerer als wahr erkannter Einzelnheiten gewonnenen Ansicht von einem allgemeinen historischen Charakter der Zeit oder des Volks auf die einzelnen Begebenheiten, deren Zusammenhang, Ursache und Wirkung, und in der besonnenen Ergänzung und Verdeutlichung des äußerlich beglaubigten historischen Stoffs besteht. Nie darf die auf bloße innere Gründe gestützte Wahrheit der äußern gleich gestellt werden, und selbst von der wahrscheinlichsten, auf Analogie gegründeten, und zur Ergänzung der Lücken in den Zeugnissen nothwendigsten Vermuthung macht der besonnene Kritiker nur als von einer solchen Gebrauch, und wird sie noch weniger gegen unzweideutige Zeugnisse mißbrauchen. Absolute Unmöglichkeit einer auf Zeugnisse gestützten Thatsache verbietet zwar dieselbe als wahr geltend zu machen; aber der bescheidene Historiker wird immer erkennen, wie schwer und eng mit individuellen Vorkenntnissen und Ansichten zusammenhängend das Urtheil über reale Unmöglichkeit ist, und sich durch sein und seiner Zeit vielleicht auch nur subjectives Urtheil keineswegs zur Unterdrückung einer ihm unmöglich scheinenden Angabe berechtigt halten, um so weniger, da solche Angaben selbst wesentlich mit dazu gehören, um die Denkart und öffentliche Meinung einer Zeit oder eines Volks zu charakterisiren. Dies findet insbesondere seine Anwendung bei Erzählungen von Wundern, wobei der Historiker das Urtheil darüber, ob es ein wahres oder ein angebliches Wunder sei, dem Naturforscher und dem Theologen überläßt, das Wunderbare selbst keiner modernisirenden Auslegung unterwirft, und nur das Urtheil der Berichterstatter von der Thatsache selbst scheidet. Auf solche Art muß sich der Historiker vor zwei gleich nachtheiligen Extremen, der Leichtgläubigkeit und der Zweifelsucht (historischer Pyrrhonismus), hüten, zwischen welchen der wahre historische Skepticismus in der Mitte steht.

Die historische Forschung soll nicht blos streng kritisch, sondern auch vollständig, d. h. über alle Theile des überlieferten historischen Stoffes und über alle Arten der Quellen ausgedehnt sein. Nur durch vollständige Sammlung und kritische Würdigung der gesammten historischen Ueberlieferung werden hinreichende Materialien gewonnen, um daraus auswählen zu können, was sich für die kunstgemäße Darstellung eignet. Anscheinend geringfügige Ereignisse enthalten oft die Anfänge großer Begebenheiten, und in einzelnen kleinen Zügen spricht sich der Charakter einer Zeit und eines Volks nicht minder als in geräuschvollen Erscheinungen aus. Das Urtheil über die Wichtigkeit der einzelnen Thatsache ergibt sich erst aus der Zusammenstellung mit anderen. Zur Vollständigkeit der historischen Forschung genügt die bloße Ausmittelung der Thatsachen noch nicht, sondern es gehört dazu auch Kenntniß der Zeit und des Ortes der Handlung, ihres Zusammenhangs mit anderen Begebenheiten und der handelnden Personen.

249. Schluss. — III. Kunstlehre der Philosophie. — Ueber Grund und Folge und die Methode der Beziehungen.

(*J. F. Herbart*, Hauptpuncte der Metaphysik [1808]; Kleinere Schriften I. [1842] S. 203—210.)

Wer den Grund besitzt, soll der Folge mächtig sein. Die Folge liegt in dem Grunde. Aber nicht wie in einem Behältniß, das sie leer zurücklassen könnte. Sie darf nichts unabhängiges sein; das Folgern darf von dem Grunde nicht einen, für sich fertigen, Theil absondern: oder es

wäre ein bloßes Wiederholen des nämlichen Gedankens, und der Rest des Grundes nicht Grund, sondern überflüssig. Gehört also die Folge dem Grunde: wie kann Er sie loslassen? Und, was von dem Grunde abgetrennt, was aus ihm heraus gezogen wird, wie kann es ein neuer Gedanke sein?

Der Grund, indem er begründet, ist auf allen Fall ein im Werden begriffener Gedanke; die Folge das Gewordene: also ein Neues, und doch im Werdenden Prädisponirtes. Aber damit ist die Schwierigkeit nicht gelöst. Es fragt sich, was heißt ein werdender Gedanke? Soll das Werden ihm eigenthümlich sein, so gewiß er dieser und kein andrer Gedanke ist? Oder duldet er bloß, daß man ihn willkürlich ins Werden versetze; und könnte er die Folge wohl auch ruhig in sich verborgen behalten? Die letztere Voraussetzung werde zuerst untersucht.

A. Ist der Grund ein an und für sich ruhender Gedanke, ist das Folgern ihm gleichgültig: so kann die Folge wenigstens der Materie nach nicht neu sein. Denn sollte sie neu sein, und doch aus ihm hervorgehen, so müßte er sich ändern. Was in ihm schon gedacht wird, das kann in ihr nur eine neue Form annehmen. Aber kein Einfaches, als solches, hat Form; sondern nur das Verbundene. Die Folge also ist ein Verbundenes. Verbunden, als Folge; unverbunden (oder doch nicht so verbunden) als Theil des Grundes. — Ist denn die Verbindung ohne Grund? — Die Verbindung ist, und ist nicht, in dem Grunde. Das heißt, sie ist vorhanden, aber gehemmt. Das Hemmende, als Theil des Grundes, als stiftend die Folge, ist zugleich verbindend. Aber was zugleich verbindet und trennt, heißt ein Mittelglied (*terminus medius*). Es verbindet, indem es mit jedem der zu verbindenden selbst verbunden ist; es trennt, indem es nicht in beiden Verbindungen zugleich, sondern für jede besonders, also zweimal, gedacht wird. Prämissen. Conclusion. Beides aus der Logik bekannt. — Wo in einer Gedanken-Sphäre sich häufig dieselben Begriffe in vielerlei Verbindungen (Mittelbegriffe) wiederfinden; oder, wo die Veranlassungen, gewisse Begriffe zu erzeugen, sich vielfach wiederholen: da wird diese Art zu folgern, durch Zusammenfassung der Prämissen, von häufigem Gebrauche sein. (Es wird sich weiterhin offenbaren, daß dies in der Mathematik der Fall ist.) Aber durch sie allein würde es gleichwohl nie etwas anders als Gedankenanhäufung geben. Denn sie setzt die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, in den Prämissen, voraus. Sei dieselbe analytisch; so ist sie tautologisch. Synthetisch *a posteriori*, — so ist sie nur Aggregation. Synthesis *a priori* erwarten wir gleich im Folgenden. Im Voraus ist soviel von selbst klar: Soll es Synthesis *a priori* geben, so muß sich das Bedürfniß derselben, ehe sie vollzogen wird, durch einen Widerspruch verrathen, — und in diesem allein kann ihre Rechtfertigung liegen. Denn sei B dem A durch Synthesis *a priori*, also nothwendig, zu verbinden: so muß A ohne B unmöglich sein. Die Nothwendigkeit liegt in der Unmöglichkeit des Gegentheils. Unmöglichkeit eines Gedankens aber ist Widerspruch.

B. Ist der Grund ein ursprünglich werdender Gedanke, kann er die Folge nicht in sich behalten, bedarf er des Folgerns: so ist er, ohne das Folgern, unmöglich: Das heißt: Er, der Grund, vor dem Folgern, enthält einen Widerspruch. Herausschaffung des Widerspruchs ist der eigentliche Actus der Speculation. Und Speculation, im strengen Sinne, ist der willkürlose Gang des zur Umwandlung vordringenden Gedankens. Entweder derselbe dringt sich auf im Gegebenen — er ist ein Naturproblem; oder er ergibt sich aus einer Idee, die ausgeführt werden soll, — er ist ein praktisches Problem. Im letztern Fall soll man den Versuch anstellen; im erstern Fall weiß man, er werde gelingen. — Willkürlich gemachten Widersprüchen könnte nichts beiwohnen von speculativem Triebe, noch von der Hoffnung auf irgend ein Resultat.

Der Grund ist hier kein Satz, noch eine Mehrheit von Sätzen, sondern ein Begriff; denn er ist ein Widerspruch, d. h. die Identität der widersprechenden Glieder. Die Folge wird den Widerspruch aufheben, also den Grund verändern, — durch einen neuen Gedanken, als nothwendige Ergänzung von jenem, sofern er denkbar sein soll, — als Voraussetzung und Beziehungspunct desselben, sofern der Begriff schon Gültigkeit besaß. Die Folge ist demnach hier nicht, wie vorhin, der Form nach, sondern der Materie nach von dem Grunde verschieden.

Die gleich zu entwickelnde Methode der Beziehungen (d. h. Methode, nothwendige Ergänzungs-Begriffe, wenn sie versteckt sind, aufzusuchen) darf nicht einer mathematischen Formel verglichen werden, welcher man sich im Calcul sorglos überlassen kann. Sie beschreibt im Allgemeinen, bis auf einen gewissen Punct, welche Wendung der mit einem aufgegebenen Widerspruche beschäftigte Denker unvermeidlich nehmen werde. Ohne die innigste Vertrautheit mit dem Problem aber ist sie gar nicht zu gebrauchen.

Dasselbe muß zuvörderst durch analytische Betrachtungen so vollkommen zur Deutlichkeit erhoben werden, daß, was nur als Schwierigkeit war *fühlbar* gewesen, sich nun als Widerspruch scharf *denken* lasse. Ist der Punct des Widerspruchs genau gefunden: so liegt seine contradictorische Verneinung als nothwendig vor Augen. Heiße der Hauptbegriff A: so werden in ihm zu unterscheiden sein zwei Glieder, M und N, die er als identisch setzt, und die doch sich verhalten, in irgend einem, oder einigen Merkmalen, wie Ja und Nein. Der Widerspruch liegt in keinem der Glieder für sich genommen, er liegt in der prätendirten Identität beider; diese muß verneint werden. Man wird demnach jedes der Glieder abgesondert setzen. Aber gegeben ist Jedes nur mit dem andern. Denkt man M abgesondert: so ist es ein leerer Begriff, der auf Wiederverknüpfung mit N wartet. Denkt man es mit N in A: so ist man gezwungen, es wieder herauszusondern. Das Abgesonderte hat nur Realität für die Verknüpfung, das Verknüpfte ist nur denkbar in der Absonderung. So ist der Widerspruch aus dem Hauptbegriff in das einzelne Glied getreten, welches identisch und auch nicht identisch mit dem andern muß gedacht werden. Dieser secundäre Widerspruch erfordert abermals contradictorische Verneinung, also Trennung der in ihm als verbunden erscheinenden Glieder. Das mit sich selbst entzweite M kann nicht Eins und dasselbe sein. Es muß zerfallen in Eins und ein Anderes. Ein M, identisch mit N; ein anderes M, nicht identisch mit N. Aber hier erneuern sich die vorigen Betrachtungen. M, identisch mit dem ihm widersprechenden N, ist undenkbar. Soll doch dabei etwas gedacht werden, so muß es vor allen zuerst als M, d. h. nicht identisch mit N, gedacht werden. M, nicht identisch mit N, ist ein leerer Begriff, ist ungültig; nur einem solchen M, wie es aus dem Hauptbegriff A hervorgeht, kann Gültigkeit beigelegt werden. In *jedem* der mehrern M, also, wenn es vollständig, wie es muß, gedacht werden soll, zeigt der secundäre Widerspruch sich ganz und gar; und, will man ihn auch hier noch durch Trennung der Glieder verfolgen, so wird er sich in *jedem* abgesonderten Stücke von neuem zeigen. Er kann also in keinem einzelnen M, *als* einem einzelnen, gehoben werden. Folglich bleibt nur übrig, anzunehmen, daß in der Mehrheit der M, als einer Mehrheit, seine Auflösung liege. Die mehreren sollen sich *zusammen* finden in der Identität mit N. Also, ihr Zusammen muß gleich N sein; während, außer dem Zusammen, jedes M, einzeln genommen, nicht gleich N ist. So weit reicht die Methode. Das Zusammen der M kann sie nicht bestimmen, weil sie das M selbst nicht kennt. Man wird also in jedem besondern Falle aus der Eigenthümlichkeit der M zu erforschen haben, was das *Zusammen* für sie bedeuten könne? wie man zum Behuf desselben *jedes* der M zu denken habe? welche Erfordernisse sich dabei aus A selbst ergeben? — Die Voraussetzungen des Zusammen, in jedem der M, einzeln genommen, geben alsdann die Ergänzungsbegriffe, welche mit A durch Synthesis *a priori* zu verknüpfen sind, oder, auf welche er sich bezieht.

Ein leichtes Beispiel gibt der logische Syllogismus. Damit die Prämissen (das zwiefache M, welches mit N, der Folge, identisch sein soll, weil sie *in* ihrem Grunde *liegt*), als Gedanken, *zusammen* sein können, welches hier, wo vom Folgern die Rede ist, mehr bedeuten muß, als blosse Association: ist vorauszusetzen, daß Etwas in jeder derselben sei, was von selbst im Denken zusammenfällt. (Entweder ein identischer Begriff, oder auch Begriffe, die durch eine zwischenliegende Schlußreihe, oder durch nothwendige Beziehung schon verbunden sind.) Dies Etwas gehört dem Zusammen nicht an, weil es demselben als Bedingung vorangeht. Das bloße Zusammen aber ist die Conclusion. Diese ist identisch mit ihrem Grunde, d. h. mit jeder der Prämissen, sofern dieselbe zusammen ist mit der andern. — Die wichtigsten Anwendungen der Methode finden sich in den §§. 3, 4 und 12. (M. s. auch allg. prakt. Philos. S. 39. Das Gleichgültige ist dort M; das Gefallende N. Der Ausdruck *Ergänzung* aber hat dort einen andern Sinn als hier.)

Der Hauptbegriff ist nothwendig verbunden mit den Ergänzungsbegriffen. Der letzteren kann, nach gehöriger Entwickelung des Zusammen, und vielleicht nach mehrmals angewandter Methode, eine lange Reihe sein. *Diese Menge des Nothwendig-Verbundenen nun ist keine Menge, sondern Ein Gedanke.* Denn, was man seiner nothwendigen Verbindung entreißen würde, das müßte unmöglich, undenkbar werden. — Aber *welcher* Gedanke? Das läßt sich nur *gliederweise* vorzählen, indem man ihn entwickelt. — Hier widerspricht sich Einheit und Vielheit. Man denke nun zunächst Einheit und Vielheit gesondert. Das Viele, für sich genommen, kann nicht gleich sein der Einheit; wohl aber das *Zusammen* des Vielen, d. h. seine

Form. Sonach ist die Einheit bloß formal. Das wahre Viele liegt außer ihr, und wird in ihr bloß repräsentirt.

Anmerkung. 1) Wenn offenbare Beziehungen verkannt werden, so zeigt man den nicht gegebenen (also nicht aufzulösenden), — sondern im Verkennen sich erzeugenden Widerspruch. 2) Vermeinte Widersprüche werden häufig gehoben durch bloße Distinction. Diese verwirft eine Unvorsichtigkeit im Denken. 3) Es gibt Widersprüche, die keiner Auflösung bedürfen, weil sie keine Realität prätendiren. Imaginäre, irrationale Größen. — Bewegung.

250. Zur vergleichenden und zur allgemeinen Organik des Wissens. — Von der Nothwendigkeit, für das Erkennen eine sichere Methode zu haben.

(*Francis Bacon*, Novum Organum [1620]; Vorrede und erstes Buch.)

Nostra autem ratio, ut opere ardua, ita dictu facilis est. Ea enim est, ut certitudinis gradus constituamus, sensum per reductionem quandam tueamur, sed mentis opus, quod sensum subsequitur, plerunque rejiciamus; novam autem et certam viam, ab ipsis sensuum perceptionibus, menti aperiamus et muniamus. Atque hoc proculdubio viderunt et illi, qui tantas dialecticæ partes tribuerunt. Ex quo liquet, illos intellectui adminicula quæsivisse, mentis autem processum nativum et sponte moventem, suspectum habuisse. Sed serum plane rebus perditis hoc adhibetur remedium; postquam mens ex quotidiana vitæ consuetudine, et auditionibus, et doctrinis inquinatis occupata, et vanissimis idolis obsessa fuerit. Itaque ars illa dialecticæ, sero (ut diximus) cavens, neque rem ullo modo restituens, ad errores potius figendos, quam ad veritatem aperiendam valuit. Restat unica salus ac sanitas, ut opus mentis universum de integro resumatur; ac mens, jam ab ipso principio, nullo modo sibi permittatur, sed perpetuo regatur; ac res, veluti per machinas, conficiatur. Sane si homines opera mechanica nudis manibus, absque instrumentorum vi et ope, aggressi essent, quemadmodum opera intellectualia nudis fere mentis viribus tractare non dubitarunt: parvæ admodum fuissent res, quas movere et vincere potuissent, licet operas enixas, atque etiam conjunctas præstitissent. Atque si paulisper morari, atque in hoc ipsum exemplum, veluti in speculum, intueri velimus; exquiramus (si placet) si forte obeliscus aliquis, magnitudine insignis, ad triumphi vel hujusmodi magnificentiæ decus transferendus esset, atque id homines nudis manibus aggrederentur, annon hoc magnæ cujusdam esse dementiæ, spectator quispiam rei sobrius fateretur? Quod si numerum augerent operariorum, atque hoc modo se valere posse confiderent, annon tanto magis? Sin autem delectum quendam adhibere vellent, atque imbecilliores separare, et robustis tantum et vigentibus uti, atque hinc saltem se voti compotes fore sperarent, annon adhuc eos impensius delirare diceret? Quin etiam si, hoc ipso non contenti, artem tandem athleticam consulere statuerent, ac omnes deinceps manibus, et lacertis et nervis, ex arte bene unctis et medicatis adesse juberent, annon prorsus eos dare operam, ut cum ratione quadam et prudentia insanirent, clamaret? Atque homines tamen simili malesano impetu, et conspiratione inutili, feruntur in intellectualibus; dum ab ingeniorum vel multitudine et consensu, vel excellentia et acumine, magna sperant; aut etiam dialectica (quæ quædam athletica censeri possit) mentis nervos roborant; sed interim, licet tanto studio et conatu (si quis vere judicaverit) intellectum nudum applicare non desinunt. Manifestissimum autem est, in omni opere magno, quod manus hominis præstat, sine instrumentis et machinis, vires nec singulorum intendi, nec omnium coire posse.

Aphorismus I. Homo, naturæ minister et interpres, tantum facit et intelligit, quantum, de naturæ ordine, re vel mente observaverit; nec amplius scit, aut potest.

II. Nec manus nuda, nec intellectus sibi permissus multum valet; instrumentis et auxiliis res perficitur; quibus opus est non minus ad intellectum quam ad manum. Atque ut instrumenta manus motum aut cient aut regunt; ita et instrumenta mentis intellectui aut suggerunt aut cavent.

III. Scientia et potentia humana in idem coincidunt, quia ignoratio causæ destituit effectum. Natura enim non nisi parendo vincitur: et quod in contemplatione instar causæ est, id in operatione instar regulæ est.

IV. Ad opera nil aliud potest homo, quam ut corpora naturalia admoveat et amoveat: reliqua natura intus transigit.

VIII. Etiam opera, quæ jam inventa sunt, casui debentur et experientiæ, magis quam scientiis: scientiæ enim, quas nunc (1600) habemus, nihil aliud sunt, quam quædam concinnationes rerum antea inventarum; non modi inveniendi, aut designationes novorum operum.

IX. Causa vero et radix fere omnium malorum in scientiis ea una est, quod dum mentis humanæ vires falso miramur et extollimus, vera ejus auxilia non quæramus.

XI. Sicut scientiæ, quæ nunc (1600) habentur, inutiles sunt ad inventionem operum; ita et logica, quæ nunc habetur, inutilis est ad inventionem scientiarum.

XIII. Syllogismus ad principia scientiarum non adhibetur, ad media axiomata frustra adhibetur, cum sit subtilitati naturæ longe impar: assensum itaque constringit, non res.

XIV. Syllogismus ex propositionibus constat, propositiones ex verbis, verba notionum tesseræ sunt. Itaque si notiones ipsæ (id quod basis rei est) confusæ sint, et temere a rebus abstractæ; nihil in iis, quæ superstruuntur, est firmitudinis: itaque spes est una in *inductione* vera.

XIX. Duæ viæ sunt, atque esse possunt, ad inquirendam et inveniendam veritatem. Altera a sensu et particularibus advolat ad axiomata maxime generalia, atque ex iis principiis eorumque immota veritate judicat et invenit axiomata media: atque hæc via in usu est. Altera a sensu et particularibus excitat axiomata, ascendendo continenter et gradatim, ut ultimo loco perveniatur ad maxime generalia; quæ via vera est, sed intentata.

XX. Eandem ingreditur viam (priorem scilicet) intellectus sibi permissus, quam facit ex ordine dialecticæ. Gestit enim mens exilire ad magis generalia, ut acquiescat: et post parvam moram fastidit experientiam: sed hæc mala demum aucta sunt a dialectica ob pompas disputationum.

XXII. Utraque via orditur a sensu et particularibus, et acquiescit in maxime generalibus: sed immensum quiddam discrepant; cum altera perstringat tantum experientiam et particularia cursim; altera in iis rite et ordine versetur; altera rursus jam a principio constituat generalia quædam abstracta, et inutilia; altera gradatim exurgat ad ea, quæ revera naturæ sunt notiora.

XXIV. Nullo modo fieri potest, ut axiomata per argumentationem constituta ad inventionem novorum operum valeant; quia subtilitas naturæ subtilitatem argumentandi multis partibus superat. Sed axiomata, a particularibus rite et ordine abstracta, nova particularia rursus facile indicant, et designant; itaque scientias reddunt activas.

XXV. Axiomata, quæ in usu sunt, ex tenui et manipulari experientia, et paucis particularibus, quæ ut plurimum occurrunt, fluxere; et sunt fere ad mensuram eorum facta et extensa: ut nil mirum sit, si ad nova particularia non ducant. Quod si forte instantia aliqua, non prius animadversa aut cognita, se offerat, axioma distinctione aliqua frivola salvatur, ubi emendari ipsum verius foret.

XXXVI. Restat vero nobis modus tradendi unus et simplex, ut homines ad ipsa particularia et eorum series et ordines adducamus; et ut illi rursus imperent sibi ad tempus abnegationem notionum, et cum rebus ipsis consuescere incipiant.

LVI. Reperiuntur ingenia alia in admirationem antiquitatis, alia in amorem et amplexum novitatis effusa; pauca vero ejus temperamenti sunt, ut modum tenere possint, quin aut quæ recte posita sunt ab antiquis convellant, aut ea contemnant, quæ recte afferuntur a novis. Hoc vero magno scientiarum et philosophiæ detrimento fit, quum studia potius sint antiquitatis et novitatis, quam judicia: veritas autem non a felicitate temporis alicujus, quæ res varia est; sed a lumine naturæ et experientiæ, quod æternum est, petenda est. Itaque abneganda sunt ista studia; et videndum, ne intellectus ab illis ad consensum abripiatur.

[Gedruckt: Bogen 1 – 38 von Januar bis Juli 1846; Bogen 39 – 92 von Januar bis Juli 1847.]

Von Dr. Mager erschien früher:

Geschichte der französischen National-Litteratur neuerer und neuester Zeit. (1789—1837). Vier Theile. (93 Bogen gr. 8.) Berlin, Heymann. 1837—1839. 6 Thlr.

I. Erstes Buch: Einleitung. Zweites Buch: Die classische Schule. (XII u. 428 S.)
II. Drittes Buch: Die romantische Schule. (XIV u. 378 S.)
III. Viertes Buch: Redner. Fünftes Buch: Geschichtschreibung. (XXIV u. 344 S.)
IV. Sechstes Buch: Philosophie. (XXIX u. 245 S.)

Tableau anthologique de la littérature françoise contemporaine. (1789—1837.) En six livres. Trois vol. (99 Bogen gr. 8.) Ebendaselbst. 1837—1838. 4 Thlr.

I. Ecole classique. Ecole romantique. (XVIII u. 700 S.)
II. Orateurs. Historiens. (XVI u. 562 S.)
III. Philosophie. Sciences exactes. (XX u. 254 S.)

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch. Drei Bände. Stuttgart, Cotta.

I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Vierte Auflage, 1847. (XXIV u. 342 S. gr. 8.) 1 fl. 12 kr. od. 24 Ngr.
II. Französisches Lesebuch für untere und mittlere Classen. Erster Band. Vierte Aufl., 1847. (VIII u. 203 S. gr. 8.) 36 kr. od. 12 Ngr.
Dasselbe, Zweiter Band. Dritte Auflage, 1845. (VIII u. 343 S. gr. 8.) 1 fl. 24 kr. (Schulpreis 56 kr.)

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: Episch, Lyrisch, Dramatisch; Historisch, Rhetorisch, Didaktisch. Zwei Bände. (53½ Bogen gr. 8.) Ebendaselbst, 1842. 3 fl. (Schulpreis 2 fl. 30 kr)

I. Erste Abtheilung. Poesie. (XXII u. 326 S.)
II. Zweite Abtheilung. Prosa. (II u. 504 S.)

Deutsches Elementarwerk. Lese- und Lehrbuch. Vier Bände. Stuttgart, Cast.

Erster Theil. Deutsches Lesebuch für untere und mittlere Classen.
Band I. Neue Auflage, 1843. (XVI u. 344 S. gr. 8.) 50 kr.
Band II. Neue Auflage, 1844. (XII u. 376 S. gr. 8.) 1 fl. 6 kr.
Band III. Neue Auflage, 1847. (XVI u. 756 S. gr. 8.) 2 fl. 16 kr.
Zweiter Theil. Deutsches Sprachbuch. Anfänge der Grammatik, Onomatik und Sprachkunst. 1842. (XVI u. 214 S. gr. 8.) 1 fl. 4 kr.

Lesebuch I u. II erscheint bis Ostern 1848 in dritter, das Sprachbuch in neuer, umgearbeiteter Auflage.

Die modernen Humanitätsstudien.

Zweites Heft. Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Litteraturen, und die Mittel ihm aufzuhelfen. (VIII u. 134 S. gr. 8.) Zürich, Meyer und Zeller, 1843. 15 Ggr. od. 1 fl. 9 kr.

Drittes Heft. Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichtes in fremden Sprachen und Litteraturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und der synthetischen Methoden. Dritte Bearbeitung. (XII u. 426 S. gr. 8) Ebendaselbst, 1846. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Das erste Heft, eine Umarbeitung der 1840 erschienenen Abhandlung »die moderne Philologie,« soll bald möglichst erscheinen.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. (265 S. gr. 8.) Stuttgart, Sonnewald, 1840.

Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürger-Gymnasiums (Real- oder h. Bürgerschule). Aus dem X. Bande der Pädagogischen Revue besonders abgedruckt. (IV u. 116 S. gr. 8.) Belle-Vue bei Constanz, 1845. 12 Ggr.

Pädagogische Revue. Centralorgan für Wissenschaft, Geschichte und Kunst der Haus-, Schul- und Gesellschaftserziehung. Band I — IX, 1840—1844. Stuttgart, Cast. Band X — XI, 1845, Buchhandlung zu Belle-Vue bei Constanz. Bd. XII — XVII, 1846—1847, Zürich, Schultheß. (Wird fortgesetzt.)

Staatliche
Bibliothek
Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mager, Karl,

Lesebuch zur Encyklopädie enthaltend 250 Abhandlungen und Bruchstücke aus 1
74 Schriften von 129 Autoren über Gegenstände aus allen Gebieten der
Wissenschaften

Zürich 1847

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/V 32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347610-9